10/6 Bibl. Mont.

Real=Encyclopädie

oder

Converſations=Lexicon.

Sechste Original=Auflage.

Sechster Band.

M und N.

Anzeige.

Von der sechsten Original-Auflage dieſes Werks ſind ſechs verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 10 Bde. 36 Thl. (Fl. 64. 48 Kr.)

Eine Fortſetzung zu dieſem Werke, die übrigens auch als ein für ſich beſtehendes Ganze kann angeſehen werden, da ſie ſich ausſchließlich mit den Ereigniſſen der neueſten Zeit beſchäftigt, erſcheint in acht Lieferungen, jede von ungefähr 25 Bogen, unter dem Titel: Converſations-Lexicon Band XI und XII, oder „Neue Folge," und iſt eben ſo wie das Hauptwerk, in ſechs verſchiednen Ausgaben zu bekommen; nämlich:

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 4 Thl. 16 gr. (Fl. 8. 24 Kr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 6 Thl. 8 gr. (Fl. 11. 24 Kr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in gr. 8. Pr. für alle 8 Lieferungen 7 Thl. 12 gr. (Fl. 13. 30 Kr.)

No. 4. Fein Berliner Med. Druckp. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 9 Thl. (Fl. 16. 12 Kr.)

No. 5. Fein engl. Vel. Pap. in gr. 8. Preis für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

No. 6. Schreibp. in gr. 4. Pr. für alle 8 Lieferungen 12 Thl. (Fl. 21. 36 Kr.)

Privatperſonen, die ſich directe an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Exemplare zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können, wenn ſie verſchiedene Ausgaben wählen, bei einem Betrage von wenigſtens 85 Thalern, Ein Siebentel davon als Rabatt in Abzug bringen.

Allgemeine deutſche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Sechster Band.

M und N.

Sechste Original-Auflage.

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.

Calderon.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1824.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

M

M, der dreizehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher durch eine leichte Ausſtoßung des Hauches, wobei man die Lippen ſchließt, hervorgebracht wird. Er iſt ein Lippenbuchſtabe und der zweite der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben.

M', das abgekürzte Mac, eine Vorſetzſylbe ſchottiſcher Eigennamen, welche Sohn bedeutet, und wie das hebräiſche Ben (ſ. d. Art.) und das irländiſche O' (O'Higgins, O'Flaherty) aus den Zeiten herrührt, wo die vom Vater auf den Sohn forterbenden Familiennamen noch nicht gebräuchlich waren. Das ſchriftlich abgekürzte M' wird übrigens immer wie Mac ausgeſprochen, nie aber wird dieſe Sylbe, ſondern die folgende betont: man ſpricht daher Mac-Phĕrſon, Mac-Ĭntoſh. S. auch Fitz.

Mäander, jetzt Meinder, einer der berühmteſten Flüſſe Kleinaſiens. Er entſpringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwiſchen Karien und Lydien, wo er die Grenze macht, hindurch, und fällt zwiſchen Priene und Miletus in's ägeiſche Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen ſeiner vielen Krümmungen und Wendungen berühmt; und ſie benannten nach ihm die künſtlich in einander verſchlungenen Purpureinfaſſungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich mäandriſche Wege, mäandriſche Worte, d. i. künſtliche Wendungen und Umſchweife u. ſ. w.

Maas (franz. la Meuse), ein großer ſchiffbarer und beſonders für die Niederlande wichtiger Fluß. Sie entſpringt im Departement der obern Marne (Champagne), wird bald ſchiffbar, fließt bei dem bekannten Schloſſe Löwenſtein mit der Waal zuſammen, und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem ſie ſich bei Dortrecht in zwei Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen ſich auf's neue bei Vlaardingen. Bei Briel iſt die Maas ½ deutſche Meile breit, und ergießt ſich, nicht weit davon, mit ſolcher Gewalt in die Nordſee, daß das Seewaſſer in einer beträchtlichen Weite ſeinen ſalzigen Geſchmack verliert.

Maaß (Moß) heißt das beſtimmte Verhältniß der Theile eines Dinges zum Ganzen, und daher auch die Einheit (Maßſtab im weitern Sinne), welche man annimt, um andere Dinge derſelben Art auszumeſſen, d. i. das Verhältniß ihrer Theile zu beſtimmen und auszuſprechen, wie ſich ein Gegenſtand in Hinſicht ſeiner Größe zu dieſer angenommenen Größe verhalte. Es gibt daher, nach Verſchiedenheit der Größen, 1. Längenmaße, deren Einheit eine gerade Linie iſt. Die Größe der Längenmaße in Deutſchland iſt an verſchiedenen Orten verſchieden. Man unterſcheidet hier die Ellenmaße, die Fußmaße, die Ruthenmaße und die Meilen- oder Wegemaße. Die Benennungen und Eintheilungen, welche hieher gehören, ſind folgende: 1 Ruthe iſt zuweilen = 2 Klaftern, zuweilen = 8 Ellen (wie beim Straßen-

bau) oder auch wol $7\frac{1}{12}$ Elle (eine ſächſiſche Landruthe) u. ſ. w.; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Fuß = 12 Zoll; 1 Zoll = 12 Linien. Im Ellenmaße gibt es große Verſchiedenheiten. So z. B. enthält die leipziger Elle $250\frac{2}{3}$, die hamburger Elle 254, die brabanter Elle 306, die berliner Elle 296 franz. Linien ꝛc. (den pariſer Fuß zu 144 Linien gerechnet.) (Uebrigens ſ. Fuß und Meile.) 2. Flächen- oder Quadratmaße, welche nebſt der Länge auch die Breite angeben, beſtimmen die Größe der Oberfläche aller Dinge, von den größten bis zu den kleinſten. Eine Fläche von 1 Zoll lang und 1 Zoll breit, heißt ein Quadrat (□) Zoll; 12 Zoll Länge und 12 Zoll Breite geben einen Quadratfuß von 144 □Zoll. Auch dieſe Maße ſind ſehr verſchieden. Beſondere Benennungen ſind Juchart Morgen Landes, Acker, Tonne, Ausſaat ꝛc. 3. Körper- oder Kubikmaße, welche nebſt der Länge und Breite auch die Höhe oder Tiefe angeben, werden zur Beſtimmung des (körperlichen kubiſchen) Inhalts der Größen, zum Ausmeſſen trockner oder flüſſiger Waaren gebraucht. Zum Meſſen der erſtern hat man Laſt, Wispel, Malter, Säcke, Scheffel, Simmer, Faß, Himten, Spint, Tonne, Viertel, Metzen, Mäßchen ꝛc. Sie ſind nach Verſchiedenheit der Gegenſtände und Orte ſehr verſchieden. So ebenfalls die Maße flüſſiger Sachen, als Maß (im engern Sinne), Fuder, Orhoft, Ohm oder Ahm, Anker, Faß, Eimer, Viertel, Stübchen, Kanne, Quartier, Oeßel oder Nöſel, Schoppen u. ſ. w. Ein Körper, der 1 Fuß lang, breit und hoch, oder tief iſt, heißt ein Kubikfuß. Im figürlichen Sinne iſt Maß die Beſchränkung auf das Natürliche und Regelmäßige.

Maaßſtab (Maßſtab) iſt das als Einheit gebrauchte Werkzeug, womit der Raum einer gewiſſen Größe beſtimmt wird. Der verjüngte Maßſtab iſt ein ſolcher, welcher die gewöhnlichen Längenmaße verkleinert vorſtellt. Man bedient ſich ſeiner, um große Gegenſtände in richtigem Verhältniſſe in's Kleine zu bringen und abzuzeichnen. Transverſalmaßſtab wird insbeſondere derjenige verjüngte Maßſtab genannt, wo die Unterabtheilungen ſicherer und genauer, als auf dem Längenmaßſtabe, längs einer Diagonallinie abgenommen werden können.

Mab, die Königin der Feen, bei Shakſpeare; auch Wieland erwähnt öfter der Fee Mab.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benediktiner, geb. 1632 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Champagne, trat 1653 in die Benediktiner-Congregation von Saint-Maur. 1663 ſchickten ihn ſeine Obern nach Saint-Denis, um den Fremden den Schatz und die Denkmäler dieſer Abtei zu zeigen und zu erklären. D'Achéry, einer der gelehrteſten Geiſtlichen des Benediktiner-Ordens, foderte ihn zur Theilnahme an ſeinem Specilegium (einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten) auf, und hatte Urſache, ſeinen Fleiß und ſeinen Forſchungsgeiſt zu rühmen. Als die Congregation von Saint Maur den Entſchluß gefaßt hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu beſorgen, wurde ihm der heilige Bernhard (S. Bernardi opera, 2 Vol. fol. 1667.) zugetheilt, und er entledigte ſich dieſes Auftrags mit eben ſo viel Fleiß als Glück. Colbert, der von ſeinen Verdienſten hörte, bot ihm eine Penſion von 2000 Livres an; Mabillon ſchlug ſie aus, und begnügte ſich, des Miniſters Schutz für ſeinen Orden zu erbitten. Colbert ſchickte ihn 1683 nach Deutſchland, um hier in Archiven und Bibliotheken Alles zu ſammeln, was zur Geſchichte Frankreichs dienen könnte. Mabillon brachte mehrere merkwürdige Urkunden in ſeinem Reiſejournal

an's Licht. Da dieſe gelehrte Reiſe allgemeinen Beifall erhalten hatte, ſchickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Italien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier fand er eine reiche Ausbeute, die er in ſeinem Museum Italicum bekannt machte. Für die königliche Bibliothek zu Paris hatte er gegen 3000 Bände ſeltener Bücher und Handſchriften geſammelt. Von allen Gegenſtänden, die ſeine Neugierde reizten, zog keiner ihn ſo ſehr an, als die Katakomben von Rom. Seine Schriften zogen ihm einige Streitigkeiten zu. Dom Rancé, Abt von la Trappe, griff in einer ſeiner Schriften die Studien der Mönche an, und behauptete, daß ſie ihnen mehr ſchädlich als nützlich ſeien. Mabillon widerlegte dieſe ſeltſame Behauptung in Auftrag ſeiner Congregation durch ſeinen Traité des études monastiques mit einer einfachen, aber kräftigen Beredtſamkeit. Mabillon's größtes Verdienſt iſt ſein gelehrtes und ſchätzbares Werk über die Diplomatik (de re diplomatica, 2 Bücher 1681. fol.). Dieſe Wiſſenſchaft verdankt ihm ihren Glanz. Mit großem Scharfſinn und ausgebreiteter Gelehrſamkeit ſtellte er ſichere diplomatiſche Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Zwar fanden einige ſeiner Behauptungen Widerſpruch, beſonders von Seiten der Jeſuiten, aber er widerlegte dieſe durch die Supplementa, die er 1704 zu ſeinem Werke herausgab. Er ſtarb zu Paris 1707.

Mably (Gabr. Bonnet de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grenoble geboren und ſtarb zu Paris 1785. Seine erſten Studien machte er bei den Jeſuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madame Tencin, die durch ihre Ränke wie durch ihre Geiſtesgaben ſich einen Namen gemacht hatte, und eine Auswahl von gebildeten Perſonen um ſich verſammelte. Mably hatte eben ſeine Parallele der Römer und Franzoſen herausgegeben, welche gelobt wurde. Madame Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politiſche Angelegenheiten mit vielem Scharfſinn ſprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, deſſen ihr Bruder, der in's Miniſterium getreten war, bedurfte. Um dieſen in ſeinen Wirkungskreis einzuweihen, ſchrieb Mably ſeine Ueberſicht der, ſeit dem weſtphäliſchen Frieden geſchloſſenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienſt, den er ihm leiſtete. Der Kardinal, der ſeine Schwäche fühlte, bat dem König um die Erlaubniß, ſeine Meinung jedesmal ſchriftlich übergeben zu dürfen, und ertheilte Mably den Auftrag, die Berichte und Denkſchriften abzufaſſen. Er war es, der 1743 mit dem Miniſter des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufſetzte, den Voltaire dieſem Fürſten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des, 1746 zu Breda eröffneten Congreſſes zur Grundlage dienen ſollten. Dieſe verſchiedenen Urkunden beweiſen ſeinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er ſich bald darauf, als er ſich mit dem Kardinal veruneinigt hatte, von dieſer Laufbahn zurück, und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften. Der Marſchall Richelieu konnte ihn nicht bewegen, daß er ſich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben ſo verfuhr er bei der Herausgabe ſeiner Werke mit ſeltener Uneigennützigkeit. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. Mably erklärte laut, daß die Grundlage ſeines Unterrichts ſein werde: die Könige ſind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zuſammenhang der Ereigniſſe ſo wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten

der Zukunft vorherſagen konnte. Seine vorzüglichſten Werke ſind: 1. Parallèle des Romains et des Français; 2. Le droit public de l'Europe; 3. Observations sur les Romains; 4. Observations sur les Grecs, ein, wegen ſeiner lichtvollen Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerthes Werk; 5. Des principes des négociations; 6. Entretien de Phocion, worin der Verfaſſer ſeine Ideen von der Tugend, der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufſtellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. Observations sur l'Histoire de France; 8. Entretiens sur l'Histoire; 9. De la manière d'écrire l'Histoire; 10. Lettre à Mad. la Marquise de P... sur l'opéra. Sein Styl iſt lichtvoll, rein, zuweilen elegant, aber etwas kalt.

Mabuſe (Joh. v.), auch Maubeuge und Maboggio genannt, ausgezeichneter niederländiſcher Maler, geb. zu Maubeuge oder Mabuſe im Hennegau, gegen Ende des 15n Jahrh. Er reiſte, um ſeine herrlichen Anlagen auszubilden, als Jüngling nach Italien. Bis dahin hatte er bloß die Natur mit der ſorgfältigſten Treue nachzubilden geſucht; bei dem Anblicke der Meiſterwerke der italieniſchen Künſtler und der plaſtiſchen Gebilde der Alten aber, eröffneten ſich ihm neue Ausſichten, und nach der Rückkehr in ſeine Heimath ward er einer der Erſten, die eine großartigere Darſtellung einführten, ohne jedoch, bei dem Streben nach dem ihm vorſchwebenden Ideal, ſeiner erſten Lehrerin untreu zu werden. Er war es, der die ſüdliche Art, nackte Geſtalten zu malen, was die Alten gern vermieden hatten, in ſeine Heimath einführte. Von ſeiner Jugend bis in ſein Alter riß ihn ſein wilder Hang zu ſo vielen Verirrungen hin, daß die Geduld, Treue und Zierlichkeit, womit er ſeine Arbeiten ausführte, doppelt bewundernswerth ſind. Von Utrecht, wo er nach ſeiner Rückkehr aus Italien eine Zeitlang geſchwelgt und gemalt hatte, zog er nach Middelburg, wo er unter vielen andern Arbeiten ein ungeheuer großes Altarbild, eine Abnahme vom Kreuze, malte. Ein Blitz zerſtörte ſpäterhin die Kirche, welche außer dieſem Schatze noch viele andere enthielt. Seine Zügelloſigkeit zog ihm endlich Gefangenſchaft zu, während welcher er treffliche Zeichnungen machte, die verloren gegangen ſind. Von Middelburg ging er, vielleicht von Hans Holbein (ſ. d. Art.) eingeladen, nach London, wo er viele Bilder malte, deren noch einige, unter andern Heinrichs VII. Vermählung mit Eliſabeth von York, in Strawberry-Hill zu ſehen ſind. Eine Zeitlang lebte er als Hausmaler bei einem vornehmen Niederländer, dem Marquis van der Veren, der außer ihm auch einen Dichter und Philoſophen in ſeinem Hofſtaate hatte. Auf Veranlaſſung eines Beſuchs, womit Karl der Fünfte den Marquis beehrte, beſtimmte dieſer dem Maler, dem Dichter und dem Philoſophen neue Gewänder von prächtigem weißen Damaſt; Mabuſe aber wußte, unter einem liſtigen Vorwande, den ihm zugedachten Damaſt unverarbeitet zu erhalten, und kaum hatte er ihn in Händen, als er den Stoff heimlich verkaufte und den Ertrag in der Schenke verſchwelgte. Der Tag kam und Mabuſe erſchien in einem Gewande, deſſen blendende Weiße und herrliche Blumenverzierungen und Laubgewinde die andern Stoffe weit überſtrahlten; als aber der entzückte Kaiſer einen Zipfel des Gewandes ergriff, um es genauer zu unterſuchen, entdeckte er, daß das ganze Kleid von Papier und täuſchend übermalt war. Mabuſe ſoll 1562 geſtorben ſein, die Art ſeines Todes aber iſt unbekannt. In Boiſſeree's Sammlung befinden ſich 3 treffliche Gemälde von ihm: eine Kreuzigung, die heilige Jungfrau, nach der Rückkehr aus Rom gemalt und an alle Herrlichkeit italiſcher Kunſt erinnernd, und der Erzengel Michael in goldner Rüſtung

gleichfalls aus der ſpätern Zeit des Meiſters. (Vergl. Johann von Eyk und ſ. Zeitgenoſſen von Johanna Schopenhauer II, 24.)

Mac, ſ. M'.

Macao, portugieſiſche Niederlaſſung in der chineſiſchen Provinz Quang-tong, worüber aber die Chineſen die Oberherrſchaft haben, und 100,000 Dukaten jährlichen Tribut von den Portugieſen erhalten. Sie begreift die Südſpitze der Halbinſel Gaumin im Meerbuſen von Canton 5 QM. groß, auf welcher 34,000 Menſchen, darunter 30,000 Chineſen, leben. Die Zahl der Portugieſen iſt ſehr gering. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer trennt dieſes, den Portugieſen überlaſſene Territorium von dem übrigen China. Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs, hat eine Citadelle, einen ſichern Hafen mit einer ſehr mühſamen Einfahrt, eine portugieſiſche Beſatzung von 400 Mann, größtentheils Neger und Mulatten, und 12,000 Einwohner. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährlich 30 große Schiffe aus Liſſabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-Inſeln &c. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen, und dagegen Thee eintauſchen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man eine Grotte, in welcher Camoens ſeine Luſiade gedichtet haben ſoll, und die daher auch die Grotte des Camoens heißt.

Macartney (Georg Earl of), geb. 1737 zu Liſſanoure in Irland, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, trat in ſeinem 13. Jahre in das Trinity-College auf der Univerſität Dublin, und wurde 1759 Magiſter. Darauf ging er nach London, wo er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundſchaft ſchloß. Er machte nachher eine Reiſe durch die vorzüglichſten Länder Europa's. Als er nach England zurückgekehrt war, bewirkten ſeine Gönner, die Lords Holland und Sandwich, zuerſt ſeine Wahl zum Parlamentsglied, und dann ſeine Sendung nach Petersburg, um die Kaiſerin Catharina zu Abſchließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Jan. 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Botſchafter an, und brachte, nach ſchwierigen Unterhandlungen, glücklich einen Handelsvertrag zu Stande. Aber die brittiſchen Miniſter, die nicht ſowol den Inhalt, als einige Unweſentlichkeiten mißbilligten, verſagten ihre Genehmigung, und erſt nach langen, höchſt mühſeligen Verhandlungen gelang es Macartney, deſſen Ausdauer faſt noch mehr, als ſeine Geſchicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuſchließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der beſondern Achtung der Kaiſerin; der König Stanislaus von Polen, dem er am petersburger Hofe ebenfalls weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, gab ihm ſeine Dankbarkeit durch Ueberſendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Macartney folgte nach einiger Zeit dem Lord Townſend als Secretär nach Irland, wohin dieſer als Vicekönig ging. Er wurde nach und nach Mitglied des Parlaments, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Granada und Tabago. Auf dieſem Poſten blieb er bis zur Eroberung dieſer Inſel durch die Franzoſen, 1779. Er fiel ſelbſt in franzöſiſche Gefangenſchaft, und ver[illegible] einen großen Theil ſeines Vermögens. 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit ſo viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Miniſterium beſchloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch dieſe Ehre ab, und kam

1792 nach England zurück. Die Regierung beſchäftigte ſich damals mit dem Plane, den engliſchen Waaren in China einen größeren Abſatz zu verſchaffen, um nicht jährlich ſo bedeutende baare Summen dieſem Lande für Thee zufließen laſſen zu müſſen. Man hielt Macartney für den fähigſten Mann, dieſe Geſandtſchaft auszuführen, und er ließ ſich bereit dazu finden. Man überließ ihm ſelbſt die Ernennung aller Perſonen, die ihn begleiten ſollten, ſo wie alle übrigen Beſtimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney. Am 26. Sept. 1792 ſegelte er von Spithead ab, und erreichte glücklich ſeine Beſtimmung. Aber weder die mitgebrachten Geſchenke, deren Werth die Chineſen nicht verſtanden, noch die, ſelbſt manche Demüthigung nicht achtende Nachgiebigkeit des Geſandten, konnten ihn zu ſeinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sache wieder nach London zurück, und wurde, zum Zeichen der königl. Zufriedenheit mit ſeinem Eifer im Dienſte des Vaterlandes, zum Earl (Grafen) of Macartney erhoben. Der Geſandtſchaftsſecretär, G. L. Staunton (ſ. d.), hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beſchreibung dieſer Geſandtſchaftsreiſe in Druck gegeben, als ſein Tod das Werk unterbrach; ſie erſchien in der Folge vollſtändig von Barrow. Beide Reiſebeſchreibungen ſind vielfältig überſetzt worden. 1795 ging Macartney als Geſandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799 als Gouverneur nach dem Cap. Er ſtarb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben ſo geſchickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für ſein Vaterland raſtlos thätigen Mannes.

Macbeth, einer der berühmteſten ſchottiſchen Könige, der Reihe nach, der 85ſte. Als Feldherr unter ſeinem Vetter Donald VII. bekämpfte und unterdrückte er die Inſelbewohner und Irländer mit vielem Glück. Gegen die Dänen geſendet, ließ er den Anführern, während der angefangenen Friedensunterhandlungen, bei einem Gaſtmal einen Schlaftrunk einmiſchen, überfiel die übrigen in ihrem Lager, und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten ſich nebſt dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch ſein Glück, ſtrebte nun ſelbſt nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenſchliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, bewog ihn, den König zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten, und Macbeth wußte theils durch Geſchenke an den Adel, theils durch ſtrenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf ſeine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang ſchien er durch gute Geſetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er ſich auf einmal zum grauſamen Tyrannen umwandelte. Das erſte Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigeſtanden hatte, und den er jetzt bei einem Gaſtmale tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Urſachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er ſich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht ſicher genug, ließ er auf dem Berge Dunſinan ein Kaſtell erbauen, von wo aus er das ganze Land überſehen konnte, und zu deſſen Bau ihm die Thans die Leute ſchicken, ja ſie ſelbſt die Aufſicht führen mußten. Empört über dieſe Tyrannei, ging einer der bedeutenſten Männer, der Than von Fife, Macduff, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterſtützt vom König Eduard von England, kamen ſie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meiſtens abfielen, wurde, nachdem er ſich in ſein Kaſtell geflüchtet hatte, 1057, im 17ten Jahre ſeiner Regierung, getödtet.

Dieſen Stoff hat Shakſpeare, faſt ganz den Chroniken und den Sagen folgend, in ſeinem berühmten Trauerſpiele Macbeth benutzt.

Maccabäer, ſ. Juden.

Maccaroni, Macheroni, eine beſondere Art italieniſcher Nudeln, welche aus dem feinſten türkiſchen Weizenmehle, aus Käſe und andern Miſchtheilen, mit Waſſer durch eigne Mühlen oder Maſchinen bereitet werden. Ihre eigentliche Form iſt röhren- oder ſtengelförmig, doch gibt es auch platte, viereckige und gewundne. Sie ſind eine Lieblingsſpeiſe der Italiener, und auch unter den niedern Volksklaſſen, freilich aber von geringerer Maſſe, ſehr gewöhnlich. Die beſten kommen aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. In Deutſchland fabricirt man ſie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müſſen, damit ſie nicht dumpfig werden, an trocknen Orten aufbewahrt werden.

Maccaroniſche (Macheroniſche) Gedichte, eine beſondre Gattung ſcherzhafter lateiniſcher Gedichte, denen eine Menge Wörter aus einer andern Sprache mit lateiniſchen Biegungen beigemiſcht ſind. Ihr Urheber war Teofilo Folengi, unter dem angenommenen Namen Merlino Coccajo, ein gelehrter und witziger Benediktiner, gebürtig aus Mantua, ein Zeitgenoſſe und Freund des Sannazar. Folengi war 1484 geboren, ſtudirte zu Bologna, und trat in den Benediktiner-Orden. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er ſich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war ſein großer Gönner und Beſchützer, daher er auch öfters deſſen Lob ſingt. Den Reſt ſeiner Tage brachte er in einem Kloſter bei Baſſano, im ehemaligen venetianiſchen Gebiete, zu, wo er 1544 ſtarb. Man hat von ihm verſchiedene italieniſche und lateiniſche ernſthafte und religiöſe Gedichte, die nicht ganz ohne Werth ſind. Unter den italieniſchen Dichtern wird er für den Schöpfer der komiſchen Epopöe gehalten. Sein Hauptgedicht in dieſer Gattung nannte er Phantaſien oder Maccaronea, weil er, ſo wie zu den Maccaroni verſchiedene Miſchtheile genommen werden, in ſeinem Gedichte Lateiniſch und Italieniſch vermiſchte. Den Helden ſeines aus 25 Geſängen beſtehenden Gedichts, führt er, wie Virgil den Aeneas, durch mancherlei Begebenheiten und zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter ſieht, denen von beſonders dazu beſtellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die ſie geſagt haben, ein Zahn ausgeriſſen wird, der aber alle Tage wieder wächſt. Dieſes Gedicht enthält viele ſatyriſche Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch ſchöne Stellen in ächt lateiniſchen Verſen. Außer demſelben ſind von Folengi noch ein kleineres komiſches Gedicht: Moschea, oder der Krieg der Mücken und Ameiſen, ein jugendlicher Verſuch; ferner, Eklogen und Epiſteln, ſämmtlich in der maccaroniſchen Versart, vorhanden. Heinſius (Teut. IV. 171.) erwähnt ein deutſch-maccaroniſches Gedicht: Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia. Anno 1593. 4., wovon er auch den Eingang mittheilt. Eine neue Ausgabe dieſes ſeltenen Werkchens erſchien im J. 1822. 8. (Hamm, Schultz u. Wundermann. 12 gr.) Franzöſiſch-maccaroniſche Verſe finden wir in dem zu Molieres Malade imaginaire gehörenden dritten Zwiſchenſpiele. Uebrigens hat dieſe poſſenhafte Dichtungsart nicht viele Nachahmer gefunden.

Mac-Carthy Reagh. Dieſer aus Schottland gebürtige Graf, der ſeit beinahe 40 Jahren Toulouſe zu ſeinem Wohnorte gewählt hatte, war einer der größten Bibliomanen unſrer Zeit. Seine Bi-

bliothek erregte wegen der Seltenheiten, die ſie enthielt, ſo wie durch ihre Koſtbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung. Den vorzüglichſten Gegenſtand ſeines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus, deren wol nie eine Bibliothek mehrere beſeſſen hat, als die ſeinige (602 Werke in 826 Bänden). Zugleich zeichnete ſie ſich durch eine Sammlung der ſeltenſten alten Drucke, ſo wie der älteſten Erzeugniſſe der franzöſiſchen Literatur, welche ſeit der Valière'ſchen Verſteigerung nicht wieder in ſolcher Vollſtändigkeit geſehen worden ſind, und durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch koſtbare Einbände und überhaupt durch die ausgeſuchteſten und ſchönſten Exemplare aus, zu deren Verzierung der Beſitzer mehrere Perſonen in ſeinem Hauſe hielt, und ſogar einen eignen Buchbinder von London aus kommen ließ. Dieſe treffliche Sammlung, deren Andenken der von Debure gefertigte Katalog (Par. 1815, II. 8.) nicht untergehen laſſen wird, ward zu Paris 1817 verſteigert, und gab, mit Ausſchluß der von der Familie zurückerſtandenen Werke einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 Cent.

Machiavelli (Niccolò). Aus den Werken eines Schriftſtellers Gemüth und Charakter deſſelben zu erkennen, iſt ſchwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem italieniſchen Mittelalter der Fall war, die Schriften ſelbſt nicht ſowol als ein Geſagtes, ſondern als eine Handlung erſcheinen, da läßt aus ihnen die Perſönlichkeit des Schreibenden ſich wohl beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Verfaſſers in Uebereinſtimmung ſtehen mit ſeinen hinterlaſſenen Werken. Das letztere iſt mit Niccolò Machiavelli, dem berühmten florentiniſchen Staatsſecretär der Fall. Der große Mann hat der einſeitigen Beurtheilung ſeiner Abhandlung, welche der Fürſt überſchrieben iſt, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abſcheulichen Politik (Machiavelliſtiſche Politik, Machiavellismus) genannt zu werden, welche lehren ſoll, wie der Despotismus durch die ſcheußlichſten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen ſei. Dieſe nachtheilige Meinung über Machiavelli iſt vorzüglich durch Bayle, der ihn in ſeinem Wörterbuche als den größten Böſewicht darſtellt, allgemein worden. Mehrere, ſelbſt Friedrich der Große in ſeinem Antimachiavell, haben ihn zu widerlegen geſucht; aber er hat auch unter ſehr einſichtsvollen Männern Vertheidiger wegen ſeiner eigentlichen Abſicht gefunden. Niccolò Machiavelli ward 1469 aus einem edlen Geſchlecht, deſſen Vorfahren die höchſten Würden in der florentiniſchen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Von den frühern Begebenheiten ſeiner Jugend iſt wenig bekannt. Marcellus Virgilius war ſein Lehrer in den Wiſſenſchaften, denen er ſich mit dem glücklichſten Erfolge widmete. Seiner ausgezeichneten Talente wegen wurde er im erſten Mannsalter Cancelliere der Republik, und nicht lange nachher erhielt er den weit wichtigern Poſten als Staatsſecretär derſelben. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politiſche Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer wieder erlangt hatten (ſ. d. Art. Mediceer), und aus Furcht vor dieſen, n die vergrößerungsſüchtigen Fehden und Händel Carls VIII. verwickelt wurden, wo daher die höchſte Klugheit in politiſchen Unterhandlungen und der echt republikaniſche Sinn der Unterhändler erfodert ward; da wurde Machiavelli von einem wichtigen geſandtſchaftlichen Poſten zum andern berufen. So war er zu verſchiedenen Zeiten viermal Bevollmächtigter der Republik am franzöſiſchen und zweimal am päpſtl. Hofe; auch beim Kaiſer Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Die Republik erkannte Machiavelli's große

Verdienſte, belohnte ſie aber nur kärglich; bisweilen mußte er die oberſte Behörde (Signoria) mit Bitten angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Von höchſtem Nutzen waren der Republik ſeine Rathſchläge, als ſich die Bewohner von Val di Chiana empörten. — Nach den vielen Briefen, welche von ihm in den florentiniſchen Archiven aufbewahrt werden, waren folgende die vorzüglichſten Maximen ſeiner politiſchen Rathſchläge: Friedliche und freundſchaftliche Auseinanderſetzungen, ſtrenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichſt ſchonende Abgaben und ſorgſame Berückſichtigung der geringfügigſten Umſtände, wenn ſie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten ſtanden. Auch in militäriſcher Hinſicht war die Republik ſo feſt von der Gründlichkeit ſeiner Einſicht überzeugt, daß ſie im Kriegsweſen vor allen ſeinen Rathſchlägen folgte; unter andern ward nach ſeiner Angabe eine toscaniſche Legion gebildet, welche ſich ſpäter unter Johann von Medici's Anführung auf das rühmlichſte auszeichnete. Als es dem Papſte Julius II. gelang, der franz. Uebermacht in Italien ein Bündniß entgegen zu ſtellen, ſuchte Ludwig XII., um ſich an dem Papſte zu rächen, und ihn, wo möglich, ſeiner Würde zu entſetzen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen, und verlangte, daß die Florentiner Piſa, welches damals wieder unter ihre Oberherrſchaft gekommen war, dazu hergeben möchten. Macchiavelli fürchtete die römiſchen Bannſtrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Er ging ſelbſt in dieſer Abſicht als Geſandter an den König ab; allein vergeblich. Nach ſeiner Rückkehr wurde er nach Piſa geſendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich deſſen Auflöſung zu bewirken. Nichts deſto weniger war der Papſt auf die Florentiner ſo erzürnt, daß er in Vereinigung mit Ferdinand, König von Aragonien, ihnen die Freiheit raubte, und die Mediceer wieder einſetzte. Da Macchiavelli durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht geweſen war: ſo hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn, kraft öffentlichen Dekrets, ſeiner ſämmtlichen Würden zu entſetzen. — Bei der Verſchwörung des Boscoli und Capponi gegen den Kardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, ſo wie die darauf folgende Verbannung, mit kaltblütigſter Standhaftigkeit ertrug. Als der Kardinal Papſt ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland ſchrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn erſten Bücher des Livius, und ſeinen Principe, welchen er dem Lorenzo von Medici zueignete. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Kardinal Julius, der in Leo X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabſichtigten Reform der daſigen Angelegenheiten, zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen Macchiavelli bei einer neuen Verſchwörung gegen die Mediceer kam, hatte für ihn bloß die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Als Julius unter dem Namen Clemens VII., den päpſtlichen Stuhl beſtiegen hatte, erhielt Macchiavelli wieder öffentliche Aufträge; beſonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papſtes und der Florentiner geſendet, um zur Vertheidigung Toscana's gegen Carls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewieſene Zutrauen hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und ſo ſtarb er, nach ſeiner Rückkehr nach Florenz, den 22. Juni 1527, verkannt und

verſchmäht. Seine vorzüglichſten Schriften politiſchen Inhalts, ſind die Discorsi oder Abhandlungen über die Geſchichte des Livius, und der Principe. In beiden (in Hinſicht der gedrängtern Eleganz des Styls möchte dem Principe der Vorzug zu geben ſein) bewies er ſich als den gründlichſten Kenner der alten Geſchichte und der Geſchichte ſeiner Tage, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder öffentlichen Verfaſſung auf das lebendigſte durchdrungen hatte, und zugleich, mit einzig praktiſchem Geiſte begabt, die deutlichſten Einſichten beſaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfaſſung bedingt ſei. Die Discorsi ſind das Ergebniß ſeines Studiums der alten Geſchichte, der Principe des gleichzeitigen italieniſchen politiſchen Lebens. Auf unſere Zeiten, die Zeiten conſtitutioneller Monarchien, ſind die in dem Principe aufgeſtellten Erfahrungslehren nicht anwendbar; und wenig müſſen daher diejenigen den Principe und die neueſte Geſchichte unſerer Monarchien (das buonapartiſche Syſtem war nur eine freche Epiſode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbniß dieſer befürchten konnten. Welche Zeiten dem Macchiavelli die liebſten, ſeinem Gemüth am meiſten zuſagenden waren, leuchtet aus den Discorsi ein, wo er, vom Eifer für freie, volksmäßige Verfaſſungen hingeriſſen, oft ſeine ſonſt ganz ruhig ſyſtematiſche Darſtellung vergißt und denſelben begeiſterte Lobreden hält. Als Seitenſtück zu ſeinem Principe iſt der kurze hiſtoriſche Aufſatz zu betrachten: Ueber das Verfahren des Herzogs von Valentino (Ceſare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orſini, welches das einleuchtendſte Beiſpiel von der Verfahrungsart der damaligen italieniſchen Tyrannen angibt (ſ. d. Art. Borgia). Sein Dialog über die Kriegskunſt eifert gegen das Verderbniß des italieniſchen Kriegsweſens durch den Gebrauch gemietheter Banden, und dringt auf die Bewaffnung der eignen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlaſſung ſeiner Geſandtſchaften von Macchiavell geſchriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutſchlands, ſind, ungeachtet der Kürze der letzteren, höchſt anziehende hiſtoriſche Denkmäler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe ihres Verfaſſers. Das Leben des Caſtruccio Caſtracani von Lucca muß für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverſtandene Nachahmung der Alten zu betrachten iſt. Sein vorzüglichſtes Werk iſt die florentiniſche Geſchichte, worin er ein Muſter italieniſcher Proſa in einem unvergleichlichen pragmatiſchen Geſchichtswerk aufgeſtellt hat. Es beſteht aus neun Büchern, wovon das erſte vom Untergange des weſtrömiſchen Kaiſerthums anhebt, und mit der Zeit ſchließt, wo Florenz eine ſelbſtſtändige politiſche Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verſchwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Seine hiſtoriſchen Bruchſtücke ſind meiſterhafte Skizzen. Der Dialog über den Zorn iſt ein Jugendwerk, das eigentlich nichts mehr als eine ſtyliſtiſche Uebung in ciceronianiſchen Perioden iſt. Die Beſchreibung der Peſt dagegen, welche in Florenz 1522 und 1523 wüthete, darf ſich neben die ähnliche thucydideiſche Beſchreibung ſtellen. Auf echt italieniſche Weiſe endet ſie mit einen Liebesverſtändniß. Außerdem hat man noch von Macchiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geſchloſſene Geſellſchaft (compagnia di piacere). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebensluſtigkeit des Verfaſſers. Von den Komödien des Macchiavelli ſ. d. Art. Italieniſches Theater. Ihre, wiewol geiſtreiche Frivolität beweiſt, daß auch aus=

gezeichnete Menſchen ohne allen Sinn für wahre Poeſie ſein können. Wie wenig er überhaupt für ſogenannte ſchöne Literatur geboren war, ergibt ſich aus ſeinem Aufſatz über die italieniſche Sprache, worin er die florentiniſche Mundart als italieniſche Schriftſprache gegen Dante's Angriff auf eine höchſt ſeichte und unglückliche Weiſe vertheidigt. Sammlungen ſeiner Werke ſind herausgekommen zu Florenz 1782 und zu Baſel 1803 in 8 Bänden. Die vollſtändigſte iſt diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in 8., in der Sammlung der ſämmtlichen klaſſiſchen italieniſchen Autoren erſchienen iſt. Von ſeinen Schriften iſt das Buch vom Fürſten am häufigſten in andere Sprachen, in's Deutſche zuletzt von Rehberg, Hanover 1810, überſetzt worden. Dm.

Macdonald, Marſchall und Pär von Frankreich, Herzog von Tarent, von ſchottiſcher Herkunft, aber in Frankreich geboren, nahm Kriegsdienſte in der Legion des Generallieut. Grafen von Maillebois im J. 1784, die nach Holland beſtimmt war, um die antioraniſche Partei gegen den Erbſtatthalter zu unterſtützen. Er umfaßte die Grundſätze der Revolution, und zeichnete ſich in dem, 1792 begonnenen Kriege ſo aus, daß wir ihn gleich im erſten Jahre als Brigade General finden. Als ſolcher diente er 1794 mit Auszeichnung unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland und drang nachher in Oſtfriesland ein. 1796 führte er als Diviſionsgeneral den Heerbefehl zu Düſſeldorf und Kölln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er unter Buonaparte ſeinen Ruf als Feldherr gründete. Nach dem Frieden von Campo Formio ſtand er bei dem Heere unter Berthier, das Rom und den Kirchenſtaat beſetzte, und wurde zum Gouverneur des Kirchenſtaats ernannt, der die Verwandlung Roms in eine Republik unter Conſuln leitete. Aber Mack drang mit 50,000 Mann nach Rom, von Neapel aus vor, und Macdonald mußte mit ſeinen Truppen ſich zu dem Heere des franz. Obergenerals Championnet zurückziehen. Doch bald war dieſer ſtark genug, um angriffsweiſe zu verfahren, und Macdonald trug viel bei zu den Siegen bei Trento, Monteroſi, Baccano, Calvi und Civita Caſtellana. Schon am 14. Dec. zog er zum zweitenmal in Rom ein. Nach Championnet's Abſetzung im Frühjahr 1799 erhielt er den Oberbefehl über das franz. Heer zu Neapel. Während er hier gegen den Kardinal Ruffo und die Calabreſen focht, hatten Suwarow und Melas die Lombardei erobert und waren bis Turin vorgedrungen. Nur Moreau deckte damals durch kluge Märſche die Grenze Frankreichs und die Päſſe von Genua. Hierauf zog er Macdonald entgegen, welcher Unteritalien räumte, um ſich ihm anzuſchließen. Aber ſtatt den Seitenmarſch in's Genueſiſche gleich anfangs zu wählen, zog Macdonald, um den Feind allein zu ſchlagen, über Modena, Parma und Piacenza auf die Straße von Voghera. Zwar warf er, 12. Juni 1799, die Oeſterreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurück; allein Suwarow und Melas drängten ihn, 17. Juni, über den Tidone, und ſchlugen ſein, durch Märſche und Kämpfe erſchöpftes Heer den 18. und 19. Juni, gänzlich an der Trebia unweit Piacenza. Macdonald mußte ſich, verwundet, mit ſeinem, bis auf 22,000 Mann geſchwächten Heere in's Toscaniſche zurückziehen. Da nun Moreau den kühnen Sieger vom weitern Verfolgen abhielt, ſo gelang es Macdonald, ungehindert die Appenninen zu überſteigen, und durch das öſtliche Küſtenland im Genueſiſchen zu Moreau zu ſtoßen. Bald darauf vereinigte er ſich mit dem, aus Aegypten zurückgekommenen General Buonaparte, und unterſtützte die Revolution vom 18. Bru

maire. Den 1. Dec. 1800 führte er die Reſervearmee in Graubünden über die beſchneiten Alpen des Splügen, und drang in das Veltlin ein. Nach dem Frieden von Lüneville war er eine Zeit lang franzöſiſcher Geſandter in Dänemark. In dem Feldzuge von 1809 drang er mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laybach, und entſchied den Sieg bei Wagram, ſo daß der Kaiſer, indem er ihn zum Marſchall erhob, zu ihm ſagte: „Ihnen und meiner Garde-Artillerie danke ich vorzüglich dieſen Sieg." 1810 bekam er den Oberbefehl von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier, ſo wie 1812 in dem Kriege gegen Rußland, ſeinen Feldherrnruhm. Die Capitulation der Preußen unter York, die unter ſeinem Befehle ſtanden, zwang ihn zum Rückzug, den er über Königsberg (3. Jan. 1813) ausführte. Im Mai 1813 nahm er Merſeburg, focht ehrenvoll bei Lützen und Bautzen, ward aber an der Katzbach (ſ. d. Art.) von Blücher geſchlagen. Bei Leipzig (18. Okt.) befehligte er das 11. Armeecorps. Auch bei Hanau focht er mit, ſo wie in dem blutigen Feldzuge zwiſchen der Marne und Seine. Als im Anfange des Aprils 1814 Napoleons erſte Kataſtrophe eintrat, hatte er verſchiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der dieſen zur Thronentſagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. ſeine Unterwerfung zuſandte. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf ſeinen Gütern. Nach deſſen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion, und erhielt den Oberbefehl über die Loire-Armee, deren Auflöſung er bewirkte. Als Pär von Frankreich hat er in der Kammer durch Rechtlichkeit und liberale Geſinnung ſich eben ſo ſehr, als durch Treue gegen die Conſtitution und den König ausgezeichnet.

Macedonien, der nördliche Theil der, von Griechen bewohnten Halbinſel in Europa, ein bergiges und wälderreiches Land, deſſen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben beſtand, das aber an den Küſten auch viel Getraide, Oel, Wein und Baumfrüchte trug. Die Bewohner deſſelben lebten von der Jagd und Ackerbau. Die Grenzen waren zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Sehr beſtimmt waren ſie im Süden durch den Olympus und die kambuniſchen Gebirge (jetzt Monte di Voluzza), wodurch es von Theſſalien, und im Weſten durch den Pindus (jetzt Stymphe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Anſehung der Oſt-, Nord- und Nordweſtgrenzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterſcheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenſeit des Strymon (Strumona) und ſelbſt die macedoniſche Halbinſel von Amphipolis bis Theſſalonika, zu Thracien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordweſten aber machte der See Lychnitis (Achrida) die Grenze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinſel und alles Land bis zum Fluſſe Neſſus oder Neſtus (Kara Soa) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenſeit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erſtreckte ſich alſo Macedonien vom Gebirge Orbelos (Cumonizza) bis an die kambuniſchen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Fluſſe Neſſus und dem ägeiſchen Meere bis zum joniſchen, wo der Drino die Grenze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils ſchon vor Herodot's Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche; den öſtlichen am Strymon und Neſtus, Hauptſtadt Amphipolis; die Halbinſel, Hauptſtadt Theſſalonika; den ſüdlichen über Theſſalien, Hauptſtadt Pella; und den nördlichen, Hauptſtadt

Pelagonia. Illyrien trennten ſie davon Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerſtämme beſetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen ſich, ihrer Sprache und Lebensart nach, die Macedonier bekannten. Plinius ſpricht von 150 verſchiedenen Völkerſchaften, die in älteſter Zeit das Land bewohnt haben ſollen; wovon aber keine Nachrichten zu uns gekommen ſind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher gebildet, als die übrigen Griechen, welche ſogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben ſie ſo weit hinter den Griechen zurück, daß dieſe ſie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieſer Staaten das Uebergewicht über die andern gaben, und ihn zum mächtigſten der Welt erhoben. Ohne dieſen Staat genau zu kennen, wiſſen wir nur, daß ſeine Regierungsform eingeſchränkt monarchiſch war, daß er lange klein und ohnmächtig blieb, den Illyriern, Thraciern und Perſern Tribut zahlte, und den Athenienſern ſeine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlaſſen mußte. Die Reihe ſeiner Könige fängt mit dem Herakliden Karanus an, wird aber erſt mit **Philipp** (ſ. den Art.) für die Geſchichte wichtig. Dieſer wußte die Kräfte des Landes und ſeine kriegeriſchen Bewohner ſo wohl zu benutzen, daß er das unter ſich uneinige Griechenland ſeiner Herrſchaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (ſ. **Alexander** d. Gr.) beſiegte Aſien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrſcherin der halben Welt. Nach ſeinem Tode ſank Macedonien von ſeiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerſtükkelt, Macedonien erhielt ſeine alten Grenzen, und verlor ſogar, nach einigen Kämpfen, ſeine Herrſchaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten puniſchen Kriegs mit Carthago geſchloſſen hatte. Die Römer verſchoben damals ihre Rache, ohne ſie aufzugeben. Die Gelegenheit, ſie zu äußern, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Dieſe Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche ſogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, ſeine Schiffe ausliefern, ſeine Truppen auf 500 Mann vermindern und die Kriegskoſten bezahlen. Macedonien ſtand ſchon jetzt gleichſam unter dem Schutze der Römer; unter Philipps Nachfolger, Perſeus, aber wurde es eine Provinz derſelben. Der entſcheidende Sieg bei Pydna, den Aemilius Paulus über den Perſeus erfocht, vollendete die Unterjochung derſelben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer, machte der macedoniſche Adel einen nochmaligen Verſuch, ſich von dem verhaßten Joche zu befreien. Die ganze Nation ſtand unter Andriscus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals beſiegt, und der römiſche Senat zwang den Adel des Landes zur Auswanderung. — Jetzt gehört Macedonien, (heutzutage Mackdonia oder Filiba Vilajeti) zur europäiſchen Türkei und iſt von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt. Es hat auf 720 Q. M. 700,000 Einw. Der ſüdöſtliche Theil ſteht unter dem Paſcha von Salonichi, der nördliche unter Beys oder Agas, oder bildet freie Gemeinden. Seit dem Mai 1821 ſind dieſe im Aufſtand. Der Hauptort iſt Salonichi, das alte Theſſalonich, eine wichtige Handelsſtadt mit 70,000 Einw.

Macedonius, Macedonianer, ſ. Geiſt (heil.).

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günſtling Auguſts, und Gönner des Virgil und Horaz, leitete ſeine Abkunft von den alten etruſciſchen Königen oder Lucumonen ab. Er iſt bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobſprüchen und Verehrung genannt worden. Sie ſchildern ihn als das Muſter aller Regenten- und Miniſter-Tugenden und als den erhabenſten Beſchützer der Wiſſenſchaften, ohne eine ganz richtige Vorſtellung von ſeinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter Auguſt ſpielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Miniſter; ſondern ein vertrauter Freund des Octavius; öffentliche Aemter bekleidete er nie, denn ſelbſt die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommiſſion. Er begnügte ſich ſtets mit dem Anſehn, das ihm ſein perſönliches Verhältniß zu Auguſtus gab. Eben ſo ſcheinen auch die Vorſtellungen, die man von ihm als Beſchützer der Gelehrten hat, und die ſeinen Namen zu einem Ehrentitel geſtempelt haben, ſehr übertrieben zu ſein. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn ſie gute Geſellſchafter waren) an ſeinen Tiſch zog, ihren Umgang ſuchte, und ſie gelegentlich dem Auguſt empfahl, hatte zunächſt einen politiſchen Grund, denn er erwarb dadurch dem Auguſt ſelbſt Freunde und verbreitete deſſen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, den Neigung und Laune für einen ſolchen Umgang empfänglich machen? Allerdings ſchenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgil zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Auguſtus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geſchenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als nur Gerechtigkeit. Mäcen beſaß keine großen Eigenſchaften. Deſto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umſtände verſetzte, worin er ſich am meiſten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienſt war, dieſe günſtige Lage klug zu benutzen. Fern von ſtarken Leidenſchaften und Ehrgeiz, wie Wieland ſeinen Charakter ſchildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun; ſanguiniſch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erſchrecken und ſich immer einen guten Erfolg zu verſprechen; aber doch zu bequem und wollüſtig, um Geſchäfte zu lieben und zu ſuchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Perſon, jovialiſch im Umgange, gefällig und gutmüthig; geneigt, über Andre zu ſcherzen und über ſich ſcherzen zu laſſen, oft auf eine angenehme Art in Kleinigkeiten, aber deſto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geſchmeidig, um Andre zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; geſchickt, jeden Menſchen zu benutzen; behutſam in der Wahl ſeiner engern Freunde, aber treu und ſtandhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig, alle dieſe Eigenſchaften machten ihn vollkommen geſchickt, ſich des Auguſtus Zutrauen zu erwerben, welches bis an ſeinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bei ihm fand Auguſt alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entſchloſſenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er ſeinen Freund ſcherzend aufziehen konnte. So ſpottete Auguſt gern über Mäcen's Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelſteinen, Gemmen, über ſeine Ziererei, alte etruriſche Worte in's Römiſche zu miſchen und neue Worte zu machen. Dafür durfte ſich dieſer auch ein freies, ja ſelbſt hartes Wort erlauben, wie er denn einſt, als Octavius noch während des Triumvirats zu

Gericht ſaß und viele Todesurtheile ausſprach, ihm ſeine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geſchrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weiſung jener folgte, ohne beleidigt zu ſein. Als Auguſt mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen ſolle, war es Mäcen, der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrſchaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroiſchen Tugenden, das Nützliche dem Edeln vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht ſeine Gutherzigkeit und Unſchuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcen's Verhältniſſen zu Auguſt, minder achtungswerth erſcheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damals mehr Fürſten als Privatleuten; ihre Häuſer wetteiferten mit den prächtigſten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem esquiliniſchen Berge einen, mit den prächtigſten Gärten umgebenen thurmartigen Palaſt, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, ſelbſt nicht Auguſt, beſaß. Hier überließ er ſich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, ſeinem Hange zur Ruhe und zu Vergnügungen. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen den Charakter ſeiner liebſten Ergötzlichkeiten. Unter allen Schauſpielen liebte er am meiſten die pantomimiſchen Tänze, welche er erſt in Rom einführte. Der wegen ſeiner Kunſt und Schönheit berühmte Bathyll (ſ. d.) war ſein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel; er erfand ſelbſt eine neue leckerhafte Speiſe. Die durch wollüſtigen Müßigang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geiſtes zeigte ſich nicht nur in ſeiner Kleidung, ſeinem Gange, ſeiner Haltung, ſondern auch in ſeinen Verſen und in ſeiner Proſa. Gegen ſeine letzten Lebensjahre wurde Auguſtus etwas kaltſinnig gegen ihn, weil er, wie Einige vermuthen, den Umgang des Kaiſers mit ſeiner Gemahlin Terentilla nicht gern ſah. Sein Tod verſöhnte den Auguſt wieder, der ihn mehrmals ſchmerzlich vermißte. Er ſtarb, nach Einigen, kurz vor, nach andern kurz nach Horaz, im Jahre Roms 745. Von ſeinen Schriften, deren Seneca, Iſidor und Andere erwähnen, iſt nichts auf uns gekommen.

Maceration heißt chemiſch die Auflöſung zweier oder mehrerer gemiſchter Subſtanzen durch Flüſſigkeiten im Kalten. Bei gelinder Wärme heißt dieſe Operation Digeſtion.

Machara, ſ. Aeſculap.

Mächtig heißt in der bergmänniſchen Sprache ſo viel als breit, wenn von Gängen die Rede iſt (ſ. d. Art. Gang); bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derſelben; doch heißen nur ſolche, die über 12 Zoll hoch ſind, mächtige Flötze.

Mack (Carl, Freiherr von). Dieſer durch ſeine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordene öſterreichiſche Feldherr wurde 1752 zu Neußlingen in Franken geboren. Er trat als Fourier in kaiſerliche Dienſte. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerkſamkeit des Grafen Lascy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er ſich das volle Zutrauen des Generals Laudon und wurde von dieſem dem Kaiſer Joſeph empfohlen, der ſchon früher Gelegenheit gehabt hatte, ſeine Thätigkeit kennen zu lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor ſeinem Tode znm Chef des Generalſtabes, um ihn in einem etwanigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber das, an der ſchleſiſchen Grenze verſammelte Heer 1790 aus einander ging, ſo erhielt Mack einen Zeitpunkt der Erholung, deren ſeine, durch anhaltendes Arbeiten geſchwächte Ge-

ſundheit bedurfte. Der Prinz Koburg rief ihn jedoch ſchon 1793 zu ſeiner Armee in die Niederlande, um verſchiedene Unternehmungen von ihm leiten zu laſſen. Mack entwarf den Plan zur Ueberrumpelung der franz. Cantonirungen an der Rör, zum Entſatze von Maſtricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, ſich auf ſein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehen. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsſchauplatz zurück. Er entwarf den ſo berühmt gewordenen Plan dazu, und begab ſich damit ſelbſt nach London. Dieſer Plan, an welchem auch andere Theil gehabt haben ſollen, iſt in der Folge ſehr getadelt worden, und es iſt wol nicht zu bezweifeln, daß manches von demſelben, unter den damaligen Umſtänden, nicht ausführbar geweſen ſein würde. „Mack's, auf zweckmäßige Ueberſchwemmungen und auf raſche offenſive Operationen calculirter Plan", ſagt Archenholz im 12. Bande der brittiſchen Annalen, „war kühn; allein er ſchien ſehr richtig überdacht, und vielleicht hätte deſſen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem Kriege eine ganz andere Geſtalt gegeben. Allein es mußten deshalb andere, von vornehmerer Hand kommende Plane, verworfen werden; man calculirte die Waſſerſchäden und das auch bei minder großen Planen muthmaßliche Waffenglück; überhaupt war dabei ein mannichfaltiges Intereſſe zu vergleichen: alles das verurſachte, daß der Mackſche Plan bei Seite geſetzt wurde." Nachdem Koburg den Oberbefehl niedergelegt hatte (28. Aug. 1794), ging auch Mack wieder nach Böhmen. An ſeine Stelle trat der Prinz von Waldeck. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italieniſchen Armee wurde Mack bei der Rheinarmee angeſtellt. Er war inzwiſchen bis zum Grade eines Feldmarſchall-Lieutenants geſtiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenſtaats und der Fall von Mantua ſich ereigneten, und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorſtand, begab ſich Mack, im Oct. 1798 nach Neapel, um auf den Wunſch des Königs Ferdinand den Oberbefehl des neapolitaniſchen Heers gegen die Franzoſen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner ſo wohl entworfen, daß, hätte ſich Mack an der Spitze einer öſterreichiſchen Armee befunden, kein Feind entkommen ſein würde. Er ſiegte auch anfangs in mehreren Gefechten, und nahm den 27. November das, Tags zuvor von den Franzoſen verlaſſene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13. Dec. wieder verlaſſen und ſich zurückziehen. Er nahm eine feſte Stellung bei Capua, und ſchloß, in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10. Jan. 1799 einen Waffenſtillſtand ab. Aber jetzt brach, bei der unerwarteten Wendung der Dinge, ein Aufſtand der Lazzaroni zu Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beſchuldigten und ihren König ſelbſt vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte ſich Mack mit ſeinem ganzen Generalſtabe dem feindlichen Generale Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er 1800 heimlich aus Paris. 1804 erhielt er den Oberbefehl ſämmtlicher Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organiſirung des öſterreichiſchen Heers. Endlich nahte ſich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermaligen Ausbruche des öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriegs, nachdem die Oeſterreicher am 14. und 15. October an der Iller geſchlagen und Memmingen

gen übergeben worden, Mack, welcher an der Spitze des Heers in Deutſchland ſtand, nach dieſen Unfällen ſich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußerſten Gegenwehr entſchloſſen, ſchon am 17. Oct. mit Napoleon eine allerdings ſchimpfliche Capitulation abſchloß, vermöge welcher die 20,000 Mann ſtarke Beſetzung kriegsgefangen nach Frankreich geführt er ſelbſt aber auf Ehrenwort entlaſſen wurde. Mack kehrte nach Oeſterreich zurück, wurde als Staatsgefangner nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht geſtellt, das die Todesſtrafe über ihn ausſprach. Die Gnade des Kaiſers milderte aber dieſes Urtheil auf Caſſation und zweijährige Feſtungshaft. Im Aug. 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlaſſen. Er lebte ſeitdem zu St. Pölten, in deſſen Nähe er eine kleine Beſitzung hat, iſt ſchon längſt in den Genuß ſeiner Penſion wieder eingeſetzt, und erſcheint zu Wien öffentlich, in Folge einer Verwendung des Erzherzogs Carl. Er durfte wieder bei Hofe erſcheinen, ward normalmäßig als Feldmarſchall-Lieutenant penſionirt, und erhielt den Maria-Thereſien-Orden nebſt der Ordenspenſion wieder. Nach dem Urtheile von Männern, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, iſt Mack ein durchaus rechtlicher Mann, deſſen Entwürfe aber äußerſt kühn waren, und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker, als wirklich praktiſcher Strateg, war er ein vortrefflicher General-Quartiermeiſter, der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er ſelbſt General en Chef wurde.

Mackintoſh oder Macintoſh (Sir James), Baronet, Mitglied des brittiſchen Parlaments, einer der berühmteſten engliſchen Rechtsgelehrten, der ſich zugleich als juriſtiſcher und politiſcher Schriftſteller ausgezeichnet hat, ward im Kirchſpiel Dores in der Landſchaft Inverneß in Schottland geboren. Er wurde auf der Schule zu Fortroſe erzogen, widmete ſich zu Aberdeen der Heilkunde und ward 1787 Doctor der Arzneiwiſſenſchaft. Nach dem Tode ſeines Vaters ging er zur Rechtswiſſenſchaft über, und verband ſich, bei dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution, mit Godwin und andern ausgezeichneten Perſonen zur warmen Vertheidigung der republikaniſchen Freiheit und der Staatsreform. Späterhin ließ aber ſein Eifer für jene Sache nach, und auf Pitt's Empfehlung ward ihm aufgetragen, Vorleſungen über die Geſetze und die Verfaſſung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu London zu halten, in welchen er ſo heftig gegen die Grundſätze ſeiner alten Freunde ſprach, daß er ſich dadurch harte Vorwürfe zuzog. Als Peltier (ſ. d. Art.) wegen einer Schmähſchrift über den Charakter Buonaparte's (damaligen erſten Conſuls) in Unterſuchung kam, zeigte Macintoſh bei der Vertheidigung deſſelben eine bewundernswürdige Beredtſamkeit. Dies verſchaffte ihm beſonders die Anſtellung als Advocat bei dem Gerichtshofe zu Bombay, wo er wegen ſeinerredneriſchen Talente ſo oft von Europäern und Eingebornen bewundert wurde. Während dieſes Verhältniſſes ſoll er ſeine Muſeſtunden der Abfaſſung einer Geſchichte Englands von der Revolution an bis zur letzten Regentſchaft gewidmet haben. Nach ſeiner Zurückkunſt nach England wurde er zum Parlamentsrepräſentanten für die Landſchaft Nairn erwählt. Er gab 1821 eine ſchätzbare Ueberſicht der Geſchichte von Schottland heraus.

Macklin (Carl) berühmter Schauſpieler, eigentlich Maclauchlin genannt, geb. 1690 in der irländiſchen Grafſchaft Weſtmeath. Als er einige Zeit auf der Univerſität zu Dublin gelebt hatte, wo er ſich mit der Beſorgung von Aufträgen für die Studenten Brod erwarb, ſchweifte er meiſt als Schauſpieler umher, bis er endlich

im J. 1725 nach London kam, wo er im Trauerſpiel, aber ohne Beifall, auftrat. Er fing wieder an zu wandern, und als er gewandter nach London zurückkehrte, ſah man ihn gern in einigen Rollen, doch war er, fünf oder ſechs Rollen (beſonders Shylock im Kaufmann von Venedig) ausgenommen, ein mittelmäßiger Schauſpieler. Im J. 1735 nahm er mit Fleetwood Antheil an der Leitung des Theaters Drury-Lane, als er ſich aber ſpäterhin mit dem Vorſteher und mit Garrick verfeindete und dieſe Bühne verlaſſen mußte, eröffnete er ein neues Theater in Haymarket, wo er mit einer Geſellſchaft ſpielte, die er in der Declamation unterrichtet hatte. Einige Jahre nachher ging er nach Dublin, wo ihm Sheridan, der Vorſteher der Bühne, ſehr vortheilhafte Bedingungen bewilligte; es brach aber bald ein, von Macklin mit großer Heftigkeit und Unverſchämtheit geführter Streit aus, der zur Trennung führte. Bei ſeiner Rückkehr nach London ließ er ſeine Tochter in Coventgarden die Bühne betreten, er ſelber aber eröffnete ein glänzend eingerichtetes Schenkhaus, wo er Vorleſungen über die Bühne der Alten, das neuere Schauſpiel, Shakſpeare und ähnliche Gegenſtände halten wollte. Der witzige Foote (ſ. d. Art.), der für ſeine Unterhaltungen Nachtheil beſorgte, machte den neuen Vorleſer in einer Poſſe lächerlich, die in Haymarket aufgeführt wurde, und der arme Macklin mußte ſeinen leeren Saal ſchließen. Er kehrte auf das Theater zurück, und ſeine unruhige Thätigkeit trieb ihn bald dahin, noch einmal als Declamator aufzutreten, wozu er die Rollen von Macbeth und Othello wählte, in welchen zu jener Zeit Garrick, (ſ. d. Art.) ſeine Meiſterſchaft zeigte. Man pfiff ihn aus, und mit der vierten ſtürmiſchen Sitzung endigten auch dieſe Unterhaltungen. Als Macklin einige Tage nachher auf der Bühne erſchien, um eine ſeiner Hauptrollen zu ſpielen, wollten ihn die unwilligen Zuſchauer nicht anhören, bis er knieend Abbitte gethan hätte, und das Geſchrei legte ſich erſt dann, als der Vorſteher der Bühne verſprochen hatte, daß Macklin nicht eher wieder auftreten ſollte, bis er dem Publicum Genugthuung gegeben hätte. Er wandte ſich an die Gerichte, welche die Urheber der Verſchwörung zu Schadenerſatz verurtheilten. Im Jahre 1781 ſpielte er, obgleich über 80 Jahr alt, in ſeinem Luſtſpiele: der Weltmann, die ſchwerſte Rolle mit einer bewundernswürdigen Lebhaftigkeit, und erſt acht Jahr ſpäter betrat er zum letzten Mal die Bühne. Taub und faſt unempfindlich gegen alles, was um ihn her vorging, beſuchte er fortdauernd das Schauſpiel, bis er endlich 1797, in einem Alter von 108 Jahren ſtarb. Seine 1804 erſchienenen Denkwürdigkeiten enthalten viele anziehende Züge zur Theatergeſchichte Englands.

Macpherſon (James), durch die Bekanntmachung der Gedichte Oſſian's berühmt, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in dem ſchottiſchen Hochlande und war 1738 zu Ruthven in der Grafſchaft Inverneß geboren. Er ſtudirte auf den Univerſitäten Aberdeen und Edinburgh. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht, The Highlander, drucken, worin er viel Feuer und Phantaſie verrieth dem es jedoch noch an Geſchmack fehlte. Er hatte Theologie ſtudirt war aber nie als Geiſtlicher angeſtellt. 1759 lebte er als Privaterzieher in der Familie Graham, und überraſchte um dieſe Zeit die literariſche Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altſchottiſcher Balladen und Geſänge, die er auf Home's Verlangen überſetzt hatte. Die Aufnahme, welche dieſelben fanden, Macpherſon's abermalige Reiſen in die Hochländer in den J. 1760 und 1761, auf welchen er mehrere ſolcher Gedichte, theils durch mündliche Ueberliefe=

rungen, theils in alten Handſchriften ſammelte, wovon er bald nachher den Fingal und Temora herausgab, ſo wie die Streitigkeiten, welche ſich über die Echtheit und den Werth dieſer Gedichte erhoben, ſind unter Oſſian erwähnt worden. Macpherſon, der auch für das Geſchäftsleben Talente beſaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnſon nach Penſocala in Florida als Secretär mitgenommen. Er beſuchte nachher verſchiedene weſtindiſche Inſeln und einige nordamerikaniſche Provinzen, und kehrte 1766 in ſein Vaterland zurück. Hier nahm er ſeine literariſchen Beſchäftigungen wieder vor, und gab 1771 ſeine wohlgeſchriebene und gehaltvolle Introduction to the History of Great Britain and Ireland heraus. Der Beifall, den ſein Oſſian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Ueberſetzung des Homer, 1773. Spott und Kritik nahmen ihn ſo hart mit, daß ſeine Arbeit bald in gänzliche Vergeſſenheit kam. Seitdem beſchäftigte ſich Macpherſon nur mit hiſtoriſchen und politiſchen Gegenſtänden. Sein Fleiß war ſo groß, daß ſchon 1775 ſeine History of Great Britain from the Restoration to the Accession of the House of Hanover in 2 Quartbänden erſchien; ein Werk, in dem zwar eine gewiſſe Vorliebe für die Stuarts durchblickt, das aber großen Werth hat und vieles, was bisher unbekannt oder ungewiß war, in's Licht ſetzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beſchäftigte, trat er gegen ſie auf und verfaßte im Sinne der Regierung einige Flugſchriften, die durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung ſeiner Dienſte erhielt er den einträglichen Poſten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 für den Flecken Camelford in's Unterhaus, er ward auch 1785 und 1790 wieder gewählt. Da aber ſeine Geſundheit abnahm, kehrte er in ſeine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landſitze bei Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, ſtarb. Von ſeinem anſehnlichen Vermögen, das er durch ſeine Arbeiten erworben hatte, beſtimmte er 1000 Pfd., um das ganze, von ihm überſetzte Original des Oſſian im Druck herauszugeben, und 300 zur Errichtung eines Denkmals für ihn in Bellevue. Spätere Nachforſchungen und Entdeckungen haben Macpherſon's Charakter gegen den Vorwurf der Täuſchung gerechtfertigt; doch ſind noch nicht alle Zweifel in Anſehung der oſſian'ſchen Gedichte dadurch gehoben worden.

Madagaskar, von den Portugieſen San Lorenzo, und von den Franzoſen ſpäterhin Isle Dauphine genannt, die größte Inſel in Afrika, an der Oſtſeite dieſes Welttheils durch den Kanal von Mozambik von dem feſten Lande getrennt. Sie ſoll, nach franzöſiſchen Berichten, 168 Meilen lang ſein, 60 Meilen in der größten Breite haben und mehr als 10,000 QM. enthalten. Durch die Franzoſen, die ſich zu Colbert's Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrh., aber immer ohne bleibenden Erfolg hier niederließen, ſind einige Nachrichten über dieſe Inſel bekannt geworden; doch kennt man das Innere des Landes noch viel zu wenig. Madagaſkar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getheilt, an deren Fuß viele Bäche und Flüſſe entſpringen, die das Land hinreichend bewäſſern. Die Berge ſind mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Ebenen ſind außerordentlich fruchtbar, und es herrſcht überhaupt hier größtentheils, mit Ausnahme der Küſten, ein üppiger, faſt nie unterbrochener Wachsthum. Die vorzüglichſten Erzeugniſſe, die faſt ohne Arbeit erbaut werden, ſind; Reiß, Bataten, Südfrüchte, In-

digo, Seide; auch hat die Inſel einige, ihr eigenthümliche Balſam- und Gummi-Gewächſe. Elephanten und Raubthiere gibt es hier nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden ſich Edelſteine, Eiſen und Salz. Faſt gibt es kein Land auf der Erde, das ſo geſchickt ſcheint, eine glückliche Welt für ſich auszumachen, als Madagaskar. Die Einwohner dieſer merkwürdigen Inſel beſtehen theils aus Ureinwohnern, theils aus Eingewanderten. Die Ureinwohner, Madegaſſen oder Malegaſchen genannt, ſind von ſchwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge ſcheinen größtentheils arabiſchen Urſprungs zu ſein. Sie bewohnen das Innere der Inſel, und ſind in verſchiedene Stämme eingetheilt, die von kleinen Fürſten beherrſcht werden, welche ſich häufig bekriegen. Ihre Religion hat etwas ähnliches mit der mohamedaniſchen. Auf der Nordoſtſeite der Inſel lebt ein Volk jüdiſcher Abkunft, das die Beſchneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen ſoll ein Zwergvolk Kimos wohnen. Die größten Männer deſſelben ſollen nur vier Fuß hoch ſein. Die ganze Bevölkerung der Inſel wird von Flacourt (1642—58) auf 1,600,000, von Benjowski (1673—76) auf $2\frac{1}{2}$, von Rochon (1768—71) auf vier, von Andern auf drei Millionen angegeben. Die Portugieſen entdeckten Madagaskar 1506, doch erwähnt ihrer ſchon Marco Polo, im 13. Jahrh., unter dem Namen Magaſtar oder Madaiaſcar. Engländer und Holländer machten vergebliche Verſuche, ſich da niederzulaſſen. Die Franzoſen legten 1665 eine Kolonie daſelbſt an, konnten ſich aber, ſo wenig als im vorigen Jahrhunderte, lange behaupten. Doch treiben ſie noch Handel mit der Inſel, und holen von dort Reiß für ihre afrikaniſchen Kolonien. Die Engländer beſitzen hier jetzt auf der Nordküſte ein Fort mit dem Hafen Louquez. Die dortige Kolonie iſt abhängig von dem Statthalter auf St. Mauritius.

Madame, ohne Zuſatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schweſter, oder des Königs Mutter Schweſter, oder die erſte fille de France (d. i. Tochter des Königs, oder des bei ſeinen Lebzeiten verſtorbenen Dauphins) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter der franzöſiſchen Könige. — **Mademoiſelle**, ohne Zuſatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern, oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. Im J. 1734 wurde verordnet, daß er nur der erſten Prinzeſſin von Geblüte gegeben werden ſollte.

Madēra, Madeira, eine, den Portugieſen gehörige afrikaniſche Inſel, weſtlich von dem feſten Lande Afrika's und nördlich von den canariſchen Inſeln, wurde 1419 von den Portugieſen entdeckt, und von ihnen, wegen des großen Holzreichthums (denn Madeira heißt auf portugieſiſch Holz), Madeira genannt. Ihre Größe beträgt gegen 25 QM. Die Inſel iſt eigentlich ein ausgebrannter Vulkan, der ſich mit ſeiner höchſten Spitze 5000 Fuß über das Meer erhebt, und von Regenſtrömen in tiefe Schluchten zerriſſen, den Anblick eines, aus mehreren einzelnen Theilen beſtehenden Ganzen darſtellt, zwiſchen welche tiefe Thäler ſich herabziehen, in welchen größere und kleinere Bäche herabſtrömen, die eine reichliche Bewäſſerung gewähren, und dadurch, nebſt dem herrlichen, einem immerwährenden Frühlinge gleichenden Klima, eine große Fruchtbarkeit und ein äußerſt üppiges Wachsthum des, aus vulkaniſcher Erde beſtehenden Bodens verurſachen. Die Luft iſt äußerſt geſund. Das ganze Jahr hindurch wachſen Blumen und Früchte. Das Haupterzeugniß, der Wein, iſt unter dem

Namen Madera-Wein ſehr berühmt. Allenthalben, wo es nur der Boden erlaubt, findet man herrliche Weinpflanzungen, und man ſchlägt den jährlichen Ertrag auf 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, davon die Hälfte ausgeführt wird. Jedoch iſt auch der hieſige Wein von ſehr verſchiedener Güte. Die beſte Sorte iſt der Madera-Malvaſier, der ſelbſt dem berühmten Dry- (nicht Tri-) Madera vorgezogen wird. Letzterer heißt deshalb Dry- (trockener) Madera, weil er aus demjenigen Safte zubereitet wird, der den allerreifſten, ſchon etwas trockenen Trauben noch vor der Kelter entträufelt. Die von einigen aufgeſtellte Behauptung, daß der Madera-Wein, um den höchſten Grad der Güte zu erlangen, dreimal die Linie müſſe paſſirt haben und alsdann Tri-Madera genannt werde, beruht auf einem Irthum; denn obgleich manche Oſtindienfahrer denſelben auf ihrer Hinfahrt ſchon einnehmen, um ihn bei ihrer Rückkunft theuerer zu verkaufen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß weite Seereiſen dem Madera zuträglich ſind: ſo kann man doch auch von dieſem Weine nur ſagen, er habe die Linie zweimal paſſirt, und bei der geographiſchen Lage der Inſel, auf der nördlichen Halbkugel, iſt ein gerade dreimaliges paſſiren der Linie für denjenigen Madera, der in Europa getrunken werden ſoll, eine phyſiſche Unmöglichkeit. Die Weinberge ſind meiſt Pachtgüter, und werden immer nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehntheile des reinen Ertrages gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eines dem Könige und eines der Geiſtlichkeit. Die großen Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugieſen dieſe Inſel bedeckten, ſind nicht mehr vorhanden, ſtatt derſelben findet man viele Kaſtanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikoſen- und Pfirſichbäume ꝛc., deren Früchte durchgehends auf dieſer Inſel einen ſüßeren Geſchmack haben. In den Gärten zieht man, außer mancherlei Küchengewächſen auch Ananas, Graven und andere tropiſche Gewächſe. Zuckerrohr wird nur wenig gebaut, das Getreide reicht nicht zum Bedarf der Einwohner hin, daher man das fehlende durch auswärtiges Getreide und durch Arumwurzeln, Bataten und Kaſtanien erſetzt. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hieher gebracht, welche von kleiner Art ſind. Reißende wilde Thiere, Schlangen und überhaupt giftige Thiere fehlen ganz. Die Zahl der Einwohner beträgt 100,000, meiſtens portugieſiſche Abkömmlinge; auch Mulatten und Neger finden ſich hier. Das Staatseinkommen iſt 500,000 Piaſter. Portugal hält hier einen General-Gouverneur und bezieht von der Inſel beträchtliche Einkünfte, welche die Ausgaben für die Beſoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen überſteigen. Der Handel iſt ziemlich lebhaft, doch meiſtens in den Händen der Engländer. Die Hauptſtadt, der Sitz des Gouverneurs und des Biſchofs, heißt Funchal, welche ſich auf der Südküſte der Inſel, im Hintergrunde einer Bai, ſehr ſchön amphitheatraliſch erhebt, aber deren Inneres nicht dem ſchönen Anblick entſpricht, den die Stadt von Außen gewährt. Sie hat einen, von vier Forts vertheidigten Hafen und 15,000 Einwohner. — Nördlich von Madera liegt die dazu gehörige kleine Inſel **Porto Santo**, mit 1,200 Einwohnern. Sie iſt beſonders reich an Federwildpret, und **Desertas** mit 1,800 Einwohnern.

Madiſon (James), ehemaliger Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er verwaltete dieſe Stelle zweimal nach einander; er war dazu am 4. März 1809 zum erſten Male, und am 4. März 1813 zum zweiten Male gewählt worden, wie es früher mit ſeinem Vorgänger, Thomas Jefferson, geſchehen war, unter welchem er das

wichtige Amt eines Staatsſecretärs bekleidete, nachdem er vorher in diplomatiſchen Angelegenheiten gebraucht worden war. Er gehörte zu der Partei der Republikaner, die ſich auf die Seite der Franzoſen neigte. Den Grundſätzen dieſer Partei gab man die Veranlaſſung zu dem Kriege mit England Schuld, der 1812 ausbrach, zu welchem aber freilich auch Englands Anmaßung zur See viel beitrug. Dieſer Krieg ſtörte den aufblühenden Wohlſtand der vereinigten Staaten außerordentlich, und ſchien ihnen ganz verderblich zu werden. Die Fehler, welche die amerikaniſchen Generale aus Unfähigkeit oder Feigheit begingen, wurden dem Präſidenten zugeſchrieben. Es entſtand daher ein großes Mißvergnügen über ihn, das ſich beſonders bei der Gegenpartei, den Föderaliſten (engliſche Partei), laut äußerte und die Abſicht merken ließ, einen andern Präſidenten zu wählen. Mit männlichem Muthe benahm ſich Madiſon in dieſem kritiſchen Zeitpunkte. Gleich nach dem Abzuge der Engländer verſammelte er zu Waſhington den Congreß, eröffnete die Sitzung deſſelben mit einer kriegeriſchen Rede, und nahm ſo kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Uebergewicht, beſonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada, erhielten. Die Folge davon war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geſchloſſene Friede den Zuſtand vor dem Kriege wieder herſtellte. Die darauf folgenden Friedensjahre wendete Madiſon an, den Wohlſtand der vereinigten Staaten zu heben, und daß dieſe Bemühungen nicht vergeblich geweſen, erhellt aus den, 1816—1817 dem Congreſſe vorgelegten Schilderungen von dem innern Zuſtande des Landes. Eine der letzten öffentlichen Handlungen Madiſon's war die Unterzeichnung der Navigationsacte am 1. März 1817. Drei Tage nachher legte er ſeine Stelle nieder, und hatte den bisherigen Staatsſecretär, James Monroe, zum Nachfolger.

Madonna. Mit dieſem italieniſchen Worte, welches gleichbedeutend mit dem franzöſiſchen Madame iſt, wird vorzugsweiſe die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengeſicht, Madonnenbild u. ſ. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine wichtige brittiſche Stadt in der oſtindiſchen Landſchaft Karnatik, auf der Küſte von Koromandel, die Hauptſtadt einer Präſidentſchaft der brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien, liegt in einer ſandigen Gegend, am Fluſſe Palier und am Meere. Sie beſteht aus der weißen Stadt oder Neu-Madras und aus der ſogenannten ſchwarzen Stadt, und hat 300,000 Einwohner. Die weiße Stadt, mit einer Mauer umgeben, iſt bloß von Europäern bewohnt, und enthält ſchöne Häuſer und regelmäßige Straßen. Hier findet man die Wohnungen der reichen Kaufleute, ungeheure Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramladen. Mitten in derſelben, am Geſtade des Meeres, liegt das Fort oder Caſtell St. Georg, einer der feſteſten Plätze in Oſtindien, worin der prächtige Gouvernementspalaſt und ein Zeughaus ſich befindet, aus welchem in wenigen Stunden 40,000 Mann bewaffnet werden können, und das mit einem großem Vorrathe von ſchwerem Geſchütz angefüllt iſt. Vor dem Gouvernementsgebäude iſt der ſchöne, große, viereckige Paradeplatz, und dieſem gegenüber ſteht das hübſche Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt, liegt die ſchwarze Stadt, ein großer feſter Ort, worin die ſchönſten Paläſte mit den elendeſten Hütten, breite Straßen mit engen Gaſſen wechſeln, und worin, außer Europäern, Armenier, Bengaler, Chineſen, Peguaner,

ſchwarze Juden und Mauren (mohamedaniſche Araber) wohnen Madras hat Kirchen von verſchiedenen Religionsparteien, Klöſter, Moſcheen, Pagoden, eine lutheriſche Miſſionsanſtalt, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waiſenverſorgungsanſtalt, ein Irrenhaus, mehrere Lehranſtalten. Man verfertigt viele weiße und bunte Baumwollenwaaren, allerlei Glasarbeiten zum Putz für die Hindu's Frauenzimmer, und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzſiedereien. Wichtiger noch als die Manufacturen und Fabriken, iſt der Handel, obgleich die Stadt keinen Hafen, ſondern nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwaſſers erſetzt eine, in neuern Zeiten angelegte Waſſerleitung, welche das Trinkwaſſer aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Madras ſteht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tſchinnapatnam ſtand, welches dem Könige von Bisnagar gehörte, von dem es die Britten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St. Georg erbauten. — Die Präſidentſchaft Madras begreift den öſtlichen Theil der Halbinſel dieſſeit des Ganges, vom Cap Komorin bis Balaſore, oder vom 8° bis 22° der Breite, iſt in 21 Diſtricte eingetheilt, und enthält an 6000 □M. und 12 Millionen Einwohner und 5,400,000 Pf. Sterl. Staatseinkünfte.

Madrid, die Hauptſtadt Spaniens, liegt in dem Königreiche Neu-Caſtilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebenen Boden, an den Ufern des Manzanares, und enthält in ungefähr 7500 Häuſern über 170,000 Einwohner. Keine andere Reſidenz in Europa liegt gleich Madrid 2276 Fuß über die Meeresfläche. Sie hat 32 große Brunnen und treffliches Trinkwaſſer. Seit Juli 1820 iſt Madrid der Sitz der Cortes. Im Kanzleiſtyl heißt Madrid die ſehr edle, rechtliche, berühmte und heroiſche Stadt. Sie bildet ein unregelmäßiges Viereck, iſt bloß mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3½ Stunden im Umfange und in der größten Länge 1¼ Stunde. Die Häuſer ſind zum Theil ſehr altväteriſch, die neuern ſind in gutem Geſchmack gebaut. Die Unreinlichkeit, über die ſonſt ſehr geklagt ward, hat in neuern Zeiten abgenommen; die Stadt iſt des Nachts erleuchtet und die Straßen ſind ziemlich gut gepflaſtert. Die Menge der Kirchen und Klöſter (77 Kirchen und faſt eben ſo viel Klöſter) darf in der Hauptſtadt Spaniens nicht auffallen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das ſeit dem Brande im J. 1734 neu aufgeführte königl. Reſidenzſchloß aus. An der entgegengeſetzten Seite iſt das ehemalige Reſidenzſchloß Buen-Retiro, deſſen großer und ſchöner Park während der Revolution wider den König Joſeph ſehr gelitten hat. Die königl. Porcellanfabrik, die ſonſt in dieſem Schloſſe war, iſt eingegangen. Der große Marktplatz (Plaza mayor) iſt nicht vorzüglich ſchön; ein anderer kleinerer öffentlicher Platz, la Puerta del Sol (Sonnenthor) wird am häufigſten beſucht und iſt der Sammelplatz von Leuten aus allen Ständen. Der berühmteſte Spaziergang in Madrid iſt der ½ Stunden lange, aus mehrern Alleen beſtehenden Prado, der die Stadt durchſchneidet, und durch den verſchiedene Straßen gehen. Die Gegend um Madrid iſt angenehm und gut angebaut. Das Trinkwaſſer muß mehrere Stunden weit hergeleitet werden. Es befinden ſich in Madrid die oberſten Staatsbehörden, ehemals auch das neuerdings aufgehobene Oberinquiſitionsgericht, eine im J. 1770 erneuerte Univerſität, und verſchiedene königliche Akademien der Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Medicin ꝛc. Auch gibt es hier mehrere Fabriken, und man hält Madrid für den Mittelpunkt des ſpaniſchen Fabrikweſens; doch iſt darin noch viel Unvollkommenheit, und es fehlt

an einer Menge Bequemlichkeiten, die man in andern Ländern ſich leicht verſchaffen kann. Seit der Regierung Philipps II. war Madrid der gewöhnliche Wohnſitz der Könige von Spanien, welche ſich abwechſelnd in der Stadt ſelbſt und in dem nahe gelegenen Schloſſe von Aranjuez aufhielten. — In der Geſchichte unſerer Tage iſt Madrid hauptſächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerſt das Volk am 2. Mai 1808 durch einen wüthenden Aufſtand gegen die Franzoſen, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beiſpiel gab, welches bald die geſammte ſpaniſche Nation mit eben ſo vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und dadurch ſich den unvergänglichen Ruhm erwarb, das erſte Volk in Europa geweſen zu ſein, das dem franzöſiſchen Despotismus einen kräftigen, mannhaften Widerſtand entgegenſetzte.

Madrigal, eine Art kurzer, aus freien und ungezwungenen Verſen beſtehender Gedichte, denen ein zärtlicher artiger Einfall zum Grunde liegt. Anfangs wurden dieſe Poeſien von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man ſie zu materiellen, das heißt zu gemeinen und niedrigen Gegenſtänden brauchte; doch gibt man auch noch andere Ableitungen an. Die erſten Madrigale hat man von Lemmo aus Piſtoja, welche von einem gewiſſen Caſella, deſſen Dante Erwähnung thut, in Muſik geſetzt wurden. Der dabei gebrauchte muſikaliſche Styl war urſprünglich ein taktmäßiges Recitativ; nachher wurde es geſangreicher, und verwandelte ſich endlich gar in einen ausgearbeiteten Fugenſtyl. Gewiſſermaßen ſind die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Inſtrumente wurde der Madrigalgeſang übertragen, und man findet daher aus den 16. und 17. Jahrh. auch Madrigale für die Orgel und andere Inſtrumente.

Maffei. Dieſes berühmte Geſchlecht, das einige gelehrte Männer hervorgebracht hat, ſtammte urſprünglich aus Verona, hatte ſich aber in verſchiedenen Zweigen durch mehrere Gegenden Italiens verbreitet. Wir führen die einzelnen ausgezeichneten Glieder hier auf. 1) Alexander (Marcheſe) ward 1662 zu Verona geboren, und kam im neunten Jahre als Edelknabe an den Hof des Kurfürſten Ferdinand Maria von Baiern, ſeines Pathen. Er machte unter Maximilian Emanuel die Feldzüge gegen die Türken und gegen Frankreich, diente mit Ruhm im ſpaniſchen Erbfolgekrieg, ward nach dem Siege bei Belgrad (1717) wozu er viel beitrug, Feldmarſchall, und ſtarb 1730 in München. Das italieniſche Original der, unter ſeinem Namen erſchienenen und in's Franzöſiſche (Haag 1740, II., 12.) überſetzten Denkwürdigkeiten (Verona 1737) iſt von ſeinem Bruder Scipio. 2) Bernardino, geb. zu Rom 1514 und in Padua erzogen, ward ſchon im fünf und dreißigſten Jahre Kardinal, ſtarb aber im vierzigſten. Er beſaß eine von einem ſeiner Vorfahren gegründete, unermeßliche Sammlung von Münzen, die er in ſeiner wahrſcheinlich vollendeten, aber verloren gegangenen Geſchichte nach den Münzen trefflich benutzte. Mehrere andere zugleich angefangene Werke blieben Bruchſtücke und man beſitzt bloß einige, in verſchiedenen Sammlungen zerſtreute Briefe von ihm, aber die meiſten ſeiner gelehrten Zeitgenoſſen ſpendeten ihm große Lobſprüche. 3) Franz Scipio (Marcheſe) 1675 zu Verona geboren. Er ſtudirte im Jeſuitercollegium zu Parma, und ging 1698 nach Rom, wo er ſich ganz der Dichtkunſt widmete, und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienſte, machte unter ſeinem Bruder Alexander im ſpaniſchen Erbfolgekriege einige Feldzüge in Italien und Deutſchland

mit, und wohnte 1704 der Schlacht von Donauwerth als Freiwilliger bei. Aber die Liebe zu den Wiſſenſchaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier ſchrieb er bei Gelegenheit eines Streites, worein ſein älteſter Bruder verwickelt wurde, ein Buch (Della Scienza chiamata cavalleresca — Rom 1710. 4.) voll gelehrter Unterſuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwiſchen Privatperſonen zu ſchlichten, in welchem er darthut, daß das Duell der Religion, der geſunden Vernunft und dem Intereſſe des bürgerlichen Lebens zuwider ſei. Um der Literatur ſeines Vaterlandes, deren Verfall ihn betrübte, aufzuhelfen, unternahm er mit Apoſtolo Zeno und Vallisnieri eine Zeitſchrift, deren Zweck war, den Schriftſtellern die Mängel ihrer Werke aufzudecken, und ſie mit der Literatur des übrigen Europa bekannt zu machen. Zu gleicher Zeit richtete er ſeine Aufmerkſamkeit auf das Theater ſeines Vaterlandes, welches er ſowol durch eine Sammlung der beſten italieniſchen Luſt- und Trauerſpiele (Teatro italiano 1723. 3 Vol.), als auch durch ſeine Merope bereicherte (ſ. Ital. Theater). Kaum hat eine Tragödie je einen ſo glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch ſchrieb er ein Luſtſpiel, La Ceremonia, das ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. In der Abſicht, das vernachläſſigte Studium der griechiſchen Sprache unter ſeinen Landsleuten zu beleben, berief er geſchickte Lehrer, die er auf ſeine Koſten in Verona unterhielt. Die Entdeckung einiger wichtigen Handſchriften in der Domkirche ſeiner Vaterſtadt, gab ſeiner gelehrten Beſchäftigung eine neue Richtung und er widmete ſich nun mit Erfolg der Diplomatik. Eine reife Frucht dieſer Studien war ſeine Geſchichte von Verona. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 ſich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, beſuchte ſodann England, Holland und kehrte über Wien, wo Carl VI. ihn auf das ſchmeichelhafteſte aufnahm, nach Italien zurück. Hier beſchloß er ſein, den Wiſſenſchaften und der Poeſie gewidmetes Leben im J. 1755 in ſeiner Vaterſtadt, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal ſetzen ließ. Unter ſeinen zahlreichen Schriften ſind — außer den erwähnten — die vorzüglichſten: 1. Rime e prose, Venez. 1719. 4.; 2. Merope, Modena 1713; 3. Istoria diplomatica; 4. Degli Anfiteatri e singolarmente del Veronese; 5. Museum Veronense; 6. Verona illustrata, und viele andere Schriften, beſonders über ſeine Vaterſtadt. Eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke erſchien zu Venedig 1790, in 21 Bde. 8. 4) Johann Peter, einer der gelehrteſten Schriftſteller unter den Jeſuiten, ſtammte von einem, in Bergamo angeſiedelten Zweig des Geſchlechts, und wurde hier 1535 geboren. Er ging in früher Jugend nach Rom, wo er ſich mit Annibal Caro und andern gelehrten Männern verband, nahm ſpäter den Lehrſtuhl der Beredſamkeit in Genua an, wo er bald auch Secretär der Republik wurde, trat aber ſchon zwei Jahre nachher zu Rom in den Jeſuiter-Orden. Im römiſchen Collegium lehrte er mit Erfolg die Beredtſamkeit, und gab (1570) eine lateiniſche Ueberſetzung von Acoſta's Geſchichte von Indien heraus, deren ſchöne Schreibart den Kardinal Heinrich von Portugal veranlaßte, den Verfaſſer nach Liſſabon zu berufen und ihm den Antrag zu einer allgemeinen Geſchichte von Indien zu geben, wozu er ihm die Urkunden aus den Archiven mittheilen ließ. Dieſes Werk (Historiarum indicarum libri XVI.) erſchien 1588 zu Florenz und in einer beſſern Ausgabe zu Cölln 1593, iſt aber nur durch die Schreibart, und keineswegs durch Kritik und Gründlichkeit ausgezeichnet. Im J. 1581 kam er nach Italien zurück,

und lebte in Rom und Siena, immer mit der Ausfeilung ſeiner Werke beſchäftigt, worin er ein mühſamer Arbeiter, und ſo ängſtlich genau war, daß er oft ganze Tage mit dem Abglätten einiger Redensarten zugebracht haben ſoll. Er ſtarb 1603 zu Tivoli. 5) Paul Alexander, ward 1653 zu Volterra geboren. Als er den erſten Unterricht empfangen hatte, ging er nach Rom, wo er bald durch Vermittelung ſeines Oheims, des franzöſiſchen Geſchäftsführers, eine Compagnie unter der päpſtlichen Garde erhielt. Er ſetzte dabei ſeine gelehrten Beſchäftigungen eifrig fort, und erwarb ſich durch fleißigen Beſuch der Muſeen und Kabinete, eine ausgebreitete Kenntniß der Denkmäler des Alterthums. Erſt in ſeinem funfzigſten Jahre machte der beſcheidene Forſcher die erſte Frucht ſeiner Arbeiten bekannt. Er ſtarb zu Rom 1716. Seine beiden wichtigſten Werke ſind: Raccolta di Statue antiche e moderne — Rom 1704 — worin 163 Abbildungen von alten Denkmälern enthalten ſind, die ſich in Roms Paläſten, Gärten und Sammlungen befinden. 2) Eine neue Ausgabe der Gemme antiche figurate colle sposizioni des Lionardo Agoſtini, die 1707 zu Rom erſchien, aber, ungeachtet ſie die vollſtändigſte iſt und durch Maffei's Zuſätze und Anmerkungen neuen Werth erhält, doch von Liebhabern weniger als die älteſte und ſeltene, durch ſchöne Kupferabdrücke ausgezeichnete Ausgabe vom J. 1657 (2 Bde. 4.) geſucht wird. (Vergl. Ebert's Bibliogr. Lex. Art. Agoſtini). 6) Raphael, auch unter dem Namen Raphael von Volterra bekannt, ward gegen die Mitte des 15. Jahrh. zu Volterra geboren und widmete ſein ganzes Leben gelehrten Beſchäftigungen, bis er 1522 in ſeiner Vaterſtadt ſtarb. Seine bekannteſten Werke ſind die zuerſt 1506 zu Rom erſchienenen Commentarii rerum urbanarum libri XXXVIII., die in den erſten 23 Büchern geographiſche und biographiſche Abhandlungen, in den letzten aber eine encyklopädiſche Ueberſicht aller, gegen Ende des 15. Jahrh. verbreiteten Kenntniſſe enthalten.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläiſchen See in Paläſtina, wird nach einem alten exegetiſchen Irrthum die, Luc. 7. ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit gegen Jeſum der Vergebung ihrer Sünden von ihm verſichert ward. Weil ſie durch Uebermaß in der Liebe geſündigt hatte, und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht und mit ihr die religiöſe Poeſie und Kunſt, den aus ihrer Bekehrung und den Lebensumſtänden jener mit ihr verwechſelten Maria von Magdala (ſ. d. Art. Maria) zuſammengeſetzten geſchichtlichen Stoff, um ſich das heilige Magdalenenbild zu ſchaffen, das zu den anziehendſten Gegenſtänden der ſchönen Kunſt gehört und wie es die Frommen rührt, beſonders gefallnen, bußfertigen Frauen und Mädchen ungemein tröſtlich iſt. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten ſich ſolche Bekehrte zu einem geiſtlichen Orden, der in Deutſchland ſchon vor 1215 beſtand, und um ſolche Zeit in Frankreich, Italien und Spanien aber noch viele Häuſer erhielt. Sie nannten ſich Kloſterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Madelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Auguſtinus an, und theilten ſich in mehrere durch Farbe der Kleidung (weiß, grau oder ſchwarz), und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verſchiedene Congregationen. Dieſer Orden, der anfangs nur gefallne Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, hat ſich weit, ſelbſt bis in beide Indien verbreitet, und, obgleich ſeine Nonnen, nur zu gemeinſchaftlichen Andachtsübungen verpflichtet,

ſich ſonſt nicht gemeinnützig machen, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von ihrer urſprünglichen Beſtimmung abgewichen ſind, bis in die neueſte Zeit erhalten. Die in proteſtantiſchen Ländern noch übrigen katholiſchen Magdalenenſtifte haben ſich jetzt zur Krankenpflege bequemen müſſen, z. B. das zu Lauban in der Oberlauſitz. E.

Magdeburg, berühmt und wichtig als Feſtung und alter (ſeit Carl d. Gr.) Handelsplatz. Sie theilt ſich in die Alt- und Neuſtadt. Letztere iſt jetzt als Brückenkopf zu betrachten, wozu noch die im letzten Kriege zerſtörten, ſeitdem aber wieder aufgebaueten Vorſtädte Sudenburg und Friedrichsſtadt kommen. Auf einer Inſel in der Elbe, vor dem Brückenthore, liegt die ſeit 1680 erbaute Citadelle, mit einem großen Proviant- und Zeughauſe und der katholiſchen Soldatenkirche. Sie hat durch das Fort Scharnhorſt ſeit 1813 eine geſicherte Verbindung mit der Hauptfeſtung erhalten. Unter den Außenwerken iſt die Sternſchanze vor dem ſudenburger Thore mit ihren vielen Galerien und Minen beſonders merkwürdig. In der Sternſchanze zeigt man noch jetzt, das für Trenk eingerichtet geweſene Gefängniß. Magdeburg mit ſeinen 16 Baſtionen, vielen Außenwerken und einem zweiten baſtionirten Wehrkreiß, bildet eine der ſtärkſten Feſtungen Europa's und deckt die Mittelelbe. Die Schulgebäude vom Kloſter Berge wurden 1813 niedergeriſſen, weil ſie der Feſtung zu nahe lagen und die Schulanſtalt mit der Kloſterſchule in der Stadt verbunden. Am alten Markte ſteht das, ſeit 1691 neuerbaute große Rathhaus, am neuen Markte oder Domplatze aber das prinzliche Haus, ehemals der Biſchofshof genannt; das Landſchaftshaus, die Acciſe, der Kaufhof, (das Waarenlager der auswärtigen Güter an der Elbe), die alte Bildſäule Kaiſers Otto I., die ſchöne Waſſermühle und Waſſerkunſt, die große, an die Stelle des im Jahre 1811 abgebrannten Zeughauſes am Domplatze neuerbaute Kaſerne mit in's Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde u. ſ. w. beſonders ſehenswerth. Die Einwohner ſind größtentheils Lutheraner und Reformirte. Unter den ſieben lutheriſchen Pfarrkirchen iſt die vornehmſte die, von Quaderſteinen mit zwei Thürmen erbaute Domkirche zu St. Moritz. Die Katholiken benutzen die Kirche unſerer Lieben Frauen in der Altſtadt. Die Stadt hat 2 gelehrte Schulen, die Kloſter- und die Domſchule, und 7 Vorſchulen, ferner eine Kriegsſchule und eine Handlungsſchule. Zum Vortheil des Handels iſt 1743 ein Kanal angelegt worden, der mittelſt der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den vier Jahrmärkten iſt die ſogenannte Heermeſſe vor Michaelis am bedeutendſten. Sehr anſehnlich ſind die hieſigen Manufacturen von wollnen Strümpfen, feinen Handſchuhen, Linnen- und Wollenband, Wollenzeugen, Seidenband, Fayence u. ſ. w. Der Handel auf der Elbe iſt bedeutend, beſonders in Speditionsgeſchäften. Es iſt wahrſcheinlich, daß in Folge der freien Elbſchifffahrt und der Aſſecuranzgeſellſchaft, der Handel noch höher ſteigen wird. Es kommen jährlich über 200 Fahrzeuge an, welche hier ausladen müſſen, weil die hieſige Schiffergilde allein das Privilegium hat, die Waaren durch das Herzogthum und bis nach Hamburg zu führen. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garniſon, jedoch mit Inbegriff der Vorſtädte, 35,000. Zur Geſchichte der Stadt gehört, daß ſie 1631 von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerſtört worden. Seitdem iſt Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damals übergab es der altersſchwache Commandant, General von Kleiſt, nach der jenaer Schlacht ſchon am 11. Nov. an Ney auf eine höchſt unrühmliche Weiſe, und im tilſiter Frieden wurde es an

Frankreich überlaſſen, welches die Feſtung zum Königreich Weſtphalen ſchlug. Im Befreiungskriege 1813 ward es von einem Corps unter Tauenzien bloß eingeſchloſſen, und nach dem pariſer Frieden an Preußen zurückgegeben.

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, ein berühmter Seefahrer. Er war von Geburt ein Portugieſe aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Oſtindien, und that ſich beſonders bei der Eroberung von Malakka im J. 1510 hervor. Da er aber ſeine Dienſte für ſchlecht belohnt von ſeinem Hofe hielt, verließ er ſein Vaterland und begab ſich zu König Carl V. von Spanien. Nach andern Angaben bewogen ihn Veruntreuungen die er ſich zu Schulden hatte kommen laſſen, zu dieſem Schritt. Ein anderer Portugieſe, Ruy Falero, der in der Geographie und Aſtronomie gute Kenntniſſe hatte, begleitete ihn. Beide faßten den kühnen Plan, einen neuen Weg von Weſten nach den Molukken aufzufinden, von denen ſie zu beweiſen ſich erboten, daß ſie auf die vom Papſte der Krone Caſtilien zugetheilte Seite fielen. Sie ſollen das Unternehmen zuerſt dem Könige Emanuel von Portugal angeboten, dieſer ſie aber zurückgewieſen haben, um nicht andern Nationen jenen Weg nach Oſtindien zu öffnen, deſſen Handel damals ausſchließlich von den Portugieſen geführt wurde. Der König von Spanien dagegen nahm ihren Vorſchlag an, und am 20 Sept. 1519 ſegelte Magellan mit 5 Schiffen und 236 Mann unter ſeinem Befehl von San Lucar ab. Bald erhob ſich Murren unter den Offizieren, welche unzufrieden waren, einem abtrünnigen Portugieſen gehorchen zu ſollen, und drei derſelben zettelten eine Verſchwörung an. Sie ward jedoch entdeckt und von Magellan durch kräftige und ſtrenge Maßregeln unterdrückt. Er befand ſich damals an der Küſte von Patagonien, und ſeine erſte Reiſe enthält Nachrichten von der Rieſengröße der Einwohner, worüber in der Folge ſo viel geſtritten worden. Gegen Ende Octobers 1520 erreichten ſie ein Vorgebirge, das ſie de las Virgines nannten, und das am Eingange der Meerenge liegt, welche nachher den Namen der magellaniſchen Straße erhalten hat. Der Befehlshaber mußte ſein ganzes Anſehen anwenden, um ſeine Mannſchaft zu bewegen, ſich in dieſe unbekannte Straße zu wagen, mit der Ausſicht, jenſeit einen weiten Ocean zu finden, in dem ihre, nur noch für drei Monate hinreichenden Lebensmittel ausgehen möchten. Wirklich verließ ihn auch eins ſeiner Schiffe, und ſteuerte nach Europa zurück. Die übrigen fuhren weiter, und entdeckten am 27. Nov. die Südſee. Sie begaben ſich in dieſes, jetzt zum erſtenmal von den Europäern beſuchte Meer, und waren nahe daran, die gefürchteten Uebel einer Hungersnoth zu empfinden. Zufällig entdeckten ſie von den zahlreichen Inſeln dieſer Gewäſſer nur zwei, und dieſe waren wüſt und unfruchtbar. Das Wetter war indeß ſo anhaltend mild und ruhig, daß ſie dem Meere den Namen des ſtillen Ocean beilegten. Am 6. März 1521 wurden ſie der Ladronen anſichtig, ſo von ihnen benannt, wegen der diebiſchen Neigung der Bewohner. Von da kamen ſie zu dem Archipelagus von St. Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf einer dieſer Inſeln, Namens Zebu, erlangte Magellan die Bekehrung des Königs zum Chriſtenthum durch das Verſprechen, ihn zum Beſieger ſeiner Feinde zu machen. Unter der fernern Bedingung, ein Vaſall von Spanien zu werden, halfen ihm die Spanier, einige benachbarte Fürſten ſich unterwerfen und pflanzten das Kreuz über einigen verbrannten Dörfern auf. Das Oberhaupt einer benachbarten Inſel, Namens Matan, weigerte ſich aber,

den Spaniern Tribut zu zahlen und ſich dem Könige von Zebu zu unterwerfen. Gegen den Rath ſeiner Offiziere und des Königs ſelbſt, beſchloß Magellan, ſeinen Ungehorſam zu beſtrafen. Er landete am 26. April mit ungefähr 58 Mann auf Matan und ward von den Einwohnern angegriffen. Man focht faſt den ganzen Tag; endlich ſtockte das Feuer der Spanier aus Mangel an Munition; ſie ſahen ſich zum Rückzug genöthigt. Magellan bekam dabei einen Schuß mit einem Pfeil im Schenkel; die Seinen, die in der Unordnung flohen, unterſtützten ihn ſchlecht, und ſo ward er durch einen Lanzenſtich getödtet. Ohne dies unglückliche Ereigniß würde Magellan den Ruhm des erſten Weltumſeglers erworben haben, den jetzt Cano ſich zueignete, welcher ſein Schiff über Oſtindien glücklich zurückbrachte, und am 7. Sept. 1522 wieder in San Lucar einlief. Indeß hat auch Magellan durch den Beginn des großen Unternehmens, deſſen Opfer er ward, ſich unter den Entdeckern zur See unſterblich gemacht. Ein Auszug aus Magellan's Reiſetagebuch ſteht in Ramuſio's Sammlung; vollſtändig iſt ſeine Reiſebeſchreibung erſt 1811 vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden. — Fernando Magelhaens Urenkel war Joh. Hyacinth, ein berühmter Naturforſcher, ehemals Auguſtinermönch, zu Liſſabon, ſtarb 1790, 68 J. alt zu Islington bei London. Er erfand die Schwängerung des Waſſers mit fixer Luft, alſo der durch Kunſt nachgeahmten mineraliſchen Waſſer, und die Bildung mineraliſcher Waſſer. Er hatte große Sprachkenntniſſe, war viel gereiſt, verließ den katholiſchen Glauben und wurde Mitglied der engl. königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menſchen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel beſtimmt iſt. Er liegt bei dem Menſchen unter dem Zwergmuskel und den falſchen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weiteſten an der linken Seite, wo die Speiſeröhre in ihn übergeht (der Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende iſt, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht (der Pförtner genannt). Wenn der Magen leer iſt, ſo bilden ſich zwiſchen beiden Enden deſſelben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleiner und der untere größer. Der obere iſt concav, und nimt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächſt. Wird aber der Magen angefüllt, ſo hebt er ſich in die Höhe, ſo daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen beſteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle deſſelben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an den Bogen deſſelben ſich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu ſeiner Befeſtigung zu bilden. Dann kommt die fleiſchige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen ſich kreuzender Muskelbündel beſteht. Die dritte, die Gefäßhaut, iſt ſehr feſt und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, iſt ſehr gerunzelt, ſo daß mehrere Falten nach verſchiedenen Richtungen entſtehen, in deren Zwiſchenräumen ſich wieder kleinere Falten bilden. Aus der innern Seite dieſer Haut beſteht die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt iſt, denn es zeigen ſich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein ſammtartiges Anſehen geben, und lauter Enden zarter Gefäße ſind, welche zwiſchen der dritten und vierten Haut liegen und unter der letztern hervorſtehen. Auch ſind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerſt feiner Oeffnungen befindlich, welche theils Mündungen der ein-

ſaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüſen ſind, welche alle in dem zelligen Gewebe zwiſchen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute, durch ringförmige Verlängerung der Falten, eine Art von Klappe, welche mit Muskelfaſern verſehen iſt und die Oeffnung verſchließen kann, ſo daß der Speiſebrei aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen kann. Der Magen iſt mit vielen Blutgefäßen verſehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bogen deſſelben hinlaufen, ihn von allen Seiten umgeben, ſich netzartig mit einander verbinden, und zwiſchen ſeinen Häuten ein Gefäßnetz bilden, aus welchem ſich die, zur Verdauung nothwendigen, Flüſſigkeiten (der Magenſaft, ſo auch der Schleim in den Schleimbälgen), abſondern, die ſich durch die ſchon bemerkten feinen Hautöffnungen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven iſt der Magen reichlich verſehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Abſonderungen in den Capillargefäßen beherrſchen, theils ſich in der Muskelhaut verlieren, und die Bewegungen derſelben erregen. Dieſe Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen ſich unaufhörlich, beſonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechſelsweiſe nach der verſchiedenen Richtung der ſich zuſammenziehenden Muskelbündel, bald verkürzt, bald verengert (ſ. d. Art. Verdauung). Die Magenkrankheiten ſind ſolche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder doch urſprünglich von ihm ausgehen. Sie ſind verſchieden, je nachdem ein Syſtem deſſelben vorzüglich leidet. Iſt das arterielle Gefäßnetz deſſelben im entzündlichen Zuſtande, ſo entſteht Magenentzündung, die ſich durch heftigen brennenden Schmerz mit ſtetem Ausbrechen alles Genoſſenen, ſelbſt des mildeſten Getränkes äußert. Iſt das Nervengewebe bei Schwäche (Laxität) der Muskelfaſern des Magens in zu empfindlichem erregten Zuſtande, ſo gibt dies Veranlaſſung zum Magenkrampf, der ſich durch ein Gefühl von ängſtlicher Zuſammenziehung in der Magengegend äußert. Iſt das abſondernde Capillargefäßnetz zwiſchen den Häuten des Magens in regelwidrigem, geſchwächten Zuſtande, ſo entſteht fehlerhafte Abſonderung des Magenſaftes, welcher meiſtens als Magenſäure erſcheint. Iſt der Zuſtand einer fehlerhaften Abſonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, ſo nennt man es Magenfieber, oder gaſtriſches Fieber; wiewol die letztere Benennung mehrere Fieberarten umfaßt, welche in dem Syſtem des Unterleibes ihren Sitz haben. Magenſchwäche: der Mangel an Kraft des ihm zugehörigen Nervenſyſtems, ſo daß die Abſonderung des Magenſaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von Statten gehen. Unter Magenmitteln verſteht man insgemein ſolche, welche der geſchwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen und die Verdauung befördern ſollen. Hierunter gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringer Gabe ſchon wirkſame Mittel, z. B. Auflöſung von bittern Extracten, mit bittern und aromatiſchen Tincturen ſind. Vor Zeiten gebrauchte man auch die Magenbürſte, um den Magen von ſeinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speiſen, oder von Schleim zu reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürſten. Sie wurde von zarten Bockshaaren gemacht, war ungefähr einer halben Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten, doppelt zuſammengedrehten und mit Seide umwundenen Draht be-

feſtigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen voll Branntwein und alsdann ein Nößel Waſſer, hierauf fuhr man mit der Bürſte durch den Schlund in den Magen, bewegte ſie hin und her, machte auch verſchiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürſte wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieſelbe Operation wiederholte. Dieſes Inſtrument und ſein Gebrauch war ſchon im Anfang des 17. Jahrh. und vielleicht noch früher in italieniſchen Klöſtern bekannt, und iſt wahrſcheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten ſich noch immer ſehr mit der Arzneikunde beſchäftigten. H.

Magie. Magier. Magismus. Maja, die ewige Mutter der Dinge, iſt in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der geiſtigen ſowol als der ſinnlichen Liebe. In einer andern Bedeutung iſt ſie Muſe, Göttin der Weiſſagung und der Dichtkunſt, aber auch Göttin der Täuſchung und des Truges. Verwandt mit jener mehrſeitigen Wurzel erſcheint in Hinſicht auf ſeine urſprüngliche Bedeutung das Wort Magie. Perſien und ſeine, vormals durch Aſtrologie berühmten Nachbarländer werden uns vorzüglich als die Heimath jener Magier genannt, deren Lehre zum Theil aus den älteſten Zeiten fortgeerbt ſcheint. Nach jener alten Lehre des Magismus war der Gegenſatz, oder wie ſich Heraklit ausdrückt, der Streit=Vater und Urgrund aller Dinge, und nachdem ſich einmal der Gegenſatz zwiſchen Licht und Finſterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Weſen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem ſich einer ſegensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finſterniß entgegenſtellt. Der Wechſel zwiſchen Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten iſt ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwiſchen den Kräften des Guten und des Böſen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der einen Seite, bald auf der andern erſcheint, bis zuletzt das Licht auf immer ſiegt über die Finſterniß. Und nicht bloß Abbild jenes Kampfes iſt der Wechſel der Zeiten, ſondern die Zeit entſteht in einem höhern Sinne ſelbſt aus jenem Kampfe und beſteht durch denſelben. Entgehen konnte es einem, tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, inwieweit alles Endliche in Hinſicht auf Form und Weſen von dem Einfluſſe der Zeit, in welcher es entſtanden und gebildet worden, abhänge. Beobachtungen dieſer Art können das Entſtehen der Aſtrologie und des alten Sterndienſtes in etwas begreiflich machen, welcher mit der Magie auf's engſte zuſammen hängt. Es hat allerdings eine höhere und beſſere Magie gegeben, als jene, die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schutz genommen. Jene beſſere Magie gründete ſich auf den Satz: daß der Menſch mit Hülfe und im engen Verein mit ſeinem höheren und göttlichen Urſprung, in ſich und außer ſich einer höheren Wirkſamkeit fähig werde, die ihn zum Herrſcher über ſeine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffenrüſtung des beſſern Magiers war (man ſehe Kleuker in ſeinem Anhange zum Zendaveſta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes ſind es, durch welche der Menſch mit zwingender und löſender Gewalt auf die Geſammtregion der höhern und niedern Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüſtung, welche der wachſame Magier niemals von ſich legt, vermag derſelbe nichts, mit ihr hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Lichte das Reich der Finſterniß beſtreiten, wird Retter und ſegnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem beſſern Sinne ſcheinen die ſpätern Eſſäer

das aufgehende Geſtirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt, und ſeinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in dieſem Sinne, nicht im niedern, waren wol auch Pythagoras und andere Weiſe jener Zeiten Magier. Indeſſen iſt es nicht zu leugnen, daß ſchon von den älteſten Zeiten, zugleich mit jener höhern Magie, eine niedere und ſchlechtere entſtanden, an welcher ſich übrigens hie und da die beſſere Abſtammung nicht verkennen läßt. Wenn, nach dem Vorhergehenden, alle endliche Dinge unter dem Einfluſſe erhaltender und zerſtörender Naturkräfte; unter dem Einfluß der Zeit und des Geſtirns ſtehen: ſo darf der Menſch nur ſich zum Herrſcher ſeiner Kräfte, die man gute und böſe Dämonen nannte, machen, um mittelſt derſelben auf die, unter ihrem Einfluß ſtehenden Dinge zu wirken. Inſofern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe ſich der Menſch bedienen könne, von den älteſten bis in die neueſten Zeiten in Verbindung mit der ſogenannten Magie geſtanden. Wählen wir andere Worte, welche den urſprünglichen Sinn ſelbſt jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen können. Wenn ſie in der alten Lehre des Magismus (von Maja hergeleitet) alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günſtiger und widerlicher Kräfte gründet: ſo muß es für den echten Magier von großer Bedeutung ſein, jene wechſelſeitige Neigung und Abneigung, die Geſetze jener Liebe und jenes Haſſes zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Saite ein Mittönen, ſo ruft, vermöge des allgemeinen Naturgeſetzes der gegenſeitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung die ihr verwandten und hülfreichen, ſo wie auch auf der andern Seite die ihr widerſtrebenden und feindſeligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelſt jener Geſetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. So waren die Magier zuvörderſt an ſich und andern ſtrenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt iſt es, daß ſelbſt die geiſtige Stimmung des Menſchen, und in gewißem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen ergriffen zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes faſt unwiderſtehlich zur Zankſucht, der Samen eines andern Gewächſes auf eine unwiderſtehliche, aber lebensgefährliche Weiſe zur thieriſchen Luſt aufreizen. Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muſe, prophetiſche Begeiſterung, lehrte aber auch im Hinblick auf jene waltenden höhern Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen dieſe in Hindſit ihres Weſens und Schickſals abhängen, in die Zukunft und verborgene Vergangenheit ſchauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellſehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Urſprung der Dinge als etwas Höheres und Geiſtiges, oder ſinnlich, als körperlich waltendes Geſtirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner, nach der Anſicht des Alterthums, bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmoniſchen Tönen alle verwandten Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrſcher auch der außermenſchlichen Natur, die ſie, wie Orpheus durch ſeine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienſte nöthigten. Beſonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und noch bis in die neueſten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verſchiedenſten Welttheile, Prieſter und Zauberer, welchen ein Vorherſagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieſelben zugeſchrieben wird. Auch in den aufgeklärteſten Zeiten der Römer gab es Vorſteherinnen über den Hagel,

Abwehrerinnen deſſelben, welche die Regierung auf öffentliche Koſten erhielt, und in andern Ueberlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie finden wir vieles Aehnliche. Die Magier waren endlich, ſo wie die Strahlen der alten und echten Lehre des Magismus ſich immer mehr entſtellten und verloſchen, bösartige, täuſchende Zauberer. Unter andern ſpielten in der Magie, gemäß der Bedeutung des Wortes, in ſeiner Verwandtſchaft mit der Liebesgöttin Maja, die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art bedienten ſich zur Aufregung wilder Geſchlechtsbegierden ſchon damals zum Theil ſolcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten und Naturforſchern in jener Beziehung als wirkſam bekannt ſind. Außer dieſen wurden Gegenſtände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Luft oder Futter geſtorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen Hundes befleckt waren, und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren ſpätere Wirkung immer, wie die der narcotiſchen Gifte lebensgefährlich, oder wenigſtens gar leicht wahnſinnerregend war. Andere Kunſtſtücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Todten, das Wahrſagen aus der Hand, das Verſprechen des Blutes bei Verwundungen und Blutflüſſen, und andere, noch jetzt zum Theil gebräuchliche ſympathetiſche Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, ſich unſichtbar zu machen, oder in andere Geſtalten zu verwandeln, die Wirkſamkeit der Amulete, die Gewalt über einen andern Menſchen, deſſen wächſernes Abbild der Zauberer beſitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es, wie in Lucian's Mährchen, gar leicht möglich iſt, die falſche Büchſe zu finden, die uns, ſtatt in einen leichten ſcharfſichtigen Vogel, in einen Eſel verwandeln könnte. Wer dieſes Gebiet der Magie von ſeiner poetiſchen Seite kennen lernen will, der leſe Tauſend und eine Nacht und andere orientaliſche Mährchen, Ölenſchlägers Aladdin und de la Motte Fouqués zarte Dichtungen. Uebrigens gibt nicht bloß die höhere Magie, von der wir hier ſprachen, ſondern auch die Geſchichte des thieriſchen Magnetismus über einige jener Gegenſtände befriedigende Auskunft, und es bleibt wol eine ausgemachte Thatſache, daß die alte Magie ſich zum großen Theil auf eine tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht die glauben möchten, welche ſo gern alles der Art für bloße Gaukelei und Taſchenſpielerei halten wollen. Nicht bloß gehört die Geſchichte des Magnets, wie ſchon der Name Magnes oder Zauberſtein in ſeiner Verwandtſchaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieſer Lehre, und mit ihr, wie es ſcheint, eine Menge verwandter Erſcheinungen, beſonders das Schlagen der metallnen Becken, deſſen ſich die Magier bei ſehr verſchiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verſchränken der Finger und Hände, das ſtarre Anblicken deſſen, auf welchen der Magier wirken will, erinnern ſehr an gewiſſe, aus der Lehre des Galvanismus und des thieriſchen Magnetismus bekannte Erſcheinungen. (M. ſ. übrigens Kleuker's Zendaveſta und noch mehr ſein Magicon, welches die Geſchichte der meiſten Geheimlehren, bis herunter auf die der Freimaurerei enthält, ferner das, was Creuzer in ſeiner Symbolik und Mythologie über dieſen Gegenſtand geſagt hat, und Windiſchmann's Unterſuchungen über Aſtrologie, Alchemie und Magie (Ffk. 1818). Auch Schuberts Symbolik des Traums enthält im letzten Abſchnitte einige Beiſpiele der höhern und echten Magie).

Magie (natürliche). Unter dieſem Namen werden ſeit geraumer Zeit Beſchreibungen und Aufzählungen ſogenannter natürlicher, theils phyſikaliſcher und mechaniſcher, theils chemiſcher Kunſtſtücke verſtanden, welche den Ununterrichteten in Erſtaunen ſetzen können. Inſofern iſt demnach eine ſolche natürliche Magie verſchieden von der Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und wohin z. B. die unwillkürlich herbeiziehende Wirkung der Klapperſchlange auf kleinere Thiere u. ſ. f. gehören. Unter andern haben Wiegleb, Funk, Eberhard, Roſenthal, Halle, Hellmuth in ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Menge ſolcher naturgeſchichtlicher und ökonomiſcher Kunſtſtücke erzählt, von denen viele unter den Handgriffen der gewöhnlichen Taſchenſpieler bekannt ſind. Noch im vorigen Jahrhundert machte z. B. in Paris ein Chemiker großes Aufſehen, welcher eine Wiedergeburt ganz verbrannter Naturkörper aus ihrer Aſche in feſt verſchloßnen, durchſichtigen Gefäßen als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt wenigſtens theilweiſe jenes Kunſtſtück nachmachen, wenn dieſe Nachahmung gleich etwas hinkt. Der angebliche Magicus hält nämlich, auf einem, eigens dazu gefertigten Bretchen einige Abbildungen von jenen natürlichen Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. ſ. f.) bereit, welche verbrannt und dann aus ihrer Aſche wieder erzeugt werden ſollen. Jene Abbildungen ſind mit einer, für's erſte unſichtbaren, klebrigen ſympathetiſchen Tinte gefertigt, und unter dem Bretchen, worauf ſie ſtehen, befinden ſich verborgene Magnete. Unſer Magicus bittet nun die Umſtehenden, aus den mitgebrachten Naturkörpern einen auszuwählen, der verbrannt und wietergeboren werden ſoll. Dies geſchieht. Nach dem Verbrennen ſammelt er die Aſche, miſcht ſie geſchickt unter Eiſenfeilſpäne, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten Körpers, und ſetzt nun im Hinabſtreuen und Umſchütteln die Eiſenfeilſpäne in die Lage, von den Magneten angezogen und von der klebrigen ſympathetiſchen Tinte feſtgehalten zu werden, und der verbrannte Körper wird dann auf einmal in ſeinem Schattenriß wieder erkannt. So verwandelt unſer Magicus ein Spiel Karten in einen lebendigen Vogel, indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nachgemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, an den Seiten mit Kartenblattſchnitzchen zuſammengeleimtes hat, in deſſen Innern ein lebendiger Vogel ſitzt, der durch einige kleine Oeffnungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten, ſtatt des echten, in eine unten offne blecherne Büchſe geſchoben, in die es genau und eng hineinpaßt, das untere nur leicht angemachte Blatt weggeriſſen, und — ſtatt der Karten kommt ein Vogel aus der Büchſe. Unſer Magicus läßt auch, mittelſt eines Hohlſpiegels, deſſen Bilder auf den häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geiſter erſcheinen, durch bekannte akuſtiſche Apparate ſie Fragen beantworten u. ſ. f. Ein anderer Theil jener ſogenannten natürlichen Magie beſchäftigt ſich mit der Angabe zur Bereitung ſympathetiſcher Tinten, mit allbekannten elektriſchen Kunſtſtücken, wie man z. B. durch den elektriſchen Funken ein Thier tödten, einem Menſchen unvermuthet einen Schlag verſetzen könne u. ſ. w. In dieſer Art beſchäftigt ſich denn die ganze ſogenannte natürliche Magie mit Kunſtſtücken, die zur geſellſchaftlichen Unterhaltung ſehr angenehm ſind, die aber nichts weniger als den Namen Magie und natürliche Magie, ſondern höchſtens den einer ſcheinbarin und falſchen, den Namen Taſchenſpielerei verdienen. Unter Magie im engern Sinne ſollte man bloß jene geiſtige (gute oder ſchlimme)

verſtehen, die ſich auf eine Gewalt des Geiſtes über Geiſt und Körper — den eignen ſowol als fremden — und über die äußere Natur gründet. Jene Krankenheilungen, die durch den Glauben, jene Einwirkung auf den Willen eines Fremden und Entfernten, durch Fixirung des eignen Willens auf jenen (m. ſ. den Art. Magnetismus), das ganze Gebiet des Hellſehens, z. B. das Wiſſen um fremde Zuſtände und Gedanken, Vergangenheit und Zukunft, die anſteckende Gewalt des Enthuſiasmus, der Verzückung und anderer guten und ſchlimmen Zuſtände dieſer Art und alles Verwandte, gehört in das Gebiet der eigentlichen Magie, denn alle jene Erſcheinungen gründen ſich auf die Geſetze der, in der geiſtigen Region herrſchenden Liebe oder Abneigung, ſind Wirkung einer geiſtigen Liebe (Abneigung, Verwandtſchaft) oder eines geiſtigen Haſſes. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten dann ſolche Erſcheinungen der organiſchen und anorgiſchen Natur, welche ſich auf das Geſetz einer körperlichen Verwandtſchaft (Liebe oder Abneigung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angeſpannten Saiten, wenn außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende und verwandte Ton angeſchlagen wird. Natürliche Magie alſo iſt es, wenn in einem lebenden menſchlichen oder thieriſchen Körper durch den Gebrauch gewiſſer natürlicher Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend eine ſinnliche Begierde u. ſ. w. erregt wird, oder ein beſtimmter Zuſtand des Nervenſyſtems. Natürliche Magie iſt es ferner, wenn die Infection eines Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen) durch die Ausdünſtung und den Schweiß eines Menſchen, Zuneigung zu dem Letztern erregt, ein magiſches Geheimniß, das ſich ſelbſt öfters unter zwei verſchiedenen Menſchen erprobt hat, wie die plötzlich entſtandene Leidenſchaft jenes franz. Königs zu einer Prinzeſſin, welche auf ſolche Weiſe erregt worden, beweiſt. (Man ſehe Kluge über thieriſchen Magnetismus.) In das Gebiet jener natürlichen Magie gehörten ferner Erſcheinungen wie jene bekannte, wo ein Aal durch Berührung eines Magnets oder großen Stücks Eiſen zum großen Theil ſeiner Muskelſtärke beraubt wird, wo ein Gewächs beſſer und üppiger gedeiht, wenn es in der Nähe einer beſtimmten Art von Pflanzen ſteht, wo ſich Nervenzufälle von einem Menſchen auf einen andern, oder auf ein berührtes zartes Thier fortpflanzen und ſo ſich lindern, oder wo umgekehrt, heftige Nervenzufälle durch die ſelbſt unbemerkte Annäherung eines widerlichen Thieres, z. B. einer Katze erregt werden; Furcht und Zittern ſelbſt in ganz unerfahrnen, erſt kürzlich aus Europa z. B. nach Afrika gebrachten Thieren bei dem Brüllen eines Löwen, und eine Menge Erſcheinungen, die ſich auf natürliche Sympathien und Antipathien gründen. Eine natürliche Magie dieſer Art würde aus Naturkunde und ſelbſt Heilkunde und Phyſiologie vieles Intereſſante und manches minder Anerkannte umfaſſen, bei denen der Name Magie (den man in gewiſſer Hinſicht Liebeskunde, Verwandtſchaftslehre höherer Art überſetzen könnte) nicht ſo ganz am unrechten Orte ſein würde. Auch über dieſen Gegenſtand geben Windiſchmann's Werk und ſelbſt das des De Haen, ſo wie verſchiedene, von der Sympathie handelnde Schriften, weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), die Prieſterklaſſe der Meder und Perſer. (Vgl. Caſte.) Die Magier waren im Beſitz der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaſter war nicht ihr Stifter, ſondern ihr Reformator. Er theilte ſie in Lehrlinge, Meiſter und vollendete Meiſter. Da nur durch ſie dem Ormuzd Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieſer ſeinen

Willen offenbarte, nur ſie in die Zukunft blickten, kurz da ſie für Mittelsperſonen zwiſchen der Gottheit und den Menſchen galten: ſo mußten ſie nothwendig in großem Anſehen ſtehen. Später hat man Magier überhaupt Zauberer, Wunderthäter, Goldmacher und dergl. genannt. (S. Magie.)

Magiſche Quadrate nennt man ein ſinnreiches und ſchwieriges Kunſtſpiel, welches darin beſteht, daß man die Felder eines ſchachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetiſchen Progreſſion ſo ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben. Mehrere ausgezeichnete Mathematiker, als Euler, Kircher, Franklin und kürzlich Mollweide, haben Unterſuchungen darüber angeſtellt.

Magiſter, eine akademiſche Würde, welche die philoſophiſche Facultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, beſonders philoſophiſchen, philologiſchen, mathematiſchen, phyſikaliſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, ertheilt. Mit einer nähern Beſtimmung verbunden, erſcheint dieſes Wort ſchon bei den Römern als Ehrentitel. (z. B. Magister equitum, General der Reiterei); die jetzt übliche Bedeutung hingegen ſchreibt ſich aus den älteſten Zeiten der Errichtung der Univerſitäten her. Auf den früheſten Univerſitäten kannte man das, ſpäter erſt ausgebildete Facultätsweſen noch nicht, am wenigſten dachte man an die drei ſogenannten höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademiſchen Thätigkeit beſchränkte man auf die ſchon vorher bekannten ſieben freien Künſte (ſ. d. Art. Kunſt.), und nannte die Lehrer derſelben Artiſten, die ganze Verſammlung derſelben artiſtiſche Facultät, und diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurſes wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntniſſe öffentlich ausgezeichnet werden ſollten, und den Grad eines Baccalaureus ſchon erlangt hatten, Magistros artium (Lehrer, Meiſter der freien Künſte), womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philoſophie verbunden wurde. Weil dieſe Würde ihrem Urſprunge nach älter iſt, als die eines Doctors, ſo wird ſie noch jetzt in öffentlichen Anſchlägen und Bekanntmachungen der meiſten deutſchen Univerſitäten den Doctoren vorgeſetzt. (Auf der Univerſität zu Berlin iſt der Titel eines Doctors der Philoſophie noch ein höherer, und ſetzt eine zweite Prüfung voraus). Das Jahr ihrer Entſtehung läßt ſich nicht beſtimmen, aber ſchon im 12. und 13. Jahrh. ſtand ſie in Frankreich in ſo großer Achtung, daß ſelbſt die angeſehenſten Männer ſich um dieſelbe bewarben. Seit jener Zeit iſt ſie theils durch Einführung der Facultätsverhältniſſe, theils durch die große Vermehrung der Univerſitäten, theils auch durch manche dabei eingeriſſene Mißbräuche in ihrem frühern Anſehn geſunken. Von dem gewöhnlichen Magiſter iſt der Magister legens zu unterſcheiden, d. h. der, welcher ſich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorleſungen zu halten, erworben hat. A—s.

Magiſter equitum hieß bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magiſtratsperſonen, und wurde vom Dictator, unmittelbar nach deſſen Wahl, gewählt. Er war der höchſte Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte faſt eben die Ehrenzeichen wie dieſer, und durfte ſelbſt in der Stadt ein Pferd beſteigen.

Magister matheseos, ſ. d. Art. Pythagoras.

Magiſtratus, Magiſtrat, bedeutet theils ein öffentliches

Amt (als Conſulat, Prätur), theils diejenige Perſon, die ein ſolches verwaltet. Von den obrigkeitlichen Perſonen bei den Griechen und Römern iſt überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cekrops bis auf Kodrus ſiebenzehn Könige; von Medon bis Alkmäon dreizehn lebenslängliche, von Charops bis Eryxias ſieben zehnjährige und ſeit dem nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikaniſche Verfaſſung Athens gegründet, aber nicht ſo feſt, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Die kaum von Solon feſtgeſtellte Demokratie verwandelte ſchon Piſiſtratus wieder in eine Alleinherrſchaft und vererbte ſie auf ſeine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald trat die vorige Demokratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange des peloponneſiſchen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dreißig Tyrannen nur auf ein Jahr, und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit, unterbrochen wurde. Unter den macedoniſchen Königen, wie ſpäter unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß neuntauſend der vornehmſten Bürger die Regierung verwalten ſollten, und Kaſſander ſetzte den Demetrius Phalerus zum Präfekten der Stadt ein. In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Perſonen die Könige, die Senatoren, Ephoren u. ſ. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine beſtimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verſchiedenen Zeiten auch verſchiedene Magiſtrate. Zuerſt regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244) zwei Conſuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumſchränkter Gewalt, und wenn keine Magiſtrate vorhanden waren, einen Interrex. Dieſe Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla ſich als immerwährender Dictator eine unumſchränkte Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrſchaft freiwillig entſagt hatte, dauerte die conſulariſche Regierung fort bis auf Julius Cäſar, der ſich im J. Roms 706 auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieſer Zeit an wurde die conſulariſche Gewalt nie wieder ganz hergeſtellt. Die Ermordung Cäſars half nichts dazu, da bald hernach die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus, ſich eine noch unumſchränktere Gewalt anmaßten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator, Beherrſcher des römiſchen Reichs wurde. Nur zum Schein behielt Auguſtus die republikaniſchen Magiſtratswürden bei. Im Anfange der Republik ſcheinen die Conſuln die einzigen beſtändigen Magiſtrate geweſen zu ſein. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei dem Heere nothwendig machten, wurden nach und nach verſchiedene andere Magiſtrate gewählt, als Prätoren, Cenſoren, Volkstribunen u. ſ. w. Verſchiedene neue Magiſtrate kamen unter den Kaiſern auf. Die römiſchen Magiſtrate wurden verſchiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, curuliſche und nicht curuliſche, patriciſche und plebejiſche, ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate. Der Unterſchied zwiſchen patriciſchen und plebejiſchen Magiſtraten kam erſt im J. Roms 260 auf; der zwiſchen ſtädtiſchen und Provincialmagiſtraten erſt, als die Römer ihre Eroberungen über die Grenzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magiſtrate zerfielen in höhere und niedere; zu erſtern gehörten die Conſuln, Prätoren und Cenſoren; zu letztern die **Volkstribunen**, **Aedilen**, **Quäſtoren** u. ſ. w. (ſ. d. Art.) Die wichtig-

ſten außerordentlichen Magiſtrate waren der Dictator mit ſeinem Magiſter equitum und der Interrex. Der Unterſchied zwiſchen curuliſchen und nicht curuliſchen Magiſtraten beruhte auf dem Rechte, ſich des curuliſchen Stuhls bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Conſuln, Prätoren, Cenſoren und curuliſchen Aedilen hatten. — Die Wahlen der Magiſtrate geſchahen zur Zeit der Republik in den Comitien, beſonders in den centuriatis und tributis, in erſtern die Wahlen der ordentlichen höhern Magiſtrate, in letztern der ordentlicheu niedern. Unter den Kaiſern iſt die eigentliche Beſchaffenheit der Magiſtratswahlen ungewiß. — In neuern Zeiten bezeichnete die Benennung Magiſtrat, wenigſtens in Deutſchland, nur noch die Geſammtheit ſtädtiſcher Verwaltungsbehörden.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren ſeiner Zeit, war zu Florenz 1633 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters zu einem Goldſchmidt in die Lehre, vermochte aber nicht, ſeine Liebe zur Literatur zu unterdrücken, und nach ihrem Tode 1673, widmete er ſich ganz dem Studium der Sprachen und der ſchönen Literatur. Bei eiſernem Fleiße und einem ungeheuern Gedächtniß erwarb er ſich in kurzer Zeit eine Maſſe von Kenntniſſen, welche ihn allgemein berühmt und dem Großherzog Cosmus III. bekannt machte, der ihn zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Dieſer Poſten entſprach ſeinen Neigungen und Kenntniſſen völlig. Seine Bereitwilligkeit, Einheimiſchen und Auswärtigen mit den Schätzen, ſowol ſeiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek, zu dienen, kannte keine Grenzen. Innig zufrieden mit ſeiner Lage, beſchloß er ſein Leben 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die ſtete Treue, welche er durch ſein ganzes Leben den Großherzogen bewieſen hatte, beſiegelte er noch nach ſeinem Tode in einem Vermächtniſſe, durch welches er ihnen ſeine eigne, eben ſo zahlreiche als ſchätzbare Bibliothek und ſein ganzes, in ihrem Dienſte erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek beſtimmte) zuwendete. Die von ihm hinterlaſſene, unter dem Namen der Magliabecchiſchen bekannte, zum öffentlichen Gebrauch beſtimmte Bibliothek, in deren Local die florentiner Akademie der Wiſſenſchaften ihre Sitzungen hält, iſt beſonders der Handſchriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Katalog zu Florenz 1793 erſchienen iſt. Ob er gleich unter ſeinem Namen nichts herausgegeben hat, ſo hat er doch theils mehrere ſeltene Werke anonym wieder drucken laſſen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. in den Actis sanctorum, die wichtigſten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen, an ihn geſchriebenen Briefen hat Joh. Targioni zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgegeben. A—s

Magna Charta, ſ. Charta magna.

Magnaten, ein verdorbenes lateiniſches Wort, die Großen, hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angeſehene Reichsſtände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geiſtl. und weltl. Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbiſchöfe von Gneſen und ehedem auch von Lemberg, die Biſchöfe, Woiwoden, Caſtellane und Reichsbeamten oder Miniſter. In Ungarn verſteht man nicht alle Reichsſtände, ſondern nur die Reichsbarone darunter. Dieſe ſind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeiſter und die höchſten Hofbeamten; 2. die kleinen oder Grafen

und Freiherren. Den Prälaten, niedern Edelleuten und königl. Freiſtädten kommt dieſe Benennung nicht zu.

Magne ſ. Nordiſche Mythologie.

Magneſia. Man verſteht darunter am gewöhnlichſten eine eigene Erde, die weiß, leicht, für ſich unſchmelzbar, geſchmacklos, unauflöslich im Waſſer iſt, ſich aber in Säuern klar auflöſt und einen Beſtandtheil der Bitterwaſſer (des Bitterſalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen: Talkerde, kohlenſaures Talk, Bitterſalzerde, Bittererde, und iſt als ſäuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; man bezieht ſie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburger Magneſia). Sie wird durch Gyps und Sand häufig verfälſcht. Magnesia vitriariorum, beſſer Maganeſe, iſt ſchwarzes Braunſteinerz, das Oxyd eines Halbmetalles. Unter rother Magneſia verſtand man ehedem ein braunes Eiſenoxyd.

Magnet heißt zunächſt ein Eiſenerz, welches in Menge in dem Magnetberge von Werchoturien in Newyork, im Spitzberge am Harz und in allen reichhaltigen Eiſengruben gefunden wird. Dieſes Eiſenerz hat einen, der Farbe des Eiſens ähnlichen Anſtrich, kommt meiſtens in unregelmäßigen Stücken, ſeltener in kleinen pyramidaliſchen Kryſtallen vor, iſt hart, ſpröde und zeichnet ſich durch die merkwürdigen Eigenſchaften aus, daß es das Eiſen anzieht, ſich in einer freiſchwebenden Lage nach den Polen richtet und dieſe beiden Kräfte dem Eiſen mittheilt. Dieſes Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterſchiede von denen, welche durch die Kunſt, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetiſchen Kraft im Eiſen und Stahl hervorgebracht werden. Nicht Eiſen allein, wie man bisher geglaubt hat, ſondern auch das allerreinſte Kobaltmetall wird von dem Magnet angezogen; ja man weiß, daß der Kobalt wiederum den Magnet anzieht und ſelbſt magnetiſch wird. Daſſelbe iſt beim Nickel der Fall; da aber eine Spur von Arſenik in jenen beiden Metallen ihnen die magnetiſche Eigenſchaft raubt: ſo ſcheint man annehmen zu können, daß es Körper gibt, die den Magnetismus abſolut nicht beſitzen, und andere, die demſelben entgegen wirken. Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor ſeiner amerikaniſchen Reiſe eine Gebirgskuppe von Serpentinſtein in der obern Pfalz, welche einen ſtarken Magnetismus zeigte, und auf ſeiner Reiſe in Südamerika fand er auf dem Chimboraſſo einen Porphyr von gleicher Eigenſchaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eiſen an, aber ſie zeigen die polariſirende Kraft, oder die Neigung, mit dem einen Ende ſich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. (Auch bei dem Baſalt hat man dieſes Polariſiren häufig bemerkt.) Gewöhnlich laſſen ſich an allen Magneten zwei gerade, einander entgegenſtehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am ſtärkſten zu wirken ſcheint. Dies zeigt ſich, wenn man einen Magnet über Eiſenfeilſpäne hinwälzt, welche ſich zwar allenthalben, am meiſten aber an den erwähnten beiden Punkten anſetzen, wo ſie gleichſam einen Bart bilden. Dieſe beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, ſich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigenſchaft die Erfindung des Compaſſes veranlaßt hat (ſ. d. Art.), heißt ſeine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. — Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengeſetzte Pole hat. Ein ſolcher ſcheint aus mehrern, in einander

verwachſnen Magneten zu beſtehen und heißt ein zuſammengeſetzter oder anomaliſcher. Seine Anziehung gegen das Eiſen beweiſt der Magnet dadurch, daß er daſſelbe in einer gewiſſen Entfernung ſich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, ſich ſelbſt dem Eiſen nähert, und es mit merklicher Kraft feſt hält. Je ſtärker der Magnet iſt, in deſto größerer Entfernung wirkt er, und deſto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eiſen wieder zu trennen. Weiches, reines Eiſen wird nach Muſſchenbroek am ſtärkſten, hartes Eiſen und Eiſenerze, desgleichen Stahl ſchwächer angezogen. Iſt das Eiſen mit andern Materien vermiſcht oder verkalkt, ſo erſcheint der Grad der Anziehungskraft gegen daſſelbe immer ſchwächer. Mehrere Phyſiker, welche ſich bemühten, den Grad der magnetiſchen Anziehung zu beſtimmen, fanden das Geſetz, daß ſich die anziehende Kraft eines jeden einzelnen Theilchens des Magnets direct wie ſein Abſtand vom Mittelpunkt, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezogenen Punkte verhalte. Sauſſure endeckte, daß die Kraft des Magnets an verſchiedenen Orten der Erde veränderlich ſei. — Verſtärkt wird die Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich ſind, glatt abſchleift und dünne eiſerne Platten, die in dicke, fußähnliche Enden auslaufen, genau daran anlegt. Dieſe Belegungen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eiſen ſtärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320mal mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Geſtalt und Härte, ſo wie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft des Magnets. Oft beſitzt ein kleines, aus einem größern Stücke herausgeſchnitten, mehr Kraft, als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eiſen wird durch einen dazwiſchen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer ſelbſt nicht gegen die magnetiſche Kraft empfindlich ſein. Merkwürdig iſt es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewiſſen Grenze) immer mehr und mehr zu tragen gibt, und daß dagegen ſeine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeſchäftigt läßt. Ebenfalls verliert ſie ſich durch Glühen und Selbſterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Steinen, und durch öfteres Fallenlaſſen; auch iſt ihr der Roſt, der Blitz und überhaupt die Elektricität nachtheilig. In Anſehung ſeiner Polarität bietet der Magnet nicht weniger merkwürdige und zugleich räthſelhafte Erſcheinungen dar. Wenn man eine ſtählerne, auf einer Spitze frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen ſich die Pole derſelben befinden, an den Pol eines Magnets hält; ſo wird die Nadelſpitze von einem derſelben angezogen, von dem andern aber abgeſtoßen; der andere Pol des Magnets wird entgegengeſetzt, und dieſelben Erſcheinungen zeigen ſich ſämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundſchaftliche, die ſich abſtoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, ſo wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetiſche Abſtoßen läßt ſich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein ſehr ſtarker einem ſehr ſchwachen Magnet ſo nahe gebracht wird, daß die ſüdliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf zwei verſchiedene magnetiſche Materien geſchloſſen, wovon die eine die andere ſchwächt, und die ſich überhaupt in ihren Wirkungen eben ſo verhalten, wie die poſitive und negative Elektricität. Man nennt auch die nördliche

Polarität wirklich die poſitive, ſo wie die ſüdliche die negative, obgleich zwiſchen der Natur der magnetiſchen und elektriſchen Materie ein großer Unterſchied iſt. Damit ſoll aber nicht das wirkliche Vorhandenſein von zwei verſchiedenen magnetiſchen Materien behauptet werden. In der einſtweiligen Vorausſetzung derſelben bezeichnet man die eine + M, die andere — M; jenes iſt die nördliche, dieſes die ſüdliche. Wenn wir nun unſre Erde als einen Magnet betrachten, welcher ſich in den ſüdlichen Theilen als + M, in den nördlichen aber als — M zeigt, ſo läßt ſich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären, und es folgt, daß, wenn wir uns als Bewohner der nördlichen Halbkugel denken, der nach Norden zeigende Punkt des Magnets der Südpol, und der nach Süden gewandte der Nordpol ſeyn muß. Auffallend iſt auch an dem Magnet die Eigenſchaft, daß er ſeine Kraft dem Eiſen mittheilt, wodurch die künſtlichen Magnete entſtehn. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eiſen eine Zeit lang an einem Magnet gehangen hat, oder auch nur mit demſelben beſtrichen worden iſt, ſo wird es ſelbſt magnetiſch und zieht anderes Eiſen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetiſchen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an ſeiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eiſen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, ſondern jedesmal das Gegentheil. Vielmehr ſtellt man ſich, wie bei der Elektricität, vor, daß die (vorausgeſetzten) beiden magnetiſchen Kräfte + M und — M im gemeinen Eiſen gebunden und, da ſie ſich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar ſind; in dem magnetiſirten Eiſen aber durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetiſchen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eiſen ſchon in einer gewiſſen Entfernung. Der Raum, durch welchen ſich dieſe Wirkung erſtreckt, nennt man den magnetiſchen Wirkungskreis oder die magnetiſche Atmoſphäre. Bei dieſer Wirkung findet das nämliche Geſetz Statt, wie bei der Elektricität. Ein jeder magnetiſcher Pol ſucht in demjenigen Eiſen oder eiſenhaltigen Körper, der in ſeinen Wirkungskreis kommt, eine, der ſeinigen entgegengeſetzte magnetiſche Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Geſetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen ſich an, gleichnamige ſtoßen ſich ab. Wenn man einen unmagnetiſchen Stab von Eiſen oder Stahl in den magnetiſchen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat: ſo trennt dies beide bisher gebundne, alſo im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eiſenſtabes, in dem es — M ſchon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eiſens, der ihr am nächſten iſt, — M hervorbringt, das + M hingegen zurückſtößt, welches das andere Ende des Eiſens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eiſen- oder Stahlſtabe die magnetiſche Kraft durch das Streichen mit. Dies geſchieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von ſeiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals ſtreicht; oder durch den Doppelſtrich, wenn man den armirten Magnet mit ſeinen beiden Polen der Länge nach auffetzt, und ſo mehreremale von dem einem bis zum andern Ende ſtreicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Dieſe und andere merkwürdige Erſcheinungen erklärt man aus dem Geſetze der Vertheilung der magnetiſchen Materie auf dieſelbe Weiſe, wie bei der Elektricität. Aber auch ohne

Mittheilung oder Erweckung der magnetiſchen Kraft laſſen ſich Eiſen und Stahl dadurch magnetiſiren, daß man ſie entweder lothrecht, oder noch beſſer im magnetiſchen Meridian gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufſtellt. Indeß währt die magnetiſche Kraft nur ſo lange, als man das Eiſen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiſerne Stange wird dadurch magnetiſirt, daß man ſie lothrecht in der einen Hand hält, und mit der andern mittelſt eines Hammers oder Schlüſſels der Länge nach herab gelinde anſchlägt. Das untere Ende wird der Nord- und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, ſo verwechſeln ſich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Reibungen, läßt ſich das Eiſen gleichfalls magnetiſiren. Auch zeigt glühendes, im Waſſer abgelöſchtes Eiſen, Polarität. Die Summe dieſer magnetiſchen Erſcheinungen nennt man mineraliſchen Magnetismus, im Gegenſatz des animaliſchen. (S. den folg. Art.) Erſt nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetiſchen Erſcheinungen von der Erde abzuleiten und ſich an Erklärung derſelben zu wagen. Wir übergehen die Hypotheſen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Apinus, Wilke, Burgmann, Bernoulli, Kratzenſtein, Gavler und Prevoſt, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetiſchen Materie wiſſen, beſteht darin, daß ſie in der Natur weit verbreitet iſt, und bei vielen Operationen derſelben mitwirkt.

Magnetismus, thieriſcher oder animaliſcher, auch **Lebensmagnetismus** genannt, iſt 1. der Zuſtand einer durch beſondere Erſcheinung ſich äußernden Erregung und Leitung der Lebensthätigkeit im Innern eines Menſchen, von einem andern Menſchen mittelbar oder unmittelbar bewirkt; 2. die einwirkende, jenen Zuſtand hervorbringende Urſache, die dabei Statt findende Handlungsweiſe des einen, auf den andern wirkenden Menſchen ſowol, als die wirkende Kraft ſelbſt. Dieſe hält man für das innere Weſen eines feinen und unſichtbaren, aber auf das Nervenſyſtem und das Lebensprincip des Menſchen unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes (Fluidums), welches von einem Menſchen auf den andern, mittelſt kunſtmäßig eingerichteter Behandlung des Körpers deſſelben, übergehen könne. Der Magnetismus iſt ähnlich dem Elektricismus der äußern Natur, indem bei dieſen das Eindringen eines feinen wirkſamen Fluidums in den Körper Statt findet; verſchieden von demſelben dadurch, daß bei dieſem durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organiſchen Natur nach ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgebracht wird, bei jenem aber durch einen bleibenden Uebergang und durch innige Beimiſchung eines, dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes, der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde dem Magnetismus von Mesmern (vergl. dieſen Art.), ſeinem Finder, deswegen mitgetheilt, weil bei dem mineraliſchen Magnet gleichfalls ein wirkliches Aus- und Einſtrömen eines feinen Fluidums nach gewiſſen Geſetzen Statt finden ſoll. (Vergl. d. Art. Magnet). Worin nun das Weſen des animaliſchen Magnetismus eigentlich beſtehe, iſt bis jetzt noch nicht gnügend erklärt; inzwiſchen läßt ſich aus den Erſcheinungen deſſelben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip ſelbſt, oder doch ſehr nahe mit ihm verwandt ſei (S. den Art. Nervenſyſtem). Die Uebertragung deſſelben von einem Körper auf den andern und die Erregung der verſchiedenen magnetiſchen Zuſtände geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Nicht jeder, ſondern nur derjenige kann auf

einen andern Menſchen mit Nutzen magnetiſch einwirken, welcher in phyſiſcher Hinſicht ein Uebergewicht der Kraft über den zu Magnetiſirenden beſitzt und vollkommen geſund iſt, in pſychiſcher Hinſicht aber auch ein unverdorbenes und kräftiges Gemüth hat. Ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem, im magnetiſchen Zuſtande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, das Innere ſtärker und lebendiger als gewöhnlich anſpricht, und eine ſolche Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß er in der Seele des Magnetiſeurs lieſt, um ſo leichter und ſchneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, ſondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfeſtigkeit wird von dem Magnetiſeur erfodert, nicht nur weil jede heftige Gemüthsbewegung deſſelben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, und er entweder ganz oder zum Theil ſeinen Einfluß auf denſelben verliert, wodurch die magnetiſchen Kriſen geſtört werden, ſondern auch, weil ungewöhnliche Vorfälle und Erſcheinungen, die nicht ſelten bei dem Magnetiſiren ſich einſtellen, Gegenwart des Geiſtes, Ruhe und Beharrlichkeit erfodern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und feſter Wille dazu, um die magnetiſche Einwirkung ganz in ſeine Gewalt zu bekommen. Die magnetiſche Behandlung ſelbſt iſt theils einfach, wo der Magnetiſeur allein wirkt, theils zuſammengeſetzt, wo er ſich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die einfache Behandlung beſteht theils in dem, nach gewiſſen Regeln bewirkten Anhauchen (das Adſpiriren), in dem mit Feſtigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei ſchon in magnetiſcher Gemeinſchaft (in Rapport) ſtehenden Kranken; theils wird ſie mit der Hand verrichtet (Manipulation) und beſteht in einem, nach gewiſſen Regeln vorzunehmenden Streichen oder Verweilen mit der Hand, entweder mit wirklicher Berührung der Kranken verbunden (mit Contact), mit angebrachtem Drucke (das Maſſiren); oder es geſchieht in einiger Entfernung, zwei bis ſechs und mehrere Zoll von dem Körper (Manipulation in Diſtanz). Alle dieſe verſchiedenen Manipulationsarten haben ihre verſchiedenen Wirkungen, und werden nach beſtimmten Anzeigen von dem Magnetiſeur mit einander verbunden oder einzeln angewandt, je nachdem die Umſtände, die Reizbarkeit der Kranken und die ſich ereignenden Zufälle es erfordern. Der Magnetiſeur muß alſo den Kranken genau kennen, den Grad der Nervenempfindlichkeit deſſelben und ſeiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem kunſtmäßigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetiſirens und ihren verſchiedenen Effecten ganz vertraut ſein, um nach Umſtänden ſchwach oder ſtark, reizend und erregend, oder beruhigend, allgemein oder örtlich auf den Kranken zu wirken. Magnetiſche Kranke ſind wegen ihrer erhöhten Nerventhätigkeit (Senſibilität) mehr, als andere, gegen gewiſſe ſchädliche Einwirkungen empfindlich, daher ſie eine vorzüglich regelmäßige und vorſichtige Lebensweiſe führen, und vorzüglich heftige Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. ſ. w. vermeiden müſſen. Die Zeit der Behandlung und ihre Dauer iſt verſchieden, je nachdem die Art und Heftigkeit der Krankheit es erfodert. Sie muß ſo lange fortgeſetzt werden, bis alle durch ſie veranlaßten Erſcheinungen gänzlich wieder verſchwunden ſind. In der Regel hören mit dem Eintritt der Geſundheit nach und nach alle magnetiſche Erſcheinungen auf, und die Manipulation wird unwirkſam. Die zuſammengeſetzte magnetiſche Behandlung nimt gewiſſe Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animaliſchen Magnetismus bloß verſtärken, oder ſelbſt mag=

netiſch wirken und die Manipulation mehr oder weniger erſetzen (Subſtitute). Unter den erſtern ſind vorzüglich die Conductoren, eiſerne Stäbe von ungefähr 8 Zoll Länge und ½ Zoll Durchmeſſer, deren eines Ende der Magnetiſeur ergreift und mit deren anderem er die zu Magnetiſirenden berührt (vergl. auch den Art. **Perkinismus**); das magnetiſche Iſolatorium, welches nach denſelben Regeln erbaut wird, wie das elektriſche (die Elektricität wird ſelbſt auch als Verſtärkungsmittel während des Magnetiſirens angewandt) endlich auch der Spiegel und die Muſik. Der Gebrauch der magnetiſchen Subſtitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetiſche Behandlung auch in unorganiſchen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, welche zwar an ſich nicht in die Sinne fallen, aber ſich doch durch Zurückwirkung auf Menſchen, die in Verbindung mit ſolchen Subſtituten kommen, offenbaren, indem dieſe bei denen, welche Empfänglichkeit dafür haben, dieſelben, obgleich ſchwächere Erſcheinungen veranlaſſen. Da es auch hier, wie bei der Elektricität, iſolirende und leitende Körper gibt: ſo laſſen die iſolirenden Körper die magnetiſche Kraft in ſich anhäufen und verwahren ſie ſo lange, bis ein andrer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmoſphäre kommt, und ihnen das Uebertragne wieder entzieht. Nach dem thieriſchen Körper ſind das Eiſen, das Glas und das Waſſer die empfänglichſten dafür. Man bedient ſich daher dieſer magnetiſirten Subſtitute als Hülfsmittel bei der magnetiſchen Behandlung, ſowol um die Wirkung der Manipulation zu verſtärken, als auch dieſe ſelbſt zuweilen zu erſetzen. Die Erſcheinungen des magnetiſchen Zuſtandes ſind verſchieden, nachdem der Grad der magnetiſchen Wirkung auf eine Perſon höher oder niedriger iſt. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus ſind faſt allezeit überhaupt Erweckung und Verſtärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung ſowol in dem Nervenſyſtem, als auch in allen übrigen Syſtemen des Organismus. Perſonen, die ſich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denſelben beſchleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Geſchäfte des Organismus werden befördert, beſonders die des Unterleibes: Verdauung, Abſonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und beſänftigend auf das Nervenſyſtem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung, beſänftigt daher die heftigſten Krämpfe und überſpannten Anſtrengungen der Lebenskräfte. Die beſondern Wirkungen des Magnetismus äußern ſich nicht nothwendig bei jedem Kranken, ſondern nur bei manchen nach ihrer verſchiedenen Empfänglichkeit, Geiſtes- und Körperbeſchaffenheit, nach beſtimmten Graden der magnetiſchen Einwirkung und nach gewiſſen Perioden. Dieſe Wirkungen aber ſind höchſt mannichfach, und erſcheinen zuweilen in einem wundervollen Lichte, weil ſie das eigenthümliche, innerſte Leben des Menſchen in Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufſchließen, und als leuchtende Blitze eine, bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menſchlichen Seins auf Augenblicke erhellen. Dieſe Wirkungen laſſen ſich am beſten durch Feſtſetzung derjenigen Grade, in welchen ſich die magnetiſchen Zuſtände darſtellen, beſtimmen. Je höher der Kranke in dieſe Grade hinaufrückt, deſto mehr entfernt er ſich von der Sinnenwelt: die äußern Sinne verſchließen ſich, der innere Sinn erwacht und ſteigt bis zur höchſten Klarheit, wo er auch gleichzeitig

wieder der Außenwelt ſich zuwendet. Man unterſcheidet jetzt vorzüglich drei Grade. Die beiden unterſten finden im phyſiſchen, der dritte, hat in dem pſychiſchen Magnetiſmus Statt. Im erſten Grade zeigen ſich außer den allgemeinen Wirkungen des Magnetiſmus noch beſondere örtliche Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung und dergl. m. Die Sinnesthätigkeit wird zum Theil unterdrückt, die Function des Geſichtsſinnes zurückgedrängt: der Halbſchlaf oder die unvollkommene Kriſe. Die Wärme nimt mehr zu, und verbreitet ſich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenliedern und einen unwiderſtehlichen Trieb, ſie zu ſchließen, worauf ſie wie feſtgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetiſchen Einwirkung nicht von ſelbſt wieder geöffnet werden können. Der Kranke bemerkt bisweilen eine Helligkeit vor den Augen, oder lichte Scheine, den Blitzen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, ein Weheſein um die Magengegend, Uebelkeiten u. ſ. w., Schweiße, ſelbſt Fieberanfälle, örtliche und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Katalepſie, nebſt mehreren auffallenden Nervenzufällen. Verſteht der Magnetiſeur dieſe Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu ſeinem Zwecke zu beſtimmen, ſo wirken ſie für den Kranken als heilſame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Die magnetiſirte Perſon hat endlich keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne und kommt in den Zuſtand einer Ruhe, dem Schlafe ganz ähnlich: magnetiſcher Schlaf. Zu den beſondern Erſcheinungen dieſes Grades gehören vorzüglich: Ohnmachten, allgemeine, krampfhafte Verzuckungen, kataleptiſche und ſogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zufälle. Dieſer magnetiſche Schlafzuſtand zeigt ſich immer, ſelbſt dann, wenn der Magnetiſirte in einen höhern Grad übergeht. Dies geſchieht, wenn er in dem magnetiſchen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtſein wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt, und er ſich und ſeinen Zuſtand allmälig deutlich erkennt. Er iſt dabei immer im Schlafe, den er nicht unwillkürlich aufzuheben vermag; allein es iſt keine Betäubung mehr, und ſelbſt der Schlaf iſt nur eine leichte Feſſel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtſein, einem ſehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beſchränken vermag. Da es aber kein natürlicher, ſondern ein magnetiſcher Schlaf iſt, ſo iſt auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetiſchen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Dieſe Abhängigkeit bezieht ſich vorzüglich auf den Magnetiſeur, durch welchen er gewiſſermaßen empfindet, handelt, denkt; welcher darum gleichſam das Organ für ihn iſt, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieſer zweite (nach Kluge der vierte) Grad iſt alſo ein Schlafwachen, oder das ſogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Kriſe oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in ſich ſelbſt erwachte, äußerlich aber doch ſchlafende Menſch gelangt wieder zu ſeinem vorigen Bewußtſein, aber ſein Verhältniß zu der Außenwelt iſt abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geſchloſſen oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geſchieht dies nicht plötzlich, ſondern nach und nach, in mehreren auf einander folgenden magnetiſchen Behandlungen, und dem gemäß entwickeln ſich nun auch die dieſem Zuſtande entſprechenden wunderbaren Erſcheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt ſei, der in ſich vollkommen erwachte Somnambul unterſcheidet

aber auch in der Folge nichts mit den Augen, als Licht und Finſterniß. Gewöhnlich ſind die Augen geſchloſſen; wenn ſie aber auch in ſeltnen Fällen geöffnet ſind, ſo ſieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel iſt krampfhaft in die Höhe gezogen oder ſtarr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Oeffnen der geſchloſſenen Augen bewirken; will man die Augenlieder mit Gewalt aus einander ziehen, ſo erfolgen krampfhafte Bewegungen der Geſichtsmuskeln. Deſſen ungeachtet entwickelt ſich das Wahrnehmungsvermögen auf einen hohen Grad und zwar zuerſt im Getaſte, ſo daß der Somnambul durch daſſelbe die feinſten Geſichtsgegenſtände, ſowol ihren Umriſſen als Farben nach, deutlich unterſcheiden kann. Am vorzüglichſten wird die Magengegend, dem Sonnengeflechte des Nervenſyſtems des Unterleibes entſprechend, der Mittelpunkt dieſer neuen Wahrnehmung. Der Somnambul erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält; in der Folge, wenn dieſes Wahrnehmungsvermögen erſt geübt iſt, ſogar, wenn es dieſe nicht berührt, ſondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja weiterhin ſogar, wenn Körper dazwiſchen gehalten werden; nur dürfen dieſe keine iſolirenden ſein. So wußte z. B. eine Sonnambule genau, was der Magnetiſeur in der verſchloſſenen Hand hatte, ſobald er den Rücken derſelben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feſte oder flüſſige Subſtanz, die in einem Behältniſſe verſchloſſen, ihr auf dieſelbe Stelle gelegt wurde. Einen auf dieſelbe Weiſe gelegten Brief konnte ſie eben ſo leſen. Bei weiterer magnetiſcher Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls noch höher geſteigert werden; es beſchränkt ſich dann ſogar nicht mehr auf das Getaſte und die Herzgrube, ſondern es verbreitet ſich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und verſchafft dem Somnambul auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten ſich Somnambule hierüber ſelbſt auf folgende Art aus, „daß ſie die Außendinge ſähen, aber mit keinem beſtimmten Organe, ſondern ſo, wie man im Traume ſieht, oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichſam Blitze vorbeiſchöſſen; ſie ſehen nichts mit den Augen, bemerkten aber doch alles; es wäre als wenn ſie es auf andere Art, als durch das Geſicht wahrnähmen.“ Der Somnambul weiß daher, während ſeines magnetiſchen Schlafes, bei ſeinem Herumwandeln, allen im Wege ſtehenden Hinderniſſen, im Hellen ſo gut als im Finſtern, ſo geſchickt auszuweichen, daß er nirgends anſtößt, läßt ſich auch durch niemand gern führen. Am deutlichſten offenbart ſich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rückſicht ſeines Magnetiſeurs; andere Perſonen müſſen erſt mit dieſen in Verbindung geſetzt werden, wenn der Somnambul ſie ſehen ſoll. Dieſes Wahrnehmungsvermögen kann ſo erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unſerer Sinne liegen, wie z. B. manche einen, von dem Magnetiſeur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper deſſelben, beſonders den Augen, Haaren und Fingerſpitzen, wie elektriſches Feuer ausſtrömt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder; aber es iſt auch dies kein Hören mit den Ohren ſondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen deſſen, was der Magnetiſeur, oder eine mit dieſem in Verbindung geſetzte Perſon ſpricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert ſich noch auf manche beſondere Weiſe. Die innigſte Verbindung findet zwiſchen ihm und dem Magnetiſeur Statt; die An=

näherung fremder Perſonen empfindet er ſogleich, ſchon auf 10—15 Schritte, auf unangenehme Art; nur wenn ſie in Verbindung mit dem Magnetiſeur (in Rapport) ſtehen, kann er ihre Gegenwart ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Perſon bekommt der Somnambul Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigſten wirken Metalle auf denſelben; ihre Berührung verurſacht ihm mancherlei unangenehme Empfindungen. Beinahe alle Somnambule haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder ſie bedienen ſich doch der Schrift- oder Geberdenſprache; manche ſprechen in ganz ungewohnter, ſehr veredelter Mundart. Hat der Kranke dieſen Grad erſt einigemal erreicht, ſo wird er in der Folge um ſo leichter in denſelben verſetzt, wenn ihn der Magnetiſeur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt; ſogar von ſelbſt erfolgt dieſer Zuſtand nach gewiſſen Veranlaſſungen und Perioden. Die Dauer eines ſolchen magnetiſchen Zuſtandes iſt gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, ſelbſt einige Tage, anhalten, mit dazwiſchen laufenden natürlichen Schlafe, ſo daß der Somnambul ſogar mancherlei Geſchäfte verrichten kann. Aber auch in dieſem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Verzuckungen eintreten, beſonders auf widrige Einwirkungen oder Störungen der Kriſe. Im dritten (nach Kluge fünften und ſechsten) Grade erwacht das Selbſtbewußtſein der Seele des Magnetiſirten, wendet ſich frei nach innen und außen. Dies iſt der pſychiſche Magnetismus, der jedoch auch verſchiedene Stufen der Entwickelung hat. Der Magnetiſirte bleibt Somnambul, allein er bekommt zunächſt eine helle Erkenntniß ſeines innern Körper- und Gemüthszuſtandes, die als nothwendige Folge eintretende Krankheitserſcheinungen auf das pünktlichſte vorausberechnet, und die wirkſamſten Mittel zu ihrer Beſeitigung beſtimmt: Selbſtbeſchauung, das Hellſehen, Clairvoyance; der Somnambul heißt nun Hellſehender, Clairvoyant. Das innere Hellſehen erſtreckt ſich auch auf die durch magnetiſchen Rapport in Verbindung mit ihm ſtehenden Perſonen, beſonders auf den Magnetiſeur. Krankheitsgefühle, welche dieſen ergreifen, fühlt der Clairvoyant mit; eine Taſchenuhr, welche z. B. der Magnetiſeur gegen ſein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihren eignen Ohre zu hören, dagegen ſie nichts vernahm, ſobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können ſogar nicht bloß die Krankheitsgefühle, ſondern wirkliche Unpäßlichkeiten ſelbſt auf den Magnetiſirten übertragen werden; auch Gemüthsbewegungen des Magnetiſeurs wirken auf ihn. Iſt der Clairvoyant ſchon weit in dieſem Grade vorgerückt, ſo bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Rapport zu ſetzen, ſondern beide können Meilen weit von ein einander entfernt ſein, und dennoch kann der Magnetiſeur vermittelſt beſtimmter Zwiſchenkörper einen ſolchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zuſtände des entfernten Kranken fühlt und erkennt. So iſt auch bei dieſem Grade die Gegenwart des Magnetiſeurs nicht erforderlich, ſondern ein magnetiſcher Subſtitut verſetzt den Kranken ſchon in den Zuſtand des Somnambulismus. Auf der höchſten Stufe dieſes Grades (der allgemeinen Klarheit, Ecſtaſe oder Desorganiſation) tritt der Kranke wieder aus ſich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der geſammten Natur. Das, was vorher bloß innere Selbſtbeſchauung war, verbreitet ſich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum noch durch Zeit mehr beſchränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit, und das in ſeinem Keime noch liegende Zu-

künftige. Was der Kranke auch nicht ſo deutlich erblickt, drängt ſich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die Geiſtesthätigkeit ſteigt hier noch höher, die Sprache der Kranken veredelt ſich, die Fähigkeit, ſeinen innern Körper zu ſchauen, erweitert ſich ſowol aus vergangenen Zeiten zurück, als auch auf künftige Erſcheinungen der Krankheit oder ſeiner magnetiſchen Zuſtände voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport geſetzt zu werden, braucht nur der Magnetiſeur ihn lebhaft zu denken. Auf dieſe Weiſe haben Clairvoyants von entfernten Perſonen, die ſie vorher nicht kannten, augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung ſcheint hierbei keinen Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiſeur iſt ſo innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken deſſelben zerſtreut ſind, ſondern daß er auch in deſſen Seele zu leſen, und deſſen Vorſtellungen und Gedanken auf das deutlichſte zu erkennen vermag. Selbſt der fixirte Wille des Magnetiſeurs wirkt beſtimmt auf den Clairvoyant. In dieſem Zuſtande ſcheint der Körper dem Geiſte auf das innigſte angeeignet, und mit ihm zur reinſten Harmonie verſchmolzen zu ſein. Allem Gröbern, Sinnlichen iſt er entrückt, und in den Zuſtand einer ruhigen, ernſten und höhern Selbſtbetrachtung verſetzt. Das Gefühl des höchſten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt ſich auf dem Geſichte ab. Jede Unlauterkeit eines Fremden, ſich ihm nahenden, ſtört dieſe Ruhe und Harmonie auf eine ſehr widrige Art, oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. Als Heilmittel iſt der phyſiſche Magnetismus hinreichend; der pſychiſche, zumal die höhere Stufe deſſelben ſcheint dem irdiſchen Leben und der Geſundheit eher nachtheilig zu ſein. Dies iſt ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetiſchen Zuſtände. Indeſſen gelangt nicht jeder in die höhern Grade; auch iſt die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft, nicht beſtimmt, ſondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit in ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Stücken genügende Erklärung dieſer Erſcheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eines Theils überhaupt manche derſelben nur hypothetiſch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt. Hier nur einige Andeutungen darüber. Die geſammte Lebensthätigkeit des menſchlichen Organismus wird durch das Nervenſyſtem vermittelt. Die Verrichtungen deſſelben theilen es in das vegetabiliſche und animaliſche. (Vergl. den Artikel Nervenſyſtem.) Das vegetabiliſche Nervenſyſtem iſt durch das Ganglienſyſtem größtentheils iſolirt, vom Gehirnſyſtem unabhängig und hat ſeine eigene Region im Unterleibe, wo es verſchiedene Nervengeflechte bildet, unter denen das Sonnengeflecht in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und vorherrſchende iſt. Das Cerebral- und das Ganglienſyſtem ſtehen gewiſſermaßen im entgegengeſetzten Wechſelverhältniß, ſo daß im Wachen das erſtere, im Schlafe das letztere vorherrſcht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Ganglienſyſtems wird die Thätigkeit des Cerebralſyſtems herabgeſetzt, es entſteht der Schlaf. In dieſem ruht die Sinnesthätigkeit, aber das dem vegetativen Nervenſyſtem entſprechende Gemeingefühl wird erhöht; daher von dieſem durch die, beide Syſteme in Verbindung erhaltenden, Nerven (vorzüglich den mit beiden in Gemeinſchaft ſtehenden ſympathiſchen Nerven) als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorſtellungen erregen können, die, wenn ſie lebhaft werden, als Träume ſich bemerkbar machen, und zum Bewußtſein kommen.

Wird die Phantaſie durch dieſelben ſo ſehr erregt, daß die dadurch entſtehenden Vorſtellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, ſo daß von dieſem die Muskelthätigkeit in Bewegung geſetzt wird: ſo entſteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die ſenſible Nervenatmoſphäre des Menſchen vergrößert wird: ſo wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Erſatz der ſchlafenden Sinnesorgane darbietet, und durch noch weitere Erhöhung, ſogar außer ſich heraustreten, und von äußern Gegenſtänden Wahrnehmungen verſchaffen kann. Durch die magnetiſche Einwirkung wird die Nerventhätigkeit des Gangliensyſtems, vielleicht durch Ueberſtrömung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiſeurs, und durch Aufnahme und Aſſimilirung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken ſo erhöht, daß in verſchiedenen Graden erſt der magnetiſche Schlaf, dann das Uebertreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellſehen, das Außerſichtreten deſſelben bis zur allgemeinen Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in dem Gangliensyſtem, und die Steigerung der Thätigkeit deſſelben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichſte derſelben, das Sonnengeflecht, zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Empfindungen in einem Punkte ſammelt, wodurch ſie die Klarheit der Sinnesanſchauungen erhalten können; daher in der Herzgrube der Somnambulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpunkte vereinigt erſcheint. Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittel iſt bis jetzt noch bloß auf Krankheiten beſchränkt geweſen, die dem Nervenſyſtem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet ſind. Er bewirkt ſowol eine Verſtärkung der geſammten Lebensthätigkeit durch Uebertragung des belebenden Nervenfluidums aus einem Körper in den andern, als auch eine geregelte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätheriſchen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu ſchwacher Nerventhätigkeit, und von erhöheter Reizbarkeit mit Mangel an Kraft, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilſam ſein. Seine beſtimmte Anwendung iſt indeſſen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen, und bedarf der größten Vorſicht, da er in die verborgenſten Tiefen des organiſchen Lebens eingreift, und eben ſowol heilſame Wirkungen, als, in der Hand des Unkundigen, Unvorſichtigen oder Unreinen, furchtbare Zerſtörungen hervorbringen kann. Eine anziehende Geſchichte des Magnetismus beſitzen wir von Dr. Ennemoſer. Von den deutſchen Zeitſchriften über den Magnetismus nennen wir: Kieſers Archiv für den Magnetismus, und Wolfart's Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, welche beide fortgeſetzt werden. H.

Magnetnadel iſt die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetiſche Kraft mitgetheilt worden. (Man vergl. die Art. **Compaß** und **Magnet**.) Man nimt dazu den feinſten und beſten Stahl, am liebſten das engliſche Stahlblech, vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzierungen, weil ſonſt die Pole nicht immer genau in die Axe fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil ſie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetiſches Moment beſitzt, als die ſonſt gewöhnliche Form eines Parallelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompaſſen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber

auch långere. Außer den beiden Arten des Beſtreichens kann man den Magnetnadeln die magnetiſche Kraft auch durch Armirung (ſ. Magnet) mittheilen. Jede Nadel iſt indeß nur eines beſtimmten Grades von dieſer Kraft fåhig, welcher nicht überſchritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freiſchwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden werden kann, hat man das Aufhången derſelben mit glücklichem Erfolge verſucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzſpinne am beſten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hångt, ſo beſchaffen ſein, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kålte, Hitze, Blitze, überhaupt atmoſphåriſche Elektricitåt und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfåltige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compaſſes gelehrt, daß, wenn auch alle dieſe Umſtånde gånzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten ſich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umſeglung der Erde ſtößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, ſondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Dieſe merkwürdige Erſcheinung iſt unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie iſt eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieſes Inſtruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compaſſes genau über dem Meridian deſſelben ſteht. Bald iſt ſie öſtlich, bald weſtlich, bald größer, bald geringer, in den meiſten Fållen aber findet ſie Statt. Man hat bereits eine ſo große Menge von Beobachtungen über dieſe Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können. Aber dieſe Karten ſind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochene, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgeſetzte Beobachtungen zu London und Paris dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort verånderlich iſt. Seit 150 Jahren hatte dieſelbe von Nord nach Weſt beſtåndig zugenommen; ſeit einigen Jahren ſteht ſie ſtill. Sehr wahrſcheinlich iſt die Witterung, namentlich die Abwechſelung zwiſchen Wårme und Kålte und inſonderheit die Elektricitåt dabei wirkſam. Faſt unwiderſprechlich führen darauf Sauſſure's meteorologiſche Beobachtungen und daraus gezogene Folgerungen. Eine andere ſonderbare Erſcheinung bei der Magnetnadel iſt ihre Neigung oder Inclination, welche ſich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, ſich gegen den Horizont neigt. Man nimt ſie an den meiſten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigene Neigungscompaſſe. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unſrer Erde iſt es der Nordpol der Magnetnadel, welcher ſich gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung, wobei ſich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimt zu mit der Annåherung an den Pol. In der ſüdlichen Halbkugel hebt ſich der Nordpol der Nadel, indem ſich der Südpol gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung heißt die ſüdliche. Sie nimt ebenfalls zu, je mehr man ſich den Südpol nåhert. Es gibt Oerter auf der Erde, wo ſich die Magnetnadel gar nicht neigt; dieſe fallen zwar nicht, wie man aus dem bisherigen ſchließen möchte, unter den Aequator, doch aber in deſſen Nåhe. Sie iſt ebenfalls verånderlich, aber nicht in dem

Grade, wie die Abweichung. Die Urſache der Neigung der Magnetnadel leiten die Phyſiker aus der magnetiſchen Kraft der Erde, die Urſache ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umſtande her, daß die magnetiſchen Pole der Erde ſich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen ſcheint.

Magnĭficat, der ſogenannte Lobgeſang Mariä, welcher in der Vulgata anfängt: Magnificat anima mea dominum. Er wird häufig in Muſik geſetzt und als Kirchenmuſik aufgeführt.

Magnificenz (eigentlich Herrlichkeit, Hoheit) iſt ein Titel der Rectoren und Kanzler der Univerſitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeiſter. Ein Fürſt, der die Würde eines Rectors übernimt, wird magnificentissimus genannt.

Magus, ſ. Magie.

Magyaren, (Madjaren), der urſprüngliche Name der heutigen Ungarn, den ſie ſich ſelbſt geben, und mit welchem ſie noch jetzt ſich am liebſten benennen laſſen. Ihre älteſte Geſchichte iſt dunkel; erſt um das J. 626 fingen ſie an, bekannt zu werden. Sie ſtammen zuverläſſig aus Aſien ab, aber über ihren urſprünglichen Wohnſitz ſind die Meinungen getheilt. Die wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie in der Gegend des kaspiſchen Meeres, zwiſchen dem Fluſſe Kama und dem Gebirge Ural gewohnt haben. Eine gewiſſe Aehnlichkeit, die man zwiſchen der Sprache der Finnen und der Magyaren zu entdecken geglaubt, hat die Vermuthung veranlaßt, daß dieſe letztern finniſchen Urſprungs wären. Nach verſchiedenen Zügen in Aſien kamen ſie zu Ende des 7. Jahrh. aus Aſien nach Europa, und beſetzten die Gegenden zwiſchen dem Dniepr und Don am Ingulfluſſe, im heutigen Catharinoslawſchen Gouvernement. Hier blieben ſie über 200 Jahre, bis ſie den andringenden Petſchenegen weichen mußten. Sie drangen unter ihrem Anführer Arpad, in der letzten Hälfte des 9. Jahrh., nach Dacien vor, ſetzten ſich im J. 896 in Pannonien feſt, und errichteten da ein Reich. Die ältern Annaliſten nennen ſie bisweilen Türken, gewöhnlich aber Ugner, Ungarn; das Land ſelbſt wurde nach ihnen Ungarn benannt. Die ganze erſte Hälfte des 10. Jahrh. hindurch beunruhigten ſie die benachbarten Länder, beſonders aber Deutſchland, durch öftere Einbrüche und Verheerungen; ſie bewieſen ſich dabei als die ſchrecklichſten Feinde. Ihre beſondre Art zu fechten, verſchaffte ihnen eine entſcheidende Ueberlegenheit über die Deutſchen. Sie ließen ſich gewöhnlich in der Nähe in kein Treffen ein; gegen ihre zahlreiche, ſich leicht bewegende Reiterei konnten die ſchwer bewaffneten Deutſchen nicht viel ausrichten. Durch die weiſen Veranſtaltungen Heinrichs I., wurde ihren räuberiſchen Einfällen zuerſt widerſtanden, und im J. 955 ſchlug Otto d. Gr. ſie bei Augsburg ſo, daß ſie Deutſchland nie wieder zu verheeren wagten. (Vergl. d. Art. Ungarn.) A—s

Mahagōny, Mahoni, nach falſcher Ausſprache, aber richtiger, wiewol bei uns weniger gebräuchlich, Mahŏgani. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordenen Baumgattungen dieſes Namens zeichnet ſich der gemeine Mahoganibaum ſeines ſchätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland ſind die wärmern Länder des mittägigen Amerika, Jamaika, Kuba, Domingo und die Bahama-Inſeln. Das Holz iſt ein wichtiger Handelsgegenſtand. Es gibt davon viele Sorten. Man hat gewäſſertes, marmorirtes, gemaſertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz ſchwarz. Will

man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, ſo darf man es nicht zu ſtark mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Oel beſtreichen. Sein ſchönes Anſehen, der treffliche Glanz, deſſen es fähig iſt, die ausnehmende Härte und die beſondere Eigenſchaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verſchaffen dem Mahoganyholz einen der erſten Plätze unter den koſtbarſten Hölzern. Die Spanier und Portugieſen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es ſich beſſer ſchickt, als das Eichenholz. Das falſche Mahoganyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, von dem Baume Vigmatico, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe beſſer behält. Die Rinde des Mahoganybaums iſt von mediciniſchem Gebrauche, unter andern gegen Wechſelfieber und periodiſches Kopfweh.

Mahlmann, (Siegf. Aug.) königl. ſächſ. und herzogl. ſ. gothaiſcher Hofrath, des k. ruſ. St. Wladimir-Ordens Ritter, als Schriftſteller und Dichter durch mehrere Erzeugniſſe bekannt, in denen ſich eine blühende Phantaſie mit tiefem und zarten Gefühl vereinigt, ward 1771 in Leipzig geboren, und erhielt, da er ſchon im frühen Knabenalter beide Aeltern verloren hatte, durch den trefflichen Rector Korbinsky in Borna, bei dem auch Seume und Chriſt. Aug. Fiſcher erzogen wurden, ſeine erſte Bildung. 1785 bezog er die Fürſtenſchule in Grimma, und 1789 die Univerſität Leipzig. 1792 nahm er in einem adelichen Hauſe in Liefland eine Hofmeiſterſtelle an, und beſuchte 1794—97, als Führer eines jungen Liefländers, die Univerſitäten Leipzig und Göttingen, durchreiſte 1798 und 1799 das nördliche Europa, und kam, nach einem Aufenthalte in St. Petersburg, 1799 nach Leipzig zurück, wo er jetzt privatiſirt. Seine lyriſchen Gedichte, ſowol religiöſen und ernſten als ſcherzenden Inhalts, ſind noch nicht geſammelt. Viele derſelben haben Matthiſſon, Vetterlein, Pölitz und A. in ihre Sammlungen deutſcher Claſſiker aufgenommen. Die meiſten ſind von den beſten Tonſetzern componirt (z. B. das Vater Unſer von Himmel, mehrere Lieder von Reichard, Kunze, Winter, Zumſteeg). Seine Erzählungen und Mährchen in 2 Bändchen ſind zweimal aufgelegt, ſein Herodes vor Bethlehem, eine ſcherzhafte Parodie der Huſſiten von Kotzebue, hat fünf Auflagen, ohne die Nachdrucke, erlebt. Er entwarf 1800, in Gemeinſchaft mit Spazier den Plan zu der Zeitung für die elegante Welt, die er auch, nach Spazier's Tode bis zum J. 1810 allein, und dann in Verbindung mit dem jetzigen Herausgeber derſelben, dem Hofrath Methuſ. Müller, bis 1816 redigirte.

Mahlerei oder Malerkunſt, Theorie, Beſtandtheile der Malerei, Gattungen der Malerei, Geſchichte der Malerei und Malerſchulen. I. Malerei oder Malerkunſt nennen wir diejenige ſchöne, und zwar bildende Kunſt, welche das Schöne in ſichtbaren Geſtalten mittelſt der Farben auf Flächen darſtellt, und ein Kunſtwerk dieſer Art ein Gemälde (ſ. d. Art.) Als ſchöne Kunſt hat ſie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anſchauung hervorzubringen (ſ. Kunſt). Sie ſetzt alſo Genie voraus, welches durch harmoniſche Verſinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Iſt aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, ſo muß jeder Maler in gewiſſem Sinne Dichter ſein, d. h. er muß das Vollendete vorher in ſeiner Einbildungskraft erſchaffen haben, was er durch ſeine Kunſt äußerlich darſtellen will, und das Dargeſtellte muß das innere Weſen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealiſche) ernſt oder ſcherzend ausdrücken. Daher man von poetiſchen und unpoetiſchen

Gemälden redet, und die poetiſche (oder äſthetiſche) Erfindung und Anordnung (oder die Compoſition) von der eigentlich maleriſchen oder techniſchen Compoſition und Anordnung unterſcheidet. Selbſt bei den eigentlichen Copien der Natur ſollte nicht der einzelne Gegenſtand, als ſolcher, dargeſtellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; ſelbſt das Portrait ſollte nur den Geiſt, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darſtellen. Indeſſen hat die techniſche Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meiſten einen ſo blendenden Reiz, daß über dieſem techniſchen Werthe der innere oder äſthetiſche, welcher ſich auf das Poetiſche des Gegenſtandes bezieht, ganz vergeſſen wird, und man oft den Werth des Gemäldes nach ſeiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenſtände der Natur, deren Formen der Künſtler ſich bedient, nicht nach ſeiner Beziehung auf die, durch dieſelben darzuſtellenden Ideen beſtimmt. Daher gibt es auch eine techniſche und eine äſthetiſche Theorie dieſer Kunſt. Letztere gehört in der Kürze hieher. II. Als bildende Kunſt ſtellt die Malerei das Schöne in ſichtbaren Geſtalten für das Auge ruhend dar. Der Künſtler ſoll alſo etwas Vollendetes für die äußere Anſchauung des Auges hervorbringen, iſt aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beſchränkt, daß er das Sichtbare in einem beſtimmten Raume und zwar ſo darſtellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er dieſen Augenblick feſthalten muß, nicht darſtellen kann und darf, was die in Bildern wechſelnde Darſtellung des Dichters wol aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichſte, das Schnellbeweglichſte, die kühnſten Contraſte. Dagegen iſt die Malerei als bildende Kunſt der Dichtkunſt darin überlegen, daß ſie die gleichzeitigen Gegenſtände und Eigenſchaften mit erſchöpfender Kraft, Treue, Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit aufzufaſſen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne ſichtbare Gegenſtände darſtellt (ſ. Darſtellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutſamſten und bezeichnendſten Merkmale des Gleichzeitigen heraushebt, und durch Nennung derſelben die Phantaſie zur ſelbſtthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen ſucht. Am ſinnlichlebendigſten ſtellt unter allen bildenden Künſten die Malerei das individuelle Leben der Gegenſtände dar. Zwar bildet ſie nur ſcheinbare Körper, indem ſie durch Farben ſchildert, welche — vorzüglich in der Darſtellung lebendiger Weſen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer ſchönen Kunſt hervorzubringen fähig ſind; ſie zeigt mithin die Körper, wie ſie dem Auge von einer einzigen Seite erſcheinen; aber ſie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perſpective das Auge über dieſe Abweſenheit der Raumerfüllung ſo zu täuſchen, und durch Nachbildung der ätheriſchen Reize der Lichtwelt ihren Scheingeſtalten ein ſo lebendiges Daſein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künſten die meiſte Illuſion (ſ. d. Art.) zuſchreibt, und daher dem Ausdruck Gemälde die Bedeutung der ausführlichſten Schilderung der Gegenſtände nach ihren eigenthümlichen ſinnlichen Beſchaffenheiten und Zügen (mit Unrecht nur dann, wenn man dies auf einzelne Naturerſcheinungen bezieht) beilegt. Dieſe Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunſt und Muſik, aber nur figürlich, übertragen, und man redet von einem poetiſchen Gemälde oder maleriſchen Gedichte, ſo wie von einem Tongemälde. Erſteres kann nur eine ausgeführtere, in ſich abgeſchloſſene poetiſche Schilderung oder poetiſche Charakteriſtik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemälde, nur daß man bei letzterm zu ſehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu ſehen pflegt),

da überhaupt die Poeſie mehr das Innere und ſeine unmittelbaren Aeußerungen ſchildert, in der ausführlichen Beſchreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Grenzen überſchreitet. Aus letzterem Grunde gibt es keine eigentliche beſchreibende oder maleriſche Poeſie als Dichtungsart (ſ. *Poeſie*), und jedes beſchreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantaſie zu ſein, indem es vergeblich ſeinen Bildern die Beſtimmtheit zu geben ſtrebt, die nur den Sinnengegenſtänden möglich iſt, und dadurch in ein ängſtliches Nachbilden oder Herzählen der ſinnlichen Eigenſchaften verfällt, wobei kein poetiſches Ganze und keine Geſammtwirkung möglich iſt, ſondern die Freiheit des Leſers zu ſklaviſchem Dienſte gezwungen wird, und wobei, wie Jean Paul ſich ausdrückt, die Bühne handelt und die Perſonen zum Schauplatz werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter malt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik. N. Ausg. im XIV. Programm.) Eben ſo kann ein Tonſtück nur vergleichungsweiſe, und zwar als charakteriſtiſche und lebendige Schilderung gewiſſer Gefühle, ein Tongemälde genannt werden; keineswegs aber als Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Weſen der Kunſt nicht umfaßt, das Tonſtück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere (als eine Harmonie von Tönen), durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmoniſchen, d. i. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur, nothwendig in's Kleinliche verfallen, und ſich unter die Würde der Kunſt erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemals dargeſtellt werden kann. Den Fortſchritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunſt gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die muſikaliſche Malerei jetzt faſt allgemein geworden, und die muſikaliſchen Compoſitionen einer Schlacht von Jena, Auſterlitz ꝛc. wie überhaupt die geſammte muſikaliſche Malerei mehr ein Gegenſtand der ſcherzenden Darſtellung, oder des Spottes geworden iſt. Doch wir kehren zur Malerei zurück. Die Malerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darſtellen, daß ſie dieſelben nach ihren perſpectiviſchen Umriſſen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt alſo die Zeichenkunſt gleichſam zum Grunde, und ein Grundbeſtandtheil jedes Gemäldes iſt die Zeichnung. Die Malerei unterſcheidet ſich von der Zeichenkunſt nur dadurch, daß ſie die Gegenſtände mit ihren eigenthümlichen Farben darſtellt, mithin durch das Colorit (ſ. *Farbengebung*), oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels, (ſ. *Zeichnungskunſt*); ſie iſt eine Zeichnung durch Farben und man darf daher in einem Gemälde nicht als etwas erſt Hinzukommendes anſehen (hiedurch unterſcheidet es ſich auch von einer illuminirten Zeichnung oder dem illuminirten Kupferſtich), ſondern die Zeichnung wird durch das Weſen der Farbe modificirt, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung nicht möglich iſt. Die Zeichnung wird in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, ſie beſtimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Beſtimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farben ſind ja ſelbſt etwas Geiſtiges und Aetheriſches. Sie verhalten ſich alſo wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darſtellung hervorgeht und nach der herrſchenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen herrſchenden Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt, und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Hierauf beruht die Verwandtſchaft der Malerei mit der Muſik. Zeich=

nung und Colorit aber müſſen Eins und harmoniſch ſein, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrſcht, der Styl hart und ſtreng, wo das Colorit zu ſtark hervortrit, der Styl weich und unbeſtimmt wird. Beide Erforderniſſe ſind einem Gemälde und dem Maler gleich nothwendig, und es iſt irrig, wenn man oft das Weſen der Malerei lediglich in die Zeichnung geſetzt hat: wenn gleich das Colorit und der Coloriſt ohne Zeichnung nichts iſt (in dieſer Beziehung hat der Ausdruck Malerei ſogar eine üble Nebenbedeutung erhalten), indem die Zeichnung doch abgeſondert von dem Colorit noch beſteht, und wenn gleich viele große Meiſter bald in dieſem, bald in jenem Elemente der Malerei herrſchten, z. B. Titian und die venetianiſche Schule im Colorit. Mit der Zeichenkunſt aber hat ſie gemein, daß ſie mittelſt ihrer perſpectiviſchen Darſtellung das Entfernteſte, wie das Nächſte in ihre, durch Hintergrund und äußere Abſchließung begrenzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenſtände die Baukunſt, wie die Sculptur (oder Plaſtik im engern Sinn), indem ſie nicht nur die Gegenſtände dieſer Künſte ebenfalls in ihre Darſtellung aufnehmen kann, ſondern auch Gegenſtände darzuſtellen vermag, welche keine andere bildende Kunſt dazuſtellen im Stande iſt; Gegenſtände namentlich, welche nur durch Farben oder Perſpective darſtellbar ſind. Hierdurch aber iſt die Malerei insbeſondere von der Plaſtik verſchieden, daß in dieſer das Raumerfüllende, die Maſſe und die reine Form vorherrſchend ſind, weßhalb ſie auch nur das Feſte, Unbeweglichere darzuſtellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Maſſe nur angedeutet wird, der ſeelenvolle Ausdruck der Form. Dagegen das Herrſchende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darſtellbar iſt, weil ſie die Bewegung nicht ſo materiell, als die Plaſtik fixirt. Das Hauptgeſetz der Malerei könnte demnach heißen: der Maler ſtelle Ideen durch ſichtbare Bilder anſchaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten; und maleriſch (pittoresk) iſt, was namentlich durch Farbenreiz und Farbenſtellung in der Anſchauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieſelbe ſogar mißfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, ſollte daher auch nicht dargeſtellt werden. III. Eintheilungen der Malerei in verſchiedene Gattungen. Die Eintheilungen der Malerei ſind nach verſchiedenen Beziehungen verſchieden. Zuerſt nach Verſchiedenheit der ſichtbaren Gegenſtände, welche in dem Gemälde die herrſchenden ſind, kann man die Gemälde eintheilen in Menſchendarſtellungen, Thierſtücke und Darſtellungen der lebloſen Natur. Erſteren pflegt man gewöhnlich den Namen der hiſtoriſchen Gemälde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geſchichte entlehnt iſt, und man rechnet zur Hiſtorienmalerei eben ſowol allegoriſche und mythologiſche, als eigentlich geſchichtliche (hiſtoriſche) Darſtellungen, ja ſelbſt Schlachtenſtücke, Converſationsſtücke, Charakterbilder und Porträts (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Die umfaſſendſte Gattung der Malerei iſt die Hiſtorienmalerei; denn ſie zeigt den Menſchen, die höchſte uns bekannte Geſtalt der Schöpfung, nach ſeinen ſichtbaren Aeußerungen, Zuſtänden oder Charakteren, und ſie iſt es am meiſten dann, wenn dieſe Menſchendarſtellung eine Handlung durch Zuſammenſtellung mehrerer Perſonen, obſchon auf einen ſprechenden und anſchaulichen Augenblick zuſammengedrängt, ſchildert. Wie ſehr muß daher der Hiſtorienmaler die Menſchengeſtalt nach ihren verſchiedenen, ja den flüchtigſten geiſtigen Ausdrücken und maleriſchen Situationen kennen, um beſtimmte Ideen durch Menſchengeſtalten in Ruhe und Bewegung mannichfach auszu-

ſprechen! Wie gegenſtändlich und klar müſſen vor ſeiner Phantaſie dieſe Gebilde ſtehen, um ſie mit Hülfe der techniſchen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anſchaulichen und ſprechenden Ganzen zuſammenzureihen, welches Gefühl und Geiſt anzieht! Welchen poetiſchen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er beſitzen, um den Geiſt der hiſtoriſchen Begebenheit, oder den Geiſt der Sage nicht bloß aufzufaſſen, ſondern auch wahr, ſprechend und harmoniſch in den Geſtalten und ihrer Umgebung feſtzuhalten; wenn auch das poetiſche und maleriſche Intereſſe jeder geſchichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Porträt frei von allem Wechſel und zufälligen Modificationen hinzuſtellen! — Der Hiſtorienmalerei ſtehen, dem Umfange und der Würde nach, am nächſten die maleriſchen Darſtellungen der Naturgegenden, oder die Landſchaftsmalerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtproſpekte und Seeſtücke gerechnet werden, nur ſollen dieſe nicht proſaiſche Nachbildungen der Natur ſein. Dem Landſchaftsmaler ſind die Gegenſtände der Natur mehr Mittel, ſein innerſtes Gefühl harmoniſch und anſchaulich auszuſprechen; dahingegen die Hiſtorienmalerei wegen der größern individuellen Bedeutſamkeit der Menſchengeſtalt, weit objectiver und charakteriſtiſcher iſt. Der Maler fixirt gleichſam ſein Gefühl in der Anſchauung und Darſtellung der mannichfaltigſten Naturerſcheinungen. Dadurch, und in ihrer Wirkung iſt die Landſchaftsmalerei vorzüglich der Muſik, und in der Poeſie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerſcheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbeſtimmt bleiben, ſondern der Maler muß die einzelnen Partien der Landſchaft ſo in Einklang zu bringen wiſſen, daß ſie eine herrſchende Stimmung ſicher und beſtimmt ausſprechen, wie ſie gleichſam durch die Natur in einem ihrer vollendetſten Erſcheinungsaugenblicke angeregt wird. Dieſe Darſtellungen ſind übrigens ſo verſchieden, als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirung und Beiwerke der Landſchaft eingerichtet und angeordnet ſein müſſen. Auch allegoriſch und hiſtoriſch kann die Landſchaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von erſteren hat der noch lebende Landſchaftsmaler Friedrich, von dem letztern haben die größten Landſchaftsmaler, Claude Lorrain und Pouſſin, glänzende Beiſpiele aufgeſtellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landſchaft ſchaden. Das vorzüglichſte Studium des Landſchaftsmalers iſt die vegetabiliſche Natur und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magiſchen Ganzen ſich bedienen; auch iſt der Landſchaft das Helldunkel vorzugsweiſe eigen. Blumen- und Fruchtſtücke, Stilleben und Arabesken ſchließen ſich den genannten umfaſſenden Klaſſen der Malerei mannichfaltig an. In jenen iſt Naturwahrheit und Meiſterſchaft in der feinſten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; ſie ſtehen daher in äſthetiſcher Hinſicht ſehr tief; dieſe ſind als freie Spiele der ungebundnen Phantaſie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunſt. Die dritte Hauptgattung der Malerei iſt die Thiermalerei, beſchränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß ſie nicht einzelne individuelle Thiere, ſondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichſam handelnd (durch Zuſammenſtellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menſchen) mit ſprechender Treue und maleriſcher Mannichfaltigkeit darſtellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem

menſchlichen analog darſtellt. Andere Eintheilungen beziehen ſich auf das Aeußere dieſer Kunſt. Die Malerei iſt in eigentlich techniſcher Beziehung, nämlich in Hinſicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verſchieden, und zwar enkauſtiſche oder eingebrannte Malerei (auch Enkauſtik), die, wie ſie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt iſt, obwol die neuere Wachsmalerei, oder Enkauſtik (ſ. d. Art.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmalerei, nebſt Glas- und Porzellanmalerei, Moſaik oder muſiviſche Malerei (muſiviſche Kunſt, muſiviſche Arbeit) verſchiedener Art, nebſt der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial iſt ſie Waſſermalerei (wozu die Frescomalerei oder die Malerei mit Waſſerfarben auf naſſem Kalkgrunde und die Miniaturmalerei gehört); Paſtellmalerei und Oelmalerei. Ferner in Beziehung auf Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, iſt ſie Tapeten- oder Wandmalerei, Glas- und Porzellanmalerei ꝛc.; in Beziehung auf den Ort und die Beſtimmung der Gemälde, Decken- oder Plafondmalerei, ferner Stubenmalerei ꝛc.

IV. Die Geſchichte der Malerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in die Geſchichte der alten (antiken), und der neuern oder chriſtlichen Kunſt: denn nach den vorherrſchenden und wichtigſten Erſcheinungen der Kunſt wird eine Geſchichte derſelben eingetheilt, wenn man auch von einer orientaliſchen Malerei vor der Zeit der griechiſchen und römiſchen Kunſt, und von den Malereien nichtchriſtlicher Völker in der neuern Zeit ſprechen möchte, von welchen nicht viel zu ſprechen iſt. Ueberhaupt iſt die Malerei der früheren Völker gleichſam nur als Vorbereitung auf die Kunſt der Griechen anzuſehen. Wahre Kunſt, ſagt ein Kenner, kann nur den idealiſirenden Völkern griechiſcher Abſtammung zugeeignet werden; jenſeit dieſer Grenze finden wir nur Farbenſpiele zu Belebung größerer Maſſen oder als Ergänzungen der Bilderſchrift, immer aber auf einen ſtumpfen, nur für das Grelle und Schreiende offenen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Malerei fängt erſt da an, wo die Farbe ſelbſt Zeichnung wird und mit ihr ſich die Bedeutung ſelbſtſtändiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchſtabenſchrift beſtand, konnte die Malerei ſich zur Freiheit der Kunſt erheben. Die Bilderſchrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieſer zur Buchſtabenſchrift über; und wo ſie ihrer urſprünglichen Beſtimmung als Mittlerin der Sprache treu blieb, mußte ſie über dem Beſtreben nach dem möglichſt bedeutſamen Ausdruck, der Schönheit der Form entſagen. So bei den Völkern, die, ſchon früh im Beſitz eines leicht zu behandelnden Papierſtoffs, die Kunſt nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine ſymboliſche Sprache übten, oder ſich wenigſtens nie zur Freiheit der Darſtellung erhoben. In Aegypten und Mexico ſcheint die Malerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verſtändlichkeit berechnet worden zu ſein. Der ungebildete Sinn der Hindu fand ſich durch den bunten Glanz ſeiner einheimiſchen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnungen entſchädigt. Auch bei den Perſern war die Malerei unſtreitig, was ſie noch jetzt unter ihnen iſt, ein regelloſes Farbengemiſch, abenteuerliche Bilder ohne Zeichnung und Haltung. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbeſondere die Malerei durch religiöſe Bedürfniſſe veranlaßt und bedingt, und ſtand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältniſſe, beide auf Dauer ſowol,

als allgemeine Bedeutſamkeit berechnet. Man findet ägyptiſche Malereien aus der älteſten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechiſchen Relief's, auf Mumiendecken und Mumienſärgen, und auf Papyrusrollen. Die erſtern (hieroglyphiſche oder hiſtoriſche Schildereien) ſind bemalte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umriſſen, wie die ſogenannte Iſistafel, das wichtigſte Denkmal dieſer Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben ſind koloſſale bemalte Figuren mit eingegrabenen Umriſſen, mit kleineren Wandgemälden eingefaßt. Auch hier erſcheinen die Foderungen des Geſchmack's dem Sterben nach bildlicher Bedeutſamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunſtgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Das Ausführlichere über die ägyptiſche Malerei, welche ſpäterhin zur Verzierung in Rom wieder Mode ward, ſiehe in C. A. Böttiger's Ideen zur Archäologie der Malerei (1. Th. Dresden 1811). Die älteſte griechiſche Malerſchule finden wir an den kleinaſiatiſchen Küſten auf den Inſeln. Ein Zuſammentreffen vieler glücklicher Umſtände macht die frühe Blüthe der Kunſt in dieſen geſegneten Ländern begreiflich, die ſchon im homeriſchen Zeitalter durch vorbereitende Verſuche in gefärbten Teppichen und Geweben begonnen wurde. Als das erſte namhafte Gemälde wird eine Darſtellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr. Geb.) angeführt. Doch ſind wahrſcheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus ſollen auch die griechiſchen Pflanzſtädte an der Küſte von Italien und Sicilien die Keime ihrer Kunſt empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei urſprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plaſtik zu religiöſen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche ſeine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanſtrich auszuſchmükken, glaubte man noch ſpäterhin, dieſes Hülfsmittels zur Belebung des farbloſen Stoffes ſich bedienen zu müſſen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künſtlich einzuſetzen. Unabhängig von der Plaſtik in heiligen Tempelgemälden zeigte ſich die Malerei erſt ſpät. Auch die Friſe der Tempel, die Relief's an den Frontons, die Gallerien und Seitenhallen wurden früher gemalt, oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging natürlich von der Zeichnung, und dieſe von Schattenriſſen aus, die man bald auszuzeichnen anfing: Skiagramme und Monogramme. Von dieſen ſchritt man zu Monochromen fort. Zunächſt fing man an, die Umriſſe mit einer Farbe (geriebnen Scherbenſand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelſt Abſtufung der Farbe genauer auszudrücken. Aelteſte Ueberreſte dieſer einfarbigen Malerei ſind die ſogenannten Vaſengemälde mit ſchwarzen, ſilhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Auch ſpäter erhielt ſich dieſe Manier. Für die Linearzeichnung (die nach der Anekdote von dem Wettſtreit des Apelles und Protogenes (ſ. Apelles unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh) und für die einfärbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, ſetzte ein künſtlicheres Werkzeug voraus, — den Pinſel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künſtlern aus dieſer Periode iſt Panäus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der erſte, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wett-

kampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, ſeine Gemälde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmalung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebſt den joniſchen Bildniſſen der griechiſchen und perſiſchen Anführer in mehreren Gemälden, haben ſeinen Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausſchmückung der Statue des Jupiter. (Ueberhaupt macht der Einfall und die Beſiegung der Perſer in Griechenland in der Malerei, wie in aller Kunſt, Epoche.) Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, ſo wie das Theſeum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen und Centaurenkämpfe ausſchmückte. Aber erſt durch Polygnotus (ſ. d.) aus Thaſos erhob ſich ungefähr 420 vor Chr. Geb. die Kunſt zur Selbſtſtändigkeit. Sein Verdienſt war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteriſtik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und ſymmetriſche Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schatten's ſcheint Apollodor aus Athen (404 vor Chr. Geb.) die Kunſt weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob dieſe Kunſt der berühmte Zeuxis (ſ. d.) aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Kanon derſelben ſtellte er in ſeiner berühmten Helena auf. Sein Nebenbuhler, Parrhaſius aus Epheſus, neigte ſich mehr zur Anmuth, oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als ſein anmuthiges Colorit. Das Höchſte im Ausdruck und in der ſinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles aus Kos (ſ. d. Art.) verband mit äußerſter Naturwahrheit ein ſchmeichelndes Colorit, und wird als Meiſter im Porträt genannt. Nach ihm verfiel die Kunſt in Zierlichkeit, Künſtlichkeit und Trockenheit, ja ſie wendete ſich ſelbſt auf Darſtellung gemeiner Gegenſtände (Typarographi). Anderer Künſtler zu gedenken würde hier nicht am Orte ſein. Unter den Römern fand dieſe Kunſt nur geringe Theilnahme. Früher kannten ſie nur die Malereien der Hetrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, ſteht einzig in den Kunſtannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend ſchon verſchwunden war, und weichliche Üppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmale der alten Malerkunſt hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italien's aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomalereien und muſiviſchen Arbeiten beſtehen. Ueberhaupt aber iſt die Anzahl der noch vorhandnen Denkmäler der griechiſchen und römiſchen Malerei ſo gering, daß die Archäologie dieſer Kunſt oft nur bei Vermuthungen ſtehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieſer Nation in andern bildenden Künſten, und durch Zeugniſſe der claſſiſchen Schriftſteller einige Beſtätigung finden. Doch ſcheint Folgendes über die antike Malerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. Erſtens, daß die Malerei überhaupt in dem claſſiſchen Alterthum, ſowol in Hinſicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plaſtik immer nachſtand und untergeordnet geblieben iſt. Daher die bekannte Behauptung, die Malerei ſei damals mehr plaſtiſch geweſen. Die Flächendarſtellung mußte ſich, als die abſtractere, überhaupt ſpäter entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechaniſche Hinderniſſe, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umſtand, daß die öffentliche Ausſtellung der Malerwerke beſchränkter war. Die Griechen namentlich ſtrebten, ihrem Charakter zufolge,

nach reiner Objectivität; dieſe fanden und erreichteten ſie am vollkommenſten durch die Plaſtik, die vollkommenſte Verkörperung der ſinnlichen Gegenwart, welche zugleich die impoſanteſten Symbole einer ſinnlichen Religion aufzuſtellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem ſie die menſchliche Form, als die gottähnlichſte, am vollkommenſten ausbildet. Was Wunder, wenn ſich die Malerei nach dieſer, der Nationalreligion ſo innig verwandten Kunſt, richtete? Die Religion alſo veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrſchaft der Plaſtik über die Malerei. Zweitens ſcheint unter den Beſtandttheilen der letztern Kunſt die Zeichnung der Umriſſe (als mit der Plaſtik am meiſten verwandt) und das Localcolorit in der antiken Malerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu ſein; weniger die Perſpective. Ja man hat, bei der Dunkelheit der Berichte hierüber, ſogar gezweifelt, ob die Alten die Perſpective gekannt haben. Da aber die Perſpective von einer Flächendarſtellung gar nicht getrennt, und die Bekanntſchaft der Alten mit Geometrie und Optik nicht geleugnet werden kann, auch dieſelbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künſten angewandt werden mußte: ſo ſcheint dieſe Behauptung nur auf einen ſehr unvollkommnen Gebrauch der Perſpective in der Malerei beſchränkt werden zu müſſen. Mit mehr Gewißheit läßt ſich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, dieſe Poeſie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zuſammen, daß ihre Malerei ſich größtentheils auf Darſtellung hiſtoriſcher Situationen und Thiermalerei beſchränkte, — die Landſchaftmalerei aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben geſagt worden, mehr lyriſch und ſentimental iſt, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Ueber die Geſchichte der alten Malerei ſind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura veterum, ed. Graevius 1694. Roterod.; Durand Histoire de la Peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787 2. Vol. 8.; And. Riem über die Malerei der Alten. Berlin 1787. 4.; Grund über die Malerei der Griechen. Dresden 1810 und 11. 2 Bde.; und Böttiger's oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römiſcher Gemälde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken. (Z. B. Recueil des peintures antiques, Paris 1757 und 1784 vermehrt), worin mehrere, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomalereien beſchrieben und abgebildet ſind; ferner in Carletti's und Pance's Beſchreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculaniſchen Alterthümer. Größere Vollendung erreichte dagegen die Malerei in der neuern, chriſtlichen Zeit, ja ſie erlangte ſogar über die Plaſtik die Oberherrſchaft, welche man, wie den Geiſt der neuern Poeſie und Kunſt überhaupt, im Gegentheil der antiken, oft pittoresk genannt hat. „Als ſich," ſagt Jacobs in ſeiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plaſtiſchen Kunſtwerken, „die Kunſt an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte ſie ſich in neue Geſetze fügen. Ihr Streben mußte zunächſt auf Bedeutſamkeit gehen, und da dieſe in der Malerei leichter zu erreichen war, ſo ſtieg die Kunſt ſchon darum über die Plaſtik hinauf." In den chriſtlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrſchende Richtung nach innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr ſeine Empfindung abgeſpiegelt ſehen wollte, wurde daher die Malerei, die ſich unendlich mehr dem Ausdruck der

Empfindung eignet, als die Plaſtik, mit der größten Liebe gepflegt, und zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Die neugriechiſche Schule oder Kunſt wird gewöhnlich für den gemeinſchaftlichen Stamm der ganzen neuern Malerei in Europa, oder richtiger für die Kunſtſtufe angeſehen, durch welche die ältere und neuere Malerei mit einander in Verbindung ſtehen. Mit Conſtantin wandelte die Kunſt in das neue Konſtantinopel, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr. Geb.) gründete, und viele Kunſtwerke der Plaſtik und Malerei wanderten mit. (Vergl. Heyne in den Comment. Soc. Gotting. T. XI.) Sehr richtig ſagt Fiorillo von den ſpätern griechiſchen Malern: die Werke der Malerei aus den Zeiten Juſtinian's müſſen uns freilich elend vorkommen; indeſſen erhielt ſich doch immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunſt. Muſiviſche Arbeiten werden in dieſer Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Chriſti in Moſaik für eine Kirche beſtimmt. Doch ſcheint auch die enkauſtiſche Malerei noch im Gange geweſen zu ſein, (Fiorillo Geſchichte der Malerei 1. Bd. S. 30.). Im 4. Jahrh., noch mehr im fünften, verbreitete ſich der Gebrauch heiliger Gemälde in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Und dieſer heilige Gebrauch entflammte die Künſtler zu neuem Eifer, die chriſtliche Religion ward die Mutter der neuern Malerei; oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber vieles mußte die Kunſt unter der Herrſchaft barbariſcher Nationen leiden. Doch hörte ſie nie ganz auf. Die Päpſte und Biſchöfe beförderten ſie ſehr. Vorzüglich wurden Gemälde religiöſer Art im Occident geſchätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Urſprung damit in Verbindung geſetzt. Von 726 an aber erhoben ſich im Orient die zerſtörenden Verfolgungen gegen die heiligen Bilder (ſ. Bilderſtürmer), und viele griechiſche Künſtler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunſt vorzüglich bewahrt, jedoch wurden ſeit dem 9. Jahrh. die Maler ſeltner. Gegen das Ende des 13. Jahrh. aber beginnt in Italien eine neue Kunſt, die man, da ſie in einem gleichſam abgeſchloſſenen Zeitraum, (als deſſen Repräſentanten Michel Angelo, Correggio, Raphael, Titian, und Guido Reni angeſehen werden können), einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegenſatz der Malerei der übrigen Nationen, die italieniſche Malerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelſten Formen zu offenbaren und das Ideal der Antike auf die Malerei überzutragen (ſ. italieniſche Kunſt). Ihr ſetzen mehrere die niederländiſche, deutſche, franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Schule entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander weſentlich verſchiedene) Schulen, die italieniſche und die niederländiſche; die deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Künſtler aber gehörten, durch den Charakter ihrer Werke, bald dieſer, bald jener an. Das Eigenthümliche der niederländiſchen Schule, welche ſich wiederum in die flamändiſche und holländiſche theilt, iſt Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorit's (ſ. darüber d. Art. niederländiſche Schule), und hierin entwickelt ſie ſich früher als die deutſche (ſ. deutſche Malerei), in welcher Albrecht Dürer einzig ſteht in ſeiner Eigenthümlichkeit. Die neuern Beſtrebungen aller der genannten europäiſchen Nationen bilden übrigens kein ſo zuſammenhängendes Ganze, wie wir in den Kunſtwerken der Griechen finden. Auch iſt jetzt faſt überall die Malerei mehr zur Stubenverzierung herabgeſunken, wobei die Landſchaft und das Porträt das herrſchende ſind, und Kupferſtiche die Werke früherer Schöpfungskraft vervielfältigen. In der

Theorie der Malerei iſt der techniſche Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perſpective, dem Colorit u. ſ. w., mehr als der äſthetiſche, deſſen Grundzüge wir im Obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Meng's Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardſon, Reynold's, Dan. Webb, Hagedorn, Leſſing (in ſ. Laokoon), Winckelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in ſeinen kleinen Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in ſ. Propyläen, und beſonders in ſ. Winckelmann und deſſen Jahrhundert, Tübingen 1805.) manches hierin vorgearbeitet. T.

Mahlerfarben, ſind theils Naturproducte, theils Kunſterzeugniſſe. Hauptſächlich liefert ſie das Mineralreich (Mineralfarben, und wenn ſie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, ſo iſt dieſes doch immer an etwas mineraliſches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thieriſchen oder vegetabiliſchen Farbenſtoffe (Saftfarben) für ſich keinen Körper haben, ſondern ihn erſt durch den mineraliſchen Zuſatz erhalten. Der Färber kann jene, im Waſſer auflöslichen Farbeſtoffe ſehr wohl ohne mineraliſchen Zuſatz benutzen, weil ſeine Kunſt darauf hingeht, die Zeuge mit der Farbe zu durchdringen; der Maler aber erreicht ſeinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um ſo beſſer, je weniger die Farben ſich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Malerei mit irgend einer Flüſſigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; dieſe Flüſſigkeit iſt entweder wäßrig (Gummiwaſſer, Seifenſpiritus), oder fettig (austrocknende Oele des Mohnſamens, Leinſamens), und ſonach erfordern die verſchiedenen Zwecke eine beſondere Auswahl der Farben. Für die Oelmalerei taugen daher die mineraliſchen beſſer, als die an mineraliſche Körper gebundenen (Lackfarben), indem letztere durch Beimiſchung von Oel ſtets dunkler werden. Dieſe Mineralfarben beſtehen alle in metalliſchen Kalken (Oxyden oder Sauerſtoffverbindungen, oder in Metalſalzen und Schwefelverbindungen. Doch haben erſtere vor letzteren, ihrer Unveränderlichkeit wegen den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Maſſicot; vom Eiſen die verſchiedenen Ocher, Erden von Siena, Umbra, die durch's Glühen ihre Farben in's dunklere ändern; vom Kupfer das Bergblau; vom Kobalt die Smalte. Andere ſalzig und ſalzähnliche Metallverbindungen ſind vom Blei: das (kohlenſaure) Bleiweiß und kremmnitzer Weiß, das (ſalzſaure) caßler Gelb; vom Eiſen das (blauſaure) berliner Blau; vom Kupfer die (eſſigſauren) Grünſpanblumen, das (kohlenſaure) Berggrün, das (ſalzſaure) Braunſchweiger Grün, das (arſenikſaure) ſcheelſche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben ſind, der Zinnober, (vom Queckſilber), das gelbe Auripigment (vom Arſenik). Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage, und verdanken ihre Farbe einem thieriſchen oder vegetabiliſchen Farbeſtoffe. Hieher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die ſchlechtern aus Fernambuck bereiteten Sorten, die gelben aus Gelbholz, Scharte, Wau; die braunen aus mehreren andern färbenden Rinden; endlich der Indigo, obgleich er ſeiner Entſtehung nach ganz vegetabiliſch iſt. Bei der Porzellan- und Glasmalerei ſind nur metalliſche Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht ſehr veränderlich ſind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün,

Blau gibt Kobalt, Schwarz wird vom Eiſen und Braunſtein, eben ſo Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. F.

Mahlergold, ſo viel als Muſivgold, ſ. d. Art.

Mahomet, eigentlich Mohammed, der Stifter einer Religion, die ſich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat, war ein Sprößling des arabiſchen Stammes Koreiſh und der Familie Haſchem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürſten der heiligen Stadt Mekka und die Wächter der Kaaba. Seine Geburt wird am wahrſcheinlichſten in das J. 569 nach Chr. geſetzt; Mekka war ſein Geburtsort. Sein Großvater, Abdul Motalleb, war ein reicher und edler Bürger, Vater von dreizehn Söhnen. Einer derſelben, Abdallah, heirathete Amira und ſtarb, als ſein Sohn Mohammed noch ein Kind war. Da er ein geringes Vermögen hinterließ, ward Mohammed erſt von ſeinem Großvater, und nach deſſen Tode von ſeinem älteſten Oheim, Abu Taleb, erzogen. Dieſer, ein Kaufmann, beſtimmte ihn für denſelben Stand, und nahm ihn jung auf einer Handelsreiſe nach Syrien, mit ſich. Bei dieſer Gelegenheit beſuchte er ein neſtorianiſches Kloſter, wo er beſonders von einem der Mönche bemerkt wurde und Eindrücke empfing, die für ſeine ſpätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die mohammedaniſchen Schriftſteller ſind ſehr weitläuftig in ihren Beſchreibungen von den bewundernswürdigen Geiſtes- und Körpereigenſchaften, die ihren Propheten ſchon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwiſſenheit ſeiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihm einer reichen Wittwe, Namens Khadijah, zum Factor empfohlen, und er erwarb ſich ihre Zufriedenheit ſo ſehr, daß ſie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage verſetzte. Sie war funfzehn Jahr älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt ſich bis an ihren Tod der ſinnlichen Neigungen, denen er ſpäter folgte. Er war noch Kaufmann und machte eine zweite Reiſe nach Syrien, wo er wiederum mit neſtorianiſchen Mönchen Umgang hatte. Indeß ſcheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöſer Beſchaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährlich, während des Monats Ramadan, ſich in eine Höhle bei Mekka zu begeben, und dort einſam und zurückgezogen zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er, mitten unter einem götzendieneriſchen Volke, die Ueberzeugung von der Einheit Gottes genommen, und in wie weit er mit dem Ehrgeiz des prophetiſchen Charakters das Streben nach perſönlicher Größe verband: dies ſind Punkte, worüber die Meinungen ſehr verſchieden und, und die wir nur durch Vermuthung aufklären können. Daß ein ungelehrter Araber eine hohe Anſicht von dem damaligen Zuſtande der Menſchen gefaßt, und weite Entwürfe darauf gegründet habe, iſt nicht wohl glaublich; wahrſcheinlich beſchränkten ſeine erſten Plane ſich auf ſeine Landsleute. Daß er aufrichtig in ſeinem Eifer, den Götzendienſt abzuſchaffen und eine reinere Lehre zu verbreiten, verfuhr, obgleich er dieſe Abſicht durch Täuſchung und Betrug zu erreichen ſuchte, wird man leicht glauben, wenn man ſich an die vielen Beiſpiele einer ähnlichen Verbindung bei Geſetzgebern und Religionsverbeſſerern erinnert. Mohammed begann ſeine vorgebliche Sendung im J. 609 in ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Er bekehrte zuerſt ſeine Gattin Khadijah, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apoſtel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch ſie ward ihr Oheim oder Vetter, Waraka,

gewonnen, der ein Chriſt und mit dem alten und neuen Teſtamente genau bekannt geweſen ſein ſoll. Auf dieſe folgten Mohammed's Diener Zeid, dem er die Freiheit ſchenkte, und ſein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekr's, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Anſehen ſtand und zehn der vornehmſten Bürger von Mekka nachzog. Sie alle wurden von Mohammed in den Lehren des Islam (wie die neue Religion vorzugsweiſe genannt ward) unterrichtet, die für allmälige Mittheilungen des göttlichen Willens, mittelſt des Engels Gabriel, ausgegeben und in den Koran (ſ. d. Art.) geſammelt wurden. Drei Jahre waren unter ſtillen Fortſchritten verfloſſen. Im vierten Jahre verſammelte Mohammed ſeine Verwandten vom Geſchlecht Haſſem zu einem Gaſtmahl, verkündigte ihnen offen ſeine prophetiſche Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt ſeines Vezier's oder erſten Miniſters übernehmen wolle. Alles verſtummte, bis der jugendliche Ali mit dem ganzen Feuer der Begeiſterung ſeine Bereitwilligkeit dazu und zugleich ſeinen Entſchluß erklärte, jeden, der ſeinem Meiſter ſich zu widerſetzen wage, niederzuſchlagen. Umſonſt mahnte ſie Abu Taleb, der Vater Ali's, von ihrem Beginnen ab. Aber wiewol dieſer ſelbſt unbekehrt blieb, ſo war er doch der neuen Lehre dadurch ſehr förderlich, daß er Mohammed gegen ſeine Feinde ſchützte, und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals ward Mohammed von den Anhängern des Götzendienſtes mit offener Gewalt angegriffen, und gezwungen, ſeine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, ſeine erbittertſten Feinde zu bekehren. Einen großen Verluſt erlitt er im zehnten Jahre ſeines Prophetenamts durch den Tod Abu Taleb's und der treuen Khadijah. Ihres Beiſtandes beraubt, war er genöthigt, ſich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimen, welche die Kaaba beſuchten, vielen Eingang, und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In dieſe Zeit fällt Mohammed's berühmte nächtliche Reiſe in den Himmel auf dem Thiere Borak, unter Gabriels Leitung, worüber der Koran dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete ſich der Islam auch unter den Einwohnern von Median (Yathreb) aus, deren mehrere dem Propheten Treue ſchworen und ihren Beiſtand anboten. Mohammed faßte jetzt den Entſchluß, ſeinen Feinden Gewalt entgegenzuſetzen. Dieſe, dadurch nur noch mehr erbittert, ſchloſſen ein Bündniß, ihn zu ermorden; von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ er, allein von Abubekr begleitet, Mekka und verbarg ſich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier unentdeckt, und gelangte dann glücklich, wiewol nicht ohne Gefahr, nach Medina. Dieſe Begebenheit, von welcher die Mohammedaner ihre Zeitrechnung anfangen, iſt unter dem Namen der Hegira (ſ. d. Art.) bekannt. In Medina fand Mohammed die ehrenvollſte Aufnahme; viele ſeiner Anhänger folgten ihm dahin. Mohammed nahm jetzt die fürſtliche und prieſterliche Würde an, vermählte ſich mit Abubekr's Tochter, Ayeſſha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, ſeinen Entſchluß, mit dem Schwert ſeine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiöſen Eifer ſeiner Anhänger. Die erſte große Kriegsthat, welche ſie ausführten, war das Auffangen einer reichen Karavane, geführt von Abu Sophian, dem Oberhaupt der Koreiſchiten, mit einer ſtarken Bedeckung. Mohammed überfiel ſie mit geringer Mannſchaft im Thale Beder und ſchlug ſie gänzlich nieder. Er machte große Beute und eine Menge Gefangener.

Andere günſtige Unternehmungen folgten, aber im dritten Jahre der Hegira traf die moslemitiſchen Waffen ein ſolcher Unfall, daß ſie dadurch dem Untergange nahe kamen. Abu Sophian griff mit dreitauſend wohlbewaffneten Streitern Mohammed mit 950, am Berge Ohud, unfern Medina an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem der Prophet verwundet wurde und kaum das Leben rettete. Seine Leute wurden zur Flucht genöthigt, nachdem ſiebenzig geblieben waren. Dieſer Vorfall erſchütterte natürlich das Anſehn desjenigen, deſſen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm den Sieg hätte ſichern ſollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemim beimaß, den Gebliebenen ein mit allen ſinnlichen Freuden und Genüſſen ausgeſtattetes Paradies verſprach, und eine unbedingte Vorherbeſtimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wieder herzuſtellen. Er bedurfte deſſelben im folgenden Jahre, 625, wo Abu Sophian mit 10,000 Mann vor Medina erſchien. Mohammed beſchränkte ſich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach zwanzigtägiger Belagerung die unter ſich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, kam er heraus und führte, unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls, die Seinen gegen den jüdiſchen Stamm von Koreidha, der mit ſeinen Feinden gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfeſtung des Siegers Willkür übergeben, der die blutigſte Rache nahm, indem er die Männer, 6 bis 700, niedermachen, und die Weiber und Kinder in die Gefangenſchaft führen ließ. Einige Jahre ſpäter nahm er auch Chaibar, den Hauptſitz der jüdiſchen Macht in Arabien, ein, wodurch er ſeinen Sieg über dies unglückliche Volk vollſtändig machte. Es iſt wahrſcheinlich, daß die vielen, an ſeinen Feinden verübten Mordthaten und Grauſamkeiten mit ſeiner göttlichen Sendung von ſeinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden: aber höchſt anſtößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anſtandes ſein, die er ſich bei ſeiner Leidenſchaft für Zeinab, der Gattin ſeines freigelaſſenen Dieners und Adoptivſohns Zeid, zu Schulden kommen ließ. Er hatte ſie einſt in einem reizenden Nachtkleide erblickt und dabei eine Neigung gefaßt, welcher Zeid aus Dankbarkeit und Politik nachgeben zu müſſen glaubte. Er trennte ſich von Zeinab, und Mohammed, durch ein eignes, ihm offenbartes Kapitel im Koran dazu bevollmächtigt, nahm ſie öffentlich zum Weibe, mit Nichtachtung eines Verwandtſchaftgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angeſehen. Dieſe Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geſchlecht nahm bei Mohammed mit den Jahren und dem Anſehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nach nahm, erlaubte er ſich mehrere vorübergehende Liebſchaften, wie ſein eignes Geſetz ſie verbietet. Eine ſeiner Frauen fand ihn einſt in ihrem eignen Zimmer mit einer koptiſchen Sklavin Maria; ſie zu beruhigen, verſprach er, die Kränkung nicht zu wiederholen. Da aber der Vorfall ſeinen übrigen Weibern bekannt geworden war, und ſie alle ihn übel empfanden, enthielt er ſich von allen während eines Monats, den er in Mariens Umgang hinbrachte, ſeine Untreue durch ein neues Kapitel des Koran's beſchönigend. Daß ſo unverſchämte Vorwände, deren er ſich zu wiederholten Malen bediente, Wirkung haben konnten, iſt ein größerer Beweis von der Gläubigkeit und dem Fanatismus des Volks, als von ſeinem Talent zu täuſchen. Zu derſelben Zeit breitete ſich ſeine Lehre und ſein Anſehen unter den benachbarten Stämmen aus. Die Raubzüge ſeiner Offiziere verfehlten ſelten eine anſehnliche Beute. Er ſelbſt war von ſeinen Anhängern mit einer faſt göttlichen Vereh-

rung angeſehen. Immer mehr erweiterten ſich ſeine Anſichten, und im ſiebenten Jahre der Flucht ſandte er eine Einladung zur Annahme der neuen, durch ihn geſchehenen Offenbarung des göttlichen Geſetzes, an die vornehmſten, ihn umgebenden Fürſten, namentlich an Chosru Parviz, König von Perſien, Heraclius, Kaiſer von Konſtantinopel, Mokawkas, Beherrſcher von Aegypten, den König von Aethiopien und die Fürſten verſchiedener Landſchaften Arabien's. Die Aufnahme dieſer Bothſchaft war verſchieden nach der Macht und dem Stolz derer, an die ſie gerichtet war. Die entferntern und mächtigern achteten nicht darauf; dagegen hatten die nähern und ſchwächern, die von ſeiner wachſenden Macht hörten, ſeine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mekka zu ſein, der heiligen Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz beſonders gerichtet war. Er erſchien daher an der Spitze von 1,400 Mann, in der angeblichen Abſicht, den Tempel von Mekka friedlich zu beſuchen. Die Koreiſchiten ließen ihm ſagen, daß ſie ſich ſeinem Einzug widerſetzen würden. Dies nöthigte Mohammed, deſſen Macht zu gering gegen die ihrige war, einen Vertrag vorzuſchlagen, der endlich nicht ohne demüthigende Umſtände für ihn (im ſiebenten Jahre der Flucht) zu Stande kam. Es ſollte zehn Jahre lang Waffenſtillſtand ſein, und Mohammed auf drei Tage die Kaaba beſuchen dürfen. Begleitet von ſeinen Anhängern, welche in einiger Entfernung von Mekka die Waffen abgelegt hatten, zog er auf einem Kameel in die Stadt ein, die von ihren meiſten Bewohnern verlaſſen worden war, verrichtete ſeine Andacht in der Kaaba, und verließ ſie, dem Vertrage gemäß, wieder am vierten Tage. Die wichtigſte Frucht dieſes Beſuchs war die Bekehrung dreier Perſonen von großem Anſehn unter den Koreiſchiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemim, des Kaled, Amru und Othman. Im achten Jahre der Hegira waren Mohammeds Truppen zuerſt mit dem Kaiſer Heraclius in Streit gekommen. Ein Heerhaufen unter Zeid's Anführung rückte gegen die Stadt Muta in Paläſtina vor, deſſen Statthalter einen der moslemitiſchen Abgeſandten ermordet hatte. Zeid blieb nebſt zwei andern Anführern und nur der Muth Kaled's, der bei dieſer Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbeſonnener Treubruch der Koreiſchiten gab Mohammed erwünſchte Gelegenheit, ſeine Waffen gegen Mekka zu kehren. Sein Heer beſtand aus 10,000 wohlbewaffneten, von frommem Eifer begeiſterten Kriegern. Die Koreiſchiten, von Schrecken gelähmt bei ihrer Annäherung, thaten nur geringen Widerſtand. Mohammed rückte in Mekka ein, deſſen Bewohner unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit erhielten. Die Götzenbilder der Kaaba wurden zerſtört, aber der ſchwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung auf's neue Gegenſtand der tiefſten Verehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion Mohammeds, und nur den Bekennern derſelben ward der Eintritt in die heilige Stadt Mekka verſtattet. Dies wichtige Ereigniß fand im achten Jahre der Hegira Statt. Die Zerſtörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verſchiedener arabiſcher Stämme beſchäftigten zunächſt die moslemitiſchen Waffen. Im Thale Honain unweit Mekka kam es zwiſchen den Götzendienern und Mohammed's Anhängern zu einer blutigen Schlacht, in der Mohammed perſönlich in große Gefahr kam, und nur nach den äußerſten Anſtrengungen den Sieg errang. Die Feinde zogen ſich in ihre Feſtung Tayef zurück, wo ſie zwar vergebens belagert wurden; ſpäter aber ſich freiwillig unterwarfen. Das folgende

Jahr nennen die Mohammedaner das Jahr der Geſandtſchaften, weil eine Menge arabiſcher Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beſchloß Mohammed, der ſich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befand, mit 30,000 Mann, worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaiſers Heraclius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien ein und kam bis Tabuk, auf dem halben Wege nach Damask. Da er aber die Kaiſerlichen entfernt von jedem Angriffe auf Arabien fand, kehrte er nach Medina zurück und begnügte ſich, einen zweiten Brief an den Kaiſer Heraclius zu ſchreiben und ihn darin zur Annahme ſeiner Lehre aufzufodern. Nach ſeiner Rückkehr machte er ein neues Kapitel des Koran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunſten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geſchloſſene Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angeſehen werden, obgleich nicht alle Bewohner ſeine Religion angenommen hatten; vielmehr verſtattete er den Chriſten die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes gegen einen Tribut. Im zehnten Jahre der Hegira unternahm Mohammed die Abſchiedswallfahrt nach Mekka; er war dabei mit dem höchſten Glanz umgeben und von 90,000, nach Andern von 150,000 Anhängern begleitet. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung ſeines Lebens. Er ſtarb bald nach ſeiner Rückkehr nach Medina, in den Armen ſeiner Gemahlin Ayeſſha, im 11. Jahre der Hegira, in ſeinem 63. Lebensjahre. Von allen ſeinen Weibern hatten ihm nur die erſte Kinder geboren, und von dieſen überlebte ihn nur ſeine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. Die mohammedaniſchen Schriftſteller erheben ohne Zweifel mit Uebertreibung die körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften ihres Propheten; indeß iſt es ſehr glaublich, daß er von einnehmender Majeſtät in der Erſcheinung war, und viel natürliche Beredtſamkeit mit einem entſchloſſenen und unternehmenden Geiſte verband. Durch dieſe Gaben gelang es ihm, ſich über ſeines Gleichen zu erheben und Vertrauen und Zueignung zu gewinnen. Unter ſeinen Landsleuten ragt er als ausgezeichnet hervor; im Vergleich mit andern Geſetzgebern und Völkerbeherrſchern nimt er nur einen niedrigen Platz ein. Ob er ſelbſt ehrlich geglaubt, was er vortrug als göttliche Offenbarung, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage. Am wahrſcheinlichſten hält man ihn für einen religiöſen Schwärmer, der ſich wirklich für begeiſtert durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nicht ſo ganz verblendet wurde, daß er die Mittel überſah, wodurch er ſeine Lehre dem Volke annehmbar machen, und ſeine Herrſchaft über die Gemüther ſichern könnte. Daher die Dichtung von ſeiner Unterredung mit dem Erzengel Gabriel; daher ſeine erträumte Reiſe durch die ſieben Himmel des Paradieſes; daher ſeine Nachſicht gegen die ſinnlichen Begierden eines ſinnlichen Volks. Der erſte Grundſatz ſeines Lehrſyſtem's war: Nur einer (Allah) iſt Gott und Mohammed ſein Prophet. Dabei galten ihm Moſes und Chriſtus als gottbegeiſterte Lehrer der Vorwelt, und er taſtete keineswegs die Glaubwürdigkeit der heiligen Geſchichten und Offenbarungen des alten Judaismus und Chriſtianismus an, die er nur für verfälſcht hielt. Das Paradies, welches er ſeinen treuen Anhängern verhieß, war ein ſinnlicher Freudenhimmel; er ſelbſt ahnete vielleicht keinen andern. Seine Moral war aus der altjüdiſchen und chriſtlichen zuſammengeſetzt. Treue Verehrung Allah's, als des einigen Gottes, unverbrüchlicher Gehorſam gegen des Propheten Gebote, Nothwendigkeit des Gebets, Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit, Enthaltſamkeit von ver-

botenen Genüſſen (beſonders ſtarker Getränke — dies Verbot ward von ihm bei entſtandenen Zänkereien unter ſeinen Anhängern gegeben), Tapferkeit und ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige, glaubensvolle Ergebung in das unabwendbare Schickſal ſind die Hauptkapitel ſeiner Sittenlehre. An Feierlichkeit, Faſten und Gebräuchen durfte es einer ſolchen Religion für ein ſinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mekka und Medina war aber unſtreitig eine politiſche Maßregel, um den Stammſitz des Islam für immer zu heiligen, und Arabien's politiſch-religiöſe Bedeutenheit dauernd zu ſichern. Dieſe Lehre iſt in dem Koran enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung Sunna (zweites Geſetz von Lebensregeln, die ſich auf Mohammed's Beiſpiel gründen) an die Seite ſetzte. Nicht alle Mohammedaner nehmen jedoch die letztere an; diejenigen, welche ſie annehmen, heißen daher Sunniten. (Vergl. über die mohammedaniſche Religion. Elberfeld, 1800, 18. Aeltere Schriften ſind von Adr. Reland de rel. Mohammedica, Ultraj. 1717, 8.; Haeckspan, H. Hottinger etc.) Eine der Haupturſachen der ſchnellen und gewaltſamen Verbreitung ſeiner Lehre und Herrſchaft lag in der Waffengewalt, indem alle, welche ſich nicht gutwillig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts dazu gezwungen wurden. Seltſam genug findet man in ſeiner Geſchichte keine Spur, daß er zur Ausführung ſeiner Plane ſich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einſchränkung, und die Kebsweiberei ohne alle Grenzen zuließ. Daß er ſeiner erſten Frau vorſpiegelte, die Anfälle von Fallſucht, welche er hatte, ſeien Entzückungen in's Paradies, und daß ſie zur Verbreitung dieſer Fabel ihm zuerſt Anhänger verſchafft habe, ſcheint von chriſtlichen Gegnern erſonnen zu ſein, um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß iſt es, daß er ſelbſt erklärte, er thue keine Wunder. Gleichwol ſchrieben ihm ſeine Jünger die allerunſinnigſten Wunderwerke zu, z. B. daß ein Theil des Mondes in ſeinen Aermel gefallen und er ihn wieder an den Himmel geworfen habe; daß Waſſer aus ſeinen Fingern geträufelt; daß Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propheten laut anerkannt u. ſ. f. — Tugendhaft im chriſtlichen Sinne war Mohammed keineswegs; denn er predigte nur Duldung, wo man ſich ihm unterwarf, Mord und Zerſtörung aber, wo man die Waffen gegen ihn ergriff. Er war dabei unleugbar ein Wolluſtling. Nie kann er, in moraliſcher Hinſicht, mit dem göttlichen Stifter des Chriſtenthums verglichen werden. Doch hat ſein politiſch-religiöſes Syſtem, beſonders in Aſien und Afrika, eine ſehr weite Ausdehnung gewonnen. Auch iſt die Ehrfurcht, welche die rechtgläubigen Moslemim dem Propheten und allen, was ihm auf's entfernteſte angeht, beweiſen, eben ſo groß, als nur irgend in der Chriſtenheit die Verehrung der Reliquien geweſen ſein mag. So z. B. iſt die Decke in der Moſchee zu Mekka, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenſtand der heiligſten Verehrung; das Kameel, welches den Koran zu Kaaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiet von Mekka gibt es eine unzählige Menge von Tauben, die nicht einmal von den Früchten verſcheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil ſie von derjenigen Taube abſtammen ſollen, die ſich des Propheten Ohr näherte. Nur der blinde, wunderſüchtige Pöbel glaubt indeſſen das Mährchen: Mohammed's Grab hänge in der Luft. Mohammed liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er ſtarb; und eine in der heili-

gen Kapelle verſchloſſene Urne ſtellt ſein Grabmal vor, das mit eiſernem Gitterwerk umgeben iſt, wozu aber niemand gelaſſen wird. So iſt auch das ſogenannte Teſtament Mohammed's nichts als ein untergeſchobenes Machwerk ſpäterer Zeiten, und es ging mit Mohammed's Lehre, wie mit der des Chriſtenthums: ſie war die fruchtbare Mutter vieler Sekten, unter welchen die Sunniten und Shiiten, als die vorzüglichſten, noch jetzt unter Perſern und Türken den heftigſten Religionshaß nähren.

Mahomet II. (oder Mohammed II.), türkiſcher Kaiſer, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 ſeinem Vater Amurat II. Er erneuerte zwar den von ſeinem Vorfahren mit dem griechiſchen Kaiſer geſchloſſenen Frieden, faßte aber den Plan, die Eroberung des ſchon ſehr geſchwächten griechiſchen Kaiſerthums durch die Einnahme von Konſtantinopel zu vollenden. Die chriſtlichen Mächte in Europa blieben müßige Zuſchauer. Am 6. April 1453 erſchien Mohammed vor Konſtantinopel, das er zu Lande mit einem Heere von 300,000 kühnen Streitern, und zu Waſſer mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten ſtarke eiſerne Ketten vor den Hafen gezogen, und vertheidigten ſich tapfer, ungeachtet ſie der ſo ſehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10,000 Mann entgegenzuſtellen hatten. Als aber Mohammed einen Theil ſeiner Flotte nicht ohne große Anſtrengungen über Land in den Hafen ſchaffen, eine Schiffbrücke ſchlagen und mit Kanonen beſetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer, 53 Tage hindurch fortgeſetzten Vertheidigung, und das morgenländiſche Reich hatte ein Ende. Die Stadt ward am 29. Mai mit Sturm eingenommen, und der Plünderung Preis gegeben. Der Kaiſer Konſtantinus Drageſes fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. In wenigen Stunden war die Eroberung der ganzen Stadt vollendet. Die zügelloſen Sieger überließen ſich allen Gräueln und Ausſchweifungen. Während der Plünderung ward eine junge Fürſtin, Namens Irene, vor Mohammed gebracht. Ohne die Thränen und die Unſchuld der Unglücklichen zu achten, überließ er ſich drei Tage lang in ihren Armen den Ausſchweifungen der roheſten Sinnlichkeit. Unwillig murrten einige Janitſcharen und ein Vezier wagte ſogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mohammed die Gefangene holen, ergriff ſie bei den Haaren und ermordete ſie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Alſo behandelt Mohammed die Liebe.“— Als Mohammed ſeinen Einzug in die eroberte und geplünderte Stadt hielt, fand er nichts als eine traurige Einöde. Da er Konſtantinopel zum Hauptſitz ſeines Reichs beſtimmte, ſo wünſchte er neue Einwohner dahin zu ziehen. Daher ſicherte er den Griechen, die ſich darin niederlaſſen wollten, völlige Religionsfreiheit zu, und gab ihnen die Erlaubniß, ſich einen neuen Patriarchen zu wählen, deſſen Würde er ſelbſt noch mehr auszeichnete. Konſtantinopel wurde unter ihm bald wieder eine blühende Stadt. Er ſtellte die Feſtungswerke wieder her, und ließ, zu mehrer Sicherheit, am Eingange des Hellespont's, die unter dem Namen der Dardanellen bekannten Schlöſſer anlegen. Mohammed ſetzte ſeine Eroberungen fort. Eine Zeit lang hemmte ſie, mit einem nicht ſehr zahlreichen Heere, und durch die bergige Beſchaffenheit ſeines Landes begünſtigt, der bekannte Fürſt von Albanien, Scanderbeg. Mohammed ſchloß endlich Frieden mit ihm, aber nach Scanderbeg's Tode (1467) unterwarf er ſich Albanien bald. Sein weiteres Vordringen in Un-

garn hielt der berühmte Johann Hunyad auf, der ihn (1456) nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher er 25,000 Mann verloren hatte und ſelbſt ſchwer verwundet worden war. Auch der Sohn des großen Hunyad, König Mathias Corvinus, hielt die Türken von Ungarn ab, und entriß ihnen ſelbſt Bosnien wieder. Dagegen eroberte Mohammed in kurzer Zeit Servien, Albanien, Griechenland und den ganzen Peloponnes, auch die meiſten Inſeln im Archipel. Das im Anfange des 13. Jahrh. an der Küſte von Kleinaſien zu Trapezunt errichtete griechiſche Kaiſerthum der Komnenen wurde ebenfalls eine Beute des Siegers. Die chriſtlichen Mächte Europa's fingen an, wegen der Fortſchritte dieſer Eroberungen beſorgt zu werden, und es wurde auf Veranlaſſung Papſt Pius II. 1459 zu Mantua ein Kreuzzug gegen die Türken beſchloſſen, der aber wegen der ſchlechten Verfaſſung der meiſten europäiſchen Staaten unterblieb. Der Republik Venedig entriß Mohammed, außer mehrern andern Beſitzungen, auch (1470) Negropont und den Genueſern (1474) Kaffa. Die öftern Kriege mit den Perſen hinderten ihn, ſein Kriegsglück gegen die chriſtlichen Mächte weiter zu verfolgen. 1480 griff er die Inſel Rhodus an, ward aber von den Rittern, welche die Inſel vertheidigten, mit großem Verluſte zurückgetrieben. Er wandte hierauf ſeine Waffen gegen Italien, nahm Otranto ein und würde wahrſcheinlich ſeine Eroberungen in dieſem Lande weiter fortgeſetzt haben, wenn nicht der Tod ſeinen Unternehmungen ein Ende gemacht hätte. Man ſagte von ihm, daß er während ſeiner 29jährigen Regierung zwölf Reiche und mehr als zweihundert Städte erobert habe. Auf ſein Grab hatte er die Worte zu ſetzen befohlen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;" wahrſcheinlich, um damit ſeinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuſchärfen. Wenn glänzende Eigenſchaften und umfaſſender Ehrgeiz, beſonnener Muth und glückliche Erfolge einen großen Fürſten, unmenſchliche Grauſamkeit, ſchändliche Treuloſigkeit, niedrige Ausſchweifungen, ſtetes Hohnſprechen aller Geſetze dagegen einen Böſewicht machen: ſo muß man geſtehen, daß Mohammed II. beides geweſen. Er ſprach griechiſch, arabiſch und perſiſch, verſtand lateiniſch, zeichnete und malte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik, und war mit der Geſchichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz er würde mit dem erhabenſten Helden zu vergleichen ſein, wenn ſeine Grauſamkeiten nicht ſeinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungeſtüm ſeines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihm hingeriſſen, doch ſind nicht alle Thatſachen, die man von ſeiner Unmenſchlichkeit anführt, beglaubigt.

Mahomet IV. (oder Mohammed IV.), geboren 1642, wurde, nachdem ſein Vater Ibrahim in einem Aufſtande der Janitſcharen erdroſſelt worden war, als ein Knabe von 7 Jahren auf den Thron erhoben. Seine Großmutter, ein herrſchſüchtiges Weib, führte die Regierung, ward aber in einer, von der Gegenpartei im Serail ſelbſt bewirkten Revolution umgebracht. Der berühmte Großvezier Mohammed Kuperli (oder Kuprili) ward nun an die Spitze der Regierung geſtellt. Dieſem großen Miniſter, und ſeinem eben ſo großen Sohne und Nachfolger hatte das türkiſche Reich das Anſehn zu danken, in welchem es ſich noch bis gegen das Ende des 17. Jahrh. erhielt. Mohammed IV. ſelbſt war nur ein unbedeutender Regent, deſſen vorzüglichſte Leidenſchaft die Jagd war. — Kuperli wendete ſeine meiſte Sorge auf die Herſtellung der innern Ruhe des Reichs, welcher er eine große

Anzahl Menſchen opferte. Daher ward auch der ſchon im J. 1645 angefangene Krieg gegen die Venetianer, beſonders wegen der Inſel Kandia, nur ſchwach fortgeſetzt. Aber 1667 unternahm Achmet Kuperli, einer der größten türkiſchen Feldherren, die Belagerung der Stadt Kandia. Dieſe Belagerung, welche durch die auf beiden Seiten angewandten Mittel des Angriffs und der Vertheidigung in der Kriegsgeſchichte berühmt geworden iſt, koſtete den Türken mehr als 100,000 Mann, dauerte 2 Jahr 4 Monate, und endigte durch eine Kapitulation, die am 5. Sept. 1669 zugleich mit den Friedensbedingungen zwiſchen Venedig und den Türken unterzeichnet wurde. Früher (1660) war wegen Siebenbürgen ein Krieg zwiſchen den Kaiſer Leopold und den Türken entſtanden. Die letztern hatten bereits beträchtliche Fortſchritte in Ungarn gemacht, als ſie am 3. Aug. 1664 von dem berühmten Montecuculi bei St. Gotthard völlig geſchlagen wurden. Aber ungeachtet dieſes entſcheidenden Sieges nahm der Kaiſer Leopold, zum Erſtaunen Aller, den von den Türken angebotenen zwanzigjährigen, für die letztern vortheilhaften Frieden, der zu Temeswar abgeſchloſſen wurde, an. Noch nie hatten die Türken ſich den Grenzen Deutſchlands ſo ſehr genähert, als jetzt. Die Anarchie, welche unter dem König Michael in Polen herrſchte, und die Unruhen der Koſacken veranlaßten 1672 einen Krieg der Türken gegen Polen, welches den Frieden unter ſchimpflichen Bedingungen erkaufen mußte. Aber der große polniſche Feldherr Johann Sobieski rächte die Schmach ſeiner Nation durch einen entſcheidenden Sieg bei Choczim (1673) und erzwang (1676) von den Türken einen ehrenvollen Frieden. Auch trug Sobieski das Meiſte zu dem Entſatze von Wien bei, das in dem (1683) durch die Mißvergnügten in Ungarn veranlaßten Kriege von dem Großvezier Kara Muſtapha mit 200,000 Mann, wieder den Rath der Verſtändigen, länger als 6 Wochen belagert wurde. Die Türken wurden in ihrem Lager, am 2. Sept., von dem verbündeten chriſtl. Heere angegriffen und mit außerordentlichem Verluſt geſchlagen. Der Großvezier mußte ſeinen allerdings großen Fehler mit dem Kopfe büßen. Der Kaiſer, Polen, Rußland und Venedig ſchloſſen nun ein Bündniß wider die Türken, die faſt überall Verluſt erlitten. So wurden ſie unter andern am 12. Aug. 1687 bei Mohacz von dem Herzog Carl von Lothringen gänzlich geſchlagen. Da man alle dieſe Unfälle der Weichlichkeit und Trägheit des Sultans Mohammed IV. zuſchrieb, ſo ward er 1687 abgeſetzt. Er ſtarb im Gefängniſſe 1691.

Mährchen, ſ. Feenmärchen.

Mähren, eine Markgrafſchaft und deutſche Provinz des öſterreichiſchen Staates, grenzt (ohne das öſterreichiſche Schleſien, welches demſelben gänzlich einverleibt iſt, und mit demſelben eine Provinz bildet) gegen Norden an die preuß. Grafſchaft Glatz und das öſterreichiſche Schleſien, gegen Oſten an Ungarn, gegen Süden an Niederöſterreich und gegen Weſten an Böhmen. Nach dieſem Umfange enthält Mähren 418 □M. Es wird von vielen Flüſſen bewäſſert, von welchen jedoch nur die March eine Strecke ſchiffbar iſt; iſt im Oſten, Norden und Weſten durch Gebirge eingeſchloſſen, welche als Fortſetzungen der Sudeten und der Karpathen zu betrachten ſind, und iſt nur gegen Süden offen. Gegen Norden, an der Grenze von Glatz, iſt das glatzer Schneegebirge, deſſen höchſter Punkt, der ſpieglitzer Schneeberg, ſich 4380 Fuß erhebt. Überhaupt befinden ſich die höchſten Gebirgsgegenden in dem nördlichen Theile, von da ſich der Boden gegen Süden verflacht. Auch durch das Innere

Mährens erſtrecken ſich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es auch nicht an ſchönen Ebenen und Thälern. Die höhern Gebirgsgegenden ſind wenig fruchtbar; dagegen iſt der Boden in der ſogenannten Hanna (wo die Hannaken wohnen) und in den ſüdlichen Gegenden ungemein fruchtbar. Die Viehzucht wird durch die fetten Wieſen und Weiden begünſtigt, ſteht aber mit dem Ackerbau in einem, bei weitem zu geringen Verhältniſſe. Die Federviehzucht, beſonders die Gänſezucht, wird ſtark getrieben. Die Bienenzucht reicht nicht für den Bedarf des Landes zu; die Fiſcherei iſt einträglich. Der Getreidebau wird ſtark getrieben; am ergiebigſten iſt er in der Hanna, am Marchfluſſe, um Brünn, und in den ſüdöſtlichen Gegenden des znaymer Kreiſes. Auch der Obſt- und Gartenbau ſind nicht unbedeutend. Ferner bauet man vielen Flachs, etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Saffler, Krapp und Süßholz. In verſchiedenen Gegenden Mährens wird ein ziemlich ſtarker Weinbau getrieben, wiewol das Klima denſelben nicht ſehr begünſtigt, weshalb auch die mähriſchen Weine in keinem vorzüglichen Rufe ſind. Auch hat Mähren anſehnliche Waldungen und zwar mehr Laub- als Nadelhölzer. Ehemals baute man in Mähren auf Silber und Gold. Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebaut. Man baut bloß auf Eiſen, Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Am wichtigſten ſind die Eiſenbergwerke. Unter den vielen Gewerbsanſtalten zeichnen ſich durch ihre große Wichtigkeit vorzüglich die Tuch-, Wollenzeug- und Leinwandmanufacturen aus. Letztere beſchäftigen gegen 200,000 Spinner und 13,000 Webermeiſter; die Verfertigung der Wollenzeuge und Tücher mehr als 100,000 Menſchen auf 10,000 Stühlen. Auch die Baumwollenfabriken verdienen einer Erwähnung. Den Gewinnhandel dieſer Provinz, welcher aus dem größern Werthe ſeiner Ausfuhrartikel über jenen der Einfuhr entſteht, vermehrt noch ein ſehr wichtiger Tranſitohandel, begünſtigt durch die guten Kunſtſtraßen. Mähren wird faſt unumſchränkt regiert, wiewol es Landſtände hat, die ſich in den Prälaten-, Herren- und Ritterſtand und in den Stand der königlichen Städte theilen. Mit den Geſchäften der innern Landesverwaltung iſt das, zu Brünn beſtehende Landesgubernium beauftragt, und es ſtehen die 6 Kreisämter Mährens und die 2 des öſterreichiſchen Schleſiens unter demſelben. Die geiſtlichen Angelegenheiten werden durch die Biſchöfe von Olmütz und Brünn geleitet. Die Landeseinkünfte ſchätzt man auf 6—7,000,000 Gulden. Die Zahl der Einwohner beträgt 1,385,000, darunter 29,000 Juden und 23,000 Proteſtanten. (Vergl. d. Art. Oeſterreich.) Ihrer Abſtammung nach gehören die Einwohner nicht zu einem Volksſtamme, und ſind theils Slaven, wozu die Hannaken (ausgezeichnet durch ihre Gaſtfreundſchaft) und die Slowaken (ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wiſſenſchaften und Künſten, durch ihren Witz und ihre Beredtſamkeit) gehören, theils Deutſche, wozu noch Juden kommen. Das Land wird in 6 Kreiſe getheilt, in den olmützer, brünner, iglauer, znaymer, hradiſcher, und prerauer Kreis. Die Hauptſtadt des ganzen Landes iſt Brünn, als Sitz des Gouberniums. Von der Geſchichte des mähriſchen oder großen Reichs führen wir folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzuge nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis um 548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Kolonie donauiſcher Slavonen, die von den Wallachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und von dem Fluſſe Morava den Namen Moraver bekamen, auf's neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Ver-

falle des avariſchen Staates konnten ſich die mähriſchen Slaven weiter ausbreiten, und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Großmähren weit mehr Länder als das heutige Mähren in ſich begriff. Carl der Große überwandt die Mährer, und nöthigte ihren König Samoslav, ſich taufen zu laſſen, wiewol erſt um das Jahr 856 Cyrillus (ſiehe den Artikel) der wahre Apoſtel der Mährer wurde. Ludwig der Fromme legte dem König Megomir Tribut auf; Ludwig der Deutſche machte den König Radiſlav zum Gefangnen. Arnulph vergrößerte anfangs und ſtürzte hernach den mähriſchen Staat, denn er gab dem Zuatoblick (Swjatopulsk) nicht nur Böhmen, ſondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein, da ſich dieſer hernach empörte, griff ihn Arnulph mit Hülfe der Böhmen und Ungarn mit ſolchem Erfolge an, daß das mähriſche Reich außerordentlich geſchwächt und endlich unter Swjatobog, Swjatobulsk's Sohne (908), völlig zu Grunde ging. Seitdem ward es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutſchen. Im J. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmiſch, was es zum Theil ſchon zuvor war. Im Jahre 1085 bekam es den Titel einer Markgrafſchaft, und wurde ſeitdem (bis auf Matthias Zeiten 1611) von den böhmiſchen Königen unter dieſem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mähriſche Brüder ſ. böhmiſche Brüder u. Brüdergemeine.

Maifeld, ſ. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, das zu den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern von Europa gehört. Es grenzt gegen Weſten an Piemont und Montferrat, gegen Süden an das genueſiſche Gebiet, gegen Oſten an das Parmeſaniſche, Mantuaniſche und Venetianiſche, gegen Norden aber an die vier italieniſchen Voigteien der Schweizer und an Graubünden. Die Größe betrug an 180 QM. Haupterzeugniſſe ſind Getreide, Reiß, Wein, Früchte und Seide. Der erſte Herzog von Mailand war Gian Galeazzo Viſconti, welchen Kaiſer Wenzel im J. 1395 dazu ernannte; das Herzogthum beſtand aus einer Menge der ſchönſten und blühendſten lombardiſchen Städte, in welchem die Viſconti theils durch Fehden, theils durch Begünſtigungen der Bürger und des Kaiſers die höchſte Macht erhalten hatten. Der Mannsſtamm der Viſconti ſtarb aber bald aus (1447), und wiewol nun Frankreich die nächſten Anſprüche auf Mailand hatte: ſo gelang es doch dem Francesco Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Viſconti (1450), dieſes ſchöne Land für ſich und ſeine Familie zu erhalten, die ſich indeß nur bis zu Ende des 15. Jahrh. ununterbrochen darin behauptete; denn ſeit Ludwig XII. von Frankreich ſeine Anſprüche 1499 geltend zu machen anfing, die ſein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, war Mailand wechſelsweiſe im Beſitz der Franzoſen und der Sforza's. Als Franz I. im madrider Frieden (1526) alle italieniſchen Beſitzungen aufgeben mußte, und 1535 mit Maximilian Sforza (welcher Mailand vom Kaiſer als Reichslehn erhielt) der ſforza'ſche Mannsſtamm ausſtarb, gab Carl V. daſſelbe ſeinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den ſpaniſchen Erbfolgekriege (1706) blieb. Durch denſelben kam es an Oeſterreich. In dem wiener Frieden (1735) und dem wormſer Vertrage (1745) wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlaſſen. 1797 bemächtigten ſich die Franzoſen des Lan-

des und erklärten es für einen Theil der cisalpinischen Republik. Und obgleich in der Folge die Österreicher und Ruſſen Herren des Landes wurden, und die gemachten Verfügungen vernichteten: ſo blieb doch Buonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italieniſche Republik und 1805 in italieniſches Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereigniſſe des J. 1814 daſſelbe auflöſten. Österreich vereinigte Mailand und Mantua mit dem lombardiſch-venetianiſchen Königreiche. 2,160,000 Einw. auf 358 □M.

Mailand, die Hauptſtadt des lombardiſchen Gouvernements der öſterreichiſchen Staaten in Italien, iſt eine der reichſten, prächtigſten und volkreichſten Städte in Oberitalien, und hat troz aller, durch Zeit, Kriege und andere feindliche Schickſale, erlittenen Unfälle einen großen Theil ihres alten Glanzes bis auf dieſen Tag gerettet. Von den Denkmälern ihres Alterthums hat ſich jedoch nichts weiter als ein Reſt von Thermen erhalten, die man gewöhnlich le Colonne di S. Lorenzo nennt. Deſto reicher iſt Mailand an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom die erſte Stelle einnimt. Dieſer 1386 gegründete Bau iſt nach St. Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor erbaut, gewährt er von innen und außen einen unbeſchreiblichen Eindruck. Seine älteſten Meiſter, deren man ſehr viele zählt, führten ihn im ſpätern gothiſchen Style auf; um die Mitte des 16. Jahrh. aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderſeite in mehr antikem Geſchmacke aus, und zerſtörte auf dieſe Weiſe die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ endlich mit ungeheuren Koſten das, bisher immer erſt halbfertige Gebäude ſo weit fortführen, daß nur ſehr wenig zu ſeiner Vollendung fehlt. Wenn von außen der helle Glanz des Marmors, die gothiſchen Verzierungen und Statuen (man zählt 4,000) den Beſchauer blenden und überraſchen: ſo wird er dagegen im Innern des Doms, der ſich auf 52 Säulenpfeiler ſtützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. Eine der älteſten Kirchen Mailands iſt St. Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen. Sie iſt mehrere Alterthümer wegen merkwürdig, aber finſter und unanſehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir bloß noch das ehemalige Dominikanerkloſters Madonna delle Grazie, in deſſen Refectorium ſich das berühmte, jetzt leider halb vernichtete Frescogemälde des L. da Vinci befindet, das Abendmahl Chriſti, aber aller Verſtümmelung ungeachtet, noch bewunderungswürdige Reſte ſeiner urſprünglichen Schönheit aufweiſt. Das ehemalige Jeſuitencollegium Brera, ein äußerſt prächtiges und durch ſeine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehrere Stiftungen für Künſte und Wiſſenſchaften, namentlich eine ſehr ſchöne Gemäldegallerie und eine Bibliothek. Die erſte iſt beſonders reich an Werken lombardiſcher und bologneſer Meiſter, die andere ſehr anſehnlich und unter andern im Beſitz des haller'ſchen Büchernachlaſſes. Die ambroſianiſche Bibliothek, bei welcher der durch ſeine literariſchen Entdeckungen bekannte Abbate Angelo Majo bis 1819 angeſtellt war, beſitzt außer den Büchern noch einen Schatz von Handſchriften (worunter beſonders die Manuſcripte des Leon. da Vinci), Gemälden, Zeichnungen (u. a. den Carton der Schule von Athen von Raphael), Antiken und Gypsabgüſſen. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten behauptet das große Hoſpital den erſten

Rang, durch ſeine Bauart, Größe und die Pflege, die den ſehr zahlreichen Kranken zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Peſtzeiten gebraucht, hat jetzt eine andere Beſtimmung. Nächſt dem Theater St. Carlo in Neapel iſt das mailändiſche della Scala eines der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet ſich vor allen andern durch die vielen Bequemlichkeiten aus, die es enthält. Die Opern und Ballete daſelbſt dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darſtellung nicht übertroffen werden. Außerdem beſtehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. Mailand beſitzt eine große Anzahl von Paläſten und andern gut in's Auge fallenden Gebäuden, die Straßen indeß ſind meiſtens nicht ſehr breit und gerade. Ausgezeichnet ſchön iſt der Corſo (die Porta orientale), neben welchem die öffentlichen Gärten einen herrlichen Spaziergang gewähren; doch ſind ihre Schatten lange nicht ſo beſucht wie der Corſo, auf welchem jeden Abend die ſchöne und vornehme Welt zu Fuß und zu Pferde, größtentheils aber in den prächtigſten Equipagen, ſich auf- und abbewegt. Allenthalben ſpricht ſich der Wohlſtand der Einwohner aus, deren Zahl man auf 120,000 angibt. Bedeutend iſt der Handel, der mit Getreide, Reiß, Seide und trefflichen Käſe getrieben wird; ſehr anſehnlich die Zahl der Fabriken und Manufakturen, die ein rühmlicher Gewerbfleiß belebt; Künſte und Wiſſenſchaften genießen eifrige Verehrung, und in den neueſten Zeiten hat ſich beſonders die mailändiſche Kupferſtecherſchule rühmlichſt ausgezeichnet. Die Umgebung der Stadt wird von den fruchtbarſten Fluren gebildet; den fehlenden Fluß erſetzen zwei große Kanäle, die mit dem Teſſino und der Adda in Verbindung ſtehen; den Horizont gegen Norden begrenzen die Alpen der Schweiz. F—r.

Maimon (Moſes Ben) oder Maimonides, einer der berühmteſten jüdiſchen Gelehrten, geb. zu Cordova in Spanien im J. 1139 (nicht 1131). Mit dem mündlichen Unterricht der Araber Thophail und Averroës in der Medicin und Philoſophie verband er ein fleißiges Studium der Werke der alten Philoſophen, beſonders des Ariſtoteles, machte ſich aber dadurch ſeinen Glaubensgenoſſen ſo verdächtig, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, ſich nach Aegypten begab, wo er ſich anfang's als Juwelirer nährte, bald aber zum Leibarzt des Sultan Saladin ernannt wurde, unter deſſen Schutz er eine ſehr beſuchte Lehranſtalt zu Alexandrien ſtiftete. Neue Nachſtellungen ſeiner Neider und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien wieder zu verlaſſen. Im ſteten Herumziehen verſtrich ihm der übrige Theil ſeines Lebens, welches er 1205 zu Kahira oder in Paläſtina beſchloß. Unter ſeinen Schriften iſt die bekannteſte: Moreh Nevochim (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Verſuch, die Lehren des A. T. mit der Vernunft in Übereinſtimmung zu bringen, oder eine Art von Religionsphiloſophie, welche von ſeinem hellen Verſtande und ſeinem Scharfſinn auf das rühmlichſte zeugt. Dieſe Schrift war urſprünglich arabiſch geſchrieben, und wurde von einem Juden in's Hebräiſche und von Buxdorf in's Lateiniſche überſetzt (1629, 4.). Außerdem verdient genannt zu werden: ein trefflicher Commentar über die Miſchna, hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam in 6 Fol. Bdn.; Jad Chazakha (die ſtarke Hand), ein Abriß des Talmud, Venedig, 4 Fol. Bd.; Sepher Hammiſoth (das Buch der Lehren), hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam 1640. 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Geſetzes. Ferner ein Buch über den Götzendienſt, von Voſ-

ſius; ein andres über Chriſtus, überſetzt von Genebrard, mehrere mediciniſche und andere Werke, Briefe und Abhandlungen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meiſter, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Geſetzgeber Moſes. Sie bezeichnen ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchſtaben R. M. B. M. (Rabbi Moſes Ben Maimon), woraus man Rambm gemacht hat. Man hat es jedoch der Moral dieſes geiſtreichſten und ausgezeichnetſten Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in ſeinem Sepher Miſchpotim (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung gibt: Leute von anderer Religion ſoll man fleißig mahnen, denn es iſt ein verdienſtvolles Werk, dieſelben zu ſchinden und zu plagen, nach dem Befehl der Schrift: den Fremden ſollſt du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philoſophie ſehr verdienter jüdiſcher Gelehrter, geb. zu Neſchwitz in Litthauen 1753. Er war der Sohn eines armen Rabbinen, der ihn zum eifrigen Studium des Talmud anhielt. Nachdem er lange in äußerſter Dürftigkeit gelebt hatte, ging er, von Wißbegierde getrieben, nach Deutſchland. In Berlin, wohin er in den armſeligſten Umſtänden kam, fand er bei Mendelsſohn Unterſtützung. Raſtlos betrieb er ſeine Studien, vornehmlich im Gebiete der Philoſophie, lernte einige Zeit die Apothekerkunſt, wandte ſich nach Hamburg, Amſterdam, Breslau, dann wieder nach Berlin, und lebte zuletzt auf dem kalkreuth'ſchen Gute Siegersdorf in Niederſchleſien, wo er 1800 ſtarb. Wir beſitzen eine Lebensgeſchichte von ihm ſelbſt (Berl. 1792—1793, 2 Thle. 8.), und Maimoniana, oder Rhapſodien zur Charakteriſtik Salomon Maimon's, aus ſeinem Privatleben geſammelt, von S. J. Wolff, Berlin 1813, herausgegeben, in welchen ein Auszug jener Biographie enthalten iſt. Nur einige ſeiner Schriften wollen wir anführen, als: Verſuche über die Transſcendentalphiloſophie, Berlin 1790; Verſuch einer neuen Logik nebſt Briefen an Aneſidemus ꝛc. Berl. 1794, durch welche er Kant's transſcendentale Logik zu berichtigen und näher zu beſtimmen ſuchte; ferner über die Kategorien des Ariſtoteles, ebend. 1794; und kritiſche Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt, Leipzig 1797, 8. — in welchen Schriften er die Lehren der kritiſchen Philoſophie mit großem Scharfſinn entwickelte und beſtimmte.

Main, der kleinſte unter den ſechs Hauptflüſſen Deutſchlands, entſteht aus der Vereinigung des weißen und rothen Mains, eine Stunde von Kulmbach, bei dem Dorfe Steinhauſen, im Obermainkreiſe des Königreichs Baiern. Hier nimt er die Itz und die Regnitz auf, und wird bei Bamberg ſchiffbar, tritt hier in den Untermainkreis deſſelben Königreichs, nimt daſelbſt die fränkiſche Saale, bei Werthheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Naſſau bei Höchſt die Nidda auf. Nach einem ſchlangenartig gewundenen, u. daher der Schiffahrt nicht günſtigen Laufe von 60 Meilen ergießt ſich der Main bei Mainz in den Rhein, wo er ungefähr eine Breite von 400 Schritten hat, und Güterſchiffe von 1,500 bis 1,800 Ctr. Ladung trägt. Er durchfließt das Königreich Baiern, das Großherzogthum Baden, Churheſſen, das Großherzogthum Heſſen, das Gebiet der freien Stadt Frankfurt und das Herzogthum Naſſau.

Mainotten. Maina iſt ein Gebirgsbezirk in der Landſchaft Morea, deren Bewohner Mainotten heißen. Fälſchlich leitet man ihren Namen von den griechiſchen Worte μανια (Wahnſinn) ab, weil

ſie ſich, Unſinnigen gleich, unter ihre Feinde ſtürzen ſollen. Vielmehr iſt der Name Maina mehreren Gebirgsgegenden in der Türkei eigen. Auch hat man die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; es iſt aber wahrſcheinlicher, daß ſie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenland's ſind, die zur Zeit der Unterjochung hier Schutz ſuchten und fanden. Ihre Anzahl beträgt gegen 50,000, ſie ſind griechiſche Chriſten und haben ſich, ob ſie gleich kaum 12,00 Bewaffnete ſtellen können, in beſtändiger Unabhängigkeit von der türkiſchen Herrſchaft erhalten. Hierzu trägt, außer ihrer Tapferkeit, beſonders die gebirgige und unfruchtbare Beſchaffenheit ihrer Gegend bei, indem unerſteigliche Felſen dieſelbe bedecken. Sie ſind wild, kühn, abergläubiſch, freiheitliebend, räuberiſch. Übrigens leben ſie unter ſich in einem geſellſchaftlichen Zuſtande, halten die Gaſtfreundſchaft heilig und ſind einfach, mäßig und ſtrenge in ihren Sitten. Wer ihnen von einem Gaſtfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen wohnen. Die Bewohner ihrer Hauptſtadt, welche Maina heißt, ſind Kaufleute, und europäiſche Handelsſchiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet ſich in den Händen der Befehlshaber, welche von ihnen ſelbſt aus den älteſten Familien des Landes erwählt werden. Sie gebieten in den Dörfern ihrer Hauptmannſchaft, üben daſelbſt die Lehnsrechte aus und erheben die Abgaben von ihren Vaſallen.

Maintenon (Françoiſe d'Aubigné, Marquiſe de), bekannt als Geliebte Ludewigs XIV., ſtammte aus einer proteſtantiſchen adeligen Familie, und wurde 1635 im Gefängniſſe zu Niort, wo ihr Vater, Conſtant d'Aubigné, ein wahrer Abenteurer, eingeſchloſſen war, geboren. Sie ſchien beſtimmt zu ſein, alle Launen des Glücks zu erfahren. Als ein dreijähriges Kind ward ſie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachläſſigkeit eines Domeſtiken am Ufer liegen, wo ſie faſt von einer Schlange getödet worden wäre, kam als zwölfjähriges Mädchen nach Frankreich zurück, ward mit größter Härte bei einer Verwandten, Madame de Neuillant, erzogen, und mußte ſich glücklich ſchätzen, des mißgeſtalteten Scarron (ſ. d. Art.) Gattin zu werden, der in ihrer Nachbarſchaft wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage ſich erboten hatte, entweder die erfoderliche Summe für ſie zu bezahlen, wenn ſie Nonne werden wolle, oder ſie zu heirathen, wenn ſie ſich zu verheirathen wünſche. Sie wählte das letztere, und gab als ein ſechzehnjähriges Mädchen, nachdem ſie zur katholiſchen Religion übgergetreten war, dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieſer ſonderbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, aber ſeine Familie ſtand in hohem Anſehen und ſein Haus bot allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes beſaß, einen Vereinigungspunkt dar. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Geſellſchafterin ſein konnte, erwarb ſich durch ihre geſellſchaftlichen Talente, durch Geiſt und Beſcheidenheit allgemeine Liebe und Achtung. Nachdem Scarron 1660 geſtorben war, ſank ſeine Wittwe in die vorige Noth zurück, und ſie war ſchon entſchloſſen, Frankreich zu verlaſſen, als die Frau von Monteſpan, Geliebte Ludewigs XIV., ihr eine Penſion beim König auswirkte, ſie auch in der Folge zur Erzieherin ihrer beiden, mit dem Könige erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouſe, vorſchlug. In dieſer Stelle hatte ſie Gelegenheit, dem Könige näher bekannt zu werden, der ſie zwar anfangs für eine Scheinheilige hielt, ſie aber nachher, wegen ihres Verſtandes und der Sorgfalt, mit welcher ſie beſonders den

Duc du Maine erzog, ſchätzte. Er machte ihr ein Geſchenk von 100,000 Franken, wofür ſie 1679 das Gut Maintenon kaufte, gewöhnte ſich allmälig an ſie, und ging ſo von der Abneigung zum Vertrauen, und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Monteſpan ſelbſt trug durch ihren ungleichen, ſonderbaren, herrſchſüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon bei, die, indem ſie dem König von dieſer Verbindung abzog, ſich in ſeinem Herzen des Platzes bemächtigte, den Frau von Monteſpan einnahm. Ludwig XIV., war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Bruſt ſie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünſchte, die Beſchwerden der Regierung durch die unſchuldigen Annehmlichkeiten des Privatlebens zu verſüßen. Der geſchmeidige Geiſt der Frau von Maintenon, die von Jugend auf gelernt hatte, ſich fremden Charakteren anzupaſſen, verſprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverläſſige Vertraute. Ueberdies hatte ſie einen Hang zur Andacht, und der König neigte ſich bei herannahendem Alter ſelbſt nach dieſer Seite hin. Der Pater La Chaiſe, ſein Beichtvater, ſchlug ihm vor, ſeine Neigung durch die unauflöslichen Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzogenen Ehe zu legitimiren. Dies geſchah gegen das Ende des J. 1685. Der Erzbiſchof von Paris, Harlay, traute beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen. Ludwig war damals 48, die Maintenon 50 Jahre alt. Am Hofe erſchien die Ehe immer räthſelhaft, obgleich tauſend Anzeichen ſie verriethen. Doch war das Glück der Frau von Maintenon von kurzer Dauer. Sie ſelbſt äußerte ſich darüber ſo: „Ich war ehrgeizig geboren, ich bekämpfte dieſe Neigung. Als die Wünſche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieſer Rauſch währte nur drei Wochen.“ — Sie lebte ſeit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeſchiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. beſuchte ſie täglich einigemale, und arbeitete bei ihr mit ſeinen Miniſtern, während ſie las, oder ſich ſonſt beſchäftigte. Wiewol ſie dem Anſchein nach von den Staatsgeſchäften nichts wußte, noch wiſſen wollte, ſo hatte ſie doch oft den entſchiedenſten Einfluß auf dieſelben. So geſchah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Miniſter, Marſin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutſchland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber verwieſen. Das Volk machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Abſichten nicht immer entſchuldigen konnten. In allem Uebrigen dem Willen des Königs unterworfen, war ſie einzig mit der Sorge beſchäftigt, ihm gefällig zu ſein: und dieſe Sklaverei in einem ſchon hohen Alter machte ſie unglücklicher, als die Dürftigkeit, in welcher ſie ſich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enthalten darüber die merkwürdigſten Aeußerungen. „Welche Marter,“ ſagte ſie einſt zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig iſt!“ — Der König, der ſie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte ſie durch Beweiſe von Hochachtung zu entſchädigen, wie er ſie nie einer Frau gegeben. Aber dieſe äußern Zeichen ſtillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung, die ſie ſich vorgeſchrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was ſie hätte thun können, weil ſie die Blicke des Publikums zu ſehr auf ſich und auf die Ihrigen zu ziehen fürchtete. Sie ſelbſt beſaß nichts, als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48,000 Livres. Auch weigerte ſie ſich, mehr anzunehmen. Dagegen ſorgte

ſie für ihre Freunde und für die Armen. Die Wohlthätigkeit, die ſie üben konnte, erleichterte ihr manche Beſchwerde, welche mit ihren Verhältniſſen verbunden war. So entwarf ſie den Plan zu einer Anſtalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ihre Bitte ſtiftete Ludewig XIV. 1686 in der Abtei von St. Cyr (eine Stunde von Verſailles) eine Anſtalt, worin dreihundert junge Mädchen von 36 Nonnen und 24 Laienſchweſtern unentgeltlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt mit 1000 Thlrn. ausgeſtattet wurden. Die Maintenon gab dieſer Anſtalt ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruckt erſchienen ſind. Die Erziehung von Saint-Cyr wurde unter ihren Augen muſterhaft, und die Anſtalt ihr um ſo werther, je glücklicher der Erfolg derſelben war. Nach dem Tode des Königs (1715) zog ſie ſich ganz nach Saint-Cyr zurück, wo ſie ſelbſt an dem Unterricht, wie an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm, und endlich 1719 ſtarb. Ein Denkmal bezeichnet ihre Grabſtätte daſelbſt. La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tode, jedoch mit vielen willkürlichen Veränderungen, herausgegeben (Amſterdam 1756, 9 Bände 12.). Sie ſind mit Geiſt geſchrieben, aber auch mit ſo vieler Zurückhaltung, als hätte ſie das Bekanntwerden derſelben vorausgeſehen. Ihre trockne, beſtimmte und ſtrenge Schreibart iſt ein Bild ihres Charakters. Dennoch ſind dieſe Briefe ſehr anziehend. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. iſt unvollſtändiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle Memoires pour servir a l'histoire de Madame de Maintenon et du Siècle passé in 6 Duodezbänden herausgegeben, die aber manche Unrichtigkeiten und bisweilen ſelbſt Erdichtungen enthalten. Briefe und Memoiren ſind 1778 in 16 Duodezbänden erſchienen. Man muß damit ein kleines ſeltenes Buch: Entretiens de Louis XIV. et de Madame de Maintenon sur leur mariage, Marseille 1701, verbinden. Auch ſind Maintenoniana erſchienen. Der bekannte Marquis Caraccioli gab La vie de Madame de Maintenon, Paris 1786, heraus; es iſt darin das Inſtitut von St. Cyr ſehr genau beſchrieben. Die Biographien der Maintenon von Regnault-Warin und der Madame Genlis ſind Romane. Eine nach den Handſchriften verbeſſerte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe iſt in ſechs ſtarken Duodezbänden erſchienen (Paris 1812). Die neueſte Schilderung der Maintenon iſt von Bredow in dem Taſchenbuche Minerva a. d. J. 1814 und 15.

Mainz, ein ehemaliges Erzſtift im niederrheiniſchen Kreiſe. Der Erzbiſchof von Mainz war zugleich der erſte der drei geiſtlichen Kurfürſten und des heil. römiſchen Reichs Erzkanzler in Deutſchland. Als ſolcher hatte er das Reichsſiegel und das Reichsarchiv in ſeiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die mainziſche Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Kurfürſtencollegium, wie auchbei dem Wahlgeſchäft; er viſitirte die Reichsgerichte, ſchrieb Deputations- und Kurfürſtentage aus, und ſetzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichskanzlei gehörigen Perſonen ein. Letzter Kurfürſt war Carl von Dalberg. Durch den lüneviller Frieden (1801) fiel der, auf dem linken Rheinufer gelegene Theil des Landes an Frankreich, und der Kurfürſt, nachherige Kurerzkanzler, dann Fürſt Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, ward dafür, ſo wie für einige ſpätere Länderabtretungen anderweitig entſchädigt. Gegenwärtig iſt das eigentliche ehemalige

Erzſtift unter Baiern, Darmſtadt und Naſſau vertheilt; die Nebenländer aber, namentlich das Eichsfeld, Erfurt und Fritzlar mit ſeinem Gebiete, ſind größtentheils, Preußen Kur-Heſſen und Hannover zu Theil geworden.

Mainz, (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Reſidenzſtadt des gleichnamigen Erzſtiftes und Kurfürſtenthums, jetzt die Hauptſtadt der großherzoglich heſſiſchen Rheinprovinz und deutſche Bundesfeſtung, liegt in einer der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden Deutſchlands, am linken Ufer des Rheins, da — wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher ſich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den anſehnlichen Rheinſtrom nach dem, am rechten Ufer liegenden Städtchen Käſtel oder Kaſſel, welches jetzt als Feſtung mit Mainz verbunden iſt. Mainz gehört zu den ſtärkſten Feſtungen und iſt eine Vormauer Deutſchlands gegen Frankreich. Der Umfang der Feſtungswerke, welche beſonders von den Franzoſen ſehr erweitert worden ſind, beträgt mit Einſchluß der weißenauer Schanze, die kleinen Feldſchanzen ungerechnet, 2½ Stunde. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Ausſicht in eine der ſchönſten und reichſten Gegenden, und der Hauptſtein, ein vor allen übrigen ſtark vorſpringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Mainz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kaſtel hat gleichfalls ausgedehnte und mit beſonderer Kunſt nach einer ganz neuen Art angelegte Feſtungswerke. Sie beſtehen aus den vier Forts: Kaſſel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befeſtigte Inſel Petersaue dazu rechnet, zuſammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Feſtungswerke von Mainz. Mainz iſt im ganzen nicht ſchön gebaut, wiewol man viele ſchöne Privatgebäude findet, und hat meiſtens enge, winklige und zum Theil ſchmutzige Straßen, die jedoch im Winter durch Laternen erleuchtet werden. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsſtraße ſind ſchön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen iſt der vorzüglichſte der ſchöne, mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schloſſe. Die Stadt zählt 126 Straßen, 11 Kirchen, 2,200 Häuſer und, mit dem Dorfe Zahlbach, 25,250 Einwohner. Unter den Gebäuden verdienen vorzüglich eine Auszeichnung: 1. die Domkirche, welche durch die Belagerung 1793 ſehr viel gelitten hat; von dem ehemaligen koſtbaren Schatze und von der beträchtlichen Bibliothek iſt nichts mehr übrig; auch ſind viele von den, zum Theil ſehr merkwürdigen Grabmälern zerſtört worden; 2. die Ignatiuskirche, ein ſchönes Gebäude; 3. das deutſche Ordenhaus, worin der Kaiſer Napoleon reſidirte, wenn er nach Mainz kam, und 4. das gleich neben dieſem Palaſte ſtehende ſehr ſchöne, große und maſſive Zeughaus, welches, ſo wie das deutſche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinſeite ein vortreffliches Anſehn gibt. Die ehemaligen kurfürſtlichen Schlöſſer, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide ſonſt zu den vorzüglichſten Zierden der Stadt gehörten, ſind verſchwunden. Zu den Merkwürdigkeiten gehören auch der Eichelſtein auf der Citadelle, eine Steinmaſſe, die jetzt an Höhe und Breite verloren hat, und von den meiſten Schriftſtellern für ein Denkmal des römiſchen Feldherrn Druſus gehalten wird; und die in 59 Pfeilern beſtehenden Reſte einer römiſchen Waſſerleitung, unweit des Dorfes Zahbach, die man dem Druſus zuſchreibt. Statt der ehemaligen Univerſität hat

die Stadt ein Lyceum. Von öffentlichen wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen findet man in dem Bibliothekgebäude vereinigt: ein Münzkabinet, ein Naturalienkabinet, eine phyſikaliſche und mechaniſche Inſtrumentenſammlung, eine Bildergallerie, die aus 80,000 Bänden beſtehende Stadtbibliothek und das Muſeum römiſcher Denkmäler, (27 Altäre und Votivſteine und mehr als 60 Legionsſteine, die alle bei Mainz gefunden worden ſind). Zur Beförderung des Handels und der Schifffahrt ließ Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuren Koſten durch einen feſten Steindamm erhöhte, und zur Anlandung der Schiffe bei hohem und niedrigem Waſſerſtande gleich bequem einrichtete. Der Handel von Mainz beſteht vorzüglich im Weinhandel, womit ſtarke Geſchäfte nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutſchland gemacht werden; desgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken ſind nicht ſehr bedeutend, und liefern vorzüglich Tabak und Leder. Täglich geht von hier eine Waſſerdiligence nach Köln ab. Merkwürdig iſt auch Mainz durch die Erfindung der Buchdruckerkunſt (ſ. d. Art.). Wo jetzt Mainz liegt, legte im Jahre 13 vor Chr. Geb. der römiſche Feldherr Druſus eine Hauptfeſtung an, welche den Namen Magontiacum erhielt. In der Nähe derſelben entſtand eine Stadt, die ſich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erſtreckte. 406 wurde Mainz von den Vandalen völlig zerſtört, und lag mehrere Jahrhunderte in Trümmern, bis die fränkiſchen Könige es wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Mit Bonifacius und Carl dem Großen begann für die Stadt eine neue und glänzende Epoche. Im 13. Jahrh. trat ſie an die Spitze des rheiniſchen Bundes, geſchloſſen zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjährigen Kriege wurde Mainz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzoſen eingenommen. 1688 beſetzten es die Franzoſen auf's neue, und 1689 ward es ihnen wieder abgenommen, welches auch 1793 geſchah, nachdem es ihnen 1792 durch Verrath in die Hände gefallen war. 1797 übergab man Mainz den Franzoſen wieder, bis endlich 1814 dieſe Stadt wieder an Deutſchland fiel, und durch die Entſcheidungen des wiener Congreſſes, nebſt einem Theile dieſes vormaligen Departements, an den Großherzog von Heſſen übergeben wurde, jedoch ſo, daß Mainz in militäriſcher Hinſicht eine deutſche Bundesfeſtung bleibt, und daher auch jetzt von öſterreichiſchen, preußiſchen und heſſiſchen Truppen beſetzt iſt.

Maittaire (Michel), ein berühmter Literator und Bibliograph. Er war 1668 in Frankreich geboren, ging aber, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, 1685 nach England, und ſtudirte zu Oxford, wo er auch Magiſter wurde. 1695 ward er als Unterlehrer an der Weſtminſterſchule zu London angeſtellt, erhielt aber nach einigen Jahren eine höhere Lehrerſtelle, die er bis zu ſeinem Tode (1747) bekleidete. Er war ein äußerſt fleißiger und unermüdeter Schriftſteller. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateiniſchen Klaſſiker, welche in 28 Duodezbänden (1711—1719) zu London erſchienen; ferner die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieſes ſchätzbare Werk hat Panzer in einer neuen Geſtalt in 5 Bänden (Nürnberg 1793—1797) herausgegeben, ohne es jedoch durch ſeine Bearbeitung überflüſſig zu machen, denn mehr als die Hälfte deſſelben beſteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. 1789 erſchien von

Denis ein Nachtrag zum Maittaire, welcher über 6000 im 15. Jahrh. gedruckte Bücher enthält. Die übrigen Werke Maittaire's, als ſeine Historia Stephanorum, ſeine Historia typographorum aliquot Parisiensium, ſeine Graecae linguae Dialecti u. ſ. w., können hier nicht weiter berührt werden.

Maja, die älteſte Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde zuletzt mit ihren übrigen 6 Geſchwiſtern unter die Sterne verſetzt, wo ſie den gemeinſchaftlichen Namen der Pleiaden führen. Auch die Römer verehren eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Cybele, war. Die Tusculaner nannten ihren höchſten Gott Majus; ſo daß alſo hier die beiden höchſten Naturweſen in männlicher und weiblicher Geſtalt erſcheinen. Von ihnen ſoll der Monat Mai ſeinen Namen erhalten haben. (Vergl. d. Art. Magie.)

Majeſtät, Majeſtätsrechte, Majeſtätsverbrechen. Majeſtät im eigentlichen Sinne die höchſte Würde im Staate, welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertragen iſt, — oder die Würde des Regenten, als ſolchen. In der äußern Anerkennung dieſer Würde beruht das Majeſtätsrecht, welches mehrere Beziehungen hat, die man Majeſtätsrechte nennt. Zu letztern gehört hauptſächlich die perſönliche Unverletzlichkeit der regierenden Perſonen. Denn es iſt natürlich, daß diejenigen vor allen geehrt werden, deren Thätigkeit das Beſtehen und Wohl des Ganzen bezweckt; auch würde ohne dieſes die höchſte Gewalt, deren Repräſentanten ſie ſind, ohne Wirkung ſein. Ein Verbrechen daher, durch welches man die regierenden Perſonen und ihre Würde verletzt (crimen laesae majestatis, Verbrechen der beleidigten Majeſtät genannt) iſt eines der ſchwerſten Verbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart beſtraft worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbeſondere die abgeleiteten oder Regierungsrechte Majeſtätsrechte. (S. d. Art. Hoheit, Hoheiten.) Da in der Demokratie die Geſammtheit des Volks, in der Ariſtokratie ein Ausſchuß oder eine Klaſſe deſſelben, in der Monarchie Einzelne regieren: ſo ſind hiernach auch die Majeſtätsrechte auf mehrere oder wenigere Perſonen verbreitet. In den monarchiſchen Verfaſſungen ſind die Majeſtätsrechte und Majeſtätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung. (Vergl. Hochverrath). Erſt im 16. Jahrh. bildete ſich der Gebrauch, den Königen den Titel Majeſtät zu geben. In dem Friedensvertrage von Cambrai (1529) wird er nur Carl V. beigelegt. Beim Frieden zu Crespy (1544) heißt Carl V. kaiſerliche, und Franz I. königliche Majeſtät; und im Frieden zu Château-Cambreſis (1559) finden wir zum erſtenmal die allerchriſtlichſte und die katholiſche Majeſtät gebraucht. Auch Heinrich VIII. war der erſte, der ſich unter den Königen Englands den Titel Majeſtät beilegte.

Majeſtätsbrief, ſ. Calixtiner.

Majo (Angelo), Abt, ehemals Jeſuit und lange einer der Aufſeher der ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, hat ſich durch Entdeckung mehrerer Schriften des römiſchen und griechiſchen Alterthums ſehr verdient gemacht. Schon 1814 gab er die, in einem Codex von ihm entdeckten Bruchſtücke dreier noch ungedruckter Reden des Cicero und 1815 einige, bisher unbekannte Reden des Cornelius Fronto nebſt einigen Briefen der Kaiſer Marcus Aurelius und L. Verus, und andern kleinen Überreſten alter Schriftſteller heraus, ſo wie in demſelben Jahre anſehnliche Bruchſtücke von acht Reden des Q. Aurel. Sym-

machus (eines berühmten lat. Redners um die Mitte des 4. Jahrh.) mit kritiſchen und geſchichtlichen Anmerkungen. Auch ſtellte er ungefähr 60 noch ungedruckte Verſe aus der Vidularia des Plautus, und Gemälde zu Terenz Luſtſpielen nebſt altem Commentar, die vollſtändige Rede des Iſäus über die Erbſchaft des Kleonyum, und eine Rede des Philoſophen Themiſtius an's Licht. 1816 entdeckte er einige, bisher noch fehlende Bücher der römiſchen Alterthümer des Dionyſius von Halikarnaß, welche den Theil der röm. Geſchichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius (XI — XVI) enthalten geweſen iſt. Kürzlich erſt entdeckte er in derſelben Bibliothek die möſogothiſche Überſetzung der 13 protokanoniſchen Briefe Pauli, und eine Handſchrift der Beſchreibung der Züge Alexanders, die von einem unbekannten Verfaſſer unter dem Kaiſer Conſtantius, dem Sohne Conſtantins d. Gr., geſchrieben worden ſind. Auch hat er die von ihm ebenfalls aufgefundenen 56 homeriſchen Bilder mit 600 Verſen der älteſten homeriſchen Handſchrift herausgegeben. Einen Ruf als Cuſtos an Baldi's Stelle bei der vaticaniſchen Bibliothek zu Rom hat er 1819 angenommen. — s.

Majolika, ſ. Fayence.

Major, in der Logik, der Oberſatz, der allgemeinere Satz in einem Syllogismus (ſ. d. Art.). Beim Militär heißt Major derjenige Offizier, welcher auf den Oberſtlieutenant folgt, der dritte Staabsoffizier, bei der Reiterei der Oberſtwachtmeiſter.

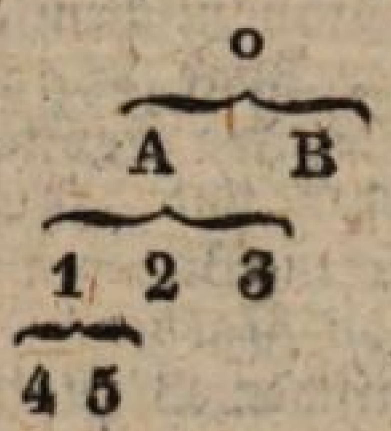
Major Domus (Maire du Palais, Hausmeier), der Titel des angeſehenſten Hofbeamten im alten fränkiſchen Reiche. (S. Pipin u. Frankreich.) Vergl. darüber die treffliche „Geſchichte der merovingiſchen Hausmeier — von G. H. Pertz. Hanover 1819."

Majorano (Gaetano). Dieſer, unter dem Namen Caffarelli ſo berühmte Sopraniſt, war gegen das J. 1703 in der Provinz Bari im Königreich Neapel, wo ſein Vater ein Landmann war, geboren. Er zeigte ſchon in ſeiner Kindheit einen entſchiedenen Hang für Muſik. Ein Muſiker der Hauptkirche zu Bari bemerkte die vortreffliche Stimme des Knabens, und beredete ſeinen Vater, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu ſchicken, nahm ihn dann in ſein Haus und in ſeinen Unterricht, und ſendete ihn darauf nach Neapel zu Porpora. Fünf Jahre lang beſchäftigte ihn dieſer ununterbrochen mit den erſten Elementen; erſt im ſechsſten lehrte er ihn die Articulation, Ausſprache und Declamation. Am Ende dieſes Jahres überraſchte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erſte Sänger Italiens und der Welt ſei. Gegen 1730 begab ſich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erſtaunen ſetzte. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland, ſang er auf mehreren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und verbreitete den verzierten italieniſchen Geſang. 1740 ſoll er zu Venedig für einen einzigen Abend 700 Zechinen erhalten haben. Er brachte ein ſo bedeutendes Vermögen zuſammen, daß er die Herrſchaft Santo Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichts deſto weniger fuhr er fort, in den Klöſtern und Kirchen zu ſingen, und ſich theuer bezahlen zu laſſen; auch beſuchte er Paris. Bei ſeinem Tode (1783), hinterließ er ſeinem Neffen 12,000 italieniſche Ducaten jährl. Einkünfte und jene Herrſchaft. Seine Anmaßung war eben ſo groß, als ſeine Kunſt.

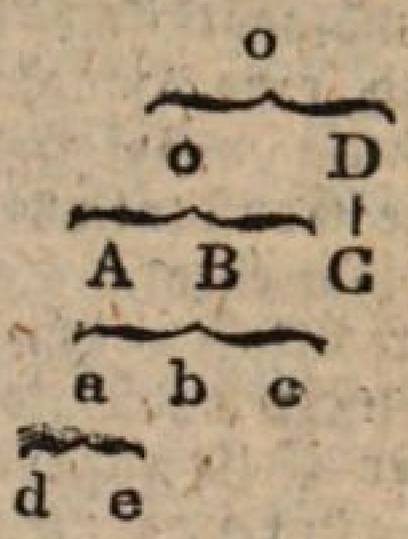
Majorat, im weiteſten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, die ſich nach dem Alter beſtimmt und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem älteſten zukommt. Es gibt davon dreierlei Arten:

1. die Primogenitur oder das Erſtgeburtsrecht, wonach allemal der Aelteſte der älteſten Linie zur Erbfolge gelangt. Von dieſer Art ſind die Majorate der Lords in England; überhaupt iſt nach dieſem Geſetz faſt in allen europäiſchen Reichen die Thronfolge geordnet, 2. das *Majorat* im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächſten ſind, den älteſten zur Erbfolge; 3. das *Seniorat* gewährt dieſelbe, ohne Rückſicht auf die Nähe der Verwandtſchaft, allemal dem älteſten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterſchied dieſer Erbfolgeordnungen am beſten zeigen.

I.



II.



I. *Unter Deſcendenten.* Stirbt A, nachdem ſein älteſter Sohn (1) vor ihm geſtorben, ſo ſuccedirt nach dem Erſtgeburtsrecht ſein älteſter Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat ſein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat ſein Bruder (B). II. *Unter Seitenverwandten.* Stirbt A, nachdem ſein Bruder (B) und deſſen älteſter Sohn (a) vor ihm geſtorben: ſo ſuccedirt nach dem Erſtgeburtsrecht der älteſte Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Bruderssohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher geſtorben; lebte dieſer, ſo würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, ſondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat betrifft alle oder die vornehmſten Güter der Familie, ſie heißen *Majoratsgüter*, *Majorate*, und können in der Regel nicht veräußert oder verpfändet werden. Die Vermehrung der Majorate in einem Staate iſt bisher mit Unrecht gleichgültig angeſehen worden. Je mehr ſich das Vermögen in wenige Hände concentrirt, je mehr entſteht Armuth, denn reiche Geſchlechter verzehren theils viel außer Landes, theils bedürfen ſie Luxus, der gemeiniglich dem Auslande am förderlichſten iſt, und Englands Beiſpiel mag andre Nationen von gleicher fehlerhaften Geſetzgebung abſchrecken, die es natürlich herbeiführte, daß über 150,000 Britten auf dem Continent leben, nicht um dort zu erwerben, ſondern um dort zu verzehren. H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit. S. *Minorennität*.

Majorka (Mallorka), die größte von den, zu Spanien gehörenden baleariſchen Inſeln im mittelländiſchen Meere. (S. *Balearen*.) Sie zählt auf 63 □M. gegen 140,000 Einwohner, welche ſich durch Arbeitſamkeit und Tapferkeit auszeichnen. Zeither waren unter jener Zahl nicht weniger als 3700 Prieſter, Mönche und Nonnen begriffen. Das gelbe Fieber hat dort ſchon dreimal in dieſem Jahrhundert ſehr aufgeräumt. Nach der Trennung der ſpaniſch-amerikaniſchen Continentalkolonien vom Mutterlande, wird dieſe Plage der ſpaniſchen Häfen auch mehr verſchwinden. Die Haupterzeugniſſe ſind Wein, Salz, Oel, Saffran, Vieh und Wildpret. Getreide wird nicht, hinreichend für den Bedarf erzeugt, weil man den Anbau des fruchtbaren Bodens ſehr ungeſchickt betreibt. Die Nordküſte iſt gebirgig.

Hin und wieder finden ſich an den Küſten Corallen. Die Hauptſtadt der Inſel heißt gleichfalls Majorka (Mallorka und ehemals Palma), iſt befeſtigt, hat einen Hafen, eine Univerſität und ein Biſthum welches unter Valencia ſteht. Auch iſt ſie die Reſidenz des General-Kapitäns über die baleariſchen und pityuſiſchen Inſeln, die zuſammen das Königreich Mallorka ausmachen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 30,000. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und ſehr feine eingelegte Tiſchlerarbeiten. Der Hafen der Stadt, Porto Pi, iſt trefflich und wird durch das Fort St. Carlos bedeckt. Die Stadt Alcudia liegt ſehr ungeſund in Salzſümpfen und Reißfeldern, hat daher nur 1000 Einwohner und war ſonſt der gewöhnliche Aufbewahrungsplatz oder die Verbannung für Staatsgefangene.

Makler, ſ. Senſal.

Makrobiotik (aus dem Griechiſchen zuſammengeſetzt von *μακρος*, lang, *βιος*, das Leben, biotica [ars], die Kunſt zu leben), die Lebensverlängerungskunſt. Das Leben zu verlängern, iſt nur auf bedingte Weiſe möglich. Die abſolute Lebensdauer iſt dem Menſchen beſtimmt nach den Geſetzen der Natur (ſ. d. Art. Leben); allein höchſt ſelten erreicht er das Ziel des möglich längſten Lebens, ſondern durch mancherlei dem Leben feindliche Einflüſſe wird ſein Daſein verkürzt. Gleichwol kettet ſchon der, von Natur eingepflanzte Trieb den Menſchen an das Leben, ſo daß der Wunſch, es ſo lange als möglich feſt zu halten, in eines Jeden Seele lebt. Von jeher war das Beſtreben der Menſchen dahin gerichtet, dieſen Wunſch in Erfüllung zu bringen; alle Nationen haben nach ihrem verſchiedenen Grad von Bildung, nach ihren Kenntniſſen und Sitten hierzu Anleitung zu geben verſucht. Erfahrung lehrte die feindlichen und günſtigen Einflüſſe auf das Leben kennen, jene vermeiden, dieſe befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens ſchon die Erhaltung der Geſundheit für hinlänglich hielt, ſo faßte man dieſe beſonders in's Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit aufkommen ließ, und jede eingetretene ſo ſchnell als möglich entfernte. Die Aerzte bemächtigten ſich daher ganz dieſes Feldes der Wiſſenſchaft und betrachteten ſie als einen Anhang zur Medicin. Es entſtaud daher die mediciniſche Diätetik, wozu man nach und nach ſehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs bloß eine Zuſammenſtellung verſchiedener Regeln, die Geſundheit zu erhalten, war, bloß den gegenwärtigen individuellen Geſundheitszuſtand des Menſchen umfaßte, und deſſen relative Geſundheit zu erhalten ſuchte. (S. Geſundheit). Die Makrobiotik geht weiter, ſie ſucht das Leben ſelbſt bis zu ſeiner abſoluten Dauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die, der Lebensdauer günſtigen Einflüſſe auf den menſchlichen Körper zu befördern, und beſchränkt inſofern zuweilen ſelbſt die Medicin in Anwendung mancher heroiſchen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, oder in zu ſchneller Entfernung und Unterdrückung mancher Krankheit.

Maktrele, Makrele, Scomber scomber L., ein Seefiſch, der etwa einen Fuß lang, und wegen ſeines angenehmen Geſchmakkes friſch und geſalzen häufig geſucht wird. Kopf und Leib ſind rund und ohne Schuppen, der Bauch ſilberfarbig, der Rücken blau. An den Küſten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfiſcherei im Junius und Julius mit Angel und Netz häufig betrieben, ſtärker noch an den Küſten von Nordamerika, in Neuſchottland und Connecticut, in Oſtindien im bengaliſchen

Meerbuſen. Dieſer Fiſch gehört zu denjenigen, die ſich jährlich wegen ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit in gewaltigen Zügen im Meere anhäufen.

Makuba, 1) der Name eines Bezirks im nördlichen Theile der Inſel Martinique, 2) einer Art Schnupftabak, welcher in dieſem Bezirk gebaut und zubereitet wird. Den lieblichen Veilchenduft, welcher dieſen Taback auszeichnet, ſoll derſelbe dadurch erhalten, daß man ihn mit Waſſer, worin roher Zucker aufgelöſt iſt, ſtark anfeuchtet, und ihn ſo in einen gelinden Grad von Gährung übergehen läßt.

Makulatur (vom lat. macula, der Fleck, oder Flecken) beſchmutztes, oder ſonſt zum Schreiben und Drucken unbrauchbar gewordenes Papier. In weiterer Ausdehnung verſteht man darunter noch dasjenige grobe, aus den ſchlechteſten Lumpen verfertigte Papier, welches bloß zum Einpacken gebraucht wird, Packpapier. Spottweiſe ſagt man von einem ſchlechten, des Leſens nicht werthen Buche, wäre es auch auf das ſchönſte Velinpapier gedruckt, es ſei Makulatur.

Malabar, der Name des ſüdlichen Theiles der weſtlichen Küſte der indiſchen Halbinſel diesſeits des Ganges, welchen die arabiſchen Geographen auch oft mit der Benennung Pfefferland zu vertauſchen pflegen. Der Name Malabar kommt von den Perſern und Arabern, die ſchon frühe dieſe Küſte beſchifften, und heißt ſo viel als Land oder Küſte, Mala oder Male. Der wahre Name aber, den die Eingebornen ſelbſt ihrem Lande beilegen, lautet Malayalam oder Bergland, indem es von allen Seiten, ausgenommen gegen Weſten, wo es an das Meer grenzt, von hohen Gebirgen der weſtlichen Ghats umgeben iſt. Häufig, aber irrig wird der Nahme der ganzen weſtlichen Küſte von Indien beigelegt. In dem angegebenen richtigen Sinne erſtreckt ſich Malabar ungefähr vom 10 bis zum 13° n. B., d. h. vom Kap Komorin bis an die ſüdl. Grenze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Fluſſe Neliſſuram, und hat in der größten Breite höchſtens 15, und in der Länge 50 geogr. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 540 □M. Das Land wird von vielen Flüſſen bewäſſert, die alle von den Ghatsgebirgen kommen; in einigen Gegenden iſt der Boden ſumpfig. Es iſt fruchtbar an den meiſten Erzeugniſſen Oſtindiens, beſonders an Reiß, Pfeffer (eine Hauptwaare dieſer Küſte) Kardamomen, Indigo, Kaſſia, Sandelholz ꝛc. In den Umgebungen der Gebirge ſind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teakholz), liefern und welche der Aufenthalt von Elephanten, Königstiegern, Büffeln und unzähligen Affen ſind. Malabar begreift nach dieſem angegebenen Umfange die drei Königreiche Kalikut, Kochin und Travankor, gegenwärtig Vaſallenſtaaten der Britten, die auch hier mehrere Plätze unmittelbar beſitzen, und in den wichtigſten Städten Beſatzungen unterhalten. Dieſe Staaten beſtehen theils aus größern Naïken-Fürſtenthümern oder Königreichen, theils aus einer Menge Naïken-Bezirken und kleinen Naïken-Herrſchaften, nebſt einem kleinen Ueberreſte eines ältern Staats der Mapulets (Mohammedaner aus Arabien, die hieher im 8. Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung kamen, und deren Staat noch gegen die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts blühend war). Die Naïren gehören im Allgemeinen zu der vierten edlen Klaſſe der Hindu's, ein großer Theil aber gehört zu der zweiten edlen Kaſte (ſ. d. Art. Caſte), und heißen dann, beſonders die Fürſten, Befehlshaber und Krieger derſelben, Naïken. Der Regent von Kalikut führt zwar noch wie ehemals den Titel Sſamorin, d. h. Kaiſer, iſt aber jetzt ſehr unbedeutend. Der mäch-

tigſte Fürſt iſt der König von Travankor, deſſen Staatsgebiet zwei Millionen Einwohner enthält. In Kochin haben die Niederländer Handelsfaktoreien, wiewol mit großer Beſchränkung von Seiten der Britten. Außer der Hindureligion findet man Bekenner der chriſtlichen, der mohammedaniſchen und der jüdiſchen Religion. Die malabariſche Sprache gehört zu den wohlklingendſten unter den Hinduſprachen, und wird am meiſten von den Europäern in Oſtindien erlernt.

Malachias, ſ. **Maleachi**.

Malaga, eine Stadt in der ſpaniſchen Provinz Granada, in einer herrlichen Gegend in einem Thale, am Meere und am Ausfluſſe des Guadalmedina, iſt mit einer doppelten Mauer eingefaßt, und hat zu ihrer Vertheidigung eine, auf einem Felſen liegende Citadelle. Die Häuſer, deren Zahl 5500 beträgt, ſind hoch, die Gaſſen ſchmal, enge und meiſtens ſchmutzig. Die Domkirche, deren Inneres beſonders ſehenswerth iſt, iſt das merkwürdigſte Gebäude der Stadt. Die Zahl der Einwohner beträgt, nach den neuerlichen Verwüſtungen des gelben Fiebers, nur 42,000, welche ſich beſonders von dem äußerſt wichtigen Handel ernähren, wodurch ſehr viele ſpaniſche Erzeugniſſe, vorzüglich Wein (der berühmte Malagawein, ſ. den Art. **Wein**), Roſinen, Südfrüchte, Oel, Pataten ausgeführt werden. Jährlich laufen in den trefflichen Hafen, welchen ein, ſich weit in's Meer erſtreckender Damm einfaßt, und in welchem 400 Kauffahrteiſchiffe und 20 Linienſchiffe Raum haben, über 3000 Schiffe ein. In der umliegenden Gegend befinden ſich an 7000 Weinberge, welche jährlich an 900,000 Arroben, oder etwa 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt werden. Auch treibt man ſtarke Oelbereitungen; daher ſich in einem Umkreiſe von 20 Meilen über 700 Oelpreſſen befinden.

Malagrida (Gabriel), ein fanatiſcher Jeſuit, war zu Turin geboren, und ward von ſeinen Obern als Miſſionär nach Liſſabon geſchickt, wo ſein ſtürmender Eifer und ſeine feurige Beredtſamkeit ihm bald ein glänzendes Anſehen verſchafften. Alles wollte ihm zum Beichtvater haben, Alles verehrte ihn und betrachtete ihn als ein Orakel. Aber bei der, nie ganz aufgeklärten Verſchwörung des Herzogs von Aveiro gegen den König von Portugal, Joſeph, (1758) ward er nebſt zwei andern Jeſuiten als Mitſchuldiger angeklagt, jedoch nicht dem, wegen dieſer Verſchwörung niedergeſetzten weltlichen Gerichte, ſondern der Inquiſition übergeben. In dem Urtheile, welches dieſes Tribunal über ihn fällte, ſind nicht eigentlich Beſchuldigungen des Hochverraths, ſonder mehr der Ketzerei, falſcher Prophezeihungen und Viſionen, und nur einige entfernte Winke von Anreizungen zum Königsmord enthalten. Vielleicht hielt man es auch für unſchicklich, einen Geiſtlichen wegen eines Staatsverbrechens anzuklagen. Er ward verurtheilt, auf dem Richtplatze erdroſſelt und dann verbrannt zu werden, und dieſes Urtheil am 21. Sept. 1761, mit allem Gepränge eines Auto-da-Fé an ihm vollzogen. (Vergl. den Art. **Pombal**).

Malaien, ein aſiatiſches Volk, deſſen Urſprung ſich nicht mit Gewißheit angeben läßt. Im 13. Jahrh. finden wir Malaien auf der indiſchen Halbinſel Malakka, wo ſie die Stadt gleiches Namens erbauten, und ein Reich ſtifteten, deſſen Sultane durch Heirathen und Eroberungen daſſelbe erweiterten. Sie unterwarfen ſich einen Theil von Sumatra (wo die Malaien ſchon früher gewohnt zu haben ſcheinen, ehe ſie ſich in Malakka niederließen), und ſetzten ſich auf den übrigen Sundainſeln, den Philippinen, den Molucken und

in einigen Inſelgruppen Auſtraliens feſt, in welchen Gegenden man noch malaiſche Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politiſchen Verfaſſung Aehnlichkeit mit den Malaien in Malakka haben. Sie bildeten damals eine anſehnliche Nation, die in Aſien eine glänzende Rolle ſpielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen, und ſchickten Koloniſten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindoſtan und Siam belebte die Häfen der Malaien in Malakka. Jedoch jetzt iſt die Macht der Malaien ſehr herabgekommen; ſie ſind in verſchiedene Stämme getheilt und ohne gemeinſchaftliches Oberhaupt. Die Urſachen dieſes Verfalles liegen zum Theil in dem Uebergewichte, welches die Europäer, beſonders die Niederländer, in den indiſchen Gewäſſern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnsſyſtem der Malaien, wodurch die Nationalkraft getheilt, und durch die zunehmende Macht der Vaſallen Einigkeit und Gemeingeiſt unmöglich wurde. Die großen Vaſallen gehorchen dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn ſie wollen, und haben wieder Untervaſallen, die es gegen ſie eben ſo machen. Der größte Theil der Nation beſteht aus Sklaven; ihre Herren ſind die Oramlai oder der Adel, welcher unabhängig iſt, und ſeine Dienſte demjenigen verkauft, der ſie am beſten bezahlt. Die Malaien ſind ein von den Hindu's, Birmanen und Siameſen verſchiedenes Volk. Sie ſind ſtark, nervig, haben eine ſehr dunkelbraune Farbe, langes glänzend-ſchwarzes Haar, eine große platte Naſe und große, feurig-glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth grenzt, Treuloſigkeit, Ungezähmtheit, Raub und Mordſucht charakteriſiren die Malaien in Aſien; die malaiiſchen Stämme auf den Inſeln Auſtraliens ſind größtentheils ſanfter, gutmüthig, geſellig, offen und redlich, und zeichnen ſich durch die ſchönſten, regelmäßigen Formen ihres Körpers aus. Die aſiatiſchen Malaien, wohin die Eidahan's und Darat in Borneo, die Biadſchuh's (einer der wildeſten Malaienſtämme), und die Makaſſen in Celebes, die Haraforen auf den Molucken, die Subano's in Magindanao, die Tagalen und Pampango's in Manila, die Biſſaier auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinſtimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politiſchen Verfaſſung, einer Art von Lehnsſyſtem, und in der, ihnen eigenen raſenden Wuth und Grauſamkeit. Sie bekennen ſich meiſtens zur mohammedaniſchen Religion, lieben Schifffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen, und überhaupt kühne Unternehmungen. Mehr für die unſinnigen Geſetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, ſieht man, daß bei ihnen ſtets der Stärkere den Schwächeren unterdrückt. Ihre Friedensſchlüſſe und ihre Freundſchaft dauern nur ſo lange, als der Eigennutz, der ſie erzeugte, ſeine Rechnung dabei findet. Sie ſind ſtets bewaffnet, in ſtetem Kriege unter ſich, oder beſchäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die raſende Wuth der Malaien hat die Europäer zu dem Geſetze genöthigt, welches jedem Schiffskapitän verbietet, einen Malaien als Matroſen zu nehmen; denn man hat geſehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch ſo klein war, mit ihren Dolchen unverſehens über die Schiffsmannſchaft hergefallen ſind, und ehe man ſich ihrer bemächtigen konnte, mehrere getödtet haben. Malaiſche Schiffe, mit 25 Mann beſetzt, greifen europäiſche Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die erſten Matroſen, die ſie erreichen können. Alle freie Malaien laſſen ſich nie ohne Dolch ſehen, und überhaupt ſind ſie in Verfertigung der Waffen, beſonders der Dolche, ſehr geſchickt. Der häufige Gebrauch des

Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth grenzenden Heftigkeit bei. Die Malaien ſind bloß thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt, zu Hauſe ſind ſie faul, überlaſſen die Arbeit den Sklaven und verachten den Ackerbau.

Malakka, eine größtentheils ſchmale Halbinſel, welche den ſüdl. Theil der indiſchen Halbinſel diesſeit des Ganges ausmacht und ſich vom 1—11° der nördl. Br. erſtreckt. Gegen Norden hängt ſie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zuſammen; gegen Oſten beſpült ſie das chineſiſche und gegen Weſten das indiſche Meer; gegen Südweſten ſcheidet eine Meerenge, die Straße von Malakka genannt, dieſe Halbinſel von der Inſel Sumatra. Eine Fortſetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Vorgebirge Romania, der ſüdlichen Spitze vom feſten Lande Aſiens. Dieſe ungefähr 3000 QM. große Halbinſel wird von vielen Flüſſen durchſchnitten, welche nur Küſtenflüſſe ſind; doch ſoll der Fluß bei der Stadt Malakka ſich funfzig Meilen weit in's Land hinein erſtrecken. Das Innere des Landes enthält undurchdringliche Wälder, die mit reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt ſind; daher ſelbſt die Einwohner es nicht wagen hineinzudringen. Uebrigens hat das Land ein ſehr angenehmes Klima, deſſen Hitze faſt täglich durch leichte Regen oder durch Seewinde, abgekühlt wird. Ein ewiger Frühling blühet in dieſen geſegneten Gegenden, und bringt zu jeder Jahreszeit Früchte aller Art und ohne Zahl hervor. Der lieblichſte Geruch von tauſend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Köſtliche Früchte, welche alle andere in Indien an Wohlgeſchmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangustan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Färbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächſe Indiens und der philippiniſchen Inſeln wachſen hier. Wilde Thiere, als Elephanten, Tiger, Büffel ꝛc. bewohnen die Wälder; von zahmem Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber nur wenig Rindvieh. Es gibt hier auch Gold- und Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden, das hieſige Zinn gehört zu dem feinſten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Centner deſſelben ausgeführt, davon der größte Theil nach China verhandelt wird. Die Küſtenbewohner ſind Malaien (ſ. den Art.); im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menſchen, unter denen es auch Menſchenfreſſer gibt. Malakka beſteht aus mehreren kleinen Staaten, davon einige dem Reiche Siam zinsbar ſind, andere unabhängigen Fürſten gehorchen. Die Niederländer beſitzen hier die Stadt und den Hafen Malakka, mit 120,00 Einw. theils Niederländer und Portugieſen, theils Malaien, Chineſen, Malabaren und Mogolen. Zu dieſem niederländiſchen Gouvernement Malakka werden auch die Handelsfactoreien auf der Sundainſel Borneo gerechnet. Bis 1641 von 1509 an, beſaßen die Portugieſen Malakka, und ſeitdem die Niederländer; im letzten Kriege beſetzten die Britten Malakka und gaben es im Frieden zurück.

Malchus (Carl Auguſt), ward 1770 zu Mannheim geboren. Herzog Carl von Zweibrücken, welchem deſſen Vater als Burgvoigt diente, ſorgte für die Ausbildung der Anlagen des Knaben, der in ſeinem ſiebzehnten Jahre die Akademien zu Heidelberg und Göttingen beſuchte. Er fand eine nützliche Vorbereitung zu ſeiner Laufbahn in der Stelle eines Privatſecretärs des mainziſchen Staatsminiſters, Grafen von Weſtphalen, noch mehr aber im Jahre 1791, als er Geſandtſchaftsſecretär des, zum K. K. bevollmächtigten Miniſter am kurtrieriſchen Hofe ernannten Grafen wurde, da dieſer

Geſandtſchaft die damaligen Zeitverhältniſſe eine beſondere Wichtigkeit gaben. Als er den Geſandten nach Niederſachſen und Wien begleitet hatte, ging er nach Hildesheim, um die, zur Beſchützung der Neutralität des nördlichen Deutſchlands verſammelten Abgeordneten der mit Preußen verbündeten Fürſten zu beobachten, da der Geſandte ſelbſt, deſſen Hof jene Abſonderung der norddeutſchen Stände mißbilligte, ſich hatte entfernen müſſen. Er ſchrieb während dieſer Zeit, auf amtliche Anregung, verſchiedene, die Zeitverhältniſſe berührende kleine Schriften. Im Jahre 1799 trat er in die Dienſte des Hochſtifts Hildesheim, wo er als Domſecretär das Vermögen des Domkapitels verwaltete, und als Schatzactuar, deſſen Sachwalter in landſtändiſchen Angelegenheiten war. Er führte den bekannten Bauerprozeß, den er beſonders durch ſeine Schrift: „Ueber die hochſtift-hildesheimiſche Staatsverwaltung" glücklich beendigte, und erwarb ſich auch durch die Einrichtung des Schulden- und Steuerweſens der Exemten Verdienſte um den Staat. Als das Land an Preußen fiel, ward er Mitglied der Organiſations-Commiſſion, und gewann auch in dieſem Verhältniſſe durch muſterhafte Führung des Geſchäfts, durch Einrichtung des Schulden- und Steuerweſens, durch die von ihm vollzogene Aufhebung der Klöſter und Stifter, durch die Gründung eines ſtehenden, im Gewahrſam der Landleute befindlichen Getreidemagazins, viel Auszeichnung. Er wurde darauf Kriegs- und Domänenrath bei der halberſtadt-hildesheimiſchen Kammer; ſeine merkwürdigſte Laufbahn aber begann mit der Errichtung des Königreichs Weſtphalen. Im Jahre 1808 erhielt er die Stelle eines Staatsraths, wo er ſich vorzüglich mit dem Finanzfache beſchäftigte, ward in kurzer Zeit General-Director der Steuern, General-Liquidator der Staatsſchuld und General-Director der Amortiſationskaſſe, und wirkte, obgleich er die beiden letztern Stellen bald wieder abgab, thätig zur Begründung des Finanzſyſtems des neuen Staats. Während dieſer Zeit ward er mit verſchiedenen Sendungen beauftragt: nach Berlin, wegen Theilung der vorbehaltenen Staatsgüter; nach Hannover, zur Einrichtung der neuen Verwaltung bei dem Anfall des Landes an Weſtphalen; nach Paris, um Streitigkeiten über Staatsgüter auszugleichen, und endlich im J. 1813 an Kaiſer Napoleon, von welchem er die Milderung einiger harter Maßregeln gegen das Königreich erlangte. In demſelben Jahre ward er Miniſter des Innern und Graf von Marienrode. Die Angriffe gegen ſeine Verwaltung und ſeine Perſönlichkeit, welche er nach der Auflöſung des Königreiches erfuhr, ſuchte er durch die, bis jetzt unwiderlegt gebliebene Schrift: Ueber die Verwaltung des Königreichs Weſtphalen (Stuttgart 1814) abzuweiſen. Er ging nach Heidelberg, wo er den Wiſſenſchaften lebte, bis er im April 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfaches ernannt ward; als er aber nach einem Jahre entlaſſen wurde, kehrte er nach Heidelberg zurück. Im J. 1820 gab er ein, für Staatswirbſchaft wichtiges Werk: Darſtellung des Organismus der innern Staatsverwaltung u. ſ. w. (Heidelberg 1820) heraus, das im Hermes (St. 17) gründlich beurtheilt wird. Umſtändlichere, von ihm ſelber herrührende Nachrichten über ſeine Lebensverhältniſſe findet man im 3. Hefte des erſten Bandes der Zeitgenoſſen.

Maleachi oder **Malachias**, der letzte von den kleinen Propheten der Hebräer. Nach einer Ueberlieferung war er aus dem Geſchlechte Zabulon und zu Sopha nach der Rückkehr aus der babyloniſchen Gefangenſchaft geboren und ſtarb ſehr jung. Wahrſcheinlich lebte er gleichzeitig mit Nehemias. Seine Prophezeihung beſteht in Vor-

würfen gegen die Juden wegen ihrer Undankbarkeit, womit ſie die beſondere Gunſt Gottes erwiederten; wegen ihrer Nachläſſigkeit, womit ſie den Dienſt im Tempel verrichteten; und wegen der Ehen, welche ſie, dem Geſetz zuwider, mit fremden Weibern ſchlöſſen. Auch enthält ſie Drohungen des göttlichen Gerichts gegen die Unbußfertigen und eine Vorherverkündigung der Ankunft des Meſſias und ſeines Vorgängers, Johannes des Täufers, unter dem Namen Elijah. Sein Ausdruck verräth das Sinken der hebräiſchen Poeſie ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft.

Malebranche (Nicolas), wurde 1638 zu Paris geboren, wo ſein Vater königlicher Sekretär und Schatzmeiſter war. Sein kränklicher Zuſtand wurde die Urſache ſeiner Menſchenſcheu und Liebe zur Einſamkeit. Im 22. Jahre ſeines Alters begab er ſich in die Congregation des Oratoriums, wo er ſich ganz dem Studium der bibliſchen Geſchichte und der Kirchenväter widmete. Die Schrift des Descartes: de Homine, welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und ſcheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entſchiedendſte Neigung zur Philoſophie. Er wandte zehn Jahre auf das Studium der carteſianiſchen Grundſätze, und ſtellte endlich ſein berühmtes Werk de la Recherche de la Vérité (von Erforſchung der Wahrheit) an's Licht, welches durch ſeine tiefſinnige Originalität und die Eleganz der philoſophiſchen Schreibart großes Aufſehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verſchaffte, unter welchen Antoine Arnauld (des vraies et des fausses Idées, Cologne 1683, 8.) war. Der Zweck dieſes, in ſechs Bücher getheilten Werkes war, die allgemeinen Urſachen der Irrthümer, denen die menſchliche Erkenntniß unterworfen iſt, pſychologiſch zu unterſuchen, aber auch zugleich zu beſtimmen, was in derſelben Wahrheit ſei, und worauf ſich dieſe zuletzt gründe. Es iſt dieſes Werk ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchſchauenden Geiſtes, und enthält eine große Mannigfaltigkeit anziehender pſychologiſcher Beobachtungen und Winke. Das Prinzip ſeiner Vernunftkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden ſuchte, war der Satz: wir erkennen alle Dinge in Gott. Daß ſeine moraliſche Theorie noch nicht ganz geläutert war, ſieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für einen eben ſo guten Beweggrund zur Tugend erklärte, als den Wunſch nach Glückſeligkeit. Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1673, 12., wiederholt ebendaſelbſt 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateiniſch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutſch, Altenburg 1776—86. 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem ſchrieb er noch: Traité de la Nature et da la Grace, Rotterd, 1684: Traité de Morale, ebendaſelbſt 1684, 12. u. ſ. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelſten Charakter und von einer faſt überſpannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden war, ſtarb er 1715 zu Paris in ſeinem 77. Jahre. A—s.

Malesherbes ſ. Lamoignon.

Malfilâtre (Jacques-Charles Louis), geboren zu Caen im J. 1733, ſtudirte mit Auszeichnung bei den Jeſuiten dieſer Stadt, und entwickelte frühzeitig ſein Talent zur Dichtkunſt, durch welches er bei einem längern Leben ſich einen noch entſchiedenern Ruhm erworben haben würde. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht: Narcisse dans l'île de Vénus, empfiehlt ſich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der

Anlage bleibt manches zu wünſchen, aber das Einzelne iſt geiſtreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen ſich, ſo wie ſeine Ueberſetzungen, durch gelungene Stellen vortheilhaft aus; unter letztern ſind Ovid's Metamorphoſen in Proſa die wichtigſte. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, ſeinen, von Natur ſanften, leutſeligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke ſind in einer vollſtändigen Ausgabe erſchienen.

Malherbe (François de), ein Mann, den die Franzoſen als den erſten ihrer klaſſiſchen Lyriker verehren; geboren zu Caen gegen das J. 1555 in einer alten adeligen Familie, hatte zuerſt in ſeiner Vaterſtadt, dann zu Heidelberg und Baſel die Rechte ſtudirt, trat aber, als ſein Vater zur proteſtantiſchen Kirche überging, wie es ſcheint, aus Eifer gegen den katholiſchen Glauben, in Kriegsdienſte, und diente unter der Ligue. Er ſtarb als Kammerherr Heinrichs IV. im Jahre 1628, nachdem er unter ſechs franzöſiſchen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erſte Dichter ſeiner Zeit angeſehen. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langſamkeit, und pflegte zu ſagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Verſen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müſſe. Auch ſind ſeine Poeſien, größtentheils Gelegenheitsgedichte, nicht zahlreich. Sie beſtehen in Oden, Stanzen, Sonetten, Epigrammen, Chanſons u. ſ. w. (Oeuvres 1666. Paris; und mit ſeinem Leben Poésies de Malherbe, etc. Paris 1764. 8.) Malherbe hat es zuerſt verſucht, die franzöſiſche Sprache zur Majeſtät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit ſeiner Gedanken, die glückliche Wendung ſeiner Phraſen, die Wahrheit ſeiner Beſchreibungen, die Richtigkeit und Auswahl ſeiner Vergleichungen, die ſinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannigfaltigkeit ſeiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieſer Gattung. Bleibende Verdienſte hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Verſification der franzöſiſchen Sprache.

Mallet du Pan (Jacques), geb. zu Genf 1750, genoß in ſeiner Vaterſtadt des trefflichſten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verſchaffte ihm eine Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften zu Caſſel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit ſein Amt nieder und warf ſich in die Politik. Er ging nach Paris, wo er zuerſt die Annalen von Linguet fortſetzte. Panckouke übertrug ihm bald darauf den politiſchen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die unparteiiſchen Anſichten und Bemerkungen des Journaliſten allgemein. Aber ſobald die Revolution ausgebrochen war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich ſeine entſchiedene Neigung für eine gemiſchte Verfaſſung den Royaliſten nicht gefiel. Er verlebte vier Jahre, wie er ſelbſt erzählt, ohne zu wiſſen, wenn er ſich Abends niederlegte, ob er noch am nächſten Morgen leben oder frei ſein würde. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr ſicher war, ging er nach London, wo er den britiſchen Merkur herausgab. Dieſes Journal, das ein Gleichgewicht zwiſchen allen Parteien bewirken ſollte, mißfiel allen, ſo eifrig es auch geleſen wurde. Die Jacobiner erbitterte er durch die beſtändige Darſtellung ihrer Zügelloſigkeiten; nicht minder erzürnte er die Emigranten durch ſeine Bemerkungen über die falſchen Maßregeln, die man ergriffen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit abſprachen, geſtanden ihm wenigſtens große hiſtoriſche und politiſche Kenntniſſe und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig ſei. Die Unparteiiſchen ſahen in ihm die Unab-

hängigkeit des Charakters, die jeder haben ſoll, der von öffentlichen Angelegenheiten ſpricht. Er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die ſeine Geſundheit untergrub, und ſtarb 1809 zu Richmond bei ſeinem Freunde Lally = Tolendal. Ein anderer Mallet (J. H.) ſchrieb eine Geſchichte Dänemarks, der Schweiz, Heſſens, des hanſeatiſchen Bundes und lebte in Genf.

Malone (Edmund), ein geborner Irländer, hat ſich vorzüglich durch eine mit ſeltnem Fleiße und beharrlicher Kritik beſorgte Ausgabe der ſämmtlichen Werke Shakſpeare's (Lond. 1790. XI. 8.) bekannt gemacht, welche in England, ungeachtet der ſpätern Arbeiten von Steevens und Reed, noch immer ſehr geſchätzt wird und ziemlich ſelten geworden iſt. Man ſieht einer neuen Auflage derſelben entgegen, zu welcher er bedeutende Materialien hinterlaſſen hat. Sein Historical Account of the rise and progress of the english stage (Basil, 1800, 8.) ſteht ebenfalls in großem Anſehen, aber ſeiner Ausgabe von J. Dryden's critical and miscellaneous prosa works Lond. 1800, III. 8. wird der Vorwurf der Weitſchweifigkeit und einer unnöthigen Freigebigkeit mit Erläuterungen gemacht. Auch verdankt man ihm die Sammlung der Werke Joshua Reinold's (Lond. 1797. II. 4.)

Malpighi (Marcello), ein, durch ſeine anatomiſchen und phyſiologiſchen Unterſuchungen berühmter Phyſiker, geb. 1628 zu Crevalcuore im Gebiet von Bologna. Er ſtudirte Philoſophie und Medicin auf der Univerſität zu Bologna. Darauf ward er Doctor der Phyſik, und 4 Jahre nachher Lehrer der Medicin zu Bologna. Sein wachſender Ruhm bewog den Großherzog von Toscana, ihm die Profeſſur der theoretiſchen Arzneikunde auf der Univerſität Piſa anzutragen, welche er auch annahm, aber ſchon nach drei Jahren wieder aufgab, da die dortige Luft ihm nicht zuſagte. Er kehrte daher 1660 auf ſeinen Lehrſtuhl nach Bologna zurück. Hier ſetzte er ſeine Forſchungen mit großem Eifer fort, und war der erſte, der ſich zur Unterſuchung des Blutumlaufs des Mikroſkops bediente. Seine diesfallſigen Beobachtungen legte er in zwei Briefen an Borelli, de pulmonibus, dem Publikum vor. 1662 ging er als Profeſſor der Medicin nach Meſſina, gerieth aber bald mit den Galeniſten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn abermals zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Er ward 1669 Mitglied der königl. Geſellſchaft zu London, die in der Folge ſeine Werke auf ihre Koſten drucken ließ. Als der Kardinal Pignatelli 1691, unter dem Namen Innocenz XII., Papſt geworden war, berief er Malpighi nach Rom, und ernannte ihn zu ſeinem Arzte und Kammerherren. Dieſer aber ſtarb ſchon 1694. Die Werke Malpighi's ſind zahlreich. Außer der oben angeführten Schrift über die Lunge, gab er einzelne Abhandlungen heraus, über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Taſtorgan, den Bau der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. ſ. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei, und über die Drüſen. Auch ſchrieb er über die Anatomie der Pflanzen, und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewol er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, ſo trug er doch viel zur Vervollkommnung der neuern Phyſiologie bei, und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Eine Sammlung ſeiner Schriften erſchien zu London 1686 in 2 Foliobänden und correcter 1687 in Quart; ferner ſeine nachgelaſſenen Schriften zu London 1697 in Folio, und wiederholt zu Venedig und Leiden. Seine Consultationum medicarum Centuria gab Gasparini 1713 zu Padua

heraus. Als Praktiker iſt Malphighi nicht ausgezeichnet, da er chemiſchen Theorien ſeiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlaſſens bei den damals in Italien herrſchenden Seuchen gezeigt zu haben.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709; die blutigſte im ſpaniſchen Erbfolgekriege, welche Malborough und Eugen, die Heerführer der Verbündeten, gegen die Franzoſen unter Villars gewannen. Jene wollten nach der Eroberung von Tournay (Dornick), Mons (Bergen, die Hauptſtadt von Hennegau) einſchließen. Um dies zu verhindern, zog ihnen Villars entgegen; unter ihm diente aus freier Wahl ein älterer Marſchall, der edle tapfre Boufflers. Das franzöſiſche Heer war 70,000 Mann ſtark und hatte 80 Stück Geſchütz. Die Verbündeten aber, welche gegen 80,000 M. zählten und 140 Kanonen mit ſich führten, kamen dem Feinde zuvor und griffen ihn bei dem Gehölz in der Nähe der Dörfer Blangies und Malplaquet an. Marlborough befehligte die Engländer und die deutſchen Truppen im engliſchen Solde auf dem rechten Flügel, Eugen den Mittelpunkt des Heeres, Tilly und ein Graf Naſſau den rechten Flügel, wo die Holländer ſtanden. Den feindlichen rechten Flügel führte Villars an, den linken Boufflers. Der linke Flügel der Verbündeten ward in die Flucht getrieben; mit der größten Anſtrengung kämpfte Marlborough auf den rechten; zwölfmal hatte der Prätendent, Jacobs II. Sohn, der Ritter St. Georg, an der Spitze der franzöſiſchen Reiterei den Angriff erneuert: da entblößte Villars etwas den Mittelpunkt ſeines Heeres, um den linken Flügel zu verſtärken. In dieſem Augenblick ging Eugen vor, nahm die Verſchanzungen, die den feindlichen Mittelpunkt deckten, mit Sturm, und ſchlug die Garden zurück. Raſch eilte zwar der Marſchall von dem linken Flügel herbei, aber vergebens: er ward verwundet, ſein Mittelpunkt durchbrochen und die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war verloren. Gegen dreißigtauſend Todte und Sterbende bedeckten die Wahlſtadt. Die Franzoſen hatten kaum zehntauſend, die Verbündeten mehr als 20,000 Mann verloren. Der Sieger erbeutete weder Gefangene noch Kanonen; Boufflers führte das Heer in guter Ordnung zwiſchen le Quesnoy und Valenciennes zurück. Hierauf belagerten die verbündeten Mons und eroberten dieſe Stadt. K.

Malta, eine im mittelländiſchen Meere zwiſchen Sicilien und der afrikaniſchen Küſte gelegene Inſel, 4¾ deutſche Meilen lang, 2¼ breit und 6 QM. groß. Der Boden iſt verwitterter Felſen, der erſt durch Kunſt, indem man Erde aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden iſt. Eigentliche Berge ſind auf der Inſel nicht, aber viele Hügel und Steinklippen; zahlreiche Bäche bewäſſern ſie hinlänglich. Da es nur ſelten regnet, ſo müſſen ſich die Einwohner viele Mühe geben, um ihre Baumwollenpflanzungen zu begießen. Das Klima iſt heiß, doch durch Seewinde abgekühlt. Es friert niemals, und Zimmerheitzung iſt überflüſſig. Nirgend bleibt der Boden unbearbeitet, ſondern wird jedes Jahr beſäet; jeder Zoll Landes iſt benutzt, jedes Feld mit Mauern eingefaßt, und ſelbſt Felſen zerklopft man, um ſo eine Art von Sandboden hervorzubringen. Das heiße Klima bringt alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor, und zu einer großen Vollkommenheit. An Vieh, Geflügel Fiſchen und Honig fehlt es nicht. Ungeachtet der wenigen Erde, die den Felſenboden Malta's bedeckt, bringt es doch Getreide (aber nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner; das fehlende wird aus Sicilien geholt), Hülſenfrüchte, Gemüſe, Sodapflanzen, Baumwolle, Zucker-

rohr, Wein, ſchönes Obſt und edle Südfrüchte hervor. Die Pomeranzen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel übertreffen an Süßigkeit die italieniſchen; der Wein kommt dem ſpaniſchen gleich, wird aber wenig gebaut; die Trauben ſind ſehr ſchmackhaft, und werden meiſt ſo gegeſſen, oder gedörrt, ſelten zu Wein benutzt. Die Pomeranzen werden ſelbſt nach andern italieniſchen Ländern geführt, beſonders nach Genua und Venedig. Die Blumen ſind hier weit geruchreicher und ſtärker, beſonders waren die hieſigen Roſen ſchon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es faſt ganz; nur der ſüdweſtliche Theil der Inſel enthält etwas Holzung. Auf die Baumwolle wenden die Einwohner allen Fleiß, weil ſie den Hauptnahrungszweig ausmacht; ſie wird im März geſäet und reift im Sept. Man hat hier dreierlei Gattung, die indiſche, die Landbaumwolle und die gelbe. Sie wird entweder ganz roh ausgeführt oder geſponnen, und geht jetzt nach England. Jährlich wird für 80,000 Gulden Baumwolle ausgeführt. Von Mineralien gibt es Salz, welches aus dem Seewaſſer bereitet wird, Marmor, Alabaſter und gute Bauſteine. Fabriken und Manufakturen findet man nicht, alles ſchränkt ſich auf Baumwollenbereitung und das Spinnen derſelben ein; man verfertigt bloß aus Baumwolle etwas Zeug und Strümpfe. Der Handel und die Schifffahrt ſind bedeutend. Die Einwohner, deren Zahl 80,000 beträgt, — eine äußerſt beträchtliche Bevölkerung für ein ſo kleines und von Natur nicht begünſtigtes Ländchen, — ſtammen von den Arabern oder Saracenen ab, welche von 818 bis 1090 im Beſitz der Inſel waren, und ſind mit Italienern und Griechen untermiſcht. Sie reden eine, aus dem Italieniſchen und Arabiſchen vermiſchte Mundart, ſind geſchickte Handelsleute, Fiſcher und Seeleute, und bekennen ſich zur katholiſchen Religion. Die Hauptſtadt heißt La Valetta (ſ. d. Art.). Zu Malta gehören auch die zwei kleinen Inſeln Gozzo und Comino (2 QM. mit 14,000 Einwohner). Malta wurde 1530 von Carl V. dem Johanniter-Orden als ein Lehn des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitze 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszuſtehen, nöthigten ſie aber endlich nach großem Verluſt zum Abzug, und blieben bis 1798 im Beſitz der Inſel. Damals nahm Buonaparte auf ſeinem Zuge nach Aegypten dieſelbe ein; La Valetta ergab ſich verrätheriſcher Weiſe ohne Widerſtand. Im Jahre 1800 mußte ſich die franzöſiſche Beſatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine ſtrenge Blokade die Inſel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Inſel an den Orden, unter neutraler Garantie, verſprochen, allein England trug Bedenken, dieſe Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb ſie den Engländern, welche durch ſie, durch die joniſchen Inſeln und Gibraltar, das mittelländiſche Meer völlig beherrſchen. Großbritannien hat den Einwohnern ihre Rechte, Freiheiten und Religion zugeſichert, und in der innern Verfaſſung wenig geändert; die Inſulaner erwählen ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden aus ihrer eigenen Mitte. Die Koſten dieſer Beſitzung, die Unterhaltung eines Gouverneurs, eines Commandanten und einer Beſatzung von 6,000 Mann, überwiegen bei weitem die Einnahme, welche Großbritannien von dieſer Inſel zieht. 1819 ſtiftete der König von England als Souverain von Malta den St. Georg und St. Michaelsorden.

Malter wird vorzüglich ein Getreidemaß genannt. In Oberſachſen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wiſpels, mithin 12 Scheffel; in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In

Hammerwerken und Kohlenbrennerei iſt es ein Holzmaß von 48 bis 80 Kubikfuß.

Malteſerritter, ſ. Johanniterritter.

Malz iſt Gerſte, Weizen oder Hafer, die durch Einweichen im Waſſer bis zum Keimen gebracht und, nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge, (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) ſchnell getrocknet worden ſind. Durch dieſen anfangenden Vegetationsproceß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißſtoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Subſtanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geiſtige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seeſtädte (Danzig, Stralſund, Königsberg) treiben mit Malz ſtarken Handel, und in Stralſund bilden die Malzarbeiter ſogar ein eignes Gewerbe. F.

Mälzl oder Mälzel (J.), Mechaniker in Wien, bekannt als der Erfinder des Panharmonikons, iſt aus Regensburg gebürtig (ungefähr 1776 geb.) und erhielt den Titel eines k. k. öſter. Hofmechanikers. Das Panharmonikon ahmt mittelſt mehrerer Walzen und Blasbälge ein ziemlich vollſtändiges Orcheſter nach, indem es durch dieſe die Inſtrumente ſelbſt in Bewegung ſetzt; beſonders iſt von Kennern die Kraft und Beſtimmtheit der Blasinſtrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden. Mälzl hat ſich damit an vielen Orten hören laſſen, namentlich 1807 zu Paris, 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kunſtwerk, einen Trompetenautomaten hören zu laſſen. (S. auch Taktmeſſer). Vor einigen Jahren ließ er ſeine Automaten und die kempenſche Schachmaſchine in London ſehen.

Mamelucken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sklav), nannte man ſchon früh die, aus den Gegenden des Kaukaſus herſtammenden Sklaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausämter verwalteten und ſich hernach zu den wichtigſten Staatswürden emporſchwangen. Sie machten jedoch kein beſonderes Corps aus. Als aber im 13. Jahrh. Dſchingischan den größten Theil Aſiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Nodſchmaddin, Sultan von Aegypten, deren 12,000, Mingrelier, Tſcherkaſſen, meiſtens aber Türken aus dem Kaptſchak, ließ ſie in allen kriegeriſchen Geſchicklichkeiten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, welches bald zügellos und rebelliſch wurde. Schon unter ſeinem Nachfolger miſchten ſie ſich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah, und ernannten (1254) einen aus ihrer Mitte, den Mamelucken Ibegh, zum Sultan von Aegypten. Die Herrſchaft der Mameluken in Aegypten dauerte 263 Jahre. Während dieſer Zeit war die Oberrſchaft gewöhnlich dem Kühnſten unter den Mamelucken zu Theil geworden. Auch hatten die Mamelucken während dieſer Zeit verſchiedene Eroberungen in den benachbarten Provinzen gemacht, und die Franken (1291) ganz aus dem Orient vertrieben. Selim I. ſtürzte dieſes mächtige Reich, nachdem er die Hauptſtadt deſſelben, Kairo, 1517 mit Sturm eingenommen hatte. Er ſetzte zwar einen türkiſchen Statthalter (Paſcha) über Aegypten, ſcheint aber doch durch die Umſtände genöthigt geweſen zu ſein, die 24 Beys, welche die verſchiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbeſtehen zu laſſen. Die Verfaſſung hat, ohne beſondre Veränderung, über 200 Jahre beſtanden. Aber ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangte das Anſehen der Mamelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein ſolches Uebergewicht über die Regierung der Osmanen in Aegypten, daß die

Regierung der Osmannen in Aegypten, daß die Macht der letztern völlig in Nichts verſank, und der von der Pforte ernannte Paſcha ganz nach den Willen der Mamelucken handeln mußte. Dieſes Uebergewicht verſchaffte ihnen vorzüglich ſeit 1766 Ali Bey, welcher mit unumſchränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit des franzöſiſchen Einfalls ſpielten die Mameluckenbeys, namentlich Murat Bey, eine wichtige Rolle. Die Mameluken, die durch ganz Aegypten zerſtreut ſind, und deren Anzahl vor mehreren Jahren 10—12,000 Mann betrug, gegenwärtig aber ſehr vermindert iſt, pflanzen ſich meiſtens durch Sklaven fort, die aus den Gegenden zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere nach Kairo gebracht werden. Man zwingt ſie zum Glauben Mohammeds und bildet ſie zu Kriegern. Sie gelangen nachher zu Staatsämtern und werden oft ſelbſt Beys; denn nur Mameluken können dieſe Stelle erhalten. Die Mameluken bilden eine gute Reiterei; ſie ſind ſehr gut bewaffnet und beritten. Sie griffen die Franzoſen, als dieſe in Aegypten gelandet waren mit der größten Wuth an, konnten aber dem europäiſchen Artilleriefeuer nicht lange widerſtehen, und mehrere gingen von ihnen bald zu den Franzoſen über. Dem jetzigen Paſcha von Aegypten, Mohammed Ali, iſt es ſeit einigen Jahren gelungen, ſich ein Uebergewicht über die Beys zu verſchaffen, und ſie größtentheils aus Aegypten zu verdrängen (ſ. Aegypten).

Mammuth, ſ. Organiſche Ueberreſte.

Mänaden (von μαινομαι, ich raſe), hießen die Bacchantinnen, die Prieſterinnen des Bacchus, ſ. d. Art.

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunſt, daß das Zeitmaß eines Tonſtücks immer langſamer werde, und der Ton allmälig ſchwinden ſoll.

Mancheſter, große und wichtige Fabrikſtadt Englands, 37 deutſche Meilen von London, in Lancaſterſhire, in einer ſehr hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanale und am ſchiffbaren Fluſſe Irwell, an deſſen linkem Ufer Salford, eine Vorſtadt von Mancheſter, liegt, und durch eine ſchöne ſteinerne Brücke von zwei Bogen mit der Stadt verbunden iſt. Die Stadt iſt unregelmäßig; der neuere Theil derſelben iſt ſehr freundlich gebaut, hingegen iſt der ältere Theil, der Sitz der Fabriken, von alter Bauart. Einer der ſchönſten Theile von Mancheſter iſt der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte ſchöne Häuſerreihe mit einer Teraſſe, von der man auf den vorbeifließenden Fluß hinabſieht. Die Stadt mit der Vorſtadt enthält 16,400 Häuſer und 111,000 Einw., welche vorzüglich von den wichtigen Fabriken ihren Unterhalt ziehen; denn ſie iſt der Mittelpunkt der engl. Baumwollenfabrikation, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafſchaften beſchäftigt. Es befinden ſich daher hier mehr als 200 Fabriken von Mancheſter, Nanquin, Piqué, Kattun, Muſſelin, gedruckten Halbtüchern und Band; auch Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und Eiſengießereien. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die vortrefflichen Kanalverbindungen, beſonders der Kanal des Herzogs von Bridgewater, verbunden mit der vortrefflichſten Maſchinerie, tragen zur Beförderung des Gewerbfleißes ſehr viel bei. Auch befinden ſich zu Mancheſter große Handelshäuſer und eine Börſe. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir die Collegialkirche, ein ſchönes gothiſches Gebäude, das in 2 Theile getheilt iſt, wovon der neuere Theil ſehr geſchmackvoll eingerichtet iſt. Merkwürdig iſt auch die große, nach dem Lancaſterſchen Syſteme eingerichtete Freiſchule in einem Gebäude, zwar nur von einem Stockwerk,

Bayerische Staatsbibliothek München

aber von anſehnlicher Länge. Mancheſter hat mehrere Wohlthätigkeitsanſtalten, eine öffentl. Bibliothek von 18,000 Bdn. und eine Geſellſchaft, für Naturwiſſenſchaften, welche ſich durch die Herausgabe mehrerer gemeinnütziger Abhandlungen ſehr verdient gemacht hat.

Mandarin iſt eigentlich ein portugieſiſches Wort (von mandare, befehlen, und bezeichnet jeden öffentlichen Militär- oder Civil-, geiſtlichen oder weltlichen Beamten im chineſiſchen Reiche, ſeine Würde ſei groß oder klein. Das chineſiſche Wort dafür iſt Quang oder Quang-fu. Man erkennt den Grad der Würde an Pfaufedern und der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth iſt die erſte, dann folgen blau, weiß, vergoldet und verſilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchſichtig. Außerdem ſieht man bei Hofe noch zwei andere Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Bruſt und auf den Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Kolao's, (d. i. Kabinetsminiſter) und Prinzen haben runde, nicht nur auf der Bruſt und dem Rücken, ſondern auch auf den Schultern ihrer Gewänder. Ferner ſieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die bloß von den Vornehmſten und ſolchen getragen wird, denen der Kaiſer Erlaubniß dazu ertheilt, als Miniſtern, Vicekönigen, Verſchnittenen, u. ſ. w.

Mandat, 1. Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; 2. eine landesherrliche Verordnung, oder auch eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Daher ein Prozeß, der mit einem ſolchen Mandat anfängt, Mandatsprozeß heißt. 3. hießen Mandate, Territorial-Mandate, eine Gattung Papiergeld, das zur Zeit der republikaniſchen Verfaſſung in Frankreich in Umlauf geſetzt wurde. Nachdem die Aſſignaten (ſ. d. Art.), denen Robespierre einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgeſunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlöſung angewieſen hatte, wieder frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Beſtreitung der Kriegskoſten und andrer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, ſchuf ſie dieſes neue Papiergeld unter dem Namen der Mandate, die im Grunde nichts anders als ebenfalls Aſſignate waren, denn auch ſie waren Anweiſungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Aſſignaten einen doppelten Vorzug. Erſtlich hatten ſie eine ſpecielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Aſſignate nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandate jeden Augenblick realiſirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weigerung und Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, ſobald er ſich deshalb melden und den vierten Theil des Preiſes hinterlegen würde, ſofort eingeſetzt werden ſollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Mill., aber bald darauf (18. März 1796) für 2,400 Mill. erſchaffen. Man gab ihnen zwar einen allgemeinen gezwungenen Cours, wodurch es zwar der Regierung gelang, die Koſten des bevorſtehenden Feldzugs damit zu beſtreiten, allein kaum war dies geſchehen, als ſie ebenfalls faſt zu nichts herabſanken; ſie wurden daher theils eingewechſelt und vernichtet, theils verſchwanden ſie von ſelbſt. Statt unter ſeiner Laſt zu erliegen, verdankt Frankreich dieſem Papiergelde ſeine Rettung. Das Uebel trug durch ſein Uebermaß ſein Heilmittel zugleich in ſich, und auch hier, wie im ganzen Laufe

der Revolution, waren die Wirkungen immer anders, als man erwartet hatte.

Mandeln, ſind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes, Amygdalus, L. Die ſüßen ſind wegen ihres fetten und milden Oeles ſehr nährend, von angenehmen Geſchmack und dienen ſowol zur Speiſe, als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Oel, was ihnen den unangenehmen Geſchmack und die betäubenden Eigenſchaften gibt. Dieſe äußern ſich bei Thieren, als Hunden, Katzen, Vögel ꝛc., oft ſehr ſtark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum ſtammt aus dem ſüdweſtlichen Aſien und aus Nord-Afrika, iſt jedoch jetzt auch in dem mittägigen Europa einheimiſch, und wird ſelbſt hin und wieder in Deutſchland, wegen ſeiner zeitigen und ſchönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier ſelten reife Früchte. Er gleicht äußerlich dem Pfirſichbaum. Die beſten Mandeln von langer Form kommen aus Malaga, eben ſo geſucht werden die aus Valenzia und die italieniſchen Ambroſinmandeln. Sicilianiſche und provenzialer ſind eine Mittelſorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln ſind Mandeln mit der Schale.

Mandeville (Bernard de), ein holländiſcher Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geboren war, in England lebte und 1733 ſtarb, iſt durch ſeine irreligiöſen Schriften berüchtigt, welche der Abdruck ſeines Lebens waren. Unter dieſen iſt am meiſten bekannt: 1) ſeine Fabel von den Bienen (the fable of the Bees or private vices made public benefits. Lond. 1714. 6 Ed. 1732. 2 Vol. 8.; franz. Ueberſ. 1740. 8. Der zweiten Ausgabe iſt eine Enquiry into the origin of moral virtues als Rechtfertigung beigefügt). Er behauptete hier, daß die Tugend nur ein künſtliches Erzeugniß der Klugheit und Eitelkeit ſei, auch der Luxus und die Laſter der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Geſellſchaft gereichten, und ſelbſt die Verbrechen nützlich ſeien, inſofern ſie dazu dienten, eine gute Geſetzgebung einzurichten; 2) freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation. 3) Unterſuchungen über den Urſprung der Ehre und über den Nutzen des Chriſtenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen ſeiner frühern Ideen und Anſichten widerſpricht.

Mandoline (italieniſch Mandola, Mandora), ein kleines mit vier Saiten bezognes, lautenartiges Inſtrument, welches ſowol mit einem Federkiel, als mit einem Finger der rechten Hand geſpielt wird. Man hat auch dergleichen Inſtrumente mit ſechs und mehr Saiten, die folglich der Laute noch ähnlicher ſind.

Mandſchu, Mandſchuren oder Bogdier. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandſchuren und die Tunguſen, deren gemeinſchaftlicher Urſprung an ihren Volksſagen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen iſt, gehören zu dem mandſchuriſchen Völkerſtamm, der im öſtlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weitläuftige Länder und Wüſten bewohnt, und auch noch jetzt ſehr mächtig iſt, da eine mandſchuriſche Fürſtenfamilie über China herrſcht. In den älteſten Zeiten waren ſie unter dem Namen Kin oder Njudſchen bekannt; ſeit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Korea in der öſtlichen Tatarei bis an's Oſtmeer und den Amur. Sie empörten ſich 1114, unter Okota, gegen die Kitanen, und ſtifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynaſtie ſo genannt wird, indem ſie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitſong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, ſelbſt an, entriß ihnen Petſcheli

und Chenſi und zwang Weytſong, ihm einen Theil von China, und deſſen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, ſo daß dieſem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vaſallen der Kin, fielen unter Taitſong's Nachfolgern ab, und nöthigten ſie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. 1208 verweigerte Dſchingischan ihnen den Tribut, ſchlug ſie 1212 und 1213 völlig, machte ſich von der Abhängigkeit los, und legte dagegen den Kin Tribut auf. Dieſen verſagte nun auch 1215 Ningtſong, China's Beherrſcher aus der Dynaſtie Song. Durch Dſchingischan verlor jenes Volk Chenſi 1221; Oktai ſetzte den Krieg gegen daſſelbe fort (1230), und eroberte ihr Reich unter Gnaitſong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erſchienen ſie erſt 1556 wieder, unter dem Namen der Mandſchu. Sie hatten in Leatong (einem Erblande der kaiſerlichen Familie in Pina, zwiſchen der Scharra-Mongolei und Korea) Aufnahme gefunden, aber ſchon 1616 fielen ſie unter Tienming in China ein, und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiſer Weytſong 1643 in ſeiner Reſidenz an, und beſiegte ihn. Der Kaiſer erhängte ſich, und in ihm erloſch die Dynaſtie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie in China. Jetzt verglich man ſich mit den Mandſchu. Tſonte vertrieb den Li aus Peking, ſtarb aber mitten unter ſeinen Eroberungen, welche ſein Sohn 1644 vollendete, ſeit welcher Zeit die Mandſchu Regenten dieſes Landes ſind. — Unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehen keine Mandſchu, denn, als die Ruſſen nach Sibirien kamen, verließen ſie zum Theil ihre Wohnplätze, die ſie in Oſtſibirien, vom Baikal bis an das mongoliſche Gebirge und um den Amurfluß, inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China, die aber blieben, und ſich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertſchinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfene Mandſchuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Grenze, in welchem Tunguſen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei ſind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komiſcher Sänger Italiens. Er trug beſonders zu der Revolution bei, welche gegen die Mitte des 18. Jahrh. mit der alten franzöſiſchen Muſik zu Paris vorging, indem er zuerſt die Franzoſen für die neue italieniſche Muſik empfänglich machte. Um das J. 1750 ſtand er als erſter Sänger an der Spitze einer Geſellſchaft von Sängern italieniſcher Intermezzo's. Sein komiſches Talent zog unaufhörlich das Publikum in ſeine Vorſtellungen, und erwarb ihm einen ſolchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg daraus entſtand. Er debutirte mit der Serva Padrona von Pergoleſi, die Alle bezauberte. Bald bildete ſich eine Gegenpartei, welche die alte franz. Muſik gegen dieſe Neuerer in Schutz nahm. So entſtanden die Buffoniſten und Antibuffoniſten. Unter den Schriftſtellern die an dieſem Streite Theil nahmen, bemerkte man vornehmlich J. J. Rouſſeau und Grimm.

Manes, ſ. Mani.

Manen (Manes), bei den Römern, die Seelen der Verſtorbenen. Man nannte ſie auch Laren, wenn ſie wohlthuend, Larven oder Manien, wenn ſie ſchädlich waren. Einige hielten ſie auch für die böſen und guten Genien der Menſchen, welche dieſe bei ihrem Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdiſchen Göttern, glaubte aber, daß ſie bisweilen auf der Erde erſchienen, und als Geſpenſter ſichtbar würden. Insbeſondere ſollten ſie an drei

Tagen des Jahres, den 30. Aug., 4. Oct. und 7. Nov. die Oberwelt beſuchen; daher dieſe Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geiſter der Verſtorbenen auf das gute oder böſe Schickſal der Lebenden, beſonders derer, mit denen ſie ehemals genau verbunden geweſen, den mächtigſten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete ſich ſehr, ſie zu beleidigen. Da man annahm, daß ſie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, ſo verehrte man die Begräbniſſe ſehr, und brachte den Manen Opfer (inferiae) und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium, und lud die Manen deſſelben feierlich ein, ſich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß ſie außerdem noch lange auf der Oberwelt, zur Qual der Lebenden, herumirren und den Körper ſuchen möchten. Man glaubte ferner, daß ſie an Blut Wohlgefallen hätten, ſchlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verſchiedene Thiere, beſonders ſolche, die dem Verſtorbenen lieb geweſen waren, und verbrannte ſie mit dem Leichnam.

Manichäer, ſ. Mani.

Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieſer merkwürdigen Sekte, den die Orientalen Mani, die Kirchenväter Manes und ſeine Anhänger Manichäus nannten, hat die Geſchichte zwei verſchiedene Nachrichten; doch zuverläſſiger, als die arabiſche aus dem 10. Jahrh., die ihn zu einem vornehmen Magier, kunſtreichen Maler und chriſtlichen Prieſter macht, übrigens aber nichts merkwürdiges Neues von ihn ſagt, ſcheint die viel ältere, in den chriſtlichen Kirchenſchriftſtellern aufbehaltene Erzählung zu ſein. Nach dieſer kam er im Knabenalter als Sklave, unter dem Namen Kubrikus, zu einer begüterten Wittwe in Perſien, bei der er die 4 Bücher des Scythianus, eines ſonſt nicht bekannten ägyptiſchen Schwärmers, deſſen Schüler Terebinthus oder Buddas, ſie ihr hinterlaſſen hatte, unter dem Titel Geheimniſſe, Hauptſtücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand, und daraus eine, aus chaldäiſch-dualiſtiſchen Ideen und gnoſtiſchen Mythen gewobene Welt und Geiſterlehre ſchöpfte. (Vergl. d. Art. Dualismus und Gnoſis). Nach dem Tode ſeiner Herrin ihr Erbe, nannte er ſich Mani und verſuchte, ähnlich dem ſpätern Mohammed, auf den Grund dieſer Bücher eine neue Religionsphiloſophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf ſeiner Weisheit an den Hof Sapors (Schabours), Königs von Perſien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieſes Königs unter ſeiner Behandlung ſtarb, dafür mit Gefängniß büßen. Seine vorher ausgeſendeten Schüler brachten ihm dahin Kunde von dem Widerſtande, den das Chriſtenthum ihnen entgegengeſetzt habe. Ueber dem Leſen der heil. Schriften der Chriſten kam er nun auf den Gedanken, zur Reinigung des Chriſtenthums von jüdiſchen und hierarchiſchen Verunſtaltungen und zur Ausbreitung einer von den Apoſteln verſchwiegenen Geheimlehre berufen, ja ſelbſt der im N. T. verheißne Tröſter zu ſein. Nachdem er ſich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Feſte an den Grenzen Meſopotamiens, neue Jünger geſammelt hatte, ſuchte er, unter dem Namen eines Apoſtels Jeſu Chriſti, nach der arabiſchen Erzählung auch begünſtigt von Sapors (272 n. Chr.) Nachfolger Hormisdes (Hormuz), die Chriſten in jenen Gegenden zu ſeiner Lehre zu bekehren. Bei dieſen Bemühungen ſoll er von Archelaus, einem chriſtlichen Biſchofe zu Kaskar (Charrä) in Meſopotamien, in zwei Disputationen überwunden, bald auch wieder am perſiſchen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Be-

fehl des Königs Varacces (Baharam) hingerichtet (die chriſtliche Nachricht ſagt geſchunden) worden ſein. Von einem ewigen Gegenſatze des Guten und Böſen ausgehend, die Philoſopheme Zerduſcht's mit willkürlich gedeuteten bibliſchen Lehren verſchmelzend; hat ſein Syſtem vom Chriſtenthum wenig mehr als die Sprache. Es nimt zwei, von einander unabhängige Grundweſen an, das Gute, den geſtaltloſen Gott im Reiche des Lichts, das Böſe, Hyle oder Teufel, von koloſſaler Menſchengeſtalt in der Finſterniß der Materie, jenes verſtärkt durch zwei, anfänglich erzeugte Ausflüſſe, Sohn und Geiſt, und ſtärker als dieſes; jedes von unzähligen, von ihm ausgegangenen, gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen, oder über einander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Waſſer, heitre Luft, mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Böſen Finſterniß oder Erde, trübes Waſſer, ſtürmiſche Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder ihm angemeßene Geſchöpfe hervorgingen. Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräfte der Finſterniß gewahrte die geſchlagene Partei auf hohen Grenzgebirgen das, dem Teufel vorher ganz unbekannte Lichtreich. Um es zu erobern, machte der Teufel Friede mit den Seinigen, dagegen der gute Gott die Mutter des Lebens, und aus dieſer den Menſchen erzeugte, um ſeine Heere gegen die Böſen anzuführen. Dieſer Aeon wollte ſie durch Liſt und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtſeelen, ſelbſt ſein eigner Sohn, der leidensfähige Jeſus, vom Teufel und ſeinen Aeonen verſchlungen wurden. Der heilige Geiſt, von Gott zu Hülfe geſendet, feſſelte zwar die Feinde und ſchuf das Weltgebäude (die Erde), das auf den Schultern der Rieſen Omophorus und Splenditenes ruht, welche die Manichäer verehren; dafür aber erzeugte der Teufel, um das Böſe in die Welt zu bringen, die Menſchen, deren Körper und ſinnliche Seele ſeinem Reiche angehören, und deren vernünftige Seele von dem, in jenem Kampfe vom Teufel verſchlungnen Lichtſtoff genommen iſt. Nun ſehnten ſich die Menſchen aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn Gottes, Chriſtus, (den Mani vom leidensfähigen Jeſus unterſcheidet), deſſen Kraft in der Sonne, deſſen Weisheit im Monde wohnt, mußte daher in die Welt kommen, um die, noch von der Finſterniß gehaltenen Lichtſeelen zu befreien. Dieſer Erlöſer wurde nicht Menſch; was das neue Teſtament von dem Menſchenleben Jeſu erzählt, war nur Schein und Schattenſpiel, ſelbſt ſein Tod und ſeine Auferſtehung; aber ſeine Leiden ſind Sinnbilder der, an den verderbten Menſchen nöthigen Läuterung durch Entſagung, Tod und neues Leben, inſonderheit ſeine Kreuzigung eine Allegorie von der Qual der Seelen, die an der Materie hängen, wie am Kreuz. Dieſe Erlöſung geſchieht nur durch den Unterricht, den der Tröſter (Mani), als Stellvertreter des heiligen Geiſtes aus den Reden Chriſti und ſelbſt empfangenen Offenbarungen kund macht. Mani's Chriſtenthum iſt daher eine bloß moraliſche Anſtalt, indem das alte Teſtament ganz verworfen, das neue aber nur nach ſeiner Deutung gebraucht wird. Nach dem Tode nimt er Reinigung der Seele durch Feuer und Waſſer, doch keine Auferſtehung des Leibes an. Die Vollkommenen ſollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommenern erſt nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, in denen ſie büßen und ſich läutern, die Unverbeſſerlichen aber, obſchon auch zur Seelenwanderung beſtimmt, ewige Höllenſtrafe leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jeſus,

das aus den Aeonen der Finſterniß wieder herausſtrömend, auf die Erde fällt und ſie befruchtet, und der lebendige Geiſt reiniget auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den ſie den Menſchen geben, ſich im Dienſte des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brot, ſondern nur Geld als Almoſen an Nichtmanichäer ſpenden durften. Erzürnt über dieſen Erfolg, erregen jene teufliſchen Kräfte Ungewitter und andere phyſiſche Uebel. Das ganze Drama beſchließt ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlöſten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Feſſeln. Zwiſchen ſeinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewig Wache, daß beides geſchieden bleibe, wie es vom Anfang war. Mit dieſem Religionsſyſteme, das in den Büchern des Scithianus und Mani's eignen Zuſätzen, Briefen und apokryphiſchen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchſtücken, welche man in alten Schriftſtellern, beſonders des heiligen Auguſtinus gegen die Manichäer findet, vorhanden iſt, hängt die manichäiſche Sittenlehre genau zuſammen. Sie theilt die Manichäer in zwei Claſſen, die Auserwählten ſollten ſich des Weines, des Fleiſches und aller thieriſchen Nahrung, der Ehe, des Beiſchlafs, der Muſik, des Beſitzes irdiſcher Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beſchädigung der Pflanzenwelt, ja ſelbſt des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Betrachtung widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommeneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten ſie ſich und die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth ſuchen. Aller Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Apoſteln, unter denen Thomas, Buddas und Akuas, nach dem die Manichäer auch Akuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den manichäiſchen Gemeinden ſtanden Biſchöfe, (Mani hatte 72 dazu geweiht), Aelteſte und Diaconen vor, ſämmtlich aus der Klaſſe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten dieſe Geiſtlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratiſch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andre ſinnliche Hülfsmittel des Gottesdienſtes hatten ſie nicht; ihre Gottesverehrung beſtand aus Geſang, Gebet, Vorleſung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten ſie ohne Wein, die Taufe verſchoben ſie, wie die Chriſten der erſten Jahrh., oft in's reifere Alter. Von den Feſten der Chriſten begingen ſie nur das Gedächtniß des Todes Jeſu und den Sonntag, dieſen mit ſtrengem Faſten. Im März feierten ſie Mani's Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Verſammlungsſälen ein, auf fünf Stufen erhabener prachtvoller Lehrſtuhl für den, im Geiſt anweſenden Mani ſtand. Sie wollten für Chriſten gehalten ſein, mußten aber, ungeachtet des, ihnen ſelbſt von Gegnern zugeſtandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch ſeit der Mitte des 4. Jahrh. härtere Verfolgungen erdulden, als andre Ketzer. Bis zu dieſem Zeitpunkt hatten ſie ſich ſchnell genug aus Perſien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinaſien nach Nordafrika und ſelbſt bis Italien ausgebreitet. Der heilige Auguſtinus, der ihre Irrthümer am eifrigſten beſtritten hat, war in ſeiner Jugend neun Jahre Zuhörer unter ihnen geweſen. In Nordafrika, wo ſie viele, obwol nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Biſchöfen hatten, wurden ſie im 5. Jahrh. von den Vandalen, im römiſchen Reiche, beſonders in Italien, wo-

hin einzelne Haufen derſelben ſich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdecrete chriſtlicher Kaiſer und durch biſchöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Perſien unterdrückt, zogen ſie ſich ſeit dem Anfange des 6. Jahrh. theils in das noch heidniſche öſtliche Aſien, wo ſie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben ſcheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück, und traten in ſpätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianiſten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein (vergl. dieſe Art.), doch iſt ihr Name im Mittelalter ketzeriſchen Parteien und Geſellſchaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Canonicis, oft ohne hinlänglichen Grund, und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. E.

Manier und Manierirt. Mit dieſen Ausdrücken, im weiteſten Sinn, bezeichnet man in den Künſten vorzüglich diejenigen Eigenſchaften eines Kunſtwerks, die nicht aus ſeinem Weſen ſelbſt, ſondern aus der Individualität des Künſtlers hervorgegangen ſind, mithin tadelhafte Eigenſchaften, da, gewiſſe Fälle ausgenommen, die Kunſt nach möglichſter Objectivität ſtreben ſoll; im engern Sinn ſind ſie gleichbedeutend mit Künſtelei und gekünſtelt, doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne ſpricht man von Manieren in der Muſik und verſteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder vermittelſt kleinerer Noten zwiſchen den gewöhnlichen Noten vorgeſtellt werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelſchlag, Schleifer, Vorſchlag, Nachſchlag, Bebung u. ſ. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen gehören alle diejenigen Noten, die aus der Zergliederung der melodiſchen Hauptnoten und aus der Vermiſchung derſelben mit Nebennoten entſtehen, und von welchen man einige mit beſondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. ſ. w. Zu dieſen gehören theils die vorhin angezeigten beſtimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbeſtimmter Form, womit die Melodie einer Soloſtimme, beſonders in Adagioſätzen, oft verziert wird.

Manifeſt. Mit dieſem Namen pflegt man die Erklärungen zu bezeichnen, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den ſtreitenden Mächten öffentlich bekannt gemacht werden, um die rechtfertigenden Urſachen des Krieges darzuſtellen. Die Benennung hat ihren Urſprung in den Worten Manifestum est etc. (Kund und zu wiſſen ꝛc.), womit ſich die in frühern Zeiten gewöhnlich in lateiniſcher Sprache abgefaßten Kundmachungen dieſer Art anzufangen pflegten. Die Form, in welcher die Manifeſte abgefaßt werden, iſt die der offnen Briefe, das heißt, ſie beginnen mit einer kurzen Anrede an das geſammte Publikum, und ſind mit der einfachen Unterſchrift des Regenten verſehen. Verſchieden von ihnen ſind, die Deductionen und Darſtellungen der Beweggründe, und die ſogenannten Exposés des motifs; erſtere ſind gleichfalls officielle, an das geſammte Publikum gerichtete, aber nur ſelten im Namen des Regenten abgefaßte, und von ihm nicht unterſchriebene Schriften in Form eines juriſtiſchen Libells; wogegen ſich dieſe, die gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſind, durch ihre weniger juriſtiſche Form unterſcheiden; letztere ſind, mit Ausnahme von Deutſchland, beinahe allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauch geblieben. Der Ge-

brauch der Manifeſte dagegen hat ſich allgemein bis auf unſere Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das ſich über ſo viele bis dahin allgemein für nothwendig geachtete Formen hinwegſetzte, erließ auch in den letzten Zeiten keine Manifeſte mehr, ſondern es erfolgten nur Bothſchaften des Kaiſers an den Senat, Proclamationen an das Heer und Ausfälle im Moniteur. C. Z.

Manilius (Marc.) ein römiſcher Dichter, wahrſcheinlich aus dem Zeitalter des Auguſtus, deſſen übrige Lebensumſtände unbekannt ſind. Merkwürdig iſt er weniger als Dichter überhaupt, als wegen des Gegenſtandes, den er beſungen. Er iſt nämlich der einzige unter den Römern, der, mit dem Aratos wetteifernd, es verſucht hat, ein aſtronomiſches Lehrgedicht zu verfertigen. Was wir noch davon haben, beſteht aus 5 Büchern unter der Aufſchrift: Astronomica, iſt aber nicht das Ganze. Als ein ſolches hat es keinen hohen poetiſchen, aber wol einen wiſſenſchaftlichen Werth; doch finden ſich manche einzelne wirklich ſchöne und gelungene Stellen, wohin beſonders die Eingänge gehören, auch die Stellen von der Milchſtraße im 2. B. Hauptausgaben ſind von Bentley, London 1739, 4. und von Stöber (Straßburg 1767, 8.).

Manipel, manipulus, ſ. Legion.

Manipulation, Behandlung, beſonders die magnetiſche, ſ. Magnetismus.

Manko-Kapak, der Stifter und erſte Inka des peruaniſchen Reichs, deſſen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, ſein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte ſie gebildet und mit verſchiedenen nützlichen Beſchäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte, innerlich und als höchſte und unbekannte Gottheit, Pachakamak, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, ſichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, ſeine Mutter, verehren, und befahl, letztere für die Wohlthaten, womit ſie die Menſchen überhäufte, Opfer darzubringen.

Manlius (Marcus), mit dem Beinamen Capitolinus, ein tapferer, aber auch ſehr ehrgeiziger und ränkeſüchtiger römiſcher Patrizier und Conſular. Als die Gallier, unter Brennus im J. der Stadt 364 Rom erobert und das Capitol, nach mißlungenem Sturm, eingeſchloſſen hatten, verſuchten ſie, in einer finſtern Nacht, die Felſenburg durch plötzlichen Ueberfall zu gewinnen. Schon hatten ſie den Fuß der Mauer erreicht; die Wachen, auf die gewöhnte Unerſteigbarkeit derſelben bauend, hatten ſich vom Schlaf überwältigen laſſen, und die überall herrſchende Stille erfüllte die Feinde mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, um ſo mehr, da ſie eine Stelle in der Mauer entdeckt hatten, die zu erklettern war: als der Schlummer der Beſatzung durch das Geſchrei einiger Gänſe, die der Juno geheiliget waren, geſtört wurde. Alles ſtürmte jetzt zu den Waffen, und Manlius war der erſte, welcher den Ort der Gefahr erreichte. Zwei Gallier hatten bereits die Zinne der Mauer erſtiegen: einer fiel unter ſeinem Schwerte; den andern ſtürzte er durch einen Stoß mit dem Schilde hinab. Sein Beiſpiel befeuerte die übrigen; das Capitol war gerettet, und die Tapferkeit des Manlius ward belohnt durch den ehrenvollen Zunamen Capitolinus. Ein ſpäterhin von ihm gethaner Geſetzvorſchlag, dem Volke die Steuern abzunehmen, brachte den Senat wider ihn auf, und er ward, als ein Unruheſtifter verhaftet, mußte aber auf die einmüthige Foderung des Volks, das ihn

als ſeinen Wohlthäter verehrte, wieder frei gelaſſen werden. Sein unruhiger Geiſt führte ihn nun immer weiter; zuletzt trachtete er ſogar nach der Oberherrſchaft, ſo daß die Volkstribunen ſelbſt ſeine Ankläger wurden. Er ward zum Tode verdammt, und im J. Roms 371 von dem tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen Torquatus, ein berühmter römiſcher Conſul und Feldherr, ein Sohn des Manlius Imperioſus. Bei einem lebhaften Geiſte gebrach ihm das Talent, gut zu ſprechen. Sein Vater, der ihm deshalb nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sklaven zurück. Dies Verfahren ſchien dem Volkstribun Marcus Pomponius ſo ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um ſich deshalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen ſeinen Vater ſeinetwegen verfolgen ſah, eilte mit dem Dolche in der Hand zum Tribun, und ließ ihn ſchwören, von ſeiner Anklage abzuſtehen. Dieſe Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächſten Jahre zum Kriegstribun wählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren einer den tapferſten Römern zum Zweikampf foderte. Manlius nahm die Ausfoderung an, erlegte ſeinen Gegner und ſchmückte ſich mit der goldnen Halskette (torquis) deſſelben. Davon erhielt er den Beinamen Torquatus, der auf ſeine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erſte Römer, der, ohne Conſul geweſen zu ſein, dieſe Würde bekleidete. Darauf ward ihm mehrmals das Conſulat ertheilt; unter andern war er Conſul im J. 340 v. Chr. Geb. während des Krieges der Lateiner. Gegen die ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer ſeinem Gliede ſich kein Römer in ein Gefecht einlaſſen ſolle, nahm ſein Sohn, eingedenk des Sieges ſeines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausfoderte. Er war ſiegreich und legte die Beute des Feindes ſeinem Vater zu Füßen. Dieſer aber wendete ſich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesſtrafe, in die er verfallen ſei, an ihm zu vollziehen. Dieſes Beiſpiel der Strenge verſchaffte dem Manlius den pünktlichſten Gehorſam. Er beſiegte wenige Tage darauf die Feinde am Viſiris, während ſein Mitconſul, Decius Mus, ſich für das Vaterland dem Tode weihte. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatſtand zurück, den er bis an ſeinen Tod nicht verließ. Man nannte nach ihm ſprichwörtlich Manliana edicta alle Verordnungen, in denen eine beſonders ſtrenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, ſ. Geſchlecht.

Manna heißt der eingetrocknete, klebrige, blaßgelbe, durchſichtige, ſchleimichtſüße Saft, den einige Gattungen der Eſche im ſüdlichen Europa, beſonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Subſtanz auch aus verſchiedenen andern Gewächſen, z. B. aus den Runkelrüben gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieſer Manna liefernden Gewächſe mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieſer Pflanzen gehört zu dem Geſchlecht des Hahnenkopfs (Hedysarum) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige geweſen ſei, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabiſchen Wüſte genoſſen. Auch in Amerika gibt es Gewächſe, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannbarkeit, ſ. Pubertät.

Manngericht, Mannengericht, ſ. Mannrecht.

Mannheim, ehemals die Hauptſtadt der Pfalz am Rhein, jetzt die zweite Reſidenz des Großherzogs von Baden und die Hauptſtadt des Neckarkreiſes des Großherzogthums Baden, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwiſchen den dies- und jenſeitigen Rheingebirgen, an dem Einfluſſe des Neckars in den Rhein, über welche beide Flüſſe jetzt Schiffbrücken führen. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1540 Wohnhäuſer und 18,000 Einw. Sie iſt eine der regelmäßigſten Städte Deutſchlands, bildet einen länglichen Zirkel, und wird durch 11 längs- und 10 querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerſchnitten. Die Straßen ſind ſchnurgerade, reinlich und mit ſchönen Häuſern beſetzt. Die Straße, welche von dem nun abgebrochenen Heidelbergerthore bis zum Rheinthore führt, iſt zum Theil mit einer doppelten Reihe von Akazien, die mit Ketten umſchloſſen ſind, verſehen. Die Feſtungswerke wurden nach dem Lüneviller Frieden geſchleift, und an ihre Stelle ſind blühende Gärten gekommen. Auf dem, mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzten Paradeplatze iſt ein marmorner, aber waſſerleerer Springbrunnen mit meiſterhaft von Crepello gegoſſenen Statuen. Der ſchöne große Marktplatz iſt mit einer, vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meiſterhand des van der Brand geziert. Das weitläuftige und prächtige, 750 Fuß lange Schloß nimt die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt ein. Es iſt in Anſehung ſeines Umfanges eines der bedeutendſten in ganz Deutſchland, und beſteht aus drei ſehr großen Vierecken. Der linke Flügel des Schloſſes brannte bei der Belagerung im J. 1795 großentheils ab, nur die äußern Mauern ſind ſtehen geblieben; der rechte Flügel, von dem Kurfürſten Carl Theodor erbauet, war der Kunſt und den Wiſſenſchaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergallerie, doch bei weitem nicht ſo bedeutend als ſonſt, wo ſie neun Säle füllte, ein Naturalienkabinet, welches durch den Regierungswechſel auch etwas verloren hat, eine Sammlung von Gypsabgüſſen der bedeutendſten Antiken, eine Antiquitätenſammlung, welche außer den, in der Pfalz gefundenen, römiſchen Steinen auch eine Anzahl, größtentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen enthält, und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Unter allen geiſtlichen Gebäuden in Mannheim macht das vormalige Jeſuitencollegium nebſt der Hof- oder Jeſuitenkirche den größten Eindruck. Der, mit Säulen vom feinſten pfälziſchen Marmor gezierte, hohe Altar iſt äußerſt geſchmackvoll und die in Fresco gemalte Decke eine der ſchönſten in Deutſchland. Dieſe Kirche hat zwei Thürme, zwiſchen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel ſoll vom Boden an 250 Fuß betragen. Nach dem Schloſſe iſt das ſchönſte weltliche Gebäude in Mannheim das Zeughaus, von impoſanter Größe und geſchmackvoller Einfachheit. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß, und enthält vier Stockwerke. Die Decke des erſten Stocks ruht auf zwei Reihen von 28 Fuß hohen ſteinernen doriſchen Säulen. Hinter dem Zeughauſe iſt ein, von einer Mauer umſchloſſner, großer Kugelgarten. Auch das Kaufhaus iſt ein ſchönes Gebäude, welches ein ganzes Viereck einnimt. Es ruht auf 72 ſteinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen machen. In dieſem Bogengange werden die Meſſen gehalten, und hinter ihm befinden ſich mancherlei Kaufläden. In dem Gebäude befinden ſich auch das Hofgericht, das Stadtamt, das Polizeiamt, eine Commiſſions- und eine Leihanſtalt, die Mehlwage und der

Packhof. Das Schauſpielhaus iſt ein großes Gebäude von 3 Stockwerken und 900 Fuß im Umfange. Die daran befindliche ſchöne Bilderarbeit iſt von der Hand des van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den ſchönen Redoutenſaal. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man beſonders ein Gymnaſium nebſt einer Bibliothek, eine Handlungsſchule, einen botaniſchen Garten und eine Sternwarte, ein, in Form eines Achtecks, 107 Fuß hohes Gebäude, und mit Inſtrumenten ſehr reichlich verſehen. Von Fabriken ſind hier bloß eine Stückgießerei, eine Steindruckerei, eine Krapp-, eine Tapeten-, eine Leim- und 6 Tabaksfabriken. Bekannt iſt auch das ſogenannte mannheimer Waſſer, eine Art von Liqueur. Obgleich einige Handelshäuſer bedeutende Geſchäfte machen, ſo iſt Mannheim doch keine eigentliche Handelsſtadt. Der Speditionshandel iſt von einiger Wichtigkeit; und wird durch die Rhein- und Neckarſchifffahrt begünſtigt. Man zählt 100 Handelsleute und 5 Buchhandlungen. Die Arbeiten der Handwerker und Künſtler ſtehen in der ganzen Gegend in großem Anſehen. Auch die Bleichanſtalten verdienen Erwähnung. Die Stadt iſt mit vielen ſchönen Gärten umgeben, und der Gartenbau iſt hier ſehr vollkommen; beſonders wird ein ſtarker Hopfenbau getrieben. Unter den öffentlichen Spaziergängen ſind vorzüglich zu bemerken der Schloßgarten, eine neue, ſchöne, engliſche Anlage von dem Schloſſe bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausfluſſe des Neckars in den Rhein gelegene Inſel mit freundlichen Anlagen. Wo jetzt die Stadt Mannheim ſteht, lag ſonſt ein bloßes Dorf gleiches Namens, wo Kurfürſt Friedrich IV. 1606 ein feſtes Schloß Friedrichsburg und eine Stadt anlegte, welche vorzüglich von Niederländern, die wegen Religionsbedrückuug ihr Vaterland verlaſſen hatten, bevölkert wurde. Der dreißigjährige Krieg, (vorzüglich die Jahre 1622, 1631 und 1644), bedrohete die neue entſtehende Stadt mit dem Untergange und verurſachte ihr vielen Schaden. Nach dem weſtphäliſchen Frieden kehrten die vertriebenen Einwohner wieder zurück, die zerſtörten Gebäude wurden wieder aufgerichtet, aus Schutt und Aſche erhob ſich eine neue Stadt. Allein 1688 wurde durch die Franzoſen ganz Mannheim der Erde gleich gemacht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten nach allen Gegenden hin. In dieſem Zuſtande verblieb die Stadt, bis 1699 der Kurfürſt Friedrich Wilhelm einen Theil der Bürgerſchaft wieder zuſammenbrachte, und 1720 der Kurfürſt Carl Philipp ſeine Reſidenz dahin verlegte, von wo ſie ſich zur bedeutendſten Stadt in der Pfalz erhob. 1777, als Baiern an den Kurfürſten von der Pfalz als Erben gefallen war, kam die Reſidenz nach München. Im franzöſiſchen Revolutionskriege litt Mannheim durch Belagerung und Beſchießung. Durch den 1801 zu Lüneville geſchloſſenen Frieden fiel es an das Haus Baden.

Mannrecht hieß ehedem dasjenige Recht, nach welchem adelige Vaſallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnet man auch damit und mit dem Worte Manngericht, Mannengericht das, aus den Vaſallen eines Lehnsherrn beſtehende Gericht, vor welchem ſich der Vaſall, wenn zwiſchen dem Lehnherrn und ihm Streit entſtanden war, ſtellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen; Mannrichter, der Richter bei einem ſolchen Gericht; Mannbote, Manntag u. ſ. w. Doch ſind dieſe Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Manus, einer der berühmteſten Helden der alten Deutſchen, ein Sohn Thuiskons, welcher nach ſeinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Er war der Mars der Deutſchen. Sein Bildniß, in der Rieſengeſtalt eines altdeutſchen Kriegers, mit einer Thierhaut

bekleidet, einen Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, ſtehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn bald für den Adam, bald für den Noah in der bibliſchen Geſchichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und Muth ausgerüſteten Menſchen.

Manomēter, ſ. Daſymeter.

Manſard (François), ein berühmter Baumeiſter, geb. zu Paris 1598. Auch ſein Vater, Pierre Fançois, war Baumeiſter, ſtarb aber ſo frühzeitig, daß er den Unterricht ſeines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb ſich durch ſein Genie bald großen Ruf; ſeine Arbeiten ſchmücken nicht nur Paris und deſſen nächſte Umgebungen, ſondern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace iſt nach ſeinen Zeichnungen bis an das große Geſims aufgeführt worden; und es iſt zu bedauern, daß es ſeinen Neidern gelang, ihn ſpäter davon zu entfernen. Manſard ſtarb als erſter königlicher Baumeiſter 1666. Er entwickelte in ſeinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, einen feinen Geſchmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile ſeiner Kunſt, dabei war er ſehr ſtreng in ſeinen Foderungen an ſich. Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palaſt des Louvre zu entwerfen, und fand die Arbeit Manſard's ſo vortrefflich, daß er das Verſprechen von ihm verlangte, ſeinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. Manſard aber verweigerte dieſe Zuſage, um ſich die Freiheit vorzubehalten, ſeine Arbeit noch verbeſſern zu können. Das Luſtſchloß Maiſons wird für ſein Meiſterwerk gehalten. Von ihm haben die gebrochnen Dächer, die er zuerſt angab, den Namen Manſarden.

Mansfeld, eines der älteſten gräflichen Geſchlechter in Deutſchland, das von dem Schloſſe Mansfeld, im ehemaligen oberſächſiſchen Kreiſe, ſeinen Namen hatte. Es war in 2 Haupt- und mehrere Nebenlinien abgetheilt, die aber 1780 in männlichen Erben ganz ausgeſtorben ſind, und hat mehrere verdienſtvolle Helden und Staatsmänner erzeugt. Unter den alten mansfeldiſchen Grafen hat ſich Hoyer, der 1115 in dem Treffen bei Welfsholz blieb, um den Kaiſer Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf von Mansfeld, erklärte ſich für Luthers Sache, und war in dem Religionskriege eine der vornehmſten Stützen der Proteſtanten. Volrath, Graf von Mansfeld, ſein fünfter Sohn, zeichnete ſich als Krieger aus, und rettete im Treffen von Montcontour durch einen ſchönen Rückzug einen Theil der deutſchen Reiterei. Er ſtarb 1578. Peter Ernſt, Graf von Mansfeld, war Statthalter von Luxemburg und Brüſſel, und ſtarb 1604 in ſeinem 87. Jahre mit dem Titel eines Fürſten des römiſchen Reichs. Carl, Prinz von Mansfeld, ſein rechtmäßiger Sohn, that ſich im flandriſchen und ungariſchen Kriege hervor, und ſtarb 1695 ohne Nachkommen. Peter Ernſt von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter Ernſt von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von ſeinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernſt von Oeſterreich, in der katholiſchen Religion erzogen, und leiſtete, nebſt ſeinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden, und dem Kaiſer in Ungarn wichtige Dienſte, daher ihn Kaiſer Rudolph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde ſeines Vaters und die Güter, die er in den ſpaniſchen Niederlanden beſeſſen hatte, gegen das gegebene Verſprechen vorenthielt, ward er ſo mißvergnügt darüber, daß er ſich 1610 zu den proteſtantiſchen Fürſten ſchlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichſten Feinde des Hauſes Oeſterreich

wurde. Dem Widerſtand, den er und einige kleine Reichsfürſten leiſteten, iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß Oeſterreichs damaliger Plan, ganz Deutſchland zu unterjochen, vereitelt wurde. Mansfeld vereinigte ſich 1618 mit den mißvergnügten Böhmen, denen er ſelbſtgeworbene Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Kurfürſten, Friedrich von der Pfalz, verwüſtete dabei beſonders die Staaten geiſtlicher Fürſten, wurde öfters geſchlagen, aber nie überwunden. Mit engliſchem und franzöſiſchem Gelde warb er (1625) ein Heer, mit welchem er in die öſterreichiſchen Erbſtaaten dringen ſollte. Er ward zwar (25. April 1626) bei Deſſau von Wallenſtein geſchlagen, ſetzte aber doch ſeinen Marſch bis Ungarn fort, um ſich mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor zu vereinigen. Als dieſer aber ſeine Geſinnung änderte, entließ Mansfeld ſeine Truppen, und wollte, mit einem kleinen Gefolge, über Venedig nach England gehen. Er ward aber in einem Dorfe unweit Zara krank, ſtarb 1626 im 40. Lebensjahre, und wurde zu Spalatro begraben. Mansfeld gehörte unter die außerordentlichen Menſchen, und war einer der größten Generale ſeiner Zeit. Aus ſeinen erlittenen Niederlagen ging er immer furchtbarer als vorher hervor. Er trotzte kühn allen Gefahren und Beſchwerden. Mit großem Verſtande, der ſich beſonders in ſeinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredtſamkeit und eine unerſchöpfliche Liſt. Er war der Schrecken ſeiner Feinde. Den Condottieren der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er ſeine Truppen, nach der Sitte des Jahrhunderts, durch Raub und Plünderung. Man verglich ihn daher mit Attila. Er ſelbſt verſchwendete die geraubten Schätze wieder, und blieb arm. Er erwartete den letzten Augenblick ſeines Lebens völlig gewaffnet und ſtehend, auf zwei ſeiner Adjutanten geſtützt. Wolfgang, Graf zu Mansfeld, hatte ebenfalls an den Angelegenheiten des dreißigjährigen Krieges bedeutenden Antheil. Von den beiden Linien des Hauſes Mansfeld ſtarb die eislebiſche oder lutheriſche 1710 aus. Von der katholiſchen Linie erhielt Graf Heinrich Franz 1690 vom K. Carl II. von Spanien das Fürſtenthum Fondi im Königreiche Neapel, und Kaiſer Leopold I. ertheilte ihm 1711 die reichsfürſtliche Würde. Heinrich Paul Franz, letzter Graf von Mansfeld und Fürſt von Fondi, verkaufte das Fürſtenthum Fondi und ſtarb 1780 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter brachte ſeine Allodialgüter durch Heirath an das fürſtliche Haus Colloredo, welches daher den Namen Colloredo-Mansfeld führt.

Mansfield (William Murray), Lordoberrichter, ein ſehr berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Perth in Schottland 1705. Sein Vater war Graf David Flormont. Als 14jähriger Jüngling auf der Schule zu Weſtminſter, zeichnete er ſich ſchon durch Beredtſamkeit aus, und wurde 1723 zu Oxford im Christ. Church College aufgenommen. 1731 bereiſte er Frankreich und Italien und widmete ſich von nun an ganz der gerichtl. Praxis als Redner, 1742 ward er Sollicitorgeneral und 1756 Oberrichter der Kingsbench auch Geheimerrath. Seine Beredtſamkeit unterſtützte eine harmoniſche Stimme und eine würdige Stellung, ſeine Sprache war rein, ſein Styl nervig und klar, ſeine Faſſunskraft ſchnell und ſein Gedächtniß ſcharf. Daher traten ihm frühere Rechtsfälle ſchnell lebhaft vor's Auge. In Kolonien und Prieſenſachen nahm der Geheimerath ſelten einen andern Beſchluß als ſeine Abſtimmung. Er redete immer kräftig für Duldung und Religionsfreiheit. Die Miniſterialcoalition von 1757,

welche für Großbritanien ſo ſehr vortheilhaft war, war meiſt ſein Werk. Lord-Kanzler wollte er nicht werden und 1788 legte er ſeine Würde nieder, und wiewol ſeine Körperkräfte ſeitdem abnahmen, ſo blieb doch ſein Geiſt ungeſchwächt. Die franz. Revolution mit ihren Folgen machte den Greis für ſein Vaterland und deſſen Zukunft beſorgt. 1793 ſtarb er auf ſeinem Landſitz bei Kenwood.

Manſo (Joh. Caſp. Fried.), geb. zu Zella, im Herzogthume Gotha, 1759, erhielt den erſten Unterricht, der ſich größtentheils auf die alten Sprachen beſchränkte, im väterlichen Hauſe von Privatlehrern. Dadurch ward er früh mit den römiſchen Klaſſikern vertraut. Noch vor ſeinem 17. Jahre hatte er die meiſten von ihnen mehrmals durchgeleſen, und im Griechiſchen, welches er meiſtens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Heſiod und Theokrit überſetzt. Zu frühen Verſuchen in der Poeſie weckten ihnen theils die romantiſchen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntſchaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Ueberſetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im 17. Jahre beſuchte er das Gymnaſium zu Gotha. In Jena, wo er 4½ Jahr, zuletzt als Erzieher im Hauſe des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld, lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philoſophie über. Von der Univerſität kehrte er zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerſtelle annahm und zugleich, ſeit 1783 am Gymnaſium, zuerſt als Collaborator, ſpäter als Profeſſor, lehrte. 1790 ward er als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnaſium in Breslau berufen, und übernahm drei Jahre darauf, als erſter Profeſſor und Rector, die Leitung dieſer Anſtalt. In wie engen Freundſchaftsverhältniſſen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefſammlungen, die nach Garve's Tode erſchienen ſind. Manſo iſt als Dichter und Proſaiker, als Ueberſetzer, Humaniſt und äſthetiſcher Kunſtrichter bekannt. Von ſeinen Ueberſetzungen ſind die bekannteſten Virgil's Landbau, Bion und Moſchus, der König Oedipus des Sophokles und das befreite Jeruſalem; letzteres unvollendet. Wenn auch dieſen Ueberſetzungen das Verdienſt möglicher Treue nicht beigelegt werden kann, ſo ſind doch in denſelben gelehrte Kenntniſſe und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen. Unter ſeinen eignen Gedichten iſt ſeine Kunſt zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendſte, die Epiſtel an Garve über die Verläumdung der Wiſſenſchaften iſt als philoſophiſches Gedicht nicht ohne Verdienſt. Auch in den zwei Bänden ſeiner vermiſchten Schriften finden ſich unter dem Namen, poetiſche Wälder, zwei Bücher vermiſchter Gedichte. Es ſind didaktiſche und lyriſche Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, zum Theil freie Nachbildungen und unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anſpricht. Von Manſo's proſaiſchen Schriften nennen wir ſeine Verſuche über einige Gegenſtände aus der Mythologie der Griechen und Römer; ſeinen Verſuch zur Aufklärung der Geſchichte und Verfaſſung von Sparta, und ſein Leben Conſtantin des Großen, insbeſondere aber ſeine ſpäter erſchienene Geſchichte des preußiſchen Staats ſeit dem Hubertsburger Frieden.

Manſon (Marie Françoiſe Clariſſe) ſ. Fualdes.

Mantegna (Andrea), einer der berühmteſten italieniſchen Maler, geb. zu Padua 1431. Seine großen Talente bewogen ſeinen Lehrer Squarcione ihn an Kindesſtatt anzunehmen. Er übte ſich vorzüglich im Zeichnen nach Antiken Statuen, malte ſchon in ſeinem 17. Jahre ein großes Altarblatt in der Kirche der heiligen Sophia zu Padua, erregte bald die Eiferſucht ſeines Meiſters, und begab ſich in den Dienſt des Marcheſe Lodovico Gonzaga nach

Mantua, wo er eine große Schule eröffnete. Hier malte er auch ſeinen großen Triumph des Julius Cäſar, ein Gemälde, für welches in Mantua ein eigner Palaſt erbaut wurde, um es gehörig aufſtellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Gallerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua (1630) verloren, und befindet ſich jetzt in dem königl. Palaſt Hamptoncourt bei London. Der Marcheſe ernannte den Künſtler zur Belohnung zum Ritter. Mantegna ward hierauf vom Papſt Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu malen. Hierauf vollendete er eine Menge trefflicher Bilder. Eines ſeiner ſpäteſten und vorzüglichſten iſt die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemälde er die Schutzheiligen von Mantua nebſt dem Marcheſe Giov. Franc. Gonzaga, abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Carl VIII. Heer erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzoſen weggeführt. In der Dresdener Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Er ſtarb 1506 zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angeſehen werden. Mantegna war ſtark in der damals ſeltenen Perſpective; ſeine Behandlung war ſtets ſtreng und trocken. Sein Sohn Francesco Mantegna, war ebenfalls Maler, und malte die Kapelle, in welcher ſein Vater begraben wurde. Wahrſcheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihnen verwandt. Zu ſeinen Schülern ſoll auch Correggio gehören.

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Grenze von Argolis, berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (ſ. d. Art.) in ihrer Nähe (362 v. Chr. Geb.) über die Spartaner erfocht.

Mantua, italieniſch Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einſchluß der kleinen Fürſtenthümer Caſtiglione und Solferino, eine Provinz des Gouvernements Mailand bildet, und auf 41 QM. 231,000 Einw. zählt. Es hatte, als kaiſerliches Reichslehn, ſeine eignen Herzoge, aus dem Hauſe Gonzaga. Der letzte Herzog, Carl IV., wurde, weil er in dem ſpaniſchen Erfolgekriege die franzöſiſche Partei gehalten, 1703 von dem Kaiſer in die Reichsacht erklärt, und ſtarb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieſer Zeit blieb Oeſterreich in dem Beſitz des Landes, und vereinigte es 1785 ganz mit den mailändiſchen Landſchaften, mit denen es die öſterreichiſche Lombardei bildet. 1797 ward es von Buonaparte mit zur ciſalpiniſchen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Oeſterreich 1814 wieder Beſitz davon nahm. Die Hauptſtadt Mandua liegt in einem See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt nur vermittelſt zweier Dämme oder Hauptbrücken in die Stadt, beide aber können von eben ſo viel Forts und andern aufgeworfenen Werken beſtrichen werden. Die Stadt ſelbſt iſt von einer ſtarken Mauer umgeben, und überdies durch eine Citadelle gedeckt. So iſt Mantua durch Natur und Kunſt eine Feſtung vom erſten Rang. Die Gaſſen ſind meiſtens breit und grade, und zum Theil mit ſchönen Häuſern beſetzt. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciskaner, die Kirche der vormaligen Jeſuiten mit ihrem zur Sternwarte eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palaſt und Palazzo della Giustizia, die Gebäude der 1625 geſtifteten Univerſität, das Zeughaus, die Judenſynagoge, die Mühle der zwölf Apoſtel, der in Geſtalt eines T erbaute Palaſt del Te mit ſeiner Gemäldegallerie, die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, und die damit vereinigte Maler- und Bauakademie ge-

hörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerſt verwüſtet, als durch Verſchulden Balduins del Monte die Kaiſerlichen im J. 1630 ſich mit ſtürmender Hand ihrer bemeiſterten. Nachher erholte ſich Mantua wieder, ſeitdem aber kein Hof mehr daſelbſt war, hat es an Einwohnern und Fabriken ſehr abgenommen, und die Zahl der Einw. (jetzt 23,000) verminderte ſich noch mehr, als die wichtige Feſtung Mantua eine große Rolle in den Kriegen zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ſpielte. 1796 eroberten ſie die Franzoſen durch eine enge Blokade, indem ſie Wurmſer zwangen, ſich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben, 1799 ward ſie den Franzoſen von den Oeſterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entriſſen, aber im Anfange des J. 1801, in Folge des, nach der Schlacht von Marengo geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, wieder übergeben. Nach dem pariſer Frieden räumten ſie die Franzoſen ohne Belagerung. Die Stadt, oder eigentlich das ganz nahe gelegene Dorf Pietola (ehemals Aedes) iſt der Geburtsort Virgils.

Manufakturen heißt man Werkſtätte, wo Waaren im Großen verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verſchiedenen Arbeiten Statt findet. (Ueber den eigentlichen Unterſchied zwiſchen Fabrik und Manufaktur ſehe man den Art. Fabrik). Die Manufakturarbeiten haben ihre größte Vollkommenheit in England durch die möglichſte Theilung der Arbeit erreicht. Denn je weiter die Theilung der Arbeit geht, deſto vollkommner wird nicht nur jeder Arbeiter in ſeiner Beſchäftigung, ſondern es wird auch mehr Arbeit in derſelben Zeit geliefert, und der Erzeugungspreis muß mithin geringer ſein. Dazu kommt noch, daß ſich bei der Theilung der Arbeit Maſchinen am beſten und vortheilhafteſten anwenden laſſen, welche ebenfalls nicht bloß zur Vollkommenheit der Erzeugniſſe, ſondern auch zur Niedrigkeit ihres Preiſes beitragen.

Manumiſſion, bei den Römern die feierliche Handlung, durch welche ein Sklave freigelaſſen wurde, ſ. Freigelaßne. Conſtantin der Große übertrug nach ſeiner Bekehrung zur chriſtlichen Kirche auf ſolche alle feierliche Handlungen des Heidenthums. So erlaubte er den chriſtlichen Herren, an Feiertagen und beſonders am Oſterfeſte vor dem Altar Knechte dadurch frei zu geben; daß der Herr den Freigelaßnen in Gegenwart der Gemeinde den Freibrief auf's Haupt legte.

Manuſcripte (Handſchriften). Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das Hauptſächlichſte erwähnt werden. Alle noch vorhandenen alten Manuſcripte ſind entweder auf Pergament oder Papier geſchrieben. Das Papier iſt theils ägyptiſches (aus der eigentlichen Papyrusſtaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina, um's Jahr 706 nach Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und ſich in Gemeinſchaft mit dieſem noch bis in die Mitte des 14. Jahrh., jedoch mehr in griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften, erhalten hat), theils Linnenpapier, deſſen Erfindungszeit, welche man in die erſte Hälfte des 13. Jahrh. ſetzt, indem man ſich auf eine, auf daſſelbe geſchriebene Urkunde, vom J. 1243 ſtützt, noch immer ſtreitig iſt. Die früheſte Erwähnung der Schreibfedern findet man im 7. Jahrh. Von den Dinten war die ſchwarze die gewöhnlichſte, und iſt ſehr alt; nur war die älteſte nicht mit Vitriol verſetzt, wie die unſrige, ſondern ſie beſtand gewöhnlich aus Ofenſchwärze, Ruß von Harz und

Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. ſ. w. Auch rothe Dinte findet man ſchon in alten Zeiten in den Handſchriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchſtaben, die erſten Zeilen und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber, Rubrikator) geſchrieben. Etwas ſeltner, doch häufig genug, findet man in alten Handſchriften auch blaue Dinte; noch ſeltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber ſchrieb man entweder ganze Handſchriften (welche jedoch wegen ihrer Koſtbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchſtaben damit. In Anſehung der äußern Geſtalt theilen ſich die Manuſcripte in Rollen (Volumina, die älteſte Art, auf welche in ſpätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihre Gedichte ſchrieben), und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche Codices). Die Schreiber der Manuſcripte waren bei den Alten meiſtentheils Freigelaſſene oder Sklaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benediktiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubrikatoren beſſerten und ſchmückten nachher die Handſchriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als dieſe äußern Umſtände und Merkmale, ſind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. ſ. w. einer Handſchrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchſtaben, mit denen ſie geſchrieben ſind. Die Beurtheilung des Alters der griechiſchen Manuſcripte nach den Schriftzügen iſt ſchwerer, als die der lateiniſchen. Nur ſo viel läßt ſich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechiſchen Handſchrift deſto leichter, gefälliger und flüchtiger ſind, je älter ſie iſt, daß ſie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer ſteifer werden. Der Mangel oder das Daſein der griechiſchen Accente iſt unbeſtimmt und entſcheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griechiſche Handſchriften, als aus dem 7., höchſtens 6. Jahrh. finden. Die Schriftzüge der lateiniſchen Manuſcripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derſelben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verſchiedenen Geſtalt und dem Charakter, welche ſie bei verſchiedenen Völkern oder in gewiſſen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica, etc., wozu ſeit dem 12. Jahrh. die ſogenannte gothiſche kam, welches eine künſtlich abgeſchärfte und eckige Minuskel iſt), eingetheilt, und bei jeder dieſer Schriftarten wieder einzelne Regeln feſtgeſtellt, nach welchen man das Alter einer Handſchrift beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgemeinere hier erwähnt werden. Vor dem 8. Jahrh. wird man ſelten Interpunktionen antreffen, auch nach eingeführter Punktation können aus dem 13. und den folgenden Jahrh. noch Manuſcripte ohne Interpunktion, aber mit Abſetzen der Worte vorkommen; Handſchriften, die keine Kapitel- oder andere Abtheilungen haben, ſind immer alt; der ſogenannte Cuſtos, Wurm, oder die Wiederholung des erſten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden, gehört in das 12. und in ſpätere Jahrhunderte. Je weniger und leichtere Abbreviaturen eine Handſchrift hat, deſto älter iſt ſie. Endlich hängen in den älteſten Handſchriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erſt ſeit dem 9. Jahrh. iſt das Abtheilen der Worte zum allgemein herrſchenden Gebrauch geworden. Auch die Geſtalt der arabiſchen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerſt in Manuſcripten aus der erſten Hälfte des 13. Jahrh. findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handſchrift

bei. Verſchiedene Manuſcripte haben am Ende eine deutliche Beſtimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen ſie geſchrieben worden ſind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieſer Unterſchrift nicht gleich für erwieſen annehmen, da ſie oft bloß die Abfaſſung des Buchs anzeigen, oder ſich bloß auf einen Theil der Handſchrift beziehen, oder gar erdichtet ſind. Welches die älteſte, noch vorhandene Handſchrift ſei, läßt ſich nicht beſtimmen; nur ſo viel iſt gewiß, daß, auch ſeitdem wir die Proben der herkulaniſchen Manuſcripte haben, alle unſere Handſchriften nicht über das erſte chriſtliche Jahrhundert hinausreichen. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganz, auf Pergament geſchriebene Bücher auslöſchte und abkratzte, um neue darauf zu ſchreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codices rescripti, rasi). Doch hörte dieſer Gebrauch im 14. Jahrh. auf, wahrſcheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. Das beſte Handbuch über dieſe ganze Materie iſt: Dr. Aug. Pfeiffer über Bücherhandſchriften überhaupt. Erlangen, 1810, 8. A—s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geſchichte der Buchdruckerkunſt und Gelehrſamkeit höchſt ausgezeichnete Männer. Ausgerüſtet mit umfaſſenden gelehrten Kenntniſſen und unermüdlicher Thätigkeit, haben ſie in den Zeiten, wo die Wiſſenſchaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunſt zu wirken anfing, eine Folge von treflichen Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker, die faſt alle Meiſterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge, theils eigener, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erleichterung und Verbreitung der Studien in Europa mächtig gewirkt. Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus der Aeltere genannt, war 1446 zu Baſſano geboren, ſtudirte hier und zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürſten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunſtbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Erſt im männlichen Alter ſtudirte er das Griechiſche zu Verona, und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Die Buchdruckerkunſt wurde durch ihn ungemein vervollkommnet. Er ſchaffte die bisher gebräuchliche Mönchsſchrift ab, und führte die ſogenannte Antiqua ein, erfand die Curſivſchrift, verbeſſerte die Unterſcheidungszeichen, und gebrauchte zuerſt das Kolon und Semikolon. Auch ließ er ſich ſehr angelegen ſein, nicht nur ſchön und correct, ſondern auch richtig in Abſicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in ſeinem Hauſe eine gelehrte Geſellſchaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftſteller und über die Verbeſſerung des Textes geſprochen wurde. Die griechiſche Grammatik von Conſtantinus Laſcaris und das Gedicht des Muſäus waren 1494 die erſten griechiſchen, von ihm gedruckten Bücher; auf dieſe folgte eine beträchtliche Reihe griechiſcher und römiſcher Klaſſiker, die noch gegenwärtig ſehr geſchätzt werden. Von ſeinen eignen Schriften ſind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftſtellern, bemerkenswerth: Institutt. grammat. gr. 1515, 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institutt. gr. lat. 1501. 1508, 4.; Introduct. perbrevis ad hebr. ling. zuerſt bei Laſcaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor ſein Leben 1516 durch Mörder, die ihn tödtlich am Kopfe verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat ſein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig 1512. Er ſtudirte beſonders die lateiniſche Sprache, die er vortrefflich ſchrieb, hatte in Rom die Aufſicht über die apoſtoliſche Druckerei beim Druck

der Kirchenväter, und wurde auch bei der venetianiſchen Bibliothek gebraucht. In der Folge beſorgte er ſeines Vaters berühmte Buchdruckerei, und ſtarb 1574. Seine Ausgaben griechiſcher und römiſcher Klaſſiker, beſonders die der Werke des Cicero, werden überaus hochgeſchätzt, und unter ſeinen eignen Schriften zeichnen ſich, außer den Anmerkungen zu verſchiedenen lateiniſchen Autoren, ſeine Epistolae et Praefationes aus (1558 und oft wiederholt). Gleich rühmlich zeigte ſich ſein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in ſeinem 14. Jahre ſchrieb er eine Abhandlung von der lateiniſchen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Piſa und Rom, und ſtarb daſelbſt 1597 ſehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeitlang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Salluſt, Cäſar, Eutrop und mehrere Abhandlungen über römiſche Alterthümer, welche ſich in Grävius und Sallengre's Theſaurus finden u. ſ. w. Das Zeichen der, von den Manutiern gedruckten Bücher iſt ein Anker, um den ſich ein Delphin ſchlingt, bisweilen mit der Beiſchrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, welche aus der aldiniſchen Druckerei bis 1574 hervorgingen, und welche in ſolchem Werthe ſtehen, daß ſie faſt den Handſchriften gleich geachtet werden, heißen Aldinen. Zur genauern Kenntniß derſelben iſt nothwendig A. A. Renouard Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. 2. Voll. gr. 8.; und Serie dell' edizione Aldine etc. Padova 1790, 12. A—s.

Mäonide, ſ. Homer. Auch die Muſen heißen zuweilen Mäoniden, weil man Homer als den vorzüglichſten ihrer Lieblinge betrachtete.

Mappiren, Mappirungskunſt, ſ. Landkarten.

Mara (Gert. Eliſab.), geborne Schmehling, geboren nach Einigen 1750 zu Caſſel, nach Andern 1743 zu Eiſchbach im Eiſenachſchen, unſtreitig eine der größten und ausgezeichnetſten Sängerinnen unſerer Zeit. Ihr Vater, ein Tonkünſtler, brachte ſie in ihrer zarteſten Kindheit nach London, wo ſie die Cither lernte, und ſich in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte ſie dieſes Inſtrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopraniſten, Paradiſi, übergeben, unter deſſen Leitung ſie ſich ſchon im 14. Jahre als Sängerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reiſte ihr Vater mit ihr nach Caſſel zurück, wo man ſie keiner beſondern Aufmerkſamkeit würdigte, und von da 1766 nach Leipzig, wo ſie bei dem neu errichteten Concert als erſte Sängerin angeſtellt, und bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung wurde. 1767 erhielt ſie den Ruf nach Dresden, um in einem, am Geburtstage des Kurfürſten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Kurfürſtin, Maria Antonia, ſelbſt eine große Kennerin der Muſik, übernahm es, ſie zuvor in der Action zu unterrichten. Nach dieſer Vorſtellung reiſte Dem. Schmehling, zu Anfang des J. 1768, geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier bildete ſie ſich noch einige Jahre unter Hiller's Anleitung, und ward zugleich Virtuoſin auf dem Klavier. 1770 wurde ſie nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher gegen deutſche Sänger und Sängerinnen eingenommen war hatte ſich durch ihre Bewunderer bewegen laſſen, ſie zu ſich einzuladen, erwartete jedoch ſo wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Geſang be-

gonnen, als der König näher rückte, und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorſchritt. Nach geendigter Arie lobte er laut ihren Geſang, und fragte, ob ſie ſich eine andere Arie vom Blatte zu ſingen getraue. Auf ihr Bejahen ſuchte er ihr eine der ſchwerſten Arien aus, die ſie, wie alle übrigen, die er ihr vorlegte, mit der größten Fertigkeit ſang. Sie wurde ſogleich mit 2000 Thlr. Gehalt angeſtellt, trat 1771 in Haſſen's Intermezzo: Piramo e Tisbe zum erſten Male in Berlin auf, und wetteiferte mit dem großen Virtuoſen Concialini um den Preis. Neben dieſem, und unter Porpora's Anleitung bildete ſich die Schmehling zugleich zur empfindungsvollen Adagioſängerin und guten Schauſpielerin, und genoß allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncelliſten Mara (1774) wurde ſie in unzählige Verdrüßlichkeit verwickelt. Zwar wußte ſie mit ihrem Gatten, der ſich durch ſeine Unbeſonnenheiten oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuoſität ſich immer wieder zu behaupten; doch kam es 1780 ſo weit, daß ſie der König im höchſten Unwillen entließ; worauf ſie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und 1783 nach Paris reiſte. Hier trat ſie als die überwiegende Nebenbuhlerin der, von den Franzoſen faſt vergötterten Todi auf, und erhielt den Titel einer erſten Concertſängerin der Königin. 1784 ging ſie wieder nach London, wo ſie mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für 13 Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehren Händel's veranſtaltet wird, trat ſie als erſte Sängerin auf; auch wurde ſie im Winter 1785 und 1786 am londner Operntheater angeſtellt. So einſtimmig aber die Lobeserhebungen über ihre Kunſt, ſo groß ſind auch die Klagen über ihren Eigenſinn geweſen, den man, wenigſtens in England, beſonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin und Venedig (1788) kehrte ſie wieder nach England zurück, ging 1802 nach Paris und 1803 nach Deutſchland. Sie ließ ſich an mehrern Orten, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig und Berlin hören, und entzückte allenthalben durch den Zauber ihres ausgebildeten Geſanges. Sie wandte ſich darauf nach Petersburg, von wo ſie wieder nach England zu gehen gedachte. 1808 befand ſie ſich aber noch zu Moskau, wo ſie, nach dem Tode ihres, längſt von ihr getrennten Mannes, der in demſelben Jahre bei Rotterdam im Elende ſtarb, ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben ſoll. Der Ruhm dieſer großen Sängerin gründet ſich nicht bloß auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der ſich vom geſtrichnen G bis zum drei geſtrichnen F in völliger Gleichheit erſtreckte), ſondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit ſie die ſchwierigſten Paſſagen vortrug, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt war ihr Vortrag Händelſcher Arien, z. B. der Arie: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt (aus dem Meſſias).

Marat (Jean Paul), berüchtigter Demagoge, während der franz. Revolution und durch Charlotte Corday aus Begeiſterung für die Freiheit ermordet, war in der Grafſchaft Neufchatel geb., widmete ſich der Arzneikunde und naturwiſſenſchaftl. Forſchungen, und zeigte in einem, wie dem andern, Talent und Kenntniſſe. Bis zum Ausbruch der Revolution war ſein Betragen ruhig und einfach, aber jetzt entwickelte ſich in ihm eine gänzliche Umänderung und gleich von ihrem

Anfang zeigte er ſich als einen der kühnſten und wildeſten Demagogen. Wir können hier aus ſeinem Leben nur die bedeutendſten Züge anführen. Zuerſt machte er ſich in den Urverſammlungen durch die leidenſchaftlichſte Heftigkeit ſeiner Anträge bemerkbar, jedoch erſchien er ſo unbedeutend, daß ſelbſt Mirabeau auf die Tagesordnung antrug, als er bei der Nationalverſammlung angeklagt wurde, in ſeiner Zeitſchrift, der Volksfreund, den Vorſchlag gemacht habe, 800 Abgeordnete aufzuknüpfen und mit Mirabeau anzufangen. Dieſe Verachtung Marat's rächte ſich fruchtbar. Er war der Abgott des niedrigſten Pöbels geworden, auf welchen er mit einer furchtbaren Kraft wirkte, und bald galt er für die Geißel von ganz Frankreich. Er wurde in den, von Danton geſtifteten Club der Cordeliers eingeführt, der aus den wildeſten Köpfen zuſammengeſetzt war. Marat aber überbot ſie alle in den wildeſten und blutdürſtigſten Anträgen, die durch ſeine ſcheußliche Zeitſchrift nun vollends in ganz Frankreich die heftigſten Leidenſchaften entflammten. An den Mordauftritten im Auguſt und September nahm er den thätigſten Antheil, und als er vollends zum Mitglied des Nationalconvents ernannt war, kannte ſeine Unverſchämtheit gar keine Grenzen mehr. Er zeigte dieſe auch in dem Prozeß Ludwig XVI. und es erſcheint jetzt kaum glaublich, wie weit ſeine fanatiſche Wuth ihn hinriß. Als vollends die Girondiſten aus dem Convente ganz verdrängt waren, und flüchtig in ganz Frankreich umher irrten, um dem Mordeiſen der Guillotine zu entgehen, fand Marat gar keinen Widerſtand weiter, und ein wilder Vorſchlag von ihm überbot immer den andern. So rührte unter andern das Geſetz über die Verdächtigen, wodurch faſt eine halbe Million guter Bürger in die Gefängniſſe wanderte, urſprünglich von ihm her. Indeſſen nahte das Ende dieſes politiſchen Ungeheuers. Eine heldenmüthige, edle Jungfrau, Charlotte Corday, in der Normandie, beſchloß, ihr Vaterland von dieſem Scheuſal zu befreien. Sie reiſte nach Paris, wußte bei ihm Eingang zu finden, und durchbohrte ihn am 13. Juli 1793 im Bade mit einem Dolche. (Man vergl. darüber den Art. Corday). Nach ſeinem Tode wurde ſein Andenken von den Demagogen faſt göttlich verehrt, ihm die Ehre des Pantheons zuerkannt und ſein Herz in die koſtbarſte Vaſe des königlichen Gardemeuble verſchloſſen. Dieſer gräßliche politiſche Wahnſinn verbreitete ſich über ganz Frankreich, und zahlloſe Opfer bluteten, wie man ſagte, um Marat's Schatten zu verſöhnen. Dies dauerte jedoch nur bis zum 9. Thermidor, der für Frankreich eine andere Zeit herbeiführte. In demſelben Grade, als ſein Andenken bis dahin war vergöttert worden, wurde es jetzt beſchimpft und verſpottet, ſein Leichnam aus dem Pantheon weggeſchafft, die ihn vorſtellenden Büſten zerſchlagen, eine ihn vorſtellende Puppe öffentlich verbrannt, die Aſche in ein Nachtgeſchirr geſammelt und in eine Cloake geworfen.

Marathon, ein Flecken in Attika, berühmt durch den Sieg, welchen hier, 490 v. Chr Geb., die Athenienſer unter Miltiades (ſ. d.) über die Perſer erfochten.

Maratten (Mahratten), ein Volk in Oſtindien, auf der Halbinſel diesſeits des Ganges, das erſt ſeit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts uns bekannt, und ſeit etwa funfzig Jahren berühmt geworden iſt. Ihre ältere Geſchichte iſt dunkel. Sie ſollen von den Rasbutten, einem alten kriegeriſchen Volke, abſtammen. Von den Mongolen aus den Provinzen Hindoſtans, wo ſie wohnten, vertrieben, flüchteten ſie ſich in die Gebirge, die ſich von Surate bis Goa erſtrecken. Die verſchiedenen Völkerſchaften, aus denen ſie be-

ſtanden, wurden in einen monarchiſchen Staat vereinigt, deſſen Stifter Sewadſchi (Sewagi), ein Mann von vielen Talenten und Glück, war, der 1680 ſtarb. Die Hauptſtadt des Reichs war Setarah. In ihren Gebirgen bildeten ſich die Maratten zu einer kriegeriſchen Nation. Abgehärtet gegen alle Beſchwerden des Kriegs, an geringe Nahrung, Reiß und Waſſer, gewöhnt, mit trefflichen Säbeln bewaffnet, bildeten ſie mit ihren unanſehnlichen, aber dauerhaften Pferden, gleich den Koſaken, eine Reiterei, die ihren Nachbaren, in deren Gebiete ſie öftere Streifereien unternahmen, furchtbar wurde. Als Aurengzeb (ſ. d. Art.) die Küſte Koromandel angriff, riefen die Bewohner dieſes Landſtrichs die Maratten zu Hülfe, und jener furchtbare Eroberer fand es gerathen, mit dieſen Maratten einen, für ſie vortheilhaften Vertrag zu ſchließen, der ihren Muth vergrößerte. Sie benutzten die, nach Aurengzeb's Tode entſtandenen Unruhen, welche das mongoliſche Reich erſchütterten, und breiteten ihre Beſitzungen weiter aus. Ihre Macht vergrößerte ſich dadurch beträchtlich; ihr Staat, freilich meiſtens wüſt und unangebaut, umfaßte gegen 28,000 deutſche QM., und war bis 1739 eine mächtige Monarchie. Aber die Beherrſcher derſelben, Sewadſchi's Nachkommen, die den Titel Maha Rajah (Großfürſt) führten, hatten das Schickſal der Merovinger in Frankreich; ſie überließen die Regierung ihren Miniſtern, und wurden von dieſen als Staatsgefangne gehalten. Als der letzte Abkömmling der regierenden Familie, Ram Rajah, 1740 in einem Alter von acht Jahren auf den Thron kam, benutzte ſein erſter Miniſter, der Peiſchwah (Großvezier) Bajirow, die Minderjährigkeit des Regenten, bemächtigte ſich zugleich mit einem andern Miniſter, Najojei, der Regierung, und hielt den Ram Raja bis zu ſeinem Tode (1777) als einen Gefangnen, dem er jedoch einen äußern Schein der Würde ließ. Nach Ram Rajah's Tode wurde die Würde eines Maha Rajah's völlig aufgehoben. Bajirow theilte das Reich mit ſeinem Gehülfen, behielt die weſtlichen Provinzen für ſich, und nahm ſeinen Sitz zu Punah. Man nennt dieſes das Reich der Punah-Maratten. Najojei bemächtigte ſich der öſtlichen Provinzen, machte Naugpur zu ſeiner Reſidenz, und gründete das Reich der Berar-Maratten. Bajirow, der 1750 ſtarb, machte die Würde eines Peiſchwah in ſeiner Familie erblich. Doch bildete ſich 1777 ein, aus zwölf Braminen beſtehender Regierungsrath, welcher dem Peiſchwah nur noch die vollziehende Gewalt ließ. Jene Theilung des ganzen Marattenſtaates konnte nicht ohne Einwilligung der vornehmſten Statthalter in verſchiedenen Theilen des Reichs geſchehen; man befriedigte dieſe durch größere Macht und mehrere Einkünfte. Daher ſind mehrere Marattenfürſten entſtanden, von denen einige nur zum Schein von den Regenten der größern Länder abhängen, faſt ſo wie in frühern Jahrhunderten die Fürſten Deutſchlands von dem Kaiſer. Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Geſchichte der beiden Marattenſtaaten: 1. Der Staat der Punah-Maratten. Er nahm die ganze Küſte von Goa bis Kamboja ein, und war von Myſore, Golkonda, Berar und den marattiſchen Fürſtenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In denſelben lagen die vornehmſten Beſitzungen der Präſidentſchaft Bombai. Die jährlichen Einkünfte des Peiſchwah betrugen über 30 Millionen Thaler. Bajirow machte verſchiedene Eroberungen. Sein Sohn Ballagi, der ihm 1759 folgte, ſetzte dieſe Eroberungen bis zu den Ufern des Indus fort. Aber durch dieſe Vergrößerung des Punahſtaats kam er in Berührung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir-

Schah's, regierten Ländern. Der Peiſchwah beſchloß, alle Mohammedaner zu vertreiben, und die Marattenherrſchaft über ganz Indien zu verbreiten. Das ganze Land theilte ſich (1759—1761) in zwei Parteien zu einem allgemeinen Kampfe; die Mohammedaner ſchloſſen ſich an Abdallah an, und erſchienen 150,000 Mann ſtark in den Ebenen von Karnawl und Pannipur; die Maratten, in Verbindung mit den Jat's, führten 200,000 Mann dahin. Nach langem, mörderiſchen Kampfe wichen die letztern, und mit dieſer Schlacht verloren ſie die Oberherrſchaft über Indien, wonach ſie ſtrebten. Sie erholten ſich ſeitdem nie wieder ganz. Ballagi ſtarb darauf, ſein Sohn Maderow ward ſchon im J. 1772 und ſein Enkel, Narain Row, 1773 von ſeinem Oheim Ragobah ermordet. Doch gelangte dieſer nicht zur Peiſchwahwürde, weil der Knabe, den die Wittwe des ermordeten Narain nach ſeinem Tode geboren haben ſollte, für deſſen Sohn erkannt wurde. Nun bot Rajobah der Präſidentſchaft Bombai die Inſel Salſette an, wenn ſie ſeine Abſichten gegen ſeine Gegenpartei unterſtützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten, und ſchloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah, ſeinen Foderungen entſagte, die Engländer aber im Beſitz von Salſette blieben, und außerdem einen Bezirk von drei Lak Rupien jährlicher Einkünfte erhalten ſollten. Ragobah blieb zu Bombai, die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungne Summe ein; Ragobah's Freunde hatten die Partei des jungen Peiſchwah zu Punah geſtürzt, und die Räthe von Bombai ſchickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (1778) mit einem engliſchen Heere nach Punah. Die Engländer erfochten große Vortheile und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder-Ali wegen, wünſchenswerth. Sie ſchloſſen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salſette und die benachbarten Inſeln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain Raw, geboren 1774, wurde 1783 als Peiſchwah anerkannt, und ſtand einige Zeit lang unter der Vormundſchaft eines andern Marattenfürſten. Der letzte Peiſchwah, Bajirow, der vor funfzehn Jahren von einem engliſchen Heere unter dem Befehle des jetzigen Herzog Wellington (Marquis Wellesley) in ſeine Würde eingeſetzt worden war, und, mit dem Beiſtande der Engländer, ſich verſchiedne empörte Marattenſtämme unterworfen hatte, fing 1817 Feindſeligkeiten gegen die Engländer an. Er ward aber am 16 Nov. von dem Oberſten Smith ſo geſchlagen, daß er ſeine Reſidenz Punah verlaſſen, und ſich nach einer Bergfeſtung flüchten mußte. 1818 unterwarf er ſich, und lebt jetzt von einem Jahrgelde, unter brittiſcher Aufſicht, als Privatmann. 2. Der Staat der Berar-Maratten. Er ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, litt aber deſto häufiger durch innere Unruhen. Die Provinz Berar, ſein Hauptgebiet, iſt 200 engliſche Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Streiferei, die Ragogi mit dem Peiſchwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Uſurpator von Bengalen, Aliverdy, den beſten Theil von Oriſſa. Von Bengalen nur durch einen ſchmalen Fluß getrennt, ſtreiften die Berar-Maratten häufig in die Grenzprovinzen dieſes ſchönen Landes. Erſt nachdem Choſſim-Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten dieſe Plünderungen auf, wiewol ſie ihre Anſprüche auf den, ihnen nach Aurengzeb's Tode in Bengalen verwilligte, 16 Lak Rupien nicht aufgegeben haben. Ragogi, der erſte Perar-Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier

Söhne. Der älteſte folgte dem Vater, ſtarb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi und Modagi, bekriegten ſich über die Erbfolge. Der erſte fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Auch dieſer hat ſich, da er im Kriege der Britten mit den Punah-Maratten 1817 auf die Seite der letztern erſt heimlich, dann öffentlich trat, durch einen Vergleich den Engländern unterworfen, und ſeine Feſtungen ihnen einräumen müſſen. Unter den übrigen Maratten-fürſten ſind die beiden mächtigſten, Scindiah und Holkar. Jener iſt Rajah von Ugein (Udſen) und hatte ſich eine bedeutende Macht verſchafft. Um dieſer Grenzen zu ſetzen, ward er von den Engländern (1802) bekriegt, und am 23. Sept. 1803 von Wellesley (Wellington) geſchlagen, worauf er einen nachtheiligen Frieden ſchließen mußte, der jedoch nachher mehrere Male wieder gebrochen worden iſt. Holkar, Beherrſcher von Indus, deſſen Einkünfte $4\frac{1}{2}$ Mil. Pf. Sterling betragen ſollen, iſt bald Verbündeter, bald Gegner der Engländer geweſen. Schon im Kriege 1805 ward er zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt. 1817 ergriff er auf's neue die Waffen, ward aber am 21. Dec. von dem General Hislop gänzlich geſchlagen und zur Unterwerfung genöthigt. (S. d. Art. Holkar.) Die Maratten ſind übrigens Anhänger der Religion des Brama, von ſtarkem, feſtem Körperbau, in der Farbe vom Schwarzen bis zum Hellbraunen ſchattirt. Ihre Lebensart iſt einfach; ſie kennen wenig Bedürfniſſe. Ihre Erziehung iſt kriegeriſch, ihr Charakter grauſam und wild. Zum Gefecht berauſchen ſie ſich oft durch eine Art Opium, oder durch wilden Hanf, den ſie als Tabak rauchen. Im letzten Kriege hat ihre Artillerie eben ſo viel Geſchicklichkeit, als Muth bewieſen. Den Britten ward die Unterwerfung der Marattenſtaaten dadurch erleichtert, daß die Kriegerkaſte der Rajah's allgemein verhaßt war, weil ſie die übrigen Hindukaſten wie Sklaven behandelte. Die letztern fanden den Schutz der Geſetze und des Eigenthums allein unter brittiſcher Hoheit. Daher rotteten ſich die Krieger aus den brittiſchen Provinzen in Räuberhaufen (Pindarees) an dem Nerbudda zuſammen, und ſuchten Schutz bei den, auf die Britten eiferſüchtigen kleinen Marattenfürſten. So entſtand der letzte allgemeine Kampf der Europäer mit der alten und ſtolzen Kriegerkaſte, welche ſich mit der gänzlichen Auflöſung ihres Bundes und mit dem Verluſt der Unabhängigkeit ihrer Fürſtenfamilien im Jahre 1818 endigte.

Maratti (Carlo), ein berühmter italieniſcher Maler und Kupferſtecher, geb. 1625 zu Camerino in der Mark Ancona. Er verrieth ſchon in früheſter Kindheit große Liebe zur Malerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauſes zeichnete, ausmalte. In ſeinem 11. Jahre kam er nach Rom, ſtudirte bis zum 19. Jahre in der Schule des Sacchi die Werke Raphael's, der Caracci und des Guido Reni, und bildete ſich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Vorzüglich fanden ſeine ſchönen Madonnenbilder großen Beifall. Für Ludwig XIV. malte er ſein berühmtes Bild der Daphne. Clemens IX., der ſich von ihm malen ließ, bewilligte ihm einen Gehalt, und ernannte ihn zum Aufſeher der vatikaniſchen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er ſtarb zu Rom 1713, in einem hohen und geehrten Alter. Beſcheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge ſeines Charakters. Nicht zufrieden zur Erhaltung der Malereien Raphael's im Vatican, und Caracci's in dem farneſiſchen Pallaſte beigetragen zu haben, ließ er dieſen Meiſtern Denkmäler in der Kirche della Rotonda ſetzen.

Als Künſtler verdient Maratti den ihm von Richardſon gegebenen Namen des letzten Malers der römiſchen Schule. Er war ein großer Zeichner; ſeine Gedanken waren erhaben, ſeine Anordnung war ſchön, ſein Ausdruck gefällig, ſeine Behandlung verſtändig und ſein Colorit lebhaft. Er verſtand die Geſchichte, Architektur und Perſpective, und wußte in ſeinen Gemälden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen ſeinen Werken herrſcht, und die herrliche Zeichnung in Händen und Füßen. Seine Hauptwerke ſind in Rom; auch ſieht man ein ſchönes Gemälde von ihm in dem Pallaſt Michaïlow zu Petersburg. Die dresdener Gallerie hat zwei Gemälde, liebliche Madonnenbilder, von ihm. Er hat auch mehrere treffliche Blätter geäzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorſtellungen. Von ſeinen Schülern ſind die bekannteſten: Chiari, Berettoni und Paſſori.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine ſpaniſche Kupfermünze, etwa 1 Pfennig am Werthe.

Marbod, ſ. Markomannen.

Marburg, die Hauptſtadt in Oberheſſen mit ungefähr 5500 Einw. und einem Schloſſe, an der Lahn gelegen. Sie hängt gleichſam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. 1527 ward hier die erſte proteſtantiſche Univerſität von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen geſtiftet, welche unter der Regierung des Kurfürſten Wilhelm I. anſehnliche Unterſtützung erhalten hat. Sie hat unter andern eine (1789 geſtiftete) ſtaatswirthſchaftliche und eine (1808 geſtiftete) chirurgiſche Anſtalt, ein anatomiſches Theater mit einer Sammlung auserleſener Präparate, welche ſchon Sömmerring beſchrieben hat, desgleichen ein zootomiſches Theater, ein nach des verſtorbenen Stein's Angabe, 1792 eingerichtetes Entbindungshaus und eine anſehnliche Bibliothek. Die Anzahl der Studirenden beträgt über 200, diejenige der Profeſſoren iſt 34. Unter den lutheriſ. Kirchen iſt die St. Eliſabethkirche mit ihren ſchönen Denkmälern die ſehenswertheſte. Die Stadt hat einige Manufakturen. 1529 wurde hier zwiſchen den wittenberger und ſchweizeriſchen Reformatoren das bekannte marburger Religionsgeſpräch gehalten. 1757 beſetzten die Franzoſen das Schloß; die Verbündeten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. 1760 eroberten es die Franzoſen von neuem und behaupteten ſich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Verbündeten.

Marc Aurel, ſ. Antonius.

Marcard (Heinr. Matthias), ein ſehr geachteter Arzt, war 1747 zu Walsrode im Lüneburgiſchen geboren, erhielt ſeine Bildung in Göttingen (1769—71), beſuchte dann auf längere Zeit England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hannover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont, und 1788 oldenburgiſcher Leibmedicus. Nach 21jährigem Dienſt zog er ſich, mit Beibehaltung der ihm beſonders lieb gewordenen Geſchäfte in Pyrmont, in ſein Vaterland zurück, und ſtarb 1817. Er hat ſich nicht nur als praktiſcher Arzt, ſondern auch als Gelehrter, deſſen Kenntniſſe ſich über die verſchiedenſten Zweige des menſchlichen Wiſſens erſtreckten, viele und große Verdienſte erworben. Als mediciniſcher Schriftſteller iſt er in zwei Hauptwerken, der Beſchreibung von Pyrmont (1785), und dem über die Natur und den Gebrauch der Bäder (1790) als klaſſiſch anerkannt. Im Felde der Politik hegte er, zwar anonym, aber mit deſto mehr Kraft und Nachdruck, ſeine wohlbegründeten Beſorgniſſe während der Periode des allgemei-

nen Schwindels, und auch noch ſpäterhin eine Charakteriſtik der franzöſiſchen Nation, der Welt vor. Preußens Neutralitätsſyſtem, deſſen Urſachen und wahrſcheinliche Folgen (1799); Was haben die Mächte von Buonaparte zu erwarten (1801); Reverien eines deutſchen Patrioten (1806), und endlich der Franzoſenſpiegel (1815) beurkunden noch jetzt die Richtigkeit ſeiner Urtheilskraft. Seine Verbindung mit Kotzebue und dem Leibarzt, Ritter von Zimmermann, bei Gelegenheit des Pasquills Bahrdt mit der eiſernen Stirne, war eine Verirrung aus Freundſchaft, die allen Betreffenden Kummer veranlaßte.

Marcaſit wird eine metallartige Subſtanz genannt, von welcher es vielerlei Gattungen gibt. Am häufigſten benennt man damit einen metalliſch-glänzenden, in's Goldgelbe, wol auch in's Stahlgraue ſpielenden Schwefelkies, welcher meiſtens ſo hart iſt, daß er am Stahle Funken gibt, und außer dem durch Schwefel vererzten Eiſen, zuweilen auch Gold, Silber, Arſenik u. ſ. w. enthält. Uebrigens nennen die Materialiſten und Apotheker auch den Wismuth Marcaſit, ſo wie endlich die Alchymiſten allem unreifen Metall denſelben Namen beilegen.

Marcellinus (Ammianus), ſ. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), ein berühmter Muſiker und Dichter, geboren von adeligen Aeltern zu Venedig im J. 1680. So leidenſchaftlich er die Muſik liebte und ſich ihr widmete, ſo entzog er ſich doch auch nicht dem Dienſte der Republik. Mehrere Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf ward er Proveditor zu Pola, und endlich Schatzmeiſter zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1732) ſtarb. Seine Motetten, Cantaten, Pſalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf, und verdienten ihn wegen ihrer edlen und einfachen Erhabenheit. Aber ſein Geſang iſt von faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten, und erfodert eine Stimme vom weiteſten Umfang, welche die ungewöhnlichſten Intervallen nicht ſcheut. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem verſchiedne theoretiſche und andre Werke geſchrieben. Zu ſeinen Schülerinnen gehörte die berühmte Fauſtina Bordoni, nachmalige Haſſe. Auch ſeine Gemahlin war eine treffliche, von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), der erſte römiſche Feldherr, der im zweiten puniſchen Kriege glücklich gegen Hannibal focht. Schon früher hatte er, während ſeines Conſulats im J. Roms 531, die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridamarus, der ihn zum Zweikampf foderte, beſiegt und dadurch das überlegene galliſche Heer ſo muthlos gemacht hatte, daß es vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge davon war die völlige Beſiegung Oberitaliens. Marcellus triumphirte, weil er, ſo lautete der Senatsbeſchluß, die Inſubrier und Germanen bezwungen habe. Das iſt das erſte Mal, das in der römiſchen Geſchichte die Germanen genannt, und das letzte Mal, daß des perſönlichen Zweikampfs der Feldherrn erwähnt wird. Als bald darauf der zweite puniſche Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor den Befehl über die übriggebliebenen Truppen zu Canuſium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal ſich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, und warf ſich in die Stadt, ſie zu vertheidigen. Er zwang die Karthaginenſer, ſich mit Verluſt zurückzuziehen. Seine abermalige Wahl zum Con-

ſul, die inzwiſchen erfolgt war, wurde auf Anſtiften der eiferſüchtigen Patricier von den Augurn für ungültig erklärt. Marcellus blieb daher zu Nola, welches Hannibal auf's Neue und mit aller Macht beſtürmte, und beſchloß, als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptſchlacht im freien Felde zu wagen. Sein, an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, ſich in ſein Lager zurückzuziehen. Endlich ward er, im J. Roms 539, zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Conſulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Verſuch Hannibal's auf Nola, und bot demſelben eine Schlacht an, die dieſer nicht anzunehmen wagte. Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit ſeine Thätigkeit. Nachdem er geneſen war, ging er in ſeine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syrakus die merkwürdigſte iſt. Nachdem er vergebens, ſeit 540, alles verſucht hatte, ſich dieſer Stadt, welche Archimedes (ſ. d. Art.) durch ſeine kunſtreichen Maſchinen mit ſiegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beſchränkte er ſich auf die Blokade, vereitelte alle Verſuche der Karthaginenſer, ſie zu entſetzen, und war ſo glücklich, ſich ihrer nach und nach, theils durch Liſt, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syrakuſaner zu tödten. Dennoch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter dieſen auch Archimedes. Marcellus bedauerte den Tod deſſelben ſehr, verlieh ſeinen Anverwandten viele Vorrechte und ließ ihn feierlich beſtatten. Nachdem er den größten Theil der Inſel (543) unterworfen und noch einen vollſtändigen Sieg über die Karthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 543 ward er auf's neue mit dem M. Valerius Lävinus zum Conſulat erhoben, nnd ſollte wieder den Oberbefehl in Sicilien erhalten; aber die Syrakuſaner ſandten Abgeordnete nach Rom, welche ſich über ſeine Grauſamkeit beſchweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigeſprochen, tauſchte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies ſpäter die Syrakuſaner bereuten, und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, ſondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und ſie als Bundesgenoſſen Roms angeſehen wurden. Jene erklärten ſich aus Dankbarkeit für Klienten des marcelliniſchen Hauſes. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Numiſtrum lieferte er eine unentſchiedne Schlacht; im folgenden Jahre ward er bei Canuſium von Hannibal geſchlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge ſammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und ſiegte, wiewol mit großem Verluſt. Im J. Roms 545 erhielt er das Conſulat zum fünften Mal, mit T. Quintius Criſpinus. Beide Conſuln vereinigten ſich am Liris, aber Hannibal lehnte die von ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerſtätte zu beſetzen, als ſie ſich plötzlich von Feinden umringt ſahen. Dennoch würden ſie ſich vielleicht durchgeſchlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, ſich ſogleich ergeben hätten. Marcellus ſelbſt blieb; ſein Sohn nnd der andere Conſul ſchlugen ſich durch. So ſtarb dieſer große, von Hannibal ſelbſt gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild deſſelben hieß. Han-

nibal zog ſeinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeigungen verbrennen, und die Aſche dem Sohne in einer koſtbaren Urne überbringen. Sein Geſchlecht blühte lange, und zählte mehrere conſulariſche Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schweſter Auguſtus, den Virgil verherrlicht hat, ausſtarb.

Marcheſi (Luigi), auch Marcheſini genannt, einer der berühmteſten Sopraniſten, um das Jahr 1755 zu Mailand geboren. Schon in der zarteſten Kindheit zeigte er ſich als Virtuoſe auf dem Waldhorn; allein von Kunſtverſtändigen aufgefodert, verließ er heimlich ſeinen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf ſich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, ſo ſcheint er ſeine höchſte Bildung doch in Deutſchland, und zwar in München, wohin er von 1775—1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in ſein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erſtaunen und Entzücken. Beſonders ward er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Piſa ihm hatte prägen laſſen. In Turin, wohin er mit 1000 Dukaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiſer von Rußland, als Großfürſt, bei ſeiner damaligen Anweſenheit 5000 Dukaten Gehalt, wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch ſcheint er dieſen Ruf erſt 1786 (nachdem er ſich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören laſſen) gefolgt zu ſein. Berlin hörte ihn 1787. Im folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der italieniſchen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterl., eine Benefizvorſtellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme ward als überaus rein und hell bewundert, in Anſehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man ſeine Declamation und Action, ſo wie auch ſeine Einſichten in der Muſik. Er ſtarb 1792 zu Mailand.

Marcion, Marcioniten, ſ. Gnoſis.

Marcolini (Camillo, Graf), kön. ſächſ. Kabinetsminiſter und Oberſtallmeiſter, geb. zu Fano im Kirchenſtaate 1739, ſtarb 1814 zu Prag. Je höher er ſtieg, und je länger er das Vertrauen ſeines Souveräns beſaß, deſto ſtrenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber ſelbſt ſeine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von natürlichem Verſtande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, ſicherm Takt, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falſch; für einen Günſtling wahrlich ein großes Lob. Den, ſeinen Landsleuten nicht ohne Grund vorgeworfnen Fehler, Rachſucht, kannte er durchaus nicht. Er ſtammte aus einem alten italieniſchen Geſchlechte, von welchem mehrere Mitglieder angeſehene Stellen bekleidet hatten. Als jüngſter Sohn des Hauſes war er ohne Vermögen. Er kam ſehr jung nach Dresden, wo er im Pagenhauſe erzogen, und in der Folge zu dem Hofſtaate des damaligen Kurprinzen, jetzigen Königs verſetzt ward. Seine äußerliche Bildung, ſein geſundes Urtheil und ſein gerades Weſen, verbunden mit der freien Biegſamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Prinzen. Er ward nachher Kammerjunker und Kammerherr; in der Folge Kämmerer mit dem Charakter eines wirklichen Geheimenraths, und Oberkammerherr. In beiden Stellen hatte er die Oberaufſicht über den beſondern Hofſtaat des Regenten und über die wiſſenſchaftlichen und Kunſtſammlungen. Auch ward er Director der Porzellanmanufaktur und Generaldirector der Künſte und Kunſtakademien in Sachſen. 1799 ward er zum Oberſtallmeiſter ernannt, legte aber dagegen die

Stelle als Oberkammerherr nieder, welche er jedoch nachher, von 1807 an, länger als 5 Jahre interimiſtiſch, und ohne Gehalt dafür zu beziehen, verwaltete. 1809 erhielt er den Titel als Kabinetsminiſter — eine Auszeichnung, die ohne Beiſpiel war — es war jedoch bloßer Titel, ohne Einkünfte oder beſondere Geſchäftsführung. Verſchiedne der erſten Staats- und Militärbeamten ſchloſſen ſich dem klugen Hofmann an. Doch war er zu klug und zu wenig anmaßend, um über Angelegenheiten entſcheiden zu wollen, die außer ſeinen Sphären lagen. Weil man ihm mehr Einfluß zutraute, als er wirklich hatte oder ſich verſchaffen wollte, ſo ward er mit einer Menge von Geſuchen beſtürmt, die er nicht immer befriedigen konnte. Daher entſtand mancher Groll gegen ihn, und auch er hatte das gewöhliche Schickſal, daß Leute, die er begünſtigt hatte, ihn in der Folge anfeindeten. Er kannte die Menſchen, ward aber doch nicht ſelten hintergangen. Eine gewiſſe Gutmüthigkeit war ein Hauptzug ſeines Charakters. Er verſtand die Kunſt, ſich ſelbſt zu beherrſchen, und handelte nie leidenſchaftlich; noch weniger zeigte er einen Günſtlingsſtolz. Feind der Ungerechtigkeit und der Kabale, widerſetzte er ſich derſelben nöthigenfalls mit allen Kräften. Eine Art von Gleichgültigkeit gegen gewiſſe Dinge, die bisweilen in Kälte überzugehen ſchien, ward an ihm von einigen getadelt. In ſeinem Umgange war er ſehr zurückgezogen, um ſich von allen Einwirkungen möglichſt zu entfernen. Fremde fanden immer Aufnahme bei ihm. Daher ſchrieb man ihm eine Vorliebe für ſie, beſonders für Italiener zu. Die Geiſtlichkeit hatte durchaus keinen Einfluß auf ihn. Sein Aeußeres war einfach aber nicht ohne Würde. Er liebte den Luxus nicht, unterhielt aber einen bedeutenden Hausſtand, und verwendete viel auf Gebäude und ökonomiſche Verbeſſerungen. Daher hinterließ er auch kein ſo anſehnliches Vermögen, als man geglaubt hatte. Was er beſaß, hatte er rechtmäßig erworben. Die Einkünfte ſeiner verſchiedenen Stellen betrugen jährlich gegen 12,000 Thaler. Nach dem Tode ſeines ältern Bruders erbte er 1793 zwei ſehr einträgliche Majoratsherrſchaften bei Fano und Ancona im Kirchenſtaate. Marcolini liebte zwar keine Neuerungen und ließ alles ſo lange als möglich in dem gewohnten Gange fortgehen; doch war er einleuchtenden Verbeſſerungen, vorzüglich im Oekonomiſchen, nicht entgegen. In den letzten Jahren machten ſein Alter und die ſchwierigen Verhältniſſe des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter ſeiner Leitung ſtand, unmöglich. Seine Geſchäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachſen, die Rechte und die Verfaſſung des Landes nicht genau; er hatte bloß den gewöhnlichen Schulunterricht, aber keine gelehrte Bildung erhalten. Er hörte gern die Meinung anderer, und konnte Widerſpruch vertragen. Daß er ſich bisweilen irrte, oder getäuſcht wurde, hatte er mit jedem andern gemein. Manches ward auf ſeine Rechnung geſchrieben, woran er keine Schuld hatte. So hing es z. B. nicht von ihm ab, die durch die Zeitumſtände herbeigeführte ungünſtige Lage, der unter ſeiner Leitung ſtehenden meißner Porzellanmanufaktur zu ändern. Wenn aber auch mancher Verwaltungszweig unter ſeiner Leitung weniger gedieh: ſo bleibt doch ſtets die Rechtlichkeit ſeines Verfahrens, das, entfernt von Stolz und Willkür und frei von Familienrückſichten war, bei ſeinem Einfluſſe, den er nie mißbrauchte, ſein größtes Verdienſt. Ein Denkmal ſeines Namens iſt noch jetzt der Anbau eines großen ſandigen Landſtrichs vor Neuſtadt-Dresden an der bautzner Straße, wo er

eine ſchöne Meierei und andere Anlagen mit vielen Koſten einrichtete. Dp.

Marcus, der Evangeliſt, iſt nach der Angabe alter Kirchenſchriftſteller, den man aus der Apoſtelgeſchichte unter dem Namen Johannes Marcus, als den vieljährigen Begleiter der Apoſtel Paulus und Petrus auf ihren Reiſen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jeſu, und ſein Haus zu Jeruſalem die Herberge der Apoſtel. Er hatte daher theils ſelbſt erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er von Jeſu erzählt. Offenbar ſchrieb er für Chriſten aus dem Heidenthume, jedoch iſt es nicht ausgemacht, ob ſein Evangelium zuerſt zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden geſtiftet hatte, oder zu Antiochien geleſen worden iſt. Es unterſcheidet ſich von den übrigen durch eine bündige Kürze, die vieles, was mit der Meſſiaswürde Jeſu zuſammenhing, und zunächſt nur den Judenchriſten wichtig ſein konnte, mit Stillſchweigen übergeht. Die Echtheit ſeines Evangeliums iſt niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Marcus (Adalb. Fried.), fürſtl. bambergiſcher und ſeit 1795 fürſtl. würzburgiſcher Hofrath und Leibarzt, auch erſter dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauſes zu Bamberg, Director des Medicinalausſchuſſes, wurde 1753 zu Arolſen in Weſtphalen von jüdiſchen Aeltern geboren. Der berühmte Baldinger ahnte ſchon bei ſeinem Aufenthalt auf der Univerſität den ungewöhnlichen Geiſt in ihm. 1778 kam Marcus nach Bamberg, wo er bald dem vortrefflichen, um dieſe Stadt ſo vielfach verdienten Fürſtbiſchof, Franz Ludwig von Erthal, bekannt wurde und die katholiſche Religion annahm. Als Leibarzt des Fürſten erwarb er ſich um zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalweſens in den Fürſtenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienſte. Ihm verdanken die Bäder von Kiſſingen und Bocklet ihre Wiederherſtellung, und er war es vorzüglich, der den Fürſten zur Errichtung des, nach ſeinen Ideen erbauten berühmten Krankenhauſes in Bamberg bewog. Als Arzt mit ſeltenem, oft bis an's Wunderbare grenzenden diagnoſtiſchen Blick ausgerüſtet, und in ſeinem Heilverfahren eben ſo ſehr vom Glück, als vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünſtigt, war er einer der erſten Aerzte Deutſchlands, der das browniſche Syſtem einführte, und in Verbindung mit Röſchlaub zu deſſen Verbreitung beitrug, ſo wie er in der Folge, im Verein mit Schelling, Steffens u. A. die Medicin nach den neueren naturphiloſophiſchen Anſichten umzugeſtalten ſuchte. 1816 ſtarb dieſer große Arzt, dem Bamberg, außer dem ſchon erwähnten muſterhaft eingerichteten Krankenhauſe, ſeine mediciniſch-chirurgiſche Schule, das Irrenhaus, das Haus der Unheilbaren, und viele andre, theils praktiſch-nützliche, theils die höhere Geiſtesbildung und die Anmuth des geſelligen Lebens bezweckende Anſtalten verdankt. Marcus Verdienſte um die Heilkunde wird die Nachwelt vielleicht erſt völlig würdigen, wenn ſo Manches, was in den Augen gemeiner Empirie den Schein des Seltſamen trägt, von mehrjähriger Erfahrung geprüft und beſtätigt ſein wird. Wer den Zuſtand der Medicin kennt, muß jeden Verſuch, Licht und Einheit in dieſes Gewirr zu bringen, dankbar anerkennen.

Marcusplatz, ſ. **Venedig**

Mardonius, ſ. **Platäa** und **Xerxes**.

Marengo, ein Flecken in der Ebne zwiſchen Aleſſandria und Tortona, im königl. ſardiniſchen Herzogthum Montferrat, iſt durch die, hier am 14. Juni 1800 vorgefallne Schlacht höchſt merkwürdig

geworden. Buonaparte war, was man für unmöglich hielt, mit 60,000 Mann vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen. Zu ſpät erkannte der öſterr. Feldherr Melas die Gefahr. Denn ſchon hatte Buonaparte am 2. Juni das Felſenſchloß Bardo, am Eingange des Thals von Aoſta, erobert, Murat rückte darauf nach Mailand vor, Suchet nahm Nizza, und Berthier ſchlug bei Monte-Bello den Feldmarſchall Lieutenant von Ott. Am 13. Juni kam Deſaix aus Aegypten in Buonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps waren bei Marengo vereinigt; Deſaix befehligte die Conſulargarde. So kam es am 14. Juni zu der blutigen Schlacht, worin der heldenmüthige Deſaix den Tod fand, und das öſterr. Heer unter Melas mit einem Verluſt von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Napoleon, deſſen Eiferſucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der Lebenden, ſchrieb dem Gen. Deſaix die Entſcheidung des Sieges zu. Allein dieſes Verdienſt gebührt, nach Mathieu Dumas: Précis des événemens militaires V., dem General Kellermann; und dieſer General hat in ſeinem Schreiben (Paris, den 8. Oct. 1818) an die Herausgeber der Bibl. hist. 4. Vol. p. 127. die Umſtände eben ſo wie Dumas erzählt. Gegen Mittag mußten nämlich, am Tage der Schlacht, die franzöſiſchen Heerhaufen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geſchwächt und ohne Munition das Schlachtfeld räumen. Sie zogen ſich, gedeckt von der Cavalleriebrigade des Generals Kellermann, zurück, und das langſame Vorrücken der Oeſterreicher, ſo wie die falſche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavallerie nahm, ließ den Trümmern des franzöſiſchen Heeres Zeit, ſich hinter dem Corps von Deſaix zu ſammeln. Der erſte Conſul hatte dieſes Corps ſchon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuſchneiden. Jetzt ward Deſaix eiligſt zurückberufen, und er hatte eben ſeine Stellung bei St. Giuliano, links der Straße von Tortona nach Aleſſandria, genommen, als Kellermann mit ſeiner Cavalleriebrigade daſelbſt anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Gen. Deſaix zu unterſtützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtſtündigen Kampfe ſehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Deſaix mochte 3—4000 Mann ſtark ſein. Der Feind war ſeines Sieges gewiß. Deſaix war gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine, an Zahl ſo ſchwachen Truppen konnten den feindlichen Angriff nicht widerſtehen, und ergriffen die Flucht. Kellermann ſah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungariſche Grenadiere im Verfolgen der Franzoſen ihre Glieder trennten. Sogleich ſtürzte er ſich mitten unter die Feinde, die beſtürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeſchnitten, da ſie ſich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr ſtreckten. Die Maſſe des öſterreichiſchen Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verſtärkung erhalten, und zog ſich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entſchied Kellermann den Sieg, welcher Napoleon's Macht gründete. Die unmittelbare Folge dieſer Niederlage war der Waffenſtillſtand zu Aleſſandria zwiſchen Buonaparte und Melas, nach welchem die Oeſterreicher binnen 14 Tagen die Cidatellen von Aleſſandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetone, Arona und Piacenza, nebſt den Feſtungen Genua, Coni, Ceva, Savona und Urbino, räumten, und ſich über Piacenza zwiſchen dem Po und Minzio zurückzogen. An der Stelle, wo Deſaix fiel, iſt ein Denkmal errichtet. K.

Maret (Hugues Bernard), geb. 1758 zu Dijon, wo ſein Vater

Arzt und beſtändiger Secretär der Akademie war. Er war in Paris, um ſich eine Stelle zu kaufen, als die, durch die Verſammlung der Reichsſtände erweckten Hoffnungen ſeinen Entſchließungen eine ganz andere Richtung gaben. Gleich nach der Eröffnung der conſtituirenden Verſammlung, deren Sitzungen er regelmäßig beiwohnte, entwarf er mit Mejean dem Aeltern den Plan zu einer Zeitſchrift (Bulletin de l'Assemblée) worin er die Verhandlungen der Verſammlung mit ungemeiner Treue wiedergab. Als der Buchhändler Pankoucke ſpäterhin die Gedanken zur Herausgabe des Moniteur (ſ. d. Art.) faßte, bewog er Maret, ſein Bulletin aufzugeben und ſeine Arbeit für die neue Zeitſchrift fortzuſetzen. Der große Beifall, den dieſes Blatt fand, machte den Verfaſſer zu einem wichtigen Manne für alle Redner, die auf die treue Darſtellung ihrer Meinungen Werth legten, und von dieſer Zeit an beginnt Maret's Glück auf ſeiner politiſchen Laufbahn. In einem kleinen Hauſe in der Straße St. Thomas du Louvre, wo er ſeine Zeitſchrift herausgab, lernte er den Lieutenant Buonaparte kennen, der zufällig hier wohnte und den er oft zum Eſſen mitnahm. Maret blieb bis um die Mitte des Jahres 1791 mit den Jacobinern verbunden, ſeit den Begebenheiten auf dem Marsfelde (17. Jul. 1791) aber zog er ſich mit vielen andern Abgeordneten zurück, und ward Mitſtifter des Clubs der Feuillans, wo er laut die conſtitutionelle Monarchie predigte. Er entzweite ſich jedoch nicht ſo ganz mit ſeinen alten Freunden, daß er nicht einige wichtige Verbindungen behalten hätte, die ihm in der Folge nützlich wurden. Als der 10. Auguſt die Monarchie geſtürzt hatte, nahm Maret die Stelle eines Diviſions-Chefs unter Lebrun, dem neuen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten an. Er wurde, als der engliſche Geſandte in Paris zurückberufen und dem franzöſiſchen Bothſchafter in London die Anerkennung ſeines öffentlichen Charakters verweigert worden war, gegen Ende des Jahres 1792 an den engliſchen Hof geſandt, um deſſen Beitritt zur Coalition zu verhindern. Pitt ſcheint zu jener Zeit nicht abgeneigt geweſen zu ſein, ſich auf die Foderungen des franzöſiſchen Geſandten einzulaſſen, aber im Februar 1793 erhielt dieſer ſeine Depeſchen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlaſſen. Der ſchnelle Wechſel der Begebenheiten in Frankreich und alte Erinnerungen hatten die Gunſt, die er unter dem Miniſter Lebrun genoſſen, vermindert, weshalb er auch ſeine Stelle verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Bothſchafter am neapolitaniſchen Hofe. Auf dem Wege dahin, ward er den 25. Juli im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebſt Sémonville, durch öſterreichiſche Truppen in Verhaft genommen und nach Kufſtein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den, von Dumouriez den Oeſterreichern überlieferten Deputirten zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt wurde. Für den durch dieſe Gefangenſchaft erlittenen Verluſt geſtand ihm nachmals (1798) der hohe Rath zu Mailand eine Entſchädigung zu. Im Juni 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der drei Commiſſäre, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln ſollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor ward er zurückberufen und lebte entfernt von Staatsgeſchäften, bis er im Dec. 1799 zum General-Secretär der Conſuln ernannt wurde. Später ward dieſe Stelle unter dem Namen Staatsſecretäriat zu einem Miniſterium erhoben. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen ſeinen Reiſen und Feldzügen. Er half die Friedensverträge von Preßburg, Tilſit

und Wien ſchließen; erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, ward zum Herzog von Baſſano erhoben. Auch in dem ruſſiſchen Kriege von 1812—1813 war er um die Perſon des Kaiſers. Den 1. Januar 1813 ſchlug er eine Aushebung von 350,000 Conſcribirten zum Erſatz des in Rußland erlittenen Verluſtes im Senate vor. Er iſt hauptſächlich an der Fortſetzung dieſes Krieges Schuld geweſen, welches ihn auch bewogen haben ſoll, im Anfange des Jahres 1814 das Miniſterium dem Herzoge von Vicenza zu überlaſſen. Napoleon brauchte ihn nun zu verſchiednen Privatunterhandlungen, bis er im April mit dieſem vom Schauplatz abtreten mußte, und erſt bei deſſen Rückkehr 1815 wieder Miniſter-Staatsſecretär und Pär von Frankreich ward. Er war mehr Hofmann als Staatsmann, und weniger ein guter Miniſter, als ein guter Secretär. Er fügte ſich in Allem unbedingt in Napoleons Willen. Die königl. Verordnung vom 24. Jan. 1815 verbannte ihn aus Frankreich. Er erhielt jedoch, während De Cazes an der Spitze der Verwaltung ſtand, die Erlaubniß zur Rückkehr. Seine Gemahlin war bei der Kaiſerin Louiſe Palaſtdame.

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verſtümmelte, ſteinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels von Campidoglio an der Wand ſteht, und an welcher ſonſt häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. S. Pasquill.

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, beſtieg 1387, nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und Dänemark in ſeiner Perſon vereinigt hatte, 34 Jahr alt, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, ſetzte ſie, von den unzufriednen Ständen dieſes Reichs aufgefodert, denſelben fort, und war ſo glücklich, den ſchwediſchen König Albrecht zu beſiegen und in der Schlacht bei Falköping (1388) gefangen zu nehmen, worauf ſie im J. 1394 auch den Thron von Schweden einnahm. Als ſie ſo die Kronen der drei nordiſchen Reiche auf ihr Haupt geſetzt hatte, dachte ſie nun auch darauf, die Vereinigung derſelben dauernd zu machen. Sie berief die däniſchen, ſchwediſchen und norwegiſchen Stände 1397 nach Kalmar zuſammen, und bewog ſie, ein feierliches Geſetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Dieſe berühmte Urkunde, die unter dem Namen der kalmariſchen Union bekannt iſt, beruhte auf drei Hauptpunkten. Nach dem erſten ſollte der König ein Wahlkönig bleiben: nach dem zweiten ſollte der Regent verpflichtet ſein, abwechſelnd in den 3 Reichen zu reſidiren; nach dem dritten ſollte jedes Reich ſeinen Senat, ſeine Geſetze und ſeine Freiheiten behalten. Dieſe auf den erſten Blick ſo vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe ſelbſt verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte beſonders die Schweden zu gerechten Beſchwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierige Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächſter Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. Margarethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrſchereigenſchaften. Sie ließ das Geſetz mit lobenswerther Feſtigkeit beobachten, ſo lange es nicht ihren Planen entgegen war. Ihre Politik war gewandt, und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren eben nicht ſtreng; aber ſie ſuchte die Meinung des Volks durch reiche Geſchenke, die ſie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geiſt würde ſich weiter ausgedehnt haben, wenn er gebildeter geweſen wäre. Sie

ſprach mit Kraft und Anmuth, und bediente ſich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Verſchwenderiſch in ihren Luſtbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte ſie ſich den Beinamen der nordiſchen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen, als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Oeſterreich, eine kluge aber unglückliche Tochter des Kaiſers Maximilian I. und wurde 1480 geboren. Nach dem Tode ihrer Mutter Maria von Burgund, wurde ſie nach Frankreich geſchickt um, am Hofe Ludwig XI. erzogen zu werden, weil ſolcher dieſelbe dem Dauphin (nachher Carl VIII.) zur Gemahlin beſtimmt hatte. Statt deſſen vermählte ſich Letzterer 1492 mit Anna, Erbin von Bretagne. Vermöge des Friedensſchluſſes zwiſchen Carl VIII. und Kaiſer Maximilian, kam die Prinzeſſin nach dem Hofe ihres Vaters zurück und vermählte ſich 1497 mit Johann, Infanten von Spanien. Auf der Seefahrt von Spanien befiel ihr Schiff ein ſehr heftiger Sturm, der ihr den Untergang drohte. Munter wie die geiſtreiche öſterreichiſche Prinzeſſin war, dichtete ſie, indeß die übrige Schiffsgeſellſchaft betete oder arbeitete und verfertigte ſich folgende Grabſchrift: Cy git Margot noble demoiselle deux fois mariée et morte pucelle. Freude machte ihre glückliche Ankunft dem Gemahl und allen Spaniern, aber ſchon am 4. October 1497 ſtarb der Infante Johann. Im J. 1501 heirathete ſie nun den Herzog Philibert II. von Savoyen, welcher auch ſchon 1504 ſtarb. Ihr Vater ernannte ſie nun zur Gouvernantin der Niederlande, eine Würde die ſie mit Ruhm, angebetet von den vorher ſehr unruhigen Niederländern bekleidete. Jean le Maire ſammlete manche ihrer klugen Reden bald im Hofzirkel, bald von den Ständen geſprochen in der 1549 herausgegebenen Couronne margaritique und manche Gedichte und Witzſpiele dieſer Fürſtin, auch ihr discours de ses infortunes et de sa vie. Sie ſtarb zu Mecheln 1530.

Margarethe von Anjou, Tochter René's von Anjou, Königs von Sicilien, und ſeit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England, aus dem Hauſe Lancaſter. Dieſe Fürſtin vereinigte einen männlichen Charakter und großen Verſtand mit ſeltner Schönheit. Sie verband ſich eng mit der Partei, die ſie auf den Thron berufen hatte; dagegen ward ſie eine Feindin des Herzogs von Gloceſter, und kam ſogar in den Verdacht, in die Ermordung deſſelben, 1447, eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens geweſen, daß ihr Oheim, Carl von Anjou wieder in den Beſitz der Grafſchaft Maine geſetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geſchah gleich nach Gloceſter's Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzoſen nunmehr in die Normandie eindringen konnten, verurſachte 2 Jahre darauf den Verluſt dieſer Provinz. Die Offiziere und Soldaten, welche ſie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man ſie ohne Unterſtützung gelaſſen, nach England zurück. Sie ſchrieben der Schwäche des Königs und der Herrſchaft, die Margarethe unter ſeinem Namen ausübte, die erlittenen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Landsleute war derſelben Meinung. Dieſe Stimmung der Gemüther bewog die Gemeinen, den Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminiſter und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König zog die Sache vor ſeinen Geheimenrath und verbannte Suffolk auf einige Zeit, aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlaſſen, ermordet, und ſein Tod blieb ungerächt. Der

Aufſtand vom J. 1450 ſchreckte die Miniſter, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen Richard, Herzog von York, welcher frühere Rechte auf die Krone hatte; dennoch ward dieſer 1454 an die Spitze des Königreichs geſtellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geiſtesſchwäche noch durch Krankheit vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergeſtellt war, widerrief er die, dem Herzoge von York ertheilte Vollmacht. Dieſer griff zu den Waffen, ſchlug Heinrichs Truppen, nahm ihn ſelbſt gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in ſeine Hände zu legen. Dies war der Anfang vieler folgenden Kriege zwiſchen den Häuſern York und Lancaſter. (S. England.) Im J. 1456 benutzte Margarethe die Anweſenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pärs, wo er auf's neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und ward mit wechſelndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancaſtriſchen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geſchlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachſenen Sohne in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück eine ſolche Begeiſterung zu erregen, daß ſich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für ſie erklärte und in Kurzem ein Heer von 20,000 Mann verſammelt war. Der Herzog von York zog nur mit 5000 Mann gegen ſie, und fand ſich zu Wakefield umringt. Sein Heer ward in Stücken gehauen und er ſelbſt in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ ſeinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufſtecken. Im J. 1461 ſchlug ſie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber ſie befleckte ihren Sieg ſpäterhin durch blutige Hinrichtungen. Trotz der Niederlage ſeiner Partei war indeſſen der älteſte Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard IV. zu London als König ausgerufen, und Margarethe genöthigt worden, ſich in den Norden von England zurückzuziehen. Alles ſtrömte unter ihre Fahnen, wo Zügelloſigkeit und Ungebundenheit herrſchten; ſie ſtand in Kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieſes Heer wurde bei Towtown vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ ſeine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., ſeine Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauſes Lancaſter ächten. Margarethe eilte, da ſie in Schottland keine Unterſtützung erlangen konnte, nach Frankreich, und bewog Ludwig den XI. durch das Verſprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit ſich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieſes Heer wurde 1464 bei Exham geſchlagen, und Margarethe, von Allen verlaſſen, ſuchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, ward hier von Räubern überfallen, ihrer Koſtbarkeiten beraubt, entkam ihnen aber glücklich, während ſie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten ſie auf's äußerſte gebracht, als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf ſie zukam. Entſchloſſen ging ſie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an." — Der Räuber, erſtaunt und gerührt, nahm ſie in Schutz, hielt ſie verborgen und verſchaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower geſetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Eliſabeth

Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten ſich im J. 1470, mußten aber, da ſie ſich verlaſſen ſahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. ſie mit Achtung aufnahm und einige Vereinigung zwiſchen ihnen und Margarethen zu Stande brachte, kraft welcher ſie vereinigt alles anwenden wollten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu ſetzen. Noch in demſelben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in eilf Tagen. Eduard floh nach Holland, Heinrich beſtieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentſchaft. Aber ſchon nach ſechs Monaten erſchien Eduard, unterſtützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geſchlagen und blieb im Handgemenge. An demſelben Tage landete Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ ſie zum erſten Male, als ſie Warwicks Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei ſich um ſie ſammelten, fing ſie wieder an zu hoffen. Eduard zögerte nicht zu erſcheinen. Es kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe ward vollkommen geſchlagen und nebſt ihrem Sohne gefangen. Der junge Prinz wurde faſt unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, ſie aber in den Tower geſetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörderhänden ſtarb. Erſt nach 4 Jahren erlangte Margarethe durch den Vertrag von Pecquigny ihre Freiheit wieder; Ludwig XI. löſte ſie mit 50,000 Thlrn.; und ſie kehrte nach Frankreich zurück, wo ſie 1482 ſtarb, nachdem ſie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück erfahren, und mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II. geb. im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, ſpäter berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Dieſe, mit Pracht vollzogene Vermählung war der Vorläufer der ſchrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Luſtbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürſtin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl; ſondern der Herzog von Guiſe beſaß ihr Herz. Heinrich ſchenkte das ſeinige verſchiednen Geliebten. Zwei Gatten von ſolcher Denkart konnten nicht in gutem Einverſtändniß leben. Margarethe, die 1582 wieder an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ ſich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Carls IX., bewog ſie jedoch, ſich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg ſeine Geſinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügelloſigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den, von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geſchleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ ſich zu Aachen nieder, von wo ſie, ihrer Sittenloſigkeit und ihrer Bedrückungen wegen, verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unſtetes, unregelmäßiges Leben, bis ſie auf dem Schloſſe Uſſon feſtgeſetzt wurde, deſſen ſie ſich jedoch bemächtigte, nachdem ſie das Herz des Marquis von Canillac, der ſie daſelbſt feſtgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorſchlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderloſe Ehe trennen zu laſſen. Sie willigte unter der einzigen Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt, und ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausgeſetzt würde. Die Trennung geſchah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Uſſon im Jahre 1605 und ließ ſich in Paris nieder, wo ſie in der Rue de Seine ein großes

Schloß mit weitläuftigen Gärten längs des Flusses erbaute. Hier lebte ſie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Uebungen, und ſtarb 1615 als der letzte Sprößling des Hauſes Valois. Abgeſehen von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verſtand und ſeltne Reize. Sie ſchrieb und ſprach beſſer, als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der ſchönen Geiſter, die ſie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war ſie ungerecht, um großmüthig zu ſein; ſie borgte, ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloſter der Petits-Auguſtins erbaut und ausgeſtattet; in der Kirche deſſelben wurde ihr Herz beigeſetzt. Wir beſitzen von ihr Poeſien und Memoiren von 1565—1582. Sie ſchildert ſich in letztern als eine Veſtalin. Der Styl iſt naiv und angenehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schweſter Franz I. und Tochter Carls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Luiſens von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte ſich 1509 mit Carl, letzten Herzog von Alençon, erſtem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach dem Ueberfall von Pavia 1525 ſtarb. Sie empfand den tiefſten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und der Gefangennehmung des Königs. Aus zärtlicher Liebe zu letzterm begab ſie ſich ſelbſt nach Madrid, um ihn während ſeiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vorſtellungen dazu bei, daß ihm mit der, ſeinem Range gebührenden Hochachtung begegnet wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz ſeine Dankbarkeit auf das freigebigſte, und bewilligte ihr ſehr große Vortheile, als ſie ſich mit Henri d'Albret, König von Navarra, vermählte. Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrichs IV., war die Frucht dieſer glückliche Ehe. Ihre Maßregeln auf dem Throne waren eines großen Fürſten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künſte, beſchützte die Gelehrten, verſchönerte und befeſtigte die Städte. Aus Begierde, ſich von allem zu unterrichten, lieh ſie auch einigen proteſtantiſchen Theologen ihr Gehör und machte ſich mit ihren Grundſätzen bekannt. Sie legte dieſelben im J. 1533 in einer kleinen Schrift, Miroir de l'ame pécheresse betitelt, nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Dieſe Strenge flößte ihr nur mehr Theilnahme für die Ketzer ein, welche ſie als Unglückliche und Verfolgte betrachtete. Sie ſchenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Anſehn an, um ſie der Strenge der Geſetze zu entziehen. Auf ihre Empfehlung ſchrieb Franz I. zu Gunſten mehrerer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgter Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte ſie gegen das Ende ihres Lebens zur katholiſchen Religion zurück. Sie ſtarb 1549 auf dem Schloſſe Odos in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Geiſt mit theilnehmender Güte und ſehr umfaſſender Kenntniß mit aller Anmuth ihres Geſchlechts. Sie war ſanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geſchäften wie dem geſelligen Vergnügen freund, ohne eins über das andere zu vernachläſſigen, gegen Franz I. eine eben ſo zärtliche Schweſter, als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künſte und ſchrieb ſelbſt mit Leichtigkeit in Verſen und in Proſa. Ihre Poeſien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muſe und der vierten Grazie. Sie hat folgende Werke hinterlaſſen: 1. Heptameron ou les Nouvelles de la reine de Navarre, Erzählungen im Geſchmack des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte über-

einſtimmte und keineswegs zu falſchen Schlüſſen auf den Charakter der Verfaſſerin verleiten darf. 2. Les Marguerittes de la Marguerite des Princeſses, geſammelt von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye. Man findet in dieſer Sammlung von Gedichten vier religiöſe Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivetät; ferner ein langes Gedicht: Le triomphe de l'Agneau etc.

Marggraf (Andr. Sigism.), ein berühmter Chemiker, 1709 in Berlin geb. Sein Vater war Hofapotheker. Er gewann früh Geſchmack an der Chemie, die er 5 Jahre in Strasburg, Halle und in Freiberg, ſtudirte. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft, und 1744, bei Stiftung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften, in die Klaſſe der Experimentalphiloſophie aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm ſchon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Erfurt nahmen ihn zum Mitgliede auf. Durch ſein emſiges Studiren hatte er ſeine Geſundheit untergraben. Er ſtarb 1782. Die chemiſche Unterſuchung über die Metalle verdankt ihm viele Fortſchritte. Er iſt der erſte, der eine vollſtändige Analyſe der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem Syſtem- und Hypotheſengeiſt freien Methode in den chemiſchen Arbeiten beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunſteins und vielen anderen höchſt wichtigen Entdeckungen. Seine verſchiednen chemiſchen Schriften befinden ſich ſämmtlich in den Memoiren der berliner Akademie.

Maria, die Mutter Jeſu (in der Kirchenſprache U. L. F. d. h. Unſre Liebe Frau, auch die heilige Jungfrau, franz. zuweilen Notre Dame, iſt der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der ſie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangeliſche Geſchichte gedenkt ihrer zuerſt als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläiſchen Städtchen, in ſtiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joſeph, verlobt war. Daß ſie zu den edelſten ihres Geſchlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jeſu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetiſche Ausſchmückung einer, für ſie und ihren Sohn entehrenden Thatſache erkennen mögen. Ein Himmelsbothe trit mit dem Gruße der ehrfurchtsvollſten Huldigung in ihre Einſamkeit und ſie erſchreckt jungfräulich über die ungewohnte Erſcheinung; ihr beſcheidner Sinn weiß ſich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, ſie ſei Gott gefällig, und werde einen Sohn gebähren, der Gottes Sohn heißen und der Retter ſein werde, welchen das jüdiſche Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißenen Glücks, welches einer Jüdin das Höchſt ſein mußte, nur die Seltſamkeit der Bothſchaft, daß ſie als Jungfrau Mutter werden ſollte, erſchütterten ihr unſchuldiges Herz. „Wie ſoll das zugehen," antwortet ſie, „da ich von keinem Manne weiß?" Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde ſie befruchten, und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Eliſabeth geſchehen ſei. Und demüthig unterwirft ſie ſich dem Willen des Höchſten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geſchehe, wie du geſagt haſt." Die Sprache der wahren Natur, der reinſten Jungfräulichkeit und des unbeſchränkteſten Gottesvertrauens, die aus Mariens Antworten

redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz iſt durch das Gefühl der höchſten und wunderbarſten Beſtimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und der Lobgeſang, in dem ſie ſich beim Zuſammentreffen mit ihrer Freundin Eliſabeth ergießt, drückt die freudige Begeiſterung aus, mit der ſie den Segen dieſer Beſtimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jeſu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei ſeiner Darſtellung im Tempel von ihren Empfindungen geſagt wird, beſtätigt nur, wie lebendig jenes, durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie ſieht den Zuſammenhang der Engelerſcheinung, die die Hirten erzählen, mit dem, was ſie ſchon wußte, und Simeon's ahnungsvoller Segen ſetzt ſie nicht in Erſtaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den ſie an der Bruſt trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbſten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich beſorgte, doch weiſe und ſchonende Mutter zeigt ſie ſich, da der zwölfjährige Jeſus von ihrer Seite gewichen und in Jeruſalem zurückgeblieben war. Sie beſtürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur ſeine kindliche Liebe ſpricht ſie mit den Worten an: „Warum haſt du uns das gethan?“ Da er nun Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen Wirkſamkeit getreten iſt, beſcheidet ſie ſich willig, daß er der Welt mehr, als ſeinen Verwandten angehören müſſe, und bei der Hochzeit zu Kana, wo ſie mit weiblicher Beſorglichkeit ſeine Wunderkraft in Anſpruch nimt, um den Neuvermählten eine Beſchämung zu erſparen, beleidigt ſie es nicht, ſich ſeiner tiefern Einſicht zu unterwerfen; auch wird ſie darum nicht an ihm irre, daß er, einſt im Lehren begriffen, ſie und ſeine Brüder nicht zu ſich ließ. Ohne Zweifel hat ſie ihm auf dem gefahrvollen Wege ſeines Berufs mit zärtlich wachſamen Augen begleitet; denn endlich unter ſeinem Kreuze finden wir ſie im ſtummen Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieſes Jüngers, den ihr Jeſus zum Sohne gab, verſchwindet ſie aus der Geſchichte, die nur von den hier berührten Auftritten und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schickſalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeſchmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß ſie in den Himmel, in den ihr Sinn ſchon auf Erden war, eingegangen ſei! Schon gegen das Ende des 4. Jahrh. erhoben ſich unter den Chriſten Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwieſen. Thraziſche und ſcythiſche Weiber, die kaum zum Chriſtenthum übergetreten, noch voll von heidniſchen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daſelbſt einen förmlichen Cutus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten ſie ihr mit Gebeten, Umgängen und Opfern, wobei ſie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechiſch Kollyris) darbrachten und daher KollIridianerinnen hießen. Auch fingen die ſtrenggläubigen Theologen ſelbſt an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben ſei, als Glaubenslehre zu verfechten und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joſeph's und Mutter mehrerer, mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widerſacher der Maria. Wegen derſelben Anſicht wurden am Ende des 4. Jahrh. Helvidius in Paläſtina und der Biſchof Bonoſus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poeſie und mit ihr die katholiſche Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit geſtalten; denn wenn Frauen Heilige ſind, ſo wird immer eine Maria an Unſchuld, Demuth und Frömmigkeit die

erſte unter ihnen ſein. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienſt auf, und von jeher haben ſich chriſtliche Frauen am liebſten an dieſe Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß ſie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin, ja etwas Aehnliches von einer Göttin ſieht und ſie die Mutter Gottes nennt. Aber die Ehre, die ſchwärmeriſche Mönche, beſonders die Franciscaner und Jeſuiten, ihr durch die Behauptung, ſie hätte Jeſum ohne Verletzung ihrer Jungfrauſchaft geboren, anthun zu müſſen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede iſt; denn dieſe konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joſeph, nach einer jüngſt von Herder unterſtützten Meinung, mit ihr gezeugt haben ſoll, und die daher die Brüder Jeſu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geſchichte, und emporgehoben in das Gebiet der Religion, erſcheine ſie daher immer als die Krone und Sonne der Frauen, und jede übe ſich eben ſo fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künſtler wetteifern, uns das Bild ihrer Holdſeligkeit vor Augen zu ſtellen. Aber auch den Männern bleibt ſie um des Sohnes willen, den ſie groß erzogen, an die Quellen der ältern Offenbarung Gottes geführt und mit ihren Tugenden, die ſo mild an ihm wiederſtrahlen, ausgeſtattet hat, heilig und der Verehrung werth. (Vergl. d. Art. Jeſus.) Im 6. Jahrh. fing die chriſtliche Kirche an, Feſte zur Ehre der Jungfrau Maria zu feiern, von denen das der Reinigung (des Kirchganges zum Tempel in Jeruſalem), das der Verkündigung und das der Heimſuchung (Beſuch Marien's bei Eliſabeth) in mehrern proteſtantiſchen Ländern beibehalten worden ſind. Die griechiſchen und katholiſchen Chriſten, auch die ſchismathiſchen Kirchen im Orient begehen außer dieſen mehrere Marienfeſte, z. B. Mariä Geburt, Mariä Himmelfahrt, d. h. ihres Todes und ihrer Aufnahme in den Himmel (in der katholiſchen Kirchenſprache, Assumtio). Das Feſt der unbefleckten Empfängniß Marien's feiert nur die katholiſche Kirche. Es kam 1145 auf, ward aber ſpäter, wegen des Widerſpruchs der Dominikaner gegen dieſe Lehre, nicht allgemein angenommen, und noch jetzt ſträubten ſich dieſe Schüler des heil. Thomas von Aquinum (ſ. d. Art.) einzugeſtehen, daß Maria ohne Erbſünde empfangen und geboren worden ſei. Die tridentiſche Kirchenverſammlung ließ dieſen oft heftig erneuerten Streit unentſchieden. Der Mariendienſt hat die Meinung von der wunderthätigen Kraft mehrerer alten Marienbilder aufgebracht, von denen vorzüglich die zu Loretto in Italien und zu Czenſtochau in Polen (ſ. d. Art.) im Rufe wundervoller Kräfte zur Heilung aller Leibes- und Seelenſchäden ſtehen. Die katholiſchen Gläubigen wallfahrten zu ſolchen Gnadenbildern, um zugleich den Ablaß, der den Beſuchern durch päpſtliche Bullen verheißen iſt, zu erlangen. Mehrere geiſtliche Orden ſind zu Ehren der Jungfrau Maria errichtet worden, zu denen der Bettelorden der Serviten (ſ. d. Art.), und alle die weiblichen Orden gehören, die ſich nach U. L. F. nennen, z. B. die Nonnen von der Empfängniß, von der Verkündigung (ſ. Annunciaden), von der Heimſuchung (ſ. Saleſianerinnen) U. L. F. Als Sterne des zweiten Ranges erſcheinen in der evangeliſchen Geſchichte noch mehrere Marien. 1. Maria von Bethanien, die Schweſter des Lazarus, Jeſu gelehrigſte Schülerin und zärtlichſte Verehrerin, die er ſelbſt ſeiner Freundſchaft würdigte und mit unvergänglichem Ruhme belohnte, Matth. 26., 13. — 2. Maria von Magdala oder Magdalena, die Jeſu

ihre Heilung von einer ſchweren Krankheit ſchuldig war und ihren Dank durch die treueſte Anhänglichkeit gegen ihn bewies. Sie diente ihm mit ihrem Vermögen, ſie begleitete ihn auf ſeinen Reiſen, ſie weinte unter ſeinem Kreuze, ſie iſt die letzte bei ſeiner Beerdigung und die erſte, die am Oſtermorgen zu ſeinem Grabe eilt und den Auferſtandnen wiederſieht. Ein verjährter, durch die Kunſt wie durch die Kirche geheiligter Irrthum verwechſelt ſie mit der nicht genannten Sünderin zu Nain, die Jeſus für ihre Reue und für die Aufopferung, mit der ſie ſeine Füße ſalbte, der Vergebung ihrer Sünden verſicherte, Luc. 7, 36—50. 3. Maria, des Kleophas Frau, die Mutter des Apoſtels Jacobus und 4. Maria, die Schweſter der Mutter Jeſu, die wir beide unter dem Kreuze und beim Grabe Jeſu ſehen; in deſſen Gefolge ſie wahrſcheinlich ſchon früher geweſen waren. Vergl. Die bibliſchen Frauen von Greiling, 1815, 1. Th.

E.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, die Tochter Heinrichs VIII. und Catharinens von Aragon. Ihre, wiewol kurze Regierung macht Epoche in der Geſchichte Englands. Als die Tochter einer verſtoßenen Königin hatte ſie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; ſie war, wie ihre Mutter, dem Proteſtantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte ſie den finſtern, argwöhniſchen, blutdürſtigen Charakter. Mit dieſen Eigenſchaften beſtieg ſie nach ihres Bruders, Eduard's VI. Tode, (1553) in ihrem 37. Jahre den Thron. Außer ihr machten noch drei Prinzeſſinnen Anſprüche darauf, nämlich Eliſabeth, die zweite Tochter Heinrichs, Johanna Gray, eine Enkelin der Schweſter Heinrichs VIII., und Maria Stuart; Johanna, eine Proteſtantin und durch Eduards Teſtament zur Erbin beſtimmt, die zweite, eine Katholikin, deren Recht jedoch eben ſo ſchwach war, als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteſte Tochter, hatte unſtreitig die gültigſten Anſprüche auf den Thron; und beſtieg ihn, nachdem ſie ſich feierlich zur Aufrechthaltung der proteſtantiſchen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrſchende Religion eingeführt worden war. Der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Gewalt machte, war, daß ſie ihre Schweſter Eliſabeth einkerkern, und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen 10 Tage lang den königlichen Titel angenommen, ſammt denen, die ſie dazu gezwungen hatten, hinrichten ließ. Gleich darauf öffnete ſie die Gefängniſſe der Katholiken und verſtattete ihnen Gewiſſensfreiheit. Dies war zwar gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung dem Staatswohl entgegen, und höchſt verdammlich wegen der Mittel, die ſie dazu anwandte, war es, daß ſie die römiſch-katholiſche Religion förmlich wieder herſtellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen 3 Jahren 5 Biſchöfe, 21 Geiſtliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienſtboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer ſie hinriß, verfuhr ſie nicht minder tyranniſch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeblichen Anſtifter einer Beſchwörung losgeſprochen; Maria ließ die Geſchwornen einkerkern, belegte ſie mit 1000 und 2000 Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgeſprochnen zwei Jahre lang gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien (ſ. d. Art.) 1554 ſtimmte weder mit dem Vortheil der Nation und Europa's, noch mit ihrer Perſönlichkeit überein, da Maria zwölf Jahr älter war als dieſer Fürſt. Aber ſein Beiſpiel feuerte ſie noch mehr zur Verfolgung der

Proteſtanten an. Ueberdies machte ſie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte ſich Erpreſſungen aller Art, um die Ausbeute davon nach Flandern zu ſchicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie ſchrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abweſenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieſer, der nur ein Jahr mit ihr verlebt hatte, ſie ſelten einer Antwort würdigte. Maria ſtarb, ohne Kinder geboren zu haben, 1588, in einem Alter von 43 Jahren, nachdem ſie während einer fünfjährigen Regierung gegen 800 Menſchen, um ihres Glaubens willen, hatte hinrichten laſſen. Calais wurde ihr von dem Herzoge von Guiſe entriſſen, und ſo verloren in wenigen Wochen durch Mariens Schuld die Engländer Alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übrig geblieben war. Betrachtet man alle Leiden, die ſie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren theils zugefügt, theils vorbereitet hat, ſo findet man wenige verabſcheuungswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geſchichtſchreiber behandeln ſie mehr mit Verachtung, als mit Haß. „Sie vereinigte in ſich alles," ſagt der geiſtreichſte, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre äußerſte Unwiſſenheit machte ſie eben ſo unfähig, Meinungen zu bezweifeln, die ſie gefaßt hatte, als Nachſicht mit Andrer Meinungen zu haben." Und an einer andern Stelle ſagt derſelbe Schriftſteller: „Um dieſe Fürſtin zu ſchildern, bedarf es nicht vieler Worte; ſie hatte wenige liebens- oder achtungswerthe Eigenſchaften, und ihre Perſon ſtimmte mit ihrem Charakter würdig überein. Eigenſinnig, abergläubig, heftig, boshaft, rachſüchtig, tyranniſch, verrieth ſie in allen ihren Neigungen und Handlungen ihr böſes Naturell und die Beſchränktheit ihres Geiſtes."

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen. Sie war erſt 8 Tage alt, als ihr Vater (1542) ſtarb, und ihr als ſeiner einzigen Erbin das Reich hinterließ. Heinrich VIII., König von England, wollte ſie mit ſeinem Sohne Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Die Abneigung, die man gegen dieſe Verbindung in Schottland hatte, machte, daß Maria, erſt fünf Jahr alt, nach Frankreich geſchickt, am daſigen Hofe erzogen, und (1558) mit dem Dauphin, nachmaligen Könige Franz II., vermählt wurde. Das ſchönſte Loos ſchien einer Fürſtin beſchieden, die das Glück, wie die Natur mit Gunſtbezeigungen überhäufte. Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geiſt und ein edles, großmüthiges Herz, war geliebt von ihrem Gemahl, und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wiſſenſchaften, noch die feine Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Die franzöſiſchen Dichter prieſen wetteifernd die bezaubernde Anmuth, die ſanften Tugenden, den Geiſt und die Talente der jungen Königin, und erblickten für ſie in der Zukunft eine lange Verkettung von Glückſeligkeiten. Dieſe Täuſchung verſchwand nach achtzehn Monaten. Franz II. ſtarb 1560. Sein minderjähriger Bruder, Carl IX., folgte ihm in der Regierung, unter der Vormundſchaft ſeiner herrſchſüchtigen Mutter, Catharina von Medicis, und Maria Stuart erkannte bald, daß ſie nur noch in Schottland Königin ſei, und war genöthigt, dahin zurückzukehren. Dort verheirathete ſie ſich 1565 mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter, von welchem ſie den nachmaligen König von England und Schottland, Jacob I., gebar. Maria hatte ſich durch Darnley's Schönheit blenden laſſen, ſie fand aber bald, daß er ein ſchwacher verächtlicher Mann war, und zog ſich von ihm zurück. Dies, und

die groſſe Gunſt, in welcher ein italieniſcher Sänger, David Rizzio, bei ihr ſtand, reizte ihren Gemahl ſo, daß er, durch üble Rathgeber verleitet, eine gewaltſame Handlung beging. Er drang mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo ſeine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle ſpeiſte; Rizzio wurde vor den Augen der Königin getödtet, die, ſeit fünf Monaten ſchwanger, den Unglücklichen zu retten, ſich umſonſt bemühte. „Ich will nicht mehr weinen,“ ſagte ſie nach dieſer ſchrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken.“ Rizzio war wahrſcheinlich nur der Vertraute Mariens und ſie läßt ſich leicht von jedem andern Verdacht reinigen. Ein gefährlicherer Mann nahm ſeinen Platz ein, der Graf Bothwell. Dieſe neue Verbindung mit einem heftigen und laſterhaften Manne wurde die Urſache zum Tode des Königs, der zu Edinburgh in einem einzeln ſtehenden Hauſe in die Luft geſprengt wurde. Maria vermählte ſich darauf mit ihrem Liebhaber Bothwell, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt, und der Verdacht, daß ſie um die blutige That gewußt, iſt ſchwerlich zu widerlegen. Dieſe That war der Wendepunkt ihres Schickſals, das ſie nun zum Untergange hinriß. Ihre unglückliche Verbindung brachte Schottland wider ſie auf. Die ſchottiſchen Stände nöthigten die Königin, die Krone an ihren unmündigen Sohn, Jacob, unter der Regentſchaft des Grafen Murray, abzutreten. Maria fand zwar noch Anhang, und wollte ſich mit den Waffen auf dem Throne behaupten; aber ihr kleines Heer wurde (1568) unweit Glasgow geſchlagen und ſie ſelbſt genöthigt, nach England zu flüchten. Eliſabeth ließ ſie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme ſie der Ermordung ihres Gemahls anklage, ſie ſich deshalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commiſſarien und brachte ſie in Haft nach Tewksbury, um den Prozeß gegen ſie einzuleiten. Daß ſie in ihrem Leiden theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Es entſtanden verſchiedene Verſchwörungen gegen Eliſabeth, um Maria zu befreien, und ſie vielleicht ſelbſt auf den engliſchen Thron zu ſetzen. Aber dieſe Anſchläge wurden entdeckt, und mehrere der Verbündeten hingerichtet. Mariens Schickſal, welche die Vermittelung des Papſtes und des Königs von Spanien ohne Erfolg geſucht hatte, wurde dadurch nur verſchlimmert. Eliſabeth hielt ſich nicht mehr für ſicher auf dem Throne, oder gab wenigſtens vor, dieſe Beſorgniß zu hegen. Es ward ein großes Gericht über Marien in ihrem Gefängniſſe zu Fotherinhay, wider welches ſie vergebens proteſtirte (5. Febr. 1587), gehalten. Nie gab es wol ein unbefugteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Abſchriften von ihren Briefen vor nie die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen ſie geltend, aber man ſtellte ſie ihr nicht gegenüber. Man gab vor: daß ſie durch Ausſagen dreier Verſchwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufſchieben müſſen, um ſie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den rechtlichen Formen verfahren, und hätte man auch beweiſen können, daß Maria ſich um Hülfe und Rath bemühe: ſo würde man ſie doch nicht haben des Todes ſchuldig erklären können. Eliſabeth hatte kein gültiges Richteramt über ſie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen; aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode verurtheilt, und dieſes Urtheil von dem engliſchen Parlamente beſtätigt. Auch ein Theil der ſchottiſchen Nation widerſetzte ſich der Befreiung Mariens, und die nachdrücklichen Vorſtel-

lungen ihres Sohnes zu ihrem Beſten waren vergebens. Mit der größten Standhaftigkeit ertrug Maria ihr Schickſal. „Der Tod, der meinem Leben ein Ende machen wird," ſagte ſie, „iſt mir willkommen. Ich halte die Seele für unwerth der himmliſchen Herrlichkeit, die zu ſchwach iſt, dem Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterſtützen." In ihren letzten Tagen zeigte ſie ſtandhafte Ergebung in ihr Schickſal, innige Religioſität und die zärtlichſte Sorgfalt für ihre Diener. Sie mußte noch mancherlei Kränkungen erfahren. Statt ihr einen kathol. Beichtvater zu geben, den ſie verlangte, ſchickte man ihr einen proteſtant. Geiſtlichen, der ſie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn ſie nicht ihrer Religion entſagte. „Beunruhigen ſie ſich darüber nicht," ſagte ſie ihm mehrere Male mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der katholiſchen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin ſterben." Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, ſie bei ihrer Hinrichtung zu begleiten. Am 18. Februar 1587, an ihrem Todestage, ſtand ſie ſehr zeitig auf, und kleidete ſich mit mehr Sorgfalt, als gewöhnlich, an. Sie legte ein ſchwarzes Sammetkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erſcheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo ſie nach einigem Gebet ſich ſelbſt das Abendmahl reichte, mittelſt einer geweihten Hoſtie, welche der Papſt ihr geſandt hatte. Als die Commiſſarien eintraten, dankte ſie ihnen für ihre Sorgfalt und ſetzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demſelben Blute; ſo iſt denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches." Man führte ſie in einen Saal, wo ein ſchwarz ausgeſchlagenes Blutgerüſte aufgerichtet war. Die Zuſchauer ſahen mit Erſtaunen die Faſſung dieſer Königin, die in einer ſo vieljährigen Gefangenſchaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter ſie entkleidete, da ſie nicht gewohnt ſei, zu dergleichen Dienſte Männerhände zu gebrauchen. Nachdem ſie noch gebetet hatte, bot ſie ihren Hals dar, ohne die mindeſte Furcht zu zeigen. Erſt auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüſte herab zeigte, als das Haupt einer Verbrecherin. Dies war das tragiſche Ende einer der ſchönſten Fürſtinnen Europa's, die faſt die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängniſſe geſchmachtet hatte. Außer ihrem einzigen Sohne, dem nachmaligen König von England, Jacob I., hinterließ ſie von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre=Dame von Soiſſons Nonne wurde. Ihre Anhänglichkeit an die katholiſche Religion uud ihre Rechte auf den engliſchen Thron waren in Eliſabeth's Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den ſie den Wiſſenſchaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit ſie ſelbſt ſich ihnen widmete, ihre Feſtigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier gezogen und die Nachwelt bedauert nur ihr Unglück. Maria's Geſchichte iſt durch den Einfluß des Parteihaſſes vielfach verunſtaltet worden, und daher ſind die Urtheile der Geſchichtſchreiber über ſie ſehr verſchieden. Der gelehrte Schottländer Buchanan, der unter dem Einfluſſe der Machthaber ſchrieb, ſchildert ſie mit feindſeliger Geſinnung; in zu vortheilhaftem Lichte hingegen zeigen ſie katholiſche Geiſtliche und ihr Vertheidiger Leslie, Biſchof von Roß. Eine gründliche Würdigung ihrer Geſchichte gibt Malcolm Laing im 1. u. 2. Bde. ſeiner trefflichen Geſchichte von Schottland, und was er über ihren Antheil an ihre Gattenermordung ſagt, wird weder durch Whitaker's,

meiſt gegen Robertſon gerichtete, aber freilich parteiliche und keineswegs auf gründliche Forſchung gebaute Schutzſchrift (Mary Queen of Scotland vindicated. London 1787. 3 Vol.) noch auch durch Chalmers in ſeinem Life of Mary, Queen of Scots. (London 1818. 2 Bde. 4.) widerlegt. Eine Darſtellung ihres Lebens und ihres Charakters hat Fr. Gentz in dem, bei Vieweg 1799 erſchienenen Taſchenbuche verſucht. Einen Abſchnitt ihrer frühern Geſchichte vor ihrer Flucht nach England hat der Verf. des Waverley ſeinem Roman: der Abt, zum Grunde gelegt. Ueber die dramatiſche Benutzung dieſes Stoffs, namentlich von Schiller, ſieh das Taſchenbuch Minerva, J. 1813.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geb. zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode trat ſie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc d'Epernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentſchaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Generalſtände gehabt hatten. Maria, zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohns, Ludwig XIII., verabſchiedete den großen Sully, und ließ ſich von italieniſchen und ſpaniſchen Günſtlingen leiten. Der Staat verlor ſein Anſehn von Außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerrüttet. Ein 1614 geſchloßner Vertrag bewilligte den Mißvergnügten Alles, was ſie foderten; dennoch erwachte der Parteigeiſt auf's neue, da man allgemein mit dem Betragen Mariens unzufrieden war, die ſich ganz dem Marſchall d'Ancre und ſeiner Gemahlin Galigai, den unverſchämteſten Günſtlingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marſchalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erſtickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwieſen, von wo ſie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Biſchof von Luçon und ſpäter Kardinal, verſöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte ſich jedoch bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetables de Luynes, ihres Verfolgers, ſtand ſie an der Spitze des Staatsraths. Um ihr beginnendes Anſehn zu befeſtigen, führte ſie Richelieu, ihren Günſtling und Oberintendanten, in denſelben ein. Kaum aber hatte der Kardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er ſeiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhange. Dieſe verſäumte nicht, ihn wieder zu ſtürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß ſie ihm das Verſprechen, den Kardinal zu entfernen. Um ſich dieſem Verſprechen zu entziehen, ſuchte der König nach ſeiner Geneſung beide zu verſöhnen. Maria war nicht zu bewegen. Dieſe Hartnäckigkeit mißfiel dem König, welcher einwilligte, ſie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, deſſen Seele der Kardinal war. Dieſer zeigte in einer langen Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müſſe; dann ſprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige ſo bange zu machen, daß ſich dieſer ohne die Stütze ſeines erſten Miniſters für verloren hielt. Alle, die der Berathſchlagung beiwohnten, beſtärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht, den König in ſeiner Meinung, welcher auch um ſo feſter darin beharrte, da der Kardinal ihm vorgeſpiegelt hatte, daß ſeine Mutter ihren zweiten Sohn, Gaſton, auf den Thron heben wolle. Demzufolge ward ihr 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewieſen, alle ihre

Freunde und Anhänger aber verbannt oder in die Baſtille geſetzt. Sie fühlte bald, daß ſie zu Compiegne in einer wahren Gefangenſchaft lebe, entfloh noch in demſelben Jahre nach Brüſſel, foderte mehrere Male vom Parlament Gerechtigkeit, und ſtarb 1642 in großer Dürftigkeit zu Köln. Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, ſchöne Waſſerleitungen, und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. Das Mißgeſchick dieſer Fürſtin entſprang aus ihrem eiferſüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher geweſen, als unter Ludwig XIII. Die Liebſchaften ihres Gemahls verurſachten ihr den größten Kummer, und die Eiferſucht führte oft die heftigſten Scenen herbei. Mit einer unbegrenzten Leidenſchaftlichkeit verband ſie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einſicht, rachſüchtig aus Eigenſinn und geizte mehr nach Anſehn als nach Macht. Ihre Lebensgeſchichte iſt 1774 zu Paris in 3 Bänden erſchienen.

Maria Thereſia, ſ. Thereſia (Maria).

Maria Antoinette, ſ. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, geb. zu Talavera 1536, widmete ſich früh dem geiſtl. Stande und trat in den Jeſuitenorden. Seine Studien vollendete er auf der Univerſität Alcala, wo er jenen reinen Geſchmack, jene Beredtſamkeit und Genauigkeit erwarb, welche man vorzüglich in ſeinen Schriften wahrnimt. Dieſe Eigenſchaften befeſtigten ſich in ihm durch den Beſuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines, beſonders in den orientaliſchen Sprachen ſehr bewanderten Ciſterzienſers. Mariana ging ſodann auf Reiſen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch das Klima in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er arbeitete, ſeine Geſundheit erſchütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück, und nahm ſeine Wohnung in dem Jeſuitencollegium zu Toledo, nachdem er 13 Jahre dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er ſchrieb jetzt ſeine Historia de rebus Hispaniae, und zwar in lateiniſcher Sprache, damit der Ruf von den Großthaten ſeiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Die erſte Ausgabe, Toledo 1592, enthält 20 Bücher, denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günſtige Aufnahme, die ſein Werk allgemein fand, die wiederholten Auffoderungen ſeiner Freunde, die Furcht vor einer fremden, ſchlechten Ueberſetzung, alle dieſe Rückſichten bewogen ihn, es ſelbſt in's Spaniſche zu überſetzen. Vier Ausgaben der Ueberſetzung erſchienen bei Lebzeiten des Verfaſſers, jede mit neuen Veränderungen, Zuſätzen und Berichtigungen. Vorzügliche Ausgaben der ſpaniſchen Bearbeitung erſchienen zu Vlaencia (1783 — 96 in 9 Bden. Fol.) und zu Madrid (1819 in 8 Bden.) Mariana's übrige Schriften ſind 1. ſeine berühmte Abhandlung De rege et regis institutione, welche 11 Jahre nach ihrer Erſcheinung als aufrühreriſch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog. Mariana behauptete in dieſem Werke, daß es erlaubt ſei, ſich eines Tyrannen zu entledigen. Die Original ausgabe dieſes Buchs iſt ſehr ſelten geworden. 2. De ponderibus et mensuris; 3. Sieben Abhandlungen, welche zuſammen in einem Foliobande 1609 in Köln erſchienen ſind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana ſeinen Scholien über das alte und neue Teſtament, deren Beendigung Krank-

heit und Altersſchwäche verhinderten. Dennoch ließ er ſie 1619 zu Madrid drucken. Er ſtarb 1623 zu Toledo, 87 Jahr alt.

Maria Louiſe Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Oeſterreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma, älteſte Tochter des Kaiſers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Thereſia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. 1791, vermählt zu Paris mit dem Kaiſer Napoleon d. 1. April 1810. Man empfing ſie in Frankreich mit den glänzendſten Feſten, und dieſe Verbindung ſchien Napoleons Glück und den Continentalfrieden zu befeſtigen. Ihr Gemahl führte ſie gleichſam im Triumph durch die Provinzen ſeines Reichs; aller Orten empfing ſie Bewunderung und Verehrung. Am 20. März 1811 gebar Maria Louiſe einen Sohn, dem Napoleon ſchon vor der Geburt den Titel König von Röm ertheilt hatte. Welche Zukunft ſchien die Wiege dieſes Kindes zu umſtrahlen! Der Hofſtaat der Kaiſerin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein 26 Palaſtdamen u. ſ. f. Im folgenden Jahre begleitete Maria Louiſe ihren Gemahl nach Dresden, von wo ſie mit ihren kaiſerl. Aeltern die geliebte Heimath beſuchte. Dann kehrte ſie nach Paris zurück, wo unter den ſich drängenden Siegsberichten von der großen Armee, ihr Mallet's verfehlter Contre-Revolutionsverſuch und die Erſcheinung des 29. Bulletin's die erſten ängſtlichen Augenblicke verurſachten. Doch als Napoleon ſelbſt erſchien, war alle Furcht verſchwunden. Vor ſeiner Abreiſe zu dem neuen Kampfe ernannte er ſeine Gemahlin zur Regentin des Reichs, jedoch unter vielen Beſchränkungen. Sie erfüllte ihre Pflichten mit gewiſſenhafter Treue, wovon die Reden, welche ſie in der großen Rathsverſammlung nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzoſen, Blois d. 7. April 1814, Beweiſe ſind. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht verſagen. Sie mußte mit ihrem Sohne Paris den 29. März 1814 verlaſſen, und begab ſich auf Befehl ihres Gemahls d. 1. April nach Blois. Hierauf wollten ſie Joſeph und Hieronymus zwingen, ihnen jenſeit der Loire zu folgen; allein ſie weigerte ſich. Am 8. April brachte ihr der Graf von Schuwalow von allen Ereigniſſen Kunde. Ihr Gemahl war abgeſetzt, und hatte den 11. April abgedankt. Sie ſelbſt verfügte ſich nach Orleans, und von hier in Begleitung des Fürſten Eſterhazy, den 12. April nach Rambouillet, von wo ſie den 16. April zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte, die ihren Entſchluß beſtimmte. Ihrem Gemahl zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab ſich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, und übernahm d. 17. März 1816 die Regierung der, ihr im Vertrage zu Fontainebleau (11. Abril 1814) zugeſicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla. Den 20. April 1816 hielt ſie ihren Einzug in Parma. Im Mai 1816 erklärte ſie ſich zur Großmeiſterin des von ihr geſtifteten conſtantiniſchen St. Georgenordens. Da Spanien ſich weigerte, der wiener Congreßacte beizutreten: ſo ward endlich, 28. Juni 1817 zu Paris von Oeſterreich, Rußland, Frankreich, Spanien, England und Preußen eine Uebereinkunft geſchloſſen, nach welcher die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guaſtalla, nach dem Tod der Erzherzogin Maria Louiſe, (die jetzt den Titel Kaiſerin nicht mehr führt, ſondern nur J. Majeſtät heißt) an die Infantin Maria Louiſe, ehemalige Königin von Hetrurien (gegenwärtig Regentin von Lucca), und ihre männlichen Nachkommen zurückfallen, Lucca aber alsdann an Toscana kommen wird. Oeſterreich behielt jedoch die am

linken Po=Ufer vom lombardiſchen Königreiche eingeſchloſſenen parmeſaniſchen Bezirke, ſo wie das Beſatzungsrecht in der Feſtung Piacenza. Napoleons und Maria Louiſens Sohn, der bisherige Erbprinz von Parma, heißt im Staatskalender nicht mehr Napoleon, ſondern bloß Franz Carl Joſeph. Er erhält nach demſelben Vertrage, wenn ſeine Mutter ſtirbt und Parma an das Haus Bourbon zurückfällt, die Apanage=Herrſchaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana in Böhmen, deren Einkünfte auf 400,000 Fl. geſchätzt werden. 1818 ertheilte Kaiſer Franz dieſem Prinzen, ſeinem Enkel, den Titel: Herzog von Reichſtadt (ſ. d. Art.). Als ſein Vater im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, ſollte der Prinz von Schönbrunn, wo er damals unter der beſondern Aufſicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou ſtand, entführt werden. Auch hatte die Kaiſerin Maria Louiſe Briefe von ihrem Gemahl erhalten, die ſie einluden, mit ihrem Sohne nach Frankreich zu kommen; allein dieſe Briefe blieben unbeantwortet, und jene, von dem Sohne der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung des Prinzen ward im Augenblicke der Ausführung, 19. März 1815, entdeckt. Der Prinz wurde darauf in die Hofburg nach Wien überbracht und deutſcher Aufſicht übergeben; doch ſchon am 29. Mai gab man ihn ſeiner Mutter wieder. Als ſie nach Parma ging, blieb der Prinz in Wien zurück, wo er ganz von Deutſchen umgeben iſt. Der Kaiſer hat den Herrn Math. von Collin zu ſeinem Lehrer und Erzieher ernannt. Der Prinz zeigt glückliche Anlagen, und iſt der Gegenſtand einer eben ſo großen Theilnahme als Beſorgniß. K.

Maria Louiſe (Königin von Spanien), Herzogs Philipp von Parma Tochter, geb. 1751, ward mit Carl IV. wider deſſen Willen, auf ausdrücklichen Befehl ſeines Vaters, vermählt den 4. Sept. 1765. Sie war eine kluge, höchſtgewandte und ihrem Gemahl an Geiſteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte ſie es dahin zu bringen, den ſtürmiſchen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich ſogar in thätliche Beleidigungen gegen ſie ausbrach, ſich unterthänig zu machen und ſelbſt den ſpaniſchen Hofzwang ſo zu mildern, daß ſie ſich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war ſie bald gut unterrichtet; oft wohnte ſie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe bei, und nicht ſelten mußten die Miniſter Beförderungsdecrete, welche zur Unterſchrift ſchon bereit lagen, zurücknehmen, wenn ſie einen Andern ernannt wiſſen wollte. Sie war nämlich klug genug, ihre Günſtlinge nur von ſolchen Seiten zu empfehlen, die den König am meiſten einnahmen, und auch dann erſt ſich öffentlich zu dem Empfohlnen hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm ſchon ſeine Gunſt geſchenkt hatte, und ſie alſo nur dem Befehle ihres Gemahls und Gebieters Gehorſam zu leiſten ſchien, wenn ſie dem von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf dieſem Wege erhielt ſie völlige Herrſchaft über ihren Gemahl und ſchon als Prinzeſſin von Aſturien hatte ſie ein Verſtändniß mit dem ältern Godoy. Allein dieſer mußte auf Befehl des Königs Carl III., der das Liebesverhältniß ſeiner Schwiegertochter entdeckte, Madrid verlaſſen. Bald kam jedoch in die offne Stelle ſein jüngerer Bruder, Don Manuel Godoy, damals Leibgardiſt, ein ſchöner Mann und trefflicher Guitarrenſpieler (ſ. Alcudia). Maria Louiſe wußte ihre neue Liebe dem ſcharfſichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahl dergeſtalt in Gunſt zu ſetzen, daß er bald deſſen erſter Liebling wurde. Nachdem alſo Carl IV. den Thron ſeines Vaters beſtiegen,

rückte Godoy ſchnell von einer Stufe der Macht zur andern. Maria Louiſe und der 1795 zum Fürſten de la Paz erhobene Godoy regierten Spanien unumſchränkt; ihr beiderſeitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand beim alten Könige verdächtig zu machen. Aus dieſen Hofränken, an welchen unläugbar Maria Louiſe, aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn, thätigen Antheil nahm, entſpann ſich der Prozeß vom Escorial vom 29. Oct. 1807, wobei der alte König ſeinen Sohn und Thronfolger des Verbrechens beleidigter Majeſtät und beabſichtigter Empörung öffentlich anklagte. Doch wurde dieſer Handel, weil Maria Louiſe und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, beigelegt und der Prinz, welcher auf Godoy's dringende Vorſtellung einen demüthigen Brief an Vater und Mutter geſchrieben, zu Gnaden angenommen (ſ. d. Art. Ferdinand VII.). Doch bald nachher (13. März 1808) brach die Revolution von Aranjuez aus. Carl IV. dankte ab; ſein Sohn beſtieg den Thron, und ſchien entſchloſſen, ſeiner Mutter Aufführung einer ſtrengern Unterſuchung zu unterwerfen. Maria Louiſe hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildeſten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als ſich dem Kaiſer Napoleon und ſeinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der ſchon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vorgerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher in's Geheim (21. März) ſeine Thronentſagung widerſprechen, und durch Murat's Adjutanten, Demouthion, wurde jener berüchtigte Briefwechſel mit Murat geführt, der unter andern einen, von Maria Louiſe eigenhändig am 18. März geſchriebenen Brief enthält, worin ſie ihren Sohn beſchuldigte, er habe ein ſehr ſchlechtes Herz, ſei blutdürſtig und habe Vater und Mutter nie geliebt, während ſie in den zärtlichſten Ausdrücken für den geliebten Godoy Schutz erfleht. Murat mußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen ſeiner Feinde retten. Carl IV., Maria Louiſe und Godoy erſchienen, von franz. Truppen begleitet, zu Bayonne vor Napoleon, als Ankläger Ferdinands VII., der durch Todesdrohung zur feierlichen Entſagung des ſpaniſchen Throns zu Gunſten der Verfügung Napoleon's gezwungen und als Gefangner nach Valençay abgeführt ward, Carl IV., Maria Louiſe, Godoy und die Königin von Etrurien aber wurden mit königl. Pompe anfangs nach Compiegne geführt, lebten dann zu Marſeille und zu Nizza, und gingen endlich nach Rom, wo Maria Louiſe zu Anfang des J. 1819 ſtarb. (S. auch d. Art. Carl IV.) zz.

Marienbad in Böhmen, das neben Töplitz, Carlsbad und Franzensbrunn einen Rang zu behaupten ſucht, liegt bei dem Stifte Tepel unweit Carlsbad, in einer nicht beſonders angenehmen waldigen Gegend. Obſchon die vielen Quellen längſt ſchon als mineraliſch gekannt und auch beſucht waren, ſo fand dies doch nur bei den Landleuten der Nachbarſchaft Statt. Seit 1781 war der Abt des Stifts zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, und verwendete ſeit dieſer Zeit mehreres zur Emporbringung und Verſchönerung des Bades. Der Salz- oder Kreuzbrunnen wird gewöhnlich getrunken, er iſt dem kalten carlsbader Sprudelwaſſer ähnlich. Nur 200 Schritte davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Miſchung der des driburger und pyrmonter Waſſers gleich iſt: der ambroſianer Brunnen, und ebenfalls nicht weit davon, aus ſumpfigen Torfgrund das Marienbad in unzähligen Quellen. Es ſammelt ſich in einem 11 Klafter langen und 3½ Klafter breiten, viereckigen Behältniſſe. Was nur dieſem auf 1½ Elle tief von kleinern Thieren, z. B. Mäuſen,

Vögeln, Hühnern ꝛc. zunahe kommt, wird ſchnell von dem aufſteigenden Gaſe getödtet. Aus dieſem Brunnen wird das Waſſer in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauſes geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Waſſer haben kann. Das Stift hat bereits viel dafür gethan, und allerhand Anlagen geſchaffen, die dem Ganzen ſehr förderlich ſein werden. Wie viele bereits geneſen ſind, beweiſen die Menge von Krücken, welche man zum Dank in der Ortskapelle aufgeſtellt. S. Marienbad, nach eigenen bisherigen Beobachtungen und Anſichten, ärztlich dargeſtellt von Heidler. 2 Bde. Wien 1822. 8.

Marienburg, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Danzig in Weſtpreußen an der Nogat, mit 58,000 Einw. Merkwürdig ſind hier die Trümmer des Ordensſchloſſes, das im 14. Jahrh. der Hochmeiſter Dietrich von Altenburg vollendete. Ein ſchönes Monument deutſcher Baukunſt, deſſen Herſtellung erwartet wird. Man vergl. hierüber die neue Folge dieſes Lex. im 12ten Bande.

Mariette, (Jean), Zeichner, Kupferſtecher und Buchdrucker, geſtorben zu Paris 1742, in einem Alter von 82 Jahren. Er ſtudirte die Malerei mit Erfolg unter ſeinem Schwager Jean Baptiſte Corneille; aber der Rath ſeines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferſtecherkunſt vorziehen, in welcher er treffliche Arbeiten geliefert hat. Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774, 80 Jahr alt, zu Paris ſtarb, war von ſeinem Vater in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet worden, und hatte ſich auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland und Italien vervollkommnet. Er verkaufte 1750 ſeinen Bücherverlag, kaufte ſich die Stelle eines königl. Secretärs und Kanzleicontroleurs, und beſchäftigte ſich einzig mit Vervollkommnung ſeiner Kupferſtichſammlung. Wir beſitzen von ihm: 1. Traité du cabinet du roi, Paris 1750. 2 Fol. Bde. voll gelehrter Unterſuchungen; 2. Lettres à M. de Caylus; 3. Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle; 4. die Beſchreibung in der Sammlung von Kupferſtichen von Cazot's Gemälden, 1729, 2 Foliobde.; 5. Description sommaire de statues, figures, vases etc. deſſelben Kabinets, Paris 1750, 8.; 6. Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles. Paris 1755, Fol. Mariette's Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Geſchäftsverbindung und nachher in Freundſchaft mit Caylus, Barthelemy und La Borde gebracht, von denen er den Auftrag bekam, bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro Santo Bartoli die Aufſicht zu führen. Außerdem hat er mehrere wichtige Werke, z. B. die Beſchreibung der Arbeiten bei dem Guß der Statue Ludwigs XV., zu Pferde herausgegeben.

Marine. Seeweſen, Seemacht überhaupt, und obgleich man zuweilen von einer Handels- und einer Kriegsmarine ſpricht: ſo bezeichnet das Wort Marine doch vorzugsweiſe die Geſammtheit der Schiffe, mit ihrer Bemannung, die gegenwärtig in Europa von mehrern Mächten zum Kriege und zum Schutze des Seehandels gehalten werden. Dahin gehören jedoch auch die vom Staat unterhaltenen Poſtſchiffe (Packetböte). Die hohe Bedeutung des Seeweſens hat erſt mit der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Oſtindien ihren Anfang genommen. Waren gleich ſchon vorher Kriege zur See geführt, ſo hatte man doch noch keine ausſchließlich zu dieſem Entzwecke beſtimmten Flotten unterhalten; man bediente ſich gewöhnlicher Handelsſchiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So beſtanden die erſten Flotten der Spanier

und Portugieſen, mit denen ſie die entfernten Meere befuhren, aus Handelsſchiffen, die zugleich zum Kriege gerüſtet waren. England und Holland waren es, die zuerſt eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beiſpiel, das die übrigen ſeefahrenden Staaten nachahmten. Die engl. Marine, vom Anfange an eine königliche, entſtand ſchon unter Heinrich VIII., ward aber erſt unter Eliſabeth von Wichtigkeit, während die holländiſche ſich in dem Kampfe mit Spanien bildete, und ſeit der directen Fahrt nach Oſtindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Flotten der oſtind. und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, jemehr ſich das Mercantilſyſtem (ſ. d. Art.) über Europa verbreitete, eine immer ſteigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, ein entſchiedenes Uebergewicht zu erlangen, nur durch den Seeſieg der Britten bei La Hogue (1692) gebrochen ward, und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht ſich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich, der die politiſche Wichtigkeit der Seemächte als ſolcher dauernd begründete. Im Anfange des 18. Jahrh. ward auch zugleich Rußland, im Norden von Europa, wo bisher Schweden und Dännemark bei dem Verfalle der Hanſe eine beinahe unbeſtrittene Herrſchaft zur See geübt hatten, als Seemacht wichtig. Doch blieben die Seemächte England und Holland fortdauernd die erſten in Europa, bis ſeit der Mitte des 18. Jahrh. das rüſtige England ein allmälig immer entſchiedneres Uebergewicht errang, die durch alle folgende Kriege befeſtigt und durch den franz. Revolutionskrieg vollendet, England in unſern Tagen zur herrſchenden Seemacht in Europa gemacht hat. Um überhaupt eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, muß ein Staat eine ausgedehnte Handelsſchiffahrt beſitzen, ſich die, zur Erbauung und Ausrüſtung von Schiffen erfoderlichen Materialien leicht verſchaffen können und beſonders eine günſtige, geographiſche Lage haben. In allen dieſen Rückſichten beſitzt England unläugbar große Vorzüge vor den übrigen europäiſchen Staaten. Was den Nutzen einer Seemacht betrifft, ſo gewährt dieſelbe, ſo wie der Gewinn von Seeſchlachten, mehr einen negativen als poſitiven Vortheil. Eine tüchtige Seemacht dient zum Schutze des Handels und der Kolonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeſchlachten mögen drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen poſitiven Ergebniſſen führen. Schon hieraus ergibt ſich, daß Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit des Feſtlandes von Europa ſo gefährden können, wie dies von einer vorherrſchenden Landmacht zu fürchten iſt: alſo waren ſolche nicht dem Wohlſtand der Regierungen, ſondern demjenigen ihrer Unterthanen gefährlich, wenn man ſich jemals überzeugen kann, daß Beide ein verſchiednes Intereſſe haben können. Cz.

Marini oder **Marino** (Giambattiſta), war 1569 zu Neapel geboren. Dem Willen ſeines Vaters zuwider, der ihn zum Juriſten bilden wollte, folgte er ſeiner Neigung zur Dichtkunſt. Er verkaufte ſeine juriſtiſchen Bücher, um ſich Gedichte anzuſchaffen, und ward ſelbſt ſeiner Liebhaberei nicht untreu, als der erzürnte Vater ihm ſein Haus verbot und ihm jede Unterſtützung verſagte: denn er hatte ſich durch mehrere Arbeiten bereits ſo vortheilhaft bekannt gemacht, daß er wegen ſeines Fortkommens unbeſorgt war. Es fanden ſich auch bald Bewunderer ſeiner Talente, die ſeine Liebe zu dem Muſen nährten. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung in ſei-

nem Palaſt, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in ſeine Dienſte. Hier lernte er Torquato Taſſo kennen, der ſich in der letzten Periode ſeines Lebens zu Neapel aufhielt. Der Umgang mit dieſem großen Dichter war für ſeine Bildung nicht ohne Vortheile, ſo ſehr auch Unglück bereits deſſen Geiſt abgeſtumpft hatte. Er hatte ſich verſchiedene Jahre in dieſer Lage befunden, als eine jugendliche Unbeſonnenheit ihn in's Gefängniß brachte. Seine Freunde befreiten ihn jedoch bald wieder, und er ging nach Rom, wo er in dem Kardinal Pietro Aldobrandini einen Beſchützer fand. Im Gefolge deſſelben kam er nach Turin, und wußte ſich durch ein ſchmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, unter den Titel: Il Ritratto, eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen. Unter andern Beweiſen, die ihm Carl Emanuel von ſeinem Wohlwollen gab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus, und dem Titel eines herzoglichen Secretärs. Seine Eitelkeit und ſatyriſche Laune verwickelten ihn aber auch hier in allerlei verdrüßliche Händel. Er begab ſich nach Paris, wohin ihn Margaretha, die geſchiedne Gemahlin Heinrichs IV. eingeladen hatte. Da dieſe unterdeß verſtorben war, fand er eine Beſchützerin an Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin dieſes Königs, die ihm einen Jahrgehalt von 2000 Kronthalern ausſetzte. Er bezeigte ihr ſeine Dankbarkeit durch ein Gedicht: Il Tempio, wofür er neue Belohnungen erhielt. Die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande zog ihn gegen das Ende des J. 1622 nach Italien zurück. Er hielt ſich erſt einige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Akademie degli Umoristi zu ihrem Vorſteher ernannte, und begab ſich dann nach ſeinem Geburtsorte. Hier wählte er den ſchönen Hügel von Poſilippo zu ſeinem Aufenthalt, und hoffte, ſeine erworbnen Güter in Ruhe zu genießen, als der Tod ihn 1625 wegraffte. Marino's berühmteſte Arbeit iſt ſein heroiſches Gedicht: Adone, in zwanzig Geſängen, das eben ſo ſehr bewundert, als getadelt worden iſt. Getadelt hat man Anlage und Ausführung, und manche wollüſtige Gemälde, wegen deren der Adone in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlaſſend, ſeine Schreibart durch Schwulſt, erkünſtelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortſpiele (ſogenannte Concetti) entſtellt habe. Letzterem Vorwurf liegt zum Theil Einſeitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geſchweige denn als Muſter aufzuſtellen, wozu nur die einfache Größe ſich eignet; aber wir ſchätzen und bewundern oft ſeinen Scharfſinn, die geiſtreichen Spiele des Witzes, und ſeine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht ſowol er ſelbſt, als ſeine Nachfolger, verdienen Tadel, welche ohne Geſchmack und Geiſt ihn zu copiren glaubten, wenn ſie ſich bis zum Abenteuerlichen verirrten. Werthes hat die ſchönſten Stellen des Adone im Auszuge zuſammengeſtellt. Die übrigen Werke Marino's beſtehen in einem erzählenden Gedichte: La strage degli innocenti, und einer großen Anzahl vermiſchter Gedichte, die theils unter dem Titel: La Lira, theils unter der Ueberſchrift: La Zampogna verſchiedentlich gedruckt ſind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andern Sachen in Proſa und Verſen. Die meiſte Aufmerkſamkeit verdienen noch ſeine Sonette, worunter einige zu den vorzüglichſten gehören, welche die italieniſche Sprache beſitzt.

Marino (San), eine kleine Republik in Italien, die kleinſte in Europa, im Herzogthume Urbino im Kirchenſtaate, deren Gebiet aus einem ſehr ungleichen Berge und einigen Anhöhen beſteht, und auf 1½ QM., eine Stadt, zwei Dörfer und 7000 Einwohner enthält. Sie ſoll auf folgende Art entſtanden ſein. Ein Mauermeiſter, Marino, begab ſich auf den einſamen Berg und führte ein einſiedleriſches Leben. Er kam dadurch in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Beſitzerin des Berges ſchenkte ihm denſelben. In der Folge bauten ſich mehrere Leute hier an, die nach und nach einen eigenen Staat bildeten, und denſelben nach jenem Einſiedler nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennaroſta in der Nachbarſchaft und 1170 ein anderes, Caſolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leiſtete ſie dem Papſte Pius II. Beiſtand, der ſie dafür anſehnlich beſchenkte. Damals war ſie im größten Flor. Später wurde ſie ganz unbedeutend. 1739 ſtand ſie in Gefahr, auf Veranlaſſung bürgerlicher Zwiſtigkeiten und Parteien, ihre Freiheit zu verlieren. Aber Clemens XII. (1740) und Benedict XVI. (1748) beſtätigten ihre Freiheit wieder. Seitdem hat dieſe kleine Republik allen Veränderungen der Zeit widerſtanden, und faſt vierzehn Jahrhunderte hindurch — alſo länger als die nun untergegangene Republik Venedig — ihre alte Verfaſſung erhalten. Sie hat das Glück gehabt, ſelbſt bei Eroberern eine wohlwollende Theilnahme zu finden. Die Regierung beſteht aus einem Rathe von 300, zur Hälfte adeligen, zur Hälfte bürgerlichen Perſonen. Bei wichtigen Angelegenheiten verſammelt ſich der große Rath, wozu jede Familie eine Perſon gibt. Die vornehmſten Beamten ſind zwei Capitani, die ihr Amt ſechs Monate verwalten, und der Commiſſarius oder Civil- und Criminalrichter, der, den Capitani zugegeben, allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter iſt und auf drei Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannſchaft ſteht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von dem Capitani iſt. Das Militär des Staats beſteht jedoch aus 40—50 Mann. Die Stadt S. Marino, die ungefähr 6000 Einwohner enthält, hat, außer einigen guten Gemälden, keine Meiſterwerke der Kunſt aufzuweiſen. Aber ihre Lage und ihre ganz eigne politiſche Beſchaffenheit reizt immer die Neugier der Reiſenden. Niemand wird hier nach einem Paſſe befragt, und es iſt vielleicht der einzige Ort, wo ein Paß überflüſſig iſt. Seit undenklichen Zeiten iſt zu San Marino, Niemand mit dem Tode beſtraft worden. Das Wappen der Republik iſt ein Berg, auf dem drei Kaſtelle ſtehen.

Marionetten, Marionetten-Theater. Marionetten ſind eine Gattung künſtlicher Puppen, welche an verborgnen Fäden, Schnüren oder Drahten gezogen und gelenkt werden, und mit welchen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauſpiele aufführt, indem die hinter den Couliſſen befindlichen Perſonen die Worte dazu ſprechen. Gewöhnlich ſpricht der Marionettenſpieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren ſchon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Herodot, Xenophon, Ariſtoteles u. A. ſolcher hölzernen Figuren, die durch Fäden in Bewegung geſetzt werden ꝛc. Erwähnung thun. Man brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel auseinander zu treiben ꝛc. (S. Beckmann's Geſchichte der Erfindungen.) In neuern Zeiten haben die Marionettenſpiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte ſogar die Erfindung derſelben

einem Franzoſen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17. Jahrh. zuſchreiben, der ſie aber nur vervollkommnet hatte. Selbſt eine Marionetten-Oper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall fand. In mehreren großen Städten Italiens befinden ſich noch gegenwärtig Marionettentheater (z. B. in Mailand das Teatro Girolamo), welche regelmäßig mit den übrigen Schaubühnen ſpielen und von den erſten Ständen beſucht werden. Die Figuren ſind hier ſo künſtlich eingerichtet, daß die Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern auszuführen im Stande ſind. Auch in Deutſchland gibt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechaniſche Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft ächtkomiſchen, aus dem Leben gegriffenen Späße ſelbſt ein gebildetes Publicum zu ergötzen vermögen. Doch iſt hier das Marionettenſpiel zu einer der niedrigſten Volksbeluſtigungen herabgeſunken; es wird von den nichtswürdigſten Landſtreichern, die mit den unanſtändigſten Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaſchen ſuchen, oft nur als ein Hülfsmittel gebraucht, um ſich in Länder einzuſchleichen, in welche ihnen ſonſt der Eintritt verſagt ſein würde, und den Beutel des unwiſſenden und leichſinnigen Pöbels zu fegen. Daher in mehreren Staaten, namentlich im Preußiſchen und im Däniſchen, ſtrenge Geſetze gegen die Zulaſſung der unbefugten Kunſt- und Marionettenſpieler ergangen ſind.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin ſous Beaune, 1666 in die franzöſiſche Akademie aufgenommen und geſtorben 1684, hat die Phyſik und Mechanik mit vielen Entdeckungen bereichert und verſchiedne geſchätzte Schriften herausgegeben. Er beſaß ein beſonderes Talent im Experimentiren, wiederholte die Verſuche Paſcal's über die Schwere, und machte Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maß und den Abgang der Gewäſſer nach der verſchiedenen Höhe der Behälter. Er ſtellte ſodann Unterſuchungen über die Leitung des Waſſers an, und über die Stärke welche die Röhren haben müſſen, um dem Druck zu widerſtehen. Auch beſtimmte er die Geſetze des Gleichgewichts flüſſiger Körper. Von ihm heißt der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grundſatz, daß die Dichtigkeit derſelben ſich wie das Gewicht, das ſie trägt, oder wie die zuſammendrückende Kraft verhalte, das mariotiſche Geſetz. Die von Chr. Wren zuerſt bearbeitete Lehre vom Stoße bearbeitete er genauer und vollſtändiger. Seine Werke ſind 1717 zu Leyden in 2 Quartbänden erſchienen.

Marius (Cajus). Dieſer berühmte Römer war aus Arpinum im Gebiete der Volſcer gebürtig und ſtammte von geringen Aeltern, die ihn von Jugend auf nur zu harten Landarbeiten anhielten. Aber er beſaß bei einem kraftvollen entwickelten Körper viel natürlichen Verſtand, Entſchloſſenheit und Unternehmungsgeiſt; ſein Charakter war rauh und wild, unbiegſam und ehrgeizig. Mit dieſen Eigenſchaften wählte er die kriegeriſche Laufbahn, und legte die erſten Proben ſeines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienſt hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte ſchon den großen Feldherrn in ihm. Unter dem Conſulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er ſich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Kraft er zu handeln geſonnen ſei, zeigte er ſchon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, ſchlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die Hinaufgehen-

den Bürger vor dem Andringen der Candidaten und ihrer Freunde zu ſichern (lex Maria). Die Partrizier, über ein Geſetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von Marius Rechenſchaft vor dem Senate. Beide Conſuln erklärten ſich gegen ihn: er aber drohte unerſchrocken, ihnen die Gewalt ſeines Amts zu beweiſen, und gab, ohne Rückſicht, daß er dem Metellus dieſes Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Conſul in's Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit ſiegte und gewann ihm eben ſo ſehr die Liebe des Volks, als die Patrizier in ihm einen Feind ihres Anſehens zu haſſen anfingen. Bald aber lernten ſie ihn auch achten, als er, gegen den Vortheil des Volks, aber zum Beſten der Staatscaſſe, den Vorſchlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger milderte. Um die Aedilwürde bewarb er ſich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beſchuldigung, daß er ſich der Beſtechung dabei bedient habe, ward er freigeſprochen. Er verwaltete ſein Amt faſt zu allgemeiner Zufriedenheit, den Mangel an gelehrten Kenntniſſen durch natürlichen Verſtand erſetzend. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er ſich ebenfalls großen Beifall. Er ſäuberte das Land von Straßenräubern und ſuchte die noch wilden Einwohner zu einem geſitteten Leben zu führen. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich wieder den Angelegenheiten des Staats, und verband ſich, indem er Julia, eine Tante Julius Cäſars heirathete, mit dem angeſehendſten Geſchlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Conſul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den jugurthiniſchen Krieg mit. Seine Tapferkeit, ſeine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beſchwerden, worin er ſich dem gemeinſten Soldaten gleich ſtellte, erwarben ihm eben ſo ſehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metellus Urſache, ſeine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um ſich durch ſeinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwiſchen beiden ſtieg immer höher. Marius bat endlich den Metellus, ihn nach Rom zurückkehren zu laſſen, wo er ſich um das Conſulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieſer ſeine hochſtrebenden Plane an und verweigerte ihm die Erlaubniß. Jener aber ſetzte dem Widerſtande Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der Wahl der neuen Conſuln, jenem die Erlaubniß zur Abreiſe abgedrungen hatte. In ſechs Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Verleumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von ſich ſelbſt das Volk dergeſtalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Conſul erwählt, ſondern auch ob man gleich den Metellus ſchon in dem Proconſulate von Numidien für das dritte Jahr beſtätigt hatte, zum Oberbefehlshaber in dieſer Provinz ernannt wurde. Dies geſchah im J. Roms 646; ſein Mitconſul war L. Caſſius Longinus. Da Marius wohl einſah, daß er, als ein Plebejer, nicht hoffen dürfe, ſich die Gunſt der Partrizier zu erwerben, und er ſein Anſehn nur auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entſchiedener Gegner der Vornehmen auf; denn ſchon dadurch war er des Beifalls der Menge gewiß. Je heftiger ſeine Reden den Adel angriffen, deſto mehr gewa nen ſie beim Volke Beifall. Er rüſtete ſich unverzüglich zum Kriege. Um bei der Abneigung der Reichen, ſich anwerben zu laſſen, ſeine Legionen vollzählig zu machen, nahm er ſeine Zuflucht

zur letzten Bürgerklaſſe, welche man bisher nur im äußerſten Nothfall gebraucht hatte und lehrte den römiſchen Pöbel ſich durch Kriegsdienſte bereichern. Mit Blitzes Schnelle erſchien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der numidiſche Krieg nicht ſeinem Ende nahe; vielmehr hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenoſſen bekommen. Sie ſtanden mit zwei Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im erſten Sommer eine Hauptſchlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er auf einmal durch die numidiſchen Wüſten gegen Kapſa, die Hauptſtadt des Landes, vor, erſtürmte und zerſtörte ſie. Erſchreckt durch dieſes Beiſpiel barbariſcher Strenge, unterwarf ſich ihm alles, wohin er kam; was widerſtand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius dieſen Krieg fortſetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quäſtor mit der Reiterei zur Verſtärkung an, und erwarb ſich ſchnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und ſtrenge Lebensweiſe die Freundſchaft des Oberfeldherrn, der anfangs über ſeine Erſcheinung mißvergnügt geweſen war. Nach der Eroberung von Mulucha zog Marius ſich an die Meeresküſte zurück, um ſeine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf dieſem Marſche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an, und ſchloſſen ihn, als er ſich auf zwei Berge zurückgezogen und dort verſchanzt hatte, ein. Die Römer ſchienen verloren, als Marius die von Tanzen und Schmauſen ermüdeten Feinde im erſten Schlafe überfiel und faſt gänzlich aufrieb. Auf dieſe Niederlage verſöhnte ſich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder deſſelben unter den Bocchus, Hiempſal II. oder Mandreſtal und machte die andern zur römiſchen Provinz. Noch nicht nach Rom zurückgekehrt, ward er mit der freudigen Nachricht überraſcht, daß er zum zweiten Male zum Conſul erwählt ſei. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geſchreckt, hatte dieſe Wahl gegen die Geſetze durchgeſetzt. Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf nach Gallien jenſeit der Alpen ab, und ſein Mitconſul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, ſtatt nach Italien zu gehen, nach Gallien und Spanien gegangen waren: ſo mußte ſich Marius begnügen, ſein Heer durch ſtrenge Kriegszucht zu bilden. Das Lob, das er ſich dadurch erwarb, und die fortdauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hintereinander noch zum dritten- und vierten Male das Conſulat erhielt. Nur nach einer ſcheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit ſeinem Heere eine Stellung am Zuſammenfluß der Rhone und Iſere, während ſein Mitconſul, Luctatius Catulus, am Fuße der noriſchen Alpen daſſelbe thun ſollte. Da die Mündung der Rhone das Einlaufen der Schiffe nicht erlaubte, ſo legte er einen Kanal, die bekannte Foſſa Mariana, an, durch den er das Waſſer der Rhone leitete; ſo daß er nun Lebensmittel vom Meere aus erhalten konnte. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erſchien und ſich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in ſeiner Stellung, denn er trug Bedenken, ſo überlegnen Feinden in offnem Felde zu begegnen, und hoffte ſie durch Abſchneidung der Lebensmittel, wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu ſchwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüſſig, beſchloſſen, ih-

ren Marſch, ohne des römiſchen Heers zu achten, fortzuſetzen. Marius folgte ihnen und holte ſie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerſt die Ambronen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erſchlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von dieſem großen Siege brachten ihm Geſandte aus Rom die Bothſchaft, daß ihm ein fünftes Conſulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er ſich durch Beſiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Dieſen, die von der Oſtſeite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er ſich mit Luctatius. Die Cimbern foderten durch eine Geſandtſchaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweiſen ſolle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenoſſen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr, und ihr König Bojorix foderte den Marius auf, Zeit und Ort zu einer entſcheidenden Schlacht zu beſtimmen. Dieſer wählte eine Ebne, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbriſchen Heere, das aus 300,000 Mann Fußvolk, und 15,000 Reitern beſtand, nicht erlaubte, ſich gehörig auszubreiten, und beſtimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann ſtark. Obgleich Marius aus Ehrgeiz ſich ſelbſt den Hauptangriff vorbehalten hatte, ſo fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entſcheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollſtändig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben ſich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor. Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und erſterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das ſechſte Conſulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlſchlagen, obgleich der große Metellus Numidicus ſein Nebenbuhler war. Er verband ſich jetzt mit den vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia, und ſuchte, in Gemeindſchaft mit ihnen, alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patrizier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geſchah beſonders durch das Geſetz, daß jede Volksverordnung, fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung, vom Senat beſtätigt werden ſolle. Die Senatoren mußten dies Geſetz beſchwören, und Metellus, der ſich deſſen weigerte, ward verbannt. Indeß hatte Marius ſich durch ſeine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und wurde bei der neuen Conſulwahl übergangen; Saturnius und Glaucia aber kamen in einem Volksaufſtand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus, verließ Marius Rom und ging nach Aſien, unter dem Vorwandte, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzettelung eines neuen Kriegs neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erſtaunen fand er bei ſeiner Rückkehr ſich faſt vergeſſen und den Sylla in hohem Anſehn beim Volke. Dies entflammte ſeinen Haß, der ſchon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Conſuln ihn im Keime erſtickt hätten. Bald darauf brach der ſogenannte Bundesgenoſſenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete, als man hätte erwarten ſollen. Alter und Kränklichkeit hatten ſeine Kraft geſchwächt, er legte daher ſeine Feldherrnſtelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieſer gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sylla begann. Beide bewarben ſich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Conſuln ſich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstri-

bun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, ſie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius den Oberbefehl, und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieſes aber, dem Sylla anhängend, ſetzte ſich unter Anführung deſſelben nach Rom in Marſch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerſtand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus dem Marius mit ſeinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die Acht. Dieſer hatte auf ſeiner Flucht mit tauſend Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Von ſeinem Sohne getrennt, irrte er an der Küſte Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals ſeinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Reiter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er ſich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magiſtrat nach einigem Bedenken beſchloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; ſie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküſte, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerſtörten Karthago, und vereinigte ſich hier mit ſeinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe geſucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Inſel Cercina, als ſie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna ihre Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Marius eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte ſich mit Cinna und Sertorius. Sie beſchloſſen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot ſich der Senat, gegen das Verſprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden ſolle, die Thore zu öffnen. Dies geſchah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung der gegen ihn ausgeſprochenen Acht die Stadt betreten, und ſchon waren die Bürger dazu verſammelt, als er mit ſeinem zügelloſen Anhange eindrang, und, dem gegebenen Verſprechen zuwider, ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius ſelbſt ein Ende machten. Er hatte alle zu morden befohlen, deren Begrüßung er nicht auf gleiche Weiſe erwiedern würde. Alle Senatoren die ſich der Volkspartei widerſetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen eingezogen. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Conſulat zu Ende war, ernannt dieſer ſich und den Marius eigenmächtig zu Conſuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete dieſe Würde zum ſiebenten Male, aber er ſtarb ſchon nach den erſten ſiebzehn Tagen (im J. 86 v. Chr. Geb.), erſchöpft von den überſtandenen Beſchwerden, und niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sylla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute ſich des Todes ſeines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder ehrgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de), franzöſiſcher Roman- und Theaterſchriftſteller, geb. zu Paris 1688, erhielt von ſeinen wohlhabenden Aeltern eine ſorgfältige Erziehung, die ſeine Talente früh entwickelte. Das Theater feſſelte ſeinen Geſchmack; da er aber im Felde der Charakterſtücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er ſich dem Intriguenſtück. Er faßte die Naivetät unwillkürlich ſich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit iſt ihm nicht abzuſprechen, doch iſt ſie mit einer gewiſſen Kleinlichkeit des Geiſtes gepaart. Charakter weiß er eigentlich eben ſo

wenig zu ſchildern, als Intriguen zu erſinnen. Jenen fehlt Leben, dieſen Mannigfaltigkeit. Die Verwickelung iſt gewöhnlich ſo loſe und durchſichtig, daß man ihre Auflöſung ſchon im erſten Augenblick erwartet. Dabei iſt er in ſeinen Motiven ſo geſucht und geziert, daß die Franzoſen eine eigne Benennung (marivaudage) für eine geſuchte und witzelnde Art des Ausdrucks erfunden haben. Bei ihrer Erſcheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben ſich auf dem Theater erhalten. Sie ſind geſammelt in 5 Duodezbänden 1758 erſchienen. Die berühmteſten darunter ſind: Les fausses confidences und Le jeu de l'amour et du hasard. Außerdem hat Marivaux geſchrieben: 1. Le spectateur français, welcher jedoch dem engliſchen Zuſchauer weit nachſteht; 2. Vie de Marianne, einer der beſten franzöſiſchen Romane, voll anziehender Situationen, wahrer Schilderungen und zarter Empfindungen, aber etwas zu wortreich. (Friedr. Schulz hat dieſen Roman unter dem Titel: Joſephe, abgekürzt überſetzt); 3. Le paysan parvenu (der emporgekommene Landmann, überſetzt von Mylius), geiſtreich und luſtig, aber eben ſo wenig wie der vorgenannte Roman, von ihm beendigt; 4. L'Hombre travesti; 5. Le philosophe indigent; 6. Pharsamon; ſämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt ſeinen guten Romanen der Vorzug vor ſeinen Theaterſtücken. Sie drehen ſich nicht, wie dieſe, in dem engen Kreiſe einer ſich verbergenden Liebe; aber ſeine Gemälde von Leidenſchaften haben mehr Zartheit als Kraft, gehen oft in's Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen iſt eben ſo tadelhaft wie in den Komödien, koſtbar und witzelnd. Er ward 1743 in die Académie française aufgenommen, und ſtarb zu Paris 1763.

Mark, ein altdeutſches Wort, bedeutete eigentlich ſo viel als Erinnerungszeichen, Mahl — daher Brandmark; dann zeigte es, wie Markung, die Grenze eines Landes oder Bezirkes an. Ehemals wurde dieſe Benennung von den Grenzen größerer Länder gebraucht, jetzt iſt ſie nur noch bei kleinen Bezirken üblich, z. B. Dorfmark, Feldmark, Holzmark, die Grenze eines Dorfes, Feldes, Gehölzes. In jenem weitern Sinne hießen die Grenzprovinzen des deutſchen Reichs, welche gegen die Angriffe der Wenden, Ungarn und anderer feindlichen Nachbaren in Vertheidigungsſtand geſetzt und durch **Markgrafen** (ſ. d. Art.) befehligt wurden, Marken, Markgrafthümer, z. B. Meißen, Lauſitz, Brandenburg, Mähren, Steiermark ꝛc. Vorzugsweiſe und ohne Beiſatz, führt den Namen Mark eine Grafſchaft im weſtphäliſchen Kreiſe, welche gegen Norden an das Fürſtenthum Münſter, gegen Oſten an das Herzogthum Weſtphalen und gegen Süden und Weſten an das Herzogthum Berg grenzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 □M. und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern, nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern ſüdlichen Theil, getheilt. Jener iſt äußerſt fruchtbar, hat auch ſtarken Getreidebau und Viehzucht; dieſer iſt rauh, felſig, und wenig fruchtbar, hat aber viele Eiſenerze und vorzüglich einen großen Vorrath ſehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufakturen deſto willkommner ſind, da es wenig Holz gibt. Die Manufakturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menſchen. Im J. 1801 betrug die Einwohnerzahl 133,000, deren größter Theil lutheriſch iſt; die Einkünfte ſchätzt man auf 400,000 Thaler. Die gemeinſchaftliche kleviſch-märkiſche Regierung befand ſich zu Kleve, nachher zu Münſter, die Kriegs- und Domänenkammer aber zu Hamm. Die Grafſchaft Mark fiel aus

der jülichſchen Erbſchaft an Kurbrandenburg; der große Kurfürſt verſprach den Einwohnern, daß ſie ſtets bei ſeinem Hauſe bleiben ſollten. Seitdem befand ſich das Land ſehr glücklich, und als 1805 und 6 verſchiedene Ländertauſche Statt fanden, erinnerten die getreuen Einwohner, beſorgt, daß ihnen ein gleiches Schickſal bevorſtehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort ſeines großen Ahnherrn, der daſſelbe auch feierlich beſtätigte. Nur die eiſerne Nothwendigkeit konnte ihm im tilſiter Frieden die Abtretung der Grafſchaft Mark abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geſchlagen und machte den beträchtlichſten Theil des Ruhrdepartements, aus, bis ſie 1813 von den Preußen wieder in Beſitz genommen und nachher zur Provinz Weſtphalen geſchlagen wurde.

Mark heißt in der Phyſiologie einmal die fettige Subſtanz, welche ſich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in dieſelben eindringenden Arterien abgeſetzt wird; dann aber auch das zellige Gewebe, welches man bei Gewächſen in der Mitte des Stammes und der Aeſte antrifft. Dieſes Pflanzenmark verbreitet ſich auch noch durch andere Theile der Gewächſe, und hat mit dem zelligen Gewebe der Rinde die größte Aehnlichkeit. Es beſteht aus den feinſten Fäſerchen der Gewächſe, die nach allen Richtungen durch einander laufen und ſo ein feines Gewebe bilden, in welchem ſich ſehr kleine Höhlen oder Zwiſchenräume befinden. Dieſe Höhlen erſcheinen nicht nur in verſchiedenen Pflanzen, ſondern auch in den verſchiedenen Theilen derſelben Pflanzen in veränderter Geſtalt. Mit dem zelligen Gewebe der Rinde ſteht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen bringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde ſelbſt aus. Es verbreitet ſich bis in die Blätter und Blüthen, und endigt ſich gleichſam im Saamen, mit welchem die Pflanze ihre äußerſten Markſpitzen abwirft. Das Mark ſcheint der weſentlichſte Theil der Gewächſe zu ſein, der zum Wachsthume unentbehrlich iſt. Vermindert es ſich, ſo wird auch das Wachsthum geſchwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derſelben abſtirbt: ſo verſchwindet das Mark gänzlich. Durch ſeine zellige Bildung iſt das Mark zur Einſaugung und Bewegung des Nahrungsſtoffes der Pflanzen ganz beſonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären: ſo würde auch die Ernährung nicht von Statten gehen; dies erhellt, wenn ſich das Mark zuſammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze iſt ſodann zu Ende. Die Halme des Getreides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen verliert ſich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Faſern vereinigen ſich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur feſter, ſondern auch enger mit einander verbunden, während das Mark in den äußern Ringen noch ſeine Dienſte thut, bis der Baum gänzlich abſtirbt.

Mark heißt auch ein Gewicht, womit beſonders Gold und Silber gewogen werden. Die Mark Gold wird in 24 Karat (ſ. d. Art.) eingetheilt. Die Mark Silber in 16 Loth. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thaler. Im 14. Jahrh. aber änderte ſich die Rechnung, und eine Mark löthigen Silbers oder die löthige Mark betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine kölniſche Mark 13 Thlr. 8 Gr. ſächſiſch oder 14 Thl. preußiſch. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermiſcht iſt. Dann iſt Mark auch eine Metall- oder Rechnungsmünze zu 16 Schilling, jedoch von verſchiede-

nem Werth. Die Mark Banco in Hamburg beträgt ungefähr 11 Gr. 4 Pf., eine Mark Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark däniſch 4 Gr. 8 Pf., eine Mark lübiſch, 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kr. Reichsgeld. Die engliſche Mark iſt ⅔ Pfund Sterling. Eine Mark löthigen Goldes macht 36 Dukaten. (Vergl. Almarco.)

Markbriefe ſind Erlaubnißſcheine, welche die Seemächte beim Ausbruch eines Kriegs ihren Unterthanen ertheilen, um die Kauffahrer der feindlichen Macht wegzunehmen. (S. auch d. Art. Kaper.)

Marketerie, ſ. Marqueterie.

Markgraf (marchio) war urſprünglich ein Befehlshaber an der Grenze (Mark) oder in einem Grenzlande, um ſolches gegen Auswärtige zu beſchützen. Obgleich ſchon zu Carls des Großen Zeiten Marken und Markgrafen vorkommen: ſo gab es deren in Deutſchland doch erſt im 10. Jahrh. durch Kaiſer Heinrich I. Ordentlicherweiſe ſtanden ſie unmittelbar unter den deutſchen Königen und Kaiſern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Grenze gehörte; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden ſolche Herren zu Markgrafen beſtellt, die ſelbſt in den ihnen zur Beſchützung übergebenen Bezirken anſehnliche, eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürſtlich, ſo daß ein Markgraf in Anſehung ſeiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge ſtand, und einen Fürſten eines Landes bedeutete, welches ehedem eine Mark geweſen war.

Markig nennt man in der Malerei das Fließende in den Umriſſen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverſchmolzenen Farben die Friſche und Zartheit des Fleiſches nach Beſchaffenheit des Alters und Geſchlechts ausdrücken, im Gegenſatz des Harten, Trocknen. Einen markigen Pinſel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, deſſen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühmteſten engliſchen Kritiker. Er war 1693 geb., erhielt ſeinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und ſtarb, nachdem er lange an der Gicht gelitten hatte, 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrſamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im J. 1728 erſchien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch ſeinen Scharfſinn berichtigte. Ferner ſind von ihm anzuführen: Lysiae Orat. 1763, 4.; Max. Tyrii Dissertatt. 1740, 4.; Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et all. loca illustr. 1723, 8.; De Graecorum quinta declinatione etc.; Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus, 1745, 8., welchen eine Diſſertation angehängt iſt, worin er die Aechtheit von vier ciceronianiſchen Reden mit vielem Scharfſinn angreift. 1763 gab er ſehr ſchätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides heraus. Außerdem hat er Antheil an der Ausgabe des Lyſias und Demoſthenes von Taylor, an der Ausgabe des Hippolit von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der vornehmſten altdeutſchen Völkerſchaften, deren Namen ſo viel als Grenzvolk bedeutet; ſie wohnten ſeit Cäſars Tode zwiſchen der Donau und dem Rhein. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarſchaft gefährlich wurden, zogen ſich dieſe zu-

rück, und bemächtigten ſich unter ihrem berühmten König Marbod (Marboduus), des Reichs der Bojer im heutigen Böhmen, Bojenheim von den Deutſchen genannt. Marbod vereinigte bald eine Menge Völker mit Liſt und Gewalt und machte ſich zum Oberhaupt eines den Römern äußerſt gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 Mann zuchtgewohnter Truppen in's Feld ſtellte. Die Römer wurden durch einen Aufſtand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher ſchloß Tiberius im ſechsten Jahre nach Chr. einen Vergleich mit ihm; ſpäter aber ſchlugen ihn die Cherusker unter Herrmann im J. 19 nach Chr. Gleiches Schickſal hatte ſein Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwieſen. Verwandte des Marbod beherrſchten die Markomannen, die ſich bis auf Domitian aller Feindſeligkeiten gegen die Römer enthielten. Seitdem wagten ſie Einfälle in das römiſche Gebiet. Trajan nnd Hadrian hielten ſie in Schranken; unter Aurelius brachen ſie, 166 nach Chr. Geb., gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe, der unter der Benennung des markomanniſchen Krieges in der römiſchen Geſchichte berühmt iſt, wichen ſie über die Donau zurück und ſchloſſen Frieden, hielten ihn aber nur ſo lange, als man ihnen ihre Jahrgelder zahlte, oder Rom einen entſchloßnen Regenten hatte; ſonſt verheerten ſie Noricum und Rhätien, und drangen ſelbſt durch die Alpenpäſſe. Dieſe Angriffe dauerten im 3. und 4. Jahrhundert fort. Unter Aurelian ſetzten ſie ganz Italien in Schrecken. Aber im fünften hörten ſie auf und der Name der Markomannen verſchwand. Die Völkerwanderung, die immer neue Völker in dieſe Gegenden vordrängt, brachte die Namen der alten Bewohner in Vergeſſenheit. Nach der Zerrüttung der großen Monarchie des Attila finden wir in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Rugier, Heruler, Scyren, Turcelinger. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, die Bojoarier, in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Mannert aus ſehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die von Rugiern, Longobarden u. ſ. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bajoarier ſind die Vorfahren der Baiern (ſ. d. Art.) Sie lebten lange als ein freies Volk unter eignen Fürſten, die ſich Könige nannten. Theuderich, der Oſtgothen König, ſtand mit ihnen im Bunde. Aber mit dem oſtgothiſchen Reiche ſank auch ihr Anſehn, bis die Franken ſie unterwarfen, und endlich ihr letzter Herzog, wie ihre Könige jetzt hießen, mit Namen Thaſſilo gezwungen wurde, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Sie gehörten ſeitdem zum fränkiſchen Reiche.

Markſcheide heißt im Bergbau ein gewiſſes Merkmal, womit man die Orte bezeichnet, wo die Gänge und die darauf gemutheten Fundgruben einer Zeche aufhören, um ſie von angrenzenden Grubengebäuden einer andern Zeche abzuſondern; auch dieſer Ort ſelbſt, der am Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, gewöhnlich durch einen Lochſtein, in der Grube aber, oder unter der Erde, durch ein, in das feſte Geſtein eingeſchlagenes Zeichen, welches auch die Markſcheideſtufe heißt, (gewöhnlich †) bezeichnet wird. Markſcheidekunſt (Geometria subterranea) nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau, oder die Kunſt, die Grubengänge auf der Oberfläche richtig zu beſtimmen und zu bezeichnen. Ihre Benennung iſt unſtreitig aus dem altdeutſchen Worten Mark oder Mar (Grenze) und ſcheiden (theilen) entſtanden. Sie iſt eine, dem Bergmanne unentbehrliche Kunſt und ver-

dankt, wie ſo viele andere nützliche Künſte, ihre Entſtehung den Deutſchen. Das erſte Werk über Bergbau, worin auch dieſe Kunſt abgehandelt wird, erſchien 1556 von G. Agricola, in lateiniſcher Sprache. Am vollſtändigſten ſchrieb jedoch über dieſelbe zuerſt N. Voigtel 1686. Seitdem hat ſie ſich, ſo wie die Bergbaukunde überhaupt, ſehr ausgebildet und vervollkommnet. BG.

Marlborough (John Churchill, nachmals Herzog von) geb. 1650 zu Aſhe in Devonſhire, einer der größten brittiſchen Feldherren und Staatsmänner, erwarb ſich früh die Gunſt des damaligen Herzogs von York, der ihn in ſeinem 16. Jahre zum Fähnrich machte. Die erſte kriegeriſche Unternehmung, der er beiwohnte, war die Entſetzung von Tanger, welches die Mohren belagerten. 1672 zeichnete er ſich unter dem Herzog von Monmouth im niederländiſchen Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Maſtricht, erwarb er ſich ſo glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angeſicht des Heers für ſeine Tapferkeit dankte. Er ward Oberſter und beſorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieſer 1685 unter Jacob II. den engliſchen Thron beſtieg, ſchickte er den Baron Churchill als Bothſchafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn jedoch nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien 1688 zu dieſem überzugehen, auch riß er Jacobs II. Tochter, Anna, über die er ſchon damals durch ſeine Gemahlin viele Gewalt hatte, mit ſich fort, daß ſie auf ihres Schwagers Seite trat. Wilhelm III. erkannte Churchill's große Fähigkeiten und Dienſteifer, der deshalb zum Generallieutenant, 1689 zum Mitgliede des geheimen Raths und zum Grafen von Marlborough ernannt wurde. Im J. 1690 zwang er, als Befehlshaber der Armee von Irland, die ſtarken Beſatzungen von York und Kinſale zur Uebergabe. Allein ſeine Thaten machten den Neid rege, und Wilhelm ward ſo ſehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm alle ſeine Stellen nahm, und ihn, als eines Majeſtätsverbrechens verdächtig in den Tower ſetzen ließ. Doch mußte er, da ſich kein Beweis gegen ihn fand, wieder in Freiheit geſetzt werden. Erſt nach dem Tode ſeiner Gemahlin, der Königin Marie (1694), fand Wilhelm III. es rathſam, die einzige Schweſter derſelben, Anna, als künftige Thronerbin mit Güte zu behandeln, und wandte daher auch ihrem Freunde Marlborough ſeine Gnade wieder zu. Er rief ihn an den Hof zurück, und ernannte ihn 1698, unter den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken zum Gouverneur des Sohnes der Prinzeſſin Anna, des Herzogs von Gloceſter. Hierauf machte er ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General der Infanterie, zum oberſten Anführer der engliſchen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Geſandten im Haag. Als Anna 1702 den Thron beſtieg, ertheilte ſie ihm den Hoſenbandorden, und beſtätigte ihn in allen ſeinen Würden. Er und ſeine Gemahlin bemächtigten ſich jetzt ganz des Vertrauens der Königin; und mit ihnen verbanden ſich ihre Schwiegerſöhne, der Großſchatzmeiſter, Lord Godolphin, und der Staatsſecretär, Lord Sunderland. Marlborough's Talente wurden bereits ſo allgemein anerkannt, daß alle Verbündete Englands ihre Truppen ſeinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge von 1702 mußten die Franzoſen, die ſeit einem Jahrhundert immer ſiegreich geweſen, vor Marlborough fliehen, und ihm ihre Feſtungen überlaſſen. 1703 eroberte er Bonn, endigte den flandriſchen Feldzug, und zog nach Deutſchland, um den Kurfürſten von Baiern zu hindern, ſich auf den deutſchen Kaiſerthron zu ſetzen. Da kam es, am

Schellenberge, bei Donauwerth (2. Juli 1704) mit den Franzoſen und Baiern zu einer entſcheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oeſterreicher ſiegten. Im Auguſt vereinigte ſich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und beide ſiegten den 13. Auguſt in der Schlacht bei Höchſtädt oder Blenheim (ſ. Blenheim), bei welchem Dorfe Marlborough den Marſchall Tallard und 12,000 Franzoſen gefangen nahm. Der Feind verlor über 40,000 Mann, 121 Standarten und 179 Fahnen; das deutſche Reich war gerettet und ganz Baiern erobert. Nachdem hierauf Marlborough die Franzoſen über den Rhein zurückzugehn gezwungen hatte, reiſte er nach Berlin und legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwiſchen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. Dann ging er nach London, wo er mit dem glänzendſten Jubel empfangen und zum Herzog von Marlborough erhoben wurde. Aber ſchon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere wichtige Unternehmungen aus. Im Herbſte machte er eine Reiſe an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiſer Joſeph I. belohnte ſeine Verdienſte durch Ertheilung des Fürſtenthums Mindelheim in Schwaben. In den folgenden Jahren erfocht er die wichtigen Siege 1706 bei Romillies und 1709 bei Malplaquet (ſ. d. Art.) — Aber unterdeſſen verlor ſeine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin; ſie beleidigte die von ihr ſelbſt bei der Königin eingeführte Hofdame, Eliſabeth Masham, welche bald die Gunſt der Monarchin ausſchließend gewann. Zugleich wandte ſich die Neigung des Volks von den Whigs zu den Tories. Die Königin ernannte aus den letztern ein neues Miniſterium, und das Volk wählte lauter Tories für das neue Unterhaus. Beide wollten den Frieden. Dadurch wurden die Whigs geſtürzt, welche auf Fortſetzung des Kriegs drangen und zu welchen Marlborough vorzüglich gehörte, dem alle Vorſchläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht zu Stande kam. Marlborough wurde ſchon 1712 aller ſeiner Stellen entſetzt, der Unterſchlagung von Geldern und anderer Verbrechen beſchuldigt, und wählte eine freiwillige Verbannung. Erſt nach Annens Tode 1714 kehrte er in ſein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle ſeine Aemter wieder, ſtarb aber ſchon 1722 zu Windſorlodge im 73. J. ſeines Lebens. Graf Cheſterfield ſagt treffend über Marlborough: Er glänzte nicht durch blendenden Witz und überraſchende Ideen; aber an geſundem Urtheil und eindringendem Scharfſinn übertraf ihn Niemand. Mit der glücklichſten Geſichtsbildung vereinigte er in allem, was er that, eine unwiderſtehliche Anmuth. Er war ein gehorſamer Sohn, ein zärtlicher Ehegatte, ein treuer Freund, ein nachſichtiger Herr ſeiner Diener. Auf ſeinem Geſicht lag Wohlwollen. Sein ganzes Weſen war hinreißend, wahre Religioſität ein Hauptzug ſeines Charakters. Der brittiſche Partheihaß verfolgte den Helden. So gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, wie verſchieden ihre beſondern Zwecke und wie mißtrauiſch ihre eignen Anſichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, ſo wußte Marlborough ihn ſogleich durch ſeine Perſönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In ſeiner Staatskunſt leiteten ihn ganz die Liebe zu ſeinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geſchwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Die engliſche Nation ließ in dem ihm wegen ſeines Sieges bei Blenheim geſchenkten Flecken Woodſtock den Palaſt Blenheim-Houſe

für ihn erbauen. Auf der Ebene daſelbſt ſteht ein Obelisk mit einer Bildſäule des Herzogs. Die beſten Nachrichten über ſein Leben hat Willam Coxe aus Familienpapieren und andern Quellen herausgegeben, unter dem Titel: Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original correspondence. Lond. 1818. 4. I. Vol. mit Kupf. u. Charten.

Marly, ehemals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein Flecken von 320 Feuerſtellen und 1227 Einw. an der Seine, eine franzöſiſche Meile von Verſailles. Das von Ludwig XIV. daſelbſt erbaute prächtige Luſtſchloß ward in der Revolution von Grund aus zerſtört, auch der ſchöne Park iſt verſchwunden, und man beſucht den Ort nur noch der berühmten Waſſermaſchine wegen, welche Verſailles mit Waſſer verſieht. Auch dieſes künſtliche Werk war während der Revolution faſt gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch ein wenig zuſammengeſetztes Getriebe wieder in brauchbaren Stand geſetzt, welches auch noch den Vortheil gewährt, daß die Seineſchifffahrt dadurch weniger gehemmt wird.

Marmont, Herzog von Raguſa und franz. Marſchall, iſt 1774 in Chatillon an der Seine geb. Schon im 16. Jahre nahm er Militärdienſte und zwar unter der Artillerie. Die Revolutionskriege boten ihm bald Gelegenheit dar ſich auszuzeichnen. Dies fand vorzüglich in den italieniſchen Feldzügen ſtatt, wo er ſich Napoleon unentbehrlich machte; ſo daß er ihn auch auf deſſen Zuge nach Aegypten begleitete. Nicht minder war er einer der Wenigen, die in das Geheimniß der Rückreiſe Buonaparte's aus Aegypten nach Frankreich eingeweiht waren und den 18. Brümaire beförderten. Es würde hier für unſern Zweck zu weit führen M. von jetzt an allenthalben zu folgen, wohin ihn die Kriegsbegebenheiten riefen, und wir erwähnen daher nur, daß er in dem unglücklichen ſpaniſchen Kriege durch den Verluſt der Schlacht bei Salamanka ſich die Ungnade des franz. Kaiſers zuzog. Jedoch wurde er 1813 in dem Kriege gegen die Alliirten wieder gebraucht. Auf dem Marſch derſelben nach Paris wurde er bei Fere Champenoiſe geſchlagen und war er es, der, als die Alliirten ſich der Hauptſtadt genähert hatten, mit ihnen einen Waffenſtillſtand abſchlöß, der ſie im Beſitz derſelben ſtellte. Man ſehe hierüber den Art. im 7. Bde: Paris, Einnahme im J. 1814. Nach dem 20. März 1815 folgte er dem Könige nach Gent, da Napoleon ihn wegen der Capitulation von Paris im J. 1811 gewiſſermaßen geächtet hatte.

Marmontel (Jean François), einer der klaſſiſchen Schriftſteller der Franzoſen, Mitglied der Akademie françaiſe, war 1723 zu Bort in Limouſin geboren. „Ich habe das Glück gehabt", ſagt er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Induſtrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig faſt aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters, durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann ſagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelheit geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht etwas Unbiegſames, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das ſelbſt Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und beſaß ein Lanthaus. Hier verlebte Marmontel ſeine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine glücklichen Anlagen bewogen ſeine Aeltern, um einen Freitiſch für ihn anzuhalten, den ſie auch auf den Collegium von Toulouſe erhielten. Als Jüngling zeichnete ſich Marmontel durch ſein bündiges

Raiſonnement und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm dabei einen ſteifen und pedantiſchen Ton an, den der Umgang mit der Welt und ſein langer Aufenthalt in der Hauptſtadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm ſein erſter Verſuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch, beſonders durch Voltaire, dem er ſeine poetiſchen Arbeiten ſendete, aufgemuntert fort, und nachdem er einige Preiſe in den Blumenſpielen (jeux floraux) von Toulouſe gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumſtänden, und wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftſtellern zuſammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinſchaftlichen Ausgaben ſorgte. Voltaire's Empfehlungen führten ihn in anſehnliche Häuſer. Sein erſtes Trauerſpiel: Denis, le Tyran, machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünſtigung der Pompadour ward er Secretär bei dem Bauweſen zu Verſailles (historiographe des bâtimens du roi) mit 1500 Livres Penſion, uud erhielt auf zwei Jahre das Privilegium des Mercurs. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine ſehr luſtige Parodie einer Scene aus Cinna, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälſchlich zugeſchrieben; um ihn dafür zu beſtrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Baſtille geſetzt. Er hatte ſeine literariſche Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine Contes moraux, die bald darauf erſchienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Nach Duclos Tode erhielt er die Stelle eines Hiſtoriographen von Frankreich, und ward 1783 an d'Alembert's Stelle Secretär der Akademie. Bei dem Ausbruch der Revolution verlor er ſeine Stellen, und zog ſich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo ſein edles und ſanftes Herz die Uebel beſeufzte, deren Zeuge er ſein mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morellet linderte einigermaßen ſeine Leiden, und gewährte ihm Troſt in der Abgeſchiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinſtituts. Im Mai 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwol man ihn 1798 in St. Aubain, aber nur aus Irrthum in der Perſon, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18. Fructidor des Jahres V. wurde ſeine Wahl caſſirt; er zog ſich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und ſtarb daſelbſt 1799 unter einem Strohdach, wo er einſam, arm und vergeſſen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes ſchriftſtelleriſches Talent in ſeinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erſchienen ſind. Seine berühmteſten ſind: Contes moraux, 3 Bände, welche Muſter der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und überſetzt (deutſch von Schütz, Leipzig 1794. 2 Bde. 8.) worden ſind; Bélisaire, zu trocken und ermüdend (dieſes Buch, in welchem er dem Fürſten gnte Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche ſich bei dieſer Gelegenheit lächerlich machte); Les Incas ou la destruction de l'Empire de Pérou, wenigſtens theilweiſe anziehend; Elémens de littérature, eins der beſten didaktiſchen Werke in der franzöſiſchen Sprache; Nouveaux contes moraux, wiewol minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienſt. Seine Poétique française, in einem trefflichen Styl geſchrieben, iſt reich an Paradoxien. Unter ſeinen hiſtoriſchen Werken iſt das ausgezeichnetſte:

Régence du Duc d'Orléans (Oeuvres posth. T. V. et VI. Paris 1805 enthalten ſein Leben.)

Marmor, jeder Kalkſtein, der wegen ſeiner Dichtigkeit und Härte Glanz annimt. Man verarbeitete ihn daher ſchon zeitig zu allerhand Kunſtwerken, und die mehrſten auf uns gekommenen Werke der antiken Bildhauerkunſt ſind aus Marmor von der Inſel Paros gearbeitet. Er iſt weiß wie gebleichtes Wachs, und hat ſeines Anſehns und matten Glanzes wegen viele Vorzüge. Noch unterſcheidet man unter den antiken Marmorarten beſonders den grünen, verde antico, den gelben, giallo antico, den rothen, rosso antico, und den ſchwarzen, nero antico. Jetzt ſchätzt man den weißen von Carrara in Italien am höchſten, weil er ſich gut bearbeiten und in großen Blöcken ohne Klüfte brechen läßt. Außerdem kommen in Italien, Frankreich, Deutſchland viele farbige und bunte Marmorarten vor, wie unter den italieniſchen der ſchwärzliche parangono, der bunte misto, der graue bardiglio, bigio antico, der rothaderige broccatello etc.; unter den franzöſiſchen der röthlich bunte serancolin, der ſchwarz und weiß geaderte barbasan, der grüne campan; unter den deutſchen iſt der von Blankenburg (wo es auch eine Marmormühle gibt), welcher von allen Farben vorkommt, der beſte. Der weiße Marmor, welcher ſich in Deutſchland findet, iſt gewöhnlich von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor iſt ſelten und theuer. Am häufigſten iſt der bunte, der ſich mit allerlei Farben geſtreift, gefleckt, geädert, gewölkt ꝛc. in vielen Ländern, und beſonders auch in Deutſchland findet. In vielen Marmorarten finden ſich dendritiſche, d. i. baumartige Zeichnungen, andere, wie der florentiner Ruinenmarmor, zeigen mitunter Umriſſe von Gebäuden, Ruinen und allerlei andere Figuren (Bildermarmor), noch andere Sorten enthalten verſteinerte Seethiere, Muſcheln (Muſchelmarmor), auch Abdrücke von Pflanzen. Spröder Marmor iſt von feinem Korn und ſpecifiſch leichter als der weiche, der, wegen beſſerer Bearbeitung, jenem vorgezogen wird. Fehler am Marmor ſind: wenn er Knoten, oder ſogenannte Nägel, Schmirgelſtellen u. ſ. w. hat, welche ſchwarze Flecken bilden oder Ungleichheiten hervorbringen, welches beſonders beim weißen Statt findet. In Sachſen, Koburg und Meiningen verfertigt man viele Millionen kleiner Marmor- und Steinkugeln auf beſondern Mühlen, die als Ballaſt nach Indien gehen, und obgleich ſie am Orte der Verfertigung ſehr wohlfeil ſind, doch einen Handelszweig für jene Gegend geben. Künſtlicher Marmor (Stucco) wird aus Gyps bereitet. Zu dem Ende wird eiſenfreier Gyps gebrannt, mit reinem Leinwaſſer und den beliebigen Farben zum Teige eingeknetet, an die zu überziehenden Wände angeworfen, glatt gerieben, nach dem oberflächlichen Trocknen ſtark genäßt und mit feinem Kalkpulver mittelſt weicher Pinſel geglättet und polirt. F.

Marmorchronik (arundelianiſche oder pariſche), oder auch arundeliſcher Marmor. Dieſe Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263, nach Selden 262 v. Chr. Geb.) verfertigt und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meiſten Schriftſtellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher pariſche Chronik), nach andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverſtümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cekrops, 1582 v. Chr. Geb. an und endigte 264 v. Chr. Geb. Das erhaltene, unleſerliche Bruchſtück reicht nur bis 354 v. Chr. Geb. Thomas, Graf Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte ſie 1627 und ſein

Enkel, Heinrich Howard, ſchenkte ſie 1667 der Univerſität Oxford, wo ſie ſich ſeitdem befindet. Sie iſt von Johann Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763, ſehr prachtvoll) und Wagner (überſetzt und erläutert, nebſt Bemerkungen über ihre Echtheit nach dem Engliſchen von Robertſon und Hewlett) Göttingen 1790 herausgegeben worden.

Maro, ſ. Virgil.

Marokko, eine große Landſchaft oder ſeit 1670 ſogenanntes Kaiſerthum im nordweſtlichen Afrika, nach den beiden vorzüglichſten Provinzen, die dazu gehören, das Reich Feß (Fez) und Marokko genannt. Es grenzt an das mittelländiſche und atlantiſche Meer, an die Wüſte Sahara, und an den Staat von Algier. Zweige des Atlas mit Schneegipfeln, 12,000 Fuß hoch, ziehen ſich durch das Land. Einige ſchätzen die Größe deſſelben auf 7425 Q. M., mit ohngefähr 3½ Millionen Einw. Jackſon nimt auf 13,000 Q. M. 15 Millionen Einwohner an. Das Land iſt ſchön, und von der Natur begünſtigt, das Klima vortrefflich, und die Fruchtbarkeit des Bodens ſehr groß. Die Küſten ſind zwar ſandig, und daher weniger angebaut, deſto fruchtbarer und angebauter iſt das Innere des Landes. Eine große Plage ſind die Heuſchrecken, welche bisweilen (zuletzt im J. 1816) die Felder fürchterlich verwüſten. Haupterzeugniſſe ſind: Getreide, Oel, Mandeln, Datteln und Gummi. Die ſchönen und zahlreichen Schaafheerden liefern gute Wolle; es gibt viel Hornvieh, und die Pferde von Feß werden für die beſten in der Barbarei gehalten. An Mineralien finden ſich vorzüglich Kupfer, wovon jährlich mehrere Hundert Centner ausgeführt werden, etwas Gold, auch Silber und Eiſen. Die vorzüglichſten Fabrikate ſind Saffian und Korduan, der beſonders in den Städten Marokko (daher die franzöſiſche Benennung Maroquin, ſ. d. Art.) und Feß bereitet wird, auch werden in der letztern Stadt ſeidene Zeuge verfertigt. Mit allen dieſen Erzeugniſſen wird ein bedeutender Handel getrieben, und die Europäer führen dieſelben aus den marokkaniſchen Häfen: Sale, Mogador, Laraſch, Tetuan, Tanger u. a. aus. Vorzüglich werden die ſpaniſchen und franzöſiſchen Küſtenländer in Zeiten des Mangels mit Getreide von daher verſorgt. Die Marokkaner ſtören dieſen für ſie einträglichen Handel nicht durch Kapereien, wie ihre Nachbarn, die Algierer. Der jetzige Beherrſcher von Marokko ſucht vielmehr denſelben auf alle Art zu begünſtigen. Doch müſſen die europäiſchen Nationen dieſe Gunſt gewöhnlich durch jährliche Geſchenke erkaufen. Der Beherſcher von Fes und Marokko (Sherif, Kaiſer) regierte ganz unabhängig von dem türkiſchen Sultan, und völlig despotiſch; die Perſonen und Güter ſeiner Unterthanen ſieht er als Gegenſtände an, mit denen er nach Willkühr ſchalten könne. Seine Einkünfte werden auf zwei Millionen Gulden angegeben, ſie fließen aus der Kopfſteuer der Juden, dem Tribut einiger ihm unterwürfigen kleinen Fürſten, dem Zehnten von den Erzeugniſſen und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und aus den Geſchenken der Europäer. Sein Heer beſteht in Friedenszeiten nur aus einigen Tauſend Mann, kann aber im Fall eines Kriegs bis auf 100,000 Mann vermehrt werden. Seine Seemacht hat bisher bloß aus 24 Fahrzeugen, darunter einige Fregatten, mit 6000 Seeleuten bemannt, beſtanden. So friedlich und geneigt der jetzige Beherrſcher dieſes Reichs ſich bisher gegen die Europäer bewieſen, ſo hat er doch am Ende des Jahrs 1817 die Abſicht gezeigt, in ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß mit den benachbarten Räuberſtaaten zu treten. Die Sache

blieb aber ohne Folgen, eben ſo wie die kaiſerliche Einladung an alle Europäer ſich hier nieder zu laſſen. Das Heer beſteht außer 12,000 Mann mauriſcher Reuterei, meiſt aus gemietheten Negern, die zu Fuß dienen. Die Einwohner des Landes beſtehen 1. aus Mauren, urſprünglich Araber, (ſ. d. Art. Mauren); ſie wohnen in den Städten und treiben Handel. 2. Arabern, die auf dem Lande in Dörfern oder Hütten wohnen. 3. Berbern (Breber, Amazig), die älteſten Bewohner des Landes. (S. d. Art. Barbaresken.) 4. Negern, die als freie Leute durch das ganze Land zerſtreut ſind, und einen Theil des ſtehenden Heeres ausmachen. 5. Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand dem Katholiſchen vertrieben; ſie ſind äußerſt verachtet und gedrückt und verhältnißmäßig ſehr zahlreich. 6. Renegaten, von Juden und Chriſten, vorzüglich Spanier. 7. Chriſten, die als Kaufleute, Künſtler oder auch als Sklaven da leben. Ueber die ältere Geſchichte ſ. d. Art. Mauretania und Mauren. Im J. 1557 wurde Mehemed, ein Sherif oder angeblicher Abkömmling des Propheten Mohammed, Beſitzer von Feß und Marokko, und ſeine Familie behauptet noch jetzt dieſen Thron, um deſſen Beſitz jedoch ſehr häufig zwiſchen Brüdern und Vettern blutige Kriege, nicht ohne gewaltſame Erſchütterung des Staats, geführt worden ſind. Die meiſten dieſer Regenten waren grauſame Despoten; der wildeſte von allen, das Ungeheuer Mulei Ismael, ſtarb nach einer langen Regierung 1727. Die unzähligen, oft von ihm ſelbſt vollzogenen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende ſeiner Regierung ſich wider ihn empört hatten, ſtritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Dieſem folgte 1757 ſein Sohn Mulei Sidi Mohammed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte, aber mit andern Mächten Verträge ſchloß. Er regierte nicht ſo despotiſch wie ſeine Vorgänger war wißbegierig und haushälteriſch, und ſtarb 1790. Nach ſeinem Tode entſtanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter ſeinen Söhnen. Der jetzige Kaiſer Mulei Soliman folgte 1797 ſeinem ältern Bruder Jezid in der Regierung, und behauptete ſich dabei gegen ſeine übrigen Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verſchiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Aegypten gegen die Franzoſen führten, gab er zu dem Heere der erſten ein Contingent, ſchickte aber ſpäter (1807) einen Geſandten an den kaiſerlich franzöſiſchen Hof; mit der Regierung der Bourbons hat er keine Mißverſtändniſſe gehabt. Marokko, die Hauptſtadt und gewöhnliche Reſidenz des Kaiſers, im 11. Jahrh. erbaut, liegt in einer angenehmen, mit vielen Palmen bewachſenen Gegend, zwiſchen Gebirgsketten des Atlas, hat eine Stunde im Umfange, 30,000 Einwohner und iſt ſehr unreinlich und größtentheils ſchlecht gebaut. Die Nähe des Gebirges Atlas bewirkt im Sommer die größte Hitze und im Winter mehr Kälte als in andern Theilen des Landes; man findet bisweilen das Waſſer vor Aufgang der Sonne mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Von Marokko aus gehen Karawanen durch die Wüſte nach Timbuktu. Von Feß bis dahin zählt man 129 Tagereiſen. Das kaiſerliche Schloß iſt ſehr weitläuftig, befeſtigt und macht eine Stadt für ſich aus. Der Kaiſer hält ſich auch oft zu Mekines auf, einer Stadt, die in einer ſchönen, fruchtbaren Ebene liegt, und 15,000 Einwohner hat. Feß, die Hauptſtadt des Reichs dieſes Namens, liegt am Fuße des Atlas in einem Thale, iſt groß, hat 70,000 Einwohner, 50 Moſcheen, eine für Afrika ſehr bedeutende Bibliothek, Lehranſtalten, und verſchiedene Leder- und

Seidenfabriken. Die Einwohner von Sale, oder Salee, Abkömmlinge der aus Spanien vertriebenen Mauren, waren in frühern Zeiten wegen ihrer Seeräubereien beſonders übel berüchtigt. Die Feſtung Ceuta (mit 7400 Einwohnern) und die feſten Plätze (Preſidio's) Melilla, Penon und Alhucemas, im Gebiete von Marokko, gehören den Spaniern. Vergl. d. Art. Barbaresken und Feß.

Maroniten heißt eine Partei orientaliſcher Chriſten, deren Entſtehung eine Folge der monotheletiſchen Streitigkeiten war. Im 7. Jahrh. war die Meinung, daß Chriſtus zwar zwei Naturen, die göttliche und menſchliche, in ſich vereinigt, aber doch nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen, und ſelbſt von einigen Kaiſern, namentlich Heraklius, unterſtützt worden. Da aber ihr letzter Beſchützer, der Kaiſer Philippicus Bardanes 713 ſtarb, wurden die Monotheleten feierlich verdammt und von ſeinem Nachfolger Anaſtaſius II. vertrieben. Ueberreſte dieſer Partei erhielten ſich in den Maroniten, einer Mönchsgeſellſchaft in Syrien um den Berg Libanon, welche ſchon im 6. Jahrh. erwähnt wird, und von ihrem Stifter Maron dieſen Namen führte. Ein anderer Mönch, Johannes Maro oder Marum, hatte dort im 7. Jahrh. den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiſerlich geſinnten Chriſten gedrängt und als Rebellen behandelt, wuchſen ſie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegeriſchen Bergvolke zuſammen, das ſeine politiſche wie ſeine kirchliche Selbſtſtändigkeit auch gegen die Mohammedaner tapfer zu vertheidigen wußte, und ſie bis jetzt unter türkiſcher Oberherrſchaft, gegen Erlegung eines Tributs, wie die Druſen, behauptet. Die politiſche Verfaſſung der Maroniten iſt die eines militäriſchen Freiſtaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren ſie ſich zwiſchen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinſtocks und Maulbeerbaums. Gemeingeiſt hält ſie zuſammen. An Einfalt der Sitten, Mäßigkeit und Gaſtfreiheit gleichen ſie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen ſie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfaſſung erinnert ſehr an die Gebräuche der alten griechiſchen Kirche. Seit dem 12. Jahrh. haben ſie ſich mehrere Male dem Papſte unterworfen und der römiſchen Kirche angeſchloſſen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß ſie bei einer in ihrem Stammkloſter Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltnen Synode die Beſchlüſſe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung annahmen. Bis dahin hatten ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genoſſen, und ſich dabei, wie die Griechen, ſchlichter Brode bedient; nach dieſer Synode blieb ihnen noch die Prieſterehe nach Art der griechiſchen Kirche und der Gebrauch der arabiſchen Landesſprache beim Gottesdienſte, nur die Meſſe wird in altſyriſcher Sprache geleſen. Ihr Oberhaupt nennt ſich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloſter Kanobin auf dem Libanon ſeinen Wohnſitz hat, und legt dem Papſte allemal nach 10 Jahren Rechenſchaft von dem Zuſtande der maronitiſchen Kirche ab. Unter ihm ſtehen die Biſchöfe und übrigen Geiſtlichen, die in ſieben Graden aufſteigen. In Kesruan ſind über 200 maronitiſche Manns- und Frauenklöſter, die der angeblichen Regel des heiligen Antonius folgen und ſich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Geiſtlichen beſteht ſeit 1548 ein maronitiſches Collegium zu Rom; doch iſt es bis jetzt weder durch dieſe Anſtalt, noch durch die Sendung päpſtlicher Nuntien gelungen, dieſer Partei den

Geiſt der römiſchen Kirche ganz einzuflößen, und ſowol die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten ſind immer bei ihren alten Gewohnheiten und ſelbſt hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Maroquin, marokkaniſches Leder, (Saffian), deſſen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß iſt. Der Maroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Inſel Cypern und an andern kleinaſiatiſchen Orten von verſchiedenen Farben bereitet, und die europäiſche Art, ihn zu verfertigen, ſteht noch immer gegen die türkiſche zurück, woran vielleicht auch die natürliche Verſchiedenheit der dazu verwandten Häute ſchuld iſt.

Marot (Clément), ein franzöſiſcher Dichter, der ſich beſonders im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichnet hat. Er war 1405 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie ſein Vater, Kammerdiener Franz I., und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem König nach Italien, und ward in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu ſein, mußte Gefangenſchaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Turin, wo er 1544 ſtarb. Marot beſaß bei einem ernſten und philoſophiſchen Aeußern eine angenehme und fruchtbare Phantaſie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Balladen, Sonette und Epigramme. Alle ſeine Gedichte, ſo wie auch ſeine, in Gemeinſchaft mit Beza verfertigte Ueberſetzung der Pſalmen, die lange in den proteſtantiſchen Kirchen Frankreichs gebraucht worden iſt, ſind im epigrammatiſchen Style abgefaßt. Natur und Naivetät ſind der Charakter dieſes Styls, der unter dem Namen Style Marotique eine eigne Gattung der poetiſchen Schreibart bei den Franzoſen bildet. Seine Werke ſind einzeln, ſehr ſauber gedruckt, im Haag (1700. 2 Thle. in einem Bande nnd mit fortlaufender Seitenzahl), auch mit den Werken ſeines Vaters Jean und ſeines Sohnes Michel, die ebenfalls Dichter waren, zuſammen erſchienen. (Oeuvres à la Haye 1731. 3 Voll. 4. und 6. Voll. 12.)

Marpurg (Fried. Wilh.), unſer erſter muſikaliſcher Literator und Tonlehrer, war 1718 zu Seehauſen geboren. Er verband mit dem Studium der Wiſſenſchaften ein gründliches Studium der Muſik, welcher er ſeine meiſte Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an ſeinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben ſo ſcharfſinniger als fruchtbarer muſikaliſcher Schriftſteller, der alle Theile der muſikaliſchen Wiſſenſchaft gründlich bearbeitete, beſonders aber die Lehre von der Harmonie aufklärte. Von ſeinen ſehr zahlreichen Schriften nennen wir ſeine Anleitung zum Klavierſpielen in zwei Bänden, ſeine Abhandlung von der Fuge, ſeine hiſtoriſch kritiſchen Beiträge zur Aufnahme der Muſik, ſein Handbuch bei dem Generalbaß und der Compoſition, ſeine Anfangsgründe der theoretiſchen Muſik, ſeine Anleitung zur Singcompoſition, ſeine kritiſche Einleitung in die Geſchichte und Lehrſätze der alten und neuen Muſik, ſeine kritiſchen Briefe über die Tonkunſt und ſeinen Verſuch über die muſikaliſche Temperatur. Seine Geſchichte der Orgel, die ihn in ſeinen letzten Lebensjahre beſchäftigte, blieb unvollendet. Als Componiſt war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie iſt eine Art der moſaiſchen oder muſiviſchen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verſchiedene Far-

ben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmen Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt ſind, ganze Gemälde zuſammenſetzt. Dieſe Kunſt war ſchon den Alten bekannt und wurde theils durch Filippo Brunelleſchi (ſ. d. Art.), theils durch Giuliano da Majano (geb. zu Neapel 1387, geſt. 1457) wieder hergeſtellt. Letzterer verfertigte in verſchiedenen Kirchen Italiens mit Giuſto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn ſeine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterſtützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, geſt. 1498) übertraf darin alle Künſtler ſeiner Zeit; er verfertigte Perſpectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu ſelbſt in's Ausland berufen. Giovanni da Verona (geb. 1469, geſt. 1537), der bei Filippo Brunelleſchi gelernt hatte, wurde zu Raphaels Zeit in Rom durch ſeine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunſt, dem Holze mit durchdringenden Oelen und ſiedendheißen Farben jede Art der Färbung zu geben, und mit dieſen gefärbten Hölzern beſonders Häuſer, Perſpective und andere Malereien täuſchend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorſtellten.

Marquis iſt ein Titel, welchen ohne alle weitere Veränderung ſeiner Verhältniſſe jeder von niederm Adel erhalten kann, und welcher folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutſchem Sinne nicht zu verwechſeln iſt. Er ſtand in Frankreich zwiſchen dem hohen und niedern Adel und wurde hier, wo er bei den von Napoleon geſchaffenen Adel nicht üblich geweſen war, nach der Herſtellung des bourboniſchen Hauſes wieder eingeführt; in England folgt der Marquis nach den Herzogen; auch in Italien hat der Marchese ſeinen Rang vor dem Grafen.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den älteſten Dichtern war er ein Sohn des Jupiter und der Juno, nach ſpätern der Juno allein, der wildeſte der Götter. Eigentlich iſt Mars eine pelasgiſche Gottheit, welche in Thracien urſprünglich verehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den früheſten Zeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den Griechen das Sinnbild des Krieges, inſofern nur Stärke, Kühnheit und Rohheit dazu gehören; da hingegen Minerva als Kriegsgöttin das Sinnbild der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegsweſens verbundenen Tapferkeit iſt. In ſpätern Zeiten wird er immer menſchlicher gebildet, als Retter der Unſchuld ꝛc. Die Römer erhielten ſeinen Dienſt ſchon in den früheſten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt worden. Außer mehrern Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld (ſ. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienſt verrichteten beſondre ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier (ſ. d. Art.), welche ſeinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten. Auch war ihm der Monat März geweiht. Am 1. März und am 12. Oct. wurden ihm Feſte gefeiert. Ihm waren bei den Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, desgleichen auch die Pferde, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia (ſ. d.) wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten ſie ihn Quirinus; gradivus, der Schreitende, im Kriege. Seine Gemahlin und Schweſter war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen

ſchreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kinder mit der Venus und verſchiednen andern Geliebten. Die Umarmung der erſtern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieſer verfertigte ein künſtliches, überaus feines, eiſernes Netz, warf es über beide, die er eben auf dem Lager beiſammen fand, rief ſodann alle Götter herbei und gab die beſchämten Gefangenen dem Spotte der Olympier Preis. Venus gebar ihm die Harmonia (Eintracht); Deimos (Schreck) und Phobos (Furcht) ſind ſeine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen Sohn des Mars und der Venus. Phobos iſt ſein ſteter Kriegsgefährte er und Deimos ſpannen ſeinen Kriegswagen an und lenken ihm im Gefechte; Enyo, die Städteverwüſterin (Bellona) und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. Die Fabel erzählt verſchiedne einzelne Thaten von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den ſpätern Dichtern vor. Nach Claudian griff er die Rieſen zuerſt an und erlegte Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus mußte er aber, wie die andern Götter, fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er ſich in einen Fiſch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes ward er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate ſchmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber ſeinen Aufenthalt dem Hermes und dieſer befreite ihn wieder. Mit dem Hercules gerieth er zweimal in Kampf, indem er ſeinen Söhnen gegen ihn beiſtehen wollte. In dem einen Kampfe wurde der Gott ſelbſt verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er ſeinen Blitz zwiſchen die Fechtenden ſchleuderte. Dagegen tödtete Mars den Halirrhotius, Neptuns und der Nymphe Eurpte Sohn, weil er ſeiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollte. Neptun verklagte ihn deshalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) richteten und losſprachen. Da Mars der erſte war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, ſo bekam daſſelbe nach ihm den Namen Areopagus, Hügel des Ares. Im trojaniſchen Kriege ſtand Mars den Troern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntauſend Männern ſchreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Aegide er ſeinen Speer ſchleuderte, wogegen ſie ihn mit einem Steinwurfe zu Boden ſchmetterte, daß er ſieben Hufen Landes mit ſeinem Körper bedeckt. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüſtung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Geſicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, kleinem Mund, dichtem, aber kurzem Haar; Helm, Speer, Schwert und Schild ſind ſeine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet (ſ. Planeten); in der Chemie bedeutete dieſer Name ſonſt auch das Eiſen, in beiden Fällen wird er durch ♂ bezeichnet.

Mars (Demoiſelle), für's feine Luſtſpiel eine der erſten franz. Schauſpielerinnen neuerer Zeit, ſ. Franzöſ. Schauſpielkunſt und Pariſer Theater.

Marſch iſt ein kurzes Tonſtück von ernſthaftem und feierlichem Charakter, in gerader Taktart und gemäßigtem Zeitmaße, welches vorzüglich zu militäriſchen Aufzügen beſtimmt iſt. Weil der Marſch nicht bloß die Abſicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, ſondern auch die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern: ſo muß der Rhythmus dabei ſtark bezeichnet und herausgehoben werden. Leider wird der charakteriſtiſche Marſch der Deutſchen in der neuern Zeit durch Tänze verdrängt.

Marſchall, alt **Marſchalk**. Man hat vielerlei Meinungen über die Abſtammung dieſes Worts. Einige leiten es, und zwar am wahrſcheinlichſten, von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß, und Schalk, alſo Einer, der bei den Pferden angeſtellt wäre, Stallmeiſter (daher auch im Franzöſiſchen Maréchal, der Hufſchmid); Andre von Mehrer oder Mayer (einem Vorſteher, Verſorger) und Saal, Hof, um damit einen oberſten Vorſteher des Hofs, einen Oberhofmeiſter anzudeuten. Die letztere Bedeutung ſcheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarſchall verbindet, übereinzukommen, welcher an fürſtlichen Höfen einen der vornehmſten Hofbedienten ausmacht, der die ganze innere Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. ſ. w. leitet, und die Aufſicht über die Hofbedienten hat, ſo daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäſte, bei beſonderen Feierlichkeiten und Feſten beſtreiten und beſorgen muß; daher es auch ein beſonderes Hofmarſchallamt gibt, welchem er vorſteht. So iſt denn auch der Reichsmarſchall Land = Erbmarſchall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landſtänden, welcher auf die äußere Ordnung bei den Verſammlungen der Stände ſieht, den Vorſitz dabei führt, den Vortrag hält u. ſ. w. Er heißt Erbmarſchall, inſofern dies Amt bei einem gewiſſen Geſchlecht erblich iſt. Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen und dergl. pflegen Marſchälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen deſſelben anführen, für Ordnung ſorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marſchallſtab tragen. Der Feldmarſchall, auch General = Feldmarſchall, iſt der oberſte Befehlshaber bei den Landtruppen. Im franzöſiſchen Heere ſind jedoch die Maréchaux de l'Empire, die unſern Feldmarſchällen gleich ſtehen, wohl von den Maréchaux de Camp zu unterſcheiden, die unter Napoleon Brigade-Generale heißen, und mit unſern General = Majoren zu vergleichen ſind. Im Oeſterreichiſchen iſt der Feldmarſchall = Lieutenant das, was in andern deutſchen Heeren General = Lieutenant iſt. Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Erzmarſchalls des deutſchen Reichs, welcher für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten ſorgen mußte, bei der Kaiſerkrönung das Geſchäft hatte, zu Pferde von einem auf öffentlichen Markte aufgeſchütteten Haferhaufen ein ſilbernes Maß voll Hafer zu holen, und ſolches dem Kaiſer darzubringen. Er ließ ſein Amt wieder durch einen Erbmarſchall verwalten. Dieſes Erzamt kam dem Kurfürſten von Sachſen zu. — **Marſchallstafel**, eine Nebentafel bei Hofe, für diejenigen, welche nicht an die fürſtliche Tafel ſelbſt gezogen werden, und an welcher der Hofmarſchall den Wirth macht.

Marſchländer nennt man tiefliegende, beſonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die ſich durch einen ſehr fruchtbaren, gewöhnlich ſchwarzen, tiefen, feuchten, aber doch ſtark zuſammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien ſind gewöhnlich der Rückſtand ausgetrockneter Gewäſſer, daher auch die große Fruchtbarkeit derſelben. Aehnliche Länderreien finden ſich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Dieſe nennt man aber nicht ſowol Marſchländer, welche Benennung nur an den Meeresküſten üblich iſt, ſondern Bruchland. An der Nordſee ſind die dittmarſiſchen die bekannteſten. BC.

Marſeille (Massilia), Sitz der achten Militärdiviſion, die

Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Rhonemündungen, eine der anſehnlichſten Städte Frankreichs und wichtige Handelsſtadt, in einer ſchönen, gegen Norden mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Buſen des mittelländiſchen Meeres, deſſen äußerſte Spitze den Hafen bildet, liegt in Geſtalt eines Hufes um den Hafen herum, und hat 12,000 Häuſer und 102,000 Einwohner. Die Stadt iſt nicht mehr feſt; denn die Wälle ſind geebnet und in ſchöne Spaziergänge verwandelt. Marſeille beſteht aus der Alt- und Neuſtadt, welche durch eine ſchöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, geſchieden werden. Dieſe Straße iſt mit doppelten Alleen beſetzt, unter welchen in dichten Reihen Buden ſtehen und einen immerwährenden Jahrmarkt bilden. Die Häuſer an dieſer Straße haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, welche mit eiſernen Geländern eingefaßt, und mit Orangenbäumen u. ſ. w. beſetzt ſind. Die Altſtadt, welche den größern Theil der Stadt ausmacht, zieht ſich auf der Nordſeite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, und iſt zwar der volkreichſte Theil, hat aber enge, ſteile und winkliche Straßen und meiſtens unanſehnliche Häuſer; die auf der Süd- und Oſtſeite liegende Neuſtadt dehnt ſich um den Hafen herum, und iſt ſchön gebaut; die Straßen ſind breit, ſchnurgerade und äußerſt reinlich, und die Häuſer maſſiv und ſchön. Zu den vornehmſten Gebäuden der Stadt gehören: das Stadt- oder Rathhaus; die Börſe, die Domkirche, das neue Theater, das alte und neue Zeughaus, das große Lazareth mit muſterhaften Quarantäneanſtalten. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen ſich der neue Platz mit vier Springbrunnen uud der St. Michaelisplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, ſeit 1815 zu einem Freihafen erklärt, iſt ein Meiſterwerk der Natur und Kunſt; er iſt zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt, und bildet ein längliches Viereck, das eine Viertelſtunde weit in die Stadt hineindringt. Er hat nur 16 bis 22 Fuß Tiefe, aber wegen der verborgenen Klippen eine etwas beſchwerliche Einfahrt, iſt gegen alle Winde geſchützt, und kann 900 Kauffahrteiſchiffe faſſen, iſt aber für Kriegsſchiffe nicht tief genug. An und bei dem Freihafen in den über 6000 Fahrzeuge jährlich einlaufen, befinden ſich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebſt den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens liegt das Fort St. Jean, welches dreifache über einander liegende, mit ſtarkem Geſchütz beſetzte Feſtungswerke hat, an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felſen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felſenkette tief in's Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken verſehen iſt. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felſen aus dem Meere hervor, welcher gleichfalls mit Feſtungswerken beſetzt iſt. Es fehlt Marſeille nicht an mancherlei literariſchen Anſtalten, wohin beſonders die königliche Schule, eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, ein Muſeum von Alterthümern, Gemälden ꝛc., eine mediciniſche Geſellſchaft, ein botaniſcher Garten, eine Sternwarte, eine Schiffahrts- und eine Zeichenſchule gehören. Der Kunſt- und Gewerbfleiß iſt ſehr blühend, und die Zahl der Fabriken beträchtlich. Am wichtigſten ſind die Fabriken in Seife, Stärke und Puder, Korallen, Kattun, rothen tuneſiſchen Mützen, türkiſchem Rothgarn ꝛc. Der Handel wird beſonders nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben, und durch das gut eingerichtete Lazareth mit muſterhaften Quarantainanſtalten für die aus der Levante kommenden Schiffer und Waaren auf der Inſel Pomergues, 6 Meilen von der Stadt entfernt,

unterſtützt. Wegen des Handels, des ſchönen Klimas und der angenehmen Gegend halten ſich immer viele Fremde hier auf; die Einwohner ſind fröhliche, geſellige, gaſtfreie und das Vergnügen liebende Menſchen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen 5000 blendend weiße Landhäuſer zwiſchen Oel- und Mandelpflanzungen. (S. den Art. Baſtiden.) Die Straße von Aix bis Marſeille iſt eine der ſchönſten in Frankreich. Sie führt über eine kleine Bergkette, welche ſich durch ein ſieben Stunden langes Thal erſtreckt. Aus den am Wege liegenden Wieſen ſteigt unaufhörlich ein balſamiſcher Wohlgeruch in die Luft; Lavendel, Salbei, Meliſſe und Rosmarin wachſen hier als wildes Geſträuch. Immer blühende Roſen ſchmücken den Rand der Heerſtraße. Kleine Wäldchen von Myrthen und Lorbeeren laden den ermüdeten Wanderer unter ihre duftenden ſchattigen Zweige zur Ruhe und Erquickung ein. An beiden Seiten des Weges liegen eine Menge Gärten und Weinberge mit ſchönen Landhäuſern.

Marſer. Mit dieſem Namen wurden zwei verſchiedene Völker bezeichnet; ein Mal ein kriegeriſches Volk in Mittelitalien, das ſich in dem Bundesgenoſſenkrieg, der auch nach ihm der marſiſche heißt, hervorthat; zweitens ein deutſches Volk, vom Stamme der Iſtävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und ſich beſonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber ſich wieder in das Innere zurückzog. Es ſcheint, daß die Marſer zu den Cheruskern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marsfeld, ſ. **Märzfeld** und **Rom**.

Marſh (Herbert), einer der berühmteſten und fruchtbarſten politiſchen und theologiſchen Schriftſteller Englands, Biſchof zu Llandaff, Doctor und Profeſſor der Theologie zu Cambridge und Mitglied der königl. Societät. Er ward zu London geboren, und zeichnete ſich ſchon als Schüler durch ſeine mathematiſchen und andern Kenntniſſe auf dem St. John's College vortheilhaft aus. Nachdem er in ſeinem Vaterlande eine Collegiatur und akademiſche Würden erhalten hatte, ging er nach Deutſchland, um ſich in neuern Sprachen zu vervollkommnen, er hielt ſich einige Jahre in Göttingen, und zuletzt in Leipzig auf, und ſetzte ſich ſo in den Stand, eines der gelehrteſten deutſchen Werke (Michaelis Einleitung in das Neue Teſtament) mit Anmerkungen in's Engliſche zu überſetzen (1792—1801, 4. Voll. 8.) Zugleich theilte er die wichtigſten politiſchen Nachrichten, die er ſich dort zu verſchaffen wußte, der Regierung ſeines Vaterlandes mit. Pitt ertheilte ihm wegen dieſes weſentlichen Verdienſtes um ſein Vaterland eine Penſion. Als die franzöſiſchen Kriegsheere Deutſchland überſchwemmten, ging Marſh nach England zurück, und erhielt 1807 die obige Profeſſur. Mit einem löblichen Eifer in der Erfüllung ſeines neuen Berufes hielt er ſeine theologiſchen Vorleſungen, ſtatt, wie vordem üblich war, in lateiniſcher, jetzt in engliſcher Sprache. Dadurch gewannnen dieſelben an Gemeinnützlichkeit, da jetzt Perſonen jedes Standes ſie verſtehen und beſuchen konnten. Es ſind drei Theile davon gedruckt worden. Er hatte das Schickſal, in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar zuerſt mit einem Archidiaconus Travis über einen Gegenſtand der theologiſchen Kritik. Darauf ſuchte er in dem Werke: Patje's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated

from the German, 8. 1797, die Hülfsquellen und die Ehre Britanniens gegen die Verkleinerer derſelben zu vertheidigen, und ſeine Landsleute über den Zuſtand ihres Vaterlandes zu beruhigen. Späterhin vertheidigte er ſeine in ſeiner Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels, 8. 1802 aufgeſtellte Hypotheſen in mehreren Schriften, beſonders gegen eine ſcharfſinnige, anonyme Schrift, welche die allgemeine Meinung dem damaligen Biſchof von Oxford zuſchrieb. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungsſyſtem des Doctors Bell und Joſeph Lancaſter's verwickelt. Mit dieſer Fehde war eine andere in Rückſicht der Bibelgeſellſchaft verbunden, wegen welcher Marſh von einem Schwarm erhitzter Köpfe mit einer Bitterkeit angefallen wurde, die des Gegenſtandes durchaus unwürdig war. Während er ſich auf dieſe Weiſe herumſtritt, ward er ſchon wieder von einer andern Seite herausgefodert. Einer der beliebteſten katholiſchen Geiſtlichen in London, von dem Wunſche beſeelt, einen ſo großen Streiter zur Mutterkirche zu bringen, ſuchte den theologiſchen Ritter zu überzeugen, daß er mehrere ſeiner ſchärfſten Pfeile aus des Papſtes Köcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der katholiſche Bekehrer ſeinen Kräften zu viel, und der Stärke ſeines Gegners zu wenig getraut hatte. Er begann 1814 unter dem Titel: Horae Pelasgicae, Unterſuchungen über den Urſprung und die Sprache der Pelasger (ſ. d. Art.), der älteſten Bewohner Griechenlands.

Marſigli (Lodovico Fernando, Graf von), geb. zu Bologna 1658, wurde für das Militär beſtimmt, zeigte aber von Jugend an für die Wiſſenſchaften eine große Neigung, die durch den Umgang mit den berühmteſten Gelehrten Italiens vermehrt wurde. 1679 machte er mit dem venetianiſchen Geſandten eine Reiſe nach Konſtantinopel. Nachdem er elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück, ſammelte dort die auf ſeiner Reiſe über das Kriegsweſen der Türken und in der Naturkunde gemachten Beobachtungen, und gab ſie nachher in beſondern Werken heraus. Bei dem 1683 zwiſchen dem Kaiſer Leopold und den Türken ausgebrochenen Kriege trat Marſigli in öſterreichiſche Dienſte, und zeigte ſich als einen geſchickten Ingenieur. Er hatte das Unglück, in türkiſche Gefangenſchaft zu gerathen, aus welcher er erſt im folgenden Jahre befreit, dann zum Oberſten ernannt, und zwei Mal nach Rom geſendet wurde, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der chriſtlichen Waffen zu melden. In der Folge wurde Marſigli mit zu den Grenzbeſtimmungen gebraucht, welche in dem 1699 zu Carlowiz geſchloſſenen Frieden verabredet worden waren. Bei dem 1701 ausgebrochenen ſpaniſchen Erbfolgekriege wurde Marſigli Untercommandant der Feſtung Alt-Breiſach, welche ſich am 6. Sept. 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Durch den Ausſpruch eines Kriegsgerichts wurde der eigentliche Commandant, Graf Arco, zum Tode verurtheilt, Marſigli aber aller Ehren und Würden entſetzt und ihm der Degen zerbrochen. Marſigli hatte in ſeinem Unglück den Troſt, daß man allgemein dieſes Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte, auch gab er eine Vertheidigung ſeines Betragens in Breiſach heraus. Er nahm ſeine Zuflucht zu den Wiſſenſchaften, mit denen er ſich, auch während des Kriegsgetümmels, beſtändig beſchäftigt hatte. Er bereiſte die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das ſüdliche Frankreich, um Unterſuchungen über das Meer anzuſtellen.

1708 berief ihn Papſt Clemens XI. zu ſich, um ihm den Oberbefehl eines kleinen Heers zu geben, welches er gegen den Kaiſer Joſeph in Bewegung ſetzen wollte. Der Krieg brach jedoch nicht aus, ſondern wurde durch einen Vergleich beigelegt. Marſigli hielt ſich hierauf in Bologna auf, machte nachher eine Reiſe durch die Niederlande, England und Frankreich, und ſtarb zu Bologna 1730. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des Inſtitutes von Bologna bekannten Akademie, welche 1710 entſtand und 1714 eröffnet wurde. Den Grund dazu legte Marſigli durch ſeine eignen beträchtlichen Sammlungen. Der Senat räumte derſelben Anſtalt ein Haus ein. Es ward eine zahlreiche Bibliothek, ein phyſikaliſches Naturalien- und Antiquitäten-Kabinet, auch ein chemiſches Laboratorium angelegt; es wurden einige Profeſſoren angeſtellt, die über Phyſik, Mathematik, Chemie ꝛc. Vorleſungen halten ſollten. Die Anſtalt hat ſich in neuern Zeiten von dem urſprünglichen Zwecke des Stifters entfernt, und viel von ihrem Anſehen verloren. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Kaffeh, über den militäriſchen Zuſtand der ottomaniſchen Pforte und verſchiednen andern, hat Marſigli ein prächtiges und theures Werk herausgegeben unter dem Titel: Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. ſ. w. 6 Foliobände, Haag und Amſterdam 1726, mit 288 Kupfern. Er beſchreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Oeſterreich bis zur Vereinigung mit der Jantra in der Bulgarei.

Marſyas, ein Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte unwillig, daß ſie das Geſicht beim Spielen entſtelle, weggeworfen, und den, der ſie wieder aufnehmen würde, mit dem härteſten Fluch belegt habe, ſei zufällig Marſyas der Finder dieſes Inſtruments geweſen, auf dem er durch Uebung bald eine ſolche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen ſeien die Muſen herbeigerufen worden. Anfangs habe wirklich der ſtärkere Flötenton die ſanften Töne der Lyra, welche der Gott geſpielt, übertäubt und ſchon ſei Marſyas im Begriff geweſen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und ſein Spiel mit Geſang begleitet habe. Dies habe ihm Marſyas mit ſeiner Flöte nicht nachthun können, und die Muſen darauf für Apollo entſchieden, welcher dem Vermeſſenen lebendig die Haut abgezogen und ihn ſo getödtet habe. Alſo ſei der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Dieſe Mythe bezeichnet wol den Sieg, welchen die Cytharödik (Kunſt zur Lyra zu ſingen) vor der Auletik (Flötenſpielerkunſt) bei den Erfindern dieſer Mythe erhielt. S. **Böttiger** im alt. Muſeum 1. Bd. S. 235 u. ff. — Viele Künſtler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, ſo wie die Strafe des Marſyas dargeſtellt.

Martens (Georg Friedrich von), geb. 1756 zu Hamburg, wurde 1784 zum Profeſſor der Rechte in Göttingen ernannt und 1789 in den Adelſtand erhoben, bekleidete von 1808—1813 die Stelle eines Staatsraths, und auch, vom Oct. 1810 an, die eines Präſidenten der Finanzſection des königl. weſtphäliſchen Staatsraths, war ſeit 1814 kön. hannöv. geheimer Kabinetsrath und ſeit 1816 Bundestagsgeſandter zu Frankfurt und ſtarb daſelbſt d. 21. Febr. 1821. Er hat dem Staats- und poſitiven Völkerrecht zuerſt eine wiſſenſchaftliche Form gegeben und durch Sammlungen wie durch eigne gediegene Schriften, beide Wiſſenſchaften gleich verdienſtlich gefördert. Von ſeinen Schrif-

ten verdienen vorzüglich Erwähnung: Recueil, des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761. Gött. 1790—1818. 8. 14 Bde. Einleitung in das poſitive europäiſche Völkerrecht, Gött. 1796, 8. Erzählungen merkwürd. Fälle des neuern europ. Völkerrechts. Gött. 1800, II. 4. Cours diplomatique ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe. Berl. 1801. III. 8. Grundriß einer dipl. Geſchichte der europ. Staatshändel und Friedensſchlüſſe ſeit d. 15. Jahrh. Berl. 1807, 8. Verſuch über Kaper. Gött. 1795. Grundriß des Handelsrechts ꝛc. Gött. 1805.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteſte römiſche Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Bubiera in Aragonien) 40 Jahr nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiſer Regierung, deren einige ihm Freundſchaft und Achtung erwieſen, 35 Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergötterte den Kaiſer während ſeines Lebens, brandmarkte ihn aber nach ſeinem Tode. Trajan, der die Satyriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, ſich in ſein Vaterland zurückzuziehen. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künſte, verließ, um in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geſchmack noch Gelehrſamkeit einheimiſch waren, empfand daſelbſt lange Weile und Ueberdruß. Auch ward er von Eiferſüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reiſe machen zu können, hatte ihm Plinius der Jüngere eine Summe Geld gegeben. Dies beweiſt ſeine Armuth. Späterhin verheirathete er ſich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte. — Er ſtarb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom ſtand, wird angeführt, daß ein Patrizier, Stertinius, ihm eine Bildſäule in einer Bibliothek ſetzen ließ. Schmeichelhafter noch war es für den Dichter, daß der Kaiſer Verus ihn ſeinen Virgil nannte, wiewol man die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern nicht einſieht. — Martials Ruhm gründet ſich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er ſelbſt mit Beſcheidenheit ſagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That gibt die Menge und der verhältnißmäßige Werth ſeiner Epigramme einen hohen Begriff von dem faſt unerſchöpflichen Witz des Dichters. Die meiſten derſelben ſind ungemein ſcharfſinnig und treffend, viele von Anmuth und attiſchen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laſter ſeiner Zeit beſpottet, nach unſern Begriffen höchſt unzüchtig und ſchamlos. — Eine Auswahl Martialiſcher Epigramme hat Ramler in's Deutſche überſetzt mit dem latein. Text herausgegeben 1787—93, in 5 Theilen. Hauptausgaben ſind v. Schrovel (1670) und Raber (1627).

Martin (der heilige), der berühmteſte dieſes Namens, war zu Sabaria in Pannonia (jetzt Stain in Nieder-Ungarn), um das J. 316 von heidniſchen Aeltern geboren. Sein Vater war Kriegstribun, und nöthigte auch den Sohn mit dem 15. Jahre die Waffen zu ergreifen. Schon früh ſoll er ſeinem Vater entflohen ſein und ſich in einer chriſtl. Kirche haben unterrichten laſſen. Er diente unter Conſtantius nnd Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muſter aller Tugend erſchien. Unter andern theilte er ſein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende ſagt, daß Chriſtus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieſes Kleides bedeckt, erſchienen ſei. Martin ließ ſich

bald nach dieſer Erſcheinung taufen, 337, und verlebte mehrere Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heilige Hilarius, Biſchof von Poitiers, ihn zum Exorciſten aufnahm. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblichen Befehl der Gottheit im Traume zurückreiſte, bekehrte er ſeine Mutter und widerſetzte ſich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrſchten. Bei ſeiner Rückreiſe gerieth er unter Mörder, welche er bekehrte. Doch mußte er dafür eine öffentliche Geißelung erdulden, wobei er die Standhaftigkeit der erſten Märtyrer zeigte. Er ließ ſich darauf bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religioſen unter ſeiner Leitung verſammelte, und viele Wunder verrichtet, z. B. einen ſeiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben ſoll. Im J. 374 ward ihm das Bisthum von Tours übertragen. Um ſich mehr der Welt zu entziehen, erbaute er zwiſchen der Loire und einem ſteilen Felſen das berühmte Kloſter von Marmoutiers, wo er 80 Mönche verſammelte, und im J. 400 ſein mäßiges Leben beſchloß. Man hält dies Kloſter für die älteſte Abtei Frankreichs. Der heilige Martin iſt der erſte, dem die röm. Kirche öffentliche Verehrung erwieſen hat. Er machte ſich durch ſeinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich ſehr verdient. Die Anekdote, daß einſt der Kaiſer Maximinus bei einem Gaſtmahle, wo er ihn zu ſeiner Rechten ſitzen ließ, ihm den Becher zuerſt habe reichen laſſen, um ihn aus ſeiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn zum Schutzpatron der Trinker gemacht; ſein Feſt, das auf den 11. Nov. fällt, wurde ehemahls durch Schmauſereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie auch die alten franzöſiſchen Ausdrücke Martiner und le mal Saint Martin, für zu viel Trinken und Trunkenheit beweiſen), gefeiert. Die dem heiligen Martin beigelegte Professio fidei de trinitate wird für ein untergeſchobnes Werk gehalten.

M a r t i n iſt der Name von fünf Päpſten, unter denen folgende zwei die wichtigſten ſind. — M a r t i n I., aus Lodi in Toscana gebürtig, genoß eine ſorgfältige Erziehung und wurde 649 zum Papſt erwählt. Er hielt ſogleich eine Synode von italieniſchen Biſchöfen in der Laterankirche zu Rom, und ließ die Monotheleten und den Kaiſer Heraklius feierlich verdammen. Zur Beſtrafung dieſes Schrittes ward er gefangen nach Konſtantinopel geführt, und daſelbſt als ein Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesſtrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen ſeiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und ſodann nach dem Cherſones verwieſen, wo er 655 ſtarb. Wegen dieſer beſtandenen Leiden ward er unter die Heiligen verſetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — M a r t i n V., aus dem alten Geſchlecht der Colonna, wurde 1417, nach Gregorius XII. Entſagung und Benedicts XIII. Abſetzung, während der koſtnitzer Kirchenverſammlung zum Papſte erwählt. Keiner ſeiner Vorgänger oder Nachfolger iſt je mit ſolcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Roſſe, das der Kaiſer und der Kurfürſt von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürſten und eine ganze Kirchenverſammlung bildete den Zug. Sein erſtes Geſchäft war, eine Bulle gegen die Huſſiten zu erlaſſen. Dieſe Bulle iſt darum merkwürdig, weil darin der Papſt die Obergewalt der Concilien anzuerkennen ſcheint. 1418 ſchloß er das koſtnitzer Concilium, obgleich eine Menge von Beſchwerden noch nicht abge-

ſtellt waren und die Spaltung in der Kirche noch beſtand. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 ſtarb, ward ein neuer Gegenpapſt in Clemens VIII. gewählt, welcher erſt 1429 ſeinen Anſprüchen entſagte und als Entſchädigung das Bisthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenverſammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, ward aufgelöſt, ohne etwas feſtgeſetzt zu haben. Bald darauf ſtarb er (1431). Er hatte das Verdienſt, die Einheit in der Kirche wieder hergeſtellt und Italien beruhigt zu haben. Wir beſitzen von ihm einige Werke.

Martin (Louis Claude St.), ein franzöſiſcher Myſtiker im guten Sinne des Worts. Er war von adeligem Herkommen (Marquis), geboren zu Amboiſe in Touraine 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienſte und widmete ſeine Muſeſtunden dem Studinm alter und neuer Sprachen, religiöſen Betrachtungen, der Tonkunſt und der Natur. Um ſeine Anſichten ungeſtörter auszubilden und ſeine Kenntniſſe zu erweitern, verließ er den Dienſt, durchreiſte Deutſchland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch ſeinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der franz. Revolution verſah er ſeinen Dienſt bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter frei ſprach, ward dann Mitglied der erſten Wahlverſammlung ſeines Departements, zog ſich hierauf in die Einſamkeit zurück und ſtarb zu Autray bei Chatillon 1803. Er war voll Beſcheidenheit und Demuth, ſtiller Wohlthätigkeit und tiefem religiöſen Sinn. Letztrer ſpricht ſich in allen ſeinen Werken größtentheils unter der Geſtalt ſymboliſcher Bruchſtücke aus, in welchen er oft die ſchwerſten Gegenſtände der Naturlehre und Metaphyſik mit einem genialen und religiöſen Blicke beleuchtet. Doch ſind dieſelben auch nicht frei von gewagten Sätzen und überſpannten Einfällen. Die Seltenheit eines ſolchen theologiſchen Geiſtes, in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft ſeiner Werke, erwarben ihm eine Menge Verehrer, ſo daß ſich in Frankreich eine beſondre theoſophiſche Sekte bildete, welche ſich Martiniſten nannte. St. Martin überſetzte auch die Morgenröthe des, ihm geiſtig verwandten Jacob Böhme, ſchrieb ſein berühmtes myſtiſches Werk: des erreurs et de la vérité, Lion 1775. 8. und öfter, (deutſch von Mathias Claudius, Hamb. 1782, 8.); Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers, Edinb. Vol. II. 1782. 8.; de l'esprit des choses, 1800. Vol. II. 8. (vom Geiſt und Weſen der Dinge oder philoſophiſche Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daſeins, wobei der Menſch überall als die Löſung des Räthſels betrachtet wird, aus d. Franz. von D. C. G. Schubert. 2 Thle. Leipz. 1811. 8.); Ecce homo; le nouvel homme, 1796. 8.; Ministère de l'homme d'esprit, 1802. 8.; l'homme de désir, nouv. édit. Metz. Vol. II. 1802. 8. (des Menſchen Sehnen und Ahnen überſetzt von Ad. Wagner. 1813.); le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII. chants, 1800. 8.; de Dieu et de la nature; titre rouge etc. Man hat in der neueſten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der, durch Verſtandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutſchen, ſich von dieſen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um ſo mehr, da die theoſophiſchen Bruchſtücke des St. Martin auf eine wunderbare Weiſe mit den wiſſenſchaftlichen Forſchungen der neuen Philoſophie übereinſtimmen. —v.

Martin, ſ. Franz. Schauſpielkunſt und Pariſer Theater.

Martin (Vincenzo), ein geborner Spanier und einer der beliebteſten italieniſchen Componiſten, zeichnete ſich ſchon um 1782 durch verſchiedene Opern und Balletcompoſitionen aus, welche man auf italieniſchen Theatern aufführte. Hierauf kam er nach Wien, wo er um 1785 ſeinen von Kennern ſehr geſchätzten Burbero ſchrieb. Den meiſten Ruf erwarb er ſich jedoch 1787 daſelbſt durch ſeine Oper Cosa rara (Lila, oder Schönheit und Tugend), welche Muſik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf allen italieniſchen und deutſchen Theatern noch jetzt gern gehört wird, und einen bleibenden Werth hat, obgleich Mozart von ihr geſagt haben ſoll, in 20 Jahren werde ſie nicht mehr gefallen (italieniſch im Clavierauszuge, und als Violinquartett, Wien bei Artaria; deutſch von Streicher, Mannheim). Sie ward zum erſten Male bei Gelegenheit der Vermählung des königl. ſächſ. Prinzen Anton aufgeführt. Auch ſein Arbore di Diana (Baum der Diana), zuerſt 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verſchafft (italieniſch im Clavierauszuge, Wien, bei Artaria; mit italien. und deutſchem Text vom Verf. Bonn 1796). Im J. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Kapellmeiſter und Componiſt bei der ruſſ. Oper angeſtellt wurde; 1798 ward er zum ruſſ. kaiſerl. Hofrath ernannt. Er ſtarb 1816. Außer den genannten Tonſtücken, haben wir in derſelben leichten und gefälligen Manier: XII. Canoni per il Cembalo; XII. Ariette italiane con accomp. di cemb. etc.; beide in Wien geſtochen; il Sogno (der Traum), eine Cantate für drei Stimmen, für das Clavier ausgeſetzt mit deutſch. und ital. Text, von Schicht, Leipz. 1793. Aus ſeiner Oper: gli Sposi in contrasto, iſt nur die Ouverture und einige Arien, geſt. zu Wien, 1794 erſchienen. Bekannter iſt ſeine Oper la Capricciosa corretta (die gebeſſerte Eigenſinnige) geſt. bei Simrock 1800.

Martin (San), ſ. Südamerikaniſche Revolution.

Martini (Giam Battiſta), ein geſchickter Componiſt, und ſehr gelehrter Muſiker geboren zu Bologna 1706. Er trat ſchon in ſeiner Jugend in den Franziscanerorden. Ob er vor oder nach dieſem Schritt mehrere Länder von Europa und ſelbſt Aſien beſuchte, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, wiſſen wir nicht genau. Nach ſeiner Rückkehr widmete er ſich der Muſik. Seine Fortſchritte in der Compoſition waren ſo ſchnell, daß er ſchon 1715 zum Kapellariſten des Franciscanerkloſters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an ſeinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine muſikaliſche Schule, damals die gelehrteſte in Italien, aus welcher eine um ſo beträchtlichere Anzahl großer Componiſten hervorging, da ſchon anerkannte Künſtler ſich beeiferten, ſeinen Unterricht zu benutzen, unter andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componiſten. Seine Kirchenmuſiken, noch mehr aber ſeine Duette und Kanons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geſchmacks hochgeſchätzt. Aber den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Schriften über die Muſik, vornehmlich durch ſeinen: Saggio fondamentale pratico di contrappunto und ſeine Storia della Musica, wiewol beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, von welchem er nur 3 Bände vollendete, hatte er eine muſikaliſche Bibliothek von 7000 gedruckten nnd 300 geſchriebnen Werken geſammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn ſehr freigebig unterſtützt hatte. Martini wurde wegen ſeiner gründlichen theoretiſchen Kenntniſſe auch außer ſeinem Vaterlande als Schiedsrichter in

der Tonkunſt anerkannt. Er fiel durch ſein anhaltendes Studieren in eine Schlafſucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und ſtarb 1784 an der Bruſtwaſſerſucht.

Martinique, eine Inſel unter den kleinen Antillen (ſ. d. A.) oder karaibiſchen Inſeln, die wichtigſte Beſitzung, welche die Franzoſen in Weſtindien haben. Die Spanier entdeckten ſie zuerſt, nahmen ſie aber nicht im Beſitz, und ſie wurde fortdauernd von Karaiben bewohnt. 1635 ließen ſich 150 franz. Koloniſten, die von der Inſel St. Chriſtoph herüberkamen, in einem Theil der Inſel Martinique nieder, und die Karaiben verließen, nach verſchiedenen mit den neuen Ankömmlingen geführten Kriegen im J. 1658 die Inſel auf immer. Die Niederlaſſung auf Martinique gehörte damals noch einer Geſellſchaft von Privatleuten. Colbert kaufte ihnen (1664) die ganze Inſel für 40,000 Thaler ab. Die Engländer haben, in ihren Kriegen mit Frankreich, dieſe Inſel 1761, 1794 und 1809 erobert, aber ſie auch jedesmal beim Friedensſchluß an Frankreich zurückgegeben, dem ſie noch jetzt gehört. Die Inſel hat 16 Stunden in der Länge, und, ohne die vielen ſich in die See erſtreckenden Vorgebirge, 45 Stunden im Umfange, oder, nach andern Angaben, 17 QM. Flächeninhalt. Sie hat im Innern verſchiedene, zum Theil hohe und mit Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrannter Vulkane zeigen. Aus dieſen Bergen kommen viele kleine Flüſſe und Bäche, welche das Land hinreichend bewäſſern. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt groß. Man baut vorzüglich Kaffee, auch Zucker, Kakao, Indigo, Baumwolle und Taback. 1718 wurden aus dem königl. botaniſchen Garten zu Paris zwei junge Kaffeebäume nach Martinique geſendet, die ſich ſo außerordentlich vermehrten, daß man 1778, 8 Mill. Kaffeebäume zählte, welche jährlich gegen 100,000 Centner Bohnen liefern. Die Ausfuhr iſt ſehr bedeutend; ſie betrug 1812 als die Engländer die Inſel beſaßen, über eine Mill. Pf. Sterl. Der Handel mit Martinique iſt daher für Frankreich äußerſt wichtig. Das Klima der Inſel iſt nicht geſund, beſonders nirgends in der Nähe von Sümpfen und nahe bei den Urwäldern in der Mitte des Landes, in die ſelbſt die entlaufenen Sklaven wegen des Verbandes der Hochſtämme durch Lianen und wegen der vielen Schlangen und wilden Thiere nicht zu dringen wagen. Heftige Stürme richten bisweilen große Verwüſtungen an. Die Bevölkerung betrug über 120,000 Menſchen. Die Hauptſtadt der Inſel iſt St. Pierre mit 30,000 Einwohnern, einem Fort und Hafen. Zwei andere Feſtungen und Häfen ſind Fort Royal und la Trinité.

Martinifeſt, wird am 11. Novbr. in der katholiſchen Kirche dem heil. Martin zu Ehren gefeiert. An dieſem Tage empfing auch die Geiſtlichkeit von den Gläubigen die Pflichthühner und Gänſe. Im 10. Jahrh. entſtand im Occident die Gewohnheit, den Anfang des neuen Jahrs mit dem Feſte Martini zu machen. Woraus dann in der Folge (in Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Rüſtwochen der Juden zu ihren Feſten) die Gewohnheit erwachſen iſt, das neue Kirchenjahr am erſten Sonntage des Advents anzufangen.

Marum (Martin van) einer der berühmteſten Naturforſcher Hollands, geb. um 1750 zu Delft. Er widmete ſich in früher Jugend der Mathematik, legte ſich in Gröningen mit Eifer auf die Arzneikunde, und ſchrieb noch als Student (1776) eine ſchätzbare Abhandlung über die Electricität. Nach Vollendung ſeiner Studien, lebte er eine Zeitlang als ausübender Arzt in Harlem, wo er auch vielbeſuchte Vorleſungen über Phyſik hielt; bald aber gab er ſeine

ärztlichen Geſchäfte gänzlich auf. Er wurde darauf Secretär der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem, und gleich nachher Director des teyler'ſchen phyſikaliſchen Kabinets, das er durch ſeine Sorgfalt zu einer der trefflichſten Sammlungen in Europa erhob. Berühmt iſt unter andern eine von ihm ſelbſt erbaute Electriſir-Maſchine von ungeheurer Größe. Auch verdankt ihm die Luftpumpe weſentliche Verbeſſerungen. Er machte ſich durch viele ſchätzbare Beobachtungen in der Chemie und Phyſik bekannt, die er meiſt in einem zu Harlem herausgekommenen Wochenblatte bekannt machte. Man hat von ihm zwei von der botaniſchen Geſellſchaft zu Rotterdam gekrönte Preisſchriften über Electricität, und eine dritte über die Beſchaffenheit der ſchädlichen Ausdünſtungen von Sümpfem u. ſ. w. und den Mitteln, den dadurch erzeugten Nachtheilen abzuhelfen. Er iſt Herausgeber der auch in's deutſche überſetzten Abhandlungen der bataviſchen Geſellſchaft.

Märtyrer, Zeugen (von dem griechiſchen Worte *μάρτυρ*, Zeuge), nennt die chriſtliche Kirche diejenigen Perſonen, welche beſonders in den frühern Zeiten des Chriſtenthums, und während der ſogenannten großen Verfolgungen, lieber Schmach und Tod erduldeten, als daß ſie ihren Glauben verleugnet hätten, und dadurch Zeugniß geben von der Feſtigkeit ihres Vertrauens auf die Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre. Die Begeiſterung, die der Glaube, wo er Widerſpruch findet und unterdrückt werden ſoll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der chriſtl. Kirche viele heroiſche Vorbilder dieſer Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben wieder erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der chriſtl. Martyrer, worin ſich aber viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologia genannt. Ueber die Verehrung der Märtyrer vgl. den Artikel **Heilige**. In weiterer Bedeutung verſteht man jetzt unter Märtyrer überhaupt auch eine Perſon, welche unſchuldig für gute, oder doch von ihr für gut gehaltene Sache leidet z. B. Märtyrer der Wahrheit; an einer Sache zum Märtyrer werden.

Märtyrerfeſte ſollen ſchon im zweiten Jahrhund. üblich geweſen ſein. Bei den Gräbern der hingerichteten Märtyrer beteten die Chriſten und dankten Gott für das Beiſpiel, welches ihnen gegeben war. Die Feyer ſchloß mit dem Genuß des heil. Abendmahls und mit einer Almoſenaustheilung. Man hielt den Märtyrern Lobreden und las die Thaten und Leiden der Hingerichteten vor. Man nannte dieſe Tage die Geburtstage der Märtyrer, weil ſie an den Tagen ihres Todes zur Freude des ewigen Lebens gleichſam geboren waren. Martyria nennt man die den Märtyrern geheiligten Kirchen oder Kapellen. Bald enthalten ſie deren Gebeine, bald nicht, bald ſind dieſe Kapellen verſchloſſene Abtheilungen großer Kirchen. Martyrologium oder Märtyrerbuch enthält nach den Tagen des Jahrs, das Leben, das Leiden und den Tod der Märtyrer. Wenige dieſer Geſchichten mögen ganz ächt ſein; denn es war eine der Polizeimaßregeln der Chriſtenverfolgungen, alle geſchriebne Märtyrernachrichten zu vertilgen, wie das Individuum, das gemartert worden war. Der Biſchof Clemens I. von Rom ſoll ein ſolches Buch zuerſt entworfen haben. Das römiſche blieb unter den vielen nach und nach verfaßten Märtyrergeſchichten immer das berühmteſte.

März- oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes Wieſen- und Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde nach Vertreibung des letzten

Königs, deſſen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt und diente der röm. Jugend zu kriegeriſchen Uebungen. Auch verſammelte ſich daſelbſt das Volk, um ſeine Obrigkeiten zu wählen; daher ſchmückte man dieſe Gegend mit Prachtgebäuden und Bildſäulen. In der Nähe befanden ſich Auguſts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotonda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten ſie, nach germaniſcher Sitte, unter freiem Himmel Volksverſammlungen, die im 5. und den folgenden Jahrhunderten, nach der Zeit der Zuſammenkunft, Märzfelder genannt wurden. Im 8. Jahrh. verlegte ſie Pipin, Carls d. Großen Vater, auf den Monat Mai. Nun hießen ſie Maifelder; doch wurde die Ebene, wo die fränk. Könige jährlich ihr Heer muſterten, das Marsfeld genannt. Auf den Verſammlungen des Maifeldes erſchienen der König mit ſeinem Hofſtaate, die Biſchöfe, die Großen und das Volk, welches aber ſpäterhin von dieſem Rechte keinen Gebrauch machte, und es daher verlor. Die Beſchlüſſe über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Friede und Geſetze wurden durch die Stimmenmehrheit entſchieden. Pipin berief noch den Adel und die Geiſtlichkeit; aber Carl d. Gr. verordnete, daß jeder Graf 13 Schöppen, oder an deren Stelle eben ſo viel der angeſehenſten ſeiner Unterthanen zur Reichsverſammlung mit ſich bringen ſollte, welche das Volk vertraten. Die erſten Capetinger gingen hiervon auch wieder ab, bis Philipp IV. (regiert von 1285—1314) den dritten Stand (durch die Abgeordneten der Städte) wieder herſtellte. In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geſchmückter Platz, wo die franz. Leibwache und die Zöglinge der Kriegsſchule ihre Waffenübungen hielten. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feſte gefeiert, Wettrennen gehalten u. ſ. w. Selbſt Ludwig XVI. und ſeine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeſte im J. 1790 hier Zubereitungen traf. Dann aber fielen auch blutige Auftritte vor. 1815 wählte Napoleon dieſen Platz zur Schaubühne eines Maifeldes für die Franzoſen des 19. Jahrh. Er wollte ſeine, nach der Rückkehr von Elba entworfene, Zuſatz-Verfaſſungs-Urkunde, in der Form fränkiſcher Capitularien, der Nation in ihren Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staatsſchaufeſt ſeiner zweiten Thronbeſteigung in den Augen von ganz Europa den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieſes Maifeld wurde den erſten Junius 1815 gehalten. Von ſeinen Brüdern Lucian, Joſeph und Hieronymus, und von den Marſchällen Soult, Ney, Jourdan und Grouchy begleitet, fuhr Napoleon um 11 Uhr Morgens aus den Tuilerien nach dem Marsfelde. Nach einer feierlichen Meſſe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausſchüſſe der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichs-Erzkanzler Cambaceres vorgeſtellt worden waren, im Namen des franz. Volks, eine Huldigungsanrede vor. Darauf machte der Reichs-Erzkanzler die Abſtimmung der Nation über den Zuſatzbeſchluß zu den Grundverfaſſungsgeſetzen bekannt. Ob nun gleich von 40 Departements keine Abgeordnete erſchienen waren, ſo rief bennoch der Waffenherold aus, daß jener Beſchluß von dem franz. Volke angenommen ſei. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon und erklärte in einer Anrede an die Verſammlung, daß er als Kaiſer, Conſul und Soldat vom Volke alles habe u. ſ. w. Hierauf ſchwur er, die Grundgeſetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu laſſen. Die ganze Verſammlung, ungefähr 20,000 Perſonen, erwiederte dieſen Eid.

Nun folgte ein Te Deum. Sodann vertheilte Napoleon von ſeinem Thron, Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadronsweiſe vor ihm aufzogen. Sie machten mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 M. aus. Nach dieſem politiſch-militäriſch-religiöſen Schaufeſte rief Napoleon feierlich die Kammern der Pärs und der Volksdeputirten zuſammen. So begann ihre erſte Sitzung, die nach 3 Wochen ſeine Thronentſagung annahm.

Maſaniello, eigentlich Tommaſo Aniello, war zu Amalfi geboren und nährte ſich in der Hauptſtadt als Fiſcher und Fiſch- und Obſthändler im Königreich Neapel. Obgleich er in großer Armuth lebte, hatte er doch einen hohen, ſtolzen und unternehmenden Geiſt. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Aeußeruugen über den grenzenloſen Druck, den das Königreich Neapel ſeit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verſchafft, welches ſeine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlaſſes, ihn, dem es ſo wenig an Beredtſamkeit, als an Muthe fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu ſehen, und dieſer Anlaß ereignete ſich 1647. Maſaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer die Steuer verlangten. Er weigerte ſich und da ſie ihn bedrängten, warf er ſich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich verſammelte ſich eine aufrühreriſche Menge, an deren Spitze er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der ſchlechten Regierung!" auf das Steueramt drang. Von da liefen die Anführer zum Schloſſe des Vicekönigs, Duca di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Maſaniello zum Collegen annehmen ſolle. Umſonſt ſuchte der Kardinal Filomarini, Erzbiſchof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen; umſonſt erſchien Johann von Oeſterreich, ein natürlicher Sohn Philipps IV., mit 22 Galeeren im Hafen; der Aufruhr ſtieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. Maſaniello, welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ 60 der anſehnlichſten Paläſte in Aſche legen, ohne daß man das Geringſte rettete. Alle Zeichen des Königthums verſchwanden. Alles war Maſaniello verdächtig und der Tod folgte ſeinem leiſeſten Argwohn auf den Fuß. Sieben Tage verfloſſen unter dieſen Schreckniſſen, bis man endlich von Capitulation ſprach. Man kam überein, daß die Fruchtzölle abgeſchafft und die alten Freiheiten wieder hergeſtellt werden ſollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewiſſen Zeit verſprochen. Maſaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in ſeinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen ſeines immer noch großen Anhanges dem Vicekönig, der ſein Verſprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, gefährlich ſchien, faßte dieſer den Entſchluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu ſich und miſchte ihm wahrſcheinlich Gift unter den Wein. Dieſes tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn raſend, wozu jedoch auch ſeine Leidenſchaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erſchoß ſeine beſten Freunde und beging die äußerſten Ausſchweifungen. Das Volk, das in ſeinem Retter einen neuen Unterdrücker zu ſehen glaubte, und durch ſeine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, ſtrömte haufenweiſe gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu, und verlangte Maſaniello's Tod. Er floh in ein Karmeliterkloſter; aber vier Verſchworne, ehemals ſeine Freunde,

ſtürzten ſich auf ihn und ſtreckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647). Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten ſich die wahren Geſinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückung fürchtend, die Unruhen von neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man ſelbſt aufgeopfert hatte. Maſaniello's Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, ſein Körper aber ward mit den höchſten Ehrenbezeigungen und unter dem ſchrecklichſten Tumult begraben, ja ſelbſt einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte, aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat dieſe Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maſcheroni (Lorenzo) ein 1750 zu Bergamo geborner berühmter Mathematiker, welcher 1800 zu Paris ſtarb und zum Mitglied der Conſulta in Mailand beſtimmt war. Jung dichtete er in lateiniſcher und italieniſcher Sprache und lehrte die griechiſche in einem Collegio erſt zu Bergamo und hernach zu Pavia. Erſt im 27. Jahre kam er auf die Idee, die Mathematik zu ſeinem Hauptſtudio zu machen und wurde hernach bald Profeſſor der Geometrie. Als ſolcher entwarf er den Plan zur Geometrie des Cirkels, ein originales Werk, das in Frankreich unbekannt blieb, bis Buonaparte von der Eroberung Italiens zurückkehrte, da ſein Beifall die Ueberſetzung deſſelben veranlaßte. Früher waren bekannt: ſeine Nuove ricerche sul l'equilibrio delle Volte. Bergamo 1785. und Bemerkungen über Euler's Differentialrechnung. Seine Handſchrift über die Pyradometrie iſt noch ungedruckt. In der pariſer Commiſſion der Maße und Gewichte arbeitete er thätig, und war ein Mitglied des geſetzgebenden Körpers der cisalpiniſchen Republik. An den zu Bologna angeſtellten Verſuchen, die Bewegung der Erde durch den Fall der Körper zu beweiſen, hatte er viel Antheil.

Maſchine, jedes künſtlich zuſammengeſetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient, beſonders wenn ihm durch mechaniſche Geſetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt iſt (wie der Uhr); im engſten Sinne, ein zuſammengeſetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengeſetzt — wie z. B. ein Getriebe, eine Waſſerkunſt) — welches zu Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maſchinerie iſt die künſtliche Einrichtung ſolcher Triebwerke. Man trägt dieſes Wort auch auf Menſchen und deren geiſtige Erzeugniſſe und Anſtalten über, und nennt einen Menſchen, der nur durch äußere Triebe, und gleichſam durch äußern Anſtoß, mithin ohne Selbſtthätigkeit des Geiſtes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichſam organiſchen Zuſammenhang hat, eine Anſtalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geiſt belebt wird, eine Maſchine, und eine ſolche Wirkſamkeit ohne freie Bewegung mechaniſch oder maſchinenmäßig. — Die Theorie des Maſchinenweſens macht die praktiſche Mechanik aus. Hierüber hat man eine treffliche Anleitung in Poppe's Encyklopädie des geſammten Maſchinenweſens 6 Theile.

Maſchinen in Fabriken. Die Brotloſigkeit ganzer Klaſſen von Staatsbürgern, welche die Einführung von Fabrikmaſchinen hin und wieder veranlaßt, hat in unſern Tagen, beſonders beim großen Haufen, Vorurtheile dagegen ſelbſt in Ländern erweckt, welche, wie z. B. England, dieſen Maſchinen gerade den gegenwärtigen Flor ihrer Gewerke verdanken. Die Nützlichkeit der Maſchinen ſpricht ſich

vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menſchlichen Geiſte beherrſcht und zur Mitarbeit gleichſam gezwungen wird; ſeit deren Einführung kann durch lebloſe Körper vollkommner und mit geringerm Koſtenaufwand hervorgebracht werden, was ſonſt nur durch Menſchenhände, und zwar weniger vollendet und brauchbar, zur Erſcheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maſchinen ſpinnen; allein die Finger können dem Faden nie einen ſolchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben, als die Spinnmaſchinen; letztere können daher nicht bloß bei weitem mehr Arbeit und zu geringerm Preiſe als die Spinner liefern, ſondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. Die Hälfte von Englands Bevölkerung würde kaum hinreichen, wenn Hände alles das ſpinnen ſollten, was gegenwärtig von ungefähr 150,000 bei den Maſchinen angeſtellten Perſonen geliefert wird; denn 100 Perſonen bei der Maſchinenſpinnerei liefern, nach Nemnich's Angabe, mehr und beſſere Waare als 3000 der geübteſten Spinner. Bloß dem Mangel an ſolchen nützlichen Maſchinen und am wohlfeilen Brennmaterial haben wir es zuzuſchreiben, daß unſere deutſchen Fabriken in ſo manchem Zweige des menſchlichen Gewerbfleißes gegen die engliſchen nicht aufkommen können. Es iſt zwar unleugbar, daß durch deren Einführung viele Arbeiter brotlos werden, und bei ermangelnder Gelegenheit zu anderweitem Verdienſt in Verlegenheit gerathen müſſen, aber dies Uebel kann nur vorübergehend ſein, und wird durch die Vortheile, welche daraus der Nation erwachſen, weit überwogen; denn die vermittelſt der Maſchinen hervorgebrachten niedrigen Preiſe der Waaren haben gewöhnlich auf den ſtärkern Verbrauch derſelben einen ſo wichtigen Einfluß, daß binnen Kurzem nicht bloß die Anfangs außer Brot geſetzten, ſondern noch viele andre, eben durch dieſelben Verdienſt erhalten. Die Erfahrung aller Zeiten hat dies beſtätigt; einen ſchönen Beleg dazu liefert insbeſondere die Maſchine, welche die Copien einer Schrift zu vervielfältigen beſtimmt iſt, nämlich die Druckerpreſſe. In dem Augenblicke, da ſie zuerſt angewendet wurde, mußten eine Menge Abſchreiber brotlos werden; denn man kann annehmen, daß ein einziger Buchdrucker ſo viel Arbeit liefert, als 200 Abſchreiber. Aber die Leichtigkeit, mit welcher man die gedruckten Bücher vorzugsweiſe vor den geſchriebenen leſen konnte; der niedrige Preis, auf den dieſelben herabſanken, und die Aufmunterung, welche dieſer Umſtand den Schriftſtellern gab, eine größere Anzahl davon herauszugeben; dies alles zuſammengenommen verurſachte, daß in ſehr kurzer Zeit mehr Buchdrucker angeſtellt waren, als es vorher Abſchreiber gegeben hatte; und könnte man gegenwärtig die Anzahl nicht allein der Buchdrucker, ſondern auch aller Perſonen, welche die Buchdruckerkunſt in Thätigkeit ſetzt, wie z. B. Stempelſchneider, Schriftgießer, Papiermacher, Kupferſtecher, Fuhrleute, Correctoren, Buchbinder und Buchhändler erfahren, ſo würde man vielleicht die, mit der Bücherfabricatur beſchäftigte Menſchenzahl größer finden, als vor Erfindung der Druckerpreſſe. Eine Regierung, welche aus Beſorgniß der Brotloſigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaſchinen Hinderniſſe in den Weg legen, oder dieſelbe gar verbieten wollte, würde nicht allein ihren Zweck gänzlich verfehlen, ſondern ſogar das Uebel noch ärger machen; denn eine ſolche Maßregel könnte doch auf keinen Fall den Gebrauch der Maſchinen im Auslande verhindern, die ausländiſchen Waaren würden daher bald, vermöge ihres niedrigen Prei-

ſes und beſſerer Güte, die vaterländiſchen vom Markte verdrängen, und weil alsdann ſelbſt die Arbeiter wegfallen würden, die außerdem bei den Maſchinen wären angeſtellt worden, ſo müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. Einer weiſen und thätigen Regierung kann es übrigens nicht an Mitteln fehlen, die Uebel, welche bei der Einführung von Maſchinen anfangs ganz unvermeidlich ſind, gleich im Keime zu erſticken. Da die bisherige Beſchäftigung der, hiedurch außer Brot geſetzten Staatsbürger größtentheils in Handarbeit beſtand, ſo bietet ſich der Staatsverwaltung immer ein weites Feld zur Benutzung ihrer Kräfte dar; denn wo wäre das Land zu finden, in dem nicht noch neue, das Gemeinwohl befördernde Anſtalten, z. B. Kanäle, Chauſſeen ꝛc. zu errichten wären? Immerhin mögen dann die Summen, welche der Staat in dieſer Hinſicht aufzuopfern genöthigt iſt, beträchtlich ſein, es ſind ja nur Vorſchüſſe, welche dereinſt mit Wucherzinſen zurückkehren, und weit entfernt, den Nationalreichthum zu ſchwächen, wird dieſer Aufwand das kräftigſte Mittel, ihn zu erhöhen. K. M.

Maſchinen nennt man in den Werken der epiſchen und dramatiſchen Poeſie alle jene, außerhalb des Kreiſes unſrer Erfahrung hergenommne Weſen, z. B. Götter, Engel, Teufel, abgeſchiedne Geiſter, Zauberer, Feen u. ſ. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darſtellung erhöht, theils der, ſonſt nicht lösbare Knoten gelöſt werden ſoll. Der Ausdruck ſchreibt ſich von der griechiſchen Bühne her, auf welcher zu ſolchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaſchinen erſchienen. So z. B. in dem Ion und in dem Hippolytos des Euripides. Horaz ſchon gab den dramatiſchen Dichtern ſeiner Zeit die Lehre; „Rette kein Gott, und nur als rettungswürdiger Knoten.“ Dem zufolge bezieht ſich, was die Aeſthetiker Maſchine nennen, eigentlich nur auf die Entwicklung des Knotens durch eine ſolche äußere Einwirkung. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgebehnt, und ihn beſonders auf das epiſche Gedicht bezogen, worin man alle, darin mitwirkende höhere Weſen Maſchinen nennt. Es iſt gefragt worden, ob dieſe dem Epos weſentlich ſeien oder nicht. Weil ſie in den epiſchen Gedichten Homers vorkamen, glaubte man ſo feſt an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch die kälteſten perſonificirten Abſtracta, Kälte über die ganze Darſtellung hauchte, als ſie wegließ. Daß dies geſchehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epiſchen Gedichtes, hat uns Göthe's Herrmann und Dorothea gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, ſie müßten überall wegbleiben. (S. d. Art. Wunderbar.) Ob Maſchinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wol von dem behandelten Stoffe ab, ob dieſer aus dem Kreiſe der Religion, der romantiſchen oder natürlichen Welt genommen iſt. In Stoffe aus der natürlichen Welt ſie einzumiſchen, wird immer etwas Anſtößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen ſie der innern und pſychologiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen. d. d.

Maſcov (Joh. Jac.), ein berühmter Publiciſt und Hiſtoriker, wurde zu Danzig 1689 geboren, ſtudirte zu Leipzig erſt die Theologie und ließ ſich in die Montagspredigergeſellſchaft aufnehmen und hernach auf fremden Rath, dem er folgte, die Rechtswiſſenſchaft, ging dann mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reiſen, ward nach ſeiner Rückkehr 1719 zum außerodentlichen Profeſſor zu Leipzig ernannt, noch in demſelben Jahre in den daſigen Rath aufgenom=

men, darauf ordentlicher Profeſſor der Rechte und der Geſchichte, zog durch ſeinen Vortrag viele Studirende aus hohen Ständen nach Leipzig und ſtarb 1761 als ſächſiſcher Hofrath, Proconſul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutſchen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine principia juris publici R. G. (5 Auflagen 1729—1769) empfahlen ſich durch Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, reife Auswahl und einen gewählten Ausdruck ſo allgemein, daß ſie lange Zeit auf den meiſten Univerſitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Aber nicht minder ehrenvolle Erwähnung gebührt dem Verdienſte, welches er ſich um die deutſche Geſchichtſchreibung erwarb. So wenig wir begehren, ſeine unvollendete Geſchichte der Deutſchen bis zu Anfang der fränkiſchen Monarchie (Leipzig 1726. 1737. II. 4. auch engliſch, franzöſiſch und holländiſch überſetzt) als Muſter hiſtoriſcher Compoſition zu preiſen: ſo iſt es doch nicht zu verkennen, daß er richtigere Ahnungen von dem Weſen der Geſchichte hatte, als es ſich von ſeiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutſchen Geſchichtsbüchern die Idee des Reichs vorwaltete, und ſämmtliche deutſche Hiſtoriker bloß entweder Reichs- oder Kaiſergeſchichten lieferten, unternahm er es, die Geſchichte der Nation zu ſchreiben. Gelang es ihm auch in dieſem Werke nicht immer, ſich alles Einfluſſes ſeiner Zeit zu entäußern, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es ſelbſt zu unſrer Zeit noch Hiſtoriker gibt, welche in der deutſchen Geſchichte nichts, als die Geſchichte des Staatsintereſſe zu erblicken vermögen, und daß ſein Werk auch von Seiten der höchſt ſorgſam und verſtändig angeſtellten Forſchung, und ſelbſt auch der freien, ungezwungnern Darſtellung Aufmerkſamkeit verdient. Als Fortſetzung gehören zu letzterm Werke drei lateiniſche Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, 48 et 53. Außerdem ſchrieb er einen Abriß einer vollſtändigen Hiſtorie des deutſchen Reichs, Lpz. 1722—30. 4. und Einleitung zu der Geſchichte des röm. deutſ. Reichs, Lpz. 1752, 4. u. a. A—s.

Maſern, eine fieberhafte Krankheit mit einem, an Farbe, Geſtalt und Verlauf beſtimmten Ausſchlage (ſ. Exantheme) auf der Haut verbunden. Es iſt eine fremde Krankheit, welche aus dem Süden zu uns gekommen iſt (ſ. Blattern), und ſich nun bloß durch Anſteckungsgift fortpflanzt. Jeder Menſch iſt ihr ausgeſetzt, hat wenigſtens Empfänglichkeit dafür; jedoch hat auch dieſe Krankheit wie die Blattern u. a. m., das Eigenthümliche, daß ſie die Empfänglichkeit, für ſich ſelbſt verlöſcht, und den Menſchen nur ein Mal befällt. In der Regel iſt ſie zwar gelind, doch hat man auch Maſerepidemien gehabt, welche ſehr tödtlich geweſen ſind. Sehr oft kommt auch bei gelind ſcheinenden Fällen die meiſte Gefahr erſt hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in ſpäter Folge tödtlich werden. Die Maſern kündigen ſich an durch trocknen Huſten, Nieſen, Augenzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle ſind nicht weſentlich, und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedes Mal herrſchenden epidemiſchen Conſtitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage kommen zuerſt im Geſicht kleine rothe Flecken von verſchiedener Geſtalt, die ſich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem ſie drei Tage geſtanden haben, verſchwindet die Röthe, die Haut ſchält ſich in kleinartigen Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandenſein des Exanthems, noch nach deſſen Verſchwinden hört der Huſten und das Fieber auf. Sehr oft wird das letztere wieder ſtärker, Bruſtzufälle nehmen zu und ein hektiſcher Zuſtand folgt. Das Ma-

fergift ergreift vorzüglich die pneumatiſche Seite des Hautſyſtems, ſetzt ſich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungenſyſtems, und gibt daher nicht ſelten zu Lungenentzündung Anlaß. So gelinde daher auch die Krankheit erſcheint, ſo iſt doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. H.

Maſiniſſa, ein berühmter König der Maſſylier in Numidien, des Königs Gula Sohn, ward in Karthago erzogen. Schon als Jüngling von 17 Jahren bewies er eine heldenmüthige Tapferkeit gegen den König Syphax von Maſſäſylien, der ſich mit den Römern verbunden hatte. Nachdem er denſelben aus dem Felde geſchlagen, ging er mit den Karthaginenſern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu fechten. Anfangs war ihm das Glück günſtig. Nachdem er aber, nebſt dem Asrubal und Mago, bei Bätula vom Scipio Africanus gänzlich geſchlagen worden, unterhandelte er mit den Römern und trat in Folge eines Bündniſſes zu ihnen über. Inzwiſchen war ſein Vater geſtorben und Mezetulus, ein Feind ſeines Hauſes, hatte ſich der Herrſchaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Maſiniſſa nach Afrika zurück, und war ſo glücklich, das väterliche Reich zu erobern. Karthago und Syphax hatten ſich während der Zeit mit einander verſöhnt, und Asdrubal ſeine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Maſiniſſa verſprochen geweſen, dem Syphax gegeben. Dieſer griff auch, von Asdrubal angereizt, den Maſiniſſa an und ſchlug ihn dergeſtalt, daß er mit wenigen Reitern flüchten mußte, eroberte ſodann ganz Maſſylien, und ſandte ſeinen Feldherrn Bochar gegen Maſiniſſa, der ihn dergeſtalt in die Enge trieb, daß er nur mit vieren ſeiner Begleiter ſchwer verwundet entkam, indem er über einen reißenden Strom ſetzte. Da zwei von ſeinen Begleitern dabei ertranken, ſo glaubte man, Maſiniſſa habe ein gleiches Schickſal gehabt. Dieſer aber hatte ſich mit den zwei noch übrigen in einer Höhle geborgen, wo er, bis ſeine Wunde geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er ſich an die Grenzen von Maſſylien, wo viele der Einwohner ſich zu ihm ſchlugen, mit deren Hülfe er nicht nur ſein Erbe eroberte, ſondenn auch in Maſſylien einfiel. Syphax rückte abermals gegen ihn an und ſchlug ihn ſo vollkommen, daß Maſiniſſa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, ſeiner Bundesgenoſſen, in Afrika. Karthago in ſeiner Bedrängniß bewog zwar den Syphax, dem Maſiniſſa ſein Reich zurückzugeben, um ihn für ſich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Maſiniſſa ſtieß nur zum Schein mit ſeiner numidiſchen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth dieſem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf ſeine Seite trat. Jetzt ward es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er ſchlug ihn in Verbindung mit den Römern mehrere Male, verfolgte ihn in ſein eignes Land, und nahm ihn endlich nebſt ſeinem Sohne gefangen. Durch die Beſitznahme der Hauptſtadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch ſeine ehemalige Geliebte Sophonisbe in ſeine Gewalt. Obgleich er beſchloſſen hatte, ſie für ihre Untreue zu beſtrafen, erwachte doch ſeine erſte Liebe, als ſie zu ſeinen Füßen um den Tod flehte, der ſie allein von der ſchimpflichen Gefangenſchaft der Römer befreien könne. Er wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, in der Meinung den Römern dadurch alles Recht auf ſie zu nehmen. Allein Scipio

verlangte ſie als Gefangene der Römer. Der unglückliche Fürſt, der ſich ganz in der Gewalt der Römer befand, und kein andres Rettungsmittel für ſie als den Tod ſah, ſandte ihr den Giftbecher, den ſie mit der Aeußerung leerte, daß ſie gern ſterbe, da es auf ſeinen Befehl geſchehe, und daß er ihre erſte und ſtets einzige Liebe geweſen. Scipio ehrte den Schmerz des Maſiniſſa und ſuchte ihn durch glänzende Ehrenbezeigungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem verſammelten Heere feierlich zum Könige, übergab ihm eine goldne Krone, einen curuliſchen Stuhl u. ſ. w. und bewirkte die Beſtätigung der Königswürde vom Senat. Maſſiniſſa blieb bei dem römiſchen Heere, und erwarb ſich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbeeren. In dem Frieden mit Karthago bekam er nicht nur alle frühern Beſitzungen zurück, ſondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Karthago dauerte fort, und er machte auf Koſten deſſelben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn beſtätigten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten puniſchen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwiſchen Maſiniſſa und Karthago. Der rüſtige König blieb trotz ſeines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende ſeines Lebens fing der dritte puniſche Krieg an; als Maſiniſſa die Annäherung ſeines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Aemilianus zu ſich kommen, und gab ihm Vollmacht, mit ſeinem Reiche ſolche Verfügungen zu treffen, als er zum Beſten ſeiner Kinder für nöthig erachten würde. Er ſtarb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürſten. Seine Unterthanen machte er geſitteter, und lehrte ſie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiſerne) oder der Mann mit der eiſernen Maske, heißt jener geheimnißvolle Gefangene, der bis auf die neueſten Zeiten die Neugier der Geſchichtsforſcher beſchäftigt und ſo viele Muthmaßungen veranlaßt hat, ohne daß es gelungen wäre, eine Deutung des Räthſels zu finden. Folgendes ſind die, ihn betreffenden Umſtände, wie Voltaire in ſeinem Gemälde vom Zeitalter Ludwigs XIV. ſie zuſammenſtellt. Um 1662 oder wahrſcheinlicher 1664, wurde ein Gefangener von ſehr edler Geſtalt mit der größten Heimlichkeit auf das Schloß Pignerol an der mittägigen Küſte von Frankreich gebracht, wo Saint-Mars Befehlshaber war. Der Gefangene trug eine Maske von ſchwarzem Sammet, die ſtählerne Häkchen und ein Gewinde hatte, daß er eſſen konnte, ohne ſie abzunehmen, und man hatte Befehl, ihn zu tödten, wenn er ſich entlarvte. Saint-Mars nahm ihn mit auf die Inſel Sainte Marguerite, und man beobachtete auf der Ueberfahrt wieder die größte Vorſicht. Der Miniſter Louvois beſuchte ihn, und bewies ihm eine Achtung, die an Ehrerbietung grenzte. Saint-Mars trug ihm ſelber die Speiſen auf, entfernte ſich dann, und verſchloß die Thüre, deren Schlüſſel er ſtets bei ſich trug. Einſt ſchrieb der Gefangene. erzählt man, mit einem Meſſer etwas auf einen ſilbernen Teller, und warf ihn dann aus den Fenſter nach einem Fahrzeuge hin, das am Fuße des Thurmes angelegt hatte. Ein Fiſcher nahm den Teller auf und brachte denſelben zu dem Befehlshaber, der ihn erſchrocken fragte, ob er die Schrift auf dem Teller geleſen, oder ob dieſen ſonſt jemand geſehen hätte. Der Fiſcher verſicherte, er könnte nicht leſen, und Niemand hätte den Teller geſehen. Erſt nach einigen Tagen, als ſich der Befehlshaber von der Wahrheit der Angabe überzeugt hatte, wurde der Mann frei gelaſſen. Auch erzählt man von einem ſehr feinen Hembe, das der Gefangene ganz voll geſchrieben hatte, und das von einem

Mönche gefunden wurde, der trotz ſeiner Betheuerungen, nicht ein Wort von der Schrift geleſen zu haben, doch heimlich ermordet ward; aber vielleicht iſt dieſe oder jene Geſchichte nur eine Veränderung der andern. Saint-Mars nahm ſeinen, immer verlarvten Gefangenen mit in die Baſtille, als er 1698 Befehlshaber derſelben wurde. Man hatte ihm hier ein bequemeres und beſſer eingerichtetes Zimmer bereitet, als den übrigen Gefangenen. Er durfte aber nicht in den Hof der Baſtille gehen, und ſeine Larve ſelbſt vor ſeinem Arzte nicht ablegen. Man bewies ihm immer die größte Achtung und verſagte ihm keinen Wunſch. Was man ſonſt noch von dem Aeußern und von den Gewohnheiten des Gefangenen erzählt, verräth auch, daß er von hohem Stande geweſen ſein, und eine ſorgfältige Erziehung genoſſen haben muß. Er unterhielt ſich mit Leſen und Guitarrenſpiel. Schon der Ton ſeiner Stimme war einnehmend; nie aber beklagte er ſich über ſeine Lage, und ließ nie merken, wer er ſein könnte. Er ſtarb um 1704, nach einer Krankheit von wenigen Stunden, und man begrub ihn am folgenden Tage. Nach dem Todtenregiſter, wo er unter dem Namen Marchiali vorkommt, war er 45 Jahr alt, doch ſoll er 15 Jahre älter geweſen ſein. Es mußte alles, was zu ſeinem Gebrauche geweſen war, verbrannt werden; die Wände ſeines Zimmers wurden aufgekratzt und neu geweißt, ja man ging ſo weit, den Fußboden aufzureißen, aus Furcht, der Gefangene möchte einen Brief darunter verborgen haben. Es würde zu weit führen, in die Gründe einzugehen, die man zur Unterſtützung der verſchiedenen Meinungen über dieſes Geheimniß aufgeſtellt hat, das um ſo ſchwerer zu löſen iſt, da während der Zeit, worein man, nach Vergleichung aller Umſtände, die Verhaftung des Gefangenen ſetzen muß (1664 — 1671), kein bedeutender Mann in Europa vermißt wurde. Einige der verſuchten Löſungen des Räthſels widerſprechen theils bekannten Thatſachen, wie die Behauptung, der Gefangene ſei der Graf von Vermandois, Ludwig's XIV. Sohn von ſeiner Geliebten, de la Vallière, oder der Miniſter Fouquet geweſen, und ſind theils abgeſchmackt, wie die Meinung, man habe den Herzog von Monmouth, der doch bis 1685 am engliſchen Hofe und im Heere war, und öffentlich zu London enthauptet wurde, vom Tode gerettet und heimlich aufbewahrt. Die meiſten Vertheidiger fand die Vermuthung, es ſei der Graf Mattioli, Miniſter des Herzogs von Mantua, geweſen, den der franzöſiſche Hof 1679 oder, nach Andern, 1680 habe aufheben laſſen, aus Beſorgniß, die mit Piemont angeknüpften Unterhandlungen durch ihn vereitelt zu ſehen, und ſelbſt Dutens hat 1789 in ſeiner: Correspondence interceptée, und 1806 in ſeinen Mémoires d'un Voyageur qui se repose, deutſch: Amſterdam 1807. 2 Bde. (II, 204 ff.) dieſe Meinung verfochten, ſo unwahrſcheinlich ſie auch iſt. Alle Wahrſcheinlichkeit aber iſt für die Vermuthung, der Gefangne ſei ein Bruder Ludwigs XIV. geweſen, der ſo viel Aehnlichkeit mit ihm gehabt habe, daß die Entdeckung Gefahr hätte bringen können. Ob er aber (wie in den Mémoires du Maréchal de Richelieu vom Abbe Soulavie behauptet wurde) ein ehelicher Zwillingsbruder Ludwigs, oder ein im Ehebruche erzeugtes Kind der Gemahlin Ludwigs XIII., Anna von Oeſterreich, geweſen ſei, oder endlich ihr natürlicher, ſo kurze Zeit nach ihres Gemahls Tode geborner Sohn, daß deſſen rechtmäßige Geburt als möglich hätte angenommen werden können, läßt ſich nicht ausmachen. Der, in Paris angeſiedelte Schottländer Quintin Crawford ſucht in ſeinen Mélanges d'histoire et de Lit-

térature (Paris, 1817) die letzte Meinung wahrſcheinlich zu machen. Voltaire aber, der nach ſeinen Aeußerungen das Wort des Räthſels kannte, ſpricht in einem, ohne Zweifel von ihm herrührenden Zuſatz zur Ausgabe von 1771 des Dictionaire philosophique (Art. Ana) die Vermuthung aus, der Unbekannte ſei ein vor Ludwigs XIV. Geburt im Ehebruch erzeugter Sohn der Königin geweſen, den man heimlich erzogen und von deſſen Daſein Niemand als Mazarin gewußt habe, nach deſſen Tode auch Ludwig XIV. mit einem Geheimniß bekannt geworden ſei, deſſen Enthüllung nicht ohne großes Aergerniß möglich geweſen wäre. Die Löſung der Frage ſelbſt iſt allerdings nicht ſonderlich erheblich; weit wichtiger aber wird dies Räthſel dadurch, daß es uns einen Aufſchluß über den Zuſtand eines Landes gibt, wo die Regierung einen ſo angeſehenen Gefangenen, als der Unbekannte nach allen Umſtänden geweſen ſein muß, über 40 Jahre lang in entlegenen Kerkern und ſelbſt in der Mitte der Hauptſtadt, ungeſtraft feſt halten konnte, wo man das unglückliche Opfer während dieſer ganzen Zeit durch Todesdrohungen zwingen durfte, ſein Geſicht zu verbergen, wo Niemand des Umſtandes laut erwähnte, ja ſelbſt die Zeugen der Gewaltthätigkeit nur davon zu fliſtern wagten, bis Voltaire lange nachher die Geſchichte erzählte, und wo ſogar einige Menſchen plötzlichen Tod erlitten haben ſollen, nachdem ſie zufällig in eine Lage gekommen waren, welche die Enthüllung des wichtigen Geheimniſſes möglich machte. Und dies war der Zuſtand eines Landes, das Manche als ruhig und glücklich preiſen; dies war die Weiſe einer Verwaltung, die man, wie Jene in allem Ernſt wollen, jeder Veränderung vorziehen, ſelbſt allen Veränderungen vorziehen ſoll, welche die Revolution bewirkt hat!

Maskeline (Nevil), ein berühmter engliſcher Gelehrter und Aſtronom, war 1731 geboren und ſtarb 1811. Nachdem er ſchon früh Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit als Mathematiker und Aſtronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geſchickt, um Harriſon's Marine-Zeitmeſſer, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgeſetzten Preis in Anſpruch nahm, zu prüfen. Sein erſtes Werk war: The British Mariner's Guide 1763, wodurch er ſeinen Ruf ſo vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliß Tode 1766 zum königlichen Aſtronomen ernannt wurde. 1767 erſchien ſein Bericht über Harriſon's Uhr. 1774 gab die königliche Geſellſchaft in einem Foliobande ſeine Tabellen heraus, um den ſcheinbaren Ort der Fixſterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von ſeinen aſtronomiſchen Beobachtungen, ſeit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angeſtellt, erſchien der erſte Band 1776, und dieſes wichtige Werk wurde ſeitdem auf des Königs Befehl fortgeſetzt. 1792 beſchenkte Maskeline das Publikum mit den ſchätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdliche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meiſterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganze wird. So ausgezeichnet Maskeline als Gelehrter war, eben ſo achtungswerth war er als Menſch wegen ſeiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anſpruchloſigkeit. Sein Nachfolger iſt John Pond.

Masken. Die Masken oder **Larven** (ſ. d. Art.) haben ihren Urſprung in dem graueſten Alterthume. Hier wurden ſie beſonders bei den Umgängen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in drei Grade gab: den Grad der Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, ſo hatte auch jede dieſer Grade ſeine eigenthümliche, ihn charakteriſirende Maske:

Man findet dieſelben ausgezeichnet häufig auf den alten Vaſen dargeſtellt. Bei dieſer religiöſen Bedeutſamkeit, welche den Maſken im Alterthume eigen war, iſt es nicht auffallend, daß ſie, in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirkſames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftſteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Maſken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den ſchädlichen Blick der Zaubernden auf ſich ziehend, ihn von den Perſonen abwendete, die jene an ſich trügen. Unmöglich war es aber den Griechen, deren Höchſtes in allem Sein und Wirken die Schönheit war, nicht auch auf die Maſken ihren veredelnden Einfluß wirken zu laſſen, und ſo entſtanden endlich aus jenen ungeſtalteten Maſkenbildern gefälligere Silenen- nnd Satyrmaſken und mannigfach andere anmuthig ſcherzhafte Künſtlerphantaſien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Urſprung der griechiſchen Tragödie im genauen Zuſammenhange mit dem Dienſte des Bacchus ſteht, ſo waren auch gleich anfangs in erſterer die Maſken gebräuchlich. Wer ſie zuerſt in die Komödie eingeführt hat, in welcher ſie jedoch auch bald durchgängige Aufnahme fanden, iſt unbekannt. Man würde irren, wenn man ſich die griechiſchen Maſken den heutigen italieniſchen durchaus gleich vorſtellte; ſtatt daß dieſe nur das Geſicht bedecken, beſtanden jene in einem Ueberzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Geſichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorſtellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, ſpäterhin von Holz, welches geſchickte plaſtiſche Künſtler nach Angabe der Dichter geſtalteten. Man unterſchied tragiſche Maſken, mit großem aufgeſperrten Munde und furchtbarem Anſehn, komiſche mit lächerlicher Geberde, ſatyriſche und orcheſteriſche oder Maſken mit regelmäßigern Zügen für die Tänzer. Sie hatten meiſtens ſehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallſtangen oder andern tönenden Körpern verſehen waren, um die Stimme des Schauſpielers zu verſtärken; eine Vorkehrung, die bei der Einrichtung der alten Theater und ihrer ungeheuern Größe ſehr zweckmäßig war. Viele ſogenannte Kunſtrichter, ohne Sinn für die Eigenthümlichkeiten der griechiſchen Bühne, ſind unerſchöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Maſken im Schauſpiele zu tadeln, weil man dadurch alle Mimik, nnd ſogar die dem Schauſpieler zum Ausdruck der Leidenſchaften nöthige Biegſamkeit der Stimme verloren gegangen ſei. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragiſche Mimik der Alten vor allem auf die höchſte Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealiſch war, jene Darſtellung der Individualität, in welche die Neuere ihrer Schauſpieler Meiſterſchaft zu ſetzen gewohnt ſind, ihnen durchaus das Letzte ſein mußte, zu deſſen Darſtellung ihr Theater herabſinken konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darſtellung einbüßen, als an der Schönheit. Der Gebrauch der Maſken war dieſem Streben zufolge nicht bloß zu rechtfertigen, ſondern durchaus weſentlich, und weit entfernt, daß er ein Nothhelfer geweſen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar für einen Nothhelf erklärt, einen Schauſpieler mit gemeinen unedeln, auf jedem Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Herkules darſtellen zu laſſen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten." Hierzu kommt, daß bei der koloſſalen Größe der griechiſchen Theater unſere heutige Mimik wol ohne dies größtentheils verloren gegangen ſein würde. Wie das römiſche Theater faſt in allen ſeinen Beſtandtheilen auf Nachahmung des griechiſchen berechnet war, ſo fügte es auch im Gebrauch der

Masken wenig Neues hinzu. Höchſt anziehend und, beſonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer, belehrend iſt das italieniſche Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komiſchen Perſonen der alten Römer. Nur das italieniſche Volkstheater, die ſogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin ſie mit den altrömiſchen Mimen und Pantomimen ſteht, noch den theatraliſchen Gebrauch der Maske. Denn jene Poſſenſpiele Roms, keiner beſonders gelehrten und dichteriſchen Bildung bedürftig, konnten ſich auch während der Herrſchaft der Barbaren erhalten. Schon im 12. Jahrh., als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrſamkeit errichtete, finden wir den bologneſiſchen Doctor. Er hat eine Maske mit ſchwarzer Naſe und Stirn und rothen Wangen und erſcheint als ein pedantiſcher und langweiliger Raiſonneur. Der Pantalon kam gegen Ende des 14. Jahrh. auf die Bühne. Er iſt die Maskenrolle des Vaters, und ſtellt einen reichen venetianiſchen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die ſogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzern Oberärmeln und umgelegtem ſchmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venetianiſchen Kaufleute in ihren Läden zu tragen, und noch jetzt tragen es die Advocaten. Zugleich gehörte es zum Coſtum des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke ſein mußten. Daher nannte man auch in neuern Zeiten dieſe Strumpfhoſen Pantalons. Sie waren bei dem alten Coſtume ſtets roth und die Zimarra ſtets ſchwarz. Als die Türken Conſtantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte dieſen Verluſt ſo ſchmerzlich, daß man auch bei dieſer Tracht das rothe Untergewand in ein ſchwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte; ſo blieb es ſeitdem. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und ſo ſah ein alter Kaufmann gewöhnlich aus. Der Bart der neuern Pantalorsmaske iſt verſchieden; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz ſpitzig zu. Uebrigens wurde die Weſte verlängert, und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben ſich gleich. Dem Charakter nach iſt der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger einfältiger Alter. Er iſt meiſt verliebt und wird ſtets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewiſſenhaftigkeit, was ſein gegebenes Wort betrifft, und ſehr ſtreng gegen ſeine Kinder. Doch bleibt es ſtets dabei, daß er angeführt wird. Er ſpricht venetianiſch, wie der Doctor bologneſiſch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den älteſten Masken der italieniſchen Bühne. Der eine derſelben iſt Arlechino, (Harlekin, ſ. d. Art.), der andere iſt Scapin, beides liſtige und ſchelmiſche Bedienten im Dienſte Pantalons und des Doctors. Weniger alt iſt Brighella, wie ſein mit grünen Bändern beſetztes, im Geſchmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweiſt. Ueber ſeine Entſtehung theilt Sismondi, nach Malvezzi's Chronik, Folgendes mit: Als im J. 1200 der Adel von Brescia die Bürger nöthigen wollte, wider ihren Willen die Waffen gegen die Bergamasken zu ergreifrn, widerſetzten ſich dieſe. Es kam zu einem blutigen Gefecht in den Straßen von Brescia, in welchem die Adeligen aus der Stadt vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Cremona, wo ſie einen militäriſchen Bund ſchloſſen; die Volkspartei ſchloß einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella. Der Name hat ſich auf der Bühne in

einer Maske erhalten, die einen anmaßenden, herzhaften und verſchlagenen Plebejer von Brescia vorſtellt. Dieſe Ableitung widerſpricht übrigens der gemeinen Meinung, nach welcher Brighella aus Ferrara ſtammt. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara, und alle die Perſonagen, die man am beſten unter dem Namen Zanneſchi zuſammenfaßt, die Capitäns Spavento, Tracaſſo, Tempeſta (die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern) waren alſo ſeit dem 15. Jahrh. auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer noch den Don Pasquale und die Gelſonmi, die Florentiner die Pasquelle, die Calabreſen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Meſſineſer die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo, die Piemonteſer den Gianduja. Das talieniſche Theater kennt unter den weiblichen Masken diejenige der Colombine. Ferner nennt man noch Pedrolino, Bertolino, Trufaldino, Trivelino, Mezzolino und D. Pilone Balanzoni. Ueber die Maske des Pulcinella ſehe man den beſondern Artikel. Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns faſt nur bei Redouten (ſ. d. Art.) oder Maskeraden braucht, ſind aus einem leichten Stoff verfertigte Köpfe und Geſichter, oder Theile derſelben, durch welche man ſich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas anders vorſtellen (maskiren) will. Es gibt ganze und halbe Masken (z. B. Naſen, Augenmasken). Die vorzüglichſten ſind von feiner Leinwand, die ſchlechtern von Pappe. Jene liefert bei uns vorzüglich Berlin und Italien beſonders Venedig, dieſe Frankreich, namentlich Paris und Rouen, und man hat natürliche Masken, Carikaturmasken (mascheracci) u. ſ. w. Catharina von Medici ſoll zuerſt Masken-Bälle eingeführt haben als ein Beſchäftigungs und Vergnügungsmittel der etwas müßigen Welt. Bekanntlich wurde ſie dem Könige Heinrich II. von Frankreich, 1533 vermählt und ſtarb 1589. Aehnliche Mummerei war Mode am Hofe des Königs Heinrich VIII., (1510 bis 1546) der die Verkleidung liebte. — Maske bedeutet im Engliſchen auch ein ohne Rückſicht auf Theater-Regeln und auf die Wahrſcheinlichkeit der Handlung, aber doch im tragiſchen Styl geſchriebenes, dramatiſches Gedicht; z. B. der Komus des Milton.

Maſon (Willam), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, war 1725 zu Hull in Yorkſhire geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. Er ſtudirte auf dem Johannis-Gymnaſium zu Cambridge, ward 1747 Collegiat der hohen Schule zu Pembrocke, 1749 Magiſter, 1754 ordinirt, bald darauf königl. Kaplan und Pfarrer zu Aſton in Yorkſhire, und endlich Präcantor und Stiftsherr am Dom zu York. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter zwei Trauerſpiele, in denen er den griechiſchen Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehrere Elegien, z. B. Iſis; der engliſche Garten, ein didaktiſches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikaniſchen Krieges zeigte er ſich als warmen Verfechter der Freiheit. Nach Admiral Keppel's Freiſprechung richtete er eine Ode an die Seeofficiere, in welcher er die Feindſeligkeiten gegen den transatlantiſchen Theil der Gemeinde heftig tadelt. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er auch ihn mit einer Ode, und ſah in dieſem Miniſter einen vom Himmel Geſandten, um die Wunden des Staats zu heilen, und die Parlamentseinrichtungen zu verbeſſern. Im ſpätern Alter aber, da ſich die erſten Schrecken der franzöſiſchen Staatsumwälzung überall verbreiteten, und Maſon zu einem ruhigen und anſehnlichen Beſitzthume gelangt war, änderten ſich ſeine Grundſätze, und er ſchrieb

einen Widerruf an die Freiheit (Palinody to Liberty). Er war ein Freund des berühmten Gray, deſſen Gedichte und Briefe er nach dem Tode deſſelben nebſt einer Lebensbeſchreibung dieſes Dichters herausgab. Sein Amt als Prácantor leitete ſeine Aufmerkſamkeit ſehr natürlich auf die Muſik; davon zeigt ſein hiſtoriſcher und kritiſcher Verſuch über die engliſche Kirchenmuſik, für welche er die größte Einfachheit empfiehlt. Maſon's Gedichte zeichnen ſich durch Lebhaftigkeit und Eleganz, und eine vorzüglich reine Moral aus. Er ſtarb 1797, u. man hat ihm in der Weſtminſter-Abtei, unter den Dichtern eine Gedächtnißtafel errichtet.

Maſora iſt eine Sammlung kritiſcher, grammatiſcher und exegetiſcher Bemerkungen jüdiſcher Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chr. Geb., über die Bücher des alten Teſtaments. Nachdem ſich dieſe lange Zeit hindurch bloß mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher ſo viel als Ueberlieferung bedeutet), wurden ſie zu Anfang des 6. Jahrh. zu Tiberias, wo ſich eine berühmte jüdiſche Schule befand, in dieſe Sammlung vereinigt, und ſpäterhin von Zeit zu Zeit mit Zuſätzen vermehrt. Man theilt ſie in die große und die kleine Maſora; erſtere enthält die ganze Sammlung in eignen für ſich beſtehenden Büchern, die andere iſt ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der bibliſchen Handſchriften beigeſchrieben wurde. Sie iſt für die Kritik des alten Teſtaments wichtig wegen der Verzeichnung der verſchiedenen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche ſehr ſchätzbare Beiträge; — leider verloren ſich aber auch die Verfaſſer und Sammler derſelben (Maſoretten) in den mühſamſten und unnützeſten Spielereien, zählten die Verſe, die Worte, ja ſelbſt die einzelnen Conſonanten, ſuchten die mittelſten Worte und Buchſtaben eines jeden Buches auf, bemerkten die Verſe, in welchen alle Conſonanten des hebräiſchen Alphabets vorkommen u. ſ. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzukommenen Zuſätze, theils durch Schuld der Abſchreiber in die größte Unordnung gerathen war: ſo brachte ſie zu Anfang des 16. Jahrh. R. Jacob Ben Chajim für den venediger Buchdrucker, Daniel Bomberg, in Ordnung (Biblia rabbinica hebr. Veneb. 1518, 1521, 1525—28. Fol.), und hundert Jahre darauf ergänzte Joh. Buxtorf der ältere die Arbeit ſeines Vorgängers (Baſel 1618, Fol.) A—s.

Maſſageten war bei den Alten der Geſammtname der unbekannten nördlichen aſiatiſchen Völker, welche auf der Oſt- und Südſeite des kaspiſchen Meers bis an die Grenzen der perſiſchen Monarchie, wo jetzt die Turkeſtaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der ſcythiſchen und perſiſchen Geſchichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (ſ. d. Art.). Die Alanen waren ein beſonderer Stamm derſelben. A—s.

Maſſalianer, ſ. **Meſſalianer**.

Maſſe nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem beſtimmten Raume, d. h. die Menge aller Subſtanzen, woraus die Materie beſteht. Die Atomiſten ſtellen ſich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor; deren Zahl die Maſſe des Körpers ausmacht. Da es unmöglich iſt, die Atome zu zählen: ſo kann man nach dem atomiſtiſchen Syſtem die Maſſe eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Maſſen beſtimmen. Nach der Theorie der Dynamiſten kann die Menge der Materie, d. h. die Maſſe, in Vergleich mit jedem andern nur durch die Größe der Bewegung bei glei-

cher Geſchwindigkeit geſchätzt werden; denn da nach dieſer Theorie die Materie bis in's Unendliche theilbar iſt, ſo läßt ſich auch nicht die Menge einer Materie durch die Menge der Theile unmittelbar beſtimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, ſo kann man zwar, bei gleichartigen Materien, die Verhältniſſe der Maſſen beſtimmen, indem die Menge der Materie mit der Größe des Umfanges im Verhältniß iſt; allein es wird ſich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener ſpecifiſch verſchiedenen angeben laſſen. Man hat alſo weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu ſchätzen, ſo lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird, und es bleibt kein Maß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geſchwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieſer Vorausſetzung läßt ſich die Menge der Materie, d. h. die Maſſe, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bei gleicher Geſchwindigkeit ſchätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden, und daß es keinen materiellen Stoff gibt, der nicht gegen die Erde, inſofern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung ſteht, ſchwer ſein ſollte. Nur an der elektriſchen, magnetiſchen, ſo wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Maſſena, Herzog von Rivoli und Fürſt von Eßlingen, Marſchall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. ſ. w. Er war in der Grafſchaft Nizza geboren, und ſtand beim Ausbruch der franzöſiſchen Revolution noch als Unterofficier unter den ſardiniſchen Truppen. Als aber die Krieger der neuen Republik den Mont-Cenis überſtiegen hatten, geſellte er ſich 1792 zu ihnen, und that ſich bald durch Muth und Einſicht hervor. Er ward Oberofficier und ſtand ſchon 1793 an der Spitze einer Brigade. Hier, ohne Meiſter, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg, und war glücklich in verſchiedenen Gefechten. Im April 1794 wurde er Diviſionsgeneral, und zeichnete ſich als Anführer des rechten Flügels der italieniſchen Armee rühmlich aus, beſonders aber als der unzertrennliche Waffengefährte Buonaparte's, der ihn ſeit dem glücklichen Kampfe gegen Beaulieu (1796) bei Roveredo das Schooßkind des Sieges nannte. Er wurde von dem Oberfeldherrn nach Wien geſandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um ſie beſtätigen zu laſſen. Während Buonaparte in Aegypten focht, waren Maſſena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Diviſionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz ſeine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber, die man hatte bezweifeln wollen. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges, wegen Jourdan's Mißgeſchick an der Donau, bis zum Albis zurückweichen; hier aber erwartete er in einer feſten Stellung den günſtigen Augenblick und kam durch die Schlacht bei Zürich der Vereinigung Korſakow's und Suwarow's, der bereits den Gotthard überſtiegen hatte, zuvor. Dieſer Sieg, die erſte Niederlage der Ruſſen in offener Schlacht ſeit einem Jahrhundert, entſchied Rußlands Trennung von Oeſterreich und rettete Frankreich. Als Maſſena die helvetiſchen und rhätiſchen Alpen wieder erobert hatte, ward er nach Italien geſandt, wo allenthalben die Oeſterreicher ſiegend vordrangen. Maſſena eilte, mit den vorhandenen geringen Streitkräf-

ten Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieſer Stadt gehört zu den außerordentlichen. Erſt, als alle Vertheidigungsmittel erſchöpft waren, nahm Maſſena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber dieſe Schlacht vernichtete Oeſterreichs Heer, und der Conſul Buonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger Genua's den Oberbefehl des Heers. Bald darauf erfolgte der Friede. Maſſena ward vom Seinedepartement in den geſetzgebenden Körper gewählt, und 1804 Reichsmarſchall. 1805 erhielt er den Oberbefehl in Italien. Er unterlag in der Schlacht bei Caldiero, als aber der Erzherzog Carl durch das Unglück der deutſchen Waffen in Franken und in Baiern zum Rückzug in das Innere Oeſterreichs gezwungen war, verfolgte Maſſena ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geſchloſſen, und Maſſena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieſes Königreich für Joſeph in Beſitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napolen nach Polen berief, um den rechten Flügel des franzöſiſchen Heers zu befehligen. Als nach dem Frieden von Tilſit der Krieg in Spanien ſich entzündete, betrat Maſſena mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli dieſen Kriegsſchauplatz, von dem er 1809 nach Deutſchland abgerufen wurde. Hier kämpfte er mit in den großen Schlachten bei Regensburg, Aspern und Eßlingen und bei Wagram. In der zweiten rettete ſeine Standhaftigkeit und Ausdauer das franzöſiſche Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürſten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er auf's neue nach Spanien, um Englands unbeſiegtem Feldherrn ſich entgegenzuſtellen. Dieſer zog ſich vor der franzöſiſchen Uebermacht zurück, und begnügte ſich, in einer felſenfeſten Stellung die Hauptſtadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Maſſena mußte ſich endlich zurückziehen. Sein Heer litt bedeutend ſowol durch Hunger, als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über dieſe ihm unerwünſchten Ergebniſſe des Feldzugs, rief Maſſena zurück, und ließ ihn bis zu ſeinem Sturze ohne Anſtellung. Maſſena, der 1814 in Toulon commandirte, erklärte ſich ſogleich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St. Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 aber war ſein Betragen in Toulon mindeſtens zweideutig. Als der Kaiſer wieder eingeſetzt war, ſchwor er zu ſeiner Fahne, und ward Pår und Commandant der pariſer Nationalgarde. Als ſolcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er zurückgezogen, und mancherlei Kränkungen, womit die Royaliſten ihn überhäuften, beſcheunigten ſeinen Tod 1817.

Maſſenbach (Carl Aug. v.) königl. preuß. Oberſt und Generalquartiermeiſter, geb. 1757 zu Schmalkalden in Kurheſſen. Er ward unter den Augen ſeiner Mutter auf dem Stammgut Maſſenbach im Königreich Würtemberg erzogen, und kam ſpäter in die vom Herzog Carl geſtiftete Kadettenſchule. In ſeinem 20. Jahre verließ er die würtembergiſchen Dienſte, und ward 1782 im preußiſchen General-Quartiermeiſterſtab angeſtellt. Eine Schrift über die Differenzialrechnung, eine Abhandlung über die Mechanik und eine kriegswiſſenſchaftliche Zeitſchrift empfahlen ihn dem nachherigen Könige Friedr. Wilh. II., der ihm den Unterricht ſeines Sohnes Ludwig in der Mathematik auftrug. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum basler Frie-

den bei. Während dieſer Zeit focht er bei einigen Gelegenheiten mit Auszeichnung. Einige Kriegspläne, die er entwarf, und manche Vorſchläge zu Verbeſſerungen in der Einrichtung des Generalquartiermeiſterſtabes, wurden nicht beachtet und erweckten ihm, da er, wie es ſcheint, mit eigennützigen Rückſichten zuſammenſtieß, viele Gegner. Im Jahre 1805 ſprach er gegen den Krieg mit Frankreich und empfahl ein Bündniß mit dieſem Staate; als aber der Krieg entſchieden zu ſein ſchien, rieth er zu einer ſchnellen Bewegung gegen den Rhein, um Oeſterreich Luft zu machen. Die neue Richtung die Preußens Politik nach der Schlacht von Auſterlitz nahm, veranlaßte ihn, die militäriſche Beſetzung von Hannover vorzuſchlagen und einen Plan zu einem Angriffskriege gegen Rußland zu entwerfen. Als er bei den Vorbereitungen zum Kampfe gegen Frankreich, der gegen ſeine Anſichten war, nach Schleſien geſchickt ward, um Kriegsvölker zu ſammeln, erfüllte er mit Glück den Zweck ſeiner Sendung, und es macht ſeinem Scharfblick Ehre, daß er ſchon zu jener Zeit rieth, den ungewiſſen Beiſtand einer Coalition nicht zu erwarten, ſondern die Gemüther der Deutſchen gegen die Franzoſen aufzuregen, und dieſe den Gefahren eines Volkskrieges auszuſetzen; aber auch dieſer Gedanke fand zu jener Zeit keinen Eingang. Bei der Eröffnung des Feldzugs von 1806 war Maſſenbach Generalquartiermeiſter bei dem hohenlohe'ſchen Corps, zu deſſen Uebergabe bei Prenzlau er auf eine Art beigetragen hat, die ihn in eine Unterſuchung verwickelte, welche durch die Ereigniſſe des Krieges unterbrochen wurde. Seitdem lebte er zurückgezogen, theils auf einem vom König von Preußen ihm geſchenkten Landgute im Herzogthume Poſen, theils, aber ſpäter, in Würtemberg, wo er eines der eifrigſten Mitglieder unter der ſtändiſchen Oppoſitionspartei war. Nach Preußens Unfällen ſchrieb er ſeit 1808 verſchiedene Werke, unter welchen die „Memoiren zur Geſchichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedr. Wilh. II. und Friedr. Wilh. III. (Amſterd. 3 Bde.)" und „hiſtor. Denkwürdigkeiten zur Geſch. des Verfalls des preuß. Staats ſeit dem J. 1792. (Amſterd. 1809 2 Bde.)" die wichtigſten ſind. Das Streben des Verfaſſers, darzuthun, daß er den Untergang des preuß. Staats durch ſeine Rathſchläge abzuwenden geſucht habe, und ſich geltend zu machen, iſt zwar in dieſen Mittheilungen nur zu ſichtbar, ſie ſind aber, wegen vieler wichtigen Aufſchlüſſe über zeitgeſchichtliche Verhältniſſe, für den Hiſtoriker und Weltmann von nicht geringem Werthe. Maſſenbach hatte mehrmal um ſeine Entlaſſung aus dem preuß. Kriegsdienſte angehalten, ſie aber noch nicht erhalten, als er im J. 1817 von Neuem in Unterſuchung gezogen ward. Er wurde in der freien Stadt Frankfurt, auf Anſuchen des preuß. Hofes, verhaftet und nach Küſtrin gebracht. Wie verlautet, war er zu jener Zeit im Begriff, neue Denkwürdigkeiten über ſeine Verhältniſſe zum preuß. Staate und insbeſondere zum Herzog von Braunſchweig herauszugeben, und man wollte behaupten, er habe, in Hinſicht auf die gedrohte Veröffentlichung wichtiger Schriften, Anträge gemacht, die einen unwürdigen Eigennutz verriethen; ein Umſtand, worüber ſich, bei der gegen ihn laut gewordenen Erbitterung und bei dem Mangel einer amtlichen Bekanntmachung der Verhandlungen über die ihm angeſchuldigten Vergehungen, nicht ohne Gefahr, ungerecht zu urtheilen, abſprechen läßt. Genug, man warf ihm vor, daß er, ein noch nicht verabſchiedeter Officier, bereits früher, und neuerlich durch beabſichtigten Landesverrath, die Staatsgeſetze verletzt habe, welche die Bekanntmachung von amtlichen Schriften, für eine Uebertretung

der Dienſtpflicht erklären. Es ward eine beſondere Commiſſion, ihn zu richten, ernannt, die ihn im Sommer 1817 zu 14jähriger Feſtungshaft verurtheilte. Er wurde 1820 von Küſtrin nach Glatz gebracht, wo er (1823) noch lebt.

Maſſillon (Jean Baptiſte), einer der größten franzöſiſchen Kanzelredner, geb. 1663 zu Hières in der Provence, trat in ſeinem 17. Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann ſich die Herzen allenthalben, wohin er geſchickt wurde, durch ſein einnehmendes Betragen, wie durch ſeinen Geiſt und ſeinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid ſeiner Mitbürger auf ſich; man beſchuldigte ihn einiger Liebeshändel und ſuchte ihn aus der Congregation zu entfernen, wie er ſich denn auch auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben ſoll. Der Beifall, den ſeine Leichenrede auf den Erzbiſchoff Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General ſeiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen, und gegen ſeine eigentliche Neigung die Kanzel beſteigen, auf der ſein Genie bald in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ſich entwickelte. Nach Andern machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Kardinals Noailles, die er im Nomen ſeines Kloſters aufſetzen mußte, den Kardinal auf ihn aufmerkſam, und auf ſeinen Befehl kehrte Maſſillon wieder zu dem Oratorium zurück, und legte ſich ausſchließlich auf Kanzelberedtſamkeit. Der Beifall, den er fand, war faſt ohne Beiſpiel, und bald wünſchte ihn der Hof zu hören. Auch hier fand er volle Anerkennung, denn er ſprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühlloſigkeit widerſteht. Auch entging es Ludwig XIV. nicht, daß Maſſillon ſich von allen andern Predigern unterſcheide, und als er zum erſten Male zu Verſailles geprediget hatte, ſagte der König zu ihm: „Wenn ich andere Prediger gehört habe, war ich ſehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt geweſen.“ — Seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung ſeiner Worte bei. Mit ſcheinbarer Kunſtloſigkeit, ja Nachläſſigkeit, rührt und belehrt er ſicherer, als Andere durch einen pathetiſchen Vortrag, deſſen Erkünſteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimt Der berühmte Schauſpieler Baron brach einſt am Schluſſe einer Predigt Maſſillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das iſt ein Redner, wir ſind nur Komödianten.“ — Im J. 1704 erſchien Maſſillon zum zweiten Mal am Hofe und fand denſelben Beifall. Der König ſagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahr zu hören wünſche. Seiner philoſophiſchen und friedliebenden Geſinnungen wegen wurde er gewählt, um den Kardinal Noailles mit den Jeſuiten wieder zu verſöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter ſei, Sünder zu bekehren, als Theologen auszuſöhnen. Der Regent, der ſein Verdienſt kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum Biſchof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Koſten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erſt neun Jahr alt war, predigen ſollte, verfaßte er jene unter dem Titel: Petit-Carême (Faſtenpredigten) bekannten Reden, die ein Meiſterwerk der Kanzelberedtſamkeit ſind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einſchärft, iſt auch die: daß nicht die Fürſten, ſondern das Geſetz über die Völker herrſchen ſolle, daß erſtere nur die Diener und Bewahrer des letztern ſind; daß die Völker ſie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was ſie ſind, und daß ſie das,

was ſie ſind, nur für die Völker ſein ſollen; daß die Fürſten an Macht verlieren, wenn ſie mächtiger ſein wollen als das Geſetz, und daß alles, was die Oberherrſchaft verhaßt macht, ſie entkräftet und vermindert. — 1719 trat Maſſillon in die Akademie française. Der Kardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Herzogin von Orleans. Seitdem verließ er ſeinen Kirchſprengel nicht mehr, wo ſeine Tugenden, beſonders ſeine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinſte Liebe und Verehrung gewannen. Er ſtarb 1742. Der Werth ſeiner Beredtſamkeit beſtand nicht in jener declamatoriſchen Wortfülle und in jenem ſichtbaren Aufbieten aller Künſte der Rede, durch welche Bourdaloue ſich die Gunſt ſeiner Zeit mühſam errang, ſondern in edlem und ſchlichtem Fluß der Rede, die, auf tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens gegründet, die Hörer ergreift und rührt, ohne ſie zu betäuben, und eben daher tiefere und bleibendere Eindrücke hinterläßt. Indem er vorzüglich das Gefühl anſprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilſamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmoniſche Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakteriſiren ſeine Beredtſamkeit, beſonders in dem Petit Carême. Der Neffe dieſes berühmten Mannes hat eine vollſtändige Ausgabe der Werke ſeines Oheims beſorgt 1745 und 1762 in 15 Bdn. (deutſch Dresden 1753, 15 Bände in einer ſchlechten Ueberſetzung).

Maſſinger (Phil.), ein ausgezeichneter engl. Schauſpieldichter, geb. zu Salisbury um 1585, ſtudirte zu Oxford, ging darauf nach London, und ſchrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern engliſchen Schauſpieldichtern ſeiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach einigen iſt er 94 Jahre alt geworden, nach Andern ſchon 1639 geſtorben. Maſſinger iſt nach Bouterwek ein verſtändiger und geiſtreicher Schriftſteller. Der Hauptvorzug ſeiner Stücke beſteht beſonders in einer kunſtreichen und anziehenden Vertheilung und Verbindung der Scenen, in einer durchdachten Compoſition, die zu einer überraſchenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Kein engliſcher Schriftſteller hat vor Maſſinger einen dramatiſchen Plan verſtändiger entworfen, und die Einheit der Handlung ſo glücklich mit der romantiſchen Mannigfaltigkeit der Scenen verbunden. Doch iſt die Regelmäßigkeit ſeiner Stücke von der franzöſiſchen immer noch unterſchieden, welche der Anſtand mehr beherrſcht. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes. Seine Phantaſie war nicht reich, aber ſie behandelte dramatiſche Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauſpiele von ihm, worunter ſich beſonders einige Trauerſpiele und Tragikomödien befinden. Ihr Stoff iſt größtentheils aus Novellen oder aus der Geſchichte geſchöpft. Hierher gehört z. B. the Duke of Milan (der Herzog von Mailand), ein Stück voll lebendiger Handlung und Darſtellung der Leidenſchaften. In Luſtſpielen war er weniger glücklich. Seine Dramatik Works haben Thomas Coxeter (Lond. 1761. in 4 Bänden, 8.) W. Maſon (Lond. 1779. 6 Bände, 8.) und am beſten Gifford (1813. in 4 Bden) herausgegeben. —s.

Maſt. Maſten heißen die großen Baumſtangen, die auf den Schiffen das Segel und Tauwerk tragen, und durch die ſogenannte Wand aufrecht erhalten werden. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen vier ſolcher Maſten. Man unterſcheidet den großen, oder Mittelmaſt, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht, den vor-

dern, oder auch Fockmaſt, Focke, und den hinteren Beſan oder Beſanmaſt, wozu noch das ſchief vorwärts hinausliegende Bugſpret oder Bogſpriet kommt, welches letztere jedoch, wenn man, wie es gebräuchlich iſt, die Schiffe nach der Zahl ihrer Maſten bezeichnet, nicht mitgezählt wird, indem die größten Schiffe doch immer nur Dreimaſter genannt werden. Die meiſten Maſten ſind von Fichten. Die längſten meſſen über 100 Fuß und ſind unten 6—7 Fuß dick. Von dieſen koſtet das Stück bis über 300 Thaler. Nach denen, welche die Nadelhölzer im Norden von Europa liefern, kommen die aus Nordamerika.

Maſtix, iſt das Harz des immergrünenden Maſtixbaums (Pistacia Lentiscus), der in verſchiedenen warmen Ländern wild wächſt. Das Harz beſteht aus kleinen Körnern von verſchiedener Größe, die trocken, gebrechlich, halbdurchſichtig und zitronengelb ſind; es ſchwitzt aus dem Stamme und den größern Aeſten des Baumes entweder von ſelbſt, oder durch gemachte Einſchnitte heraus. Der beſte Maſtix kommt aus Chio (ſ. d. Art.), einer Inſel im griechiſchen Archipel, wo man jährlich gegen 50,000 Centner gewann. Je weißer und durchſichtiger der Maſtix iſt, für deſto beſſer wird er gehalten. Er wird in einigen Arzneimitteln, vorzüglich aber als Räucherpulver gebraucht. Der unter dem Namen Maſtix bekannte Kitt iſt eigentlich eine Vermiſchung ganz anderer Materialien.

Maſtricht (Trajectum ad Mosam), vormals unter gemeinſchaftlicher Regierung der vereinigten Niederlande und des Biſchofs von Lüttich, jetzt die Hauptſtadt der niederländiſchen Provinz Limburg. Sie liegt an der Maas, welche hier den kleinen Fluß Jecker aufnimt und ſich in zwei Theile trennt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine ſchöne, 500 Fuß lange ſteinerne Brücke zuſammen. Die Stadt iſt ziemlich regelmäßig und ſchön gebaut, hat anſehnliche Plätze, darunter der große Marktplatz mit dem ſehr ſchönen Rathhauſe und der mit Bäumen umgebene Paradeplatz, 9 katholiſche und reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Kloſterkirchen, 3000 Häuſer und 18,000 Einwohner. Die Stadt iſt eine der ſtärkſten Feſtungen in den Niederlanden und der Schlüſſel zu dieſem Königreiche von der Maas her. Auch hat ſie auf dem St. Petersberge, einem auf der Weſtſeite der Maas gelegenen Berge, eine Citadelle, und durch Schleuſen kann das flache Land zwiſchen der Stadt und dem St. Petersberge unter Waſſer geſetzt werden. Es befindet ſich hier ein reformirtes Gymnaſium und auf dem Rathhauſe eine öffentliche Bibliothek. Die Einwohner, theils Katholiken, theils Proteſtanten, unterhalten Branntweinbrennereien, Tuch-, Gewehr-, Seife-, Leder- und Flanellfabriken, und treiben Krapp-, Tabaks- und Cichorienbau. In dem St. Petersberge iſt ein trefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Eingang hat, wo Wagen leicht hineinfahren, und hernach die Steine am Ufer des Fluſſes ausladen können. Dieſer Steinbruch hat lange horizontale Gänge, welche durch unzählige viereckige Pfeiler unterſtützt werden. Hin und wieder ſind Luft und Lichtlöcher, auch kleine Waſſerbehälter. In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem ſichern Zufluchtsorte. Es ſollen in dieſem Steinbruche, worin an 40,000 Menſchen Platz haben, viele Wege ſich durchkreuzen, und der Umfang 12 Stunden betragen. Ohne einen erfahrnen Wegweiſer iſt es gefährlich, ſich in dieſes Labyrinth von Gängen zu wagen.

Maſuriſch, Maſure, iſt ein polniſcher Nationaltanz, deſſen Melodie in den Dreiachteltakt geſetzt wird, und wobei die Grund-

ſtimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder ſich in gebrochnen Octaven, wie bei dem Murky, bewegt.

Matador, in der ſpaniſchen Sprache, wörtlich, ein Todtſchläger. Dieſer Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenſpielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, von den höchſten Trümpfen, und daher ſcherzweiſe zuweilen auch von wichtigen oder reichen Perſonen braucht, ſchreibt ſich vielleicht von den Matadoros, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang dieſes Jahrhunderts errichteten, als ſie wider Philipp V. ſtritten, und welche die Beſtimmung hatten, beſtändig die Straßen zu durchziehen und das geringſte Murren wider die Regierung mit dem Tode zu beſtrafen; wenn nicht, was noch wahrſcheinlicher iſt, beide Benennungen von den bekannten ſpaniſchen Stiergefechten hergenommen ſind, in welchen die Hauptkämpfer, die dem Thiere, wenn es auf's äußerſte gebracht iſt, den Todesſtoß geben, ebenfalls Matadores genannt werden.

Matelot (Tanz), ſ. Hornpfeife.

Mater, ſ. Filial und Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre. ſ. Medicin.

Materie, Materiell. Materie oder körperlicher Stoff iſt dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten ſein, daher iſt die Vorſtellung von Ausdehnung jedes Mal damit verbunden. Deſſen ungeachtet iſt der Raum nicht als Eigenſchaft der Körper zu betrachten, ſondern bloß als Form der äußern ſinnlichen Anſchauung. Die Materie iſt Erſcheinung unſerer äußern Sinne überhaupt. Von dem Weſen der Materie und von der Art, wie ſie auf uns wirkt, hat man ſich von jeher die verſchiedenſten Vorſtellungen gemacht. In den älteſten Zeiten nahm man ſeelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit ſetzten den leeren Raum und Atome an ihre Stelle, und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußerer Kräfte. In den ſpätern Zeiten unterſchied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geiſtigen, und ſetzte das Weſen der Materie bloß in die Ausdehnung. Nach ihm iſt die Materie nicht einfach, ſondern zuſammengeſetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verſtande oder in der Vorſtellung aber noch theilbar und ausgedehnt ſind. Newton, der in metaphyſiſche Unterſuchungen nicht einging, führt bloß an, daß er die Materie als eine Zuſammenhäufung der kleinſten Theilchen betrachte, die ſelbſt wieder materiell und ausgedehnt ſind, und durch eine unbekannte Kraft ſehr ſtark unter ſich zuſammenhängen, woraus folgt, daß er auch zu den Atomiſten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphyſiker, wegen der Verknüpfung des Geiſtigen mit dem Materiellen, in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphyſiſche Syſteme. Eins der merkwürdigſten iſt das idealiſtiſche oder der Idealismus (ſ. d. Art.), nach welchem alle Materie ſchlechterdings geleugnet, alle Vorſtellungen aber, die man ſich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorſtellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menſchen erweckt. Malebranche gründete darauf die Meinung, daß wir alle Dinge in Gott ſehen, und daß uns ſelbſt der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott, und die Geiſter überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unſern Geiſt als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch wei-

ter. Jener nahm eine einzige Subſtanz an, deren Eigenſchaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung ſind, und erklärte alle geiſtigen und materiellen Erſcheinungen als Zuſtände dieſer einzigen Denkkraft und Ausdehnung. Hume, der weder Subſtanzen noch Subjecte oder ſonſt ſelbſtſtändige Weſen annimt, betrachtet alles Geiſtige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erſcheinungen. Leibnitz, welcher einſah, wie ſchwer ſich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären laſſe, ſtellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geiſtiges auf unſre Seele wirken könne, und daß alle unſere Begriffe von Materie ſich zuletzt in bloße Begriffe von Erſcheinungen und Eigenſchaften auflöſen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß ſie wenigſtens im Verſtande theilbar ſein müßten, mithin keine wahre Einheiten wären. Die Eigenſchaften der Materie ſah Leibnitz für bloßen Schein an, und den phyſiſchen Körper, ſo wie er ſich unſern Sinnen darſtellt, als eine verworrene Erſcheinung der Wirkungen einfacher Subſtanzen auf die Organe unſerer Sinne. Die einfachen Subſtanzen, d. i. die Monaden, ſind den geiſtigen ähnlich, beide aber Vorſtellungskräfte, wovon jede ihre Grundbeſtimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibnitz eine zuſammenhängende Reihe ſolcher Vorſtellungskräfte aus, deren Größe und Beſchaffenheit verſchieden iſt. Die ruhenden Vorſtellungskräfte ſind die Subſtanzen der ſcheinbaren Materie; die wachenden aber ſind Geiſter; die vollkommenſte aller möglichen und wirklichen Vorſtellungskräfte iſt die Gottheit ſelbſt, die ſich alle mögliche Subſtanzen mit ihren Eigenſchaften und Verhältniſſen auf das deutlichſte und ohne vorbildende Außendinge vorſtellt. Prieſtley bildet die Meinung Boscowich's, daß die Materie bloß aus phyſiſchen Punkten beſtehe, welche einander anziehen und abſtoßen, weiter aus, und ſagte, die Materie ſei ein bloßes Anziehen und Abſtoßen, welches ſich auf gewiſſe mathematiſche Punkte im Raume beziehe. Seinem Dafürhalten nach, läßt ſich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche bloß aus Kräften beſteht, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden beſitzt. Dem widerſpricht De Luc, der übrigens ein Vertheidiger der atomiſtiſchen Vorſtellungsart, und dem Dualismus zugethan war. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Weſen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugſam erhellte, daß mit Beſtimmtheit nichts darüber entſchieden werden kann. — In der Philoſophie wird die Materie (Gehalt) auch der Form entgegengeſetzt. — Materiell iſt ſonach was der Materie angehört, Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich, — entgegengeſetzt dem Spirituellen; und uneigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Aetheriſchen entgegengeſetzt. Dann auch dem Formalen entgegengeſetzt, was den Inhalt, das Weſen eines Gegenſtandes betrifft (beſſer material).

Materialismus, diejenige philoſophiſche Behauptung oder ſyſtematiſche Anſicht, vermöge welcher die Materie, oder die körperliche Subſtanz als Grundurſache der Dinge angeſehen wird. Wer ihr zugethan iſt, heißt Materialiſt im philoſophiſchen Sinne. In Beziehung auf die Seelenlehre insbeſondere iſt Materialismus die Annahme, die Seele ſei eine materielle Subſtanz (pſychologiſcher Materialismus. Der Materialismus iſt ſomit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengeſetzt; beide aber ſind Arten des moniſtiſchen Dogmatismus (ſ. d. Art.). Jener kann nun, wie dieſer, entweder empiriſch ſein, wenn er ſeine Behauptung auf Erfahrungen

von der Sinnenwelt zu gründen, und alſo die innern Erſcheinungen aus den Erſcheinungen des äußern Sinnes abzuleiten verſucht, — oder transſcendental, wenn er über dieſen letztern Unterſchied ſelbſt, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus ſowol, als der Materialismus, ſind Einſeitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entſtehenden Erfahrung. Der Materialismus iſt aber verſchieden, je nachdem er die Materie an ſich, oder die Organiſation derſelben zu dem Urſprünglichen macht, und im erſten Falle bald eine ätheriſche Materie, eine unſichtbare Flüſſigkeit, bald das Licht, das Waſſer ꝛc. als die Grundmaſſe annimt, wie auch nach den beſondern Hypotheſen, durch welche er das Entſtehen aller Dinge daraus erklärt. In beſonderer Beziehung auf die Seele behauptet der Materialiſt daher, die Materie bringe an ſich geiſtige Veränderungen hervor, oder ſie ſei Ergebniß der ganzen körperlichen Organiſation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiſte veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die phyſiſche Bewegung geiſtige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an ſo vielen organiſirten Weſen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorſtellung von ſeiner eignen Vorſtellung entſtehen könne. Man erfand daher viele eben ſo unerweisliche Hülfshypotheſen. Am meiſten aber ſtreitet gegen eine ſolche Annahme das Bewußtſein der Identität und Freiheit des Menſchen, welche durch dieſelbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Geſetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrſcht, und das freie Weſen dadurch zur Maſchine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der praktiſchen Philoſophie nothwendig in den Eudämonismus über, ſo wie er in religiöſer Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er ſich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechſelt wird, ſ. in dem Art. Realismus. Uebrigens iſt der Materialismus eine ſehr alte Vorſtellungsart, und die herrſchendere in der ältern griechiſchen Philoſophie, Mythologie und Poeſie: denn die Sinnenwelt regt zuerſt das Nachdenken auf, der Menſch bildet ſich zuerſt ſinnlich aus, auch ging darum der poetiſche Materialismus dem philoſophiſchen vorher; nur wurden beide von einem phantaſiereichen und ſinnigen Volke ſehr verfeinert und poetiſch ausgebildet. T.

Mathematik, Matheſis, Größenlehre (von den Griechen vorzugsweiſe Lehre oder Wiſſenſchaft genannt, da ſie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf), umfaßt alle Größenverhältniſſe, entweder als Gegenſtände der bloßen Abſtraction, ohne Rückſicht auf Materie und Geſtalt (mit deren wiſſenſchaftlicher Darſtellung ſich die reine Mathematik, mathesis pura, beſchäftigt), oder als Gegenſtände der Erfahrung (angewandte Mathematik, mathesis applicata). Wie überhaupt Größe erkannt und gewiſſen Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philoſophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen zu unterwerfen, iſt der Zweck der Mathematik ſelbſt. Alle Größen ſind entweder zählbare (discrete, arithmetiſche), oder meßbare (indiscrete, ausgedehnte, geometriſche). Erſtere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlwiſſenſchaft betrachtet; letztere entſtehen durch Beſtimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenſtand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und beſondere; jene wieder in Analyſis des Endlichen und Analyſis des Unendlichen, dieſe in niedere und

höhere *Arithmetik* (ſ. den beſondern Artikel). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An ſie ſchließt ſich die Lehre von den Kreisfunctionen an. Einen beſondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewiſſen Menge von verſchiedenen Dingen lehrt, und worauf die Wahrſcheinlichkeitsrechnung beruht. Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wiſſenſchaften, inſofern ſie auf Gegenſtände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungsſätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. Zur angewandten Mathematik gehören: die Rechenkunſt mit benannten Zahlen, die Mechanik, Optik, Aſtronomie, Chronologie, Gnomonik, die architektoniſchen, nautiſchen und Kriegswiſſenſchaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen beſtimmten Raum durchlaufen, oder die Geſchwindigkeit nebſt der dazu erfoderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt, als beſondere Theile, *Statik* und *Mechanik* der feſten Körper, *Hydraulik* oder *Hydrodynämik* und *Aëromatik* (ſ. d. beſ. Art.) Die Mathematik hat übrigens, obgleich ſie, bloß auf Principen a priori gegründet, gleich anfang's in einer gewiſſen Vollendung aus dem menſchlichen Geiſte hätte vorgehen können, daſſelbe Schickſal mit allen übrigen Wiſſenſchaften gemein gehabt, daß ſie von geringen Anfängen an, erſt allmälig ſich emporgehoben hat. Wahrſcheinlich haben ſie zuerſt Indier und Aegypter cultivirt, von denen ſie auch zum Theil nach Griechenland mag übergegangen ſein, wo ſich Pythagoras, Plato und Eudorus die erſten Verdienſte um ſie erwarben. Ihnen folgten die berühmteſten griechiſchen Mathematiker: Euklides, Archimedes, Eratoſthenes, Apollonius, Konon, Nikomedes, Hipparchus und Andere, vor Chr. Geb.; nach Chr. Geb.: Nikomachus, Ptolemäus, Diophantus, Theon und ſeine Tochter Hypatia, Proklus, Eutocius. Doch hob ſich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat dieſe Wiſſenſchaft nie ſonderlichen Eingang gefunden, um ſo mehr aber bei den Arabern, bei welchen ſie vorzüglich vom 10. bis zu Ende des 12. Jahrh. blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang ſie durch die Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo ſich im 13. Jahrh. König Alphons von Caſtilien durch die Herausgabe der alphons'ſchen Tafeln von mehrern Gelehrten, die er an ſeinem Hofe verſammelt hatte, bleibende Verdienſte um die Mathematik erwarb. Im 15. Jahrh. betrieben ſie zuerſt in Deutſchland: Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, mit vielem Eifer, von welcher Zeit an ſie ſchnelle Fortſchritte machte, ſo daß das 16. Jahrh. ſchon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Juſtus Byrge u. A. aufzuweiſen hatte. Doch erſt das 17. u. 18. Jahrh. zeichnete ſich durch glänzende Entdeckungen aus: erſteres durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galilei, Torricelli, Paſcal, Descartes, L. Hoſpital, Caſſini, Huyghens, Neper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andere; das 18. Jahrh. durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommnung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Dan. Ber-

noulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moiven, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Käſtner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch lebende, durch deren Bemühungen die meiſten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ſind. Uebrigens iſt die Mathematik eine ſolche Wiſſenſchaft, deren Sätze die ſtrengſten Beweiſe verſtatten, und die einleuchtendſte Gewißheit (Evidenz) gewähren; daher heißt mathematiſch auch, was unumſtößlich gewiß iſt.

Mathematiſche Geographie iſt die Wiſſenſchaft von dem, was ſich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmeſſen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Aſtronomie auf die Ausmeſſung der Erde. Schon die Alten hatten in dieſer Wiſſenſchaft nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunſt auf der Erde von zwei Grundſätzen aus: ein Mal, daß die Erde als Kugel zu betrachten, und zweitens daß die Punkte und Kreiſe, welche man ſich am Himmel denkt, mit ähnlichen Punkten und Kreiſen auf der Oberfläche der Erde übereinſtimmen und zuſammenfallen. Man ſehe die Art. Erde und Geſtalt der Erde, Pol, Aequator, Wendekreiſe, Mittagskreiſe und Parallelkreiſe.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre Verbindung mit Gregor VII. Sie war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte ſich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber ſtets von ihm getrennt und mochte das milde Klima Italiens nicht mit einem nordiſchen Himmel vertauſchen. Im 30. Jahre Witwe, trat ſie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urban II. gegen den Kaiſer Heinrich IV. ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Geſellſchafterin Gregors, ſtets bereit, ihm in Allem, was er bedurfte, beizuſtehen. Dieſe enge Verbindung gab ſchon der Mitwelt zu vielen ungünſtigen Bemerkungen über ſie Anlaß, die jedoch wahrſcheinlich ungerecht waren. Denn ſo gewiß es nicht bloß Politik, ſondern auch gegenſeitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, ſo wird es durch alle Umſtände immer glaublicher gemacht, das auch das zartere Verhältniß, das dadurch zwiſchen ihnen geknüpft wurde, immer fort rein blieb. Mathilde war ſchon von ihrer Mutter gewöhnt worden, in dem Papſte einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren. Auch war ſie ſchon als Kind in öftern Umgang mit ihm gekommen. Dadurch hatte auch er mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geiſtes mitzuwirken. Nimt man noch dazu, daß ihr Geiſt einer ſehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Feſtigkeit abgehärtet war; ſo begreift man auch, wie ſie ſo viel für Gregor wagen und thun konnte. Die berüchtigte Schenkung aller ihrer Güter und Beſitzungen an die röm. Kirche (im J. 1077 oder 79; denn die Urkunde darüber iſt verloren) darf wol kaum unter die Opfer gerechnet werden, die ſie ihm brachte; denn dies koſtete ſie zuverläſſig am wenigſten: aber es war dieſer weibliche Genius, der in jeder Gefahr als ſein Schutzgeiſt über ihn wachte, jede Gefahr, die er nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegen zu gehen. Sie allein ſtand ihm 1081 gegen den Kaiſer bei, unterſtützte ihn mit ihren Schätzen, als er in Rom eingeſchloſſen war, und führte ſelbſt noch nach Gregors Tode den offnen Krieg gegen den Kaiſer fort. Ihr Tod erfolgte 1115, und

gab zu neuen Fehden zwiſchen Kaiſer und Papſt (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entſchieden wurden, daß der Kaiſer einen Theil der mathildiſchen Güter dem Papſte abtrat. Dieſe hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einen Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoletro, Verona, faſt Allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebſt einem Theile der Mark Ancona beſtanden. (Vergl. den Papſt und Gregor VII.)
A — s.

Mathuriner, ſ. Trinitarier.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche ſchriftliche Verzeichniß gewiſſer Perſonen, welche zu einem Stande gehören. So iſt namentlich bei den Univerſitäten die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Univerſität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Muſterrolle; bei den Geiſtlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, ſo wie der Getauften, Geſtorbenen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel, ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutſchen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher Matricular Anſchlag, die Beſtimmung deſſen, was ein Reichsſtand zu den allgemeinen Bedürfniſſen beizutragen hatte.

Matrize heißt bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern die Form, worin Buchſtaben abgegoſſen werden. Sie beſteht aus einem viereckigen Stücke Kupfer, auf welches der Buchſtabe mittelſt der Patrize eingeſchlagen wird; beim Münzweſen der Prägeſtock.

Matthäi (Friedrich), ein ausgezeichneter Maler, geb. in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inſpectors über das dortige mengs'ſche Gypskabinet, bildet ſich zur Kunſt unter Anleitung ſeines Vaters, und auf der daſigen Akademie unter Caſanova. 1796 ward er zum Penſionär dieſer Akademie aufgenommen, und trat mit einem, ſein Talent bewährenden Gemälde, das Urtheil des Paris vorſtellend, auf. Nach Caſanova's Tode ging er nach Wien und ſetzte ſeine Studien auf der Akademie daſelbſt unter Füger mit großem Fleiße fort. Viele Lobſprüche erhielten ſeine im Jahr 1800 ausgeſtellten Gemälde, Kaſtor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth, nach Geßner's Dichtung. 1802 verließ Matthäi Wien, um ſich in Italien noch weiter auszubilden; er blieb zuerſt einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung 1803 ein Gemälde, wodurch er den erſten Preis gewann. Auch ward er zum Profeſſor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin ſandte er aus Italien mehrere Gemälde nach Dresden, die daſelbſt öffentlich ausgeſtellt waren; beſonders großen Beifall erhielt 1807 ſeine Ermordung des Aegyſthus, und ſeine Copie einer Grablegung Chriſti von Raphael, welche er 1808 bei ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland mitbrachte, 1812 aber ein dort ausgeſtelltes Gemälde, Chriſtus, der die Kinder ſegnet. Zu ſeinen neuſten Werken gehören das Abendmahl in der Kirche zu Plauen im Voigtland, und der Tod des Kodrus, den er für den Verſammlungsſaal der niederlauſitziſchen Völkerſchaft malte. Seit 1809 iſt Matthäi Profeſſor an der dresdner Malerakademie. Man rühmt an ſeinen Gemälden beſonders die Compoſition, die richtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber ſein Colorit, welches ſich der alten flo-

rentiniſchen Schule nähert; und wenn früher eine gewiſſe Härte und Kälte, ein Mangel an Anmuth und tiefem Gefühl an denſelben gerügt ward: ſo hat man dieſe Mängel an ſeinen neuen Arbeiten weniger bemerkt, und ſie in aller Art lobenswerth befunden. Seine Porträts ſind treffend und wahr. Auch im Leben zeichnet ſich dieſer Künſtler als ein unterrichteter, durch Reiſen gebildeter, und im Umgange höchſt angenehmer Mann vortheilhaft aus.

Matthäus, der Evangeliſt und Apoſtel, war vor ſeiner Berufung zu dieſem Amte ein Untereinnehmer bei dem römiſchen Zoll am See Tiberias, und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, welche die Legende von ſeinen Lebensumſtänden und Reiſen gibt, ſind unverbürgt. Merkwürdig iſt er beſonders als Verfaſſer des erſten Evangeliums, das er um das J. 60 nach Chr. Geb. für paläſtinenſiſche Chriſten aus dem Judenthume, zum Erweis der Meſſiaswürde Jeſu, ohne ſtrenge chronologiſche Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit, geſchrieben hat. Daß er es urſprünglich hebräiſch ſchrieb, iſt durch die Unterſuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der erſten beiden Kapitel in Zweifel ſetzt, wahrſcheinlich geworden. E.

Mattheſon (Joh.), einer der vorzüglichſten Componiſten, Sänger und Klavierſpieler ſeiner Zeit, war 1681 zu Hamburg geb. Er erhielt eine ſehr gute Erziehung, componirte ſchon in ſeinem 9. Jahre, und ließ ſich auf der Orgel hören; im 17. Jahre trat er mit ſeiner erſten Oper, Plejades, auf, die er nicht nur allein dirigirte, ſondern in der er auch die Hauptrolle ſang. Dem Umgange mit Händel verdankte er Vieles. Nachdem er mehrere Jahre die Stelle des erſten Sängers am hamburger Theater bekleidet hatte, ward er 1706 Geſandtſchaftsſecretär beim engl. Geſandten und Hofmeiſter bei deſſen Sohne. Er ward über 40 Jahre lang in Geſandtſchaftsgeſchäften gebraucht, und erhielt den Charakter eines großbrittanniſchen Legationsraths. Dabei blieb er der Muſik getreu, und ward zum Kapellmeiſter, Kanonicus und Muſikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er, ſeines harten Gehörs wegen 1728 nieder. Nur dadurch ward es ihm möglich, den Wunſch, ſo viel Werke auszuarbeiten, als er Lebensjahre zählen würde, zu erfüllen, ja zu übertreffen; denn er hatte bis zu ſeinem Tode, 1764, 88 Schriften über Geſchichte, Moral und Muſik herausgegeben, ſeine 24 Oratorien und andere Cantaten ungerechnet. Er hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuſcripte, die er dem hamburgiſchen Gymnaſium ſchenkte. In ſeinem Teſtamente machte er 44,000 Mark hamburger Courant zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter ſeinen gedruckten Werken ſind die vorzüglichſten: die große Generalbaßſchule 1731, und der Kapellmeiſter 1739. Seine Werke haben über mehrer Zweige der Muſik Licht verbreitet, obgleich er ſich durch ſeinen rauhen und derben Styl manchen heftigen Gegner zuzog.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, war der zweite Sohn des durch ſeine Tapferkeit berühmten Hunnyad, und erwarb ſich durch ſeine Kriegsthaten den Beinamen des Großen. Die Feinde ſeines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen; aber 1458 ward er als ein ſechzehnjähriger Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen. Mehrere ungariſche Große widerſetzten ſich ſeiner Wahl und luden Friedrich III. ein, ſich krönen zu laſſen. Die Türken, dieſe Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen nud verheerten es. Aber ſobald Mathias Corvinus den Kaiſer Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heiligen Stephanus, deren er ſich bemächtigt

hatte, und ohne welcher er, nach der abergläubigen Vorſtellung des Volks, nur dem Namen nach König war, zurückgeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb ſie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er ſich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schleſiens, Mährens und der Lauſitz (1468—1478), ſiegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Oeſterreich nebſt der Hauptſtadt. Allein dieſe Kriege nöthigten ihn auch, ſeinen Unterthanen große Laſten aufzulegen. Ueberhaupt regierte er mit großer Willkür. Nichts deſto weniger war er ein Mann von außerordentlicher Geiſtesgröße. Er zeigte während ſeiner ganzen, faſt unter ſteten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wiſſenſchaften nicht nur ehre und befördere, ſondern auch gern ſich mit ihnen beſchäftigte. Leider wurde der koſtbare Bücherſchatz, den er in ſeinem geliebten Muſentempel Ofen zuſammengebracht hatte, 20 Jahre nach ſeinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von ſeinen Kriegsbeſchwerden in wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen aus, und verſammelte Gelehrte und Künſtler um ſich. Auf einem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Geſetze gegen die Zweikämpfe, die Rechtskniffe in den Prozeſſen und mehrere andere Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüſtungen gegen die Türken beſchäftigt, als er 1490 zu Wien ſtarb. Die Nation verlor in ihm den größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umſonſt ſich bemühte, ſeinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthias Johann von Harlem, ſ. **Wiedertäufer**.

Matthiſſon (Friedr. v.), wurde 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg, kurz nach ſeines Vaters Tode, geboren, und bis in ſein 14. Jahr von ſeinem Großvater, einem Landgeiſtlichen, erzogen. Er beſuchte darauf die Schule zu Kloſterbergen, ſtudirte auf der Univerſität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und ſchöner Literatur vertauſchte, ward Lehrer an dem Erziehungsinſtitute zu Deſſau, und nachher Hofmeiſter einiger jungen Liefländer, mit denen er ſich in Altona, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Dann lebte er 2 Jahre bei ſeinem Freunde von Bonſtetten zu Nyon am Genfer-See. Aus der Schweiz ging er als Erzieher nach Lyon in ein dortiges Handlungshaus, von wo ihn Familienangelegenheiten aber nach 4 Jahren wieder in die Heimath riefen. 1794 ward er Vorleſer und Reiſegefährte der regierenden Fürſtin von Anhalt-Deſſau, und befand ſich 1795—1796 in Rom und Neapel, 1799 theils im ſüdl. Tyrol, theils im nördl. Italien, und 1801 und 1808 in der franz. Schweiz. 1809 trat er in die Dienſte des Königs von Würtemberg, der ihn zum geheimen Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendanz, Privat-Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienſtordens ernannte, nachdem er ihm ſchon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Matthiſſon iſt als lyriſcher Dichter der Liebling des Publikums geworden. Sanfte und zarte Gefühle der Liebe, Freundſchaft und Sehnſucht weiß er mit eindringender Innigkeit auszudrücken, und in Schilderung der Natur iſt er ein Meiſter. Man darf ihn nur in dieſer Gattung würdigen, wenn man ſeinen Werth unparteiiſch beſtimmen will. Dabei zeichnet ſich ſein Vers durch Wohlklang und rhythmiſchen Fluß vortheilhaft aus. Schade, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit ſich aus dieſem Gebiet zurückgezogen hat. Auch als Proſaiker iſt Matthiſſon

aufgetreten, ein Mal in ſeinen Briefen, dann in ſeinen Erinnerungen. Beide Werke enthalten anziehende Bemerkungen über die Oerter und Gegenden, welche der Herausgeber theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu ſeinem Aufenthalte wählte, und lehrreiche Nachrichten von mehreren berühmten Männern, die er kennen lernte. Dabei ſpricht ſie allenthalben ein edler Sinn aus. Die Schreibart würde durch Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen haben. Eine wohlgeſchriebene Selbſtbiographie findet ſich in den Zeitgenoſſen, Heft V. Nicht in gleichem Grade können wir die lyriſche Anthologie, welche Matthiſſon in 20 Bänden herausgegeben hat, billigen, indem, abgeſehen von der Auswahl und Unvollſtändigkeit, hier ſeine Feile auf eine unzweckmäßige Weiſe gewaltet und oft den trefflichſten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteriſtiſches genommen hat.

Maubeuge (der Maler), ſ. Mabuſe.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine bei den Alten und im Mittelalter gebräuchliche Kriegsmaſchine, um die Mauern eines belagerten Platzes einzuſtoßen. Sie beſtand aus einem ſchweren, mit einem metallenen Widderkopf verſehenen Balken, der unter einem beweglichen Dache, das auf Rollen ſtand, in Stricken oder Ketten hing. Man ſchob ſie an die Mauer, und unter dem Schutze des Daches bewegten mehrere Menſchen den Widderkopf mit möglichſter Kraft, in wiederholten Stößen gegen dieſelbe. Die Belagerer dagegen ſuchten die Maſchine durch Feuerbrände und ſonſt zu zerſtören, den Widderkopf aber mit großen Zangen zu faſſen, um ihn in die Höhe zu ziehen und unwirkſam zu machen.

Maulbeerbaum, Morus. Die verſchiedenen Arten des Maulbeerbaumes ſind im gemäßigten Aſien zu Hauſe, doch ertragen auch mehrere das europäiſche Klima. Unter dieſen iſt vorzüglich der mit ſchwarzen Beeren aus Perſien, wegen ſeiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deshalb, weil ſeine Blätter zur Speiſe der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüſſigkeiten benutzt, weil es ſich im Waſſer ſehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieſer Bäume ſind zähe, und können zu Stricken verarbeitet werden; die des chineſiſchen Papiermaulbeerbaums dienen in China und Japan zu Bereitung des Papiers.

Mauleſel, Maulthier, iſt ein Baſtard von Pferd und Eſel. Der von einem Mutterpferde erzeugte iſt etwas größer und hat mehr die Pferdegeſtalt, als der von der Eſelin geborne; übrigens ſind ſie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit dem Eſel gemein. Wegen ihres ſichern Ganges zieht man ſie in den Gebirgsgegenden zum Laſttragen den Pferden vor, auch ſunſt mal, weil ſie ſich mit geringerm Futter befriedigen laſſen. Spanien ſchätzt dieſe Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein; die Ausfuhr hingegen iſt bei ſchwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papſte und ſeinen Kardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientaliſche Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. F.

Maupertuis (Pierre Louis Morrau de), geb. zu St. Malo 1697 von vornehmen Aeltern, zeigte bereits in ſeiner Jugend viele Neigung für die Mathematik und Kriegswiſſenſchaften. Er trat 1718 in Kriegsdienſte, nahm aber nach einigen Jahren ſeinen Abſchied, um ſich ganz dem Studium der ſtrengen Wiſſenſchaften widmen zu können. 1723 ward er in die Akademie der Wiſſenſchaften aufgenom-

men, und vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, ſich zu belehren, nach London, wo die königl. Geſellſchaft ſich ihm öffnete. Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich nach Baſel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Anſichten und die Freundſchaft dieſer großen Mathematiker waren die Frucht dieſer Reiſe. Sein Ruf und ſeine Talente lenkten 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden ſchickte, um die Geſtalt der Erde zu beſtimmen, eine Unternehmung, die in einem Jahre, mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten, glücklich ausgeführt wurde. Nachdem Maupertuis mit ſeinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, ward er 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präſidentenſtelle und die Direction der berliner Akademie zu übernehmen. Dieſer Monarch war damals mit Oeſterreich im Kriege. Maupertuis wollte die Gefahren deſſelben theilen, und ſetzte ſich in der Schlacht von Mollwitz ſo aus, daß er gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiſer ihn mit Auszeichnung aufnahm. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Maupertuis beſuchte Frankreich, wo ſeine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, ſeinem Vaterlande entſagt zu haben; Friedrich entſchädigte ihn zwar für ſeine Verluſte durch Wohlthaten und durch ſein Vertrauen, aber geboren mit einer unſeligen Geiſtesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Profeſſor König in Franeker und durch dieſen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufſatz über die Geſetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphyſiſchen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff dieſen Aufſatz nicht nur an, ſondern legte die Idee dazu Leibnitz bei, indem er einen Brief anzog, den derſelbe einſt an den Profeſſor Hermann in Baſel geſchrieben haben ſollte. Um die Beſchuldigung eines Plagiats von ſich abzuwenden, foderte Maupertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als König dieſen nicht beibringen konnte, deſſen Ausſtoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieſes Krieges, in den ſich jetzt auch Voltaire miſchte. Dieſer war anfänglich ein genauer Freund Maupertuis, den er als ſeinen Lehrer in der Mathematik betrachtete und mit den größten Lobſprüchen erhob; ſpäter aber entzweite ſie gegenſeitige Eiferſucht. Er trat zuerſt mit einer ſehr bittern Antwort eines Berliners an einen pariſer Akademiker, betreffend den Streit des Präſidenten der berliner Akademie mit dem Profeſſor in Franeker, auf. Dieſem folgte die Diatribe du Docteur Akakia, eine beißende Kritik der Perſon und Werke ſeines Feindes, voll feiner Ironie und Laune. Voltaire kühlte zwar durch dieſe Satyren ſeine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publikums und der Gunſt des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn ſogar, 1753 den preußiſchen Hof zu verlaſſen; er ſuchte Troſt in neuen Satyren. Maupertuis ſchickte ihm eine Ausfoderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Poſſenſpiel endigte damit, daß der König Voltaire ſammt ſeiner Nichte in Frankfurt verhaften ließ. Maupertuis kam in den Verdacht, dieſe Maßregel veranlaßt zu haben. Bruſtbeſchwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reiſen. Er blieb hier von 1756 bis zum

Mai 1758, und begab ſich dann nach Baſel, wo er 1759 in den Armen ſeines Freundes Bernoulli ſtarb. Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit ſeiner Art ſich zu kleiden, ein ſonderbares Aeußere gab. Er war höflich, ſelbſt einſchmeichelnd und ſprach mit Geiſt und Leichtigkeit. Aber dieſer Vorzüge ungeachtet, führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürriſcher, herriſcher Charakter, und das allzugroße Beſtreben emporzukommen, ſchadeten ihm ſehr. Als Schriftſteller zeigte er ſich geiſtreich, voll Feuer und Phantaſie, aber oft auch geſucht, ſteif und parador. In ſeinem Style ahmte er Fontenelle nach. Seine Werke, theils philoſophiſchen, theils mathematiſchen Inhalts, ſind zu Lyon 1756 in 4 Octavb. erſchienen.

Mauren. Unter dieſem Namen verſteht man jetzt eine Klaſſe der Bewohner des weſtl. Afrika, beſonders der Reiche Fez und Marokko. Sie ſind arab. Urſprungs, der mohammedaniſchen Religion zugethan, leben in den Städten und beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Handel, wegen deſſen ſie ſich in verſchiedenen Gegenden der afrikaniſchen Küſten verbreitet finden. Die Römer nannten einen Theil des weſtl. Afrika **Mauritanien** (ſ. d. Art.), und die Einw. Mauros. Ihre Kriege mit den Römern ſind aus der Geſchichte der Letztern bekannt. Ihr Land kam in der Folge unter die Herrſchaft der Vandalen, deren König Genſerich (429) ein mächtiges Reich ſtiftete, das aber (534) durch Beliſar zerſtört wurde. Die Sarazenen (Araber), Mohammeds Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrh. auch in dieſen Theilen von Afrika aus, der durch einen Statthalter des Kalifen von Damascus regiert wurde. Dieſe Araber oder Sarazenen, welche die ſpaniſ. Geſchichtſchreiber: los Moros (Mauros), nannten, weil ſie in dem alten Mauritanien wohnten, ſuchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie fanden die Veranlaſſung dazu in den Unordnungen, welche in dem Reiche der Weſtgothen in Spanien herrſchten, gingen 711 mit einem Heere dahin, und unterwarfen ſich binnen 2 Jahren ganz Spanien, mit Ausnahme eines kleinen Theils (ſ. d. Art. **Spanien**). Sie brachten Wiſſenſchaften und Künſte mit nach Spanien, und noch jetzt findet man in dieſem Lande merkwürdige Ueberreſte davon. Während der größte Theil des übrigen Europas in Barbarei verſunken war, blühte die Gelehrſamkeit bei den Arabern in Spanien. Aber die Theilung des Landes unter verſchiedene Regenten und ihre innerlichen Uneinigkeiten ſchwächten ſie ſo, daß ſie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neu entſtandenen chriſtl. Königreiche in Spanien nicht mehr widerſtehen konnten, und zuletzt bloß auf das Königreich Granada eingeſchränkt wurden. Ferdinand der Katholiſche eroberte nach einem zehnjährigen Kriege (1491) auch dieſes, und machte dadurch der Herrſchaft der Mauren in Spanien, nachdem ſie beinahe 800 Jahre gedauert hatte, ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nun nach Afrika, die meiſten blieben in Spanien, lebten da als fleißige, ruhige Unterthanen, und nahmen größtentheils das Aeußerliche des Chriſtenthums an. Dieſe Letztern nannte man in Spanien Moriscos, Philipp II., in ſeinem grauſamen Eifer für das Chriſtenthum, beſchloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufſtand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach deſſen Dämpfung über 100,000 derſelben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb ſie ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer (1610) gänzlich. Faſt eine Million Morisken ging nach Afrika über. Da ſie die geſchickteſten und arbeitſamſten Einwohner Spa-

miens waren: ſo war ihr Verluſt für dieſes Land ſehr nachtheilig, und er wurde noch lange nachher empfunden. Der Ackerbau gerieth faſt gänzlich in Verfall. Ueberhaupt wird dieſe Vertreibung der Morisken als eine der Haupturſachen von dem Verfalle Spaniens angeſehen.

Maurepas (Phelipeaux, Graf von), geb. 1701, wurde ſchon in ſeinem 26. Jahre, Miniſter des Seeweſens in Frankreich. Auf ſeinen Vorſchlag ernannte der Kardinal Fleury Amelot zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, der nichts Wichtiges ohne Maurepas unternahm; in der Folge leitete er ſelbſt das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Ohne Plan und Vorausſicht hing er vom Augenblick ab, wiewol er glückliches Faſſungsvermögen und Gedächtniß beſaß. Durch den Einfluß der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben ſollte, ward er 1749 nach Bourges verwieſen. Von Ludwig XVI. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Miniſterium. Seit 30 Jahren von den Staatsgeſchäften entfernt, hatte er in dieſer langen Pauſe die nöthigen Verwaltungskenntniſſe verloren, wenn ſie ihm je eigen geweſen waren. Mit dem Leichtſinn und der Unbeſonnenheit ſeines frühern Alters verband er nun die Selbſtſucht und Schwachheit eines Greiſes. Eiferſüchtig auf fremdes Verdienſt, beſchützte er vorzüglich die Mittelmäßigkeit, und ſuchte den würdigſten Männern den Weg zu Staatsämtern zu vertreten. Der Ehrgeiz des liſtigen Hofmannes war nur darauf gerichtet, ſeinen Einfluß zu bewahren. Er beſaß bis zu ſeinem Tode (1781) das Vertrauen des Königs, aber ſeine ſchlechte Verwaltung iſt auch unter den nächſten Urſachen der Zerrüttungen aufzuzählen, die Frankreich bald nachher trafen. Einige Verbeſſerungen im Seeweſen und Schiffbau ſind alles, was ihm Frankreich verdankt. Er ſtarb 1781. Anziehend, wiewol nachläſſig geſchrieben, ſind ſeine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Maury (Jean Siffrein), geb. 1746 zu Vouréas, einer Stadt in der ehemaligen Provence. Seine Vorfahren waren meiſtens Kaufleute oder Advocaten; er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, und erhielt ſchon frühzeitig verſchiedene Pfründen. Durch eine treffliche Lobrede auf Fenelon und durch ſeine großen Predigertalente hatte er ſich einen ſolchen Ruf erworben, daß er ſchon vor Ausbruch der Revolution einer der königl. Kabinets-Prediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada, und Mitglied der franz. Akademie war. Er bewies der Regierung, die ihn mit ſo vielen Wohlthaten überhäuft hatte, ſeine Dankbarkeit dadurch, daß er ſeinen Muth und ſeine Beredtſamkeit ganz der Vertheidigung des Throns widmete. 1789 wurde er zum Abgeordneten der Geiſtlichkeit von Peronne in der Verſammlung der Generalſtände erwählt, und war durch ſeine große Beredtſamkeit, ſeine ausgebreitete und gründliche Gelehrſamkeit, und beſonders durch ſeine Geiſtesgegenwart und einen nicht zu erſchütternden Muth ein furchtbarer Gegner der ſich damals erhebenden Oppoſition gegen die Regierung. Mit großem Nachdruck widerſetzte er ſich in der Kammer der Geiſtlichkeit der Vereinigung der drei Stände in eine Nationalverſammlung, und als dieſe dennoch beſchloſſen wurde, verließ er die Verſammlung und Verſailles, ward zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der conſtituirenden Verſammlung wieder freigelaſſen, und erſchien bald wieder in derſelben als eins ihrer thätigſten Mitglieder. Er zeigte die Nothwendigkeit der königlichen Sanction, und vertheidigte die Geiſtlichkeit in dem Beſitze ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden ſollten. Als am 9. November 1789 dieſer letzte

Gegenſtand zum dritten Male zur Verhandlung kam, veranlaßte Maury durch ſeine glühende Rede einen ſehr unruhigen Auftritt in der Verſammlung. Als er darauf dieſe verließ, ward er von dem Volke mit dem Schreckensrufe: „à la lanterne!“ verfolgt. Seine Kaltblütigkeit und Geiſtesgegenwart retteten ihn, und, anſtatt die gewiß ſehr ernſtlich gemeinten Drohungen gegen ihn auszuführen, begleitete ihn der Pöbel mit ſchallendem Beifallsklatſchen und wildem Gelächter nach ſeiner Wohnung. Dieſer Beifall ſchlug ſeinen Muth nicht nieder, denn er ſprach, ſo oft es die Gelegenheit gab, mit dem nämlichen Eifer für die Rechte des Throns und ſeines Standes. Aber auch über andere nicht minder wichtige Gegenſtände ſprach er mit beredtem Nachdrucke, und vertheidigte die von ihm für beſſer anerkannten Grundſätze gegen die herrſchende Mehrheit mit der warmen Lebendigkeit ſeines Charakters. Es würde zu weitläufig ſein, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchen er ſeine Talente und ſeine Beredtſamkeit entwickelte. Nach Auflöſung der National-Verſammlung, 1792, verließ Maury Frankreich, und begab ſich nach Rom, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Der Papſt gab ihm den biſchöflichen Titel, und ſchickte ihn noch in dem nämlichen Jahre, als apoſtoliſchen Nuntius, zur Krönung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum Biſchof von Nicea, und 1798 zum Kardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution blieb Maury in Rom, und beſchäftigte ſich bloß mit den Pflichten ſeines biſchöflichen Amtes und mit den Wiſſenſchaften. Indeſſen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in ſeinen Hirtenbriefen u. ſ. w. ſeinen Abſcheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszuſprechen und den Bourbons ſeine Anhänglichkeit und Treue zu beweiſen. Bis dahin hatte der Kardinal Maury eine Feſtigkeit des Charakters behauptet, die ihm die Achtung auch derer, die mit jenen Grundſätzen nicht übereinſtimmten, ja ſelbſt ſeiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch ihm ſollte die Stunde einer Verſuchung ſchlagen, welcher er nicht zu widerſtehen vermochte. Als Buonaparte 1804 die kaiſerliche Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbonen für rettungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, ſich der von der ganzen franz. Nation und faſt allen Mächten Europas anerkannten kaiſerlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte dieſen Schritt einigermaßen vor ſich ſelbſt mit ſeiner ſtets bewieſenen Anhänglichkeit an monarchiſche Grundſätze entſchuldigen; er konnte allein auf dieſe Weiſe hoffen, der Erweiterung der hierarchiſchen Gewalt, die ihm ſtets vor Allem an Herzen gelegen, und die durch das, am 15. Juli geſchloſſene und am 10 Sept. 1801 ausgewechſelte Concordat in Frankreich ſehr beſchränkt worden war, föderlich zu ſein; vielleicht ſchmeichelte ſich auch der ehrgeizige Mann mit der Hoffnung, auf dieſem Wege zu der höchſten geiſtlichen Würde in der kathol. Chriſtenheit gelangen zu können: kurz, er ſchrieb in ſehr ergebenen Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung an den Kaiſer Napoleon, und leiſtete ihm als Franzoſe förmlich die Huldigung. Es iſt ſehr begreiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des J. 1804 reiſte er in dem Gefolge des Papſtes nach Paris, und aſſiſtirte bei der Kaiſerkrönung. 1808 ward er zum Erzbiſchof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebenſten Diener ſeines Herrn. Alle ſeine Hirtenbriefe, alle ſeine Reden predigten den unbedingteſten Gehorſam gegen Napoleons Decrete, und ſeine Anreden und Adreſſen an ihn erſchöpften alles, was die niedrigſte Schmeichelei zu leiſten vermochte. Natürlich konnte ihm dieſes Verfahren bei der im Früh-

ling 1814 erfolgten Veränderung nicht vortheilhaft ſein. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII.; vielmehr mußte er, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, den erzbiſchöflichen Palaſt in Paris räumen. Das Kapitel wollte ihn auch nicht als Erzbiſchof anerkennen, da er kein päpſtliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reiſte er nach Rom; aber die Aufnahme daſelbſt entſprach ſeiner Erwartung nicht. Statt der gewünſchten Beſtätigung in ſeinem Erzbisthum, ward er, weil er es ohne Genehmigung des heil. Stuhls angenommen, auf die Engelsburg in Verhaft geſetzt. Er unterwarf ſich verſchiednen ihm auferlegten Bußübungen, und ward wieder als Kardinal anerkannt. Doch erhielt er weder das Erzbisthum Paris, noch das dortige Anſehn wieder, und ſtarb zu Rom im Mai 1817.

Mäuſethurm bei Bingen am Rhein. Nach mündlichen Ueberlieferungen ward dieſer, im Rhein erbaute Thurm vom ſtrengen Erzbiſchof Hatto von Mainz erbaut, und alte Mährchen leiten den Namen von den Mäuſen ab, welche, als er, zur Zeit des Kornmangels, von Ehrenfels hinüberflüchtete, ſchwimmend ihn bis zu dem Thurm verfolgten, wo ſie ihn dann aufzehrten. Nach urkundlichen Nachrichten aber entſtand der Thurm erſt zu Anfang des 13. Jahrh. unter dem Erzbiſchof Seyfried, als Zollthurm, deſſen Geſchütz (Muſerie genannt, woher der Name) die Ausweichenden anhielt.

Mauſoleum, ſ. **Artemiſia**.

Mauth, ſ. **Zoll**.

Mauvillon (**Jacob**), ein bekannter deutſcher Gelehrter, geb. zu Leipzig 1743. 1756 kam er nach Braunſchweig, wo ſein Vater als Profeſſor der franz. Sprache am Carolinum angeſtellt wurde. Er genoß hier einen trefflichen Unterricht, und ſollte nun die Rechte ſtudiren, wozu er aber keine Neigung hatte. Dagegen liebte er aber das Sprachſtudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hegte, obgleich ſchwächlich und verwachſen, viel Neigung für den Militärſtand. Im ſiebenjährigen Kriege trat er daher als Ingenieur in hannöverſche Dienſte, nahm aber nach dem Frieden wieder ſeinen Abſchied. Auf ſeines Vaters Wunſch ging er nach Leipzig, dort die Rechte zu ſtudiren, was er jedoch bald wieder aufgab. 1766 ward er Collaborator an der Schule zu Ilefeld, und bald darauf Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich Lehrer bei der Kriegsbaukunſt bei dem Carolinum in Caſſel. Jene Stelle gab er 1775 auf. Bei Errichtung des Cadetten-Corps erhielt er die Stelle eines Hauptmanns. Sein Wunſch war, in preuß. Dienſte zu treten; indeß brach er die mit Friedrich II. deshalb angeknüpften Unterhandlungen, der Neigung ſeiner Gattin nachgebend, ab. 1785 ward er zu Braunſchweig, als Major, und ſpäterhin als Oberſtlieutenant, bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer bei dem dortigen Carolinum angeſtellt. Hier lernte er Mirabeau kennen, deſſen Bewunderer und Freund er ward. Mirabeau legte ihm dem Plan vor, gemeinſchaftlich ein politiſch-philoſophiſches Werk über den preuß. Staat zu ſchreiben, worauf Mauvillon mit Feuer einging. Er widmete dem Werke, zu welchem Mirabeau von Berlin aus ihm poſttäglich Materialien ſandte, alle ſeine Muße. So entſtand das berühmte Werk über die preuß. Monarchie, das Mirabeau in Paris unter ſeinem Namen herausgab. Mauvillon überſetzte es in's Deutſche, wobei er anzeigte, daß Mirabeau die Idee und mancher Beitrag nebſt der Einkleidung, ihm aber die Darſtellung und Ausführung der Einzelnen gehöre, und ließ ſpäter noch einen dritten Theil folgen. Die franz. Revolution gab ihm Gelegenheit, ſich ſehr lebhaft für Freiheit und Gleichheit zu er

klären, wodurch er in mancherlei Unanehmlichkeiten verwickelt wurde. In dem bekannten Pasquill: Bahrdt mit der eiſernen Stirn, [war auch Mauvillon derb und unanſtändig angegriffen. Er behauptete öffentlich, dieſe Schrift rühre von Zimmermann her, und zog ſich dadurch neuen Verdruß zu. Er ſtarb 1794 zu Braunſchweig. Mauvillon hat viel und in verſchiedenen Fächern geſchrieben und überſetzt. Wir begnügen uns, von ſeinen jetzt zum Theil vergeßnen Schriften nur folgende anzuführen: Briefe über den Werth deutſcher Dichter; Phyſiokratiſche Briefe; Einleitung in die militäriſchen Wiſſenſchaften: Ueber den dreißigjährigen Krieg; Ueber den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen; Mann und Weib gegen (Brandes Werk über die Weiber) und eine Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig.

Maxen, ein anſehnliches Dorf im meißniſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, in deſſen Nähe, beſonders bei dem benachbarten Hausdorf, zwei Linden den Schauplatz des blutigen Kampfes bezeichnen, wo der preußiſche General Fink (ſ. d. Art.), den Friedrich II. mit 11,000 Mann von Freiberg entſendet hatte, von den Oeſterreichern unter Daun eingeſchloſſen und zur Uebergabe gezwungen ward. Unweit des Dorfes ſind gute Marmorbrüche, welche zum Bau der katholiſchen Kirche in Dresden viel Marmor lieferten, jetzt aber nur Steine zu Kalk geben.

Maximilian I., römiſcher Kaiſer, ein Sohn Kaiſers Friedrich III., geb. 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Carl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Carls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde 1486 zum römiſchen Könige erwählt, und beſtieg den Kaiſerthron 1493 unter ſehr ungünſtigen Umſtänden. Unter dem ſchwachen und unbeſtändigen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs faſt ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutſchland in Verwirrung und Kraftloſigkeit verſunken, Maximilian hatte durch jene Heirath die weitläuftigen Beſitzungen Carl des Kühnen an das Haus Oeſterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterſtützung, die er von ſeinem Vater erhielt, konnte er ſie gegen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Zwar hat ſich Maximilian unternehmend, ſtaatsklug, edel, uneigennützig und perſönlich tapfer gezeigt; dennoch erblicken wir in ihm einen Fürſten, der oft durch unzeitige Hitze und durch Mangel an Beharrlichkeit die beſten Plane verfehlte, und bei ſchlechter Verwaltung der Finanzen, welche beſtändigen Geldmangel verurſachte, nicht ſelten die Früchte großer und glücklicher Thaten auf einmal verlor. Seine Regierungsgeſchichte iſt eine ununterbrochne Reihe von Kriegen. Es gelang ihm, die 1403 eingefallenen Türken zurückzuſchlagen, und ſie ſein ganzes Leben hindurch von ſeinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß ſich die Schweiz, nach einem 1498 und 99 ſehr unglücklich geführten blutigen Kriege vom deutſchen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, große Macht in Italien einzuſchränken, und ihn zur Aufgebung ſeiner Anſprüche auf Mailand mit den Waffen zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die beſten Kräfte des Reichs erſchöpften, ohne ihm den Beſitz von Mailand zu ſichern. Eben ſo verunglückte das große Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Uebermuths der Republik Venedig, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papſt wider dieſelbe geſchloſſen. Es ſchien um die

Republik geſchehen zu ſein, als Uneinigkeit die Verbündeten bewog, Separatfriedensſchlüſſe einzugehen. Maximilian zog endlich ſelbſt gegen Frankreich zu Felde, und trat ſogar, um Geld zu erlangen, dem auf's neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. Weit ruhmvoller ſind ſeine Thaten im Innern des deutſchen Reichs, das ſeit drei Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendſten Fehden, der ſchrecklichſten Barbarei und der zerſtörendſten Geſetzloſigkeit geweſen war. Was ſo lange vergebens war verſucht worden, das vollbrachte ſein großer Geiſt allein, trotz der unabläſſigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerſtandes der Großen, in dem kurzen Zeitraum einer 25jährigen Regierung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, der allen Befehdungen ein Ziel ſetzte, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Uebertreter die gerechteſte Strenge aus. Um der Unſicherheit und Mangelhaftigkeit der deutſchen Rechte und den großen Juſtizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben dieſem Reichstage das römiſche und kanoniſche Recht als ſubſidiariſche Entſcheidungsquellen auf, eine Beſtimmung, welche für die damaligen Zeiten den entſchiedendſten Werth hatte; und ſtiftete das Reichskammergericht als höchſten und feſtſtehenden Gerichtshof. Auch ſchaffte er die ungeheuern Mißbräuche der weſtphäliſchen oder Vehmgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Die Einrichtung der deutſchen Kreiſe, welche den Frieden und die Sicherheit im Innern befeſtigen ſollte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) ſtiftete er deren ſechs: den bairiſchen, fränkiſchen, ſchwäbiſchen, oberrheinſchen weſtphäliſchen und niederſächſiſchen; erſt 1512 kamen der öſterreichiſche, burgundiſche, kurrheiniſche und oberſächſiſche hinzu. Ferner errichtete Maximilian zuerſt ſtehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte, verbeſſerte das grobe Geſchütz, gab vortreffliche Polizeigeſetze, bildete die Verfaſſung der Reichstage mehr aus, führte Poſten und andere gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wiſſenſchaften, und wendete nicht kleine Summen auf Unterſtützung der Künſtler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen der reichen Fugger in Anſpruch nahm, ſuchte den Univerſitäten zu Wien und Ingolſtadt aufzuhelfen, und ſtiftete auf der erſtern eine Profeſſur der Dichtkunſt, die er ſelbſt vorzüglich übte. Auch hatte er verſchiednen Gelehrten eine umſtändliche und romanhafte Beſchreibung ſeines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte ſeit 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiſer ſeinem Geheimſchreiber Treitzſaurwein von Erntreitz: „das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen." Aber nach dem Tode des Kaiſers, welcher 1519 zu Wels in Oberöſterreich erfolgte, wurde das Buch vergeſſen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künſtler. Erſt in neuerer Zeit wurden dieſe zu Grätz entdeckt und dem Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaiſers Maximilian I., von Max. Treitzſaurwein auf deſſen Angaben zuſammengetragen, nebſt den von Hannſen Burgmair dazu verfertigten Holzſchnitten. Wien 1775, Fol. Lange Zeit wurde auch Maximilian für den Verfaſſer des Theuerdank gehalten, deſſen Held er iſt. Jetzt aber weiß man, daß ſein Secretär Pfinzig, wiewol vielleicht mit Vorwiſſen Maximilians, es veranlaßt hat. (S. Theuerdank.) Der Kaiſer ſtarb am 12. Jan. 1519, und hatte, nach einem kurzen Zwiſchenreiche, ſeinen Enkel, Carl V. zum Nachfolger.

Maximilian II. römiſcher Kaiſer, ein Sohn Ferdinands I., geb. zu Wien 1527, zum römiſchen Könige gewählt 1562, folgte ſeinem Vater 1564 in der Kaiſerwürde. Er war das Muſter eines weiſen, klugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten ſeiner Erziehung hatte er mehrere lutheriſche Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne ſich jedoch auf irgend eine Art zu denſelben zu bekennen; auch gab er ſeinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall ſehr duldſam, und beſtätigte 1566 den Religionsfrieden. Der türkiſche Kaiſer, Soliman II., bekriegte Maximilian zur Unterſtützung Johann Sigismunds, Fürſten von Siebenbürgen, in ſeinen Anſprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567, indem ſein Nachfolger Selim einen 8jährigen Waffenſtillſtand ſchloß. Johann Sigismund blieb erblicher Fürſt von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Bathori, und als dieſer 1575 König von Polen wurde, deſſelben Bruder, Chriſtoph Bathori, zum Nachfolger. Selim brach den Waffenſtillſtand 1576, aber Maximilian ſtarb in demſelben Jahre zu Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn er ſich nicht einem Weibe anvertraut hätte, die wegen ihrer Wunderarzneien in Ruf ſtand. In einem einzigen Falle während ſeiner Regierung könnte man ihm den Vorwurf der Härte machen, nämlich bei der unabbittlich ewigen Gefangenſchaft des Herzogs zu Sachſen, Johann Friedrichs, welchen die grumbach'ſchen Händel in's Unglück geſtürzt hatten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach ſeinem Willen. Er hinterließ von ſeiner Gemahlin Maria, der Tochter Carls V., außer 2 Töchtern 6 Söhne, die aber alle unbeerbt ſtarben. Der älteſte, Rudolph, folgte ihm nicht allein in der Kaiſerwürde, ſondern auch in den geſammten öſterreichiſchen Erblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der Erſtgeburt im Hauſe Oeſterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große, auch der Erſte, Kurfürſt von Baiern, ein Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut, 1573, brachte daſelbſt ſeine Jugend zu, lernte die lateiniſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache, fertig ſprechen, verſtand auch die ſpaniſche, ſtudirte bis 1591 zu Ingolſtadt, machte dann Reiſen, und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbaiern an, welche ihm ſein erſt 1626 verſtorbner Vater aus Frömmigkeitseifer abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geiſtes- und Herzensgaben ausgerüſtet, gebildet durch ſtrenges Studium und Reiſen und durchdrungen von dem Wunſche, der Vater ſeines Volks zu ſein, hätte er Baiern bei Ruhe von Außen auf die höchſte Stufe von Macht und Blüthe erheben können. Auch hatte er ſchon die Schulden ſeines Landes getilgt. Allein die fortdauernden Religionszwiſte, verbunden mit Oeſterreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und brachten auch Baiern um einen Theil der ſchönſten Früchte, die es von Maximilians weiſer Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiſer Rudolph II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter bairſche Oberherrſchaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evang. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben, unter Friedrich IV. von der Pfalz, eine Union bildeten. Die katholiſche Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband ſich hierauf mit Kaiſer Ferdinand II. gegen Friedrich, brachte Oberöſterreich zum Gehorſam, ſiegte auf dem weißen Berge 1620, und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiſer räumte ihm zur Vergütung für 13 Mill. Gld. Kriegskoſten die Kurwürde,

1623, und 1628, das ganze Land des unglücklichen Friedrichs ein. Auch war er glücklich gegen die däniſchen Waffen 1625, und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Nach der Schlacht bei Leipzig, 1631 rückte Guſtav Adolph 1632 nach Baiern, nahm Donauwerth und München in Beſitz, mußte aber, von Wallenſtein genöthigt, ſich nach Ingolſtadt zurückziehen. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzoſen und Schweden ſo ſehr die Oberhand in Baiern, daß ſich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; ſein Land ward aber jetzt noch mehr als zuvor verwüſtet. Der weſtphäl. Friede gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafſchaft Cham und die Kurwürde nebſt dem Erztruchſeßamt (1648). Während dieſes langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen ſeines Staates raſtlos beſorgt; er baute die Reſidenz, das Zeughaus und das Joſephsſpital in München, legte daſelbſt den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenthal nach Traunſtein 1616, baute die Jeſuitencollegien zu Amberg, Burghauſen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiſer Ludewig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Er ſtarb 1651 zu Ingolſtadt, und hatte ſeinen Sohn, Ferdinand Maria, zum Nachfolger. Seine Geſchichte hat P. P. Wolf (Geſch. Maximilian I. in 2 Theilen. München 1807, fortgeſetzt von Breyer, 3r. Theil 1809) trefflich beſchrieben.

Maximilian Maria Emanuel, Kurfürſt von Baiern, ein Sohn des Kurfürſten Ferdinand Maria, geb. 1662, kam durch den Tod ſeines Vaters 1679 in den Beſitz der Regierung, welche er unter Vormundſchaft ſeines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg, antrat. Er war anfangs ein treuer Bundesgenoſſe Oeſterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Oeſterreichs Feinde nicht nur in Ungarn, ſondern auch am Rhein mit großem Ruhm. Seine Vermählung mit Kaiſers Leopold I. Tochter, Maria Antonia, gab ihm einige Anſprüche auf die ſpaniſche Erbfolge, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod ſeines Sohns, ſie geltend zu machen. Da auch Oeſterreich ihm viele Urſachen zu Kaltſinn gegeben hatte, verband er ſich, beim Ausbruche des ſpaniſchen Erbfolgekriegs insgeheim mit Frankreich, räumte die ſpaniſchen Niederlande, deren Statthalter er war, franzöſiſchen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte ſich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Aber nach zwei verlornen Schlachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchſtädt, ſein Land zu verlaſſen genöthigt, ward er 1706 nebſt ſeinem Bruder, dem Kurfürſten von Köln, der ebenfalls auf franzöſiſche Seite getreten war, vom Kaiſer Joſeph I. für einen Reichsfeind, und in die Acht erklärt, welche auch, trotz der von Seiten des Fürſtenraths, deſſen Einwilligung dazu nicht begehrt worden war, eingelegten Proteſtation, erſt im raſtadter Frieden (1714) wo er zugleich ſeine ſämtlichen Länder zurück erhielt, wieder aufgehoben wurde. Seitdem war er dem Hauſe Oeſterreich getreu, und ſchickte demſelben 1717 ein Hülfscorps unter ſeinem Kurprinzen, Carl Albrecht, wieder die Türken. 1724 verglich er ſich mit Pfalz wegen der Reichsverweſung, die nun von beiden gemeinſchaftlich geführt wurde. Er ſtarb 1726.

Maximilian Joſeph III., Kurfürſt von Baiern, ein Sohn des Kurfürſten Carl Albrecht, geb. 1727, war erſt 13 Jahr alt, als ſein Vater (ſ. d. A. Carl VII., Kaiſer) nach Kaiſers Carl

VI. Tode Anſprüche auf deſſen Erbſchaft machte. Nach dem plötzlichen Abſterben ſeines Vaters, 1745, verſuchte er gegen die Truppen der Kaiſerin Maria Thereſia noch einmal das Glück der Waffen, und entſagte, da ihm der Erfolg nicht günſtig war, in dem Frieden zu Füßen, 1745, allen ſeinen Anſprüchen auf Oeſterreich, wogegen er ſeine verlornen Länder zurück erhielt. Seine erſte Angelegenheit war nun, durch Einſchränkung des Hofſtaats, durch Einziehung eines Theils ſeiner Truppen, und durch die Ueberlaſſung eines andern Theils derſelben an die Seemächte, überhaupt durch ſtrenge und weiſe Staatswirthſchaft, dem verheerten und erſchöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsſchulden wurden 1749 durch eine Commiſſion unterſucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen ſollte. Die inländiſchen Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte ſich in Tücher kleiden, die nicht im Lande verfertigt waren. 1753 ward eine neue Gerichtsordnung eingeführt; der Ackerbau wurde durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an, durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wiſſenſchaften hatten ſich ſeiner Unterſtützung zu erfreuen, Schulen und Univerſitäten wurden verbeſſert, und 1760 die Akademie der Wiſſenſchaften in München geſtiftet. Bei aller Anhänglichkeit des Kurfürſten für die katholiſche Kirche verminderte und beſchränkte er doch die Klöſter, geſtattete den Proteſtanten in München die Ausübung ihres Gottesdienſtes, und war einer der erſten Fürſten, welche das Aufhebungsbreve der Jeſuiten in Erfüllung brachten. Man überreichte ihm erſt eine Liſte von ſogenannten Freigeiſtern, mit der Bitte, dieſe gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die beſten Köpfe," antwortete er, und warf das Papier in's Feuer. Er ſtarb als das Opfer ungeſchickter ärztlicher Behandlung am Ende des J. 1777, und mit ihm erloſch die baieriſche Linie des Hauſes Wittelsbach und es fielen ſeine Länder an die Sulzbachſche damals kurpfälziſche, um in ſolcher eben ſo ſchnell zu erlöſchen, weswegen jetzt nur die zweibrücker mit der birkenfelder Nebenlinie allein noch übrig iſt.

Maximilian Franz Xaver Joſeph, letzter Kurfürſt von Köln, Biſchof zu Münſter, Hoch- und Deutſchmeiſter zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oeſterreich, der jüngſte unter den Söhnen der Kaiſerin Maria Thereſia, geb. 1756, einer von den Fürſten, welche von ihren Unterthanen geſegnet und von der Menſchheit mit Ehrfurcht genannt werden. Er durchreiſte als Jüngling von 18 Jahren unter der Leitung des Grafen von Roſenberg Deutſchland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem baieriſchen Erbfolgekrieg unter ſeinem Bruder. Für den geiſtlichen Stand beſtimmt, ward er jedoch ſchon 1769 ſeinem Oheim, dem Prinzen Carl von Lothringen, als Hoch- und Deutſchmeiſter, und 1780 dem Kurfürſten und Erzbiſchof von Köln und Biſchof zu Münſter als Coadjutor adjungirt, und erlangte 1780 die erſtere, 1784 die letztern Würden. Sein erſtes Beſtreben war, die Länder Köln und Münſter, deren Finanzen, Polizei und Juſtizweſen ſehr in Unordnung gerathen waren, unter Mitwirkung ſeines trefflichen Miniſters von Waldenfels, in einen blühenden und wohlgeordneten Zuſtand zu bringen, welches er durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und ſparſame Verwaltung der Finanzen, Beſetzung der Aemter mit würdigen und tauglichen Männern, und durch ſein eignes Beiſpiel bewirkte. Er war ein weiſer, wohlthätiger, Talent und Verdienſt großmüthig unterſtützender und belohnender

Mann, beſonders aber ein Gönner der Gelehrten und Künſtler, denn er war ſelbſt ein Kenner und Freund der Wiſſenſchaften. Vorzüglich unterſtützte er die Univerſität Bonn, und erweiterte ſie durch nützliche Anſtalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit den koſtbarſten und ausgezeichnetſten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünſtigte. Dagegen lebte er in ſeinem Hausweſen ſehr einfach und haushälteriſch, und war ein Feind alles zweckloſen Aufwandes. Ein theilnehmender und geliebter Vater ſeiner Unterthanen, war keinem der Zutritt zu ihm verwährt, er ſprach auf eine gleich anziehende Weiſe mit Leuten aller Stände, und hatte in ſeiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; ſeine gute Laune und ſein Scherz äußerten ſich oft originell und naiv. Er ſprach mehrere Sprachen ſehr fertig, las die beſten Schriftſteller der neuern Zeit, liebte die Muſik ſehr und ſpielte ſelbſt einige Inſtrumente. Seinen Sinn für ſchöne Natur bezeugten ſeine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Auguſtusburg. Doch leider ſollte er die Früchte ſeiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerſtört, und ſich von ſeinen geliebten Unterthanen losgeriſſen ſehen. Der franzöſiſche Revolutionskrieg brach aus. Mit weiſer Vorſicht für das Beſte ſeines Landes hatte er immer die ſtrengſte Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutſcher Fürſt ſeine Pflicht. Als im Herbſte 1794 die Franzoſen in Bonn einzogen, ſah er ſich genöthigt, ſeine Reſidenz zu verlaſſen, die er nicht wieder ſah. Er floh zuerſt nach Münſter, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preußiſchen Neutralität) ſicher war. Im Frühling 1800 begab er ſich nach Wien und ſtarb 1801 zu Hetzendorf. Ueber ihn ſ. auch Dohm's Denkwürdigkeiten ꝛc. 1. Bd. No. 4.; und Maximilian Franz, letzter Kurfürſt von Köln, vom Freiherrn von Seida. Nürnb. 1803. 8.

Maximilian I. (Joſeph), gegenwärtiger König von Baiern, ward am 27. May 1756 zu Schwetzingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, öſterreichiſcher Feldmarſchall, ſeine Mutter, Franciska, Tochter Johann Carls von Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6. Jahre ſeines Alters nach Zweibrücken unter die Aufſicht des Herzogs Chriſtian, ſeines Oheims. 1777 ward er als franzöſiſcher Obriſt zu Straßburg ſeinem Regimente vorgeſtellt, 1778 zum franzöſiſchen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehrern Reiſen in Frankreich verweilte er, von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution, 1789, in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. 1795 ſtarb ſein Bruder, Carl II., Herzog von Zweibrücken, und Maximilian folgte ihm in der Regierung. — Nach dem Erlöſchen des pfalzſulzbachiſchen Stammes durch den Tod des Kurfürſten Carl Theodor, (16. Febr. 1799), gebührte die Erbfolge in Pfalzbaiern zunächſt der pfalzzweibrückiſchen Linie. So trat Maximilian Joſeph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbaiern an. Seine erſte Sorge war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Koſten ließ er 1802 das ſogenannte Donaumoor zwiſchen Ingolſtadt und Neuburg, 56 000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Anſiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bairiſchen Bauern das von Fremden gegebene Beiſpiel nachgeahmt, ſo daß ſeit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem, nur 514 QM. großen Herzogthume 1570 neue, mei-

ſtens ſteinerne Häuſer erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthſchaften ordentlich arrondirt waren. Ein Verein wurde geſtiftet, deſſen ausſchließlicher Zweck Beförderung der praktiſchen Landwirthſchaft iſt. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landſtraßen angelegt u. ſ. w. 1805 ſchloß ſich Baierns Fürſt, um ſeinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichſt zu erſparen, Frankreich an, und proclamirte ſich den 1. Jan. 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommene Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um ſeinem Volke Einheit und weiſe Geſetze zu geben. Die Gerichtsverfaſſung, beſonders das Criminalrecht, ſchon 1802 verbeſſert, erhielt eine noch zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verſchiedenheiten der Verfaſſungen, das landſchaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 geſichert gegen Mißgriffe durch die Domänial = Fideicommiß = und Schulden = Pragmatik, der Staatsdienſt durch die Dienſtpragmatik. Höchſt wichtig für den Geſchäftsgang waren die Organiſation des geheimen Rathscollegiums, durch das organiſche Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreiſe, die Anordnung der Generalkreiscommiſſariate 1808 und 1810, und die Organiſation der Sectionen in den Miniſterien. Alle drei Religionsparteien genoſſen freie Uebung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptaugenmerk. Es wurden das Familienſchutzgeld und das Poſtweſen geordnet, 1808; eine Zoll= und Mauthverordnung 1807 feſtgeſetzt und 1811 modificirt; Finanzen und Steuern zweckmäßigen Veränderungen unterworfen, 1811; und um die in den frühern Kriegen aufgehäuften Laſten zu erleichtern, 1809 eine gleichmäßige Vertheilung derſelben angeordnet. Noch größere Verdienſte hat ſich Maximilian durch Beförderung wahrer Volksbildung, des öffentlichen Unterrichts, der Wiſſenſchaften und Künſte erworben. Die aus den aufgehobnen Klöſtern und Stiftern gewonnenen Summen wurden zu einem Fond für die Beſoldung der Lehrer und die Gebäude zum Theil zu Schulgebäuden benutzt; die Univerſitäten zu Landshut, Ingolſtadt und Würzburg zweckmäßig organiſirt; Schullehrerſeminarien in den alten Provinzen nach Bedürfniß vertheilt, für die Gebiete Nürnberg und Augsburg 1809 ganz neue errichtet; u. ſ. w. die Akademie der Wiſſenſchaften zu München wurde 1807 vervollkommnet und ihr jährlicher Etat auf 80,000 Fl. feſtgeſetzt; 1808 eine Akademie der bildenden Künſte geſtiftet und für die Beſorgung und Leitung der öffentlichen Unterrichts = und Erziehungsanſtalten eine eigne Section beim Miniſterium des Innern angeordnet. Um alle dieſe Einrichtungen für die Folgezeit zu ſichern, wurden ſie in die Verfaſſungsurkunde aufgenommen, welche er den 27. Mai 1818 ſeinem Lande gab. Obſchon Napoleon den baieriſchen Staat ganz für ſich zu gewinnen, und deſſen Regenten durch die Bande der Verwandtſchaft an ſich zu feſſeln geſucht hatte: ſo verkannte doch Maximilian nicht das wahre Intreſſe der Deutſchen, und ſein Uebertritt zur allgemeinen Sache (Ried den 8. Oct. 1813) war von den entſchiedenſten Folgen. Dadurch hat er ſich die Dankbarkeit und Verehrung aller Deutſchen erworben. Gefällige Herablaſſung, menſchenfreundliche Milde und anſpruchloſe Einfachheit der Sitten zeichnen Maximilians Charakter ſowol im öffentlichen als im Privatleben aus. Rührend iſt es zu ſehn, wie er als Gatte, Vater und Freund im Kreiſe der Seinen lebt, wie das Volk voll patriotiſcher Begeiſterung überall, wo er ſich zeigt, froh und jubelnd ſich zu ihm

drängt und ihn als Vater liebt und verehrt. (Vergl. den Art. Baiern.)

Maximum (das Größte), bezeichnet überhaupt diejenige Größe, über welche hinaus keine Vergrößerung oder Vermehrung Statt findet oder Statt finden soll, den höchsten Grad einer Thätigkeit. So wurde zur Zeit der französischen Revolution für alle Lebensmittel ein höchster Preis, über den sie nicht verkauft werden durften, bestimmt, und dieser hieß das Maximum. Man hielt anfänglich diese Bestimmung für sehr heilsam; bald aber zeigte sie sich so nachtheilig für Landwirthschaft und Handel, daß man sie auch bald wieder abschaffte.

Mayer (Tobias), einer der größten deutschen Astronomen, 1723 zu Marbach im Würtembergischen, bildete sich durch Privatfleiß und schrieb in seinem 20. Jahre seine Erstlinge. Nachher war er in der Homann'schen Officin zu Nürnberg angestellt; und 1751 ward er als Professor nach Göttingen berufen, wo er 1762 starb. Durch zwei Erfindungen hat er sich unsterblich gemacht, einmal durch das Artificium multiplicationis (die Kunst, einen Winkel mit Wiederholung zu messen), dann durch seine Mondtafeln, womit Niebuhr zuerst die Länge bestimmte. Beide Erfindungen greifen in einander. Um 1743 hatte Mayer ein Diopterlineal angegeben, mit dem er die Winkel mittelst der Sehne maß, welche die Oeffnung des Lineals angab. Auf dieses Instrument wandte er die Kunst an, die Winkel mit Wiederholung zu messen und gab ihm ein Fernrohr. Dies war gegen 1750. Als er nun später die Mondtheorie bearbeitete und erkannte, wo die Verbesserung der Tafeln gesucht werden müsse, stieß er auf die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern bis auf eine halbe Minute genau zu messen. Eine halbe Minute im Bogen ist eine ganze Minute Zeit, da der Mond in jeder Zeitminute eine halbe Minute in seiner Bahn fortrückt. Eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen Viertelgrad ungewiß, was auf der See etwas Unbedeutendes ist. Da der Spiegelsextant damals noch sehr unvollkommen war, so wandte er sein Artificium multiplicationis auf Spiegelwerkzeuge an, als die einzigen, womit man auf der See Winkel messen kann. Er erfand nun den Spiegelkreis, von dem er ein hölzernes Modell mit seinen Mondtafeln nach London sandte. Das Board of longitudes, welches Harrison für seine Seeuhren den Preis von 20.000 Pfund zuerkannt hatte, gab Mayern, oder vielmehr seiner Witwe (da er inzwischen gestorben war) 6000 Pfund, obwol er die Aufgabe eben so vollkommen wie Harrison gelöst hatte. Borda ließ 1779 den ersten mayerschen Spiegelkreis verfertigen, den die Franzosen daher auch den Borda'schen nennen. Nachher verbesserte Ramsden die Sextanten und gab ihnen durch seine große Theilmaschine eine so genaue Eintheilung, daß man mit ihnen einen Winkel bis auf eine Viertelminute genau messen kann. Dies hinderte das Allgemeinwerden der Spiegelkreise. Mayer gehörte zu den klaren besonnenen deutschen Naturen, die an den Dingen gleich das Wesentliche und Wahre erkennen. Lichtenberg sagt von ihm, er habe nie gewußt, wie viel er gewußt habe, und der Gelehrte und der Mensch sei bei ihm aus einem Stück gewesen. Alle Nachrichten über Tobias Mayer finden sich gesammelt in der von Benzenberg besorgten neuen Ausgabe seiner Erstlinge.

Mayer (Simon). Dieser schon seit lange gleichsam in Italien heimische Compositeur, der eine Reihe von Jahren, fast allein

Aufſehen machte, iſt 1763 zu Mendorf (unweit Ingolſtadt) in Baiern geboren. Sein Vater, Organiſt in dem kleinen Orte, gab ihm den erſten muſikaliſchen Unterricht. Mayer war zwar für die Wiſſenſchaften beſtimmt, bezog auch die Univerſität, allein ſeine Neigung zur Muſik veranlaßte ihn, dieſen Lebensweg zu verlaſſen. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Italien, und fand an dem Grafen Bergamo einen großmüthigen Beſchützer. Dieſer verſchaffte ihm Mittel, daß er ſich nach Venedig begeben und dort unter Leitung des Kapellmeiſters Bertoni das Studium der Muſik fortſetzen konnte. Nach dem Tode ſeines Wohltäters ſah er ſich genöthigt, die theatraliſche Laufbahn zu wählen. 1802 ward Mayer zum Kapellmeiſter der Kirche di Sta Maria Maggiore ernannt. Man hat eine große Anzahl von ihm komponirter ernſthafter und komiſcher Opern Oratorien, Cantaten, u. ſ. w.

Maynard, (François,) ein älterer franzöſiſcher Dichter, und eins der erſten Mitglieder der neu errichteten franzöſiſchen Akademie, geb. in Toulouſe im J. 1582. Freund von Desportes und Regnier, wurde er mit Racan ein Zögling Malherbés, der von beiden ſagte: der eine bearbeite ſeine Verſe beſſer als der Andere, der dagegen mehr Kraft habe; aus ihnen vereint würde aber ein guter Dichter werden. Im Jahr 1634 folgte M. dem franzöſiſchen Geſandten am päpſtlichen Hofe Marq. v. Noailles nach Rom, wo er ſich mit dem berühmten Kardinal Bentivoglio genau verband. Papſt Urban VIII. nahm ihn ebenfalls ſehr wohl auf, und beſchenkte ihn mit einem Prachtexemplar ſeiner lateiniſchen Gedichte. Maynards Glücksumſtände wollten ſich indeſſen nicht heben und Richelieu, an den er eine Supplik in Verſen ſchickte, worin er ſagte, daß er an den Ufern des Cocyt bald Franz I. ſehen werde,

qui fut le pere des savans
dans un siècle plein d'ignorance

er aber nicht wiſſe, wenn er ihn fragen werde

s'il me demande à quel emploi
tu m'as occupé dans ce monde
et quel bien j'ai reçu de toi,

was er ihm antworten ſolle (que veux tu, que je lui reponde?). Richelieu hatte die Härte ihm darauf zu antworten: rien. Um ſich ein wenig zu rächen, machte M. ein hübſches Sonnet über das Glück, ohne Amt alt zu werden. Am Schluß deſſelben wendet er ſich darin an Richelieu,

et si le ciel, qui me traite si bien,
avait pitié de vous et de la France
votre bonheur serait égal au mien.

Seine geſammelten Gedichte erſchienen zuerſt 1646 in Paris in 4. Er hatte auch Priapien gedichtet, die aber nie gedruckt ſind. In ſeinen übrigen Gedichten befinden ſich ſchon Stellen genug, die höchſt ſchlüpfrig ſind.

Mazeppa, (Johann), Hetman den Koſacken, in Podolien geb., gehörte zu einer der vielen armen adelichen polniſchen Familien, die in den reichern Häuſern zur Friſtung ihres Daſeins Anſtellung ſuchen müſſen. Er wurde bei Johann Caſimir Page. Dieſer liebte das Wohlleben und die Frauen, aber auch die Künſte und die Literatur. Mazeppa erhielt dadurch Gelegenheit ſich man-

cherlei Kenntniſſe zu erwerben, die ihm in der Folge ſehr nützlich wurden. Ein galantes Abenteuer, deſſen Folgen ihn hätten verderben können, wurde der Grund ſeiner ſpätern Erhebung. Ein polniſcher Edelmann überraſchte M. bei ſeiner Gemahlin. In ſeiner Rache ließ er ihn nackt auf ein wildes Pferd binden, und gab ihn ſo ſeinem Schickſal Preis. Das Pferd war aus der Ukraine. Dahin richtete es alſo ſeinen Lauf und brachte ſein Schlachtopfer. Einige arme Bauern nahmen ſich des Unglücklichen an; es wurde ihm wohl unter ihnen und ihr kriegeriſches Nomadenleben ſagte ihm zu. Er machte ſich durch Gewandheit, Körperſtärke und Tapferkeit gegen die Tartaren ſehr bemerkbar und wurde dadurch eben ſo geachtet als beliebt. Seine Kenntniſſe und Einſichten erhoben ihn zum Secretair und Adjutanten vom Hetman Samoilowitz und im J. 1687 wurde er an deſſen Stelle erwählt. Er gewann das Vertrauen Peter des Großen, der ihn mit Ehren und Würden überhäufte. Endlich zum Fürſten der Ukraine erhoben, entſchloß ſich Mazeppa, eben ſo unruhig als thätig, die untergeordnete Rolle zu verlaſſen, die ihm längſt läſtig geweſen war. Er näherte ſich Carl XII., der eben Polen einen König gegeben hatte, und ſuchte durch ihn ſich der Oberherrſchaft des Czars zu entziehen und die Ukraine unter gewiſſen Bedingungen an die Krone Polen zu bringen. Dieſe und andere Ränke, welche M. gegen Petern eingeleitet hatte, wurden endlich dem letztern durch Kotſchubey, Koſaken-General und Iſra, Oberſten von Pultawa entdeckt. Peter maß dieſen Beſchuldigungen aber keinen Glauben bei, ſondern ſchickte die beiden Ankläger dem M. ſelbſt zur Beſtrafung zu. Dieſer hatte auch die Frechheit, ſie hinrichten zu laſſen. Endlich wurden Petern doch die Augen geöfnet. Viele ſeiner Anhänger wurden eingezogen und hingerichtet, und er ſelbſt im Bildniß gehangen. Flüchtig werdend, wendete er ſich jetzt mit wenigen ihm treu gebliebenen Anhängern zu Carl XII., der ſeinen Verſprechungen mehr, als den warnenden Rathſchlägen ſeiner Generale vertrauend, auf dem Zuge nach der Ukraine war, wo er in den Ebenen von Pultava ſeine Niederlage und ſeinen Untergang fand. M. flüchtete ſich nun auch nach Bender, wo er im J. 1705 ſtarb. In der Geſchichte M. hat Lord Byron einen ſo anziehenden Stoff gefunden, daß er ihn zum Helden eines ſeiner ſchönſten Gedichte gemacht hat.

Mazarin (Jules) Ludwigs XIV. Prinzipalminiſter und Kardinal, geb. zu Piſcina in Abruzzo (nach Flaſſan zu Rom) 1602, von adeliger Herkunft, ſtudirte auf der ſpaniſchen Univerſität Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den päpſtlichen Truppen Kriegsdienſte. Er ſtand als Capitän bei ſeinem Corps in Veltlin, als er im Auftrag des Generals Torquato Conti einen Waffenſtillſtand unterhandelte, der zu Rivalta den 14. Sept. 1630 zwiſchen den franzöſiſchen, ſpaniſchen und kaiſerlichen Generalen zu Stande kam. Damals ſtellte ihn der Nuntius Bagni Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbſchaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpſtlicher Miniſter mehrere Zuſammenkünfte mit Richelieu und begab ſich ſelbſt nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge ſeiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwiſchen beiden geſchickt. Die Franzoſen, welche vor Caſal ſtanden, waren im Begriff, die Feindſeligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den ſpaniſchen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegen kam: „Friede! Friede!" — Er erklärte, unter wel-

chen Bedingungen man bereit ſei, Caſal zu räumen; die franzöſiſchen Anführer nahmen ſie an. Durch dieſe Unterhandlung erwarb er ſich die Freundſchaft Richelieu's, und Ludwig XIII. ließ ihn 1641 von Urban VIII. zum Kardinal erheben, worauf er Mitglied des Staatsraths wurde. Richelieu empfahl ihn ſterbend dem Könige ſo dringend, daß dieſer ihn ſogar in ſeinem Teſtamente zum Mitgliede des Regentſchafsraths ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) übertrug ihm die Königin Anna von Oeſterreich, als Regentin, die Stelle eines erſten Miniſters. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und einige haben aus dieſer Vertraulichkeit den Urſprung der eiſernen Maske (ſ. d. Art.) ableiten wollen. Er trat Anfangs mit vieler Beſcheidenheit und Einfachheit, ohne allen äußern Pomp, ſelbſt ohne Trabanten auf. Aber ungeachtet dieſer Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete ſich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn ſchon als Ausländer auf dem höchſten Poſten, und machte ſeine Perſon, ſeine Sitten, ſeine ſchlechte Ausſprache lächerlich. Ueberdieß ſeufzte das Volk unter ſchweren Abgaben. Dieſe Umſtände machten es dem Herzoge von Beaufort, dem Coadjutor von Paris, Retz, dem Prinzen von Conti und der Herzogin von Longueville leicht, einen Volksaufſtand vorzubereiten. Als nun das Parlament ſich weigerte, neue Geldfoderungen zu genehmigen und der Kardinal deswegen den Präſidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Brouſſel in's Gefängniß hatte ſetzen laſſen, griff das Volk (1648) zu den Waffen. Dieſe Unruhen, auch der Baricadentag genannt, weil die Pariſer, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen der Stadt mit Ketten ſperrten, hatten einen Bürgerkrieg, die Fronde (ſ. d. Art.) zur Folge. Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Miniſter welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe ächtete, nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm, auf die Einladung der Rebellen, Theil an den Unruhen und der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, verſammelte Truppen. Dies bewog die Königin, welche den Krieg weder führen konnte, noch mochte, ſich 1649 mit dem Parlamente zu vergleichen. Das Parlament behielt die Freiheit, ſich zu verſammeln, die man ihm hatte nehmen, und der Hof ſeinen Miniſter, den Volk und Parlament hatten ſtürzen wollen. Allein der Prinz Condé, dem der Staat dieſe Ausſöhnung verdankte, zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin mit Troz behandelt und die Regierung verhöhnt. Mazarin, gezwungen undankbar zu ſein, bewog daher die Königin, ihn nebſt ſeinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville verhaften zu laſſen. Allein das Parlament erließ 1651 einen Beſchluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und den Hof nöthigte, die Prinzen frei zu geben. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Kardinal erſt nach Lüttich, dann nach Köln flüchtete. Aber ſelbſt von dort aus regierte dieſer Miniſter den Hof und Frankreich. Schon im Febr. 1652 rief der nunmehr volljährige König Mazarin zurück, der, wie Voltaire ſagt, jetzt nach Frankreich kam, "weniger wie ein Miniſter, der ſeinen Poſten wieder einnahm, als wie ein Herrſcher, der ſich wieder in Beſitz ſeiner Staaten ſetzte." Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigne Koſten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er ſich zugeeignet, aufgeſtellt hatte, begleitet Auf die erſte Nachricht ſeiner Rückkehr hob Gaſton d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Kardinals verlangt hatte,

Truppen in Paris aus, und das Parlament erneuerte ſeine Beſchlüſſe, verbannte Mazarin und ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf. Zugleich ſetzte ſich der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, in Marſch gegen den König, deſſen Heer Turenne befehligte, der die Spanier verlaſſen hatte. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entſcheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verſchiednen Malen; das Ganze glich mehr einem Poſſenſpiel als einem ernſten Kampfe. Der Kardinal ſah ſich genöthigt, auf's neue den Hof zu verlaſſen und begab ſich nach Sedan 1652, worauf der König von Paris wieder Beſitz nahm. Dieſer hatte nämlich, um die Ruhe ganz herzuſtellen, eine Erklärung erlaſſen, in welcher er ſeinen Miniſter verabſchiedete, indem er ſeine Dienſte rühmte und ſeine Verbannung bedauerte. Als aber die Ruhe zurückgekehrt war, rief ihn auch der König im Febr. 1653 nach Paris zurück. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Geſandten und das Parlament eilten, ihm aufzuwarten. Darauf wurden die Unruhen in den Provinzen ganz gedämpft, und Condé, der ſich in die ſpaniſchen Niederlande geflüchtet hatte, des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig erklärt. Nun ſetzte Mazarin den Krieg gegen Spanien mit verdoppelter Anſtrengung fort, und verband ſich dazu mit Cromwell 1656. Dadurch bewirkte er für Frankreich einen rühmlichen Frieden. Er unterhandelte ihn ſelbſt im J. 1659 auf der Faſaneninſel mit dem ſpaniſchen Miniſter Haro. Dieſem (pyrenäiſchen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten ſeiner Politik die größte Ehre. Jetzt war er mächtiger als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer ſeinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Dagegen verlor die Königin Mutter ihr Anſehn. Uebrigens that Mazarin in dieſer Zeit der Ruhe nichts für Rechtspflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er acht Jahre einer unbeſchränkten Herrſchaft nicht durch eine einzige rühmliche Anſtalt. Das College des Quatre-Nations war eine Verfügung ſeines Teſtaments. Die Finanzen verwaltete er wie der Intendant eines verſchuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines ehrlichen Mannes unwürdig ſind. Nach Flaſſan hatte er 1,800,000 Livres Einkünfte und ein Vermögen von 22 Millionen, was nach heutigem Gelde ungefähr das Doppelte machen würde. Dies beunruhigte ihn, als er ſein Ende herannahen fühlte. Daher rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit ſeinem geſamten Vermögen zu machen, der ſie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Der König nahm die Schenkung an, und ſchon fing der Kardinal an, ängſtlich zu werden, als der König ſie ihm nach Verlauf von drei Tagen zurückgab. Mazarin ſtarb 1661 den 9. März. Er hinterließ als Erben den Marquis La Meilleraie, welcher ſeine Nichte Hortenſe Mancini heirathete und den Titel Herzog von Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Herzog von Nevers, und vier andere Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Herzog von Mercoeur und der Herzog von Bouillon heiratheten. Carl II. (Stuart) hatte zur Zeit ſeiner Noth um eine derſelben angehalten; als ſpäter ſich ſeine Angelegenheiten verbeſſert hatten, bot ſie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt eine abſchlägige Antwort. Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. „Mazarin,“ ſagt Hénault, „war eben ſo ſanft als Richelieu heftig, eins ſeiner größten Talente war, die Menſchen

genau zu kennen. Der Charakter ſeiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung anderer Mittel anwenden zu müſſen und ſein Verſtand rüſtete ihn mit dem zu den Umſtänden paſſenden Muth aus. Kühn zu Caſal, ruhig und thätig zu Köln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfaſſenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemeſſenes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern ſpottete man; aber beide waren Gebieter des Staats." Mazarin ſchmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abſchlagen laſſen. Bei ſolchem Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erſcheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böſe eher verziehen, als das mit Schwäche gethane Gute. Dazu kam, daß ſeine Talente nicht hervorſtechend genug waren, um ſeine Fehler: Herrſchſucht, Habſucht, Furchtſamkeit, Liſt und Kleinmuth zu verdecken. Er hatte nicht den ſtolzen Muth, den romantiſchen, überwältigen den Geiſt des Kardinals Retz, noch in den Geſchäften die Thätigkeit und den Ueberblick Richelieu's, noch in den ökonomiſchen Anſichten die Grundſätze Sully's, noch in der Verwaltung die gründliche Kenntniß Colbert's, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienſt war die Kunſt zu unterhandeln. Er beſaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geſchmeidigkeit und Menſchenkenntniß, und zeigte ſie im weſtphäliſchen und pyrenäiſchen Frieden. Er brachte Elſaß an Frankreich und ſah es vielleicht voraus, daß Frankreich einſt über Spanien gebieten könnte. Das Aeußere des Kardinals war ſehr einnehmend. Mit der ſchönſten Geſichtsbildung verband er den heiterſten Ton im Umgange, welcher ihm alle gewann, denen er gefallen wollte. Die Menſchen kirrte er mit Hoffnungen. Sein Herz war kalt, ohne Haß und ohne Freundſchaft. Seine unbewegliche Ruhe konnte keine Leidenſchaft ſtören; und Niemand konnte ihm ein Geheimniß entlocken. Gegen Privatperſonen vergaß er oft, was er verſprochen, aber Staatsverträge hielt er gewiſſenhaft, um Frankreichs Achtung, die Richelieu verſcherzt hatte, wieder herzuſtellen. Die Briefe Mazarin's über die Unhandlungen des pyrenäiſchen Friedens, welche mehrmals gedruckt worden, ſind über dieſen Gegenſtand ſehr belehrend.

Mazzola (Franceſco), oder Mazuola, Mazuoli, auch Mazzuoli, genannt il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), aus einer Familie, welche mehrere Maler hervorgebracht hat, einer der berühmteſten Maler der lombardiſchen Schule. Nach Fiorillo war er 1503 geboren, ein Sohn des Malers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen: dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenſtände abzuzeichnen, ſoll zwei ſeiner Oheime, welche ebenfalls die Malerei ausübten, bewogen haben, ihn in ihren Unterricht zu nehmen. Später mag er ſeines Landsmanns Marmitta Unterricht genoſſen haben. In ſeinem 16ten Jahre vollendete er ſchon die Taufe Chriſti, ein Gemälde, das in der Minoritenkirche della Nunziata aufgeſtellt wurde, jetzt aber ſich im Palaſt der großen Sanvitali befindet, und von ſeinen ungemein Talenten zeigt. Correggio's Anweſenheit in Parma, um 1521 machte ihn mit dem Style dieſes Meiſters bekannt. Die kriegeriſchen Unruhen in ſeinem Vaterlande bewogen ihn, ſich nebſt ſeinem Bruder (nach Andern ſeinem Vetter)

Girolamo nach Viadana zu begeben, wo er mehrere nicht mehr vorhandene Gemälde arbeitete. Um 1522 kehrte er zurück und malte unter andern eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Oelgemälde, das man im Kloſter della Nunziata bewundert, das aber durch Zeit und ungeſchickte Hände gelitten hat. Seine Reiſe nach Rom, 1523, welche er nebſt ſeinem Oheim in der Hoffnung machte, dort unter der Herrſchaft eines Clemens VII. Proben ſeiner Talente abzulegen, macht in ſeinem Leben Epoche. Denn hier machte der Anblick der Werke Raphael's, der einige Jahre vorher geſtorben war, den tiefſten Eindruck auf ihn, deſſen Folgen ſich auch in ſeinen ſpätern Werken ſichtbar zeigten, indem er ſich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Raphael's Ausdruck zu vereinigen ſuchte. Er wurde von dem Papſte und den Großen Roms auf das zuvorkommendſte aufgenommen, verkaufte einige ſeiner mit nach Rom gebrachten Gemälde ſehr vortheilhaft, und arbeitete fleißig mehrere von Vaſari beſchriebene Werke. Der Einfall feindlicher Waffen in Rom, 1527 beraubte ihn nicht nur ſeines Geldes, ſondern auch mehrer Gemälde. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferſtecher, Antonio da Trento, mit mehrern ſeiner Handzeichnungen durchging, welche ſpäterhin in der Sammlung des Grafen Arundel wiedergefunden, vom Grafen Zanetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer geſtochen worden ſind. Zu den ausgezeichnetſten Gemälden, welche er in Bologna arbeitete, gehörte ein heil. Rochus für die Kirche des heil. Patronius, die jetzt in der dresdner Gallerie befindliche Madonna dalla Rosa, und die heil. Margaretha, welche in neuern Zeiten nach Paris wanderte. Mazzola ging endlich in ſein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Bogen ſchnitzenden Cupido, und ſchmückte die neu gebaute Kirche della Steccata mit mehrern Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Geſundheit hatte damals ſchon ſehr gelitten, die Aufſeher jenes Baues drangen ſehr hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe voraus bezahlt worden war, und ließen ihn, als man ſeine Nachläſſigkeit bemerkte, in's Gefängniß ſetzen, aus welchem er nur nach gegebener Verſicherung, jene Arbeit zu vollenden, entlaſſen wurde. Allein aus Unwillen über die niedrige Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Caſalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 ſtarb. Mazzola verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine ſehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln an ihm, daß er oft nach einer gewiſſen geſuchten Grazie geſtrebt habe, und Fiorillo tadelt den Mißbrauch der Schlangenlinien, ſo wie das Einwickeln der Glieder in den Gemälden des Parmegianino. Dennoch ſchätzt man ihn als einen der erſten italieniſchen Maler, und rühmt vorzüglich ſein Feuer, ſeine Grazie, die Richtigkeit ſeiner Zeichung, ſo wie die Leichtigkeit, mit welcher er ſeine Compoſitionen entwarf und mit kühnen Pinſelſtrichen ausführte. Man hat ihn ſonſt mit Unrecht als Erfinder der Kunſt, mit Scheidewaſſer in Kupfer zu ſtechen, angeſehen. Mazzola hatte mehrere Schüler. Der genannte Girolamo Mazzola ſuchte ihn zu erreichen, und vollendete einige ſeiner Gemälde.

Mazzuchelli (Giovanni Maria), aus einem gräflichen Geſchlechte, 1707 zu Brescia geboren und eben daſelbſt 1765 geſtorben, war einer der verdienteſten Literarhiſtoriker Italiens. Außer Einzelnen mit der muſterhafteſten Genauigkeit und Vollſtändigkeit gearbeiteten Biographien (des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrern Andern) hat er in ſeinem italieniſchen Schrift-

ſtellerlexikon: Gli Scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia 1754 — 63 6 Bände in Folio ein unvergängliches Denkmal ſeines unermeßlichen Fleißes und ſeiner faſt unglaublichen Beleſenheit hinterlaſſen. Es iſt ſo vollſtändig, daß ſich den von ihm gelieferten Nachrichten nur ſehr ſelten etwas hinzuſetzen läßt und ſo weitläufig, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchſtabe B vollendet iſt. Auch ſein räſonnirendes Verzeichniß ſeiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geſchlagen worden ſind (Venedig 1761. 1763. 2 Bde. Fol.) iſt ein treffliches Werk.

Mecca (Mekka). Dieſe berühmte Stadt liegt in der arabiſchen Provinz Hedſchas, zwei Tagereiſen von dem arabiſchen Meerbuſen, in einer unfruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene. Die Hauptſtraßen ſind ziemlich regelmäßig, und die Häuſer ſämtlich von Stein. Die Stadt iſt offen, hat aber zu ihrer Beſchützung drei Kaſtelle. Sonſt hatte Mekka 100,000 Einwohner, jetzt aber nur 16 bis 18,000; denn es gibt ganze Quartiere, welche gänzlich verlaſſen ſind, und ⅔ der Häuſer ſtehen leer. Sie iſt eine Niederlage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Karavanen von Pilgern und Kaufleuten beſucht. Sie iſt ferner der Geburtsort Mohammeds (im J. 571), der es den Anhängern ſeiner Lehre zur Pflicht machte, wenigſtens einmal in ihrem Leben Mekka zu beſuchen. Diejenigen, welche die Reiſe nicht ſelbſt machen wollen oder können, ſchicken Andere ſtatt ihrer. Zu Mekka befindet ſich die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arabiſches Gebäude, von welchem Mohammed vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerſtört, und durch Abraham und Ismael wieder hergeſtellt worden, in der Abſicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In dieſem Gebäude iſt ein ſchwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenſtand der Abgötterei der heidniſchen Araber war. Dieſer Stein ſoll, nach der Erdichtung der Mohammedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieſes Tempels überbracht worden und Anfangs ſchneeweiß geweſen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menſchen vergoß, ſchwarz geworden ſein. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenſtande der Richtung des Geſichts während des Gebets, und die Pilgrime berühren und küſſen dieſen Stein mit großer Ehrfurcht, wodurch er ganz ungleich geworden iſt. Bei der Kaaba iſt auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verſchmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz ſilberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden ſind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur dreimal geöffnet, einmal für die Männer, das andre Mal für die Weiber und das drittemal, um das Haus Gottes zu waſchen und zu reinigen. Von außen wird ſie alle Jahre mit einem neuen ſchwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchem Sprüche aus dem Koran mit Golde eingenäht ſind. Dieſer Umhang kommt jährlich als ein Geſchenk des Großſultans aus Kairo. Die Einkünfte der Kaaba ſind überaus reich, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuſer, Ländereien, Grundzinſen u. ſ. w. gewidmet ſind. Zum Dienſte bei der Kaaba ſind vierzig ſchwarze Verſchnittene als Wächter und Aufwärter angeſtellt. Nicht-Mohammedaner dürften ſich Mekka nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet ſteht unter einem Fürſten, welcher ein Abkömmling Mohammeds iſt und der

Sherif von Mekka heißt. Im J. 1803 eroberten die Wahabiten dieſe Stadt; ſie iſt aber jetzt wieder von ihrer Herrſchaft frei. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mekka und Medina, ſetzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geſchlecht erwählen), ſchickt Kadi's oder Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Beſetzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre François André), berühmter Aſtronom, geb. 1744 zu Laon. Er kam 1772 nach Paris, wo de Lalande ſich theilnehmend ſeiner annahm. Er machte ſich bald 1781 durch die Entdeckung zweier Kometen bekannt, deren Bahnen er berechnete, und war der erſte, der die ſtreitige Planetennatur des Uranus genauer beſtimmte. Sein literariſcher Ruhm ſtieg, als er 1782 den von der Akademie in Beziehung auf die Rückkehr des Kometen von 1661 geſetzten Preis gewann, und 8 Jahre ſpäter, wo der Komet wieder erſchien, ward ſeine Berechnung beſtätigt. Mechain widmete ſich der Sternkunde mit ſo raſtloſem Eifer, daß er im Laufe von 18 Jahren 11 Kometen zuerſt entdeckte, deren Bahnen er auch berechnete. Keine wichtige Erſcheinung am Himmel entging ihm, und er legte ſeine Beobachtungen in der Connaissance des temps, die er ſeit 1785 herausgab, nieder. Als die conſtituirende Verſammlung die Einführung eines neuen Meßſyſtems verordnet hatte, das auf den Erdmeridian gegründet ſein ſollte, war Mechain einer der beiden Aſtronomen, die den Unterſchied zwiſchen den Parallelkreiſen von Dünkirchen und Barcelona meſſen ſollten. Er bekam die zwiſchen Barcelona und Rodez liegende Gegend, wo noch nie Meridianenmeſſungen waren vorgenommen worden, und er mußte mit Schwierigkeiten kämpfen, die ſogar ſein Leben bedrohten, und ihn eine Zeitlang ſeine Freiheit beraubten. Er kehrte 1803 zu ſeinen Arbeiten zurück, um ſie bis zu den baleariſchen Inſeln fort zu ſetzen, ſtarb aber 1805 zu Barcelona am gelben Fieber, ein Opfer ſeines unermüdlichen Eifers für ſeine Wiſſenſchaft. Außer ſeinen Abhandlungen in der Connaissance des temps und ſeinen Denkſchriften über verſchiedene Kometen findet man auch in der von Delambre herausgegebenen Grundlage des neuen Decimal-Meßſyſtems (Base du systemé métrique décimal. — 3 Vol. Paris 1806—1810) die Ergebniſſe ſeiner Beobachtungen.

Mechanik, ein Zweig der angewandten Mathematik (ſ. d. Art.) iſt im Allgemeinen die Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung der Körper, von den Kräften, wodurch die Wirkung der Körper auf einander hervorgebracht werden kann, und von den Mitteln, dieſe Kräfte ſo anzuwenden, daß ſie ſtärkern überlegen ſind. Urſprünglich verſtand man unter Mechanik bloß die Lehre vom Gleichgewicht, oder Statik (ſ. d. Art) ſpäterhin hat man dagegen das Gebiet derſelben, durch die Aufnahme der Geſetze der Bewegung und des Gleichgewichts aller ſowol feſten, als flüſſigen unelaſtiſchen und luftförmigen, (flüſſigen elaſtiſchen) Körper, noch mehr erweitert. Der Eintheilungsgrund der Wiſſenſchaft in dieſem weitern Sinne beruht darauf, daß man die feſten und flüſſigen Körper und die auf dieſelben wirkenden Kräfte entweder im Zuſtande des Gleichgewichts, oder die Bewegung betrachtet. Sie theilt ſich daher: 1. in die Statik, die vom Gleichgewicht überhaupt und beſonders bei feſten Körpern (Geoſtatik) handelt; 2. die Hydroſtatik (ſ. d. Art.) oder die Lehre vom Gleichgewicht flüſſiger unelaſtiſcher Körper, ſowol unter ſich, als mit feſten Körpern; 3. die Aeroſtatik (ſ. d. Art.) die vom

Gleichgewicht flüſſiger elaſtiſcher Maſſen, unter ſich und mit andern Körpern ſpricht; 4. die Mechanik feſter Körper, welche von der Bewegung feſter Körper handelt, und wenn ſie auf die bewegenden Kräfte Rückſicht nimt, Dynamik (ſ. d. Art.) im entgegengeſetzten Fall aber Phoronomie heißt; 5. die Hydraulik, die Lehre von der Bewegung der flüſſigen unelaſtiſchen Körper; 6. die Pneumatik, welche die Bewegung der flüſſigen elaſtiſchen Maſſen betrachtet. Die Anwendung der höhern Mathematik auf die Bewegung feſter und flüſſiger Körper und auf die bewegenden Kräfte gibt die höhere Mechanik. Wenn auch dieſe Wiſſenſchaft, deren Anwendung die Macht des Menſchen im Gebiete der Natur begründet, erſt in ſpätern Zeiten ausgebildet werden konnte: ſo mußten doch, ſelbſt ſchon im roheſten geſellſchaftlichen Zuſtande, einige der mechaniſchen Mittel da ſein, die zur Befriedigung unſerer früheſten Bedürfniſſe nothwendig waren. Naturtrieb und Beobachtung, wozu jene Bedürfniſſe auffodern, oder auch Zufall, führte auf die einfachſten mechaniſchen Werkzeuge. Der Hebel, der Flaſchenzug, die Winde, der Krahn, wurden beim Bauen gebraucht, lange vorher, ehe es in der Wiſſenſchaft dämmerte, und Griechen und Römer gebrauchten ihre Kriegsmaſchinen, ehe man nur den geringſten Verſuch machte, die einfachſten Geſetze des Gleichgewichts zu erklären. Seit undenklichen Zeiten ſcheinen ſich die Alten derſelben Mittel zur Hebung und Fortſchaffung von Laſten bedient zu haben, die noch jetzt gebräuchlich ſind. Schon in den Schriften des Ariſtoteles finden ſich einige Spuren einer Theorie der Mechanik, aber ſeine Begriffe waren ſo dunkel und verwirrt, daß die Ehre der eigentlichen Gründung der Wiſſenſchaft dem großen Archimedes gebührt, der in ſeinen Schriften eine vollſtändige Erklärung von den Eigenſchaften des Hebels gegeben, und die Lehre vom Schwerpunkt begründet hat. Auch ſchreibt man ihm die Theorie des Flaſchenzuges und der Schraube zu. Ungeachtet aber ſeitdem mehrere Erfindungen gemacht wurden, die auf den Geſetzen der Mechanik beruhten, und die Kenntniß des Maſchinenweſens bedeutende Fortſchritte machte, ſo war doch die Theorie von den Zeiten des Ariſtoteles und Archimedes bis in's 16. Jahrh. nicht einen Schritt weiter gekommen. Der Marquis Guido Ubaldi war um 1577 der Erſte, der die Mechanik wiſſenſchaftlich zu begründen ſuchte, wobei er alle Maſchinen auf den Hebel zurückführen wollte. Nächſt ihm förderten die Wiſſenſchaft: der Italiener Benedetti durch Begründung mehrerer Lehren der Mechanik; der Niederländer Simon Steven (Stevinus) der (1586) Syſteme der Statik und Hydroſtatik aufſtellte; der Römer Lucas Valerius, der um 1604 die Lehre vom Schwerpunkt wieder aufnahm, wo Archimedes ſie gelaſſen hatte. Der große Galilei (1592—1642) erweiterte die Wiſſenſchaft, beſonders durch die Entdeckung der Geſetze der gleichförmig beſchleunigten Bewegung, und die Zurückführung der Naturerſcheinungen auf dieſe Theorie kann als die Grundlegung der Lehre von der Schwerkraft betrachtet werden. Toricelli erläuterte (1644) dieſe Lehre durch ſchärfere Begründung. Der wichtigſte Fortſchritt aber, den in neuern Zeiten die praktiſche Mechanik machte, ward durch die, um dieſe Zeit erfundene Dampfmaſchine (ſ. d. Art. und Watt) veranlaßt, wozu den erſten Gedanken um 1663 der Marquis von Worceſter in ſeiner Schrift: Century of inventions gab. Viel verdankte die Mechanik durch theoretiſche Entdeckungen und wichtige mechaniſche Erfindungen dem großen Huygens, der auch die von Galilei bereits aufgeſtellten Geſetze der Bewegung des Pendels wiſſenſchaftlich begründete, und das Problem des Centrums der Oscil-

lation zuerſt auflöſte. Er, Wallis und der berühmte Baumeiſter Chriſtoph Wren (ſ. d. Art.) ſtellten die Geſetze der Colliſion auf, Borelli erläuterte die Lehre von der Percuſſion. Unter den Franzoſen war Mariotte derjenige, der die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Mechanik einführte; beſondre Verdienſte erwarb ſich Varignon, der vorzüglich die Lehre vom Gleichgewicht erläuterte. Die höhere Mechanik wurde durch Newton, Leibnitz und Johann Bernoulli gefördert, und nach ihnen machten ſich d'Alembert, Leonhard Euler, David Bernoulli, und d'Arcy, durch ſtrengere Begründung der Dynamik verdient. Lagrange förderte die Wiſſenſchaft durch eine ſyſtematiſche Darſtellung (Mécanique analytique), welche zu den wichtigſten Werken gehört, die während des 18. Jahrhunderts über Mechanik erſchienen, und unter den Deutſchen erwarben ſich gleiches Verdienſt: Lambert, Käſtner, Karſten, Langsdorf und Baader. Die Hauptwerke welche den jetzigen Zuſtand der Wiſſenſchaft darſtellen, lieferten unter den Franzoſen, außer dem angeführten von Lagrange: Bezóut (principes généraux de la mécanique, précédés des principes du calcul) Prony: (mécanique philosophique und Leçons de mécanique analytique) Carnot (principes fondamentaux de l'equilibre et du mouvement 1803) unter den Engländern: Olinthus Gregory (Treatise on mechanics theoretical practical and descriptive — 1806) Robiſon (System of mechanical philosophy 1804) Playfair (Outlines of mechanical philosophy 1814) unter den Deutſchen: Eytelwein (Handb. der Mechanik feſter Körper und der Hydraulik) Langsdorf (Handb. der gemeinen und höhern Mechanik ꝛc. 1807).

Mechaniſch. Mechaniſche Künſte. Mechaniſche Werkzeuge oder **Inſtrumente.** Mechaniſch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anſtoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (ſ. d. Art. Maſchine). Man ſetzt daher das Mechaniſche auch dem Dynamiſchen und dem Organiſchen entgegen. Mechaniſche Künſte ſind ſolche, deren Erzeugniſſe nicht auf freier Thätigkeit der Phantaſie beruhen (ſ. Kunſt, Künſte) ſondern hauptſächlich dem Verſtand und der äußern Fertigkeit ihren Urſprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem phyſiſchen Bedürfniſſe dienen, insbeſondere die Hervorbringung mechaniſcher Werkzeuge bezwecken. Letztere ſind ſolche Kunſterzeugniſſe, welche nach mathematiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßſtäbe, Luftpumpen, muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w.; insbeſondere aber Maſchinen im eigentlichen Sinne, d. i. künſtlich zuſammengeſetzte Werkzeuge. Mechanismus heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maſchine, als ſolcher.

Mecheln, Malines, eine ſchöne Stadt mit breiten Gaſſen und vielen anſehnlichen Gebäuden in dem ehemaligen öſterreichiſchen Brabant an der Dyle, zwiſchen Löwen, Brüſſel und Antwerpen, gehört jetzt zu der Provinz Antwerpen des Königreichs der Niederlande, und iſt der Hauptort eines Bezirkes. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, der ſonſt den Titel als Primas der Niederlande führte. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und ſchöne Markt, das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Rathhaus, die Hauptkirche mit ihrem 348 Fuß hohen Thurme, das große Beguinenhaus, worin gegen 800 Frauen unterhalten werden, das Leihhaus, der erzbiſchöfliche Palaſt u. ſ. w. Es ſind hier ein katholiſches Seminarium, eine Malerakademie 10 wichtige Spitzenmanufakturen, welche die trefflichſten Spitzen liefern,

20 große und kleine Hutfabriken, 19 Woll = Deckenfabriken, 10 Tuchfabriken und bedeutende Bierbrauereien. Bei hoher Fluth können ſchwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß ſonſt die Grafſchaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker (vielleicht zwei Künſtler, Vater und Sohn, unter einem und demſelben Namen), Goldſchmied und einer der älteſten und vorzüglichſten Kupferſtecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das J. 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewiſſen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meiſter er den erſten Unterricht genoſſen hat, ſo läßt ſich doch aus ſeiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk geweſen ſei. Ueberhaupt ſind ſeine genauern Lebensumſtände faſt gänzlich unbekannt; man weiß bloß, daß er ſpäterhin zu Bocholt lebte, und um das J. 1503 daſelbſt verſtorben iſt. Eben ſo ungewiß bleibt es, ob er ſich je mit der Malerei ſelbſt beſchäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemälde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in ſeinem Aufenthaltsorte für die ſeinigen ausgibt, wirklich von ſeiner Hand herrühren. Seine Kupferſtiche ſind ſehr ſelten und geſucht; ſie tragen noch das Gepräge des ſteifen und unbeholfenen Geſchmacks, ſo wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perſpective u.ſ.w., wodurch ſich die damalige Kunſtperiode charakteriſirt. In Hinſicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenoſſen dieſes Meiſters, beſonders des Martin Schön, ſo anziehend machen, ſtehen dieſes Künſtlers Arbeiten weit zurück, und ſind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und für die Geſchichte der Kunſt ſchätzbar. BC.

Mecheln (Chriſtian von), geb. zu Baſel 1737, erlernte die Kupferſtecherkunſt in Nürnberg bei Heimann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unſers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis 1764 daſelbſt verweilte. Während dieſer Zeit erwarb er ſich durch einen, auf das Jubiläum der Univerſität ſeiner Vaterſtadt gefertigten, Kupferſtich nicht allein den Beifall der Kenner, ſondern auch die Würde eines Kupferſtechers der Stadt und Univerſität Baſel, und ward ſogar, nach ſeiner Rückkehr dahin, zum Mitglied des Raths aufgenommen. Auf ſeiner 1765 von da aus angetretenen Reiſe nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitgliede auf, und bei ſeinem ſpätern Aufenthalt in Rom gewann er durch ſeine Verdienſte die Freundſchaft des großen Winkelmann. Als er hierauf nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt war, errichtete er ſelbſt die erſte Kunſthandlung in der Schweiz, und eine Zeichen= und Kupferſtecherſchule. Mit Hülfe ſeiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter ſich ein Katalog der düſſeldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferſtichen nach den beſten Werken Holbein's, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meiſtern vorzüglich auszeichnen. Er ward nun auch zum kurpfälziſchen Hofkupferſtecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Anordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Baſel zurück, gab hier ſeinen Katalog jener Gallerie heraus, und ſetzte ſein Geſchäft als Kupferſtecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin geſtört, wandte er ſich 1803 nach Berlin, wo er 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort ſich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beſchäftigt.

Medaille, Medailleur, Medaillon. Unter dem Worte Medaille verſteht man eine, in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu beſtimmt iſt, das Andenken an irgend einen beſondern Vorfall, oder an eine ausgezeichnete Perſon auf die Nachwelt zu bringen. Durch dieſen Zweck unterſcheiden ſich hauptſächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbeſtimmung iſt, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu ſein. Auch werden ſie in der Regel nicht von Münzern, ſondern von eignen Stempelſchneidern, die ſich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihrer Gegenſtandes ſind, verfertigt. Indem wir in Hinſicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Art. Münzkunde verweiſen, fügen wir noch Einiges über die Medaillen insbeſondere bei. Die Medaillen zeichnen ſich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche die Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den erſten Blick verſtändlich werden. Man theilt ſie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechiſchen und römiſchen goldnen, ſilbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraklius; unter den neuern alle von dieſer Zeit an auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfällen ausgezeichneter und vornehmer Perſonen, auf Kriegsereigniſſe, Friedensſchlüſſe und öffentliche Bündniſſe überhaupt, Stiftungen, große Zeitabſchnitte ꝛc. geprägte Medaillen. Unter den römiſchen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker ſind, als der goldne Denarius, unter den ſilbernen diejenigen, welche größer ſind als der Denarius, unter denen von Erz diejenigen, welche den Seſtertius an Umfang übertreffen. Dieſe letztern zeigen die größte Mannigfaltigkeit in ihren Aufſchriften und ſind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechiſche Denkmünzen dieſer Art, welche vor der Römer Zeit geſchlagen worden, ſind äußerſt ſelten, aber griechiſche Denkmünzen auf römiſche Kaiſer ſind noch zahlreicher als die römiſchen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geſchlagen worden, ſtehen in Hinſicht der Arbeit den frühern weit nach, indeſſen werden ſie wegen ihrer Seltenheit und der Mannigfaltigkeit ihrer Inſchriften ſehr geſchätzt. Seit dem 3. Jahrh. nach Chriſto ging die Kunſt, große Denkmünzen zu ſchlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe 1000 Jahre. Ob Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht ſpäter geſchlagen worden ſind, iſt noch ungewiß. Im 14. Jahrh. findet man die erſten ſichern Spuren von medaillenförmigen Bildniſſen. Victor Piſani, oder Piſanello, ein Maler aus St. Vigilio im Veroneſiſchen, der in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. lebte, wird, ungeachtet früherer Verſuche von Andern, wegen ſeiner vorzüglichen Geſchicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunſt, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der ſich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianiſchen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papſtes Sixtus IV. (1431—1484) arbeitete, iſt der erſte, der die Medaillen in Eiſen oder Stahl ſchnitt. In Frankreich zeichnete ſich unter der Regierung Ludwigs XIII., Jean Varin (1604—1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künſtler, welcher Medaillen entweder bloß verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erſte engliſche Denkmünze ließ 1480 ein engliſcher Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken ſchlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteſte in Deutſchland ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften

hält, und welche auf den 1415 zu Koſtnitz verbrannten Huß geſchlagen worden, nicht ſpäter geprägt ſei, ſcheint noch zweifelhaft. Beſonders reich iſt Holland an hiſtoriſchen Denkmünzen aller Art aus aus dem 16. und 17. Jahrh. Die neuern Medaillen ſind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen beſteht. Sie werden zuerſt gegoſſen, und dann zwiſchen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umriſſe in den Figuren hervorgebracht wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne: die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe iſt, ſo nennt man ſie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemälde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halſe oder auf dem Buſen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden deutſchen Medailleurs und Graveurs ſind: Abrahamſon und Loos in Berlin. In Frankreich und Italien ward die Kunſt Medaillen zu ſchneiden beſonders unter Napoleon zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Die von Denon entworfenen, und von Simon, Süſſe, Andrieu, Jeuffroy, Tiolier ꝛc. ausgeführten Denkmünzen auf die Siege der großen Armee, werden ſehr geſchätzt. Engliſche Künſtler in dieſem Fache ſind wenig bekannt. Sammlungen von Medaillen oder Medaillen-Kabinette findet man an Höfen großer Herren und im Beſitz reicher Privatperſonen. Zum Kauf und Verkauf derſelben aber gehört nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth beſtimmt, ſondern auch gründliche, geſchichtliche und diplomatiſche Kenntniſſe. Um gründliche Kenntniſſe hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik überhaupt ſtudiren vorzüglich; gehören hieher: T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romains, Paris 1806 etc. 4 Bände. 8.; Köhler's Münzbeluſtigung ꝛc.; Lochner's Medaillenſammlung und Joachim's neu eröffnetes Münzkabinet ꝛc. Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeetes von Kolchis. Als Mutter wird von einigen Idyia, des Okeanos Tochter, von Andern Hekate genannt. Die Fabelgeſchichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche ſie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beiſtand vielen Fremden das Leben, zog ſich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem ſie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward ſie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argonauten, Jaſon (ſ. d. Art.), für den ſie die zärtlichſte Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, half ihm durch ihre Kunſt aus allen Gefahren, und folgte ihm in ſeine Heimath, wo ſie den Pelias, der des Jaſon Vater vertrieben hatte, ermordete, und dieſen verjüngte und wieder auf den Thron ſetzte. Nach des Vaters Tode ging Jaſon, das väterliche Reich dem Akaſtus überlaſſend, mit ihr nach Korinth, und verlebte 10 Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Krean, Glauke oder Kreuſa, eine neue Leidenſchaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verſtieß. Nach Andern trennte ſich Jaſon von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländiſche Giftmiſcherin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung ſann ſie in ihrem Herzen auf Rache. Sie ſandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeſchenk, welches, als ſie es anlegte, ſie mit einer verzehrenden Flamme umgab, ſo daß ſie des qualvollſten Todes ſtarb. Nach Andern ließ ſie der Nebenbuhlerin

eine vergiftete goldne Krone von ihren Stiefſöhnen zum Geſchenk bringen. Kreon's Palaſt legte ſie durch einen Feuerregen in Aſche, ihre beiden mit Jaſon erzeugten Kinder ermordete ſie, beſtieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab ſie ſich zum Herkules, nach Andern zum König Aegeus nach Athen, mit dem ſie den Medos zeugte. Aber auch von hier ward ſie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo ſie ihren Vater, den ſein Bruder Perſes entthront hatte, wieder in ſein Reich einſetzte, und ſtarb. Nach ſpätern Erzählungen ſöhnte ſie ſich mit Jaſon aus, und ward von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos ſoll das Reich ſeines Großvaters in Beſitz genommen und es nach ſich Medien genannt haben. Medea iſt oft ein Gegenſtand der Dichtkunſt geweſen, beſonders der tragiſchen. Des Aeſchylus und Ovid Tragödien dieſes Namens ſind verloren, ſo auch des Sophokles Kolchides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen ſind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini dieſen Namen.

Mediateur, Vermittler, im Völkerrechte eine Macht, welche durch gütliche Unterhandlung den bevorſtehenden oder ſchon ausgebrochenen Krieg zwiſchen andern Mächten, mit deren Einwilligung friedlich zu ſchlichten bemüht iſt. Die Mediation oder Vermittelung iſt weſentlich verſchieden von der ſchiedsrichterlichen Entſcheidung, wenn ſich beide feindliche Mächte dem Ausſpruche einer neutralen Macht im voraus unterwerfen. Dies war im Mittelalter ſehr gewöhnlich, und in Deutſchland eine verfaſſungsmäßige Art der Entſcheidung von Streitigkeiten unter Fürſten, und iſt in der neueſten Zeit wieder üblich geworden. (Vergl. Austrägalinſtanz). Bei der Mediation hingegen, wo beide feindliche Mächte einverſtanden ſind, die Vergleichsvorſchläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, ſind ſie darum nicht verbunden, dieſelben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermittelung nachgeſucht, wie z. B. kürzlich von Spanien geſchah, als es die Dazwiſchenkunft der in Aachen 1818 verſammelten europ. Hauptmächte in ſeinem Kampfe mit ſeinen amerikaniſchen Kolonien für ſich erbat, was aber von jenen weislich abgelehnt ward, weil hier weniger von einer Vermittelung, als von einer bedingten Hülfsleiſtung zu Gunſten Spaniens die Rede ſein konnte. Oft aber auch bieten benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten ſonſt betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwiſchen jenen ſie nicht zuletzt ſelbſt in den Kampf verwickele. Dies kann z B. bei verbündeten Höfen der Fall ſein; auch thut es wol der neutrale Staat, wenn er glaubt, der ſchwächere möchte überwunden werden und der ſiegende Theil dadurch ſeine Macht, zum Nachtheile des politiſchen Gleichgewichts, vergrößern. Aus dieſer Rückſicht iſt Frankreich ſehr oft, in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Oeſterreich, für die Pforte als Vermittlerin aufgetreten. Nach dem gegenwärtigen, völkerrechtlich — wie die öffentlichen Kundmachungen lauten — geordneten Zuſtande von Europa ſind die fünf in Aachen 1818 unter ſich durch dieſelben politiſchen Grundſätze verbundenen Hauptmächte Europas — Oeſterreich, Frankreich, Großbrittannien, Rußland und Preußen — die Vermittler bei allen zwiſchen den übrigen Staaten entſtehenden Streitigkeiten. Für dieſen Zweck ſind ihre Miniſter in Paris, Frankfurt und Wien mit den nöthigen Vollmachten und Aufträgen verſehen, ſo wie die Monarchen ſelbſt alle 3 Jahre deshalb perſönlich zuſammenkommen wollen. K.

Mediatiſirte deutſche Fürſten. Der weſtphäl. Friede führte in das deutſche Staatsrecht den Begriff der Seculariſation ein, welchem der lüneviller Vertrag ſeine Vollendung gab; der presburger Friede hatte den Rheinbund zur Folge, welcher das deutſche Reich auflöſte, und als Unterpfand der gänzlichen Trennung des Reichsverbandes die Mediatiſirung erfand. Napoleon unterwarf nämlich von Paris aus (12. Juli 1806) regierende Fürſten, der Oberhoheit ihrer ehemaligen Reichsſtände. Es gab bis dahin im deutſchen Reiche reichsmittelbare und reichsunmittelbare Geſchlechter. Die unmittelbaren ſtanden, in Anſehung ihrer Perſonen ſowol als ihres Landesgebiets, unter Kaiſer und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwiſchen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiſer und Reich ſtand, unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte, nach den Reichsgeſetzen, dieſe politiſche, nur der Majeſtät des Reichs untergeordnete Selbſtſtändigkeit allein im Fall eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vaſallen des Reichs der Vaſall eines andern Reichsvaſallen werden. Napoleon handelte im entgegengeſetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveräne an, während andere, die mit demſelben Rechte, wie jene, Landesherren waren, und ſich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbarkeit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geſchah im tiefſten Frieden. So wurden mediatiſirt (d. i. der ſouveränen Gewalt eines andern Fürſten unterworfen): die fürſtlich öttingenſchen Beſitzungen, 24 QM. mit 60,000 Einw.; die fürſtlich fürſtenbergiſchen, 30 QM. mit 74,000 Einw.; die fürſtlich leiningenſchen, $27\frac{1}{2}$ QM. mit 83,000 Einw.; die fürſtlich hohenloheſchen, 33 QM. mit 100,000 Einw.; ſelbſt der Fürſt von Naſſau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 QM. mit 248,000 Einw. beſaß, wurde ohne Weiteres mediatiſirt, und der größte Theil ſeiner Beſitzungen unter die Landeshoheit des neu ernannten Großherzogs von Berg (Murat) geſtellt. Auch zwei der noch übrig gebliebenen freien Reichsſtädte traf dieſes Loos: Nürnberg kam an Baiern, Frankfurt an den Fürſten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, beſaß die ſchwäbiſche Reichsritterſchaft 65 QM., 150,000 Einw.; die fränkiſche Reichsritterſchaft 76 QM., 190,000 Einw.; die noch vorhandene rheiniſche Reichsritterſchaft 12 QM., 25,000 Einw.; der Fürſt von Thurn und Taxis 16 QM., 40,000 Einw.; die Fürſten und Grafen Löwenſtein 26 QM., 58,000 Einw.; die Grafen von Bentheim 32 QM., 45,000 Einw.; die Grafen von Salm (Horſtmar) 30 QM., 55,000 Einw. Noch wurden mediatiſirt: das Johanniter-Fürſtenthum Heitersheim, der Fürſt von Schwarzenberg, die Grafen von Caſtell, die Fürſten und Grafen Fugger, die Fürſten und Grafen von Truchſes-Waldburg, von Königsegg, die Fürſten von Metternich, Fürſt von Salm-Reiferſcheid, Graf von Wallmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Heſſen-Homburg, der Fürſt von Wied-Runkel, der Fürſt von Wied-Neuwied u. A. m. Sämmtliche durch den Rheinbund mediatiſirte Lande, die 70 — 80 altfürſtlichen oder gräflichen Häuſern und reichsunmittelbaren Geſchlechtern gehörten, enthielten 450 QM. mit 1,500,000 Einw., ohne die zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim gehörenden Bezirke von 42 QM. mit 150,000 Einw. Unter den Souveränen, welche über mediatiſirte Häuſer die Hoheit erhielten, waren am reichlichſten bedacht: Berg,

Würtemberg, Baiern, Baden, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau. Die unterdrückten Häuſer mußten ſich in ihr Schickſal fügen, erfuhren indeß keine gleiche Behandlung der mediatiſirenden Fürſten. Die mediatiſirten Häuſer ſuchten daher, als der Rheinbund aufgelöſt und im pariſer Frieden vom 30. Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung ſtand, aufgehoben worden war, bei dem Congreſſe in Wien um die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Abgeordnete derſelben: der Fürſt von Wied-Neuwied, der Graf von Erbach-Erbach, der Landgraf von Fürſtenberg und die Fürſtin Vormünderin von Fürſtenberg hatten den 22. Oct. 1814 beim Kaiſer von Oeſterreich Audienz. Die Fürſtin führte das Wort, und erhielt vom Kaiſer Franz die Verſicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Foderungen thätig ſein wolle. Darauf ſetzte der 14. Art. der deutſchen Bundesakte feſt, 1. daß die mediatiſirten fürſtlichen und gräflichen Häuſer auch künftig zu dem hohen Adel in Deutſchland gerechnet werden ſollen, indem ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundnen Begriffe verbleibe; 2. daß die Häupter dieſer Häuſer die erſten Standesherren in dem Staate, zu dem ſie gehörten, ſein, daß ſie und ihre Familien die privilegirte Klaſſe in demſelben, insbeſondere in Anſehung der Beſteuerung bilden und daß ſie überhaupt in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen alle Rechte und Vorzüge behalten ſollen, welche aus ihrem Eigenthume herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie können daher ihren Aufenthalt in jedem Bundeslande, oder mit dem Bunde im Frieden lebenden Staate frei wählen; ſie können ferner über ihre Güter und Familienverhältniſſe, jedoch mit Vorwiſſen des Souveräns und der höchſten Landesſtellen, frei verfügen, auch werden die noch beſtehenden Familienverträge aufrecht erhalten; ſie haben einen privilegirten Gerichtsſtand und die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für ſich und ihre Familien; ſie behalten die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erſter, und wo die Beſitzung groß genug iſt, in zweiter Inſtanz; auch behalten ſie die Forſtgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, die Aufſicht in Kirchen- und Schulſachen, ſo wie über milde Stiftungen; indeß ſind ſie in der Ausübung dieſer Rechte an die Vorſchrift der Landesgeſetze gebunden, welchen ſie, ſo wie der Militärverfaſſung, unterworfen bleiben. Die nähere Beſtimmung der angeführten Befugniſſe ſoll auf die Grundlage der darüber erlaſſenen königlichen baierſchen Verordnung vom J. 1807 von dem Bundestage getroffen, und dadurch ein in allen deutſchen Bundesſtaaten übereinſtimmender Rechtszuſtand der mittelbar gewordnen Fürſten, Grafen und Herren begründet werden. Dem ehemaligen unmittelbaren Reichsadel ſind bloß die Rechte, ſich einen Aufenthaltsort frei zu wählen, und über ſeine Güter Familienverhältniſſe frei, mit Vorwiſſen des Souveräns zu verfügen, ſo wie den begüterten Antheil an der Landſtandſchaft, die Patrimonial- und Forſtgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, das Kirchenpatronat und der privilegirte Gerichtsſtand zugeſichert worden. Die wichtige Frage, ob den mediatiſirten vormaligen Reichsſtänden, wie der 6. Art. der Bundesacte hoffen läßt, auch einige Curiatſtimmen im Pleno zugeſtanden werden ſollen, weshalb die Mediatiſirten, ſowol in Frankfurt, als bei dem Congreſſe zu Aachen im J. 1818 Vorſtellungen übergeben haben, iſt noch nicht entſchieden. Mehrere ſouveräne Fürſten haben bisher die ehemaligen unmittelbaren Dynaſtengeſchlechter durch landſtändiſche und andere

Vorrechte zufrieden zu ſtellen geſucht, wie die neuen Verfaſſungsgeſetze von Baiern und Baden beweiſen. Ihretwegen iſt vorzüglich die Trennung der Volksſtände in zwei Kammern beliebt worden. Doch muß man, da einmal die Wiederherſtellung in den vorigen Stand, mit der neuen Ordnung der Staatenverhältniſſe nicht vereinbar iſt, bei der Entſchädigung der mediatiſirten Geſchlechter ihre ſogenannten Ehrenrechte und ihre Anſprüche auf Regierungsrechte wohl unterſcheiden. In Anſehung ihrer Ehrenrechte wird jeder Billigdenkende keine Beſchränkung wollen; und es können allerdings, ſelbſt in Anſehung des Hausvermögens, privatrechtliche Normen, z. B. Fideicommiſſe gelten, wodurch die Erhaltung des Glanzes dieſer fürſtlichen Geſchlechter geſichert würde. Auch gebührt ihnen eine Entſchädigung, wenn von Verwandlung nutzbarer, durch ihre jetzige Form dem Wohle des Staats nachtheiliger Rechte in Geld die Rede iſt. Anders verhält ſich die Sache, wenn die Frage iſt von Begünſtigung der Standesherren in ihrer Eigenſchaft als erblicher Staatsbeamten, von ihrem Einwirken in die öffentliche Verwaltung, mithin von einem Reichsverhältniſſe. Hier kann ihnen nichts zugeſtanden werden, was dem Staatszwecke, d. i. dem Beſten aller Staatsbürger nachtheilig ſein könnte. Der Regent hat vielmehr die Pflicht, dieſen Zweck bei neuen Einrichtungen ſo vollſtändig als möglich zu erreichen zu ſuchen, insbeſondere alſo möglichſt die Uebel zu vermindern, die mit dem Daſein der Patrimonialjuſtiz und Patrimonialpolizei immer verbunden ſind. Große Grundbeſitzer, wie die Standesherren ſind, haben in ihrem Grundeigenthum ein großes Privatintereſſe, das, wenn zugleich die öffentliche Verwaltung von ihnen abhängig iſt, leicht mit der letztern in Reibungen gerathen und dadurch ihren ehemaligen Unterthanen nachtheilig werden kann. Von den Rheinbundesſtaaten, ſind Weſtphalen, Frankfurt, Berg und Iſenburg gänzlich verſchwunden; dagegen iſt Naßau-Oranien mit Luxenburg entſchädigt und Iſenburg neumediatiſirt, Sachſens Königreich verkleinert und Heſſen-Homburg mit Vergrößerung redintegrirt worden. Die Reclamation des Reichsgrafen von Bentink wegen der Souverainetät der Herrſchaft Kniphauſen, blieb bisher unerledigt, bei dem aachener Congreß, woſelbſt ſie angebracht wurde.

Mediceer, Medici. Es iſt eben nicht ſelten, Geſchlechter aus dem Bürgerſtande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu ſehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieſer Rang und Anſehn. So iſt es denn in demokratiſchen Freiſtaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Menſchenaltern unter den Regierern des Staats, ja wol allein an der Spitze deſſelben zu finden. Die Geſchichten der griechiſchen und italieniſchen Republiken ſind voll von Beiſpielen dieſer Art. Aber gewöhnlich ſehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunſt, ſolche Häuſer eben ſo ſchnell, als ſie geſtiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein ſolches Bürgerhaus ſich Jahrhunderte unter ſtetem Wechſel einander verſchlingender Parteien im Flor erhält, wenn ſein Einfluß in dieſer Zeit allmälig zur Alleinherrſchaft wird, und in ſolcher ſich Jahrhunderte behauptet: dann dürfen wir mit Zuverſicht ſchließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Glück ausgezeichneter Familienhäupter ein ſolches Haus ſo zu ſchmücken und zu befeſtigen vermochte. Dies iſt der Fall bei dem erlauchten Hauſe der Mediceer, deſſen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unſerer Väter geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer Ahnherren ih-

nen als Vermächtniß hinterlaſſen, bis zu ihrem Ausſterben ungeſtört genoſſen haben. Wir können die Anfänge des mediceiſchen Hauſes nicht ſo weit verfolgen, als die eines ähnlichen, wenn gleich nicht ſo hoch geſtiegnen, deutſchen republikaniſchen Geſchlechts, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erſcheinen da, wo ſie in der florentiniſchen Geſchichte zuerſt auftreten, d. i. zu Anfange des 14. Jahrh., ſchon als reich und bedeutend, doch als unlängſt nur durch Handel zum Wohlſtand gelangt. Als Corſo Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, ſich von ſeinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachläſſigt und ſeinen Einfluß ſchwinden ſah, ſchloß er, um eine neue Partei zu bilden, ſich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter dieſen werden die Medici zuerſt genannt, wiewol ſie nach Andern auch die Abſichten des Kardinals von Prato, die verwieſenen Weißen zurückzuberufen, unterſtützt haben ſollen. Wie dem ſei, ſie wußten ſich ſo klug zu benehmen, daß ſie in Corſo's Unglück nicht mit verwickelt wurden, ſondern vielmehr von jetzt an unter den Familien waren, aus welchen die Bürger-Oligarchie von Florenz beſtand. So trugen ſie auch hauptſächlich zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der ſich aber bald ſeiner erlangten Gewalt zur Demüthigung jener herrſchenden Geſchlechter bediente, und unter andern Johann von Medici, der Lucca gegen die Piſaner nicht ſtandhaft genug vertheidigt hätte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen ſich daher mit einigen andern Geſchlechtern in eine Verſchwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo, entdeckt wurde; aber das gute Glück der Medici wollte, daß der grauſame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erſcheinen, dieſe Sache nicht unterſuchte. Zu ſeinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufſtand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern deſſelben. Fortan ſehen wir ſie ſtets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adeligen, zum Lohn ihres dabei geleiſteten Beiſtandes, wieder zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelaſſen wurden, von welcher ſie ſeit 50 Jahren ausgeſchloſſen waren, und, dieſer neuen Freiheit ſich übernehmend, Anmaßungen und Frevel ſich erlaubten, waren es die Medici hauptſächlich, welche das Volk zu den Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um dieſe Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt ſeines Geſchlechts. In den nächſten Jahrzehnden, wo das kaum geſtillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Ammonizionen (wie man die Entfernung gewiſſer Männer und ganzer Geſchlechter von öffentlichen Ehrenſtellen, unter dem Vorwand des Gibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den ſchwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ ſich ſogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini in eine Verſchwörung gegen die albizziſche Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schickſal, das ſeine Mitverſchwornen traf, dadurch, daß er ſich in Zeiten ſeinem Bruder Salveſtro, welcher Magiſtratsperſon war, vertraute. Eben dieſer Salveſtro ſetzte, 1378 zum Gonfaloniere di Giuſtizia ernannt, ein Geſetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde, und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salveſtro das große Anſehn, das zu dem, ſeitdem immer ge-

ſtiegnen Einfluſſe ſeines Hauſes den Grund legte. Seine und ſeiner Verwandten Mäßigung rettete ſie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth ſich ſelbſt den Sturz bereitete. So ſahen die Medici, ungeſtört in ihrem Anſehen und Wohlſtand, die Häuſer Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um ſich fallen, denn ſie ſtrebten nie, wie dieſe, nach der Herrſchaft der Republik, als hätten ſie gewußt, daß das Schickſal ſie ihren Nachkommen gleichſam von ſelbſt in die Hände ſpielen würde. Dennoch wurden auch ſie, wenigſtens auf eine Zeit lang, Opfer des republikaniſchen Parteigeiſtes, vor dem die Unſchuld und Rechtlichkeit nicht ſchützt, ſondern wol oft als Verbrechen erſcheint. In einem Aufſtande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, 1393, drang der ungeſtüme Haufe in Veri dei Medici, Salveſtro's Sohn und damaliges Haupt der Familie, ſein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Foderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können; auch wandte ſein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieſer Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente ſich ſolcher Liebe und ſolchen Einfluſſes beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr geſtillt. Kurze Zeit nach dieſer glorreichen Handlung war es, wo der ſonſt immer günſtige Himmel ſich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke ſchlecht erfüllten, was ſie unter Veri's Vermittelung verſprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhniſche Regierung einige Drohungen, welche ſich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salveſtro abſtammenden Linie nebſt ihren Freunden zu verbannen. Einige von dieſen Verwieſenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverſtändniß mit Freunden zu Florenz, 1397 den Verſuch zurückzukehren und das Regiment an ſich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden ſie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beiſtand, und mußten ſich in die Kirche S. Reparata flüchten, wo ſie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verſchwörung, die der Herzog von Mailand 1400 unter den florentiniſchen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben ſollten, wurden wieder zwei Medici und das ganze Haus, bis auf einige Wenige verbannt. Aber dieſe Wenigen, welche fortfuhren, ſich durch große, glückliche Handelsgeſchäfte zu bereichern, wußten den Namen ihres Hauſes fortwährend unter den erſten der Republik zu erhalten, und ſeinem Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich als die herrſchenden Ariſtokraten von ſeiner Mäßigung und Parteiloſigkeit ſich ganz überzeugt hatten, im Sept. und Oct. 1421 auch Gonfaloniere di Giuſtizia. Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Oppoſition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er ſich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er ſtarb 1429, von allen Parteien bedauert. Von ſeinen Söhnen Coſimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer; dieſer ward der Stammvater der Großherzöge von Toscana, welche unwürdig ernteten, was jene geſäet. Coſimo hatte ſchon 1416 in der Signoria geſeſſen. So wenig er auch gegen die herrſchende Partei etwas unternahm, ſo bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche

ſein ungeheurer Reichthum verſtattete, ſelbſt eine neue zahlreiche Partei um ſich, die, auf die Albizzi eiferſüchtig, nichts verabſäumte, ſie zu verkleinern und zu ſchwächen. Obgleich dies, wie es ſchien, nicht auf Coſimo's Antrieb geſchah, und ſelbſt ſeine Partei ſich nicht nach ihm, ſondern nach einem gewiſſen Puccio Pucci nannte, der nebſt Averardo dei Medici am eifrigſten war, ihm Anhänger zu werben, ſo erſchien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichſter Feind. So lange der kluge Nicolò d'Uzzano lebte, hielt ſie dieſer von thätigen Unternehmungen gegen Coſimo zurück; aber nach deſſen Tode brach ihr Haß aus. Coſimo, ohne daß man ihm, außer ſeiner herzengewinnenden Leutſeligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Beſtechung des Gonfaloniere Bernardo Guadagni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren ſeine Freunde ſo zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen beſtand, die ihn zurückrief, und Rinaldo und deſſen Anhängern mit der Verbannung vergalt. Durch dieſen Sturm ward Coſimo's Anſehn und Einfluß erſt erhöht und geſichert, die Partei der Medici nun erſt die herrſchende. Gleichwol verſchmähte Coſimo, Gewalt gegen ſeine Feinde zu brauchen; nur wurden 1442 einige Verdächtige verbannt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu ſtehen wagten; unter andern ſuchte der verdiente Neri Capponi, ſich der Politik des Coſimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzuſetzen. Coſimo duldete dies, begnügte ſich, durch die Menge der Freunde vor Feinden ſicher zu ſein, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieſer, durch die Furcht vor dieſen klug im Zaume zu halten. Die herrſchende Partei pflegte in Florenz Einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magiſtratsperſonen geben zu laſſen. Coſimo ſelbſt bewirkte, daß Neri unter dieſen Machthabern war, und verſöhnte ihn ſo ſeiner Partei, die die ſchwächere des Neri in ſich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Friſt der Balia abgelaufen war, bediente er ſich nicht, wie wol früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, ſondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenſtellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieſelben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf 8 Jahre durchſetzte. So liebte er immer, in anſcheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu ſeinem Vortheil handeln zu laſſen. Wie früher Pucci Puccio das Haupt ſeiner Partei geheißen, ſo regierte er ſeit 1458 die Republik durch Luca Pitti, ſelbſt im Hintergrund bleibend. Aus dieſem beobachtete er ſeine Freunde und ſeine Feinde und ſuchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche ſelbſt eine conſtitutionelle Ariſtokratie, geſchweige eine ſo unſichere Oligarchie, ſich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in ſeinen ſpätern Jahren, beſonders wegen des herriſchen Charakters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er ſich zum Geſetz, ſich in ſeinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; ſeinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz ſchmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen ſeine Anhänger, ſondern beſonders gegen Künſtler und Gelehrte, unter denen Argyropulus,

Marſilius Ficinus u. A. ſeine Wohlthaten in reichem Maße genoſſen; denn er ſelbſt war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wiſſenſchaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachſamer Staatsmann zu ſein. Es wäre ihm, der in Europa als Fürſt von Florenz galt, leicht geweſen, ſich mit Fürſten zu verſchwägern: aber er verheirathete ſeine Söhne und ſeine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentiniſcher Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den ſchwierigen Verhältniſſen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin ſeine über die Welt verbreiteten kaufmänniſchen Verbindungen und ſein unermeßlicher Kredit ihn kräftig unterſtützten. Nachdem Cosmus ſo alles gethan, was ſeines Hauſes Macht auf dem unſichern Boden der Volksgunſt befeſtigen konnte, ſtarb er nichts deſto weniger (1464) mit kummervollen Ausſichten in die Zukunft; denn ſein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der ſich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel ſo viel Anſehen als Verdienſt erworben hatte, und ſein Sohn Giovanni waren vor ihm geſtorben; ſein anderer Sohn Piero ſchien wegen ſeiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und deſſen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren faſt unmündig. Wirklich verſcherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von ſeinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falſchen Freundes, Diotiſalvi Neroni, um ſeine Finanzen, die durch ſeines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieſer an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb Die ihm dadurch und durch die Verlobung ſeines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edlen großen Hauſe der Orſini) beim Volke erwachſene Ungunſt beſchloſſen Neroni und der herrſchſüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit den wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem perſönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu ſeinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liſte, in welche die Feinde der Medici ſich einſchrieben, Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm Wohlwollenden ſich ebenfalls unterſchreiben, welches auch viele ſchon in die Liſte ſeiner Widerſacher Eingetragene, aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Verſuchen gemäßigter Maßregeln, zu Veränderung der Regierung beſchloſſen die Unzufriednen, den Piero auf ſeinem Landhauſe zu Carreggi zu tödten, und ſich mit Hülfe des Marcheſe von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlaſſen; der Anſchlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im Aug. 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaffneter nach Florenz zog. Von dieſen bewacht, hielt er ſich ruhig in ſeinem Hauſe. Seine Gegner bewaffneten ſich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel; und als Piero einer Botſchaft angeſehener Bürger in einer wohlgeſetzten Rede ſeine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufenen Balia keineswegs verlange, dargelegt hatte, das Volk aber ſchlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerſtreuten ſich ſeine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich darauf ward der mediceiſchen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, ſondern waren eins mit dieſer. Zu großer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balia dieſe Macht zu Willkürlichkeiten aller Art, die er, faſt immer bettlägrig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, ſeine verbannten

Feinde zurückzurufen, um durch ſie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten ſie deren nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit ſeiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Verſuch zum Sturz des übermächtigen Hauſes begünſtigt. Im Einverſtändniß mit Papſt Sixtus IV. und dem Erzbiſchof von Piſa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erſte Geſchlecht nach den Medici, einen Anſchlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchen fehl geſchlagenen Verſuchen endlich, am 26. April 1478, in der Kirche S. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo ſchlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verſchworne, da das Volk alsbald zu Gunſten der geliebten Medici ſich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (ſ. d. Art.) mit ſeinem Sturze büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt ſeines Hauſes, und in dem Vorſteheramte der Republik unerſchütterlicher als je befeſtigt, führte ſolches würdig ſeiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, beſonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künſte und Wiſſenſchaften noch übertraf. Durch Bündniſſe mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Abſichten des Papſtes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, perſönlich nach Neapel gereiſt, dieſen König, ſeinen und ſeiner Stadt bitterſten Feind, ſich zum herzlichſten Freunde und zum Bundesgenoſſen gegen die Angriffe des unverſönlichen Papſtes und der treuloſen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch ſeine weiſen Maßregeln, durch ſeine ſo redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu ſeinem Tode allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befeſtigung ihres Wohlſtands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürſtenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeſchickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich dieſe Unglücksfälle ihn in ſolche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er beim öffentlichen Schatze, oft große Summen hatte borgen müſſen: ſo fand er ſich doch, als er ſein Vermögen aus den Geſchäften zog, im Stande, weitläufige, fürſtliche Herrſchaften anzukaufen, und nicht nur dieſe mit Paläſten von königlicher Pracht, ſondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu ſchmücken. In dem langen Frieden, den ſeine Klugheit der Republik ſicherte, ergötzte er die Florentiner durch geſchmackvolle und glänzende Volksfeſte, ſich ſelbſt durch den Umgang mit den geiſtreichſten Gelehrten ſeiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Chriſtoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, ſein Ruhm und ſeine Einladung nach Florenz zogen und ſeine königliche Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosmus (1471) geſtiftete, an Handſchriften reiche mediceiſche Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künſte in einem mit alten Statuten und trefflichen Gemälden ausgeſchmückten Palaſt. Man kann dreiſt behaupten, ſagt Fiorillo, daß alle, die ſich in dieſem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, unter ſeiner Gönnerſchaft erzogen worden ſind. Daher wurde auch Lorenzo der Prächtige genannt. (Vergl. Fabronii vita Laurentii Medicis, Pisa 1784 2 Vol. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo ꝛc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797). Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von ſeinen Mitbürgern, ſtarb er 1492, und mit ihm das Glück ſeines Vaterlandes; auch das ſeines Hauſes ſchien mit ſeinem Tode ſich trüben

zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten ſich wieder erhob, ſo iſt doch keiner von Lorenzo's Nachkommen ſeiner würdig geweſen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonſina Orſini vermählt, Giovanni, ſeit dem 14. Jahre Kardinal, und nachher Papſt Leo X. (ſ. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Piero, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigſten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch ſeine Unklugheit und Schwäche, beſonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna ſich den Florentinern, die ſo gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbſtgefühl dieſer Republikaner erhob ſich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit ſeinem ganzen Geſchlecht verbannt. Bei den Unruhen dieſer Vertreibung lief das Volk in die Häuſer der Medici und verwüſtete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es jenen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Verſuchen, durch Liſt und Gewalt zurückzukehren, fand Piero in der Schlacht am Garigliano, wo er beim franzöſiſchen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in dieſem Fluſſe. Erſt 1513 erlangte ſein Bruder, der Kardinal Johann, durch einen Aufſtand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in ſeine Vaterſtadt, und als er 1514 Papſt wurde, erhob er ſeine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papſt zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürſtlichen Titel und mit Beibehaltung der republikaniſchen Form. Aber als nach ſeinem Tode (1519), unter Aleſſandro's, ſeines Vetters (nach Einigen ſeines Baſtards) Verwaltung, 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Baſtard (ja nach Einigen Aleſſandro's Vater) den päpſtlichen Stuhl beſtieg (er nannte ſich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieſer Scheinfreiheit von Florenz vorausſehen. Zwar ſchienen die Florentiner ſie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn ſie verjagten (1527) den laſterhaften Aleſſandro; aber dies war das letzte Aufflammen des republikaniſchen Geiſtes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer erſticken ſollte. Auf Clemens VII. Veranlaſſung belagerte Kaiſer Carl V. Florenz (1531), ſetzte nach der Einnahme den Aleſſandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihn mit ſeiner natürlichen Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Coſimo, von Lorenzo bei Medici (aus der von Coſimo's Bruder Lorenzo ſtammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen ſchwachen Verſuch, die Republik herzuſtellen; aber von neuem griff Carl V. ein, und ſein Machtwort beförderte Coſimo I. (aus einem andern Zweige derſelben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Coſimo I. (ſ. d. Art.) beſaß, wie ſeine Nachfolger, zwar die Verſchlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er ſeine Größe verdankte. Dieſe Größe zu ſichern, ließ er ſich vor allem angelegen ſein, die Strozzi, Erbfeinde ſeines Hauſes, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beſchützung des levantiſchen Handels gegen die Türken ſtiftete er einen neuen geiſtlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch ſtiftete er die große Sammlung von Bildniſſen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuen-

ſammlung, die ſich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentiniſchen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er ſich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557) und durch mehrere andere Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er ſich vom Papſt Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), aber erſt ſein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von Kaiſer Maximilian II., deſſen Schweſter Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Beſtätigung dieſes Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterſtadt, um ſie dieſer Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello). Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieſer nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Aleſſandro ausgeſtorbene, den Handel aufgegeben; ſelbſt alle Fürſten trieben Coſimo I., Franz und deſſen Bruder, der geweſene Kardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künſte, ſo wie des letztern Sohn Coſimo II. (folgte 1609), ihn fort, Franz ſogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter dieſen Großherzogen ſtanden zu Florenz Künſte und Wiſſenſchaften in erfreulicher Blüthe, und daran ſowol als an der feinen Politik, die ſich beſonders bei dem bedenklichen Stande zwiſchen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des 15. Jahrh. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Coſimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von 11 Jahren zur Regierung kam. Während ſeiner Minderjährigkeit gewann die Geiſtlichkeit und durch ſie der päpſtliche Hof, einen höchſt verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und beſtimmte ihn, mit Verlaſſung der Politik ſeiner Väter, ſich Spanien und Oeſterreich in die Arme zu werfen; eine Freundſchaft, die von dieſen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus dem für unerſchöpflich geachteten mediceiſchen Schatze zu ziehen. Er regierte 49, und ſein mönchiſch erzogner, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Coſimo III., 53 Jahr (von 1670 — 1723), ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch ungeheure Staatsſchulden und durch Verſiegen aller Quellen des Nationalwohlſtandes in die traurigſte Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gaſto, Coſimo's III. Sohn, der letzte ſeines ehedem ſo glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er ſtarb 1737 nach einer thatenloſen Regierung und hinterließ, der Vorherbeſtimmung des wiener Friedens (1735) zu Folge, ſein Großherzogthum dem Hauſe Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiſer Franz I.), traf bald nachher mit der Schweſter Johann Gaſto's, der verwittweten Kurfürſtin von der Pfalz, der letzten des mediceiſchen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch ſämmtliche Allodialgüter ihres Hauſes, alſo auch die berühmten Kunſtſchätze und Alterthümer, die ihre kunſtliebenden und kunſtfördernden Ahnen geſammelt, an ſich brachte. Unter der ſechs und zwanzigjährige Regierung ſeines Sohnes, des weiſen und guten Leopolds, vergaß Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall. HC.

Medicin, Arzneigelahrheit, die Wiſſenſchaft von der Idee des Lebens und deſſen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunſt, daſſelbe in ſeinem vollkommenſten Lebenszuſtande (der Geſundheit) zu erhalten, oder in denſelben zurückzuführen. Es iſt noth-

wendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß ſie nämlich Wiſſenſchaft und Kunſt ſei, als welche neben einander und mit wechſelſeitigem Einfluſſe auf einander beſtehen, von denen aber keine eine unbedingte Herrſchaft über die andre ausüben darf. Nur inſofern überhaupt der Verſtand vor der praktiſchen Seite ſich den Vorrang zueignet, inſofern irgend einige Vorſtellungen den Handlungen vorausgehen müſſen, kann geſagt werden, daß die Kunſt von der Wiſſenſchaft abhänge. Vielfältig ſind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wiſſenſchaft und Kunſt ſei, und man hat dieſe Bezeichnungen zu anmaßend gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß ſie je derſelben würdig werden könne. Und wer könnte es leugnen, daß die Idee der Wiſſenſchaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht ſei? Wie vielfältig ſind noch die Widerſprüche über irgend einen Grundſatz derſelben! Wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! Wie oft wird etwas als Urſache angeſehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage ſtehenden Erſcheinung vorherging! und es werden ja fort und fort neue Erſcheinungen entdeckt, die alle ſchon bekannt ſein müßten, wenn das Ideal der Wiſſenſchaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es ſich auch mit den Kunſtübungen; oft ſinkt das Handeln, ſelbſt des beſten Arztes, zu einem bloß empiriſchen Nachahmen herab; häufiger noch iſt die Kunſt in ihren Wirkungen beſchränkt, nicht alle Kranke ſind zu retten, viele ſterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren abſolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß iſt die Erreichung des Kunſtzwecks beinahe in jedem einzelnen Falle. Aber auch das, was wir bis jetzt in der Medicin erkannt haben, iſt des Namens einer Wiſſenſchaft wol ſchon werth; nicht minder würde der Arzt, der, daß die Medicin eine Kunſt ſei, nicht anerkennen will, ſich ſelbſt zum Handwerker erniedrigen. Wird der Begriff des Wortes Medicin (obgleich willkürlich) über die einzelnen Zweige derſelben geſetzt, ſo muß er auch alle dieſe einzelnen Zweige derſelben in ſich enthalten. Daher ſind Geſundheit, Krankheit und Heilung die Gegenſtände derſelben, aber keiner iſt aus ſich ſelbſt zu erkennen, auch ſind ſie nicht von einander abzuleiten; ſie beſtehen neben einander und müſſen demnach von etwas Höherm, Allgemeinerm abgeleitet werden; dies aber iſt die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieſer Idee vorgedrungen, die alle Eigenſchaften eines wiſſenſchaftlichen Princips hat: ſo wird dieſelbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müſſen, und es erweitert ſich dadurch das Feld der Medicin um ein ſehr Bedeutendes. Jedoch ſind nicht alle Aeußerungen des Lebens gleich bedeutend für die Medicin; ſie läßt manche bei Seite liegen und verfolgt vorzugsweiſe nur die Lebensrichtung, die ſich auf irgend ein beſondres Individuum oder eine Klaſſe von Individuen bezieht, auf die nämliche, auf welche die Medicin als Kunſt wirken will. Was aber für die Wiſſenſchaft als Idee erſcheint, das wird für die Kunſt Ideal, und ſie bemüht ſich, ſelbiges zu verwirklichen; ihr Zweck iſt es, das Leben in ſeinem vollkommenſten Zuſtande zu erhalten oder in denſelben zurückzuführen. Soll dieſe Zuſammenſetzung von Wiſſenſchaft und Kunſt, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden: ſo müſſen alle Geiſteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit geſetzt werden. Zuerſt aber trit die ſinnliche Thätigkeit auf, und bemerkt eine zahlloſe Menge bunt ſich durchkreuzender Gegen-

ſtände der mannichfaltigſten Art. Sie ſollen indeß nicht bei einer bloßen Wahrnehmung ſtehen bleiben, ſie ſollen die Beobachtung begründen, welche dann entſteht, wenn der Verſtand die Aufmerkſamkeit der Sinne feſſelt und, ihr eine beſtimmte Richtung gibt. Hier trit Freiheit und Willkür ſchon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer es beobachtet, der ſucht Erſcheinungen, vermuthet in denſelben ſchon etwas Höheres, und ſtrebt die Verbindungen von Erſcheinungen nachzuweiſen. Die Beobachtung iſt auch als die wahre Grundlage der Medicin anzuſehen, die fort und fort die Kunſt und Wiſſenſchaft bereichert, wenn ſie von der rechten Art, d. h. wenn ſie vernünftig iſt, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder ſeine Richtung allzu feſt beſtimmt. Sind eine Menge von Beobachtungen geſammelt und angehäuft, dann ſucht der Verſtand Ordnung in dieſe Mannichfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe, und wendet ſie auf die beobachteten Erſcheinungen wieder an. Abſtraction und Reflexion erheben ihr Haupt, und ſind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Beſtimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer auf's neue erregt wird. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend. Aus der Vernunft entſpringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles Einzelne ſo begründen, daß etwas ſie weiter Begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erſcheint als ein Ganzes, weil ſie in ſich ſelbſt begründet ſind und aus ſich ſelbſt entſtehen; die äußern Dinge können ſie erwecken und zum Bewußtſein bringen, ſie mußten aber ſchon da ſein, um erweckt werden zu können. Arm iſt das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wiſſenſchaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wiſſenſchaft, daß der Verſtand ſie beachtet, ſie von den übrigen abſondert, und ſie darſtellt. Daß für die mediciniſche Wiſſenſchaft die Idee des Lebens die durchzuführende ſei, iſt ſchon geſagt worden; und eben indem der Verſtand dieſe beachtet und ſie mittelſt ſeiner Abſtraction auf die einzelnen Erſcheinungen überträgt, entſteht die Wiſſenſchaft der Medicin, und indem das, was wir praktiſche Vernunft nennen, die Idee zu verwirklichen bemüht iſt, entſteht die Kunſt derſelben. Bei dieſer Verſchiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weiſe bearbeitet wurde; und ein Jeder iſt auch jetzt noch geneigt, in der Hauptanſicht derſelben ſich nach ſeiner Individualität zu richten. Bald aber wird der ſinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abſtacten Begriffen des Verſtandes (Dogmatismus, Eklektismus, Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalismus) die Oberherrſchaft eingeräumt. a) Der Empirismus bleibt in ſeinem roheſten Zuſtande bloß bei der Erſcheinung ſtehen, und behauptet wol gar, man könne nicht weiter, man ſolle nichts anders als ſehen, und nach dem Geſehenen handeln. Der rohe Empiriker gibt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder ſelbſt beobachtet hat, daß ſie in ähnlichen Fällen genützt haben; er gibt ſie, ohne weitere Betrachtungen anzuſtellen, und ohne andre Gründe zu haben. Sieht ſich der Empirismus als untergeordnet unter den Verſtand an, dann wird er der geläuterte genannt; dieſer ſtützt ſich in ſeinem beſſern Zuſtande auf den Begriff der Cauſalität, als welcher zur Unterſcheidung der Erſcheinungen gebraucht wird; ſo werden die Heilungsverſuche ſchon mehr begründet und individualiſirt, die Gründe, dieſes oder jenes Mittel anzuwenden, ſchon näher be-

ſtimmt. Aber des menſchlichen Geiſtes vollkommen würdig wird erſt dann der Empirismus, wenn er ſich auch der Vernunf unterwirft (der rationelle Empirismus); denn ſo erſt wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verſtand unfehlbar Veranlaſſung gibt, und ſo wird ſie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verſtandes immer getrübt und geſtört wird. Der rationelle Empiriker nur ſchätzt die Beobachtungen, aber überſchätzt ſie nicht; er ſieht in den Erſcheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erſcheinung erſt Erſcheinung, da ſie von dem rohen Empiriker für die Sache ſelbſt gehalten wurde. (S. d. Art. Erfahrung in der Medicin.) b) Eben ſo wie der Empirismus, erſcheint auch die Verſtandesanſicht der Medicin unter drei Geſtalten, am reinſten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abſtracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abſtraction von derſelben gewonnen ſein, oder er mag bloß hypothetiſch vorausgeſetzt werden, irgend ein Abſtractum wird als Grundſatz hingeſtellt, damit von demſelben die einzelnen Erſcheinungen abgeleitet, und aus demſelben, wie man ſagt, erklärt werden. So entſtanden die Syſteme der Medicin, die ſich vervielfältigten, weil verſchiedene Begriffe ſo gehandhabt werden können, und von denen doch eins das andere auszuſchließen und zu verdrängen beſtrebt iſt, weil der Verſtand es nicht begreifen kann, wie ſie neben einander beſtehen können, und die endlich in ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus die Verwechſelung der Urſache mit der Wirkung ſo leicht zuläßt. So wie aber die Erſcheinungen auf die drei Klaſſen der mechaniſchen, chemiſchen und dynamiſchen zurückgeführt werden; ſo zerfallen auch die ärztlichen Syſteme in mechaniſche, chemiſche und dynamiſche. Die mechaniſche Anſicht des Organismus bildete ſich am reinſten, aber auch am einſeitigſten in dem Syſteme der Iatromathematiker (von dem griechiſchen ἰατρικὴ [jatrikê] die Heilung) aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch Descartes Philoſophie veranlaßt, und von Keil, Sauvages, Bernoulli, Hamberger u. A. bearbeitet wurde. Dieſe ſuchten durch mathematiſche Berechnungen und durch die äußere Geſtalt der Organe die geſunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserſcheinungen in die feſten Theile verweiſt und die Säfte für den Organismus nur als etwas Aeußeres hinſtellt, herrſcht die mechaniſche Anſicht noch vor, wenn auch noch von Solidartheoretikern zum Theil andere Grundſätze zu Hülfe genommen wurden. Unter den feſten Theilen ſollten es endlich die Nerven vorzüglich ſein, die alle Lebenserſcheinungen bewirken, doch ſchließt ſich die daraus hervorgehende Nerventheorie ſchon an die dynamiſche Anſicht des Organismus an. Dieſer zufolge ſind es Kräfte, zu denen man nicht ſelten die Eigenſchaften der Materie erhob, und unter welchen man dieſe oder jene Aeußerung des Lebens, als Urſache gedacht, verſtand; Kräfte ſind es, die alle Lebenserſcheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker, nahmen beinahe ſo viel Kräfte an, als es Functionen gibt, und dieſe wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen ſollten. Bald war es auch die Seele, die alles im Körper hervorbringe, bald ein räthſelhaftes Weſen, Archeus genannt, das die Stelle der ſpäter aufgeſtellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Strenge, aber auch in der unbefriedigendſten Einſeitigkeit wurde von J. Brown dieſe dynamiſche Anſicht des Organismus durchgeführt. In allen auf ſolchem Grund gebau-

ten Syſtemen aber blieb das Körperliche des Organismus unberührt. Nachdem in den neuern Zeiten die Chemie große Fortſchritte gemacht hatte, ſuchte man dieſe zu benutzen, um die Miſchung des Körpers zu erklären. Doch auch ſchon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organismus aus verſchiedenen Stoffen zuſammengeſetzt ſei, und manche von ihnen waren auch als hypothetiſche Urſachen aller Erſcheinungen von ihm aufgeſtellt worden. Da nun aber alle Miſchung in dem flüſſigen Zuſtande vor ſich geht, ſo räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den feſten Theilen ein, und es entſtand ſo die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigſten Formen von Hippokrates bis auf unſre Zeiten aufgeſtellt worden iſt. Der Eklekticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie die dogmatiſchen, durch den Verſtand geſchaffenen Syſteme betrachtet und benutzt, ſucht von jeder Theorie das Gute zu benutzen. Höher aufſtrebend erblicken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verſtandes. Das Unbefriedigende jeder Wiſſenſchaft, die in dem Verſtande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, ſich über dieſelbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wiſſenſchaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat ſich unter den philoſophiſchen Aerzten bisweilen, obwol ſeltner, als jede andere Betrachtunsgweiſe, gezeigt. c) Wol hat ſich in manchem Kopfe ſchon eine Vernunftanſicht (Rationalismus) der Naturwiſſenſchaft und Medicin geregt; wol öfter ſind Ideen aus dem Schoße der Vernunft genommen, unter verſchiedenen Namen ausgeſprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeſchmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Wort und Bilde ſtehen, und erhoben ſich nicht zu der Idee, zu dem, was bezeichnet werden ſollte; oder man trug der Vernunft-Idee unmittelbar und nicht durch die Deduction und Abſtaction auf die Erfahrung, die ſich wol fügen mußte, über, und ſtellte ſo religiöſe und myſtiſche Syſteme auf, oder man begnügte ſich wol gar mit der erreichten Höhe und war ſtolz genug, nicht wieder herabzuſteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die geprieſene Allſeitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. So iſt denn Wiſſenſchaft und Kunſt der Medicin ſeit mehr als 2000 Jahren bearbeitet worden, und hat endlich eine ſolche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, ſie in mehrere Theile oder Zweige (Doctrinen) zu theilen. Zunächſt iſt es die Aufgabe 1. der allgemeinen philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft, die auch wol Metaphyſik der Natur, Naturphiloſophie genannt wurde, die Idee des Lebens ſelbſt aufzufaſſen. Gott und die Natur, Thätigkeit und Sein, Zeit und Raum, Kraft und Materie müſſen hier ihre Betrachtung finden. In dieſer Betrachtung werden die einzelnen Erſcheinungen, die ſich eben als Aeußerungen des Lebens zeigen, begründet; dieſe ſelbſt laſſen ſich auf mechaniſche, chemiſche und dynamiſche zurückbringen. Die beiden erſten Klaſſen beziehen ſich vorzugsweiſe auf den Raum (und zwar die mechaniſchen auf den äußern, die chemiſchen auf den innern Raum), die letztere auf die Zeit. Und es iſt 2. die Phyſik, die die Betrachtung der mechaniſchen (Größe, Form, Geſtalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlichkeit) und der dynamiſchen (Bewegung, Cohäſion, Adhäſion, Schwere, Magnetismus, Elektricität, Galvanismus, Schall, Wärme, Licht) beſtimmt; dahingegen 3. die Chemie die Miſchung, oder die ſogenannten chemiſchen Erſcheinungen betrachtet. Beide aber können nur durch Beobachtung und das Mittel derſelben, durch Verſuche, die Erſcheinung ſelbſt

kennen lernen, beide ſind daher als bloß empiriſche Doctrinen der philoſophiſchen Naturwiſſenſchaft gewiſſermaßen entgegengeſetzt, oder ſie erſcheinen vielmehr als die empiriſchen Theile derſelben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müſſen. Es äußert ſich aber das Urleben in verſchiedenen größern oder kleinern Kreiſen, die zur Begründung verſchiedener Doctrinen führen. Inſofern ſeine Aeußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden: ſo erhalten wir 4. die Kosmologie (gewöhnlich Aſtronomie genannt) und Kosmogenie; von denen uns jene freilich nur zur Kenntniß der Geſtirne, ihres Standes gegen einander, und ihrer Bewegung führt; dieſe aber beſteht in bloßen Hypotheſen und Ahnungen. Mehrere und mannichfaltigere Kenntniſſe gewährt uns dagegen 5. die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner iſt und unſrer Individualität näher liegt. Als Theile der erſtern ſind die Atmoſphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgeſtellt worden: denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüſſigen und Starren erſcheinen uns die Theile der Erde. Aber auf derſelben und zwar auf der äußern Rinde derſelben (Humus genannt, den man, als ein in ſich geſchloſſenes Ganze gar wohl betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie ſind in zwei große Klaſſen, in die der Pflanzen und Thiere, getrennt; und 6. die Phytologie (Botanik) betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und deſſen Erſcheinungen, die ſich ſämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derſelben beziehen. Höher ſteigert ſich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen) die eigentlich thieriſchen, irritable nämlich und ſenſible, beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, wird am beſten mit dem Namen 7. der Zoologie belegt, und faßt die ſogenannte anatomia und physiologia comparata und die Naturgeſchichte oder äußere Beſchreibung der Thiere als Theile in ſich. Alle dieſe Wiſſenſchaften ſind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicin. Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch, ſtreng genommen, nicht zu der Medicin und werden auch gewöhnlich nicht dahin gerechnet; ſie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Uridee der Medicin, die Idee des Lebens, treibt. Iſt nun aber der Menſch das Individuum, an welchem die Medicin die Aeußerungen der Idee des Lebens erkennen will, iſt er es, den ſie, als Kunſt, im vollkommenſten Zuſtande erhalten will: ſo werden natürlich alle die Wiſſenſchaften, die den Menſchen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr ſtehen. So namentlich 8. Anthropologie, die zwar verſchieden, aber am beſten wol ſo beſtimmt wird, daß ſie die Eigenthümlichkeiten des Menſchen und ſeine Verſchiedenheit von den Thieren betrachte; 9. die Naturgeſchichte des Menſchen und ſeiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menſchen auf der Erde und die daher rührende Verſchiedenheit der Raçen handelt; 10. die Pſychologie, die die geiſtigen Lebenserſcheinungen am Menſchen kennen lehrt; 11. die Anatomie, welche die Geſtalt und Lage der Organe durch ein künſtliches Oeffnen des Leichnams entdeckt, und in ihren einzelnen Theilen, als Oſtologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologio die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Nevrologie die Nerven, als Adenologie die Drüſen beſchreibt; 12. die organiſche Phyſik, in welcher die mechaniſchen Erſcheinungen des menſchli-

chen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Geſtalt u. ſ. w.) 13. die Anthropochemie, in welcher die Miſchung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 14. die Phyſiologie, welche alle die genannten Erſcheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dynamiſchen, die ihr Eigenthum ſind, betrachtet, und ſie zugleich als Aeußerungen des Lebens erkennt, und dieſes eben in ihnen allen nachzuweiſen hat. In dieſer erkennen wir die Grundlage aller der Wiſſenſchaften, die im ſtrengſten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die wir jetzt aufſtellen wollen. Sie ſtützen ſich aber auf den dreifachen Zuſtand, in welchem uns das Leben erſcheint: auf die Geſundheit, Krankheit und Heilung. Die Wiſſenſchaft nämlich von der Geſundheit, ihrem Weſen, ihren urſächlichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 15. Hygienie genannt, oder 16. Diätetik, wenn aus jener Sätze hergeleitet und als Regeln des Verhaltens hingeſtellt werden, ſo daß jene eine reinere Wiſſenſchaft iſt, dieſe aber auch einen Kunſtzweck fordert. Beſondre Formen der letztern ſind: die Makrobiotik (ſ. d. Art.), Eubiotik, Polybiotik, Prophylaktik; 17. Pathologie dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Weſen, ihrer Entſtehungsart und ihren Erſcheinungen genannt. (S. d. Art.) Aber es erſcheint die Krankheit, obwol ſie ihrem Weſen nach nur eine iſt, unter ſehr mannichfaltigen Geſtalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen oder auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18. die Noſologie handelt von dieſen, ihren Urſachen und Symptomen, und iſt insbeſondere bemüht, durch Eintheilung aus dieſem Mannichfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein ſogenanntes noſologiſches Syſtem aufzuſtellen. 19. Die pathologiſche Anatomie gibt Kunde von den mechaniſchen und Structurveränderungen; 20. die pathologiſche Chemie, wenn ſie einſt exiſtiren wird, von den Miſchungsabweichungen der Theile in dem krankhaften Zuſtande. 21. die Anamneſtik oder die Kunſt, aus den vorhergegangenen Urſachen auf den gegenwärtigen Zuſtand zu ſchließen. 22. die Semiotik, Diagnoſtik, Prognoſtik. Die erſte iſt die Kunſt, aus den Symptomen auf den Krankheitszuſtand; die andre die Kunſt, bei ähnlichen Symptomen auf eine verſchiedne Krankheit zu ſchließen; und die dritte endlich die Kunſt, aus der Vergangenheit und Gegenwart einen zukünftigen Zuſtand, den Ausgang der Krankheit zu errathen. 23. Therapie iſt die Lehre von der Heilung der Krankheit, d. h. von dem Weſen, den Zeichen und den Urſachen der Heilung, und ſie erhält, indem ſie dies leiſtet, gewöhnlich noch das Beiwort der allgemeinen Therapie; 24. die ſpecielle Therapie handelt von den einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieſer aber zur Seite ſtehend und mannichfaltig in ſie eingreifend erblicken wir 25. die pſychiſche Heilkunde, die ſich mit den Geiſtesſtörungen und der Art und Weiſe, durch Einwirkung auf den Geiſt zur Heilung der Krankheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26. die Chirurgie, welche die mechaniſchen Krankheiten und die Art und Weiſe, durch mechaniſche Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27. die ars obstetricia, Entbindungskunſt, die die Erleichterung und Beförderung des Geburtsgeſchäfts zum Zwecke hat. Gehen wir aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, ſo erhalten wir 28. die materia medica, die den Begriff eines Arzneimittels vorausſchickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenſchaften und die Wirkungsart auf den Organismus angibt; an dieſe ſchließt ſich 29. die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren, und die zuſammengeſetzten, die im-

mer in der Officin vorräthig (officinell) ſein ſollen, zuzubereiten lehrt; und 30. das Formulare an, als welches die Anweiſung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigſten verordnet werden; 31. die Klinik oder mediciniſche Praxis benutzt die Ergebniſſe aller dieſer Doctrinen, und macht Anwendung, verliert aber dabei die wiſſenſchaftliche Form, und ſtellt vielmehr Kunſtregeln auf. Endlich aber wird die Medicin auf ſich ſelbſt bezogen und die Art und Weiſe ihrer Ausbildung erforſcht 32. in der Geſchichte und Literaturgeſchichte derſelben; oder ſie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen bezogen, und wird dann 33. Staatsarzneikunde genannt, die in die mediciniſche Polizei und gerichtliche Medicin zerfällt; oder 34. man ſucht auch Laien dieſes und jenes aus der Medicin mitzutheilen, und ſtellt dann eine populäre Medicin auf, von der wol die Hebammenlehre den wichtigſten Theil ausmacht. Schon die hiſtoriſche Kenntniß dieſer ſo zahlreichen Doctrinen ſetzt mancherlei Talente und Vorkenntniſſe voraus; aber die praktiſche Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der mediciniſchen Kunſt erfodert noch mehr. Was die Vorkenntniſſe angeht, ſo beſtehen ſie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten, und einiger andern Sprachen, in der Bekanntſchaft mit der Geſchichte, Oekonomie, Mathematik und Philoſophie. Es tragen dieſe Wiſſenſchaften theils dazu bei, den Geiſt des Menſchen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die ſchon dem angehenden Arzte Noth thut, theils iſt auch ihr Inhalt ſelbſt für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärzlichen Bildung ſelbſt, bald ſelbſt ein Stützpunkt derſelben. Auf Akademien wird gewöhnlich der mediciniſche Unterricht ertheilt; jedoch wird Niemand ſich hier dem mündlichen Unterrichte allein anvertrauen, ſondern es muß zu dieſem fleißiges und gewähltes Leſen, ſo wie eigne Uebung, Beobachtung ꝛc. hinzukommen. Die Zeit des akademiſchen Curſus iſt auf 4 bis 5 Jahre zu beſtimmen, und auch um ihn in dieſer Zeit zu vollenden, muß man die einzelnen Wiſſenſchaften recht ängſtlich eintheilen. Folgender Studienplan ſcheint der zweckmäßigſte: Im erſten Halbjahre, welches am beſten zu Oſtern anfängt, und vorzugsweiſe vorbereitend ſein ſoll, iſt fortzuſetzen: a) das Sprachſtudium und ein kritiſches Collegium über einen lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker zu hören; b) das Studium der ſchönen Künſte und Aeſthetik; c) Studium der Philoſophie, nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphyſik zu hören; an dieſe aber muß ſich das Studium der philoſophiſchen Syſteme, vorzüglich der neueſten Zeit anſchließen; d) die Mathematik; e) Botanik, die keine großen Vorkenntniſſe vorausſetzt; f) Oſteologie und Syndesmologie; g) mediciniſche Encyklopädie und Methodologie, von Einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr ſei vorzugsweiſe der Betrachtung der lebloſen Natur gewidmet. a) Die Anatomie und das Studium des menſchlichen Körpers in ſeinem todten Zuſtande iſt hier die Hauptwiſſenſchaft, daneben muß aber auch b) Phyſik, c) Chemie, d) allgemeine Naturgeſchichte und e) allgemeine philoſophiſche Naturwiſſenſchaft (als Vorbereitung zur Phyſiologie) ſtudirt werden. Ueberdies kann über die Logik und Metaphyſik noch einmal oder über eine andre philoſophiſche Doctrin (Moralphiloſophie, Aeſthetik) oder über Geſchichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beſchäftigung des dritten Halbjahres ſind: a) Phyſiologie als Hauptwiſſenſchaft, b) Pſychologie, c) Antropologie, d) Naturgeſchichte des Menſchen und ſeiner Species, e) Hygienie, f) Mineralogie, g) Wiederholung der

Anatomie in einem Examinatorium, h) Widerholung oder Fortſetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken Zuſtande und der Mittel gegen dieſen Zuſtand beſtimmt iſt, machen a) die Pathologie und b) die Heilmittellehre die Hauptwiſſenſchaften aus. Dabei aber muß ſich der Schüler c) im anatomiſchen Präpariren üben und ſich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d) die pſychiſche Heilkunde jetzt ſchon ſtudirt und darüber gehört werden; e) die Phyſiologie aber iſt und zwar am beſten in disputatoriſcher Form zu wiederholen. Auch ein philoſophiſches oder hiſtoriſches Collegium zu beſuchen, wird noch Zeit übrig ſein. Im fünften und ſechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehreſten jetzt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig iſt, ob ſie im fünften, ſechsten oder ſiebenten Halbjahre gehört werden) und die der Betrachtung des Lebens im Zuſtande der Heilung vorzüglich gewidmet ſind, machen a) die allgemeine und ſpecielle Therapie, b) die Chirurgie, c) die Lehre von der Entbindungskunſt die Hauptwiſſenſchaften aus. Damit iſt aber auch d) das Studium der Pharmacie, e) die Lehre vom Formulare, Receptirkunſt, f) die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei, g) die Geſchichte uud Literatur der Medicin zu verbinden und h) das Disputatorium, das ſich jetzt auch auf pathologiſche Gegenſtände ausdehnt, fortzuſetzen; i) die Noſologie und noſologiſchen Syſteme; k) Semiotik und l) pathologiſche Anatomie können wol dem Privatſtudio überlaſſen bleiben. Das ſiebente, achte und wenn es möglich iſt, die Studienzeit ſo lange auszudehnen, auch das neunte und zehnte Halbjahr ſind nun endlich der praktiſchen Uebung ſelbſt beſtimmt und es iſt dieſe zu erhalten a) in einem Spitalklinico; b) in einem Poliklinico (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgiſchen Klinico und d) im Gebärhauſe. Ueberdies wird jetzt auch noch ein oder das andere Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Uebungen im Schreiben und Disputiren werden fortgeſetzt und die Specimina ausgearbeitet. So iſt die Zeit des akademiſchen Lebens zweckmäßig eingetheilt, und wer ſie gewiſſenhaft benutzt, wird aus derſelben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten; er wird auch hier und zwar das ganze Leben hindurch immer noch mehr lernen können und müſſen; aber es wird ohne Nachtheil für die Kranken geſchehen, welche Hülfe ſuchen. (Vergl. d. Art. Arzt). B. P.

Medicin (gerichtliche), medicina forensis (ſ. d. vorig. Art.). Sie unterſcheidet ſich von der medieiniſchen Polizei dadurch, daß ſie der Inbegriff aller Kenntniſſe, aus den ſämmtlichen Zweigen der Arzneiwiſſenſchaft geſammelt, iſt, welche den Arzt in den Stand ſetzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenſtand durch mediciniſche Grundſätze klar gemacht werden muß, den nöthigen Aufſchluß mitzutheilen. Der dazu beſtellte Arzt iſt der gerichtliche Arzt, und keiner ſollte dazu ernannt werden, der nicht nur in ſeiner Wiſſenſchaft die gründlichſten Kenntniſſe beſitzt, ſondern auch ſich täglich mit den Fortſchritten derſelben bekannt macht. Gegenſtände der gerichtlichen Medicin ſind im Allgemeinen folgende: Unterſuchung aller Verletzungen an Menſchen, Beſtimmung der Tödtlichkeit derſelben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetſchungen, Erſchütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. ſ. w.; oder nach der Menge der Beſchädigungen, oder nach der Beſchaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halſes, der Bruſt, des Un=

terleibes, innerer Theile u. ſ. w.; ferner Unterſuchung über Fälle von Erſtickung, Vergiftung, Selbſtmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Unterſuchung über das Abſterben eines Kindes vor oder nach der Geburt (ſ. d. Art. Lungenprobe); Unterſuchung über vorgegebne oder verhehlte Krankheiten; Beſtimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militärdienſt; Beſtimmung bei Zweifel über das Alter eines Menſchen; Unterſuchungen bei Fällen von geſetzwidrigem Beiſchlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Mediciniſche Geographie, d. h. die Erdkunde angewendet auf die Medicin, umfaßt alle Gegenſtände der Geographie, welche einen Einfluß auf die Geſundheit, die Körperbeſchaffenheit, die Geiſtesthätigkeit und die Krankheiten der Menſchen haben. Da der Menſch nämlich einerſeits in zahlloſen Familien ſich weiter über die Erde verbreitet, als irgend ein andres organiſches Weſen (ſei es Thier oder Pflanze) ob er in den brennenden, dürren Steppen der Aequatorialländer ſowol als auf den eiſigen Gefilden in der Nähe des Poles lebt und geſund ſein und ſich wohl befinden kann, da er allein bald auf der Oberfläche des Meeres jahrelang oder an den Küſten ſeine ganze Lebenszeit hindurch ſich aufhalten, bald fern vom Waſſer in den Binnenländern wohnen, auf den höchſten Gebirgen gemſenartig herumklimmen und in tiefen Thälern und Schachten, in der Nähe von Sümpfen oder in ihnen ſelbſt ſich herumtreiben muß: ſo iſt es doch anderſeits ſehr begreiflich, daß die verſchiednen Umſtände und äußern Verhältniſſe, unter denen er lebt, auf ſein ganzes Sein einen ſehr großen Einfluß haben müſſen. Denn zu ſolcher Herrſchaft erhebt ſich hienieden auch der Menſch nicht, daß die Beſchaffenheit der Außenwelt, in der er lebt, ihm gleichgültig ſein könnte. Im Gegentheil erweißt die Beobachtung die größten Verſchiedenheiten des (körperlichen und geiſtigen) Menſchen, welche von den äußern Umgebungen abhängen. Man vergleiche den kräftigen, hitzigen, leidenſchaftlichen Sohn der arabiſchen Steppen mit dem kalten, blaſſen, ſchlecht genährten Nordländer, den lebhaften, choleriſchen Italiener mit dem bedächtigen Holländer u. ſ. w. finden ſich ſo große Verſchiedenheiten in ganzen Völkern ausgeſprochen: ſo müſſen ſie wol von allgemeinen Verhältniſſen der äußern Natur abhängen, welche nicht auf einzelne Menſchen bloß, ſondern auf ganze Völker ihre Herrſchaft ausüben. Wo aber die Beſchaffenheit des Menſchen im geſunden Zuſtande ſchon verſchieden iſt, da wird ſich dies in Krankheiten noch auf eine viel ausgezeichnetere Weiſe äußern. Manche Krankheiten bilden ſich bloß in gewiſſen Gegenden aus und erhalten ſich hier (wie z. B. das Pellagra in Norditalien, der Weichſelzopf in Polen u. a.) oder verbreiten ſich vorzüglich durch Anſteckung dann nach und nach weiter aus. Die Uebel, welche nur durch Anſteckungen entſtehen: wie die Blattern, Maſern, Luftſeuche u. a. haben ſich höchſtwahrſcheinlich zu irgend einer, freilich ziemlich entfernten Zeit an gewiſſen Orten und unter Umſtänden, die freilich vor den mehrſten ſehr ungewiß, von vielen ganz unbekannt ſind, einmal gebildet und ſich dann durch Uebertragung von einem auf den andern erhalten. Jene berührten äußern Umſtände müſſen ferner auf den Verkauf der gewöhnlichen und allgemein verbreiteten Krankheiten, vorzüglich der fieberhaften, einen großen Einfluß haben und bewirken es endlich auch, daß für die Arzneimittel in den verſchiednen Ländern bei einer und derſelben Krankheit eine ſehr verſchiedne Empfänglichkeit vorhanden iſt. Aus dem letzten

Grunde iſt die Ausübung der Medicin in verſchiednen Ländern ſehr abweichend. Wir wollen auf die einzelnen Gegenſtände der medicinischen Geographie, welche einen ſo wichtigen und großen Einfluß auf den Menſchen haben, kürzlich aufmerkſam machen, da es uns freilich nicht möglich ſein kann, jeden einzelnen Ort, oder auch nur jedes Land in medicinischer Hinſicht zu beſchreiben. Hier iſt aber 1) Zuerſt das Verhältniß der Erde zur Sonne und dem Monde, wahrſcheinlich auch zu andern Himmelskörpern zu berückſichtigen. So wie die Erde unter dem Einfluſſe derſelben ſteht, ſo auch der Menſch, die Thiere und Pflanzen, welche paraſitenartig auf der Oberfläche derſelben leben. So wie die Sonne den Unterſchied des Tages und der Nacht bewirkt, ſo erfährt auch der Menſch denſelben und er äußert ſich im Menſchen ſo auffallend, daß Kieſer ſogar das Tag- und Nachtleben unterſcheidet; jenes ſteht unter dem Einfluß der Sonne, dieſes unter Vorherrſchaft des telluriſchen Princips. Die regelmäßige Abwechſelung von Schlaf und Wachen, die Regelmäßigkeit in den Ausleerungen und in der Aufnahme neuen Stoffes, und in der Wiederkehr mancher Krankheitszuſtände zu gewiſſen Stunden (z. B. der Paroxysmen in den Wechſelfiebern, der Abendverſchlimmerungen in andern Krankheiten) beruht auf dieſem Grunde. Den Einfluß des Mondes auf den Verlauf der Krankheiten erkennt man in den Aequatorialgegenden am deutlichſten, aber auch anderwärts iſt die an dem 7., 14. und 21. Tage ſo oft erſcheinende Kriſis, die alle Monate wiederkehrende Reinigung der Weiber, oder die in gleichen Perioden erſcheinende Hämorrhoidalblutung, die größere Heftigkeit, mit welcher die Anfälle mancher Krankheiten, z. B. die Epilepſie, in manchen Mondsphaſen wiederfahren, Beweis dieſes Einfluſſes. Und wenn auch die Träumereien der Aſtrologie ſich nicht beſtätigen, ja wenn auch directe Erfahrungen von der Einwirkung der Geſtirne ſchwer zu ſammeln und bis jetzt noch gar nicht in hinreichender Anzahl vorhanden ſind; ſo iſt dieſer Einfluß deshalb noch nicht abzuleugnen. 2) Der ſchiefe Stand der Erdaxe im Verhältniß zur Sonnenbahn veranlaßt die Abwechslung der Jahreszeiten, d. h. der jedes Jahr periodiſch wiederkehrende Grad von Wärme und Kälte und die verſchiedne Tag- und Nachtlänge. Nun weiß man aber, welch einen großen Einfluß Wärme und Licht auf alle organiſchen Weſen haben; ſie beleben im eigentlichen Sinne, die Kälte und Finſterniß, bewirken Schlaf und Unthätigkeit, ja in der erſtern erſtarrt alles Lebendige. Den Jahreszeiten entſprechen die Erdzonen; die heiße, ein potenzirter Sommer, der nur durch Feuchtigkeit gemäßigt wird, erzeugt gallichte, nerviöſe und fauligte Krankheiten, in ihr befinden ſich höchſt wahrſcheinlich die Quellen der contagiöſen Krankheiten und der ſcheußlichſten Hautübel. Die kalte Zone, ein wenig unterbrochner Winter erzeugt eine kümmerliche, dürftige, kleine und ſchwache Organiſation, die Krankheiten ſind mehr lymphetiſch und kachektiſch. In den gemäßigten Zonen entwickelt ſich der Menſch zu der höchſten Blüthe des Daſeins in körperlicher und geiſtiger Hinſicht, die Krankheiten der heißen und kalten Zone wechſeln mit den Jahreszeiten und durch den Wechſel ſelbſt wird eine Gelegenheit zu vielen andern (z. B. zu Katarrhen, Rheumatismen, Entzündungen ꝛc.) gegeben. 3) Das Terrain, welches der Menſch bewohnt, das Meer, die Gebirge und Felſen, welche die Erdkugel in mehrere Theile trennen, veranlaſſen ſelbſt in einem und demſelben Klima große Verſchiedenheit der Wohnörter, welche auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Lebensarten und den Geſundheitszuſtand einen ſehr großen

Einfluß hat. Außerdem hängt auch die Temperatur der Atmosphäre, die meteoriſche Veränderung derſelben und die Beſchaffenheit des Waſſers zum großen Theil von dieſen Umſtänden ab, deren großer Einfluß auf die Entſtehung mancher Krankheiten bekannt genug iſt, und von welchen namentlich viele endemiſche Krankheiten veranlaßt werden. 4) Muß die Atmosphäre, ihre Wärme oder Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, ihre Bewegung und elektriſche Verhältniſſeu, lauter Umſtände, welche ſehr mannichfaltige Modificationen erleiden, berückſichtiget werden. Bald athmet man eine reine Luft, bald iſt ſie mit vielen Ausdünſtungſtoffen angefüllt, die Ausdünſtung wird bald vermindert bald vermehrt, das Blut mehr oder weniger oxygeniſirt; alle dieſe Umſtände, ſo wie die Schwere der Luft in den Thälern, die größere Leichtigkeit und dünnere Beſchaffenheit auf hohen Gebirgen, müſſen die Konſtitution ſehr merkbar verändern. Beiſpiele dieſes Einfluſſes ſind die Kretinen in manchen Thälern, die lebhaften, ſchnellfüßigen Bergbewohner, der trockne und biliöſe Beduine in Vergleich zu den fetten und lymphatiſch-venöſen Muſelmann an den feuchten Ufern des Nils. Eben ſo unterdrücken die feuchten und warmen Mittagswinde die Lebenskräfte, die trocknen und kalten Nord- und Morgenwinde erhöhen die Beweglichkeit und regen die Lebensthätigkeit überhaupt auf. 5) Die Nähe oder Entfernung des Meeres, die vulkaniſche Beſchaffenheit des Bodens erzeugen anderweit Veränderungen in der Konſtitution des Menſchen. Die Meeresküſten und Inſeln ſind feucht und deshalb erreicht weder die Kälte noch die Hitze hier den hohen Grad, wie in den Binnenländern derſelben Breite. Die vulkaniſchen Länder ſind zwar oft ziemlich fruchtbar, immer reich an Mineralwäſſern, Schwefel- und Waſſerſtoffgas werden ausgehaucht; in ſolchen Gegenden kommen auch Erdbeben öfters vor und erzeugen theils durch den Schreck, den ſie verbreiten, theils durch atmosphäriſche Veränderungen mancherlei Krankheiten. 6) Selbſt die Staatsverfaſſung und der Kulturgrad hängt zum Theil von der phyſiſchen Beſchaffenheit des Landes ab. Gebirgige Gegenden, welche dürftig eine mäßige Bevölkerung ernähren, verhindern das Gedeihen der Civiliſation und die Herrſchaft des Geſetzes. Raub, Mord, und Krieg lieben die kräftigen und kühnen Bewohner derſelben, ihr Streben nach Freiheit artet in Anarchie aus. Doch ſind ſie zur Mäßigkeit gezwungen, Jagd und Viehzucht iſt ihre einzige Beſchäftigung. Die Nähe des Meeres und großer Flüſſe bildet Fiſcher und Kaufleute, hier erzeugen ſich gern republikaniſche Verfaſſungen. Denn der Handel bedarf des Geſetzes, will aber ſeiner Natur nach, weder einen Adel noch ſonſt Jemand über ſich dulden, Freiheit und Gleichheit iſt ſein Element. Endlich begünſtigen weite und fruchtbare Ebenen das monarchiſche Princip, den Ackerbau, den Grund der Monarchie, welcher die Einwohner an die Erdſcholle, ihr Eigenthum, bannt. Gewerbe, Wiſſenſchaften und Künſte gedeihen und finden Belohnung. Hier artet die Monarchie, wenn die Völker träge, ſinnlich und entnervt werden, in Despotismus aus. Niemand aber wird es bezweifeln, daß nicht nur die Lebensart welche unter ſo verſchiednen Verhältniſſen geführt wird, ſondern auch die Staatsverfaſſung ſelbſt unmittelbar einen großen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten, auf die Konſtitution und die Krankheiten der Menſchen haben. Selbſt Revolutionen einzelner Länder verändern die Konſtitution und die Beſchaffenheit der Krankheiten, wie oftmals iſt beobachtet worden. 7) Es iſt bekannt, daß die Pflanzen in ihrer Ausbreitung und leichtern und gedeihlichen Kultur ſich nach den ein-

zelnen Ländern, ja oft nach einzelnen kleinen Diſtricten richten und die eine hier, die andre dort beſſer gedeiht. Da dieſe nun theils zur Nahrung, theils zur Bekleidung benutzt werden, ſo wird auch dieſer Umſtand auf die Konſtitution und die Krankheiten der Bewohner verſchiedner Länder, Einfluß gewinnen. So müſſen ja die Gewürze der Tropenländer, die verſchiednen Weine in einzelnen Gegenden, die Getreidearten ꝛc. ihnen Einfluß auf die Bewohner ſolcher Gegenden äußern. 8) Endlich wird auch von den einzelnen Thierarten und ihrer Verbreitung über den Erdboden daſſelbe gelten. Der häufigere Genuß der einen oder der andern muß einen wichtigen Einfluß auf die Beſchaffenheit der Menſchen haben. Der leicht bewegliche Franzoſe liebt das Geflügel, der träge Grönländer ſeinen Thran. So ſteht der Menſch inmitten unzähliger Dinge, welche ſeine Neigungen und ſeinen Charakter beſtimmen, ſeine Exiſtenz beherrſchen, ſeine Geſundheit ſtören, er wähnt ſich frei und iſt ein Naturweſen, wie jedes andre; er macht ſich zum Herrn der Erde und muß ihr dienen, wo er auch lebt.

Medicinische Topographie, die Beſchreibung der einzelnen Orte, Städte, Dörfer und Angabe der zahlreichen und mannichfaltigen Umſtände, welche einen Einfluß auf die Entſtehung, Veränderung und die Behandlung der Krankheiten haben. Es leuchtet von ſelbſt ein, daß die Kenntniß dieſer Umſtände für den praktiſchen Arzt ſehr nothwendig, ja ein unentbehrliches Bedürfniß iſt. Dies hat man auch ſo allgemein anerkannt, daß nicht nur von den mehrſten größern Städten, ſondern auch von vielen kleinen beſondren Beſchreibungen erſchienen ſind. Man beſtimmt zuerſt die geographiſche Lage des Orts um den es ſich handelt; ſind Gebirge vorhanden: ſo wird ihre Lage, Form und Höhe und die Beſchaffenheit der Thäler mit Berückſichtigung der Himmelsgegend angegeben; die Wälder die ſich in der Nähe befinden, ihre Ausbreitung, Dichtigkeit und die Baumart, welche ſie bildet, werden aufgezeichnet. Hierdurch ſchon beſtimmt ſich die Richtung der vorherrſchenden Winde, welche ſo einflußreich auf die Entſtehung der Krankheiten ſind. Ferner zieht das Waſſer die Aufmerkſamkeit auf ſich, die Flüſſe und Kanäle ſowol, als das Quellwaſſer; die chemiſchen Beſtandtheile deſſelben ſind von großem Einfluſſe. Sodann muß die Beſchaffenheit des Bodens ausgemittelt werden. Endlich aber müſſen alle Details, welche ſowol die Bauart der Häuſer, ihre Höhe und Einrichtung, die Richtung und Form der Straßen, als auch die Gewohnheiten, Sitten, Lebensart, Beſchäftigung und Vergnügen der Einwohner betreffen, mit möglichſter Genauigkeit aufgefaßt und zuſammengeſtellt werden. Daraus ergibt ſich dann der Schluß auf die vorherrſchenden Krankheiten und ihre zweckmäßige Behandlung von ſelbſt.

Medicinalverfaſſung iſt derjenige Theil der Staatsverfaſſung, der ſich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalperſonen und Medicinalanſtalten bezieht. Mit Unrecht wird dieſer Theil der Staatsverfaſſung in den mehreſten Staaten vernachläſſigt, und den übrigen Theilen der Staatsverfaſſung nach geſetzt. Seine beſondere Einrichtung muß ſich daher theils nach der Größe des Staats, theils nach beſondern Oertlichkeiten, und nach der Staatsverfaſſung ſelbſt richten. Im Allgemeinen iſt eine oberſte Medicinalbehörde nöthig, welche die höchſte Inſtanz in allen Angelegenheiten die ſich auf das Geſundheitsweſen der Bürger, oder auf das Medicinalweſen beziehen, und, ſeine nicht bloß berathende oder geſetzgebende, ſondern auch ausübende Gewalt haben muß (ſ. medicin. Po=

lizei). Iſt das Land für ein ſolches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, ſo müſſen demſelben mehrere andre untergeben ſein, welche am füglichſten mit den Univerſitäten zu verbinden ſind, wenn jenes nothwendig in die Reſidenz gehört und unter den Augen des Fürſten arbeiten muß. Dieſen Ober- uud Untercollegien wird Alles, a) was ſich unmittelbar auf das Geſundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenſtand der mediciniſchen Polizei iſt, b) die Aufſicht über den Unterricht in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung deſſelben, ſo wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wol auch der Krankenwärter zu übertragen ſein. c) Sollen ſie die Aufſicht über alle die Anſtalten führen, die der Staat zum Unterricht der jungen Aerzte, Chirurgen ꝛc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanſtalten, Krankenhäuſer) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen ſie auch Gutachten, im Fall eine gerichtliche Entſcheidung ſich auf mediciniſche Kenntniſſe ſtützt; ſie verwalten alſo die gerichtliche Medicin (ſ. d. Art.) In Hinſicht auf gerichtlich-mediciniſche und mediciniſch-polizeiliche Gegenſtände ſind die ſogenannten Phyſici die Repräſentanten und Organe dieſer Collegien, und ſollten wol beſſer beſoldet werden, als gewöhnlich der Fall iſt; auch wäre es zweckmäßig, ſie von den Collegien nicht bloß prüfen, ſondern auch wählen zu laſſen. Die übrigen Aerzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künſtler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Beſoldung hängt von der Willkür der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter ſtrengere Aufſicht genommen, ſie müſſen nach Vorſchriften (Dispenſatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derſelben an einem Orte iſt beſtimmt. Zweckmäßige Anſtalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanſtalten und Krankenhäuſer) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. ſ. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfaſſung aus; denn dieſe können ja vom Einzelnen nicht eingerichtet werden. B. P.

Medien, die größte und wichtigſte Provinz des perſiſchen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Perſis nnd Suſiana, gegen Abend Aſſyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caſpiſche Meer waren; ſo daß es das heutige Iran, Aderbidſhan, Gilan und die Weſthälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge ſeiner vielen Gebirge von Natur feſt, von ſtreitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der perſiſchen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geſchichte bekannt. Ninus, der Stifter der aſſyriſchen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der aſſyriſchen Herrſchaft gelang es einem Statthalter der Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es war nun bald das mächtigſte unter den Reichen, welche aus der aſſyriſchen Monarchie entſprungen waren, und vereinigte ſie endlich, wenigſtens das Neu-Aſſyriſche, unter ſeinem Zepter. Durch Cyrus (ſ. d. Art.) wurden zwar die Meder ihrer Oberherrſchaft beraubt und den Perſern unterworfen, welche ſie bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Beſiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, ſondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des perſiſchen Reichs; nur die nordweſtlichen Striche, welche vor Cyrus zu Aſſyrien gehört zu haben ſcheinen, riſſen ſich auf ei-

nige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die perſiſche Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländiſchen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebene Stelle wieder. Aus der ſpätern Geſchichte aber erhellt, daß dieſer ſich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien ſeinen eignen macedoniſchen Statthalter erhielt. Er vererbte ſeine Würde auf die Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbaren, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgibigkeit, theils mit bewaffneter Hand, ſich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der erſten römiſchen Kaiſer war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrſchaft der Parther. Medien beſtand eigentlich aus drei Hauptheilen: aus dem ſüdlichen eigentlichen Medien, auch Groß-Medien genannt, mit der Hauptſtadt Ekbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene, und aus den nördlichen Strichen längs der Küſte des caspiſchen Meers, Nordmedien.

Medinah, Medina al Nabi oder die Prophetenſtadt, in der arabiſchen Provinz Hedſchas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt iſt, daß Mohammed im J. Chr. 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mohammedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm ſelbſt erbauten Moſchee begraben liegt. Der angeblich noch unverſehrte Leichnam befindet ſich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwiſchen den Särgen der Kalifen Abubekr und Omar auf der Erde ſteht und mit koſtbaren Teppichen bedeckt iſt. Das Grab wird von vierzig ſchwarzen Verſchnittnen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes ſollen große Schätze an Gold, Silber und Edelſteinen befindlich ſein, lauter Geſchenke frommer Seelen; ſie ſind zum Gebrauch des Sultans im Falle eines Religionskriegs beſtimmt. Die Stadt Medina ſteht unter dem Sherif von Mekka, der einen Statthalter und eine Beſatzung dahin ſchickt. Auch hat der türkiſche Kaiſer einige Soldaten dort.

Meduſa, eine von den drei Gorgonen (ſ. d.). Neptun verliebte ſich in ihre Schönheit und umarmte ſie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit, und bildete ſie in ein abſchreckendes Scheuſal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte ſie die furchtbare Kraft bei, Jeden, der ſie anſah in Stein zu verwandeln. Perſeus tödtete ſie. (S. Perſeus). In den Zeiten der ſchönen Kunſt Griechenlands wurde das häßliche Meduſenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit verwandelt. Dieſe ſpätern Meduſenköpfe, ſagt Mayer, ſind ein wunderbar gemiſchtes Ideal von Anmuth und Schrecknis, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttiger's Furienmaske finden ſich drei Abbildungen von Meduſenköpfen nach den Vorſtellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im Allgemeinen die geſammte Maſſe ſalzigen Waſſers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr 6½ Millionen geogr. Q. M. umfaßt. Will man nur einen gewiſſen Theil dieſer Maſſe bezeichnen, ſo beſtimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantiſches, indiſches, mittelländiſches Meer, Eismeer, Südmeer u. ſ. w. Das Uebermaß des Waſſers auf der Erde ſcheint nöthig zu ſein zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entſtehenden Flüſſe, ſo wie überhaupt zur Fortſetzung des ewigen chemiſchen Prozeſſes in der Atmoſphäre. Denn unaufhörlich erheben ſich Dünſte aus dem Meere, welche die Atmoſphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen

herabfallen, und unaufhörlich ſaugt das Meer eine Menge mephitiſcher Gasarten dafür aus der Luft ein, die ſich ohne dieſen Prozeß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig ſein würden. Daß ehemals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte beweiſen die unwiderleglichſten Thatſachen. Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten iſt, läßt ſich in Rückſicht ſeines Grundes und in Rückſicht ſeines Randes (der Ufer, Küſten, Geſtade) betrachten. Der Meeresgrund iſt eine Fortſetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem feſten Lande, findet man auf ihm abwechſelnd Moräſte, Triebſand, lehmigen, thonigen, ſteinigen und kalkigen Grund. Bei Marſeille enthält das Meer den ſchönſten Marmor auf ſeinem Boden. Anderwärts gibt es Lager von Muſcheln und andern Schalwürmern oder Wäldern von Korallen; ferner finden ſich Thäler, Klüfte, Abgründe, Höhlen und ſogar ſüße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweiſen die vielen Inſeln, welche nichts anderes als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel ſind; da, wo die Berge ſich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden ſich Untiefen; die Inſelgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Zur Gnüge erhellt aus dem Geſagten, daß die Tiefe des Beckens ſehr verſchieden ſein müſſe. Die Abwechſelung iſt in einigen Gegenden ungemein groß und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuern Tiefen, zu deren Ausmeſſung uns die Mittel fehlen, oft ſehr groß. Büſching muthmaßt, daß die größte Tiefe ſich auf eine deutſche Meile belaufen möchte. Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn ſie hoch ſind, Küſten, wenn ſie aber flach ſind, Geſtade oder Strand zu nennen. Das höchſte bekannte Ufer findet man an der Weſtſeite von Kilda, einer der weſtlichen ſchottiſchen Inſeln. Es ragt 600 Faden ſenkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief iſt. Die Ufer von Norwegen ſind faſt durchgängig ſteil, und das Meer daſelbſt ſehr tief; die holländiſchen Ufer dagegen ſind ſehr niedrig und flach. Die Temperatur iſt nach der Tiefe verſchieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreiſe etwa ausgenommen, wo das oben ſchwimmende Eis das Waſſer erkältet, nimt die Kälte des Meerwaſſers um ſo mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Verſicherung der Taucher iſt ſie in der Tiefe von 100 Fuß faſt unerträglich. An und für ſich ſcheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung ſtellt es ſich dem Auge in einer blaulich-grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forſter und Andre leiten dieſe Farbe aus dem Wiederſcheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrſcheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erſcheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beſchaffenheit des Bodens, beigemiſchten Subſtanzen u. dergl. herrühren. Die tiefſten Stellen des Weltmeers ſind dunkelblau; flachere ſind heller. Gegen den Nordpol ſieht das Meer ſchwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen: rothes, ſchwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt ſich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geſchmack des Seewaſſers iſt nicht nur ſalzig, ſondern zugleich ölicht, bitterlich und ſo ekelhaft, daß es durchaus nicht genoſſen werden kann, und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei iſt es auch ungeſund, weil unaufhörlich eine Menge thieriſcher und vegetabiliſcher Subſtanzen darin verfaulen. Selbſt zum Waſchen iſt es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbſte Zeug darin. Durch Deſtillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne

Maſchinen auf den Schiffen, deren man ſich im Nothfalle bedient, um die Mannſchaft vor dem Verdurſten zu bewahren. Wenn man das Seewaſſer chemiſch zerlegt, finden ſich als Beſtandtheile deſſelben: ſüßes Waſſer, Küchenſalz, ein aus Salzſäure und Bitterſalz beſtehendes Mittelſalz, etwas Gips und Kalkerde, welche Beſtandtheile durch kohlenſaures Gas in Auflöſung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewaſſers iſt nicht nur an verſchiednen Stellen, ſondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewaſſer 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig iſt der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewaſſers verhindre; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es ſehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume ſtehen bleibt. Es ſtinkt alsdann unerträglich und verurſacht gefährliche Krankheiten. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewaſſer alles leichter und ſchneller fault, als in reinem Waſſer. Durch das Verdünſten kann man das Salz aus dem Seewaſſer ſcheiden, und man bedient ſich dieſes Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die ſpecifiſche Schwere des Seewaſſers iſt verſchieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten ſind ſalziger als die obern und haben daher eine größere ſpecifiſche Schwere. Boyle fand das Seewaſſer 45 Mal ſchwerer, als das ſüße Waſſer. Daraus erklärt ſich, daß Seeſchiffe, ungleich größere Laſten führen können, als Flußſchiffe. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet bloß die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Waſſerfläche zurückläßt, öfters leuchten aber alle Wellen, die an feſte Gegenſtände anſchlagen, und wieder zu andern Malen ſcheint das ganze Meer mit funkelnden Sternen überſäet zu ſein. Forſter leitet dieſe Erſcheinung aus drei verſchiednen Urſachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Waſſer bei der ſchnellen Bewegung erregten Elektricität; eine Behauptung, welche durch Verſuche, welche Buffon angeſtellt hat, beſtätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windſtillen ſchreibt Forſter phosphoriſchen, durch Fäulniß und Verweſung erzeugten Stoffen zu; auch dafür ſprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, ſo weit das Auge reicht, ſondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fiſche, welche man ſchwimmen ſieht, aus Feuer gebildet ſcheinen, iſt, wie mehrere Verſuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuſchreiben, deren es verſchiedene Arten gibt. (Vergl. Mollusken.) Das Meerwaſſer muß zwar, vermöge ſeiner Natur, als Flüſſigkeit, faſt allenthalben einerlei Höhe haben, indeß leidet dies doch durch beſondre Umſtände einige Abänderungen. Dahin gehört, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei iſt, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen ſtärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe deſſelben. Dieſelbe Urſache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß auch ein beſtändiges Andringen des ſchwerern oder ſtärker angezognen Waſſers der Pole gegen den Aequator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter iſt, mithin das Waſſer unter dem Aequator höher ſtehen, als unter den Polen und ſelbſt einen Waſſerberg bilden, gegen den die höchſten Berge des feſten Landes in nichts verſchwinden, der aber das feſte Land aus dem Grunde nicht überſchwemmt, weil dieſes unter den Polen auch höher iſt. Ein anderer Umſtand, welcher von einem ungleichen Stande des Waſſers

zeugt, iſt der, daß unter den vom Lande eingeſchloßnen Meerbuſen einige niedriger ſind als andere. So iſt die Nordſee tiefer als die Oſtſee, das deutſche Meer höher als das harlemer und die Süderſee, das rothe Meer höher als das mittelländiſche. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in der Verſchiedenheit der Waſſermaſſen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Urſache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es ſich in Thätigkeit durch den Umſchwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus dieſen drei Urſachen entſteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die Wellenbewegung entſteht durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, ſo geräth ſie in wellenförmige Bewegung, ſtößt auf die Waſſerfläche und ſtört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt ſich der geſtoßne Theil über den nächſtliegenden, dieſer wird niedergedrückt, es entſteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Waſſers ſogleich wieder niederſinkt, den nächſtfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach iſt die Wellenbewegung ein abwechſelndes Steigen und Fallen zweier Waſſerberge, wobei jedoch das Waſſer nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimt auch die Bewegung des Waſſers zu; die Waſſerberge wachſen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer ſtärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, ſo daß ſie erſt ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm ſich plötzlich legt. Dieſer Zuſtand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, iſt ſchrecklicher und gefahrvoller, als der Sturm ſelbſt. Die Strombewegung beſteht darin, daß das Meer in gewiſſen Gegenden, auch ohne Wind, nach einer beſtimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde iſt die beſtändige Strömung von Oſten nach Weſten. An mehrern Orten, wo ſich Widerſtand findet, nimt ſie eine andre Richtung. So läuft an den peruaniſchen Küſten das Waſſer von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung ſogar von Weſten nach Oſten, alſo gerade in entgegengeſetzter Richtung. Die Haupturſache dieſer Strömung iſt der Umſchwung der Erde um ihre Axe. Aber außer dieſer allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andere an, welche durch die erwähnte Verſchiedenheit des Waſſerſtandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher ſtehende Waſſer nach dem niedrigen zu abfließt. In gewiſſen Gegenden gibt es auch periodiſche Ströme im Meer, d. h. ſolche, die zu gewiſſen Zeiten öſtlich, zu andern weſtlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn ſie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geſchwindigkeit, Abweichung von dem Striche des Windes, hängt von der örtlichen Beſchaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entſtehn, wenn das Waſſer in entgegengeſetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteſte dieſer Strudel iſt der Mahlſtrom an den norwegiſchen Küſten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten ſo furchtbar ſchildern, ſind für die jetzige Schiffahrtskunde unbedeutend. Eine gewiſſe Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinſtürzenden Ströme vom Lande her verurſacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar

ſind. Ueber die **Ebbe** und **Fluth** ſehe man den eignen Artikel. **Meerbuſen** (lat. sinus, ital. golfo) heißt ein ſchmaler Theil des Meers, welcher ſich tief in das feſte Land hineinkrümmt. Er unterſcheidet ſich von den Buchten und Baien bloß dadurch daß er größer iſt als dieſe. **Meerenge** (lat. Bosporus; fretum) iſt ein ſchmaler Durchgang des Meers zwiſchen zwei Ländern, oder zwiſchen dem feſten Lande und einer Inſel, oder zwiſchen zwei Inſeln. Man nennt ihn auch Straße, Kanal, Sund.

Meergötter. Die Phantaſie der Griechen, welche alles belebte, ſah auch in dem Meer göttliche Weſen, und bildete dieſelben nach den verſchiedenen Erſcheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle ſind untergeordnet dem Neptun. Die wichtigſten ſind Okeanos, der Beherrſcher des äußern Meeres, und deſſen weibliche Nachkommen (Okeaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewäſſer, bekannt ſind, und Tethys, ſeine Schweſter und Gattin; ferner Pontus, der Beherrſcher des innern Meers, und deſſen Gattin, die Okeanide Doris, nebſt ihren funfzig Töchtern, den weiſſagenden Nereiden, unter welchen Galatea, und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaukos, Palämon, Leukothea und Melicertes (oder Palämon, bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuſchenden Sirenen (Töchter des Stromgottes Achelous), und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Okeanos). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannichfaltigen, von den Erſcheinungen des Waſſers hergenommenen Abzeichen, z. B. die Tritonen auf Seemuſcheln blaſend, mit Fiſchleibern ꝛc. und gab den Untergottheiten der Gewäſſer meergraue Haare, Schilfkränze ꝛc.

Meereslänge, ſ. **Länge**.

Meermann (Joh.), Herr von Dalem und Buren, ein als Menſch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer. Er war der einzige Sohn des durch die Herausgabe eines Thesaurus juris civilis et canonici und der Origines typographicae der gelehrten Welt rühmlich bekannten, und durch das deutſche Reichsoberhaupt in den Freiherrnſtand erhobenen Gerhard Meermann, aus einem alten, angeſehenen Geſchlechte, und im Haag 1753 geboren. Der Sohn war nicht minder groß und berühmt als ſein Vater. In ſeiner Geburtsſtadt und in Rotterdam genoß er den erſten Unterricht. Hier, kaum zehn Jahr alt, überſetzte er Moliere's Mariage forcé und ließ dieſe Arbeit ohne des Vaters Wiſſen drucken. In einem Alter von vierzehn Jahren ſetzte er ſeine Studien unter Erneſti und dann zu Göttingen unter Heyne fort, welcher ſein ausgezeichneter Freund blieb. Hierauf beſuchte er Leyden, wo er griechiſche Literatur, römiſches Recht, das Völkerrecht, vor allem aber das Staatsrecht ſtudirte. Noch jung begab er ſich auf eine lange Reiſe durch England, Italien, Frankreich und den größten Theil von Deutſchland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten ſchrieb und vertheidigte er zu Leyden 1774 eine Abhandlung: de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. imperium et foederati Belgii res publicas, welche noch reifere Früchte erwarten ließ. Die Anzahl ſeiner Schriften über Gegenſtände ſehr verſchiedner Art beweiſt ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe und ſein Eifer für Tugend und Religioſität umſomehr, da er ſie unter vielen Amtsgeſchäften herausgab. Im J. 1787 vermählte er ſich, und begab ſich, mit ſeiner

Gattin auf Reiſen nach England, Schottland und Irland. Sieben Jahre nachher beſuchten ſie einen großen Theil Deutſchlands und Italien, einige Jahre darauf die nordiſchen Reiche; von welchen großen Reiſen Meermann ſehr ausführliche und genaue Berichte in 11 Bände drucken ließ. Einen andern Theil ſeiner Zeit verwandte er, nach ſeiner Rückkehr, auf wichtige Arbeiten und Berufsgeſchäfte zum Wohl des Staats, der Kirche, und zur Beförderung gelehrter Geſellſchaften, deren Mitglied er war. Einige Jahre vor ſeinem Tode ward er nach Paris gerufen, wo er drei Jahre das Amt und den Titel eines franzöſiſchen Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit ſein Vaterland in Begleitung ſeiner Gattin beſuchte. Hier ſtarb er auch den 19. Auguſt 1815, als der letzte ſeines Geſchlechts, ſehr geehrt. Außer ſeinen bekannt gewordnen zahlreichen Schriften, beſonders hiſtoriſchen und ſtaatsrechtlichen Inhalts, hatte er als damaliger Director der Künſte und Wiſſenſchaften auch ein großes Verdienſt bei der Bearbeitung der Jaarboeken van Wetenschappen en Kunsten in het Konigryk Holland over de Jaren 1806—7. welche 1809—10. gedruckt worden ſind. Zuletzt war er mit der Herausgabe einer anziehenden Schrift: Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort par Jean Vandenesse beſchäftigt, welches Buch er mit Anmerkungen begleitete. Auch hatte er Klopſtock's Meſſias in's Holländiſche überſetzt (Gravenhage 1803—1815. IV. Voll. 4.) Seine Witwe, ſelbſt eine geſchätzte Dichterin, hat ſein Leben beſchrieben.

Meerſchaum, eine Gattung von Talkerde, welche man erſt in neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieſes weißgelbliche, oder blaßiſabellfarbene, fettige, ſeifenartig anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen, matten Bruch hat, ſehr weich und leicht iſt, und ſich zerſchneiden läßt, aus gleichen Theilen Kieſelerde und Bitterſalzerde zuſammengeſetzt iſt. Den Namen hat es von ſeiner ſchwammigen Beſchaffenheit, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwaſſers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives (ſonſt Theben) gegraben; nach Niebuhr auch in Kleinaſien, nicht weit von der Stadt Cognie oder Coni (ſonſt Iconium), und bricht daſelbſt in einer grauſchieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht ſtarken Adern. Die friſch gegrabene Erde iſt weiß, zähe, faſt wie Wachs, verhärtet ſich aber in der Luft bald zu ſolcher Maſſe, die zum Verfertigen der Tabakspfeifenköpfe tauglich iſt. Man bohrt und ſchneidet dann die Maſſe. Es werden jedoch aus der noch friſchen Erde Pfeifenköpfe gebildet, indem man dieſe in Formen (in welche mancherlei Figuren geſchnitten ſind) preßt, die Löcher hineinbohrt, und die Maſſe dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen iſt, bringt man ſie in einen ausgewärmten Backofen, wo ſie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden ſie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Kannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man ſie nach Konſtantinopel, wo ſie zum Theil noch verſchiedentlich gefärbt werden. In Anſehung der Farbe und ſpecifiſchen Schwere ſind die echten Pfeifenköpfe verſchieden; die weichen ſind die beſten. Da man die Meerſchaumpfeifenköpfe in der Türkei nicht ſonderlich ſchätzt, und ihnen die kleinen rothen thönernen Pfeifenköpfe vorzieht: ſo werden ſie durch griechiſche Kaufleute nach der Moldau und Wallachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody

und Ternopol, und nach Deutſchland verſandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkiſchen Pfeifenköpfe iſt zu Trieſt, wo ſie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Nächſtdem befinden ſich auch in Wien einige Niederlagen von Meerſchaum-Köpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Sie kommen auch zur leipziger Meſſe in mit Baumwolle ausgefütterten Küſten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf. Der größte Theil dieſer Köpfe kann nicht geſchnitten, ſondern nur gereinigt, ausgebeſſert, polirt und geſotten werden. Nur die großen und unvollkommnen Stücke und der ungeformte Meerſchaum erfodert den Schnitt. Die Fabriken, welche ſich in Deutſchland mit den Schneiden abgeben, ſind zu Nürnberg, Fürth, Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübeck. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohldocke durch ein verkröpftes Dreheiſen abgedreht. Die geſchnittenen Köpfe ſind von viel gleicherer, mehr gelber Maſſe, als die, welche man gewöhnlich über Brody und aus der Moldau und Wallachei erhält. Man bringt auch rohen Meerſchaum über Trieſt und Semlin zum Handel, aus welchem in deutſchen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die Meerſchaum-Köpfe werden ſehr täuſchend nachgemacht. Chriſtoph Dreiß zu Suhl fing vor mehrern Jahren an, den Abgang des Meerſchaums zu benutzen, welche aber den echten an Dauerhaftigkeit nicht gleich kommen. Andre, z. B. Wagner in Suhl, ahmten dies nach; einige verfertigten ſogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein echter Meerſchaum-Kopf nimt, wenn man ihn mit einer Silbermünze ſtreicht, den bleiſtiftähnlichen Streif nicht an, wie der unechte Meerſchaum.

Megalanthropogeneſie, die Kunſt große Menſchen zu erzeugen. Zwar hat man es oft bezweifelt, daß es gut wäre, wenn der Geiſt aller Menſchen den höchſten Grad von Ausbildung erlangt hätte, und es fehlt im Leben nicht an Anſtalten, welche dies verhindern. Doch mag man es wenigſtens für einen verzeihlichen Irrthum der Väter halten, welche in ihren Nachkommen ausgezeichnete Männer zu haben wünſchen und jene Kunſt ſich anzueignen beſtreben. Solche Väter aber werden zuvörderſt wohlthun, wenn ſie ſelbſt die Eigenſchaften zu erlangen ſtreben, welche ſie an ihren Kindern wünſchen. Denn auch in dieſer Hinſicht findet eine Erblichkeit Statt, welche theils durch die organiſch-phyſiſche Verbindung, theils durch die Erziehung vermittelt wird. Fortes creantur fortibus et bonis. Sie mögen ſich Weiber nehmen, welche Eigenſchaften beſitzen, die man an den Kindern wieder zu finden wünſcht. Doch vertraue man hierauf, ſo wie auf die ganze Kunſt, welche einen ſo langen Namen hat, nicht allzuviel und mit zu großer Sicherheit. Auch im Reiche des Geiſtigen ſpielt das Schickſal eine große und wichtige Rolle, welche oft mehr vermag, als die ſorgfältige Berechnung des klügelnden Menſchenwitzes.

Megära, eine der Furien, (ſ. d. Art. **Eumeniden**).

Mehl wird von allerhand Sorten Getreidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Sein Hauptbeſtandtheil iſt Satzmehl; außerdem enthält es noch Kleber, Zucker, Schleim und wenig Salze. Ihrer nährenden Eigenſchaften wegen verbraucht man die Mehlſorten zu Nahrungsmitteln. Vorzüglich eignen ſich zu Brote Weizen, Spelz, Roggen und Mais. Beſonders wird in Archangel, St. Petersburg, Danzig, Amſterdam, Hamburg, Bremen, Trieſt, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcelona und in verſchiedenen engliſchen Häfen ein großer Mehlhandel getrieben. Rußland ſchickt

viel Roggen und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Roſtock, Drontheim ꝛc. Auch Nordamerika, beſonders Penſylvanien und Neuyork, führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß ſchön weiß, trocken und rein von Geruch ſein, ſich lange halten und im Brote gehörig aufgehn. Es muß trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es ſich weder erhitze noch dumpfig, oder vom Ungeziefer beſchädigt werde. Sommerroggenmehl iſt weißer, als das vom Winterroggen. Spelzmehl iſt magerer als Weizenmehl und gibt kein ſo trocknes Brot. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) iſt das aus aufgequelltem, zerquetſchtem und im Waſſer ausgedrücktem Weizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Waſſer in Stücke ſchneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehlthau, eine ſchleimige, verſchieden gefärbte, mehr oder weniger flüſſige Subſtanz, die ſich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derſelben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angeſehen, die paraſitiſch auf den Pflanzen wuchern und ſie ausſaugen; oder er wird von Blattläuſen darauf abgeſetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter geniſtet haben. Eine beſondre Art des Mehlthaues iſt der Honigthau. (S. d. Art. Honig.)

Mehul, ein berühmter franz. Componiſt, 1763 in Givet geb. 1779 kam Mehul nach Paris, wo ihm der Zufall die Bekanntſchaft und die Freundſchaft des Ritters Gluck verſchaffte, der um dieſe Zeit nach Paris gekommen war, um ſein letztes und unſterbliches Meiſterwerk: Iphigenie in Tauris auf die Bühne zu bringen. Gleich bei der erſten Zuſammenkunft würdigte der große deutſche Künſtler die ausgezeichneten Talente des jungen Franzoſen und munterte denſelben auf, ſolche auf alle Weiſe auszubilden. Ja Gluck nahm an dieſer Ausbildung ſelbſt Theil. Mehul geſtand es gern, daß Gluck ihn in den philoſophiſchen und poetiſchen Theil der Tonkunſt eingeweiht habe. Gluck ließ ihn unter ſeinen Augen drei Werke als Verſuche componiren, die durch die Erörterungen, welche ſolche herbeiführten, dem Schüler Gelegenheit gaben, die ganze Tiefe des Genies ſeines großen Lehrers, der ſich hiedurch eben ſo ſehr als durch ſeine Werke ſelbſt beurkundete, auf's neue bewundern zu lernen. Aber bald verließ Gluck Paris, um es nicht wieder zu ſehen. Mehul war nun auf ſich ſelbſt verwieſen. Er debütirte bei der komiſchen Oper 1790 mit Euphroſine und Corradin, die den vollſtändigſten Erfolg hatte. Noch jetzt wird das Duo des zweiten Acts unter dem Namen: „Duo de la Jalousie“ zu den affektvollſten der franz. Opernmuſik gezählt. Dann gab Mehul Stratonice für dieſelbe Bühne und er erntete damit ebenfalls den größten Beifall ein. Mehul wurde jetzt zu den Lieblingscomponiſten Frankreichs gerechnet und die Mehrzahl ſeiner Opern kam auch auf die deutſche Bühne, wo ſie eben ſo gut als in Frankreich ſelbſt aufgenommen wurden. Wir führen davon an: une Folie — l'Irato — les aveugles de Tolède — Joſeph und Valentine von Mailand, die erſt nach ſeinem Tode zur Aufführung gekommen iſt, ſeinen Verluſt aber auf's neue dem Publikum recht fühlbar gemacht hat. Mehul huldigte den Grundſätzen der Revolution und ſeine Compoſitionen mehrerer Volksgeſänge wie die des Chant du depart, des Chant de victoire und des Chant de retour gehören zu den ausgezeichnetſten in ihrer Art und ſind von dem größten Effect. Er ſtarb in Paris 1817.

Meibom (Joh. Heinr.), lat. Meibomius, gelehrter Arzt in Lübek, geb. 1590 in Helmſtädt, geſt. 1655. Zu den vorzüglichſten ſeiner lateiniſchen Werke rechnet man ſein „Leben Mäcen's." Mehr Berühmtheit hat ſein Sohn Heinrich erlangt. Dieſer wurde 1638 in Lübeck geboren, ſtudirte in Helmſtädt und auf einigen holländiſchen Univerſitäten, durchreiſte Deutſchland, England, Frankreich und Italien, ward 1661 Profeſſor der Medicin in Helmſtädt, 1678 Profeſſor der Geſchichte und Dichtkunſt daſelbſt, und ſtarb 1700. In der Anatomie erhält er ſein Andenken durch die meibomiſchen Drüſen, ſeine vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterſchlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen (lateiniſchen) Schriften ſind ſehr geſchätzt, vorzüglich die hiſtoriſchen, welche meiſtentheils Deutſchland betreffen. Sein wichtiges Werk iſt: Rerum Germanicarum tomi tres, fol. 1668. Meibom (Marx), ein Verwandter der Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Tönningen geboren, beſchäftigte ſich vorzüglich mit der Muſik der Alten, und gab 1652 zu Amſterdam eine lateiniſche Ueberſetzung der alten Schriftſteller über die Muſik (Antiquae Musicae scriptores septem gr. et lat.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Chriſtine von Schweden zueignete. Dieſe berief ihn an ihren Hof. Sie fand ſo viel Vergnügen an ſeinen Beſchreibungen der alten Muſik, daß ſie, um einen anſchaulichen Begriff davon zu erhalten, Inſtrumente nach Beſchreibung der griechiſchen machen ließ, und Meibom bewog, in dem damit veranſtalteten Concert eine griechiſche Arie zu ſingen, wozu der Prof. Naudäus einen griechiſchen Tanz tanzen ſollte. Die ganze Verſammlung brach darüber in ein helles Gelächter aus. Wüthend ſprang Meibom auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für der Anſtifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm, und ging nach Kopenhagen, wo er gut aufgenommen, und zum königl. Rath und Profeſſor am Gymnaſium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präſident des Zollamts nach Helſingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in ſo viele Zwiſtigkeiten, daß er dieſe Stelle niederlegte, und ſich nach Amſterdam als Profeſſor der Geſchichte bei der dortigen Schule begab. Hier veruneinigte er ſich mit einem Bürgermeiſter, ward entlaſſen, reiſte nach Frankreich und England, bot ſeine Beſchreibung der alten Tiremen aus, kehrte endlich nach Amſterdam zurück, und ſtarb daſelbſt 1711. Man hat noch mehrere Werke von ihm, worunter eine Verbeſſerung des hebräiſchen Textes der Bibel, der, nach ſeiner Behauptung voll Fehler ſei, auch Ausgaben des Vitruv, Diogenes, Laertius u. a. m.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, iſt überhaupt eine Perſon, welche mehr als eine andre iſt, und andern Perſonen oder auch einer Sache vorgeſetzt iſt. So hießen im Mittelalter die oberſten Pfalzgrafen Meier, Hausmeier. In frühern Zeiten nannte man auch ſo diejenigen vornehmen Hofbeamten welche den lateiniſchen Namen Major domus führten. In den Städten war der Meier eine vornehme obrigkeitliche Perſon, welche die hohe Gerichtsbarkeit oder auch nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit mit Ausſchluß der peinlichen ausübte. Noch führen geringere Vorgeſetzte und Aufſeher den Namen Meier, dergleichen die Vorgeſetzten der Landwirthſchaft ſowol einer ganzen Gegend als eines einzelnen Gutes ſind, beſonders aber der Vorgeſetzte eines jeden Landgutes, der gegen ei-

nen Jahreslohn die Aufſicht über den Feldbau und die Arbeiter und Knechte führt, auch Hofmeiſter genannt.

Meil (Joh. Wilh.), einer der vorzüglichſten Zeichner und Kupferſtecher und einer der gelehrteſten Künſtler ſeiner Zeit, geb. zu Altenburg 1733, widmete ſich anfangs zu Baireuth und Leipzig den Wiſſenſchaften, bis 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunſtwerke ſein Talent für die bildenden Künſte weckte, das er von nun an, ohne einem Meiſter oder einer Schule zu folgen, ſelbſt auszubilden ſuchte. Unabläſſig übte er ſich im Zeichnen und Radiren, und ſchuf ſich ſo eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmten Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle ſeine Ideen mit der vollkommenſten Richtigkeit entwarf und mit, bis dahin noch nicht geſehener Sauberkeit in kleinen lieblichen Geſtalten ausführte. Die ganze Sammlung ſeiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichſten deutſchen Schriften zieren, beträgt über ein halbes Tauſend. Zu den gelungenſten gehören ſeine meiſterhaften Blätter zu Engels Mimik und zu der neueſten Ausgabe von Sebaldu's Nothanker, welche beweiſen, wie vortrefflich er phyſiognomiſche Charaktere darzuſtellen wußte. Dabei beſaß er eine genaue Kenntniß von dem Coſtume der alten und mittlern Zeit, und hatte ſich daher, durch Angabe richtiger und geſchmackvoller Zeichnungen, auch um das Theater zu Berlin großes Verdienſt erworben. Er ſtarb zu Berlin 1805, als Vicedirector der dortigen Akademie der Künſte. Ihn überlebte ſein älterer Bruder Joh. Heinr. Meil.

Meile, ein Längenmaß weiter Entfernungen. Es hat ſeinen Namen von dem lateiniſchen Mille (tauſend), weil die römiſche Meile 1000 geometriſche Schritte, jeden zu 5 römiſchen Schuhen, ausmachte. Die Länge der Meilen iſt in den verſchiednen Ländern ſehr verſchieden. Geographiſcher Meilen rechnet man 15 auf einen Aequatorgrad; der geographiſchen wird die deutſche Meile gleichgeachtet, wiewol ſie eigentlich etwas größer iſt, und gewöhnlich auf zwei Stunden Weges oder 12000 Schritte (23,661 rheiniſche Fuß) berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Aequatorgrad 10 norwegiſche, $10\frac{2}{7}$ däniſche und ſchwediſche, $13\frac{1}{2}$ ungariſche, $19\frac{2}{3}$ niederländiſche (Stunden), 20 gemeine ſpaniſche, $26\frac{2}{3}$ caſtilianiſche 22 polniſche, 25 gemeine franzöſiſche, 60 italieniſche, wie auch geographiſche engliſche, $66\frac{2}{3}$ türkiſche (Berri), $69\frac{1}{2}$ engliſche $104\frac{1}{2}$ ruſſiſche (Werſte) und 250 chineſiſche (Li) Meilen. Die Seemeilen ſind etwas verſchieden, indem $17\frac{1}{2}$ ſpaniſche und 20 franzöſiſche, engliſche und niederländiſche (Leagues) ſo viel als 15 deutſche Meilen betragen.

Meiler ſind regelmäßig, zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzſcheite, daß ſie ſich bei einem Glühfeuer ohne Flamme verkohlen ſollen. Sind die Scheite ſenkrecht an einander gelegt, ſo daß das Ganze einem ſtumpfen Kegel gleicht, ſo heißen ſie ſtehende, liegen ſie horizontal, liegende Meiler. In Deutſchland zieht man die erſtern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldöfen, worin man in einigen Gegenden Ziegel im Freien ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meiners (Chriſtoph), ein bekannter deutſcher Literator, war 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, und bildete ſich ſeit 1767 auf der Univerſität Göttingen, zu deren würdigſten Lehrern er nachher gehörte. Er hat ſich durch viele Schriften bekannt gemacht; aber keine derſelben konnte die oft nur aus ſchonender Achtung ſchweigende Kritik verſöhnen. Indeß beurtheilte man ihn oft auch einſeitig und ungerecht, und wie man vielleicht früher Manches ſeiner

Werke z. B. die Briefe über die Schweiz, zu ſehr erhoben hatte: ſo verkannte man ſpäter auch das wahrhaft Verdienſtliche ſeiner Compilationen. Unbeſtrittnere Verdienſte hatte Meiners als akademiſcher Lehrer. Raſtlos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Auguſta, und ſeine Liebe für dieſe Univerſität erzeugte in ihm die Idee zur Geſchichte derſelben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern ſein wird. Seine Lieblingsbeſchäftigung war das Studium der Geſchichte der menſchlichen Kultur und insbeſondere der Religion, wozu er ſchon in ſeinen früheſten Schriften, beſonders in ſeiner Historia doctrinae de Deo vero den Grund gelegt hatte. Schade daß grade ſein letztes Werk über dieſen Gegenſtand: Allgemeine kritiſche Geſchichte der Religion (Hannover 1806. 2 Bde. 8.), ſo ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und beſonnenen Denkers, und ſind der Aufbehaltung werth. Aus ſeinen Schriften über das Mittelalter und beſonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Reſtauratoren im 15. und 16. Jahrh. wird ein neuer Bayle einſt trefflichen Stoff zur Beſtätigung und Widerlegung hernehmen können. Er machte mehrere Erholungsreiſen durch Deutſchland und die Schweiz. Sein unleugbares Verdienſt wurde auch im Auslande anerkannt. Eine franzöſiſche Ueberſetzung der Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1781, 2 Bde.), verſchaffte ihm die Mitgliedſchaft des Nationalinſtituts; auf ſeine Entſcheidung beriefen ſich italieniſche Akademien; Deutſchland aber wird ihn ſtets unter ſeine fleißigſten Literatoren zählen. Die Kunſt zu excerpiren und ſeine Excerpte in Bücher umzuſtempeln, beſaß er in hohem Grade. Sein letztes, ſehr anziehendes Werk war: Unterſuchungen über die Verſchiedenheit der Menſchennatur in Aſien und den Südländern (Tüb. 1813. 2 Thle. 8.). Er ſtarb, mehr lebensſatt, als erſchöpft, 1810. in ſeinem 64 Lebensjahre. Vergl. Heynii memoria ejus commendata. (Goett. 1810. 4.)

Meinhard (Joh. Nic.), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er zwar 1746 nach Helmſtädt und ſtudirte ſie zwei Jahre, entſagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle Stände, in welchen man ſich zu ſehr dem Zwange in den Meinungen unterwerfen muß, und aus Begierde die Welt zu ſehen und kennen zu lernen. Mosheim verſchaffte ihm 1748 eine Hauslehrerſtelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur ſeinen Zöglingen ſehr nützlich war, ſondern auch die alten und neuen Klaſſiker mit dem größten Eifer ſtudirte. Aus Liebe zur Veränderung beſchloß er 1751 über Kopenhagen nach Holland zu reiſen. Ungünſtige Winde hielten ihn aber in Kopenhagen zurück, und endlich ſchiffte er von da nach Deutſchland zurück. Seine Sprachſtudien fortzuſetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, deſſen Klima ſeiner Geſundheit am beſten zuſagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg, und reiſte im folgenden Jahre mit ſeinem Zöglinge durch Deutſchland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach ſeiner Rückkehr 1759 ſeiner Familie nicht zur Laſt zu fallen, promovirte er zu Helmſtädt, und wollte Vorleſungen über die ſchönen Wiſſenſchaften halten. Aber ſein unſteter Geiſt trieb ihn bald von dort weg nach Braunſchweig, um Zachariä kennen zu lernen. Dieſer war gerade in Hamburg; Meinhard eilte ihm nach. Sie wurden bald Freunde.

Meinhard kehrte mit ihm nach Braunſchweig zurück und ließ hier ſeine Verſuche über die italieniſchen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über dieſen Gegenſtand in unſrer Sprache zu betrachten ſind. Täglich im Umgange mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern, vergaß er eine Zeit lang ſeine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Uebel verſtärkt zurück. Dies bewog ihn, trotz der glänzendſten Anerbietungen, Braunſchweig zu verlaſſen und nach Leipzig zu gehen, wo er Gellert's und Weiße'ns Umgang genoß. Auf den Rath ſeiner Freunde begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeiſter auf ſeinen Reiſen. Er beſuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Ramler, Leſſing, Nicolai, Mendelsſohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er ſeinen Grafen dem Vater zu Kopenhagen glücklich übergeben und alle weitern Anträge abgelehnt hatte, nach Braunſchweig zu ſeinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging ſodann (noch im Herbſte 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für ſeine Geſundheit zuträglichſtem Ort, wo er beinahe zwei Jahre faſt ohne alle Bekanntſchaft in einem Gaſthauſe lebte. Ganze Wochen brachte er in der Einſamkeit zu im Genuſſe ſeiner auserleſenen Bücherſammluug. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15. Junius ſtarb. Meinhard beſaß bei einer großen Beſcheidenheit, die gegen Fremden bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Beleſenheit, beſonders im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften. Er verſtand griechiſch, lateiniſch und die meiſten lebenden Sprachen in weitem Umfange. Außer ſeinen obengenannten Verſuchen (deren dritten Band Jagemann lieferte), hat er Home's Grundſätze der Kritik, den Heliodor und einiges Andre überſetzt.

Meiningen (Sachſen-) oder Meinungen. Das Herzogthum Meiningen, welches einem Zweige des ſächſiſchen Hauſes erneſtiniſcher Linie gehört, iſt ein Theil der ehemaligen Grafſchaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der gefürſteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachſen kam, mit welchem jene 1554 eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzoge von Meiningen beſitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg auch einen Theil des Fürſtenthums oder der Pflege Koburg; allein auch Koburg, welches ehedem die neue Herrſchaft Henneberg genannt wurde, gehörte jenem alten gräfl. Geſchlechte und war erſt 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an das Haus Sachſen gekommen. Die gegenwärtigen Beſitzungen der Herzoge von Meiningen kamen zuerſt an die alt-koburgiſche Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgiſche Linie ausſtarb, an Ernſt den Frommnn von Gotha, deſſen dritter Sohn Bernhard der Stifter der meiningiſchen Linie wurde. Bernhard beſaß anfänglich (1681) nur Meiningen, Maßfeld, Waſungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber ſein Bruder Albrecht, der in der Theilung Koburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen ſtarb, erbte Bernhard einen Theil der Verlaſſenſchaft. Unter ſeinen drei Söhnen welche gemeinſchaftlich regierten, und von denen nur der jüngſte, Anton Ulrich, das Geſchlecht fortpflanzte, würden die Beſitzungen noch vergrößert, als 1710 die römhildiſche Linie mit ihrem Stifter Heinrich, dem vierten Sohne Ernſt des Frommen, ausſtarb, und deſſen Landesantheil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghauſen vertheilt wurde. Zwei Söhne,

Anton Ulrichs Carl und Georg, folgten ihm unter mütterlicher Vormundſchaft. Herzog Carl ſtarb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinſchaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte 9. Dec. 1800 das Recht der Erſtgeburt ein. Bei ſeinem 1803 erfolgten Tode ſuccedirte ihm ſein dreijähriger Sohn, Bernhard Erich Freund, über welchen die Herzogin Mutter, Luiſe Eleonore, die Vormundſchaft führten. Die geſammten meiningiſchen Länder, in 11 Aemter getheilt, wovon 8 auf das Unterland und 3 auf das Oberland kommen, enthalten 18¼ (nach Andern 20) Q. M., mit 54,000 ſehr betriebſamen, evangeliſch-lutheriſchen Bewohnern. Die Einkünfte werden auf 350,000 Gulden geſchätzt. Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Meiningen, in einem Thale der Werra, mit ungefähr 4,000 Einwohnern. In dem herzoglichen Reſidenzſchloſſe ſind verſchiedene wiſſenſchafliche und Kunſtſammlungen, und das Geſammtarchiv der gefürſteten Grafſchaft Henneberg. In der Stadt gibt es mehrere Bildungsanſtalten, und eine bedeutende Anzahl Barchentweber. Das Städtchen Sonneberg treibt mit Holzwaaren, Spiegeln und Rechentafeln einen Handel, der allein dem Lande jährlich gegen 126,000 Gulden einträgt. Die herzoglich-ſachſen-meiningiſchen Länder haben mit den Fürſten der erneſtiniſchen Linie gemeinſchaftlich die zwölfte Stelle in der Bundesverſammlung, im Plenum aber führt der Herzog eine Stimme. Das Land hat Stände, deren Verfaſſung auf alten Verträgen beruht. Das Haus Meiningen ſetzt, ſeiner mütterlichen Abſtammung wegen, dem gemeinſchaftlichen ſächſiſchen Titel noch hinzu: Graf von Sayn und Wittgenſtein. Das Wappen iſt das herzoglich ſächſiſche.

Meißen, die älteſte Stadt des Königreichs Sachſen, die Wiege des Markgrafthums Meißen und der Kultur des Landes, ward von K. Heinrich I. als Schutzwehr ſeiner deutſchen Anſiedlungen gegen die umwohnenden Slaven zwiſchen den Jahren 922 und 930 erbaut. Sein Sohn Otto I. vollendete die Anlage durch die Erbauung des Domes und die Stiftung eines Bisthums, deſſen Sitz die Stadt von 968 bis zur Reformation war. Von den alten, durch Heinrich I. erbauten Befeſtigungen ſind nur noch wenige Ueberreſte zu ſehen. Die Markgrafen von Meißen, die Landesherrn, lebten hier ſelten, da ſie ihren Sitz ſchon im 13. Jahrh. zu Dresden hatten und die Stadt war oft ein Gegenſtand des Zwiſtes zwiſchen ihnen, den Biſchöfen und den Kaiſern. Die Landesherrn erlangten 1436 auch das Burggrafthum Meißen, wozu unter der Oberhoheit des Kaiſers mehr Vorrechte und Beſitzungen gehörten und endlich 1581 auch die Beſitzungen des Bisthums Meißen. Die Stadt liegt auf und zwiſchen Hügeln am rechten Ufer der Elbe, über welche die älteſte Elbbrücke des Landes führt, die wahrſcheinlich ſchon im 11. Jahrh. erbaut, aber dreimal, 1547, 1757 und 1813, aus Rückſichten kriegeriſcher Vertheidigung verbrannt wurde. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört vorzüglich die Domkirche, ein Meiſterſtück altdeutſcher Baukunſt, mit einem, wahrſcheinlich aus der nicht ganz genau zu beſtimmenden Zeit der erſten Erbauung herſtammenden Thurm, der in einer 60 Fuß hohen Spitzſäule von durchbrochener Arbeit ſich endigt. An die Kirche ſtieß die um das J. 1425 von dem erſten Kurfürſten von Sachſen aus dem meißniſchen Hauſe, Friedrich dem Streitbaren, zum Erbbegräbniß ſeines Stammes erbaute Fürſtenkapelle mit dem ehernen Grabmahle des Stifters. Das an die Domkirche grenzende Schloß, die Albrechtsburg, vor Zeiten der gemeinſchaftliche Wohnſitz des Markgrafen des Burggrafen und des Biſchofs, wurde 1471 faſt

ganz neu erbaut. Seit 1710 iſt hier eine Porzellanfabrik, die älteſte in Europa. Die vom Kurfürſt Moriz 1543 geſtiftete Fürſtenſchule iſt in den Gebäuden des ehemaligen Afraklosters, auf einem Berge, den eine im 13. Jahrh. erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge verbindet. Die Stadt, die der Sitz eines Kreisamtes iſt, und über 5000 Einwohner hat, nährt ſich von der Porzellanfabrik und von dem Weinbau, zu deſſen Beförderung ſeit 1799 hier eine Weinbau-Geſellſchaft beſteht. In der Nähe der Stadt, in dem anmuthigen, wegen des Vorkommens von Pechſtein geognoſtiſch merkwürdigen Triebiſchthal, liegt das Buſchbad, eine gegen Ende des vorigen Jahrh. gefaßte Heilquelle.

Meißner (Aug. Gottlieb), wurde 1753 zu Bautzen in der Oberlauſitz geboren, kam aber in ſpäterer Jugend nach Löbau. Er ſtudirte von 1773 bis 76 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und ſchönen Wiſſenſchaften. Hier lernte er Engel kennen, bekam eine entſchiedene Vorliebe für's Theater, und ſchrieb für die ſeilerſche Schauſpielergeſellſchaft mehrere Operetten nach dem Franzöſiſchen. Er wurde um dieſe Zeit Kanzelliſt beim geheimen Concilium, ſpäter geheimer Archivs-Regiſtrator zu Dresden, und gewann ſich die ausgezeichnete Gunſt des Miniſter von Wurmb. Auf einer Reiſe, die er durch einen Theil der öſterreichiſchen und deutſchen Staaten machte, hatte er ſich viele Freunde erworben. Dies verſchaffte ihm einen Ruf nach Prag, wo er ſeit 1785 als Profeſſor der Aeſthetik und klaſſiſchen Literatur lebte. 1805 ward er naſſau-oraniſcher Conſiſtorialrath und Director der hohen Lehranſtalten zu Fulda, wo er 1807 ſtarb. Die Werke dieſes fruchtbaren Schriftſtellers gehörten eine Zeit lang zu den geleſenſten in Deutſchland. Blühende Einbildungskraft, ſchöne Sprache, Anmuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anſtrich von Galanterie, empfahlen ſeine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch gezierten Ausdruck, geſchraubte Wendungen, ſpielenden Witz und leere Declamation, ja ſogar Verſtöße wider die Grammatik vorwarf. Die bekannteſten ſeiner Schriften ſind: Skizzen, 14 Sammlungen (Leip. 1778—1796). Sie enthalten allerlei proſaiſche Aufſätze von verſchiedenem Inhalt, Anekdoten und Erzählungen, Fabeln u. ſ. w.; Alcibiades, 4 Theile (Leip. 1781—88);) Bianca Capello, 2 Theile (1785); Epaminondas Biographie (Prag 1798); Leben des Julius Cäſar (1799 u. 1801, 2 Thle. fortgeſetzt und vollendet von Haken, 1812, ebenſ. 2 Thle.) Alle dieſe Werke bis auf das letzte gehören zu den hiſtoriſchen Romanen, die ohnehin noch durch den Dialog verwäſſert wurden. Bruchſtücke zur Biographie J. G. Naumann's, 2 Thle. Prag 1803.—8.; Unter ſeinen Arbeiten für die Bühne iſt ſein Johann von Schwaben (Leip. 1780) die vorzüglichſte. Er war mit Kanzler 1783—1785 Herausgeber einer Quartalſchrift für die ältere Literatur und neuere Lectüre, und gab 1793 ꝛc. die Monatsſchrift Apollo heraus. Er hatte als Menſch viele edle Eigenſchaften.

Meiſter (Leonh.), war 1741 zu Neftenbach geboren, und kam nach dem Tode ſeines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden ſeine Lehrer. Nebſt der klaſſiſchen Literatur zogen Geſchichte und ſchöne Wiſſenſchaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben dieſe Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den ſeine Schriften eine Reihe von Jahren hindurch bei der Leſewelt fanden, wurde Urſache, die Gründlichkeit zu vernachläſſigen. Doch ſind auch in der flüchtigſten ſeiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntniſſen ſichtbar. Die Schrift über

die Mode eröffnet, und die Meiſteriana beſchließen den Kreis. Die 1773 angetretene Profeſſur der Geſchichte an der züricher Kunſtſchule vertauſchte er 1791 mit der Pfarrei St. Jacob bei Zürich. 1799 verſchlugen ihn die politiſchen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetiſchen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber ſehnte er ſich nach den ſtillern Muſen zurück, und ſchon 1800 war er wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis; einige Jahre ſpäter legte er die Stelle nieder, um ausſchließlich den Wiſſenſchaften und dem Privat-Unterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte ihn nochmals zum Paſtoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 ſtarb.

Meiſterſänger. Der deutſche Adel, der im 13ten Jahrh. in ſorgſamer Ausbildung und eifriger Förderung deutſcher Dichtkunſt gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten faſt ganz auf, an dieſer friedlichen edeln Beſchäftigung Geſchmack zu finden, und ergab ſich von neuem dem kriegeriſchen Leben in den mannigfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutſchen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Friede zu finden, nur da konnten friedliche Künſte und Gewerbe blühen, die bis auf die neueſten Zeiten ihr Eigenthum geblieben ſind. In jenen Zeiten allgemeiner Regelloſigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung ſich eine deſto feſtere und ſtrengere Regel erwählt. So hatten ſich überall die Leute Eines Gewerbes in eine Zunft vereinigt, gewiſſe unverbrüchliche und mit ängſtlicher Pünktlichkeit ausgedachte Geſetze gegeben, damit ja nie ſelbſt der Schein der überall herrſchenden und von ihnen ſo gehaßten Geſetzloſigkeit unter ihnen aufkommen könnte. Dieſem Zwange mußten ſich nicht nur eigentliche Handwerker, ſondern auch die freien, ſchönen Künſte fügen, ſo wie ihre Anfänge in den friedlichen, ſie zu erzeugen und zu fördern allein geſchickten Städten ſich zeigten oder ihre Reſte aus dem unruhvollen platten Lande dahin ſich flüchteten. So erging es auch der Dichtkunſt. Die ehrſamen, ſtillen Bürger und Handwerker, beſonders der Reichsſtädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetiſchen Erzählungen der Minneſänger zu leſen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in ſich einiges Talent fühlten, darauf, ſie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieſer Versmacher einander gefunden und ſich mitgetheilt, ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zuſammentraten. Die alten Minneſänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenoſſen. Sie nannten in ſpätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eſchenbach (ſ. d. Art.), Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Urheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie ſie denn überhaupt dieſe für das eigentliche Weſen der Poeſie hielten, und von dem Unterſchied zwiſchen einem poetiſchen oder proſaiſchen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der untergeordnete Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchſte der Dichtkunſt. Ihrem ſtillen frommen Bürgerſinn ſagten weder die Minnelieder, noch die großen romantiſchen Gedichte der vorhergehenden Jahrhunderte zu; es beſchränkten ſich ihre Verſuche im Lyriſchen auf geiſtliche Lieder, und im Epiſchen auf Reimerzählungen bibliſcher Geſchichten, woneben ſie mit deutſchem Ernſte das eigentliche Lehrgedicht beſonders liebten und übten. In der Form

aber, in den Versmaßen und der Proſodie ſuchten ſie ſich ſtreng an die Weiſe der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abgeleiteten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch ſpäter durch erfinderiſche Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Nach dieſer beſtand jedes Lied (Bar) aus mehrern Abtheilungen von beliebiger Anzahl (Geſätze), jedes Geſätz aber aus zwei Stollen (Strophe und Antiſtrophe), die nach derſelben Melodie zu ſingen waren; nach jedem Geſätze folgte ein Abgeſang (Meſode) von anderm Versmaß und Melodien, und den Beſchluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Geſätzes (Epode). Es wurde in dieſen Liedern auf gehörige Abwechſelung der weiblichen (klingenden) und männlichen (ſtumpfen) Reime geſehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimloſen Zeilen (Waiſen), zumal am Ende, verſtattet, und eine Schönheit. Ein einſylbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine Pauſe, ein zweiſylbiges dergleichen ein Schlagreim u. ſ. w. Zu ſtrenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Proſodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meiſterſänger war übrigens auf Singen berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch zugleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der Weiſe oder des Tons begriffen. Solcher Weiſen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Verſen. Sie waren durch die ſonderbarſten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis, der Blutton, die ſpitzige Pfeilweis, die Blaſii Luftweis, die verſchloßne Helmweis, die gelbe Lilienweis, die engliſche Zinnweis, die Schrotweis, die blutglänzende Drahtweis und dergleichen ſcheinbar ſinnloſe, wol zufälligen Veranlaſſungen zuzuſchreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewiſſe Vorſteher, welche Merker genannt wurden, weil ſie auf die Fehler in Dichtung und Geſang zu merken und ſie mit Geld zu beſtrafen hatten. Die Meiſterſänger hielten, wie andre Zünfte, ihre Zuſammkünfte auf ihrer Herberger oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (Singſchulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden ſie zu einer ſolchen Uebung durch öffentlich ausgehängte, mit ſchönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Die Singſchule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem Freiſingen gemacht, wo Jeder, der auch nicht Meiſterſinger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenſtände mehr Freiheit gelaſſen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preiſe noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptſingen, welches die Meiſterſänger allein bloß von Gegenſtänden aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Dieſe ſaßen auf einem Gerüſte am Altar an einem Tiſche, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieſer Platz hieß das Gemerke. Der erſte der vier Merker gab Acht, ob das Geſungene der aufgeſchlagen vor ihm liegenden Bibel gemäß ſei, der zweite auf die Proſodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreieſten (glatteſten) geſungen, ertheilten ſie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geſchenk Hans Sachſens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger ſeit Hans Sachs der König David.

Gewinner. Er hatte das Recht, das nächſtemal mit im Gemerke zu ſitzen, und auf Befragen ſeine Stimme zu geben. Der es nach ihm am beſten gemacht, wurde mit einem Kranz von künſtlichen Blumen geziert. Er ſtand in der nächſten Verſammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meiſterſingekunſt zu ziehen. Dafür ward aber nie Lehrgeld genommen, ſondern bloß die Fortpflanzung der Kunſt ward dabei beabſichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, ſehr geſucht. Nach ausgeſtandner, unbeſtimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und ſodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall geſungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meiſter gemacht. Die Zünfte der Meiſterſänger, oder, wie ſie ſich aus Beſcheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutſchen Meiſtergeſangs, haben in mehrern deutſchen Reichsſtädten bis weit in's 17., in Nürnberg bis in's 18. Jahrh. beſtanden. Dort erhielt ſie wol der Stolz auf den Ruhm Hans Sachſens, des einzigen dichteriſchen Geiſtes unter dieſen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeſchilder gemalt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenoſſen. (S. Deutſche Poeſie.) HL.

Meklenburg, ein Herzogthum, jetzt Großherzogthum, im ehemaligen niederſächſiſchen Kreiſe, das oſtwärts an Pommern, ſüdwärts an die Mark Brandenburg, weſtwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübek, und nordwärts an die Oſtſee grenzt. Das Land enthält auf 260 □M. gegen 460,000 Einw., hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandſtriche; im Ganzen iſt es aber fruchtbar, und beſonders für Getreidebau und Viehzucht ſehr ergibig. Die Geſchichte von Meklenburg wird erſt mit Carl dem Großen etwas bekannter. Wir wiſſen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Heruler und Vandalen die Küſten der Oſtſee im heutigen Meklenburg bewohnten, denen, als ſie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, ſlaviſche (wendiſche) Stämme von Oſten her folgten. Zwei der mächtigſten von dieſen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, ſtanden in verjährter Feindſchaft. Erſtere, welche zur Zeit Carls des Großen aus den eigentlichen Obotriten (im weſtlichen Meklenburg), den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holſtein) beſtanden, überwanden um dieſe Zeit die Wilzen (im öſtlichen Meklenburg zwiſchen der Warnow und Peene) (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrſchaft. Seitdem hatte der obotritiſche König eine Art von Obergewalt über die wilziſchen Fürſten der Redarier, Keſſiner, Circipaner und Tollenſer. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verurſachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachſen und Baiern, eroberte endlich das Land, und verwüſtete es dergeſtalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Verſuche, die Religion ihrer Väter und die angeſtammte Freiheit zu behaupten, wagen durften. Nachher verſöhnte ſich Heinrich mit dem wendiſchen Fürſten Pribislaus, nachdem dieſer ein Chriſt geworden, vermählte ſeine Tochter Mathilde mit Heinrich Burewin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater 1167 ſeine Erbländer (mit Ausſchluß der Grafſchaften Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg) unter dem Namen eines Fürſtenthums wieder ein. 1170 wurde Pribislaus zum deutſchen Reichsfürſten erklärt. Dieſer Pribislaus iſt der Stamm der nachfolgenden meklenburgiſchen Für-

ſten, die unter allen europäiſchen Regenten die älteſten und die einzigen von unſtreitig ſlaviſcher Abkunft ſind. Den Namen Meklenburg nahmen ſie von dem alten obotritiſchen Hauptorte Meklenborg an, der früh zerſtört wurde und jetzt ein Dorf zwiſchen Wismar und Brüel iſt. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewin's wurde das Land getheilt 1226, woraus vielfältige Familienzwiſte entſprangen. So entſtanden nach dem Tode Heinrich Burewin's II. durch die Theilung ſeiner Söhne die vier Linien von Meklenburg, Güſtrow (oder Wenden), Roſtock und Parchim, wovon die beiden letztern bald wieder erloſchen. Johann Theologus genannt (geſtorben 1264), welcher Meklenburg erhielt, wurde von der pariſer Univerſität zum Doctor der Theologie creirt. Sein Enkel Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29) brachte durch ſeine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrſchaft Stargard als ein Heirathsgut an ſein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, ſtifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1340 vom Kaiſer Carl IV. zu Herzogen erhoben. 1436 erloſch die wendiſche Linie und 1471 ſtarb Ulrich II., der Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Meklenburg. Kurbrandenburg aber beſtritt die Erbfolge, und zu Wittſtock wurde ein Vergleich geſchloſſen, nach welchem Heinrich die ganze Erbſchaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöſchen der meklenburgiſchen Herzoge das ganze Land erben ſollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., ſtifteten die Linien Schwerin und Güſtrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiſer Ferdinand II., wegen ihres Bündniſſes mit Dänemark, entſetzt und Wallenſtein zum Herzog von Meklenburg ernannt; allein ſchon 1632 ſetzte Guſtav Adolph die rechtmäßigen Fürſten wieder ein. In der ſchweriniſchen Linie ſtifteten nach dem Tode Adolph Friedrichs I. ſeine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erſtgeborne Sohn, Chriſtian Ludwig, folgte in Schwerin. Im weſtphäliſchen Frieden wurden von der ſchweriniſchen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Aemter Pöhl und Neukloſter abgetreten; als Entſchädigung erhielten die Herzoge die ſeculariſirten Biesthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter Commenthureien Mirow und Nemerow. 1692 ſtarb Herzog Chriſtian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwiſchen Friedrich Wilhelm und Adolph Friedrich II. ein Streit entſtand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß 1695 auch die güſtrow'ſche Linie ausſtarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beſchloſſen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güſtrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürſtenthum Ratzeburg, die Herrſchaft Stargard nebſt Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Penſion von 9000 Speciesthalern erhalten ſollten. Auch wurde das Recht der Erſtgeburt und die Linealſucceſſion eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen ſchweriner Linie) folgte 1713 ſein Bruder, Carl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiſerliche Commiſſion 1728 der Regierung entſetzt wurde. Statt ſeiner wurde ſein Bruder, Chriſtian Ludwig, Adminiſtrator des Landes. Der Verſuch Carl Leopolds, ſich der Regierung gewaltſam wieder zu bemächtigen, ſchlug fehl. Nach ſeinem 1747 erfolgten Tode wurde Chriſtian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 ſein Sohn Friedrich, und dieſem 1785 ſein Brudersſohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz (geb. 1756, vermählt mit Louiſe,

Prinzeſſin von Sachſen-Gotha), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im weſtphäliſchen Frieden abgetretenen Aemter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thaler erkaufte und wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsſchluſſe von 1803 wurden ſieben lübeckiſche, im Meklenburgiſchen eingeſchloßne Dörfer dem Herzoge als Entſchädigung für zwei evangeliſche Kanonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartſchaft erhalten hatte, zuerkannt. In der ſtrelitziſchen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II ſein Sohn Adolph Friedrich III., und dieſem ſeines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Dieſem folgte 1794 ſein Bruder, Herzog Carl Ludwig Friedrich. Er war zwei Mal vermählt, mit zwei Schweſtern aus dem heſſendarmſtädtiſchen Hauſe; aus der erſten Ehe überlebten ihn vier Kinder, der jetzige Großherzog (ſeit 1816) Georg Friedrich Carl, geb. 1779, die Gemahlin des Herzogs von Hildburghauſen, die Fürſtin von Thurn und Taxis, und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe ſtammte der Herzog Carl Friedrich Auguſt, der 182.. ſtarb. Beide Herzoge traten zum Rheinbunde und veränderten die ſtändiſche ältere Verfaſſung wenig. Am 25. März entſagten ſolchem Beide. Der Herzog von Meklenburg-Schwerin beſitzt 224 □M. mit 388,000 Einw. und 1,800,000 Fl. Eink.; die Hauptſtadt iſt Schwerin. Meklenburg-Schwerin hat im Plenum der Bundesverſammlung 2 Stimmen. Das Bundescontingent 3580 M. Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz hat im Plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt ſeiner Lande iſt 37 □M. mit 72,000 Einw. Einkünfte, gegen 450,000 Gulden. Das ſtehende Militär 800, das Bundescontingent 718 Mann. Die Hauptſtadt iſt Neuſtrelitz. Beide Fürſten erhielten 1815 die großherzogliche Würde und nehmen zuſammen in der Bundesverſammlung die 14. Stelle ein. Sie führen ein gemeinſchaftliches Wappen und den Titel Großherzog zu Meklenburg, Fürſt zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Roſtock und Stargard Herr; ihre Lande ſtehen durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung, deren Landſtände einen Körper, die alte Landesunion bilden. Auch beſetzen beide Großherzoge und die Landſtände das Oberappellationsgericht zu Parchim. Im Uebrigen regieren beide Häuſer unabhängig von einander. Die herrſchende Kirche iſt die evangeliſch-lutheriſche. Zu Roſtock, welche Stadt große Freiheiten beſitzt, iſt eine, ihrem Großherzoge und Rath gemeinſchaftliche Univerſität. Die Bauern in Meklenburg ſind jetzt nicht mehr leibeigen, was ſie im höchſten Grade waren. Die Aufhebung dieſer Erbunterthänigkeit iſt zwar beſchloſſen, die Vollziehung und die künftige Setzung der Erbunterthänigen, iſt aber geſetzlich noch nicht regulirt worden. Der ehemalige Domänenbau iſt vortrefflich geſetzt worden, und eben ſo reichlich wurden die Landſchulen dotirt. Schwerlich dürfte aber die Ritterſchaft dieſem Beiſpiele ganz folgen.

Melampus, des Amythaon und der Idomenea Sohn, Bruder des Bias, iſt im Alterthume als Arzt und Wahrſager berühmt. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von ſeiner Heil- und Wahrſagerkunſt. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in ſeinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einſt, während er ſchlief, ſeine Ohren geleckt hatten, bemerkt er, daß ſie dadurch geöffnet worden: ſo daß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verſtand, und alles, was dieſe den Menſchen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Bias liebte die ſchöne Pero, aber deren Vater, Neleus, König von Pyles, und der Brüder Oheim, verlangte als

Brautgabe die Rinderheerde des Iphykles, eines theſſaliſchen Fürſten. Melampus verſuchte, die Heerde zu rauben, ward aber gefangen, und nur durch ſeine Seherkünſte gelang es ihm, den Iphikles zu gewinnen, der ihm nicht allein die Freiheit, ſondern auch, für Bias, die Rinder ſchenkte. Melampus heirathete Iphianaſſe, die Tochter des Prötus, Königs von Argos, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, iſt unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weiſen Mann gehalten, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienſt, ſo wie die eleuſiniſchen Geheimniſſe nach Griechenland gebracht habe; weshalb er nach ſeinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (pſychiſche Krankheit), welche in die Klaſſe der Gemüthskrankheiten gehört. Sie beſteht darin, daß eine fixe traurige Idee ſich des Gemüths eines Menſchen ſo ausſchließlich bemächtigt, daß ihm allmälig die ganze übrige Welt entſchwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen geſtört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zuſtand zu fühlen, wird durch beſondre Stärke der innern Empfindung in ſeiner Ruhe und in ſeinem regelmäßigen Verhältniſſe gegen die andern Seelenkräfte ſo geſtört, daß ſeine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Die bis zum Affect geſteigerte innere Empfindung iſt entweder angenehm oder unangenehm. Die traurigen Affecte haben eine ſchwächende, ja gleichſam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen ſie bis zu dem Grade, daß die Vernunft ſie nicht mehr beherrſchen kann, ſo wird dieſer Zuſtand Trübſinn, Schwermuth. Noch beſteht aber hiebei die Freiheit des Bewußtſeins; der Menſch weiß es und kennt ſeinen Zuſtand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtſeins verloren, wird der Zuſtand anhaltend, ſo iſt es Melancholie. Der Melancholiſche hat die Welt außer ſich verloren, er lebt nur in ſich; in dem Zirkel einer fixirten Idee dreht er ſich herum; wie bezaubert vermag er dieſem engen Kreiſe nicht zu entfliehen; außerhalb deſſelben iſt für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der ſeines ewigen, grenzenloſen Unglücks, lebt in ihm und nagt an ſeinem Innerſten. Da die Melancholie urſprünglich vom Gemüth ausgeht, ſo können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von ſtatten gehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtſein. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft ſein, nur geſchieht die Ueberlegung unter falſchen Vorausſetzungen und auf einen einſeitigen Zweck gerichtet; jene als falſch zu erkennen, dieſen zu ändern, dafür hat der Kranke ſeine freie Willkür verloren. Die Thätigkeit des Kranken iſt bloß auf Einen Zweck, der ſeiner fixen Idee entſpricht, gerichtet, außer dieſem iſt ſie gemeiniglich gänzlich geſchwächt. Seine Verrücktheit bezieht ſich oft bloß auf einen einzigen Gegenſtand. Jeder Zufall ruft die herrſchende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre hindurch ein hartnäckiges, düſtres Stillſchweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholiſche findet in ſeinem Gedächtniß nichts mehr, als den Namen ſeiner Geliebten, oder das letzte Abſchiedswort, und dergl., die er ohne Unterlaß ſich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erſchüttert die Urſache ihrer Melancholie dermaßen, daß das ſogenannte Verlieren ihrer Gedanken entſteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinſtarrt, und ſie gleichſam mechaniſch unaufhörlich wiederholt. Man unterſcheidet mehrere Arten der Melancholie, be-

ren Unterſchied meiſtens in der Entſtehung derſelben gegründet iſt. Eine ſehr häufige Urſache iſt unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher ſeine Geliebte ohne Hoffnung, ſie zu beſitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein Andrer ſie raubte, iſt in der unglücklichſten Gemüthsſtimmung. Dieſes Gefühl iſt nicht bloß Eiferſucht, ſondern Vernichtung des Innerſten des Menſchen, Zertrümmerung ſeines Heiligſten, und ſo manches Gemüth mußte ſchon über dieſer Erſchütterung zu Grunde gehen! Eine andre Art der Melancholie iſt die religiöſe, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. ſ. w. haben. Manche bilden ſich z. B. ein, von Gott zu beſondern Werkzeugen auserkohren zu ſein, andre verzweifeln an ſeiner Gnade und ihrer Seeligkeit, fürchten ſeine Strafe und können in dieſer Verzweiflung ſogar den Selbſtmord ergreifen. Man bemerkt auch eine ſogenannte unſtäte Melancholie, wobei die Kranken die Menſchen fliehen, einſame, meiſtens traurige Orte beſuchen, des Nachts unter Gräbern umherſchwärmen, ohne ſich eines beſtimmten Zwecks bewußt zu ſein. Der Verlauf der Melancholie iſt verſchieden; manchmal dauert ſie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht ſie von ſelbſt, oder wird durch die Kunſt geheilt, öfterer geht ſie entweder in andre Arten von Wahnſinn oder in körperliche Krankheiten, Bruſtwaſſerſucht, Lungenſucht, Hirnwaſſerſucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten ſollen Melancholiſche an der Gicht leiden, oder von epidemiſchen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Urſachen der Melancholie hat man ſonſt mehrere körperliche Uebel gezählt, beſonders auch den Ueberfluß an ſchwarzer Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch von den alten Aerzten ihr der Name Schwarzgallſucht (von den griechiſchen Wörtern μελας ſchwarz und χολη die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Uebel durch Schwächung des Nervenſyſtems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberfluß an dickem Blute überhaupt, als entfernte Urſachen dazu wirken. In Hinſicht auf das rechtliche Verhältniß kann dem Melancholiſchen keine Folge ſeiner Handlungen zugerechnet, er alſo auch keinem Strafgeſetze unterworfen werden. Zuweilen aber iſt es außerordentlich ſchwer, den richtigen Geſichtspunkt, aus welchem ſeine Handlungen betrachtet werden müſſen, zu faſſen, indem ein Melancholiſcher oft dem Anſchein nach vernünftig ſpricht, ſelbſt mit Ueberlegung handelt, und doch in Rückſicht ſeiner fixen Idee die Herrſchaft der Vernunft und Freiheit ſeines Bewußtſeins verloren hat. H.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter an der Reformation, wurde den 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine, im Mittelſtande geboren. Von ſeinem Vater, George Schwarzerd, der ein Rüſtmeiſter des Pfalzgrafen war und 1507 ſtarb, und von ſeiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandtin des großen Humaniſten Reuchlin, ging der Geiſt einer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltne Geiſtesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die ſchnellen Fortſchritte in den alten Sprachen, durch die er ſich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reichlin's beſondre Neigung und Aufmerkſamkeit. Auf deſſen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, ſeinen Namen Schwarzerd in den griechiſchen Melanchthon, und ging ſchon 1510 auf die Univerſität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologiſchen und philoſophiſchen Studien bald allen andern voran, ſo daß er ſchon das Jahr darauf Baccalareus der Philoſophie und Inſtructar einiger jungen

Grafen werden konnte. Doch da ihm dieſe Univerſität wegen ſeiner allzuzarten Jugend die Magiſterwürde verſagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er ſich, neben ſeinen bisherigen Studien, beſonders der Theologie ergab und 1514, nach erlangter Magiſterwürde, Vorleſungen über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller zu halten anfing. Für die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe hatte ſchon eine griechiſche Grammatik, die er um dieſe Zeit herausgab, das günſtigſte Zeugniß abgelegt. Sein gelehrter geiſtvoller Vortrag als akademiſcher Lehrer machte ihn aber bald zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und der große Erasmus ſelbſt gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Beleſenheit, genauen Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums und beredten geſchmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verluſt ſeiner vorzüglichſten Zierde, als Melanchthon, auf Reuchlin's Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieſer Univerſität in ſeinem 22. Jahre die Profeſſur der griechiſchen Sprache und Literatur 1518 antrat. Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geiſt entſchied ſich bald für die Sache der wiedererweckten evangeliſchen Wahrheit, und ſein durch eine echt klaſſiſche Bildung gereiftes Urtheil, ſein Scharfſinn als Philoſoph und Exeget, die ungemeine Beſtimmtheit und Ordnung in ſeinen Begriffen, die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutſamkeit, mit der ſein durchdringender Verſtand vom Zweifel zur Wahrheit fortſchritt, und der ſtandhafte Eifer, mit dem er die gefundne Wahrheit feſthielt und vertheidigte, dieſer zu allen Zeiten ſeltne Verein großer Eigenſchaften und Verdienſte, hat unſtreitig eben ſo viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luther's Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeiſt im Anregen, Treiben und Verfechten dieſes Werkes leiſteten. Melanchthon's Ueberlegenheit als Gelehrter, ſein ſanfter, freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geſchickt; Niemand wußte beſſer als er, Luther's Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangenſten Wahrheitsliebe und verſtändlichſten Klarheit auch der Ueberzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieſes Verdienſt erwarb er ſich beſonders durch ſeine 1521 zuerſt erſchienenen locos theologicos, ein Werk, das zu einer zugleich wiſſenſchaftlichen und und faßlichen Darſtellung der chriſtlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller proteſtantiſchen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfaſſung Sachſens ſeine 1527 auf Befehl des Kurfürſten abgefaßten Viſitationsartikel ein, in denen er den Viſitatoren der ſächſiſchen Kirchen eine Inſtruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen, und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden ſollten, an die Hand gab. So ſanft er übrigens in dieſer Schrift manchen ſtreitigen Punkt berührte, ſo entſchloſſen drang er doch 1529 auf die Proteſtation gegen den Schluß des Reichstags zu Speier, der ſeiner Partei den Namen gab, und bewundernswürdig iſt die Sicherheit der religiöſen Ueberzeugung, die er neben einer, jeder Rückſicht Gnüge leiſtenden Klugheit 1530 bei der Abfaſſung der augsburgiſchen Confeſſion bewies. Dieſes Meiſterwerk, das die Proteſtanten als ihr erſtes ſymboliſches Buch verehren, und die bald darauf entworfne Apologie der augsburgiſchen Confeſſion trugen den Ruhm ſeines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernſtlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung

der Religionsunruhen nach Frankreich berief, ſo ward doch ſowol dieſe, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthon's nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung ſeiner großen Verdienſte. Er folgte indeß, durch politiſche Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden ſich vielfältige andere Veranlaſſungen für ihn, theils zu ſeiner Erholung, theils in Geſchäften ſeiner Partei, Reiſen zu machen. Auf einer derſelben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, ward er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuſpruch Luther's, der ihm in freundſchaftlicher Beſorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beſchloßne Religionsgeſpräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach Regensburg, um bei den daſelbſt angeſtellten Vergleichsverhandlungen mit den Katholiken die Sache der Proteſtanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er hier bewies, wegen der Gegenwirkung des päpſtlichen Legaten, den Frieden, den er ſo ſehnlich wünſchte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Katholiken ihn bei dieſer Gelegenheit auf's neue hochſchätzen lernten, mußte er von ſeiner eignen Partei bittre Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Ueberlegung und Vorſicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Eben ſo ging es ihm, da er, vom Kurfürſten Hermann von Köln 1543 nach Bonn berufen, deſſen Reformationsplan mit ſchonender Rückſicht auf die katholiſchen Behörden einzuleiten ſuchte. Indeß hat weder Luther, noch ſonſt einer ſeiner Freunde, die ſein edles Herz und ſeine aufrichtige Frömmigkeit kannten, an der Reinheit ſeiner Abſichten an ſeiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luther's Heftigkeit leiden mußte, die Freundſchaft dieſer beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luther's Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographiſches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben ſo ſehr, als die Wahrheitsliebe ſpricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genoſſen hatte, fiel nun ihm zu. Deutſchland nannte ihn ſchon vorher ſeinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm ſeine einzige Stütze und den Wiederherſteller der Univerſität nach dem ſchmalkaldiſchen Kriege, in welchem er hier und dahin flüchtete, und ſich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Kurfürſt Moritz zeichnete ihn aus, und that in Religionsſachen nichts ohne ſeinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, ſich dieſem der ganzen lutheriſchen verdächtig gewordnen Fürſten zu unterwerfen, und daß die proteſtantiſchen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luther's Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen ſeine Lehrſätze an und machten ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte Melanchthon ſchon bei jenen Verhandlungen mit den Katholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und ſelbſt eine bedingte Anerkennung des päpſtlichen Anſehns nicht ſo gefährlich ſchien als Luthern; auch war die allmälige Annäherung ſeiner Anſicht, von der Gegenwart Chriſti im Abendmahle, an die ſchweizeriſche, Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offne, keiner Verſtellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der augsburgiſchen Confeſſion vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er ſowol in den ſpätern Ausgaben ſeiner locorum theolog., als auch in andern öffentlichen

Schriften die Lehre von der Rechtfertigung beſtimmter, und nach ſeiner wohlbegründeten Ueberzeugung ſchriftmäßiger erklärte, und durch die Behauptung, der freie Wille des Menſchen müſſe und könne bei ſeiner Beſſerung mitwirken, ſeine Abweichung von dem auguſtiniſchen Syſtem unumwunden geſtand, konnten alle wiſſen, die ſeine Schriften mit Aufmerkſamkeit laſen. Unſtreitig hatte ſeine Gewohnheit, immer weiter zu forſchen, und ſeine Ueberzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größern Antheil an dieſer Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden; wenn er auch aus letzterm Grunde ſeine Worte oft milder ſtellte, als die ſteifen Lutheraner wünſchten. Daß er aber aus Menſchenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem weſentlichen Punkte der evangeliſchen Wahrheit etwas vergeben hätte, iſt nicht zu erweiſen. Und wer mag ſein Beſtreben, ein Werk, das doch erſt im Werden war, zu verbeſſern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unſrer Zeit in jenen Anſichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf ſeiner Seite? Doch zu einer ſo billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenoſſen Melanchthon's keineswegs geneigt. Die Einführung des augsburger Interims in Sachſen, welche Melanchthon nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die alten Mißbräuche hinlänglich abwehrten, ſchien den Eiferern die beſte Veranlaſſung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoriſtiſche Fehde über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulaſſenden Nebendinge in der Religionsübung, worin Flacius ihn nun alsbald verwickelte, die Beſchwerden, welche Oſiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob und endlich die ſynergiſtiſchen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Beſſerung, die ihm Flacius noch kurz vor ſeinem Tode anhing, häuften eine ſo große Menge von Kränkungen über den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er ſeines Ruhms und ſelbſt der ſchönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in ſeinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wol nicht Urſache zu bedauern, daß der Krieg des Kurfürſten Moritz gegen den Kaiſer ſeine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im Jan. 1552 ſchon bis Augsburg gereiſt war, vereitelte; auch ſchlug die 1554 zu Naumburg veranſtaltete Unterſuchung über ſeine Rechtgläubigkeit zu ſeiner vollkommnen Rechtfertigung aus; doch war die hier geſtiftete Verſöhnung mit ſeinen Feinden nur ſcheinbar, und er mußte ihre Gegenwirkung auch in der Fruchtloſigkeit des letzten Verſuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen ſeiner Partei zum Vergleich mit den Katholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher Melanchthon's letzter Wunſch, als er den 19. April 1560 in einem Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg ſtarb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiſte ſeines Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meiſten ähnliche und theure erſtgeborne Tochter Anna war nach einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabinus ſchon 1547 vor Gram geſtorben; 1557 war ihm ſeine Gattin, Katharina, eine Tochter des Bürgermeiſters Krapp zu Wittenberg, die er ſchon 1520 geheirathet hatte, vorangegangen. Das ſchwache, ängſtliche Gemüth dieſer ſonſt guten, liebevollen Frau hatte ſeine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber, als unter den Seinigen. In den erſten Jahren ſeiner Ehe ſah man ihn ſeine Kinder wiegen und in ihrem Kreiſe arbeiten.

Beſcheidenheit und Demuth verrieth ſchon ſeine körperliche Erſcheinung. Niemand, der ihn zum erſten Male ſah, hätte in der beinahe kleinen Geſtalt, die bei ſeiner ſtrengen Mäßigkeit und Arbeitſamkeit immer mager blieb, den großen Reformator geſucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, ſchönen Augen, kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geiſt an, den dieſe zarte Hülle umſchloß, und erheiterten, wenn er ſprach, ſein ganzes Angeſicht. So hat ihn Lucas Kranach in ſeinen Gemälden aufgefaßt. Frohe Scherze wechſelten in ſeiner Unterhaltung mit den ſcharfſinnigſten Bemerkungen, und niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern ſah er Geſellſchaft an ſeinem Tiſche, und Dürftige fanden bei ihm ſo reichliche Unterſtützung, daß er durch ſeine Freigebigkeit bisweilen ſelbſt in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug ſeines Charakters war, umfaßte er alles, was ſich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall ſein Herz ſprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unſchuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm ſo natürlich, daß es ihm ſchwer wurde, irgend einem Menſchen etwas anders zuzutrauen; und vielfältig getäuſcht und gemißbraucht, lernte er erſt ſpät die Ränke und unedlen Leidenſchaften kennen, die ſich ſeinen beſten Abſichten ſo oft in den Weg ſtellten. Aber eben dieſer argloſe, milde Charakter machte ihn zum Gegenſtande der innigſten Liebe und Ergebenheit ſeiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europa's ſtrömten Studirende nach Wittenberg, um ſich zu ſeinen Füßen zu verſammeln, und der Geiſt der Gründlichkeit und unbefangnen Forſchung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach ſeinem Tode wohlthätig fort, ſo wie überhaupt ſeine Verdienſte um die Erziehung unvergeßlich ſind. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größere Thaten ihm die erſte Stelle unter den berühmten Männern ſeines Jahrhunderts ſtreitig machen, der liebenswürdigſte, reinſte und gelehrteſte wird er in den Augen der gerechten Nachwelt immer bleiben. E.

Melchiſedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), König von Salem (Jeruſalem der Stadt des Friedens), das er zuerſt gegründet haben ſoll, zugleich ein Prieſter Gottes, iſt nur aus einem Auftritte in der Geſchichte Abrahams bekannt. Als dieſer Freund Gottes aus einer Fehde ſiegreich zurückkehrt, kömmt Melchiſedek ihm mit Brot und Wein entgegen, ſegnet ihn und dankt dem höchſten Gott, der Himmel und Erde beſitzt, für ſeinen Sieg. 1. Moſ. 14. 18. Nicht mehr ſagt die Geſchichte von dieſem älteſten Prieſterkönige. Ein ähnlicher, Anius, König von Delos und Prieſter ſeines Vaters Apollo, bewirthet den Aeneas (Virg. Aen. III. 80 fg.) Aus dieſen Beiſpielen, in denen das Hiſtoriſche ſich ſchwer von dem Mythiſchen ſcheiden läßt, iſt nicht ohne gegründeten Widerſpruch auf eine in der vorhiſtoriſchen Zeit üblichen Verbindung der prieſterlichen Würde mit der königl. geſchloſſen worden. Der fromme Glaube, der in Melchiſedek ein Vorbild Jeſus ſieht, hat das Anſehn des Briefes an die Hebräer für ſich. Ganz grundlos aber war die Annahme der Hierakiten, Melchiſedek ſei der heilige Geiſt. Dieſe von Hierax, einem chriſtlichen Gelehrten in Aegypten, gegen Ende des 3. Jahrh. geſtiftete ketzeriſche Sekte, die durch ihre allegoriſchen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Chriſti habe nur in der Verkündigung einer ſtrengern Sittenlehre beſtanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflöſung chriſtlicher Lehrſätze in ſinnbildliche

Redensarten, von der orthodoxen Kirche abwich, führte auch den Namen der Melchiſedekiten und erloſch bald. Ihre ſtrenge Askeſe ging in das Leben chriſtlicher Einſiedler und Mönche über. E.

Melchiten, ſyriſch: Königliche, hießen urſprünglich im 6. und 7. Jahrh. diejenigen orientaliſchen Chriſten, die ſich, dem Willen des Kaiſers gemäß, den Beſchlüſſen der chalcedoniſchen Kirchenverſammlungen unterwarfen, daher kaiſerlichgeſinnte. Später erſcheint dieſer Name ſchwankend, wie die Orthodoxie ſelbſt. Neuerdings wird er von Reiſebeſchreibern den Jacobiten in Meſopotamien und den mit der römiſchen Kirche unirten Kopten in Aegypten beigelegt. E.

Melchthal (Arnold von), von ſeinem Wohnort im Canton Unterwalden ſo genannt, einer der Gründer der ſchweizeriſchen Freiheit. Der Landvogt Alberts von Oeſterreich hatte Arnolds Vater, einem reichen Gutsbeſitzer, ein Paar Ochſen vom Pfluge wegnehmen laſſen, und der Knecht des Zwingherrn dabei geäußert: „Die Bauern mögen ſelber den Pflug ziehen, wenn ſie Brot haben wollen.“ Aufgereizt von dieſen Worten, ſchlug und verwundete Arnold den Knecht, und um der Vergeltung zu entgehen, rettete er ſich durch Flucht. Grauſam aber ward die Rache an dem Vater geübt, dem der Landvogt die Augen ausſtechen ließ. Arnold verband ſich mit ſeinen Freunden Fürſt und Stauffacher und alle drei beſchworen in der Novembernacht (1307) den heiligen Bund zur Rettung des Vaterlandes auf dem Rütli am Waldſtätterſee. Sie verſprachen ſich eidlich, ihr Leben zu opfern, ſich nie zu verlaſſen, und alles zu wagen für des Vaterlands Befreiung. Jeder verpflichtete ſich, in ſeinem Canton die Sache des Volks zu vertheidigen und es mit dem Beirath der Gemeinen um jeden Preis in den Genuß ſeiner Freiheit zu ſetzen. Dabei aber ward ausdrücklich verabredet, den Grafen von Habsburg in ſeinen Gütern und Rechten nicht zu ſchädigen, ſich nicht vom deutſchen Reiche zu trennen, noch auch den Aebten und Edlen zu verweigern, was ihnen gebührte. Es ſollte ſo viel als möglich vermieden werden, das Blut der Landvögte zu vergießen, da die Verbündeten nur das Verlangen hegten, ſich ſelber und ihren Nachkommen die von den Altvordern ererbte Freiheit zu ſichern.

Meleager, I) ein Sohn des kalydoniſchen Königs Oeneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parzen zur Althäa, und beſtimmten ſein Schickſal. Klotho ſagte, er werde großmüthig, Lacheſis, er werde tapfer ſein, und Atropos, er werde nicht eher ſterben, als bis der eben auf dem Heerde liegende Brand verzehrt ſein werde. Althäa nahm ſogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn ſorgfältig auf. Meleager zeigte ſich bald als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Akaſtus angeſtellten Leichenſpielen den Preis mit dem Wurfſpiele, zeichnete ſich aber vorzüglich bei der kalydoniſchen Jagd (ſ. Kalydon) aus, zu welcher er die angeſehenſten Heldenjünglinge Griechenlands verſammelte. Er ſelbſt erlegte den Eber und ſchenkte die Haut deſſelben, als den vornehmſten Preis, ſeiner geliebten Atalanta, welche dem Eber die erſte Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden ſich die Brüder ſeiner Mutter, Idrus, Plexippus und Lynceus, beleidigt, und beraubten der nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltſam die Haut. Meleager, der ſie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. Im wüthenden Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand, und warf ihn in's Feuer, worauf Meleager unter fürchterlichen Schmerzen ſtarb. Von Andern

wird die Geſchichte noch anders erzählt. Wir beſitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildſäulen des Meleager. 2. Meleager aus Syrien, ſ. Anthologie.

Meletianer hießen die Anhänger des Biſchofs Meletius zu Lykon in Aegypten, der unter Diokletian's Verfolgung 306 über die Wiederaufnahme der abgefallenen Chriſten, die er verweigerte, und wegen willkürlich von ihm verrichteter Ordinationen mit dem Biſchof Peter von Alexandrien zerfiel. Er nannte ſeine Partei die Kirche der Märtyrer, und erkannte die Metropolitanrechte der alexandriniſchen Kirche über ganz Aegypten nicht an. Die dadurch unter der ägyptiſchen Geiſtlichkeit verurſachte Spaltung dauerte noch nach dem Concilium von Nicäa, welches dem Meletius die Verwaltung des biſchöflichen Amtes unterſagte, bis gegen Ende des 4. Jahrh. fort. Gegen die Partei des orthodoxen Biſchofs Athanaſius (ſ. d. Art.) von Alexandrien machten die Meletianer mit den Arianern gemeine Sache, ohne jedoch die Irrlehren derſelben anzunehmen. Schismatiker deſſelben Namens entſtanden zu Antiochien, als Meletius von Melitene in Armenien zum Biſchof daſelbſt 360 von den Arianern gewählt und wegen ſeiner Orthodoxie wieder verjagt wurde. Die ihn für den rechten Biſchof hielten, und, da er unter Julian zurückkehrte, ihm allein anhingen, hießen Meletianer. Mit ſeinem Tode (381) erloſch dieſer Name, doch ſpäter erſt die Spaltung der antiocheniſchen Kirche. Die römiſche und griechiſche Kirche rechnen dieſen Meletius unter ihre Heiligen. E.

Melicertes, Sohn der Ino oder Leukothea, welcher mit ſeiner von der Juno verfolgten und in's Meer geſprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde, und als ſolche den Namen Palämon erhielt (ſ. Athamas und Ino). Die Seefahrenden verehrten ihn als einen ſchützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weshalb er auch von den Römern Portumnus (ſ. d. Art.) oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einen Schlüſſel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie ſonſt bei größern Meergöttern geſchieht, auf einem Wagen fahrend, ſondern ſchwimmend vorgeſtellt. In vielen Hafenſtädten waren ihm Tempel errichtet uud auf der Inſel Tenedos wurden ihm ſogar Kinder geopfert.

Melismatiſch wird diejenige Art des Geſanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehrere Noten geſungen werden, entgegengeſetzt dem ſogenannten ſyllabiſchen Geſange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. (Eine aus mehrern Noten zuſammgeſetzte, nur auf eine Sylbe geſungene Figur heißt Melisma, Sylbendehnung.) Der ſyllabiſche Geſang wird im Recitative und im Chorale unvermiſcht gebraucht: der melismatiſche hingegen, welcher in den übrigen für den Geſang beſtimmten Tonſtücken vorkommt, erſcheint jedesmal mit dem ſyllabiſchen Geſange vermiſcht. Dann heißt auch melismatiſcher Geſang ein verzierter Geſang, und melismatiſch, was zur Verzierung des Geſonges gehört: melismatiſche Geſänge heißen endlich auch leichte, einfache Melodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten ſind.

Meliſſus, des Ithagenes Sohn, war aus Samos gebürtig, und lebte um 444 v. Chr. In der Geſchichte ſeines Vaterlandes iſt er als Staatsmann und Feldherr merkwürdig. Als Philoſoph wird er zur eleatiſchen Schule gerechnet, weil er den Idealismus derſelben ebenfalls vortrug. Von dem Parmenides wich er in manchen

Punkten ab. Dieſer dachte ſich die Weltſubſtanz nur als intelligibel und gab die Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen, wie ſie uns die Sinne darſtellen, zu; Meliſſus aber ſtellte ſich die Weltſubſtanz als materiell vor, und verwarf die Gültigkeit der Erfahrungen durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ſeine metaphyſiſchen Grundſätze mit der gemeinen Erfahrung in Widerſtreit lägen, machte Meliſſus die relative Wahrheit zum Merkmal der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er ſchloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandene ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und ſich überall gleich ſei, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müſſe, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: ſo müſſe man ſich an jene halten, und dieſe für falſch erklären, oder wenigſtens jene vorziehen und dieſe dahin geſtellt ſein laſſen. Daher behauptet er auch, daß man eigentlich von den Göttern nichts wiſſe noch wiſſen könne.

Melodie bedeutet im Abgemeinen eine gewiſſe Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechſelung der Höhe und Tiefe, Kürze und Länge angenehm erſcheint; im eingeſchränkten Sinne des Worts auch den Geſang irgend eines beſtimmten Muſik- oder Singſtücks, auf welche man hindeuten will (wenn man ſagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componiſt das Ideal der Empfindung, welche er zu malen ſich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geſchieht in unſern mehrſtimmigen Kunſtwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptſtimme, welcher die übrigen Stimmen bloß zur Unterſtützung beigeſellt ſind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Weſentlichſte jedes Tonſtücks ſei, und daß ihr die Harmonie, ſo wichtig auch die Vortheile ſind, die ſie gewährt, und ſo ſehr auch durch dieſelbe die Ausdrucksmittel der Kunſt vermehrt werden, dennoch untergeordnet ſein müſſe. Die Muſik hat den Geſang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmſte Aufgabe, zum ſteten Ziele, und alle Künſte der Harmonie haben bloß den ſchönen Geſang, oder die eigentliche Melodie, zum letzten Endzwecke. Darum iſt es eine eitle Frage, ob in einem Tonſtücke die Melodie, oder die Harmonie das vornehmſte Erfoderniß ſei. Ohne Zweifel wird die Harmonie als Mittel, der Melodie als Zweck ſtets untergeordnet bleiben. Daher iſt es für den Tonſetzer von der größten Wichtigkeit, die weſentlichen Eigenſchaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch dieſe zu erreichen ſteht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componiſt in den Stand geſetzt wird, mittelſt melodiſcher Verbindung der Töne ein ſchönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, ſind die Verſchiedenheiten der Töne und die Verſchiedenheiten ihrer Bewegung, inſofern ſie den Aeußerungen der verſchiedenen Empfindungen angemeſſen ſind, und alſo auch wiederum auf unſre Empfindungen wirken können. Nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, daß der Menſch durch die Vögel auf die Nachahmung des Geſangs gekommen ſei; es iſt wahrſcheinlicher, daß der Geſang auch allmäliges Erzeugniß der Natur des Menſchen ſelbſt ſei, denn die einzelnen Töne, woraus der Geſang gebildet iſt, ſind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menſchen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, auch oft die Natur wider ſeinen Willen auspreßt. Der Menſch iſt geneigt, ſowol den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen, und ſich in denſelben gleichſam einzuwiegen. Wir ſehen, daß Kinder, die noch nichts von Geſang wiſſen, wenn ſie in vergnügter oder trauriger Stimmung ſind, ſich durch dazu paſſende Töne darin zu unterhalten ſuchen.

Durch dieſe Töne bekommt das Gefühl gleichſam etwas Körperliches, woran es ſich feſthalten und wodurch es ſich eine Fortdauer verſchaffen kann. Dieſe allein machen aber den Geſang noch nicht aus. Denn erſt wenn abgemeſſene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entſteht der eigentliche Geſang. Auch dieſe ſcheinen in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine Wiederholung ſolcher Töne, ohne beſtimmte Wiederkehr und Abwechſelung mit Länge und Kürze, vermag die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derſelben nicht zu bewirken. Dieſes thut eine gleichförmig anhaltende Bewegung beſſer. So iſt es eine nicht ſeltne Erſcheinung, daß nicht bloß das Kind, ſondern auch der rohe erwachſene Menſch mit der Wiederholung leidenſchaftlicher Töne eine gewiſſe gleichförmige Bewegung des Körpers, ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin= und Herwanken deſſelben verbindet, worin der Urſprung des Takts (ſ. d. Art.) zu ſuchen iſt. Nichts iſt bequemer, uns eine Zeit lang in einer und eben derſelben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand gefeſſelt wird. Und ſo läßt ſich einigermaßen der Urſprung des Geſangs erklären, den man als eine, in beſtimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne beſtimmen kann. Geſang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menſchliche Stimme, ſondern auch auf den Inſtrumenten hervorgebracht werden. Aber der Geſang der menſchlichen Stimme iſt freilich der urſprünglichſte und vollkommenſte, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, jedem Ton auf das Genauſte die beſondre Abſtufung, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderſtehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, ſo hat der Geſang vor allen andern Werken der Kunſt den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im Stande iſt. Dies legt dem Tonſetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Geſangs oder der Melodie die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonſetzern, wegen der herrſchenden harmoniſchen Ueberladungen, anzuempfehlen iſt. Melodie und Rhythmus ſind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu verſetzen, und wo jene fehlen, da iſt die höchſte Reinheit der Harmonie eine ganz unwirkſame Sache. Das eigentliche Weſen der Melodie beſteht nun aber einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung ſchildern, und jeder, der ſie hört, muß ſich einbilden, er höre die Sprache eines Menſchen, der, von einer gewiſſen Empfindung durchdrungen, dieſe an den Tag zu legen ſtrebt. Inſofern nun aber dieſe Melodie in den Händen des Tonſetzers ein Werk der Kunſt und des Geſchmacks iſt, muß ſie auch, wie jedes andre Werk der Kunſt, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden ſind. Dieſes Ganze muß eine gefällige Form haben und ſowol überhaupt, als in ſeinen einzelnen Theilen, ſo beſchaffen ſein, daß das Ohr des Zuhörers zur beſtändigen Aufmerkſamkeit gereizt werde und ſich ohne Anſtoß, ohne Zerſtreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Luſt überlaſſen und hingeben könne. Jeder Geſang, der dieſe doppelten Eigenſchaften hat, iſt gut. Die verſchiedenen beſondern Eigenſchaften, welche einer guten Melodie eigen ſein müſſen, ſind in Kurzem folgende. Zuerſt iſt ſchlechterdings nothwendig, daß ein Haupt= oder Grundton darin herrſche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemeſſene Abwechſe=

lung ſeine verſchiedenen Abſtufungen bekomme. Dies kann nur dadurch geſchehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer beſtimmten Tonleiter (ſ. Ton) genommen werden. Geſchähe dies nicht, ſo würde unter den einzelnen Theilen kein Zuſammenhang ſein. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie gibt den aus derſelben genommenen Tönen den nöthigen Zuſammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß aber dem Charakter des Stücks angemeſſen gewählt werden. Denn jede Tonart hat vielleicht einen ihr eigenen Charakter. Je feiner nun das Ohr des Tonſetzers iſt, dieſen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, deſto glücklicher wird er in beſondern Fällen in der Wahl des Haupttons ſein, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die bloß aus ein paar Hauptſätzen beſtehen, kann man durchaus bei dem Hauptłone bleiben, oder auch allenfalls in ſeine Dominante (ſ. d. Art.) übergehen; längere Stücke hingegen erfodern Abwechſelung des Tons, damit der leidenſchaftliche Ausdruck, auch in Abſicht auf das Harmoniſche, ſeine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens iſt zu einem guten Geſange der Rhythmus (ſ. d. Art.), d. h., die Abmeſſung der einzelnen Theile nach Länge und Kürze, nothwendig. Jeder Geſang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton iſt als eine kleine Rückung, deren eine beſtimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzuſehen. Es ſcheint überhaupt eine ſo natürliche Aehnlichkeit zwiſchen dem Gang und der Bewegung des Geſanges zu ſein, daß überall, auch bei den roheſten Völkern, die erſten Geſänge, die unter ihnen entſtanden, unzertrennlich mit dem Gange oder dem Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrſcht, wo kein Schritt dem andern gleicht, iſt, ſelbſt beim bloßen Anſchauen ſchon ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, ſo harmoniſch richtig man auch deren Fortſchritte fände, wenn unter denſelben nicht irgend eine abgemeſſene Ordnung in der Abwechſelung vorhanden wäre, unſre Aufmerkſamkeit keinen Augenblick unterhalten, ſondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewiſſe Gleichförmigkeit vorhanden ſein, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Muſik Takte genannt werden, eingetheilt ſein. Dieſe Schritte müſſen, wenn ſie aus mehrern kleinen Rückungen beſtehen, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der erſten Rückung ſtärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Takte. Darum müſſen die gleich langen Schritte oder Takte in gefälliger Abwechſelung auf einander folgen, und es iſt deswegen nöthig, daß die Dauer des Taktes in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verſchiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne, ſich von einander unterſcheiden. Hieraus entſtehen nun wieder neue Arten von Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit, die den Geſang angenehm machen. Drittens erfodert eine gute Melodie einen möglichſt gefühlvollen Ausdruck, welcher durch eine ſchnelle oder langſame Bewegung, durch die Art des Vortrags (ob die Töne einzeln abgeſtoßen oder geſchleift, ſtark oder ſchwach vorgetragen, hoch oder tief geſungen werden), durch größere oder kleinere, conſonirende oder diſſonirende Intervalle, durch den geraden oder ungeraden Takt und durch die daraus entſtehenden verſchiedenen Accente, durch die beſondre Art oder Anzahl

der einzelnen Theile des Takts, durch die Austheilung der Töne in dem Takte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einſchnitte und Abſchnitte gegen einander bewirkt wird. Jeder dieſer Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Viertens muß eine gute Melodie ſingbar oder ſpielbar und, nach Beſchaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufaſſen ſein. Wo dieſe Eigenſchaft fehlt, da werden alle übrigen Verdienſte einer Compoſition verdunkelt und unwirkſam gemacht. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonſetzer ſowol den ausübenden Geſang, als die Natur aller derjenigen Inſtrumente, für welche er ſetzen will, ſtudirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Geſanges kommt oft von der Art der Fortſchreitung her, und bei dieſer iſt zu merken, daß man, ſo lange der Ausdruck der darzuſtellenden Empfindung keine Ausweichung erfodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatoniſche Tonleiter iſt in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichſte. Die fünfte und letzte Eigenſchaft einer guten Melodie beſteht in der Nothwendigkeit, den Ausdruck eines Textes ſo viel als möglich durch die Melodie wiederzugeben. Der Tonſetzer muß ſich beſtreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und ſich überhaupt in dieſelbe zu verſetzen. Dabei iſt es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung ſo eindringend wird, daß das Gemüth ſich dabei zu verweilen wünſcht. Hier nun iſt die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollſten Manieren oder Coloraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung im Satze, ſo werden ihm Bewegung und Takt, wie ſie dem Texte angemeſſen ſind, ſchon von ſelbſt einfallen. Aber den ſchicklichſten Rhythmus und die beſten Einſchnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen muſikaliſch geweſen iſt, oft ſehr ſchwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einſchnitte und Perioden mit denen, die im Texte ſind, übereinkommen müſſen. Streiten nun aber dieſe, wie es nicht ſelten der Fall iſt, gegen das Ebenmaß der Muſik: ſo muß ſich der Setzer mit Wiederholungen und Verſetzungen einzelner Worte zu helfen ſuchen. Höchſt zweckwidrig ſind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verſtande und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unſtatthafter ſind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes gänzlich widerſprechen. Wie, wenn der Dichter ſagte, weinet nicht, und der Tonſetzer wollte nun auf dem erſten Worte Töne ſetzen, die etwa das Weinen nachahmen ſollten? Und doch trifft man dergleichen Verſtöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich iſt noch anzumerken, daß gewiſſe Fehler gegen die Natur des Taktes die Melodien höchſt unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entſtehen, wenn man Diſſonanzen auf Takttheile anbringt, welche dieſelben nicht vertragen. Im Dreiviertel-Takt können z. B. die Vorhalte oder zufällige Diſſonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geſchehen ſollen, nur auf dem erſten Viertel angebracht werden. Geſchehen aber in dieſem Takte die Rückungen durch Achtel, ſo können die Diſſonanzen auf dem erſten, dritten und fünften Achtel ſtehen. Hingegen fallen die Diſſonaozen im Sechsachtel-Takte auf das erſte und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder ſechsten vorbereitet. Pq.

Melodrama (Duodrama, Monodrama) bezeichnet ein kleines muſikaliſches Drama, beſonders diejenige Art des Dramatiſchen, wo der declamatoriſche Vortrag einzelner Sätze durch Inſtrumental-Mu-

ſik unterbrochen wird. Es unterſcheidet ſich dadurch von der Oper, daß der Dichter den dazu gewählten Gegenſtand lyriſch bearbeitet und daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichſam nur andeutet, und der Muſik dadurch Gelegenheit gibt, dieſe Gefühle auszudrücken. Zur Unterſcheidung nennt man gewöhnlich Monodrama ein ſolches muſikaliſches Drama, wenn es nur eine Perſon hat; Duodrama, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rouſſeau zugeſchrieben, durch deſſen Pygmalion veranlaßt, Brandes die gerſtenbergiſche Cantate Ariadne, ſo wie nachher Gotter die Medea bearbeiteten, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Muſik beſchenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den Beifall werfen, welchen dieſe beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erſcheinung in einem ſo hohen Maße erhielten: ſo müſſen wir allerdings erſtaunen, daß dieſe Gattung ſpäterhin ſo wenig Nachahmer gefunden, und ſich der Geſchmack daran bald verloren hat. Wenn wir aber zuvörderſt den mechaniſchen Bau der vorhandenen Melodramen betrachten: ſo werden wir finden, daß eine einzige Perſon außer Stande iſt, eine dramatiſche Handlung zu beginnen, an das zu gewährende Intereſſe nothwendig geknüpfte Verwickelungen durchzuführen, und endlich zur vollkommnen Befriedigung der Zuſchauer in ſich harmoniſch zu beenden. Um einem ſolchen harmoniſchen Uebelſtande wenigſtens in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen eine durchaus lyriſche Haltung zu geben geſucht. Hieraus entſteht aber der grelle Widerſpruch, daß wir ſtets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche ſie erzeugt werden, zu unſrer anſchaulichen Kenntniß gelangen. Wir ſehen Wirkungen, ohne die Urſachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweiſes, daß ein ſolches Werk, dem ſtatt der dramatiſchen Handlung ſtets Gefühle und Empfindungen untergeſchoben werden, ſeines Mangels an innerer Haltung wegen, auf keine fortdauernde Theilnahme Anſpruch machen könne. Anders verhält es ſich mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Perſonen die Möglichkeit, eine dramatiſche Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, ſchon größer iſt. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechaniſchen Hülfsmittel immer noch ſehr beſchränkt ſind. Hierzu kommt noch eine andre Schwierigkeit. Man hat nämlich geglaubt, dieſen Melodramen einen ernſten Charakter geben zu müſſen, um dem Componiſten durch die mit dieſem Charakter nothwendig verbundne Lyrik, hinlängliche Veranlaſſung zur Schilderung der Gefühle und Leidenſchaften zu geben. Da aber der ernſte Charakter einer ſolchen lyriſchen Handlung, durch Mangel an äußerer Bewegung, nothwendig ſehr beengt ſein muß, und dieſer Mangel an Bewegung, durch die eben ſo nothwendig beſchränkte Handlung einer oder zweier Perſonen, nicht gehoben werden kann: ſo ſcheint ſich daraus zu ergeben, daß ein ernſter Inhalt für dieſe Art dramatiſcher Arbeiten durchaus unſtatthaft ſei. Man ſcheint dies inſofern beherzigt zu haben, als man den Intermezzo's und ähnlichen kleinen muſikaliſchen Dramen, welche doch im Allgemeinen mit den Melodramen wohl verglichen werden können, einen komiſchen Charakter gegeben hat. Ein andrer Verſtoß gegen die nothwendig zu erregende Theilnahme, welcher jene Mängel der Poeſie noch übertrifft, liegt in der Art und Weiſe, wie man die Muſik zu dieſen Melodramen bisher behandelt hat. Wer vermöchte an jenen ſtets gewaltſam abgeriſſnen, im Charakter ſich faſt immer einer dem andern widerſprechenden, muſikaliſchen Sätzen, ſelbſt wenn ſie an und für ſich

die vortrefflichſten Gedanken enthielten, Gefallen zu finden? Der Dichter ſolcher Melodramen glaubt, dem Componiſten nicht genugſame Gelegenheit zur Entwickelung ſeiner Kunſt zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen ſich unter einander ſelbſt beſtreiten läßt. Dadurch entſteht natürlich ein ſolcher Mangel an Einheit in der muſikaliſchen Darſtellung, daß faſt jede muſikaliſche Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verſchiednen und ſich oft vernichtenden Charakter zur Erſcheinung bringt. Aus allen dieſen angeführten Gründen geht hervor, daß das ſogenannte Melodrama, in welchem, wie Bouterweck ſich ausdrückt, zwei Künſte, die daſſelbe Ziel verfolgen, mit beſondrer Höflichkeit einander abwechſelnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg trit, insbeſondere ſeines muſikaliſchen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deshalb unſtatthafte Gattung dramatiſcher Erzeugniſſe zu erklären iſt, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entſchieden hat. Unter Melodrama, ſagt Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, verſtehen die Franzoſen nicht, wie wir, ein Schauſpiel, worin Monologe mit Inſtrumentalmuſik in den Pauſen abwechſeln, ſondern wo in emphatiſcher Proſa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches, oder auch ſinnliche Handlungen nebſt den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe ſich etwas Beſſeres bauen; denn leider ſind die meiſten Melodramen bis zur Abgeſchmacktheit roh und gleichſam Fehlgeburten des Romantiſchen. Pq.

Melone, Cucurbita Melo, eine kürbißartige Garten- und Feldfrucht von angenehmen, ſüßgewürzhaften Geſchmack. Sie iſt in Aſien zu Hauſe, und kann in Deutſchland kaum unter freien Himmel gezogen werden. In der Gegend um Aſtrachan erbaut man ſehr große, wohlſchmeckende Melonen, Arbuſen genannt. Die deutſchen Gärtner ziehen beſonders zwei Arten, die Kantalupen mit plattrunden warzigen, unförmlichen Früchten, von ſchwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleiſch aber für das feinſte gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnſchaliger iſt und früher reift, als jene. Außerdem rechnet man auch hieher die Waſſermelone, Cucurbita Citrullus, welche beſonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermiſcht genießt.

Melos, griech. der Geſang, Geſangspoeſie, daher meliſch ſo viel als lyriſch, reinlyriſch (ſ. Lyrik).

Melpomene, die Muſe des Trauerſpiels. Sie wird abgebildet mit einer ernſthaften Maske, wol auch mit einem Cypreſſenzweig in der einen, und einem Dolch in der andern Hand. (S. den Art. Muſen.)

Meluſine. Die durch ein artiges Mährchen gar wol bekannte ſchöne Meluſine, war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon, nach Andern ſtammte ſie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelſus macht ſie zu einer Nymphe; die Meiſten aber bezeichnen ſie als eine mächtige Fee, die ſich mit einem Fürſten aus dem Hauſe Luſignan vermählte. Sie war, wie die meiſten Feen jener Zeit, gezwungen, gewiſſe Tage des Monats Fiſchgeſtalt anzunehmen: alsdann wandte ſie alle Sorgfalt an, ſich weder vor ihrem Gemahl noch vor ihren Hausleuten ſehen zu laſſen. Aber eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar zu gern wiſſen wollte, was Meluſine ſo eingeſchloſſen vornehme, unvermuthet

in's Zimmer, und erblickte ſie in einem Waſſergefäß in einer Geſtalt, worin er ſie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, ſein Erſtaunen auszudrücken; ſobald ſie ſich entdeckt ſah, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und verſchwand. So oft ſeitdem ein Glied des Hauſes Luſignan von einem Unfall bedroht war, oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weiſe ſterben ſollte, erſchien ſie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schloſſes Luſignan, das ſie hatte bauen laſſen, und ließ dort Seufzer und Wehklagen hören.

Memel, im Königreich Preußen, im Regierungsbezirk Königsberg, an der Einfahrt in das kuriſche Haff, iſt die nördl. Stadt in Preußen (55° 42′ 15″ Breite, 38° 45′ L.) und liegt 122 Meilen von Berlin, nicht weit von der Grenze. Memel hat 630 Häuſer mit 8000 Einwohnern, die vom Schiffbau, Fabriken und Handel (beſonders mit England) leben. Es gibt hier verſchiedne große Handelshäuſer. Der Hafen iſt gut, ſicher und wird durch die Feſtung vertheidigt. Ein 73 Fuß hoher Leuchthurm liegt vor demſelben auf einem Sandhügel. Es kommen jährlich 5—600 Schiffe in demſelben an. Außer Getreide, Hanf und Häuten wird beſonders guter Leinſamen und Holz aus Litthauen von da ausgeführt. Im J. 1807 wählte der königl. preuß. Hof dieſe Stadt zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte. Memel iſt auch der deutſche Name des Fluſſes, den die Polen Niemen nennen. (S. d. Art.)

Memnon, nach dem Mythus ein Sohn des Tithon und der Aurora und ein Bruder des Emathon. Nach Einigen war er König der Aethiopier, nach Andern der Aſſyrer. Zu Abydos in Aegypten erbaute er einen prächtigen Palaſt und ein Labyrinth; einen andern Palaſt zu Suſa in Perſien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geſchenk eines goldnen Weinſtocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen; er verrichtete dabei mehrere tapfre Thaten, und verwundete ſelbſt den Achilles, wurde aber endlich von demſelben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weiſe zu ehren, ließ Jupiter aus ſeiner Aſche eine unzählige Menge Vögel entſtehen (Memnonsvögel), welche jährlich zu ſeinem Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und ſo gleichſam Leichenſpiele zu ſeinem Andenken feierten. Nach ſeinem Tode ward er als Heros verehrt. Bei Theben ſah man ſeine zum Theil noch vorhandne Bildſäule, oder eigentlich zwei Bildſäulen in koloſſaler Größe. Wenn die Sonne aufging und die Statue beſchien, gab ſie einen fröhlichen Klang von ſich; ging ſie unter einen traurigen. Man erzählt ſogar, daß ſie Thränen vergoſſen und Orakelſprüche in ſieben Verſen ausgeſprochen habe. Man hörte den Klang noch bis in's 4. Jahrh. n. Chr. Geb.; Beſchreibungen dieſer tönenden Memnonsſäule und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pauſanias und Strabo, und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Ueber ihre Beſchaffenheit und über die Erzählung vom Memnon hat man mehrere Hypotheſen. Die Säule befindet ſich jetzt in England.

Mémoire. Memoiren. Mit dieſem Worte bezeichnet man im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient, dann eine ſchriftliche Vorſtellung, einen Aufſatz zur Anregung eines Gegenſtandes, Eingabe. Dann insbeſondre: I. Staatsſchriften, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle, oder größtentheils, beſonders die Beſiegelung fehlen. Sie kommen bei Unterhandlungen der Miniſter häufig, bisweilen auch bei Antworten und Reſolutionen der Herrſcher vor, weil man durch dieſe Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonial-

ſtreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterſcheidet drei Arten derſelben: 1. die mit Anreden, Datum und Unterſchrift verſehenen, in denen der Abfaſſer von ſich in der erſten, von dem, an den er ſich wendet, in der zweiten Perſon ſpricht (Mémoire in Briefform); 2. ſolche, die zwar Anrede, Datum und Unterſchrift enthalten, in denen aber der Schreibende von ſich in der dritten Perſon ſpricht (Mémoire ſchlechthin); und 3. ſolche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterſchrift ſind, und worin vom Abfaſſer und Empfänger in der dritten Perſon geſchrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen ſelbſt, theils von deren Geſandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erſtern a) Circularnoten an das diplomatiſche Corps d. h. die an einem Hofe reſidirenden fremden Geſandten, um ſie von etwas zu benachrichtigen, oder um etwas zu erſuchen; gemeiniglich mit Unterſchrift des Staatsſecretairs oder des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Geſandten auf deſſen Eingabe; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsminiſterium oder den auswärtigen Geſandten, um ſolche nebſt einem Mémoire zu übergeben. Die Denkſchreiben der Geſandten an den Höfen, wo ſie reſidiren, ſind meiſt eigentlich ſogenannte Mémoires, bisweilen auch bloß Noten; in Briefform werden ſie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter hiſtoriſchen Mémoiren verſteht man ſolche Schriften, in denen Jemand ſelbſt erlebte Geſchichten zur Erinnerung für ſich ſelbſt aufgezeichnet hat: Denkſchriften. Sie unterſcheiden ſich von einer vollſtändigen Geſchichte oder Chronik dadurch, daß ſie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Perſon zum Gegenſtand haben; 2. daß deren Verfaſſer entweder ſelbſt an der beſchriebenen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Perſon nahe genug war, um aus der reinſten Quelle ſchöpfen zu können, und 3. daß ſie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zuſammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfaſſer geſchrieben ſind. Aus dem letztern Grunde macht man an ſie keine große Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich hiſtoriſches Kunſtwerk, und geſteht ihnen zu, daß ſie minder zuſammenhängend und ſorgloſer im Ausdruck ſein können, obſchon ihr Werth um ſo größer iſt, je weniger ſie von jener Erlaubniß Gebrauch machen und mit Leichtigkeit, ohne ſtörende Nachläſſigkeit erzählen. Sie liefern dem Forſcher anziehende Einzelnheiten, entdecken oft die geheimſten Triebfedern, bringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geſchichtsbüchern vernachläſſigte oder kaum mit furchtſamer Vorſicht durch Winke angedeutete Umſtände ein, entwickeln geheime Anſchläge und Entwürfe, von denen bloß das letzte Ergebniß in die Geſchichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen unter gewiſſen Beſchränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anſpruch machen. Nicht weniger ſind ſie angenehm durch die rein ſich ausſprechende Individualität des Schreibenden, durch ſeine Art, die Begebenheiten zu betrachten (geſetzt auch, daß ſie einſeitig, beſchränkt, ja ſelbſt parteiiſch ſein ſollte, was einmal in der Natur ſolcher Schriften liegt), durch Eigenthümlichkeit, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung. Durch dieſe Eigenſchaften erhalten ſie vor andern Gattungen hiſtoriſcher Schriften den Vorzug, daß ſie den bloßen Liebhaber wie den Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachläſſigkeit ihrer Form, dieſen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen iſt, daß in letzterer Rückſicht die hiſtoriſche Kritik bei den-

ſelben ein ſchweres Geſchäft hat. Als die älteſten Mémoires betrachtet man gewöhnlich Cäſars Berichte von ſeinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Biſchofs Ditmar Chronik (den neuern Anſichten über dieſelbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber iſt Frankreich, in deſſen hiſtoriſcher Literatur ſie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit ſind, und wo ſie, vom Ende des 15. Jahrh. an, immer häufiger werden. Beſondre Erwähnung verdienen: Phil. de Comines Mémoiren, der die Geſchichte Ludwigs XI. und Carls VIII. (1464—1498) in lichtvoller und kunſtloſer Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürſten erzählt (London 1757, 4 Bde. 4.); Martin du Bellay's durch ihre kraftvolle Darſtellung und den in ihnen ausgeſprochenen Nationalſinn merkwürdige Mémoiren gehen von 1513—1516 (Paris 1569 Fol., moderniſirt herausgegeben von Lambert, Paris 1753, 7 Bde. 8.). Blaiſe de Montluc iſt in ſeinen Mémoiren (von 1521—1569, von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde. 12) eben ſo offenherzig in ſeinem Selbſttadel als in ſeinem Selbſtlobe; lebhafter und anſchaulicher Vortrag iſt verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politiſche Redlichkeit in höchſter Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, ſo wir durch Würde und ruhevollen Vortrag zeichnet ſich Michel de Caſtelnau (Mém. von 1559—1570, Brüſſel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Mémoiren (Oeuvres, Paris 1787, 8 Bde. 8.) ſind durch eine beſondre Miſchung von ſchamloſer Naivetät mit cyniſcher Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unſtätigkeit des abgeſchliffenen höfiſchen Wüſtlings charakteriſtiſch. Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geſchichte ihrer Jugendjahre (1561—1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünſtelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde., 8. deutſch, von Fried. Schlegel, Leipz. 1803. 8.). Aubigné (1550—1600. Amſterd. 1623, 3 Bde. Fol.) iſt bei aller Befangenheit, kecker, an Schmähſucht gränzender Freimüthigkeit, und bei einem geſuchten, oft unverſtändlichen Ausdrucke ein für die Geſchichte ſeiner Zeit höchſt wichtiger, wenn auch mit kritiſcher Prüfung zu brauchender Schriftſteller. Maximilian de Bethune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältniſſen, in denen er lebte, und bei ſeiner anerkannten Rechtlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom erſten Range, ob er gleich beſchränkt und parteiiſch, ſelbſt unfreundlich und bitter in ſeinen Urtheilen über Menſchen und Hofverhältniſſe, und in ſeinem Vortrage nachläſſig und oft ermüdend, weitſchweifig iſt (Paris 1788, 5 Bde. gr. 8.). Rochefoucault, ein Großer von der feinſten Bildung und tiefer Menſchenkenner, beſchrieb die Unruhen der Fronde (1648—1652) mit Meiſterhand, hat bei unverſchleierter Parteilichkeit eine ſcharfſinnige und klare Darſtellung und Entwickelung der Begebenheiten, treffende Charakteriſtik der Hauptperſonen, ſprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darſtellung (in welcher er ſehr unpaſſend oft mit Tacitus verglichen worden) iſt ſchmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemeſſen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde.. 12. Paris 1804. 18.). Des Kardinals de Retz Memoiren (Genf 1777, 7 Bde. 12. deutſch. Jena 1798—1800, 3 Bde. 8.) hab n für den, der pſychologiſche Kritik anzuwenden verſteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteriſtik iſt ſprechend und verräth den

geübten und tiefblickenden Kenner, die Darſtellung iſt geiſtreich, wizzig, reich ausgeſtattet mit gehaltvollen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachläſſigkeit der feinern Umgangsſprache und viel natürliches Feuer. Aus der großen Menge der vorhandenen übrigen franz. Mémoiren führen wir noch folgende an: die von Joinville, ſehr anziehend durch ihre Naivetät, die von d'Estrées, de Brienne, de Torcy, und Montyon, für Diplomaten von beſonderem Intereſſe; die von St. Simon, Düclos, der Madame d'Epinay; hieher zu zählen ſind auch die Werke des Abbé Soulavie; die Bekenntniſſe von J. J. Rouſſeau; die Correſpondenz von Grimm, die Correſpondenz von Laharpe; das Tagebuch von Bachaumont; die Considérations sur la Révolution der Frau von Stael; das Werk von Süard über das 18. Jahrhundert; die Denkwürdigkeiten der Madame Laroche Jacquelin und andere. In Paris ſind ſeit einigen Jahren vier große Sammlungen von Mémoiren begonnen worden, die für Bibliotheken und Sammler von großem Intereſſe ſind: die Erſte iſt: Collection complète des mémoires relatifs à l'histoire de France depuis le règne de Philippe Auguste jusqu'au commencement du 17. Siècle; avec des notes sur chaque auteur et des observations sur chaque ouvrage par M. Petitot. Dieſe Sammlung beſteht aus 42 Bänden und iſt vollendet, der Preis jedes Bandes iſt 6 Francs. Die zweite iſt eine Folge und Fortſetzung der vorhergehenden unter dem Titel: Collection etc. depuis l'avènement de Henri IV. jusqu'à la paix de Paris, conclue en 1763; und iſt wie gleich die Erſte von Herrn Petitot geordnet und beſorgt. Der Preis iſt ebenfalls für den Bd. 6 Francs. Bis jetzt (April 1823) ſind von dieſer zweiten Folge 23 Bde. erſchienen. Beide Sammlungen ſind im Verlage des Buchhändlers Foucault herausgekommen, und mit der größten typographiſchen Sorgfalt ausgeſtattet. Die dritte iſt eine Sammlung von bereits gedruckten und noch nicht gedruckten Mémoiren über die franzöſiſche Revolution. Es wird auch dieſe mit großer Aufmerkſamkeit von den Herrn Berville und Barrière herausgegeben und kann ſolche in ihrer Art für muſterhaft gelten. Jedes einzelne Werk iſt mit einer einleitenden Biographie des Verfaſſers oder der Verfaſſerin verſehen; der ſehr correcte Text dann mit berichtigenden, erläuternden und ergänzenden Noten und am Schluße ſind in der Regel größere Beweisſtücke (pièces justificatives) mit großer Einſicht und Sorgfalt zuſammengebracht und gewählt. Von dieſer Sammlung ſind bis zum April 1823 bereits 18 Bände wirklich erſchienen: vollſtändig wird ſie aus den Mémoiren der nachſtehend genannten berühmten Männer und Frauen beſtehen: nämlich den Denkwürdigkeiten der Madame Roland, des Marquis de Ferrières; von Linguet; Düſault; vom Marquis de Bouillé; Baron Beſenval; von Bailly; Rabaud de St. Etienne; Mounier; vom Marquis von Lally Tolendal; Marquis von Rochambeau; von Riouffe; Rivarol; Louvet; vom General Puiſaye; Marquis von Montesquiou; Camille Desmoulins; St. Jüſt; Necker; Clery; Mallet dü Pan; von Barbaroux; Freron; Garat; vom General Doppe; Beaumarchais; Ramel; Aymé; Marmontel; Phelippeau; Antonelle; Courtois; Dümouriez; von Madame Campan; Morellet und noch anderen mehr, von welchen die thätigen Unternehmer die Gebrüder Baudouin in Paris ſich noch in Beſitz ſetzen werden. Die vierte Sammlung betrifft Mémoiren über die engliſche Revolution; überſetzt und herausgegeben von einem der geiſtreichſten franz. politiſchen Schriftſteller der jetzigen Zeit, Herrn Guizot. Auch dieſe Sammlung iſt mit großer

Verſtändigkeit angelegt; mit Einleitungen, Noten, Beweisſtücken begleitet und verdient eine Stelle in jeder größern Bibliothek. Man hat im ganzen 24 bis 30 Bände zu erwarten. Erſchienen ſind bis jetzt, die Mémoiren von Thomas May oder Geſchichte des langen Parlaments; die von Philipp Warwick über die Regierung Carl des Erſten; die von John Berklay, Thomas Herbert und Price; erwartet werden noch die von Sollis, Fairfax, Huntington, der Frau Hutchinſon, Ludlow, Clarendon, Burnet, Temple, Rokesby und Andere. In der deutſchen Literatur ſind Denkwürdigkeiten dieſer Art eine Seltenheit, und ihrer nur wenige anzuführen. Zu den anziehendſten ſind zu rechnen, die der Markgräfin von Baireuth, Schweſter Friedrich des Großen urſprünglich aber ebenfalls in franz. Sprache geſchrieben, und zu den wichtigſten die von Friedrich den Großen ſelbſt (Histoire de mon temps u. and.) Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 gab der Oberſt von Maſſenbach im Verlage des Herausgebers des Conv. Lex. drei Werke heraus, die hierher zu zählen ſind und eine Erwähnung verdienen. Es ſind folgende: Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Verfalls des preuß. Staats ſeit dem J. 1794, nebſt ſeinem Tagebuch über den Feldzug 1806. 2 Thle. mit Karten und Planen 8. 1809. — Rückerinnerungen an große Männer. 8. 1819. — Memoiren zur Geſchichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und III. 3 Thle. mit Karten und Planen. 8. 1809—1810. Der vierte Theil des letztern Werks, ſchon gedruckt, wurde auf den Wunſch der preuß. Regierung gänzlich unterdrückt und die ganze Auflage eingeſtampft. Dohm's übrigens höchſt ſchätzbare Denkwürdigkeiten können nicht mit Recht hieher gerechnet werden, da ſie nur aus zuſammen gereiheten hiſtoriſchen Aufſätzen über Begebenheiten unſerer Zeit beſtehen, an welchen Dohm entweder geringern oder größern Theil genommen oder über ſolche Forſchungen angeſtellt hat. Von Gagern hat dagegen kürzlich angefangen unter dem Titel: mein Antheil an der Politik, Memoiren herauszugeben, die über manche Begebenheiten unſerer Zeit intereſſante Aufſchlüſſe geben. Napoleons Verbannung nach St. Helena und ſein dort erfolgter Tod hat die neueſte Zeit auch zur Bekanntmachung vieler Schriften dieſer Art geführt, durch welche wir über die wichtigſten Begebenheiten der neuern Zeit und die hervorſtehendſten Charaktere in derſelben die belehrendſten Aufſchlüſſe erhalten haben und ferner erhalten werden. Die Bedeutendſten derſelben ſind: des Chirurgen O'Meara Tagebuch über Napoleon auf St. Helena (Napoleon in exile; or a voice from St. Helene; 2 vols Lond. 1822. 8.) zweimal in's Deutſche überſetzt: Stuttgart bei Cotta und Dresden bei Hilſcher; das Mémorial de St. Helena vom Grafen Las Caſes, von welchem bis jetzt 4 Bde. erſchienen ſind, denen noch vier andere folgen werden. Auch dies iſt zweimal in's Deutſche überſetzt: bei Cotta in Stuttgart und bei Arnold in Dresden; endlich die Memoiren von Napoleon ſelbſt, die er ſeinen Begleitern dictirt hat und die jetzt in Paris und London von dem Grafen Montholon und dem General Gourgaud herausgegeben werden. Zwei Bände ſind davon bis jetzt (April 1823) erſchienen. Buchh. Reimer in Berlin beſorgt vom Original einen Abdruck für Deutſchland und eine deutſche Ueberſ. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, beſonders die in gelehrten Geſellſchaften vorgeleſenen Denkſchriften, werden mit dieſem Namen belegt. Die Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres und mehrere andere Sammlungen dieſer Art ſind allbekannt. A—s.

Memphis, ehemals Hauptſtadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptſtadt Aegyptens und die zweite Reſidenz der ältern Könige, auf der Weſtſeite des Nils gelegen. Sie wird als eine Kolonie von Theben angeſehen, und war ein mächtiger, eine Zeit lang der herrſchende Prieſterſtaat in Aegypten. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel, z. B. des Phtha, und Paläſte zierten ſie. Nach und nach aber ſank ſie von ihrer Höhe herab, und im 7. Jahrh. eroberten und zerſtörten ſie die Sarazenen. Jetzt ſoll das Dorf Moniet Rahinet unter den Trümmern von Memphis liegen.

Menage (Gilles), ein bekannter franzöſiſcher Gelehrter, geboren zu Angers 1613, zeigte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Nach Vollendung ſeiner Studien wurde er königl. Sachwalter an ſeines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juriſtiſche Laufbahn, ſeinem Vater dieſen Poſten zurück. Er trat in den geiſtlichen Stand, bekam einige Pfründen, widmete ſich ganz dem Studium der ſchönen Künſte, und bezog das Kloſter Notre-Dame, wo er eine Geſellſchaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zuſammen kam, und die er ſeine Mercuriale (Verſammlung zur Abſtellung von Mißbräuchen) nannte. Sie beſtand gegen vierzig Jahre. Menage beſaß viele Kenntniſſe und ein ungeheures Gedächtniß. Die italieniſche Sprache hatte er ſo inne, daß er mit Leichtigkeit darin verſificirte. Seine italieniſchen Gedichte verſchafften ihm die Aufnahme in die Akademia della Crusca. Er würde auch in der franzöſiſchen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in ſeiner Requête des Dictionaires (einer ſatyriſchen Bittſchrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionaire derſelben ſpöttiſch angegriffen hätte; überhaupt hatte er die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten, und ſein Leben war ein beſtändiger Krieg. Menage hat mehrere gelehrte Werke hinterlaſſen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius (1663) iſt mit ſehr geſchätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionaire étymologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 Bdn.) und ſeine Origini della lingua italiana (1669 u. 85.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falſcher und gezwungner Etymologien. Unter ſeinen Satyren gegen Montmaur iſt die Metamorphoſe dieſes Pedanten in einen Papagei die beſte. Seine lateiniſchen, italieniſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Poeſien ſind ziemlich werthlos. Er ſtarb 1692. Nach ſeinem Tode erſchienen Menagiana, erſt in einem, dann in vier Bänden, eine Sammlung von einzelnen Zügen aus ſeinen Geſprächen, deren Werth ſehr ungleich iſt.

Menander, der berühmteſte unter den griechiſchen Luſtſpieldichtern, war ein Sohn des Diophetis und der Hegeſiſtrate, und im J. 312 vor Chr. zu Athen geboren. Er ſoll ſich in einem Alter von 52 Jahren, vor Verdruß über den größern Beifall den ſein Nebenbuhler Philemon erhielt, erſäuft haben; übrigens iſt von ſeinen Lebensumſtänden wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit ſeiner Komödien, deren Anzahl ſich auf mehr als hundert belief, erwarb ihm bei den Griechen den Beinamen eines Fürſten des neuern Luſtſpiels; und es iſt ſehr zu bedauern, daß wir außer einigen Bruchſtücken (Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus, Amsterd. 1709, 8. und in Brunck poetis gnomicis) nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgeahmt.

Mendelsſohn, ſ. Moſes Mendelsſohn.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaſo de la Vega der Zeit nach der dritte unter den ſpaniſchen Klaſſikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in den glänzenden Zeitalter Carls V., aus dem alten Hauſe Mendoza, das mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählt, war geboren zu Granada 1503 oder 1504 und ſtarb zu Valladolid 1575. Als Dichter und Geſchichtſchreiber half er den Ruhm der caſtilianiſchen Literatur gründen; im Fache der Romane gab er dem Nationalgeſchmack eine entſcheidende Richtung; aber als Geſchichtſchreiber gewann er keinen Einfluß auf den Zeitgeiſt, ſo wenig als ſein öffentliches Leben die rein menſchlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitsſinn des denkenden Kopfs, und den hellen Blick des erfahrnen, Weltmanns beurkundet hat. Er handelte im Geiſte ſeiner Nation, hart, grauſam und unterdrückend, ſtolz gegen Fremde, ein furchtbares Werkzeug der Machtpolitik ſeines Hofs. Bei ſeltnen Talenten und vertraut mit der alten und neuen Literatur, ſelbſt mit der hebräiſchen und arabiſchen Sprache, zeigte er in den wichtigen Staatsdienſten, zu welchen ihn Carl V. berief, nicht den Charakter der Humanität, ſondern den des Zeitalters der Inquiſition der Autos da Fe, der Soldatenherrſchaft, der Mißhandlung der Völker und des Machiavellismus der Höfe. Der geiſtvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Univerſität Salamanca verlaſſen, als ihn Carl V. als Geſandten nach Venedig ſchickte, hierauf als kaiſerlichen Bevollmächtigten auf die tridentiniſche Kirchenverſammlung, dann 1547 als Botſchafter an den päpſtlichen Hof, wo er in ganz Italien alle diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlands zu erkennen gaben. So unterwarf er, als Generalkapitän und Statthalter von Siena, dieſe Republik der Herrſchaft von Cosmus I. Medicis, unter ſpaniſcher Lehnshoheit. Mit dem eiſernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toscaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Liberalen, verabſcheut von Paul III., den er in Rom ſelbſt zu demüthigen den Auftrag hatte, herrſchte Don Diego nur durch Todesſtrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er ſowol durch Gewaltmißbrauch, als durch ſeine vielen Liebesabentheuer in Rom gegen ſich aufgereizt hatte, behauptete er ſich dennoch bis 1554, wo Carl V. von den wiederholten Klagen aller ſeiner italieniſchen Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Miniſter auf den Monarchen ſelbſt überging, ermüdet, ihn zurückberief. Mitten unter den Entwürfen einer tyranniſchen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literariſchen Nachforſchungen, beſonders mit dem Sammeln griechiſcher Manuſcripte und Alterthümer, eifrig beſchäftigt. Er ſandte deshalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem daſigen Kloſter alte Handſchriften aufſuchten; auch benutzte er zu dieſem Zwecke das Anſehn, in welchem er am Hofe Solimans ſtand. Nach Carls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einſt wegen eines Liebeshandels mit einem ſeiner Nebenbuhler in Streit. Dieſer zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte ſeinen Gegner und warf ihn von dem Erker des Schloſſes auf die Straße. Er kam darüber in's Gefängniß, wo er Liebesklaglieder dichtete, und ward nach Granada verwieſen, wo er mit Aufmerkſamkeit den Gang des Aufſtandes der Mauren in dem Alpujarra-Gebirge beobachtete, und die Geſchichte deſſelben ſchrieb, ein Werk, das noch jetzt als eins der erſten Geſchichtswerke in Spanien geach-

tet wird. Noch beſchäftigte er ſich bis zu ſeinem Tode mit der Ueberſetzung und Erklärung eines Werks von Ariſtoteles. Seine Bibliothek vermachte er dem Könige; ſie iſt eine der Zierden des Eſcurials. Ueber ſeinen Werth, als Schriftſteller vergleiche man Bouterwek und Siſmondi. In ſeiner poetiſchen Epiſtel gab er ſeinen Sprachgenoſſen das erſte gute Muſter für dieſes Fach. Die meiſten ſind dem Horaz nachgebildet, in einem kräftigen Geiſte leicht gedichtet, und verrathen den welt- und menſchenkundigen Mann; andere ſchildern das häusliche Glück und die ſanfteren Empfindungen mit ſo viel Gefühl und Zartheit, daß man in ihnen den Tyrannen von Siena nicht wieder erkennt. Seinen Sonetten fehlt, bei reinem, edlen Ausdruck, Anmuth und Wohllaut. Seine Canzonen ſind oft dunkel und geſucht. In den Formen der ſpaniſchen Poeſie, in den redondillas, quintillas und villancicos, hat er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks übertroffen. Seinen Satyren, oder burlescas, wurde von der Inquiſition der Druck verſagt. Als Proſaiker hat Mendoza Epoche gemacht. Man nennt ihn den Vater der ſpaniſchen Proſa, wenn anders dieſe ohne freies Denken überhaupt vorhanden ſein kann. Sein komiſcher Roman: Lazarillo de Tormes, den er als Student ſchrieb, und den ein gewiſſer Luna mit einem zweiten Theile vermehrte, iſt in die Sprachen des Auslandes überſetzt. (Vida de Lazarillo de Tormes. Tarrag. 1536. 12. fortgeſetzt von Henr. de Luna. Zarag. 1652. 12.) Der Held des Romans iſt ein Bettler, von der Klaſſe der verſchmitzten Landſtreicher, die in Spanien ein Gegenſtand des Volkswitzes geworden ſind. Der Dichter hat das Volksleben der Spanier in ſeiner verſchiedenen Abſtufung mit Fielding's Geiſt in der friſcheſten Lebendigkeit dargeſtellt. Die vielen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes brachten in der ſpaniſchen Literatur eine eigene Gattung hervor, die man el Gusto Picarresco (den Geſchmack am Schelmiſchen) nannte. Auch war dieſer echtkomiſche Roman das letzte ſpaniſche Buch, in welchem die Inquiſition angegriffen wird. Das zweite Meiſterwerk Mendoza's, die Geſchichte des Krieges, von Granada, iſt nicht unähnlich den Geſchichtswerken des Salluſt und Tacitus. Die Erzählung iſt einfach, der Ausdruck bisweilen faſt zu gewählt. Man erkennt überall den großen Staatsmann. Mendoza urtheilt nicht ſelbſt, aber man ſieht es aus dem Ganzen, daß Philipps Härte und Willkür die Mauren zur Verzweiflung getrieben hat. Daher erlaubte die ſpaniſche Regierung den Druck dieſes Werks nicht eher als 1610, mit großen Weglaſſungen. Die erſte unverſtümmelte und vollſtändige Ausgabe erſchien 1776. (Guerra de Granada. Valencia 1776. 4.) Graf Pontalegre hat Mendoza's ſämmtliche Werke zu Valencia 1776 herausgegeben. K.

Menelaus, ein Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von ſeinem Schwiegervater Tyndareus, mit deſſen Tochter Helena er ſich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand ſich auf Kreta, um ſeines mütterlichen Großvaters Kretus Verlaſſenſchaft zu theilen, als Paris ihm ſeine reizende Gemahlin Helena mit einem Theil ſeines Schatzes und einigen Sklavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab ſich Menelaus mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da dieſe verweigert wurde, foderte er die griechiſchen Fürſten auf, ihrem Verſprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er ſelbſt führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte ſich als einen tapfern Streiter. Homer gibt ihm einen Beinamen wegen ſeines lauten Rufs in der Schlacht (βοην ἀγαθος). Nach der Er-

Beiſein der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen ſeine Liebe ſo, daß er zur katholiſchen Kirche übertrat, und ſich mit ihr vermählte. 1749 kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohns ganze Baarſchaft, Haushalt u. ſ. w. In Dresden ernannte ihn der König an die Stelle des in ſein Vaterland zurückgekehrten Sylveſter zum erſten Hofmaler mit Erhöhung ſeines Gehaltes auf 1000 Thlr. Als 1751 die katholiſche Kapelle eingeweiht werden ſollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zur Fertigung des Gemäldes auf dem Hochaltar, und auf ſein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daſelbſt zu arbeiten. Nach ſeiner Ankunft in Rom übernahm er indeſſen für den Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Raphaels Schule von Athen. Darauf verzögerte der ſiebenjährige Krieg, weil während deſſelben ſein Gehalt ausblieb, die Vollendung des Alterblattes (welches erſt in Spanien fertig wurde). So nahm er im J. 1754 die Direction der neuerrichteten Malerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cöleſtiner-Mönche 1757 die Decke in St. Euſebio zu malen. Dieſe ſeine erſte Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeiſt zuwiderlaufenden Einfachheit in der Compoſition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Späterhin malte er für den Kardinal Albani in deſſen Villa ein Deckengemälde, den Apoll und die Muſen darſtellend, welche Arbeit neben den Meiſterwerken der italieniſchen Künſtler ihren Ruhm ſtets behaupten wird; ferner für Privatperſonen verſchiedene Oelgemälde, eine Kleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalene u. ſ. w. Um dieſe Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem unſer Mengs ſeine Ideen über die Kunſt mittheilte, die Webb in ſeinen Unterſuchungen über die Schönheit für die ſeinigen ausgegeben und mittelſt dieſes Plagiats ſich berühmt gemacht hat. 1761 folgte Mengs dem Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und trug bald über ſeine heftigſten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter ſeinen dort ausgeführten Werken haben ganz beſonders eine Götterverſammlung und eine Kreuzabnahme ſeinen Ruhm erhöht. Auch bei der dortigen Akademie ſuchte er Verbeſſerungen einzuführen, bis die Ränke ſeiner Gegner ihn nöthigten, ſich 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien ſeine Geſundheit wieder zu ſtärken. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an, und malte unter andern daſelbſt für den Papſt ein großes allegoriſches Deckengemälde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianiſchen Bibliothek, worin die Handſchriften aufbewahrt werden. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach Madrid zurück. Sein nach dieſer Zeit gefertigter Plafond im Speiſeſaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darſtellte, wird immer ſein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren begab er ſich ſeiner Geſundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom König von Spanien fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. In Rom verlor er 1778 ſeine Gattin, mit der er in der glücklichſten Ehe gelebt hatte. Seine Geſundheit wurde nach der Zeit immer ſchwächer, da er auch während ſeiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beſchleunigte ſeinen 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengſtlichkeit ſeine Zuflucht heimlich zu einem Quackſalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künſtler wurde Mengs in S. Michele Grande

oberung Troja's nahm Menelaus die Helena wieder zu ſich, um mit ihr die Rückkehr in ſein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er ſeine Heimath erreichte. Er kam zunächſt nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Libyen landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Inſel Pharus an der ägyptiſchen Küſte der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, ſeiner Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müſſe. Dieſer prophezeihte ihm zugleich, daß er nicht ſterben, ſondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in's Elyſium werde verſetzt werden.

Meneſtrels, Menetriers, ſ. **Provençalen** und **Troubadour**.

Mengs (Anton Raphael), einer der erſten Künſtler des 18. Jahrhunderts, wurde zu Auſſig in Böhmen 1728 geboren, und iſt zugleich das einzige Beiſpiel, daß ein Künſtler bei einer ſtrengen und geiſttödtenden Erziehung zu einer ſo hohen Vollkommenheit gelangen konnte. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künſtler, war in Dänemark geboren, und von Auguſt III. nach Dresden als Maler berufen worden. Er hatte mehrere Kinder, die er tyranniſch behandelte. Den jungen Raphael wollte er ſchlechterdings zum Künſtler bilden, und bediente ſich dazu einer höchſt ſonderbaren Methode, die nur bei einem Talent, wie das des Sohnes war, glücklich ausſchlagen konnte. Schon vom ſechsten Jahre an mußte der junge Mengs ſich täglich und ſtündlich im Zeichnen üben, ohne die ſeinem Alter zukommenden Vergnügungen genießen zu dürfen; einige Jahre ſpäter unterrichtete ihn ſein Vater ſchon im Oel-, Miniatur- und Email-Malen. Faſt kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewiſſe, in der beſtimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn ſie nicht fertig waren. So hatte Raphael ſich in den erſten Regeln der Kunſt ſchon feſtgeſetzt, als ſein Vater Dresden verließ, und ihn 1741 mit ſich nach Rom nahm. Von den Meiſterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der ſixtiniſchen Kapelle, übergehen, und hiedurch vorbereitet, endlich den göttlichen Raphael in ſeinen unerreichten Werken im Vatikan ſtudiren. Früh Morgens führte ihn dann der Vater in den Vatikan, ließ ihn dort bei einer Flaſche Waſſer und etwas Brot zurück, und holte ihn erſt Abends wieder ab. Zu Hauſe wurden noch die ſchärfſten Prüfungen der Studien des verfloßnen Tages vorgenommen. Bei einer ſo ſtrengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewiſſe Schüchternheit, eine Vernachläſſigung der äußern Verhältniſſe mußte aus der Unbekanntſchaft mit der Welt hervorgehen, und dieſe wurde auch in der Folge für ihn ſelbſt und ſeine Familie auf manche Weiſe verderblich. 1744 kehrte ſein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König Auguſt III., der das durch mehrere Paſtellarbeiten ſchon bewährte Talent des jungen Künſtlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmaler. Dabei bedang ſich der junge Mengs aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch ſein Vater zum zweitenmal begleitete. Dort erneuerte er ſeine frühern Studien, beſuchte die Akademie, die anatomiſchen Stunden im Hoſpital Spirito ſanto u. ſ. w. 1748 trat er zuerſt mit eignen größern Compoſitionen auf, die den ungetheilteſten Beifall erhielten. Beſonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufſtellte. Ein ſchönes Bauernmädchen, das im

an ſeiner geliebten Margaretha Seite in der Gruft beigeſetzt, die er einige Jahre früher hatte für ſich bereiten laſſen. Acht Tage ſpäter kam ein königl. Diplom an, worin er zu Errichtung einer Akademie nach Neapel berufen wurde. Mengs war von mittler Größe, hager, in ſeiner Jugend von ſchöner Geſichtsbildung; ſein Temperament war lebhaft, ſogar heftig, dabei beſaß er aber eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenkſamkeit. Er war ſehr wohlthätig und unterſtützte beſonders viele junge Künſtler. Von ſeinen 20 Kindern lebten zur Zeit ſeines Todes nur ſieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und bedeutende Summen verwendet. Dieſes ſowol, als ſeine Liebe für die Kunſt, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meiſter, Vaſen, Gypsabgüſſe (eine Sammlung ſchenkte er der königlichen Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar iſt nach Dresden gekommen), Kupferſtiche u. ſ. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner ſeine immerwährenden Reiſen, ſeine vornehme Lebensart u. ſ. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen ſich jedoch ſeine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie ſehr Mengs geſchätzt wurde, beweiſt ſchon, daß ihm zwei prächtige Denkmale geſetzt wurden, das eine vom Ritter Azara an Raphaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiſerin von Rußland. Seine Compoſition und Gruppirung iſt höchſt einfach, edel und ſtudirt (vielleicht auch zuweilen geſucht). Seine Zeichnung iſt immer richtig, gewählt und ideal; ja es beſteht in der Schönheit der Form, auf welche ſein Beſtreben vorzüglich gerichtet war, ſein allergrößtes Verdienſt. Im Ausdrucke hatte er ſtets den hierin unübertrefflichen Raphael zum Vorbild genommen, und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch ſein Geſchmack in den Gewändern und Nebenſachen von dem tiefſten Studium der Natur und ſeiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, beſonders in den Freskogemälden, iſt in aller Art vortrefflich, auch in ſeinen beſten Oelgemälden kräftig, klar und oft in Tizian's Geſchmack. Er impaſtirte ſtark, und malte mit einem leichten fertigen Pinſel; dennoch aber ſind ſeine Farben wieder ſo in einander verſchmolzen, daß man die Art und Weiſe, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und ſeine meiſten Werke ſind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er ſtreng, machte aber ſeine Schüler mehr auf die begangenen Fehler aufmerkſam, als daß er ſie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ alſo jeden ſeiner Schüler auf dem Weg, den er ſich ſelbſt gewählt hatte, gehen. Obgleich ſeine vortrefflichſten Arbeiten, die Fresken, ſich in Spanien und in Rom befinden, ſo beſitzt doch auch Deutſchland, vornehmlich an dem Altarblatt in der königlichen Kapelle in Dresden, die Himmelfahrt Chriſti vorſtellend, und an kleinern Bildern in derſelben Kirche, die Madonna col bambino, und Jacobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Paſtell ausgeführt iſt, einige der Hauptwerke des großen Künſtlers. Höchſt belehrend ſind auch ſeine Schriften in italieniſcher, ſpaniſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache; (italieniſch herausgegeben vom Ritter d'Azara, Baſſano 1783), beſonders ſeine Beurtheilungen der Schönheiten in Raphaels, Corregio's und Tizian's Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelmann, ſoll ihm bei der Ausarbeitung derſelben gute Dienſte geleiſtet haben. Mengs hatte noch zwei Schweſtern, welche unter der ſtrengen Anleitung ihres Vaters ſich zu geſchickten Miniaturmalerin-

nen bildeten. Die eine derſelben, Thereſe Concordia, heirathete den Maler Antonio de Maron, aus Wien gebürtig, einen braven Schüler ihres Vaters, und ſtarb zu Rom 1806 im 81. Jahre. BC.

Meninski (Franz a Meſgnien), Ritter von Jeruſalem, erſter kaiſerlicher Dolmetſcher der orientaliſchen Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geboren und ſtarb 1698. Seine ausgebreitete Gelehrſamkeit in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er ſtudirte zu Rom, und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den polniſchen Geſandten nach Konſtantinopel. Hier erwarb er ſich eine ſo vollkommne Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines erſten Dolmetſchers bei der Geſandtſchaft anvertraut wurde. Der Credit, den er ſich in dieſem Amte erwarb, machte daß er bis zum Geſandten ſtieg. Er erhielt das polniſche Indigenat und verwandelte jetzt ſeinen Familiennamen Menin in Meninski. 1661 begab er ſich nach Wien, und trat als Dolmetſcher in die Dienſte des Kaiſers; 1669 machte er die Reiſe nach Jeruſalem, um das heilige Grab zu beſuchen, und trat in den Orden der Ritter dieſes Namens. Meninski hat ſich um das Studium der arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Sprache durch ſeinen Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum die größten Verdienſte erworben. Dieſes Werk erſchien 1680 und 87, zu Wien in 4 Foliobänden, deren letzter das Onomasticon einnimt. Gewöhnlich kommen nur die drei erſten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger geſucht, ſeitdem eine zweite, von Jeniſch bearbeitete, und um mehr als das Doppelte vermehrte Auflage in 4 Foliobänden (Wien, 1780—1802) erſchienen iſt. Außerdem hat er eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Streitſchriften verfaßt.

Mennige (Bleizinnober, minium), ein rother Bleikalk, der als Farbe, Glaſur und Arzneiwaare benutzt wird, und beſonders zu Rollhofen in der Pfalz, auch zu Cheſterfield und Wirklesworth in Derbyſhire, und zu Zſchopau in Sachſen gebrannt wird. Man ſchlemmt zu dem Ende das, durch ſechzehnſtündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhaltene Maſſikot, oder Bleigelb, trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige iſt hoch gelbroth und ſchuppigpulverig, aber gleich dem Bleie ein ſchleichendes Gift. Die Apotheker haben ſich bei dem Ankauf des Mennigs ſehr vor der häufigen Verfälſchung deſſelben, mit Ziegelmehl zu hüten.

Menologium iſt ungefähr in der griechiſchen Kirche das, was Martyrologium in der katholiſchen iſt (ſ. den Art.). Von dieſem ſind die Mänea unterſchieden, abgetheilt in 12 Monat. Jeder Tag enthält die Namen, Lebensbeſchreibungen und Todesart der Märtyrer und Meldung der bei den Kirchenfeſten gebräuchlichen Geſänge und Ceremonien (officia).

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarſen in Friesland, trat aus dem katholiſchen Prieſterſtande 1536 zu den Wiedertäufern, ſammelte die nach Beilegung der münſter'ſchen Unruhen zerſtreuten Haufen derſelben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihrer Schwärmerei der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszuſöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Norddeutſchland bis Liefland brachten ſeine Lehre in Umlauf und viele, denen die proteſtantiſchen Kirchen in der Verbeſſerung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen ſchienen, zu ſeiner Partei.

Außer einigen unfruchtbaren Grübeleien über die Menſchwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrſcheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Chriſti im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzuſtellen verſuchte, und der den Taufgeſinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Chriſten getauft werden dürften, ſtimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rückſicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteriſtiſche ſeiner Partei — die ſtrengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdienſten und obrigkeitlichen Aemtern — zu verleugnen, doch ihren Dünkel von beſonderer ſittlicher Vollkommenheit und theokratiſcher Begriffe ſo weit gemäßigt, daß ſie durch ihn der bürgerlichen Geſellſchaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno ſtarb 1561 zu Oldeslohe im Holſteinſchen, und die deutſchen und holländiſchen Taufgeſinnten legten ſich nach ihm den Namen Mennoniten bei; jedoch bliebt der Name Taufgeſinnte der allgemeinere, weshalb eine nähere Schilderung der Schickſale und Eigenthümlichkeiten der Mennoniten unter dieſem Art. zu ſuchen iſt. E.

Menou (Baron von), ein, durch ſeine Theilnahme an den Begebenheiten der franz. Revolution ſehr merkwürdig gewordenen franzöſ. General, geb. 1750, ſtammte aus einem ſehr alten Geſchlechte. Er trat früh in Kriegsdienſte, war beim Ausbruche der Revolution bereits Marechal de Camp, und wurde 1789 von dem Adel ſeiner Provinz zum Abgeordneten bei den Reichsſtänden (Etats généraux) gewählt. Er war hier einer der heftigſten Gegner der Parlamente, und ſehr eifrig bemüht, die Auflöſung des alten Heeres, und die Bildung eines neuen zu befördern, und als der Ausbruch des Kriegs drohte, trug er viel zur Ausbildung und Bewaffnung der Nationalgarde bei. Nach der verunglückten Flucht des Königs nach Varennes ſuchte er mit einigen Freunden den Thron wieder zu erheben, und war einer von den Stiftern des unnützen Clubbs der Feuillans. Er focht 1793 gegen die Vendée, und ungeachtet Henri de La Roche Jacquelin ihn entſcheidend ſchlug, ſo zeigte er doch ſo viel Tapferkeit, daß die gegen ihn von Robespierre erhobene Anklage ohne nachtheiligen Erfolg blieb. Bei dem Aufſtande der Vorſtadt St. Antoine gegen den Convent (1795) befehligte er die Linientruppen, und bezwang die Empörer. Er weigerte ſich jedoch gegen den Willen der Commiſſarien des Convents, die Vorſtadt anzuzünden. Bei dem Aufſtande im October deſſelben Jahres, als die Section Lepelletier ſich gegen den Convent erhob, und die Nationalgarde ſich weigerte, nach der ergangenen Auffoderung die Waffen zu ſtrecken, ſondern ſich in Vertheidigung ſetzte, wollte Menou, der die Linientruppen anführte, es ebenfalls nicht zugeben, die Nationalgarden anzugreifen. Menou lebte ſeitdem zurückgezogen, bis Buonaparte bei der Eröffnung des Feldzugs gegen Aegypten ihn zum Diviſions-Chef ernannte. Er zeigte während des ganzen Kriegs viel Tapferkeit. In Roſette heirathete er die reiche Tochter eines Badebeſitzers und nahm mit dem mohammedaniſchen Glauben den Namen Abdallah Jacob Menou. Nach Kleber's Tode (1800) erhielt er den Oberbefehl, erwarb ſich aber, entweder durch ſeine wahre oder erheuchelte Anhänglichkeit an den Islam, oder durch ſeine Verwaltung viele Feinde. Bei der Landung der Engländer unter Abercrombie (1801) ward er geſchlagen, und die Trümmer des Heeres zogen ſich nach Alexandrien zurück, wo ſie den heftigſten Widerſtand leiſteten. Menou's Zwiſtigkeiten, mit

mehrern Offizieren, beſonders mit dem General Regnier, wurden ſo heftig, daß er dieſe nach Frankreich ſchickte, wo Regnier eine Denkſchrift gegen ihn herausgab. Als er ſich genöthigt geſehen hatte, ſich auf Bedingung zu ergeben, ging er 1802 nach Frankreich. Napoleon ernannte ihn ſpäter zum Gouverneur von Piemont, wo er ſich allgemeine Achtung erwarb. In der Folge kam er in gleicher Eigenſchaft nach Venedig wo er 1810 ſtarb.

Menſch. Die Naturgeſchichte des Menſchen iſt noch ſo ſehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich iſt, irgend etwas Vollſtändiges über dieſen Gegenſtand zu liefern. Unter den organiſirten Weſen unſerer Erde gebührt dem Menſchen ohne Widerrede der erſte Rang. Durch ſeinen Körper, in welchem wir das Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch ſeine geiſtigen Kräfte ragt er weit über alle ſeine Mitgeſchöpfe hervor. Der Menſch gehört in die Klaſſe der Säugethiere, deren erſte Ordnung er allein einnimt. Viele Merkmale im Körperbau unterſcheiden ihn von den übrigen Säugethieren, ſelbſt von den menſchenähnlichen Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich iſt. Daß er hingegen dem Menſchen natürlich ſei, beweiſt der ganze Bau ſeines Körpers. Die Beine ſind viel länger als die Arme; das Gelenk am Ellbogen biegt ſich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich ſein kann. Ferner ſind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und ſtärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die feſten zuſammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Ferſenbein zeigen die Beſtimmung deſſelben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegſamere und weniger feſte Handwurzel augenſcheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet iſt. Inſonderheit aber ſchickt ſich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine deſſelben ſind breiter als die obern, weil ſie bei der aufrechten Stellung eine größere Laſt zu tragen haben als jene. Ein auffallendes Unterſcheidungsmerkmal des Menſchen iſt das ſtark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne iſt ebenfalls nur dem Menſchen eigen. Inſonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, ſeine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und ſie einem Andern auf dieſem Wege mitzutheilen, daß dem Menſchen vor allen übrigen Geſchöpfen der Vorrang gebühre. Hiedurch entſteht eine mächtige Scheidewand zwiſchen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang Outang gänzlich, ſo daß an die Möglichkeit, dieſem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem laſſen ſich noch mehrere Unterſchiede zwiſchen dem Menſchen und den Thieren auffinden. Dahin gehört ſeine natürliche Blöße und Wehrloſigkeit, ſeine ſpäte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menſchen allein angehöre, iſt zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit der Menſchen unter einander ſelbſt betrifft, ſo iſt es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verſchiedenheiten unter ihnen in den verſchiednen Himmelsſtrichen gibt; allein keine kann weſentlich genannt werden; alle, auch die auffallendſten, laſſen ſich, wie bei andern Gattungen organiſirter Geſchöpfe, als aus natürlichen Urſachen nach und nach entſtanden erklären, ſo daß alle nur eine Gattung ausmachen, und ſämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachten werden können. (Vergl. d. Art. Abſtammung des Menſchen). Die

bemerkbaren Verſchiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menſchen unter den verſchiednen Himmelsſtrichen haben dazu geführt, mehrere Menſchenraçen feſtzuſetzen. Die Beſtimmung derſelben hat jedoch wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach gibt fünf Hauptraçen an: 1. die kaukaſiſche Raçe. Hieher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die weſtlichen Aſiaten diesſeits des Oby, des kaspiſchen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieſer Raçe ſoll ſein: eine weiſſere Hautfarbe mit einem Gemiſch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebſt der ſchönſten Geſichtsform nach unſern europäiſchen Begriffen. Wie ſchwankend dieſe Merkmale für die Bewohner eines ſo ungeheuern Erdſtrichs ſind, wie viele Abſtufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongoliſche Raçe. Sie begreift die übrigen Aſiaten mit Ausnahme der Malaien; die finniſchen Völker in Europa; die Eskikimo's im nördlichen Amerika von der Beringsſtraße bis Labrador. Die Menſchen dieſer Raçe ſehen meiſt weizengelb aus, haben weniges, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein plattes Geſicht, enggeſchlitzte Augenlieder und ſeitwärts hervorragende Backenknochen; 3. die äthiopiſche Raçe. Hiezu rechnet man die übrigen Afrikaner, beſonders die Neger; 4. die amerikaniſche Raçe. Zu ihr gehören, die Eskimo's ausgenommen, alle urſprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterſcheidungszeichen derſelben ſind: die Kupferfarbe, ein ſchlichtes, ſtraffes, ſchwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Geſicht mit ſtarken Zügen; 5. die malaiiſche Raçe. Sie umfaßt die Bewohner der meiſten oſtindiſchen Inſeln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten ſchwarz-lockigten Haarwuchs, eine breite Naſe und einen großen Mund. Von dieſen Raçen ſoll die kaukaſiſche als die Stamm- oder Mittelraçe anzuſehen ſein. Demnach wäre die weiße Farbe die urſprüngliche des Menſchen, und die braungelbe, braune und ſchwarze in ihren mannigfaltigen Abſtufungen erſt nach und nach durch den Einfluß des Klima's entſtanden. Bemerkenswerth iſt der Umſtand, daß die weißen Menſchen in der Regel ein verſchieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die ſchwarzen hingegen immer ein ſchwarzes wollartiges Haar haben. Wenn ſich weiße Menſchen mit Negern vermiſchen: ſo entſteht daraus eine halbſchlächtige Raçe. Die Farbe der braunen und ſchwarzen Menſchen hat nicht in dem Oberhäutchen, ſondern in der darunterliegenden ſchleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Urſache dieſer dunklern Farbe iſt unſtreitig die Sonnenhitze; aber wie dieſe eine ſolche Wirkung hervorbringe, iſt immer noch unentſchieden. Möglich iſt, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsſtrich in der Nähe des Aequators nach mehrern Generationen die ſchwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn ſie ihr Geſchlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten. Noch weniger als die Farbe kann die verſchiedne Größe der Menſchen für einen Grund ihrer Gattungsverſchiedenheit gelten. Daß die Menſchen unter den Polen kleiner ſind, ſtimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünſtig iſt. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menſchlichen Körpers ſind bei weitem ſo auffallend nicht, daß ſie einen weſentlichen Unterſchied machen ſollten. Was den Sexual- oder Geſchlechtsunterſchied der Menſchengattungen betrifft, ſo zeigt er ſich in der Organiſation noch auffallender, als

bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geſchlecht iſt in der Regel kleiner, ſchwächer und zarter. Die feſten Theile des weiblichen Körpers ſind weniger hart und ſtark. Das Blut in demſelben iſt wäſſeriger und milder; die Muskeln ſind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers iſt nach Verhältniß ſchlaffer und mit mehrerm Fette verſehen; aus dieſem Grunde erſcheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüſte zeigt ſich der auffallendſte Unterſchied in dem Bau des Beckens, welches beträchtlich weiter iſt. Auch ſind die weiblichen Schlüſſelbeine grader, die Rippen dünner, und die ganze Bruſthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geiſtigen Fähigkeiten findet zwiſchen Mann und Weib der größte Unterſchied Statt. (S. Geſchlecht und Geſchlechtsverhältniſſe). Daß der menſchliche Körper nach den vollkommenſten Regeln des Ebenmaßes gebaut ſei, fällt in die Augen. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf= oder Geſichtslängen zu beſtimmen. Zehn Geſichtslängen betragen grade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menſchenkörpers. Wenn man die Arme horizontal ausſtreckt, ſo pflegen die Spitzen der Mittelfinger ſo weit von einander abzuſtehen, als der Körper hoch iſt. Uebrigens rechnet man nach Geſichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube $\frac{1}{2}$; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel $1\frac{1}{2}$; vom Nabel bis zu den Geſchlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achſelgelenk bis in die Beugung des Ellbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1\frac{1}{2}$; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $\frac{1}{2}$; Länge des Mittelfingers $\frac{1}{2}$; alſo Länge der ganzen Hand 1; von der Hälfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferſe $2\frac{2}{3}$; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) $1\frac{2}{3}$: Beim Weibe ſind dieſe Verhältniſſe etwas verſchieden. Hier iſt der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile iſt wegen des mehrern oder mindern Fleiſches unbeſtimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern iſt der Kopf größer als bei Erwachſenen, und alle Glieder ſind gegen ihre Länge breiter. Ein geſunder Menſch von mittlerer Conſtitution wiegt zwiſchen 150 bis 180, ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe zwiſchen 6 bis 8 Pfund. Die Geſchichte des menſchlichen Lebens zerfällt nach gewiſſen natürlichen Veränderungen, die in demſelben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzuſehen iſt. Die Natur hat den Menſchen nicht, wie die meiſten Thiere, auf ein gewiſſes Klima beſchränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewieſen. Der heißeſte Erdſtrich unter dem Aequator kann ſo gut wie der beeiſte Pol ſein Vaterland ſein. Zwar verändert ſich der Menſch in mancher Hinſicht, im Ganzen aber behält er ſeine edle Form und das Vermögen, an Einſichten zu wachſen. Indeß ſcheint doch ein gemäßigtes Klima der Veredlung und Ausbildung des Menſchen am günſtigſten zu ſein. Ein brennendes Klima erſchlafft ihn mehr und hemmt ſeine Thätigkeit; eben ſo bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, ſeine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel iſt dem Menſchen alles angewieſen, was das Thier= und Pflanzenreich Genießbares erzeugt. (S. Nahrungsmittel). Aber auch als ein mit Geiſteskräften ausgerüſtetes Weſen haben wir den Menſchen zu betrachten. Zwar iſt ihm in einigen das

Thier ähnlich, allein nicht nur beſitzt er dieſe in einem vorzüglicheren, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, ſondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausſchließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfniſſe höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einſicht und Wahrheit, ſo dient dieſe, durch welche der Geiſt ſich dem Geiſt, das Herz ſich dem Herzen mittheilt, zu deren immer geſteigerter Vollendung. Er iſt ein fühlendes, begehrendes und vorſtellendes Weſen. Hat ſein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, ſo ruft dieſes das Denkvermögen auf, die beſten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er iſt ein verſtändiges Weſen, inſofern er dieſe anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch ſein Handeln verwirklicht. Indem er aber unter mehrern zu wählen hat, erſcheint er als ein wollendes Weſen, d. h. als ein Weſen, welches ſein Begehren durch Geſetze der Vernunft beſtimmt. Ob er dem Triebe der Sinnlichkeit oder dem Geſetze der Vernunft folge, iſt ſeiner Freiheit überlaſſen; allein es iſt ein Etwas in ihm, welches ihm ſagt, daß er dem Geſetze der Vernunft folgen ſolle, und dieſes Etwas kennen wir unter dem Namen des Gewiſſens, durch welches der Menſch als ein ſittliches, moraliſches Weſen erſcheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gutem und Böſem, Tugend und Laſter hat. So ſteht er als Bürger zweier Welten da, der ſinnlichen um ihn und der überſinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Beſtimmung hinweiſt, als er in dieſem Leben erreichen kann. Denn ſollte er, für deſſen Fortſchreiten im Wahren und Guten keine Grenzen abzuſehen ſind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht bloß ſeinen Organismus an, der ſeiner Natur nach den chemiſchen und mechaniſchen Geſetzen der Sinnenwelt unterworfen iſt; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, überſinnliche, geiſtige Kraft in ihm, die wir im Gegenſatz des Körpers Seele nennen, gründet ſich der Glaube an Unſterblichkeit des Menſchen, ſeines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerſtörenden und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach iſt der Menſch ein Mittelweſen zwiſchen der Thier- und Geiſterwelt; jener gehört er durch den ſinnlichen Trieb, dieſer durch das überſinnliche Sittengeſetz der Vernunft an; jener durch Begierden, dieſer durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengeſetz der Vernunft in ſeinen Willen aufnimt, oder es daraus verdrängt, kann er ſchon in dieſem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf beiderlei Eigenſchaften beruht auch ſein geſelliges Verhältniß. Der Menſch trit unter Menſchen, wird erſt Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größern Ganzen, Staatsbürger. Endlich ſteht der Menſch aber auch in einem Verhältniß zu dem höchſten Weſen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn feſſeln; er iſt auch ein religiöſes Weſen. (S. übrigens Beſtimmung des Menſchen, Menſchenbildung, Menſchenkenntniß, Menſchheit, Organe, Organismus, Phyſiologie, Pſychologie u. ſ. w.)

Menſchenbildung iſt die höchſte und allgemeinſte Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle beſondern Foderungen, die der Staat, das Gewerbe, die Kunſt und Wiſſenſchaft an den Pädagogen machen mögen, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eines dieſer Gebiete des wirklichen Lebens und der menſchlichen Thätigkeit etwas dabei verliere, denn für jeden Stand und Beruf wird derjenige der tauglichſte ſein, der dem Ideale der Menſchheit am nächſten ſteht. Schon die Alten beabſichtigten eine Bildung

zur Humanität und die Idee derſelben iſt nie untergegangen (vgl. d. Art. Bildung und Human), wenn gleich die Völker im Aufſtreben zur Bildung den Menſchen oft über dem Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterſchied der Stände die Ausführung dieſer Idee auf die Erziehung der Freien und Edlen einzuſchränken pflegte. Dem 18. Jahrh. war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menſchen aus allen Volksklaſſen in Anſpruch zu nehmen, und von Rouſſeau bis auf Peſtalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zu Entwickelung ſeiner geſammten Menſchenkraft und zur moraliſchen Reife (Selbſtbeſtimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen beſondern Stand und Beruf eintrit. Wie ſchön und herzerhebend aber auch dieſe philanthropiſche Idee ſich in der Theorie darſtellen läßt, ſo darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem beſtimmten Falle verſuchen, um einzuſehen, wie vielen faſt vernichtenden Beſchränkungen ſie in der Ausführung unterliegt. Schon durch ſeine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menſchheit), ſondern auch zugleich einer beſtimmten Klaſſe, einem gewiſſen Stande an. Unter dem Einfluſſe der beſondern Lebensart und Anſichten des Standes ſeiner Aeltern wächſt es heran, und wer weiß nicht, wie ſehr durch dieſen die Richtung des kindlichen Gemüths meiſt für das ganze Leben entſcheidenden Umſtand das Reinmenſchliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Aeltern noch ſo ſehr von der Idee einer abſoluten Menſchenbilduug durchdrungen und noch ſo ſorgfältig auf ihre Ausführung bedacht ſein, es wird ſelbſt ihnen, wenn ſie einmal in der Geſellſchaft leben und eine beſtimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieſer beſondern Lebensart und Anſicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch beſondere Verhältniſſe beſtimmtes, und dadurch der reinen Menſchheit ſchon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter ſeiner Leitung durchſchreiten darf, im Stande ſein, alle jene früheren Eindrücke zu verwiſchen und die Idee der Erziehung zum reinen Menſchen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur ſehr ſelten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt iſt viel ſtärker und eindringender, als die geiſtige Macht der Schule. Und auch von der Schule ſelbſt wird mehr als Menſchenbildung gefodert; ſie ſoll nach dem Willen der Aeltern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für beſtimmte bürgerliche Verhältniſſe bilden und frühzeitig an die herkömmlicher Formen der Geſellſchaft gewöhnen. Alle beſtehenden öffentlichen Bildungsanſtalten ſind nach dieſer Foderung eingerichtet und auf beſondere Verhältniſſe und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenſchulen, Ritterakademien, Handlungsſchulen, Bürgerſchulen, Armenſchulen, Landſchulen u. ſ. w.; aber Menſchenſchulen, Anſtalten für die Bildung zum Menſchen ſchlechthin ſind noch von keinen Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menſchenbildung, ſo weit ſie ihn angeht, Genüge zu leiſten, wenn er das, was jedem Menſchen zu wiſſen und zu können nöthig iſt, in den Elementarſchulen lehren läßt, und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weiſe von der öffentlichen Erziehung nicht ver=

langen und ſelbſt die häusliche oder Instituts-Erziehung, die ſich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird ſich begnügen müſſen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Uebungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung paſſender, zur Selbſtthätigkeit anregender Methoden den Lehrſtoff, deſſen Auswahl von der künftigen Beſtimmung des Kindes abhängt, zu ſeinem Eigenthume zu machen. Die Bildung zum Menſchen aber, die zur Reife und ſittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer abſichtlichen Erziehung ſein. Der Zeitpunkt, in dem der Menſch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller ſeiner Kräfte und zum vollen Beſitze der Würde ſeines Geſchlechts gelangt, liegt außer dem Bereich pädagogiſcher Einwirkungen. Das vielgeſtaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern, ſo wie die Kraft der ſittlichen Gefühle und Grundſätze des Individuums ſelbſt vollenden früher oder ſpäter, was die Erziehungskunſt nur zu wecken und in Gang zu ſetzen vermag. Eben daher ſoll dieſe Kunſt, mit Kindern, welches Standes und welcher künftigen Beſtimmung ſie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht, wie durch lebendiges Beiſpiel auf Entwickelung des Reinmenſchlichen hinarbeiten, und was dem widerſtrebt, ſoviel ſie vermag, abwehren und unſchädlich machen, um, indem ſie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältniſſen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menſchheit die hülfreichen Brüder, deren ſie bedarf, und dem Himmel die gottähnlichen Seelen, die er erwartet, nicht zu entziehen. E.

Menſchendarſtellung. Dieſen Ausdruck gebraucht man bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung. Im weiterem Sinne eignet ſie dem Hiſtoriker und den bildenden redenden Künſten (ſiehe hierüber Hiſtorie und Charakter), im engeren bezeichnete zuerſt Iffland damit die Kunſt des Schauſpielers, weil er damit zugleich den Zweck deſſelben angeben, und einer zu wenig geachteten Kunſt neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffte. „Die Vorſtellung des Menſchen," ſagt dieſer denkende Künſtler, „betrifft mehr deſſen Aeußeres, iſt beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin iſt ſie dem Handwerk zuzugeſellen, und die es treiben, möchten Schauſpieler ſein und heißen. Die Darſtellung des Menſchen betrifft das Innere deſſelben, den Gang der Leidenſchaften, die hohe, einfache, ſtarke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechſeln und allmälig zum Ziele führen. Das iſt Kunſt, eine Sache, kein Spiel, und muß alſo auch nicht ſo genannt werden." Da nun eine ſolche Veräußerung des Innern ſich zeigt durch Sprache in der Declamation, durch Ausdruck des Geſichts in der Mimik, und durch entſprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action und Geſticulation, ſo ſehe man darüber dieſe Artikel. dd.

Menſchenkenntniß. Unter allen Gegenſtänden, die in den Kreis unſerer Beobachtungen fallen, iſt keiner ſo wichtig für uns, als der Menſch, der Stolz und das größte Räthſel der irdiſchen Schöpfung. Sobald wir zum deutlichen Bewußtſein unſers Daſeins und Wirkens erwachen, gibt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer ſich nie dieſe Fragen im Ernſte vorlegt und mit Sorgſamkeit zu beantworten verſucht hat, der hat noch nicht als Menſch in der Welt gelebt, und kann ſich nicht rühmen, je der

Weisheit Stimme vernommen zu haben; denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Reizes, der den forſchenden Geiſt in die Arme der Philoſophie führt, die man mit Recht, wenn ſie echter Art iſt, als das Licht und die Führerin des Lebens preiſt. Wer alſo ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln, und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er ſelbſt ſich fremd geblieben iſt. Der Menſch lebt aber hier nicht bloß als Menſch, ſondern auch unter Menſchen und mit Menſchen; er ſoll wirken auf ſie, und ſie wirken auf ihn; beide machen Anſprüche auf einander, ihre Anſprüche durchkreuzen ſich, und es entſteht Gegenwirkung: wie ſoll er ſich verhalten? Von dieſer einzigen Frage und deren richtigen Beantwortung hängt nur allzuoft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unſers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unſerer Plane, Erreichung oder Verfehlung unſerer Zwecke ab. Der Zauberſtab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tauſenden lenkten, ſie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu raſcher That oder Unterlaſſung ſtimmten, heißt — Menſchenkenntniß. Wo man dieſe erlerne, iſt demnach gewiß eine ſehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weiſet man den, der ſich für das Leben bilden, und von den Vorſchriften der Philoſophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geſchichte, die eine zahlloſe Menge von Beiſpielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will man aber aus der Geſchichte den Vortheil ziehen, den ſie gewähren kann und ſoll, muß man dann nicht nothwendig einen Maßſtab haben, an welchen man die Perſonen der Geſchichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher wird man aber dieſen Maßſtab nehmen, den die Geſchichte nicht ſelbſt geben kann? Es iſt eine eigne Wiſſenſchaft, durch die man ihn erhält, eine Wiſſenſchaft, welche gleichſam die Vorhallen der Philoſophie und Geſchichte aufſtellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnen's reicht. Dieſe Wiſſenſchaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menſchen, vorzüglich die pragmatiſche (ſ. d. Art. Anthropologie und Pſychologie). Denn ſie liefert 1. die Charakteriſtik der Menſchennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren beſondern Richtungen in einzelnen Menſchenklaſſen. In jener erlangt man alſo Kenntniß des Menſchen; dieſe führt zur Kenntniß der Menſchen, d. i. der Richtung und Beſchaffenheit, wie die allgemeine Menſchennatur ſich in einzelnen Weſen dieſer Gattung zeigt. Dieſes iſt es, was man eigentlich unter Menſchenkenntniß verſteht. Aus dem, was hierüber unter dem Art. Charakter geſagt worden iſt, geht hervor, daß man, um die Verſchiedenheiten unter den Menſchen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, ſtets Rückſicht nehmen müſſe auf Naturell, Temperament, Geiſt, Herz, Gemüth, Geſinnung und Charakter. In allen dieſen zeigen ſich die größten Mannichfaltigkeiten, hervorgebracht durch Verſchiedenheit des Alters, des Geſchlechts, des Standes, der Lebensart und des Klima's, worüber man die Werke über Anthropologie und Pſychologie insbeſondere nachzuſehen hat. Alle dieſe Schriften lehren aber nur, was ſie allein lehren können, theoretiſche Menſchenkenntniß, die man nur nicht für überflüſſig halte; denn ſie gibt Beſtimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick für's Praktiſche ſchärfen, ſo gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatiſchen, zu den Geſchichtſchreibern, den Biographen und guten Charakteriſtikern in die Schule. Durch ſie wird unſere Kenntniß leben-

diger, anſchaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indeß können auch ſie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche ſelbſt Knigge's Umgang mit Menſchen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wiſſen, was man von dieſem oder jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da bleibt des Beobachters Hauptrückſicht ſtets die Neigung; denn dieſe wirkt auf das Begehrungsvermögen und weckt eigenthümliche Anſichten des Geiſtes, welche wieder auf die Beſchlüſſe und die Handlungsweiſe zurückwirken. Hier iſt die meiſte Schwierigkeit; mit dem Manne von wirklichem und eigentlichem Charakter iſt man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umſtände ſeine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradeſten Weg einzuſchlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, ſcharfe Beobachtung ſich eine Fertigkeit erworben hat, Menſchen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, faſt möchte man ſagen, ſie inſtinktmäßig zu errathen, der iſt der echte, praktiſche Menſchenkenner; ſolche Menſchenkenntniß iſt aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft ſchweres Lehrgeld koſtet.

Menſchheit und deren Geſchichte. Der Ausdruck Menſchheit wird in ſehr verſchiedner Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit 1. das menſchliche Geſchlecht, oder die menſchliche Gattung in ihrer Geſammtheit, und 2. die menſchliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles, was man in dem vieldeutigen, wenig beſtimmten Worte Humanität zu befaſſen ſuchte. Für dieſes letzte hat man Menſchenthum, Menſchenthümlichkeit vorgeſchlagen (wie Chriſtenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menſchlichen Natur durch die höhern Anlagen ihres Geiſtes, die ſittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehne Würde, Rechte und Pflichten, kurz die Eigenſchaften, welche den Vorzug des Menſchen ausmachen, und die aus ſeiner Natur hervorgehende Beſtimmung, oder das Ideal der Menſchheit zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menſchheit auch für dieſe Bedeutung gebräuchlicher iſt, ſo haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zuſammenhang ſehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menſchheit und Humanität gebraucht worden ſind. Nirgend iſt dieſe Vieldeutigkeit und Unbeſtimmtheit auffallender, als wenn von Geſchichte der Menſchheit geredet wird, von welcher es faſt ſo viele verſchiedne Vorſtellungen gibt, als Verſchiedene dieſelbe behandelt haben. Meiners ſuchte zuerſt Begriff, Inhalt und Grenzen derſelben zu beſtimmen, und erklärte ſie für eine Wiſſenſchaft, in welcher, nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zuſtand der Erde und über die älteſten Wohnſitze der Menſchen, die allmälige Verbreitung derſelben über alle Theile der Erde, ſammt den urſprünglichen Verſchiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geiſtes und Herzens auseinandergeſetzt, und dann die verſchiednen Grade der Bildung, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder, und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Geſetze, Sitten und Begriffe von Wohlſtand und Anſtand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntniſſe aller Völker, beſonders der unaufgeklärten und halbgebildeten, beſchrieben und mit einander verglichen werden. Wer ſieht aber nicht, daß dieſe Geſchichte der Menſchheit nichts anders ſein würde, als eine Naturgeſchichte der Menſchenſpecies mit nachfolgender Culturgeſchichte, und mit Ethnographie vermiſcht? Iſt aber überhaupt Geſchichte der Menſchheit etwas an-

ders, als was man ſonſt Culturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts genannt hat, zu welcher ſich die Geſchichten der Wiſſenſchaften und Künſte, der Erfindungen, Verfaſſungen, Religionen u. ſ. w., wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieſer Meinung geweſen ſind, iſt unverkennbar; Andre behaupten, die Geſchichte der Menſchheit verhalte ſich zur Culturgeſchte, wie die Univerſal- zur Specialgeſchichte. In der Culturgeſchichte, ſagen ſie, wird unterſucht, was die Menſchen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden ſind; in der Geſchichte der Menſchheit wird dargeſtellt, was der Menſch, als Repräſentant ſeines Geſchlechts, durch die Perfectiblität ſeiner Natur geworden iſt. Dieſem nach wäre Geſchichte der Menſchheit Darſtellung deſſen, was das menſchliche Geſchlecht als Gattung, und wie ſie es geworden iſt. Das menſchliche Geſchlecht wird hierbei betrachtet als ein ſich fortbildendes Ganze, welches beſtimmt iſt, nach einem Vernunft-Ideal zu ſtreben, von deſſen Erreichung ſeine Würde und ſeine menſchliche Glückſeligkeit abhängig gemacht iſt. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menſchen, in ſeinen körperlichen, geiſtigen, moraliſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſen, und ſomit iſt die Geſchichte der Menſchheit im Grunde nichts anders, als eine Entwickelungsgeſchichte der Anlagen der menſchlichen Natur in ihrem Fortſchreiten zu einem Vernunſt-Ideal des menſchlichen Zuſtandes. Auf dieſem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte, denn der Menſch beginnt mit dem inſtinktmäßigen Leben, geht von dieſem zur Vermenſchlichung über, ſchreitet fort zur Verfeinerung, und ſoll den Punkt der Verſittlichung erreichen. Hier allein iſt Menſchheit; vorher gab es nur Thierheit oder Menſchlichkeiten. Geſchichte der Menſchheit in dieſem Sinne wäre eigentlich Geſchichte des Menſchenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menſchliche Geſchlecht als eine perfectible Gattung ſinnlicher Vernunftweſen ſich dem der Würde und dem Charakter ſeiner höhern Natur angemeſſenen Vernunft-Ideal ſeines Zuſtandes genähert habe oder von ihm entfernt ſei. Noch beſitzen wir eine vollſtändige Geſchichte dieſer Art nicht; allein mancherlei ſchätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iſelin, Home, Falconer, Ferguſon, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Peſtalozzi, Eggers u. A. geliefert und Herder's Ideen über die Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieſer Art bleiben. Eine ſolche Geſchichte, gleichſam als Ergebniß und Blüthe der Weltgeſchichte, zweckmäßig dargeſtellt, iſt auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchſt erſprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maßſtab liefert, den Grad ihrer echtmenſchlichen Bildung, zu welcher ſich unſere Geſellſchafscultur verhält, wie Tanzmeiſtermanier zu ſchönen Anſtand, zu meſſen. Es iſt das Lebensgeſchäft aller Guten und Edlen, wenn ſie ſelbſt den höheren Charakter der Menſchennatur erworben, das Ganze zu ſich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinſt die Menſchheit auf dem Punkte der Verſittlichung in der Geſchichte darſtellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer ſolchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit ſolche Träume ſolcher Schwärmer unſer Geſchlecht ſeinem Ziele näher geführt? dd.

Menſur, Maß, bedeutet in der Muſik ſo viel als Zeitmaß. Die Inſtrumentmacher nennen Menſur diejenige mathematiſche Eintheilung, nach welcher ſie die Länge oder Kürze der Saiten, den Um-

fang des Steges, überhaupt die Verhältniſſe der weſentlichen Theile des Inſtruments beſtimmen, oder dieſe Verhältniſſe ſelbſt; beim Orgelbau dasjenige Maß, nach welchem die Länge und Weite der Orgelpfeifen ausgemittelt wird. Man ſagt daher, eine Orgelſtimme habe enge Menſur, wenn die Pfeifen enge, aber deſto länger ſind; man redet bei dem Klavier, der Geige ꝛc. von einer guten oder ſchlechten, langen oder kurzen Menſur. In der Fechtkunſt iſt Menſur die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Bildhauerkunſt das Maß, nach welchem die Theile des Modells auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Menſuralgeſang. Vor Zeiten unterſchied man durch dieſes Wort diejenige Muſik, bei welcher alle Noten nach einem genau beſtimmten Zeitmaße vorgetragen wurden, von der Choralmuſik, die in keiner ſtrengen Taktbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Menſuralgeſang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der ſchon von den Griechen ausgeübt wurde, und ſich bis gegen das 13. oder 14. Jahrh. unſerer Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verſchiedne Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, ſo daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal ſo viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Menſuralgeſang iſt nichts anders als unſer jetziger Figuralgeſang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Takten bis zu Vierundſechzigtheil-Noten verändert werden kann.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein vertrauter Freund des Ulyſſes, der ihm bei ſeiner Abreiſe nach Troja die Sorge für ſein Hauswesen anvertraute. Bekannter noch iſt er dadurch, daß er bei des Ulyſſes Sohne, Telemachus, die Stelle eines Lehrers vertrat und ihn zur Tugend und Weisheit anleitete; daher ſein Name bei uns zum Appellativum geworden iſt.

Menuet heißt: 1. ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonſtück im $\frac{3}{4}$ Takt, beſtehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Takten beſtehend. Oefters iſt auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen beſtehend, dabei, welches dieſelbe Bewegung und denſelben Rhythmus behält, und nach deſſen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der Charakter der Menuet iſt reizender Anſtand, mit edler Einfalt verbunden; daher die abgemeſſene, lanſamere Bewegung; auch verträgt ſie nicht harte Ausweichungen. Schubart ſagt von ihr: ſie iſt ein zierliches, in Kunſt gekleidetes Compliment nach dem Geiſte der Franzoſen; 2. der ſie begleitende Tanz, der wegen ſeines ſanften Charakters für feinere Zirkel ſich eignet, und für die Bildung des Körpers ſehr vortheilhaft iſt. „Er gibt," ſagt Martinet, „den Gliedern einen ſanften Umriß, Kraft, Ebenmaß in den Stellungen, eine grade Richtung, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten u. ſ. w." Uebrigens iſt die Menuet ein franzöſiſcher Nationaltanz, und ſoll aus der Provinz Poitou urſprünglich eine ſchnellere Bewegung gehabt haben, ungefähr wie ſie dieſelbe in den nicht zum Tanz beſtimmten Menuetten der Symphonien noch hat. Der Name kommt her von menu, klein, zierlich, weil die Menuet mit kleinen, zierlich abgemeſſenen Schritten getanzt wird.

Menzel (Friedrich Wilhelm), dieſer Mann, einſt als Canzelliſt, mit dem Titel: Geheimer Secretär, in Dresden angeſtellt, trug durch die Verrätherei welche er ſich gegen ſeinen Herrn erlaubte, viel zu dem beſchleunigten Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges, und

dem Unwillen des Königs von Preußen gegen Sachſen bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund zu vermuthen, daß zwiſchen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden in der Stille ihm unvortheilhafte Unterhandlungen gepflogen wurden, und gab deswegen ſeinem Miniſter am ſächſiſchen Hofe den Auftrag, ihm über das Nähere derſelben möglichſt Licht zu verſchaffen. Ein Zufall machte den Geſandten mit Menzeln bekannt, der im geheimen Kabinett arbeitend, allerdings die beſten Ausſchlüſſe geben konnte. Sucht zu glänzen und Hang zu einem verſchwenderiſchen Leben, hatten Menzeln in vielfache ökonomiſche Verlegenheiten geſtürzt, und ihn ſogar zu dem Verbrechen getrieben eine unterhabende Kaſſe anzugreifen; durch ein neues und größeres Verbrechen hoffte ſich der Unglückliche zu retten. Als er nämlich dem preußiſchen Geſandten einſt auf einem Spaziergange in dem damaligen moscinski'ſchen Garten begegnete, wo er eben in Gedanken über ſeine traurige Lage verloren, mit dem Stock in einem nach der Sitte jener Zeit mit bunten Steinen und Porzellanſcherben geſchmückten Baſſin wühlte, ward er von dieſem gefragt: was er ſinne, worauf er denn halb ſcherzend, halb traurig verwiederte: „Ich denke wie ich dieſe Steine und Scherben wohl kann in Geld verwandeln." Dieſe Aeußerung faßte der Geſandte auf. Er ließ ſich näher in ein Geſpräch mit dem Manne ein, und bald ſehend, daß er an ihm denjenigen gefunden hatte, den er ſchon längſt ſuchte, verſprach er Menzeln reichen Ueberfluß falls er ſich entſchlöſſe ihm Abſchriften von der geheimen Correſpondenz zu verſchaffen, welche zwiſchen Sachſen, Rußland und Oeſterreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Zu ſeinem Unglück folgte Menzel der Verführungsſtimme und übergab von jetzt an dem preußiſchen Miniſter Copien von allen Depeſchen die zwiſchen den genannten Höfen gewechſelt wurden. Um dies zu können ſchlich er ſich, aber ſpät Abends, wenn ſeine Collegen das geheime Kabinet längſt verlaſſen hatten, wieder dahin und arbeitete oft bei dem Schein einer verdeckten Lampe, die ganzen Nächte hindurch, wobei er ſich durch mitgebrachten Wein oder Kaffee munter zu erhalten ſuchte. Einſt überraſchte ihn jedoch dennoch der Schlaf und er wäre vielleicht von ſeinen ſich früh einſtellenden Collegen auf der That ertappt worden, hätte ihn nicht das Gezänk von ein Paar Schildwachen auf dem Vorſaale zeitig genug erweckt. Eben ſo geheimnißvoll wie den Frevel ſelbſt, betrieb aber Menzel auch ſeinen Verkehr mit dem preußiſchen Geſandten. Um durch ſein Erſcheinen in deſſen Hauſe keinen Verdacht zu erregen, ließ er ſich nie daſelbſt ſehen, vermied überhaupt jede Gelegenheit, öffentlich ſich in deſſen Nähe, oder auch nur in die von deſſen Leuten zu kommen, und ſpielte dem Geſchäftsträger die copirten Depeſchen entweder bei geheimen Zuſammenkünften im moscinzki'ſchen Garten zu, oder legte ſie des Abends im Dunkel in die Vertiefung, welche eine Säule am Hauſe des Geſandten mit der Wand bildete, was denn auch zugleich der Ort war, woſelbſt er von Zeit zu Zeit die Belohnungen für ſein Bubenſtück fand die ſo reichlich waren, daß er ſeiner Neigung zu einem luxuriöſen Leben völlig Gnüge thun konnte. Dies übertäubte denn ſein Gewiſſen auch eine Weile; bald nahte ſich ihm aber dennoch die gerechte Befürchtung vor Entdeckung und er ging oft wie ein Verzweifelnder umher, um ſo unglücklicher, da Umkehr nun nicht mehr möglich war, indem er ſich dadurch, wie ihm gedroht wurde, des ihm vom Geſandten im Entdeckungsfall zugeſicherten Schutzes verluſtig machen würde. Während einer Reiſe im Gefolge ſeines Königs nach Warſchau kam man endlich ſeinem Vergehen auf die

Spur, nachdem man ihn ſchon eine zeitlang, aufmerkſam gemacht durch ſeinen, für ſeine Umſtände übertriebenen Aufwand, ſchärfer in's Auge gefaßt hatte. Auch ſein, ihm von den Vorgeſetzten als Fleiß angerechnetes öfteres früheres Kommen und ſpäteres Gehen auf und von der Kanzelei hatte denn doch zuletzt einigen Verdacht erregt und den Ausſchlag gab die Anzeige einer vor dem Hôtel des preußiſchen Geſandten, poſtirten Schildwache, welche eines Abends bemerkt haben wollte, daß Menzel eilig in das Haus hineingeſchlüpft, nach kurzem Verweilen ſogleich aber wieder eben ſo ängſtlich davon geeilt ſei, wie er gekommen war. Die förmliche Entdeckung des Verräthers geſchah indeß; wie und auf welche Art, vermögen wir jedoch nicht anzugeben, durch den General-Lieutenant von Spärkan, der den Kurfürſten und damaligen König von Polen ſogleich durch einen eigens nach Warſchau deshalb geſandten Courier davon benachrichtigte. Menzeln ſelbſt überraſchte die Nachricht von der Entdeckung ſeiner Verrätherei, in einer fröhligen Geſellſchaft, und er hatte noch Zeit genug, einen Verſuch zu wagen, ſich durch die Flucht zu retten; doch kam er nur bis Prag, wo er auf Requiſition des ſächſiſchen Hofes feſt genommen und erſt nach Brünn, hierauf aber nach Abſchluß des Hubertsburger Friedens, unter Militär-Escorte, nach der Bergfeſte Königſtein gebracht wurde, woſelbſt er 33 Jahre lang, namentlich die erſte Zeit, in ſehr ſtrenge Haft gehalten wurde. Während ſeiner Gefangenſchaft zu Brünn hegte er übrigens immer noch die Hoffnung, Preußen werde ſich ſeiner annehmen und ſeine Befreiung vielleicht im Friedensſchluſſe bedingen, als aber der hubertsburger Tractat unterzeichnet war, und er nur nach dem Königsſtein abgeführt wurde, da ſah er wohl, daß ewige Gefangenſchaft ſein Loos ſein und bleiben würde. Durch die Gnade des jetzigen Königs von Sachſen wurde übrigens dem Unglücklichen ſein Geſchick in der letzten Zeit ſeines Lebens etwas erleichtert, und er erhielt nicht bloß beſſere Nahrung, ſondern auch die Erlaubniß ſich dann und wann an freier Luft bewegen zu dürfen; auch nahm man ihm die ſchweren Ketten und Sperreiſen ab welche er viele Jahre lang hatte tragen müſſen. Er ſtarb im Mai 1796 in einem Alter von 70 Jahren.

Menzikoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, und 1674 geboren. Er ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte deſſen Backwerk in den Straßen von Moskau ausrufen. Le Fort, (ſ. Fort, le) deſſen Aufmerkſamkeit er als ein munterer und geſcheidter Burſche auf ſich zog, machte ihn zu ſeinem Bedienten, und beſchloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verſtand des jungen Menſchen bemerkte, ihn für den Dienſt des Staats zu bilden. Zu dem Ende brachte er ihn in die Dienſte des Zaars, nahm ihn auf der großen Geſandtſchaft 1697 mit; machte ihn ſelbſt auf alles Wichtige aufmerkſam, gab ihm Unterricht in Militärgeſchäften, und ſuchte beſonders ſeine politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätze ihm ſo einzuimpfen, daß der gelehrige Menzikoff bald ganz damit vertraut wurde. Nach Le Fort's Tode räumte ihm Peter die Stelle dieſes Günſtlings ein. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Zaar ihm bewies, indem er nichts ohne ſeinen Rath unternahm: ſo fehlte es doch auch nicht an Stoff zur Uneinigkeit und zum Mißfallen. Die Gewinnſucht verleitete Menzikoff zu manchen Veruntreuungen, die ſeine Feinde dem Kaiſer hinterbrachten. Dreimal unterlag er der ſtrengſten Unterſuchung; auch ward er zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt. Aber doch

blieb mancher Zug des Eigennutzes und der Treuloſigkeit dem Monarchen unbekannt. Daß Menzikoff ſtets über ſeine Ankläger ſiegte, war großentheils Katharinens Werk. Er vereinigte mit den Bemühungen, den Nutzen dieſer Fürſtin zu befördern, die Sorge für ſeinen eignen Vortheil. Auf ſeinen Betrieb wurde Katharina 1724 zur Thronfolgerin erklärt. Einem ſo mächtigen Günſtlinge wie er, der dem Kaiſer und der Kaiſerin ſich unentbehrlich gemacht hatte, konnte es auch nicht an Auszeichnungen von Seiten der auswärtigen Mächte fehlen. Der wiener Hof hatte ihn ſchon längſt zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürſten ernannt; die Höfe von Kopenhagen, Dresden und Berlin ſchickten ihm ihre Orden. Peter ſelbſt ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland; erſter Staatsminiſter und General-Feldmarſchall war er ſchon. Peter ſtarb und Menzikoff war es beſonders, welcher Katharinen auf den Thron hob, und durch ſie herrſchte (ſ. d. Art. Katharina). Nach Katharinens Tode beſtieg Peter II. den ruſſiſchen Thron und Menzikoff ergriff mit kühner und ſicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) ſtieg ſeine Macht auf's höchſte, als er plötzlich von dieſer Höhe herabſtürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiſer für ſeine Schweſter beſtimmt hatte, unterzuſchlagen. Der Kaiſer, durch die ſteten Einflüſterungen der Dolgorucki ihm ſchon gehäſſig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien, und ſein Vermögen, das außer anſehnlichen Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Millionen an Juwelen, Koſtbarkeiten und baarem Gelde beſtand, wurde eingezogen. Im Sept. 1727 reiſte der noch vor Kurzem ſo mächtige und allgemein gefürchtete Menzikoff, der auf dem Punkte ſtand, durch Verheirathung ſeiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaiſers zu werden, mit ſeiner Gemahlin, ſeinem Sohne und ſeinen beiden Töchtern nach Bereſow ab, wo er ein kummervolles armſeliges Leben führte. Er richtete ſich ſo ſparſam ein, daß er von den zehn Rubeln, die er täglich erhielt, noch ſo viel erübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an welcher er ſelbſt als Zimmermann arbeitete. Sein Geiſt verſank in tiefe Schwermuth; er ſprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Waſſer. Er ſtarb im November 1729. Menzikoff vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war eigennützig und habſüchtig, ehrgeizig und herrſchſüchtig, unverſöhnlich und grauſam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntniſſen, großer Anſichten und Plane fähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend ſind ſeine Verdienſte um die Bildung ſeines Volks, um die Aufnahme des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Anſehns der ruſſiſchen Monarchie im Auslande.

Mephitiſch wird eine jede Luftart genannt, in welcher kein Licht und Feuer brennt, und welche von Menſchen und Thieren nicht geathmet werden kann, ohne tödtlich zu wirken. Die Benennung kommt von dem lateiniſchen Mephitis her (Schwefelgeruch), unter welchem Namen auch zu Rom eine Göttin als die Schützerin wider böſe und ſchädliche Ausdünſtungen verehrt wurde. Die Luftarten, welche hieher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerſtoffgas, oder doch zu wenig, als daß er ſich wirkſam zeigen könnte. Man belegt daher mit dieſer Benennung das kohlenſaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Waſſerſtoffgas, z. B. in manchen unterirdiſchen

Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verſchloſſen geweſenen Gewölben, Kellern, Gefängniſſen, auch in Orten, wo viele Menſchen in einem engen verſchloſſenen Raume ſich befinden, der Antheil von Sauerſtoffgas in der Luft verzehrt, und dieſe dagegen mit Kohlenſäuregas, und andern Ausdünſtungen angefüllt wird; u. ſ. w.

Mercantilſyſtem, kaufmänniſches Syſtem, Handelsſyſtem, iſt ein zuerſt in Frankreich vom Miniſter Colbert auf die Bahn gebrachtes, und ſeitdem faſt in allen andern Ländern nachgeahmtes Syſtem der Staatswirthſchaft, welches von dem Grundſatze ausgeht, in den edlen Metallen allein beſtehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edlem Metall bei demſelben möglichſt vermehrt werden könne. Als vorzüglichſtes Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks empfiehlt das Syſtem die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (ſ. d. Art.), welche darin beſteht, daß die Nation an die andern, mit welchen ſie im Verkehr ſteht, einen größern Waarenwerth abſetzt, als ſie ihnen abnimt, weil alsdann, dieſer Theorie zufolge, der Ueberfluß in edlem Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichſt vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, ſchlägt das Mercantilſyſtem folgende Maßregeln vor: 1. Hemmung der Einfuhr a) ſolcher fremden Waaren zum einheimiſchen Verbrauch, die ſich irgend im Lande ſelbſt erzeugen und verfertigen laſſen, und b) faſt aller Arten von Waaren aus ſolchen Ländern, mit welchen der Handel uns eine nachtheilige Bilanz zuzuziehen droht; 2. Begünſtigungen der Einfuhr ſolcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht, oder wenigſtens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann, und die, durch einheimiſchen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimiſchen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze erſparen, theils auswärts verkauft werden, und ſonach mehr Metallmünze, als ſie dem Lande gekoſtet haben, wieder hineinbringen können; 3. Begünſtigungen der Ausfuhr aller Waaren, fremder ſowol, deren Einfuhr zu erlauben man für rathſam erachtet, als vornämlich einheimiſcher; 4. Hemmung der Ausfuhr ſolcher rohen Stoffe, die ſich zu Fabrikaten für den einheimiſchen Bedarf, oder für den auswärtigen Abſatz benutzen laſſen; 5. Begünſtigung des activen Handels vor dem paſſiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren ſich das Syſtem zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, ſo beſtehen dieſelben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich ſolchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf ſie gelegt ſind, zur Abſicht haben. Die Begünſtigungen aber ſind: 1. Vergütungen a) an Acciſe, die auf einheimiſche oder fremde Waaren bei deren inländiſchem Verbrauche gelegt iſt, und die ganz oder zum Theil erſtattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet, und bei der Wiederausfuhr derſelben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden. 2. Prämien, d. i. Geſchenke, womit man ſolchen Handelszweigen oder ſolchen Arten von Fabriken, die man begünſtigen will, aufzuhelfen ſucht. 3. Vorrechte, dieſe ſind zweifacher Art, ſofern nämlich für die Nation a) durch einen Handelsvertrag in einem fremden Gebiete mäßigere Zollſätze und überhaupt größere Vortheile, ſowol beim Ankaufe der dortigen, als

beim Abſatze ihrer eigenen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden ſind; oder b) inſofern der Nation durch Stiftung von Kolonien und durch Erwerbung von Beſitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit dieſen Nebenländern ein Monopol zugeſichert wird. Die Unhaltbarkeit des Mercantilſyſtems geht aus der Falſchheit ſeines Grundſatzes hervor; es iſt nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet, und nicht derjenige Handel allein iſt einer Nation vortheilhaft, welcher derſelben edles Metall zuführt. Der Reichthum beſteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig ſind, Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen; nicht darum ſind Länder arm, weil ſie wenig edles Metall beſitzen, ſondern eben weil ſie arm ſind, fehlt es ihnen an edlem Metalle. Die falſche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus dieſem ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme hervorgegangen, hat ſo unglückliche Wirkungen gehabt, daß man das Syſtem ſelbſt mit Recht als die ſchrecklichſte Geißel des 18. Jahrh. betrachten kann. Zu den vorzüglichſten Wirkungen dieſer Art gehören: 1 die Erſchwerung des Verkehrs der eigenen Nation mit Fremden; 2. die Begünſtigung des ſtädtiſchen Gewerbfleißes auf Koſten des ländlichen; 3. die Beförderung des auswärtigen Handels auf Koſten des innern; 4. die Nationaleiferſucht der Völker; 5. die Unterdrückung der Kolonien; 6. das Streben nach Begünſtigung im auswärtigen Verkehr durch Ausſchließung und Einſchränkung anderer Völker, desgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müſſen wir 7. die Empörung der unterdrückten Kolonien oder Provinzen im letzten Jahrhundert, ſo wie die Befeindungen der Staaten und faſt alle Kriege der neuern Zeit betrachten. Den Bemühungen der Phyſiokraten und ſpäterhin des großen Britten Adam Smith und ſeiner Anhänger iſt es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthſchaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilſyſtem in dieſelbe gebracht hatte; aber dieſe Irrthümer waren bereits ſo allgemein verbreitet, und hatten in den Verwaltungen der meiſten Länder ſo tief Wurzel geſchlagen, daß man noch gegenwärtig faſt überall die Vorſchriften jenes verderblichen Syſtems befolgen ſieht. Insbeſondere haben Friedrich der Große durch deſſen Einführung in ſeinen Staaten, ſo wie Lord Chatam und ſein berühmter Sohn Pitt durch Begünſtigung deſſelben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung des Syſtems beigetragen, und es kann vielleicht noch ſehr lange dauern, ehe deſſen Spuren in den Verwaltungsmaßregeln gänzlich verſchwunden ſein werden. KM.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker und Geograph, geboren zu Ruremont, 1512. Er widmete ſich den Wiſſenſchaften ſchon in früher Jugend mit unbeſchreiblichem Eifer. Dann ſtudirte er zu Löwen, beſonders Mathematik und machte, obgleich ganz ſein eigner Lehrer, große Fortſchritte. Später trat er als Kosmograph in die Dienſte des Herzogs von Jülich, beſchäftigte ſich zuletzt mit dem Studium der Theologie, und ſtarb 1594 zu Duisburg. Seine theologiſchen Schriften ſind vergeſſen; aber ſeine Verdienſte um die Geographie, deren Anſichten er zuerſt durch Graphik und Mechanik verſinnlichte, ſo wie er ſie durch genauere Beſtimmungen der Lage und Beſchaffenheit der Länder erweiterte, machen ſein Andenken unſterblich. Er hatte die Kupferſtecherkunſt erlernt, und ſtach und illuminirte ſelbſt ſeine Karten, ſo wie er auch ſeine mathematiſchen Inſtrumente ſelbſt verfertigte. Kaiſer Carl V. ſchätzte

ihn ſehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Karte ſeiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb. Man ſchätzt noch jetzt als frühen Kunſtverſuch die von ihm geſtochenen Globen und Landkarten (Mercatoris tabulae geographicae 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seekarten iſt die von ihm (1550) erfundene und nach ihm benannte mercatoriſche Projection, nach welcher die Karten mit wachſenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright ſchon 1599 vorgeſchlagenen, aber erſt 1630 angewandten Verbeſſerungen. Auch in der Chronologie brach Mercator mittelſt ſeiner mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erſchaffung der Welt bis 1568. Nach ſeinem Tode erſchien ſeine Ausgabe des Claud. Ptolemäus mit Karten, Amſterdam 1605. Fol.

Mercier (Louis Sebaſtian), der Verfaſſer des zu ſeiner Zeit ſehr berühmten „Gemäldes von Paris" und mehrerer andrer Schriften, die ihm in der franzöſiſchen Literatur einen gewiſſen und ehrenvollen Rang verſchafft haben. Er war 1740 geb. und vor der Revolution Advocat beim pariſer Parlament. Sich zu den Grundſätzen der Revolution mit dem lebhafteſten Intereſſe hinneigend, wurde er in den Convent und in den Rath der 500 gewählt. Dort wurde er zu der gemäßigten, hier zu der republikaniſchen Partei gezählt. Auch war er zum Mitglied des National-Inſtituts (bei deſſen erſter Zuſammenſetzung) ernannt worden. Er ſtarb 1814 in einem Alter von 73 Jahren. Von ſeinen Schriften verdient das oben erwähnte Gemälde von Paris (ſowol vollſtändig als auszugsweiſe in's deutſche überſetzt) vorzüglich genannt zu werden. Es iſt mit vielem Geiſte, einem feinen und echten Humor und oft mit ſchlagendem Witze geſchrieben. Die Sitten und der Charakter der Franzoſen, insbeſondre der Pariſer, wie beides vor der Revolution war, iſt nirgends mit ſchärferer Beobachtungsgabe, als hier geſchehen, aufgefaßt und es verdient in dieſer Rückſicht noch immer ſtudirt zu werden. Eine neue Folge dieſes Werks, die wol zunächſt auf C. Fr. Cramer's Veranlaſſung (da Cramer mit ſeinem gewöhnlichen Enthuſiasmus Mercier anhing und ſtets beſchäftigt war, mit ihm allerhand literariſche Plane auszubrüten) auf Vieweg's in Braunſchweig Koſten erſchien, und die Pariſer wie ſie durch die Revolution geworden, darſtellen ſollte, machte weniger Glück und iſt in jeder Hinſicht dem erſten Werke unter zu ordnen, ob es gleich einige meiſterhaft entworfenene Kapitel enthält. Nicht minderes Aufſehen als das erſte Tableau de Paris machte, ſeiner Zeit (es erſchien zuerſt 1772) „das Jahr 2440" worin er einen Pariſer nach einem ſiebenhundertjährigen Schlafe erwachen, und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen läßt. Von ſeinen zahlreichen Theaterſtücken hat ſich bloß „der Schubkarren des Eſſighändlers," in Deutſchland durch Ifflands Bearbeitung und Darſtellung bekannt, auf dem Repertoire erhalten. In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte er die Grille, Newton und Copernicus widerlegen und eine andere Theorie des Planetenſyſtems in Gang bringen zu wollen. So lange C. Fr. Cramer in Paris lebte, war Mercier genau mit ihm verbunden und man findet in den cramer'ſchen Tagebüchern, in Poels Frankreich und anderwärts viel individuell Intereſſantes über den liebenswürdigen und geiſtreichen Sonderling.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde

nach ſeiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Lyra, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit ſieben Saiten bezog, und ſie harmoniſch ſtimmte. Er beſang zu ihren Tönen ſeine Geburt. Die Lyra in der Wiege verborgen, ſuchte er ſich Speiſe, wozu er liſtigen Trug erſann. Nach Pierien ging er mit Einbruch der Nacht, und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren ſich verwirren möchten, und, ſelbſt rücklings gehend, rücklings hinwegführte, und nachdem er am Alpheosſtrom zwei derſelben geſchlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte, in einer Grotte verbarg. Alle Spuren wußte er ſorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo ſeine Rinder und ging aus ſie zu ſuchen. Aber nirgends konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylos ſagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Heerde Rinder wunderſam forttreibend, geſehen habe. Durch ſeine Wahrſagerkunſt erkannte jezt Apollo, daß Merkur der Räuber ſei. Er eilte zu Maja und redete ſcheltend den Knaben an, der ſich ſtellte, als ob er ſchliefe, und ſelbſt durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabſchleudern wolle, ſich nicht ſchrecken ließ, ſondern ſeine Unſchuld ſtandhaft betheuerte. Apoll ließ ſich aber von dem Liſtigen nicht täuſchen, und brachte ſeine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier leugnete Merkur. Aber Jupiter durchſchaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, ſondern lächelte ihm freundlich, daß er ſo ſchön und klug den Diebſtahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um ſich vor neuen Ränken zu ſichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Feſſeln fielen ab, und ſtatt deſſen ſtanden die Rinder paarweis an einander gebunden. Als aber jezt Merkur die neuerfundne Lyra zu ſpielen anfing, ward Apollo ſo entzückt, daß er den Erfinder um ſein Inſtrument bat, die Kunſt des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortan gemeinſchaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erſtaunen blickte Apollo auf den erfinderiſchen Gott, als dieſer auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide ſchloſſen einen Vertrag. Merkur verſprach, dem Apoll nie ſeine Lyra oder ſeinen Bogen zu entwenden, und nie ſeiner Wohnung zu nahen; dieſer gab ihm dagegen den goldnen Friedensſtab, Caducëus (ſ. d. Art.). Die Alten ſtellen uns den Merkur als Herold und Geſandten der Götter dar. Er führt die Seelen der Abgeſchiedenen zur Unterwelt, und iſt alſo auch der Herold des Pluto und Vollſtrecker ſeiner Befehle. Sein magiſcher Stab hatte die Kraft, der ſterblichen Augen zu ſchließen, Träume zu führen, und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erfoderlichen Eigenſchaften beſaß er in höchſter Vollkommenheit und verlieh ſie: Anſtand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, Liſt, des ränkevollen Betruges und ſogar des Meineides. Man muß ſich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit dieſen Begriffen verband, wie wir. Wer ſich in Liſten und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulyſſes, war ein Liebling Merkur's, und erfreute ſich ſeines Beiſtandes. Auch als der Gott der Diebe und des Stehlens wurde Merkur angeſehn, beſonders wenn Liſt und Klugheit dabei angewendet wurde. Eine ſolche ſymboliſche Bedeutung hatten ſchon die Unternehmungen ſeiner Kindheit. Aus ſeinem männlichen Alter gehören hierher noch folgende,

die von ſeiner Klugheit zeugen. Er begleitete den Herkules, als dieſer den Cerberus entführte; rettete mit dem Aegipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; ſtahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Otus und Ephialtes, eingeſchloſſen hatten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Io; ſtand dem Perſeus bei, als er die Meduſa zu tödten ausging, und lieh ihm den unſichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelſchuhe; der Nephele, der Mutter des Phryxus und der Helle, gab er den Widder mit goldnem Felle, auf dem ſie ihre Kinder entführte, da ſie auf Anſtiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden ſollten. Im Gigantenkriege trug er den unſichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, ſich vor ihm zu flüchten und in Aegypten zu verbergen, verwandelte er ſich in einen Ibis. Auch als Redekünſtler erſcheint er ſchon bei Homer, noch deutlicher aber bei Heſiod. Von ſeinen Erfindungen findet ſich bei Homer noch nichts. Spätere ſchreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Muſik, der Erdmeßkunſt, der Auslegung der Träume, des Maßes und Gewichts, der Fechtkunſt, der Buchſtaben u. ſ. w. zu. Auch wird er als Beſchützer der öffentlichen Verträge und Vorſteher der Straßen angeſehen. (Vergl. den Art. Hermen). Liebſchaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Merkur ward in allen griechiſchen Städten verehrt; der Hauptſitz ſeiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feſte hießen Hermäa, und wurden auf verſchiedne Weiſe gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und ſein Feſt wurde den 15. Mai (welcher Monat von ſeiner Mutter Maja den Namen führen ſoll) gefeiert. An dieſem Feſte brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunſt ſtellt den Merkur verſchieden dar. In den Denkmalen des alten Styls erſcheint er noch bärtig; ſpäterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrſchend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei dieſem letztern Ideal behielt ſich die Kunſt einen Spielraum vor: ſie bildete ihn als Knaben, im anhebenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwiſchen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid beſteht in einer kurzen ledernen Tunika; in der Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er ſchalkhaft über eine erſonnene Liſt. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Stellungen, bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caducëus, bald mit dem Reiſehut, ſtehend, ſitzend und im Fortſchreiten begriffen. Die Meiſter der ſpätern gereiftern Kunſt geſellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorſtechende in ſeinem Charakter iſt das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuſelt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund ſind klein; ſeine Stellungen, er mag ſtehen oder ſitzen, ſind immer einfach und bequem; der Kopf vorgeſenkt, der Blick bedächtig. In ſeinem ſchönen kräftigen Körperbau ſieht man den Erfinder der Gymnaſtik; in dem Stande, in der Gebärdung und Miene den Beſonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behändigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Merkur iſt das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geiſtiger Gewandtheit wunderſam

vereinigt. Er iſt entweder ganz nackt oder nur mit der Chlamys dargeſtellt. Selten hat er dieſe ordentlich umgenommen, ſondern bloß über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat er daran ein Paar über den Schläfen befeſtigte Flügel, bald iſt ihm der Hut aufgeſetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht ſind (petasus). Der Hut, welcher hauptſächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine ſchmale Krämpe; auf Vaſenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hängender Krämpe und ſpitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befeſtigt: ſo ſieht man ſie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch bloß am Caducëus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunſt den Hahn, um Wachſamkeit oder Streitluſt (wegen der Gymnaſtik); die Schildkröte, um ſeine Erfindung der Lyra; den Beutel, um den Gott des Handels; Widder und Patera, um den Anordner der religiöſen Gebräuche und Opfer; den Stumpf des Palmbaums, an den ſich ſeine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunſt (auf Palmblättern); die Harpe oder das ſichelförmige Meſſer, um den Argostödter; den Hund (bloß auf alexandriniſchen Münzen), um Scharfſinn und Wachſamkeit anzudeuten. Ueber den Planeten dieſes Namens ſ. den Art. Planeten.

Mercurialmittel, Merkurialſalze, Merkuria, ſ. Queckſilber und Queckſilbermittel.

Mercy (Franz de), einer der größten Generale ſeiner Zeit, wurde zu Longwy in Lothringen geboren. Seine Neigung zog ihn früh zu den Waffen, und er trat in die Dienſte des Kurfürſten von Baiern, wo er ſich einzig durch ſein Talent, ſchnell von Grad zu Grad empor ſchwang. 1643 ſchon General, nahm er Rotweil und Ueberlingen weg, und das Jahr darauf das damals ſehr wichtige Freiburg, in deſſen Nähe er ein feſtes Lager bezog, hier aber von dem berühmten Condé angegriffen und nach einem breitägigen blutigen Kampf zum Rückzug gezwungen wurde, auf welchem ihn der Marſchall Türenne immerwährend beunruhigte, dennoch aber keine weſentlichen Vortheile über ihn erhalten konnte, ſo daß Mercy's Feldherrnruf keineswegs durch dieſe Retirade verlor. Ein Jahr ſpäter (d. 5. Mai 1645) ſchlug er dagegen Türenne bei Marienthal, aber ſchon am 3. Auguſt deſſelben Jahres fand er in den Ebenen von Nördlingen ſeinen Tod. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt, und der Stein welcher ſein Grab deckte erhielt die Inſchrift: „Sta viator, heroëm calcas“ (Weile Wandrer, du ſtehſt auf dem Grab eines Helden). Nicht ohne Recht bemerkt J. J. Rouſſeau in ſeinem Emil, daß die einfache Nennung eines ſeiner Siege das Denkmahl des tapfern Feldherrn beſſer geziert haben würde, wie dieſe pomphafte, dem Alterthum abgeborgte Inſchrift. — Mercy (Florimond Claude de), ein Enkel des Vorhergehenden, und nicht minder berühmter General, wurde gleichfalls in Lothringen 1666 geboren. 1682 bot er ſeine Dienſte dem damaligen Kaiſer Leopold I. an, und zeichnete ſich hier auch, als Freiwilliger in der öſterreichiſchen Armee dienend, bei der Vertheidigung von Wien aus, welches durch die Türken belagert wurde. Als Lieutenant in einem Küraſſier Regimente angeſtellt, machte er hierauf den ganzen Feldzug in Ungarn mit und ſeine, namentlich in der Schlacht von Zeuta (1697) bewieſene Tapferkeit erwarb ihm die Stelle eines Majors. Später zu der Armee in Italien geſendet, führte er (1701) den kühnen Streich

aus, bei Borgoforte ſechs Escadrons feindliche Cavallerie mit nur 300 Reiter anzugreifen und in die Flucht zu ſchlagen, hatte aber den folgenden Tag das Unglück, in einen Hinterhalt zu fallen und gefangen zu werden. Ein Jahr ſpäter begegnete ihm derſelbe Unfall noch einmal; er wurde bei Cremona gefangen, bald jedoch abermals ausgewechſelt, wo er dann ein eignes Regiment Cavallerie erhielt, mit welchem er an den Rhein beordert wurde, und ſich in der Schlacht von Friedlingen auszeichnete. 1705 ſtürmte er die Linien von Pfaffenhofen und zwang die Franzoſen ſich unter die Kanonen von Straßburg zurückzuziehen, und 1706 deckte er durch geſchickte Manövres Landau, welches er mit neuen Mundvorräthen und Truppen verſah. Drei Jahre darauf wagte er ſich jedoch zu tief in den Elſaß hinein, und griff den bei Rumersheim verſchanzten Marſchall dû Bourg an, von welchem er dermaßen geſchlagen wurde, daß eine große Anzahl ſeiner Leute bei dem übereilten Rückzug über den Rhein ihr Leben in den Fluthen dieſes Stromes verloren; ein Unfall bei deſſen Erwähnung Voltaire in ſeiner Geſchichte des Zeitalters von Ludwig XIV. bemerkt: „Es iſt ein eignes Geſchick welches diejenigen haben, die den Namen Mercy tragen. Ohne Glück im Felde haben ſie dennoch Ruf als Feldherren.“ In der That zeigte ſich die Wahrheit dieſes Ausſpruches auch nach der unglücklichen Schlacht von Rumersheim. Mercy wurde zum Feldmarſchall ernannt und erhielt 1716 das Commando eines Theils der gegen die Türken agirenden Armee. Der Sieg von Peterwardein und die Einahme mehrerer Städte waren die Früchte dieſes Feldzuges, denen noch im nächſten Jahre die gewonnene Schlacht von Belgrad folgte, wobei überall Mercy ſich auf's vortheilhafteſte auszeichnete. 1719 erhielt er das Obercommando in Sicilien, wo er gleichfalls mit Geſchick gegen die Spanier focht, und bei dem erneuten Kriege 1734 ward er zum Obergeneral der öſterreichiſchen Armeen in Italien ernannt. Hier fand er jedoch das Ende ſeiner Laufbahn; denn, als er am 29. Juni, nachdem er den Po paſſirt und das Herzogthum Parma beſetzt hatte, den Angriff bei Croiſetta in Perſon leiten wollte und eben im Begriff ſtand, den Befehl zum allgemeinen Beginnen der Schlacht zu geben, ſtreckte ihn eine Musketenkugel nieder. Seine Leiche wurde nach Reggio gebracht und daſelbſt auf's feierlichſte beerdigt. Da Mercy keine Kinder hatte und das mit dem Grafentitel belegte Lehen Mercy in Lothringen gern ſeiner Familie erhalten wollte: ſo vererbte er ſeinen Namen an einen jungen Verwandten, den Grafen Antoine von Argenteau, der gleichfalls in öſterreichiſche Dienſte tretend, ſich ſowol in den ſpätern Feldzügen in Ungarn, Baiern und im Elſaß, ſo wie 1746 bis 1748 in den Niederlanden auszeichnete, und 1767 als General-Gouverneur in Eſſeck ſtarb.

Mergel (Marga), eine mehr oder weniger grau, gelb-bräunlich und grünlich-weiß gefärbte Erdart, welche beim Anhauchen einen Thongeruch verbreitet und aus kohlenſaurem Kalk, Thonerde, Kieſelerde, etwas Eiſenoxyd, oft auch Gips, ſeltner Erdharz und Manganoxyd, in ſehr verſchiednen Verhältniſſen gemengt iſt. Je nachdem der eine oder der andre Beſtandtheil vorherrſcht, erhält er im gemeinen Leben die Namen: Kalk-, Thon-, Eiſen-, Sand- und Gipsmergel. In der Mineralogie unterſcheidet man bloß erdigen, verhärteten Mergel und Leutrit. Er iſt dem Flözkalkſtein untergeordnet und bildet in dieſem mehr oder minder mächtige Lager und Schichten. Er macht eine ſehr feuchte, kalkbedürftige und zugleich an

ſchlafender Vegetationskraft reiche Erde viel fruchtbarer als ſie zuvor war.

Merian iſt der Name einer berühmten Künſtlerfamilie, aus der zuerſt Matthäus Merian der ältere großen Ruhm erlangte. Er war zu Baſel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ ſich in Frankfurt am Main nieder, trieb einen ſtarken Kunſthandel und ſtarb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete ſehr ſauber mit der Radirnadel. Seine vornehmſten Werke beſtehen in Vorſtellungen der wichtigſten Städte in Europa, beſonders in Deutſchland, die er mit ihren Beſchreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die von ihm ſelbſt nach der Natur gezeichneten Anſichten von Städten, inſonderheit die perſpectiviſchen, ſind meiſterhaft. Er hat auch Geſchichten, Landſchaften, Schlachten, Jagden und andre Vorſtellungen geäzt. Sein jüngerer Sohn Caspar übte auch die Aezkunſt, wiewol nicht mit der Geſchicklichkeit des Vaters, aber der ältere Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Baſel 1621, war ein guter Maler in wohlgetroffnen, ſtark und lieblich gefärbten Bildniſſen. Er hatte bei Joſeph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um 1644 zu Rom ſtudirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. ſ. w. bereiſt. Sein Sohn, Johann Matthäus, ebenfalls ein geſchickter Bildnißmaler, ſtarb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künſtlerin Maria Sibylla Merian, verehelichte Graf, geb. zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Morefels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geſchmack, die Geſchicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher ſie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Inſekten aller Art in Waſſerfarben malte. Ihre große Liebe zu dieſem Fache war Urſache, daß ſie eine Reiſe nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Inſekten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entſtehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg, 2 B. 4.; eine Geſchichte der Inſekten Europas, und eine Abhandl. über die Erzeugung und die Verwandlungen der Inſekten von Surinam, mit 60 prächtigen Kpf. Sie ſtarb zu Amſterdam 1717.

Merian (Jean Bernard), dieſer berühmte Philoſoph wurde 1723 zu Liechſtall im Kanton Baſel geboren, woſelbſt ſein Vater Prediger war. Er ſtudirte in Baſel und widmete ſich hier beſonders den philoſophiſchen und metaphyſiſchen Wiſſenſchaften; den Wünſchen ſeiner Familie zufolge, fing er aber nach Verlauf einiger Zeit an, Theologie zu ſtudiren, beſonders auch darum mit, weil ihm, troz den Wünſchen des Publikums und troz ſeiner Fähigkeit dazu, mehrmal ſein Geſuch um Anſtellung bei der philoſophiſchen Facultät mißglückte; da er doch innerlich wenig Beruf zum geiſtlichen Stande in ſich verſpürte: ſo ſehnte er ſich bald wieder in ſeine frühere Laufbahn zurück, verließ Baſel, und lebte einige Zeit erſt zu Lauſanne, im Hauſe der Frau von Savigny, dann in Amſterdam, bei dem bekannten M. Witte, als Hauslehrer. Durch Bernouille, dem damaligen Präſidenten der berliner Akademie, Maupertuis empfohlen, erhielt er hierauf einen Ruf als Mitglied der philoſophiſchen Klaſſe, dahin, wo er ſich denn bald durch ſeine eben ſo geiſtreichen als ſcharfen und

witzigen literariſchen Kämpfe gegen König und die wolff'ſche Philoſophie, ſo wie überhaupt durch mehrere treffliche Abhandlungen über die verſchiedenſten Gegenſtände der ſpeculativen Philoſophie, bekannt machte. Im Jahre 1770 übertrug ihm König Friedrich II. die Direction der Klaſſe der ſchönen Wiſſenſchaften bei der Akademie, und auch hier auf dieſem neuen Felde zeichnete er ſich durch Tiefe, Gelehrſamkeit und geläuterten Geſchmack aus. Von dem großen König ward Merian ſehr geſchätzt und oft in deſſen Privatzirkel gezogen, in welchem dann Friedrich, im Kreiſe ihm verwandter Geiſter, ſich ganz als liebenswürdiger Menſch und enthuſiaſtiſcher Verehrer der Wiſſenſchaften und Künſte zeigte. 1767 übertrug der König dem Philoſophen noch die Inſpectur über das franz. Collegium und 1772 ward er zum Studien-Director ernannt, ſo wie nach Formey's Tode zum immerwährenden Sekretair der Akademie. Als Menſch war Merian gleich hochachtungswerth wie als Gelehrter, und ihm folgte das Lob in's Grab, ein guter Sohn und Gatte geweſen zu ſein. Er ſtarb an Alterſchwäche den 12. Febr. 1807 über 83 Jahr alt. Fr. v. Ancillon hielt ihm im Januar 1810 in der Akademie die gebräuchliche Gedächtnißrede. Seine mehrſten Abhandlungen und Schriften finden ſich in den Jahrbüchern der berliner Akademie, doch ſind auch einige, wiewol wenige Sachen von ihm, einzeln im Druck erſchienen.

Meridian, ſ. Mittagskreis.

Merinos (Ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine, ausgeſuchte Wolle) heißt eine in Spanien einheimiſch gewordene, und von da aus in mehrere europäiſche Länder verpflanzte Schafrace, die ſich von andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Dieſe Schafe ſtammen urſprünglich aus der Berberei, woher ſie Peter IV., König von Aragonien, gegen die Mitte des 14. Jahrh., und ſpäter der bekannte Kardinal Ximenes, nach Spanien kommen ließen. Man berechnete vor dem letzten Kriege die Anzahl der Merinos daſelbſt gegen 5 Millionen, die im Durchſchnitt jährlich 125—130,000 Centner Wolle lieferten. Weil dieſe Schafe auf den Gebirgen faſt ganz Spaniens weiden, nennt man ſie auch wandernde Schafe, tras humantes, während die andern, urſprünglich ſpaniſchen, deren Anzahl man auf drei Millionen ſchätzt, und die größtentheils eine gröbere Wolle haben, ſtehende oder Stallſchafe heißen. Die Merinos wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden ſie in den nördlichen Gegenden von Leon, Caſtilien und Aragon; im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andaluſien, La Mancha und Eſtremadura. Gewöhnlich werden ſie in Heerden zu 10,000 Stück getheilt, und aus dieſen wieder Haufen zu 1000 bis 1200 Stück gemacht, die von zwei Schäfern geführt werden. Die Schafe ſelbſt bezeigen, aus Gewohnheit oder Naturtrieb, eine ſichtbare Unruhe, wenn die Zeit ihrer Wanderungen eintrit. Anfangs waren dieſe Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden ſie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören ſie dem Adel und den Klöſtern. Das Weidegeld, das für die Huthungen der Schafe bezahlt wird, iſt ſehr mäßig. So lange die Schafe auf dem Marſche ſich befinden, ſind ſie berechtigt, auf allen Huthungen zu weiden, und es muß ihnen überall eine ungefähr 40 Ruthen breite Straße

zu ihrem Wege eingeräumt werden; welches alles für die Unterthanen drückend iſt. Schon in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, ſpäter nach Sachſen, Preußen und Oeſterreich verpflanzt. (Vergl. Schafzucht). Vor einigen Jahren iſt die veredelte Raçe aus Sachſen auch nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odeſſa, verpflanzt worden. Schätzbare Nachrichten über die ſpaniſchen Schafe und die Wolle derſelben finden ſich in Bourgoing's Reiſen durch Spanien (1789) Theil 1. und 3. In neuern Zeiten iſt ein glatter, geköperter Serge von vorzüglichem, gezwirntem Geſpinnſt Merino genannt, als Handelsware ſehr beliebt worden.

Merk, ſ. Göthe.

Merlin, ein berühmter Zauberer, Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England, welche in einem Kloſter von Vaer-Merlin Nonne war. Merlin ward von dem Vater in allen Wiſſenſchaften unterrichtet, und lernte von ihm die Wunder verrichten, welche die Fabelgeſchichte Englands ihm zuſchreibt. Er war der größte Philoſoph und Mathematiker ſeiner Zeit; der Rathgeber und Freund von vier engliſchen Königen, Vortigern, Ambroſius, Uterpen-Dragon und Arthur, dem Stifter der Tafelrunde. Vortigern beſchloß auf den Rath ſeiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm an irgend einem Ort ſeines Königreichs zu erbauen, um ſich gegen die Sachſen zu ſichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verſchlang, ohne daß eine Spur zurückblieb. Die Magiker ſagten dem König, er müſſe die Grundſteine, um ihnen Feſtigkeit zu geben, mit dem Blute eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren ſei. Nach vielen Nachforſchungen brachte man den jungen Merlin zum König. Als Merlin den Ausſpruch der Magiker vernommen, ſtritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See und unter dem See zwei große wüthende Drachen ſeien, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachſen vorſtelle. Man grub alsbald nach und die beiden Drachen waren nicht ſobald gefunden, als ſie einen ſchrecklichen Kampf begannen, worüber Merlin zu weinen und ſeine Weiſſagungen hinſichtlich Englands kund zu thun begann. Zu den Zauberwerken, welche von Merlin erzählt werden, gehört, daß er, als Uterpen-Dragon ſich in die ſchöne Ingerne verliebte, dem Könige die Geſtalt ihres Mannes verliehen und ſo den Genuß der Geliebten verſchafft; ferner daß Merlin Felſen von Irland nach England verſetzt habe, welche die Geſtalt von Rieſen angenommen und tanzend eine Trophäe für den König Ambroſius gebildet hätten. Ausführlich handeln von Merlin die: Histoire de Merlin et de ses prophéties, und die Vita di Merlino, in Venetia.

Merope, eine Tochter des arkadiſchen Königs Cypſelus, Gemahlin des Kreſphontes, Königs von Meſſene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngſte Aepytus (nach andern Telephontes) hieß. Da Kreſphontes zum Beſten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empörten ſich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebſt allen ſeinen Söhnen, den Aepytus ausgenommen, welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuſchickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung in Meſſene übernahm, ließ ihn vergebens allenthalben aufſuchen, und verhieß Belohnungen dem, der ihn tödten würde. Sobald aber der Jüngling erwachſen war, ging er, mit dem Ent-

ſchluß, ſeinen Vater zu rächen, heimlich nach Meſſene, wo er von Polyphontes den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis foderte, indem er vorgab, den Aepytus getödtet zu haben. Schon früher hatte Merope, weil ſie eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten abgeſchickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieſer kam mit der Nachricht zurück, Aepytus ſei verſchwunden. Jetzt zweifelte ſie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder ſei. Sie beſchloß, ihn im Schlafe zu ermorden, und war im Begriff, dieſen Entſchluß auszuführen, als ſie ihren Sohn erkannte, und nun mit ihm gemeinſchaftlich die Maßregeln verabredete, ſich an Polyphontes zu rächen. Sie bot ihm zum Schein Verſöhnung an, und verſprach ihm ſeine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Aepytus das Leben und beſtieg den väterlichen Thron. Dieſer Stoff iſt von mehrern dramatiſchen Dichtern bearbeitet worden, als von Voltaire, Maffei u. ſ. w.

Merovinger, ſ. Frankreich.

Mersch (Van der), bei den Unruhen in den Niederlanden im J. 1789, Anführer der brabantiſchen Patrioten, ward zu Menin geboren. Zuerſt eröffnete er ſeine militäriſche Laufbahn in franzöſiſchen Dienſten, wo er unter Chevret ſtand und ſich den Beinamen des tapfern Flamländers erwarb; hierauf trat er in öſterreichiſche Dienſte, wo er ſich gleichfalls auszeichnete und ſie als Oberſt-Lieutenant verließ, um ſich in ſeine Vaterſtadt zurückzuziehen. Hier lebte er, geehrt von ſeinen Mitbürgern, in ruhiger Muße, bis zu dem Zeitpunkt wo die Unruhen in Flandern begannen, und die mit Oeſterreichs Verwaltung Mißvergnügten ſich in Breda verſammelten (1789). Van der Mersch war zu ſehr Freund der Freiheit und ſeines Vaterlandes, um ſich nicht ſogleich anzuſchließen, und die Achtung welche er ſowol als Menſch wie als Krieger genoß, machte, daß man ihm das Commando des ſchnell zuſammengerafften Haufens Truppen übertrug, mit welchem man ſich der Macht des Kaiſerhauſes entgegenſtellen wollte. So ſchmeichelhaft dies Vertrauen nun auch war, ſo ſah doch van der Merſch recht gut das Gefährliche der ganzen Sache ein; denn, theils war der zuſammengeraffte und ihm übergebene Haufen, gegen die Kräfte des Feindes gehalten, in jeder Beziehung zu unbedeutend; theils wurde auch durch die Unentſchloſſenheit und das häufige Auswandern der reichſten und angeſehenſten Belgier, dem Volke gleich von vorn herein der Muth genommen. So wie die Verhältniſſe ſtanden, konnte nur raſches und energiſches Handeln einen glücklichen Erfolg gewähren, und van der Merſch war der Mann dazu. Schnell rückte er mit ſeinen ſchlecht bewaffneten und größtentheils kriegeriſch völlig undisciplinirten Truppen, deren Beſtes ihr Haß gegen den Feind war, aus Holland nach Brabant vor, und lieferte den Oeſterreichern bei Hoogſtraaten ohnweit Antwerpen, ein glückliches Treffen, wodurch der Muth ſeiner Partei natürlich ungemein gehoben wurde. Ein ähnliches wichtigeres noch fand bald darauf zwiſchen ihm und dem kaiſerlichen General Schröder in und um Türnhout Statt, wohin ſich Schröder unvorſichtigerweiſe mit ſeinen Schaaren hatte locken laſſen, und woſelbſt den Patrioten die ganze zahlreiche Artillerie und Bagage der Feinde in die Hände fiel. Bald darauf nahm van der Merſch auch Gent und Brüſſel ein, worauf er denn von ſeinen dankbaren Landsleuten einſtimmig zum General en chef der ſämmtlichen belgiſchen Truppen ernannt wurde, die ſich nun ſchon vermöge der errungenen Erfolge weit bedeutender zeigten wie Anfangs, und

eine anſehnliche Menge gedienter Leute in ihren Reihen zählten. Bald änderte ſich jedoch dies für die Sache der belgiſchen Freiheit ſowol, wie für van der Merſch günſtige Verhältniß durch den Einfluß welchen ſich van der Noot und van Eupen auf die Verſammlung der Volksrepräſentanten zu erwerben wußten. Mit ſträflichem Leichtſinn fing man an, die Gelder, welche zur Bezahlung der Truppen und zur Beſtreitung anderer öffentlicher Ausgaben zuſammengebracht worden waren, zu vergeuden. Mißtrauen und Zänkereien traten an die Stelle bisheriger Einigkeit und die Vorſtellungen, welche van der Merſch bei der Regierung gegen dies heilloſe Treiben eingab, dienten nur dazu ihn verhaßt und verdächtig zu machen. Die Spannung welche ſomit zwiſchen ihm und den Behörden herrſchte, kam aber bald auf den Punkt, daß man darauf dachte, ihn vom Commando zu entfernen. Dies war jedoch, wegen der Liebe der Truppen zu ihm kein ganz leichtes Unternehmen; man fing daher damit an, einen Preußen, den General Schönfeld, an die Spitze eines andern Corps zu ſtellen; ſo daß nunmehr zwei Armeen ſogenannter Vaterlandsvertheidiger in Brabant waren, von denen jeder gutgeſinnte Patriot fürchten mußte, ſie würden ſich bald, ſtatt gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu kämpfen, untereinander bekriegen. So weit kam es indeß doch nicht. Van der Merſch, müde ſolcher Erbärmlichkeiten und ſehend, daß man alles aufbot jetzt die Truppen ſo von ihm abwendig zu machen, wie man früher, auf ſeine Drohung, gerade zu nach Brüſſel zu marſchiren um den Unweſen der Parteien ein Ziel zu ſetzen, das Volk gegen ihn und ſeine Freunde erbittert hatte: ließ ſich geduldig feſt nehmen und vor Gericht ſtellen, wo man ihm zwar nichts anhaben konnte, dennoch aber den unerſchrockenen Vaterlandsvertheidiger in die Citadelle von Antwerpen ſchickte, wo er auch ſo lange blieb, bis die Oeſterreicher das Land wieder erſetzten, welches bekanntlich bald darauf geſchah, indem Unordnung, Verrath und Zwietracht unter den Belgiern immer mehr überhand nahmen, und Schönfeld keineswegs der Mann war, um van der Merſch zu erſetzen, der den 14. Sept. 1792, auf ſeinem Gute bei Menin, geachtet und bedauert von den Beſſern, ſtarb. Die mehrmals aufgeſtellte Behauptung: ein ihm beigebrachtes Gift habe ſein Ende beſchleunigt, hat durch nichts erwieſen werden können.

Merſeburg an der Saale, über welche eine ſteinerne Brücke führt, ſonſt eine Stiftsſtadt im Königreiche Sachſen, jetzt der Sitz der Regierung des Bezirkes gleiches Namens im preußiſchen Herzogthume Sachſen, enthält 900 Häuſer mit 7500 Einw., und iſt beſonders wegen des Bieres, das hier gebraut und weit verführt wird, bekannt. Die Stadt iſt alt und ſchlecht gebaut, hat ein gutes Gymnaſium, ein Hebammeninſtitut, mehrere fromme Anſtalten, und einige Fabriken. In der Vorſtadt Altenburg iſt eine kön. Stutterei. Die Domkirche hat 4 ſchöne Thürme und eine der größten Orgeln; in ihr liegt der Biſchoff Ditmar einer der trefflichſten Geſchichtſchreiber des Mittelalters, begraben. Das Domkapitel wurde vom K. Otto I. geſtiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Kurfürſten von Sachſen adminiſtrirt. Die Herzoge von Sachſen-Merſeburg ſtarben aus 1738.

Mesmer (Ant. Friedr.), ein durch Entdeckung oder wenigſtens Wiederauffindung des thieriſchen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmter Arzt. Er wurde 1734 in der Schweiz geboren, und ſtarb 1815 zu Mörsburg am Bodenſee. 1766 trat er zuerſt in Wien, wo er ſtu-

dirt hatte, öffentlich mit der Bekanntmachung der Grundzüge ſeiner neuen Lehre auf. Dies geſchah in einer Diſſertation über den Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper. In derſelben lehrte er, daß die unter ſo manchen Entſtellungen bei den verſchiedenſten Völkern herrſchenden Meinungen von den Einflüſſen der Himmelskörper auf unſre Erde aus Beobachtungen von allgemein und anhaltend ſich zeigenden Naturwirkungen herrühren und etwas Wahres enthalten müßten. Beobachtungen belehrten uns, ſagt er, daß die Planeten in ihrem Umlaufe wechſelſeitig beſtimmend auf einander wirken; daß ſowol die Sonne, als auch der Mond beſtimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der ſich in verſchiednen Wirkungen auf das Meer (Ebbe und Fluth) und auf die Atmoſphäre offenbart; daß aber eben ſo auch dieſe Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächſe und lebenden Geſchöpfe, ja ſelbſt auf alle Theile, woraus ein belebter Körper beſteht, ausüben, wie wir aus den periodiſchen Veränderungen und Erſcheinungen im menſchlichen Körper wahrnehmen. Dieſer Einfluß geſchehe beſonders mittelſt eines das ganze Weltall erfüllenden höchſt feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen werde, und äußere ſich durch die höchſte Steigerung und den Nachlaß der Eigenſchaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organiſation zukommen, als der Schwere, dem Zuſammenhang der Theile, Elaſticität, Elektricität, Irritabilität. Die Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den thieriſchen Magnetismus. Die Wirkungen dieſes Einfluſſes auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beſchäftigten nun denſelben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, und er glaubte, dieſe Grundſätze durch ſeine Erfahrungen beſtätigt zu ſehen. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand geſetzt, nach ſeinen Grundſätzen die verſchiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszuſehn. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt ſeiner Lehre über, das Daſein einer gleichen Wechſelwirkung, derjenigen der Himmelskörper entſprechend, zwiſchen den auf der Erde befindlichen Körpern, und beſonders unter den lebenden Organismen ſelbſt zu entdecken, vermittelſt welcher er künſtlich die periodiſchen Revolutionen im menſchlichen Körper nachahmen könnte. Die Analogie der Eigenſchaften des Magnets mit dem Syſtem des allgemeinen Einfluſſes veranlaßte Mesmern, ihn als das beſte Material anzuſehen, um Verſuche anzuſtellen. Er beſtrich mit künſtlichen Magneten krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Kuren damit. Durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derſelben belehrt, und auf die Verſchiedenheit des animaliſchen und mineraliſchen Magnetismus aufmerkſam gemacht, ging er davon ab, und bediente ſich bloß der Hände. Er theilte ſeine Theorie dem kaiſerlichen Leibarzte Störk in Wien mit; doch verſagte dieſer einer Lehre, die den damaligen Anſichten in der Heilkunſt und Naturlehre nicht entſprach, ſeinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendſchreiben an einen fremden Arzt, 1775, der Welt ſeine Theorie öffentlich vor. In Wien ſelbſt wurde ſeine Lehre verkannt, und verfolgt, er ſelbſt als Schwärmer dargeſtellt, und diejenigen, welche ſich ſeinen Kuren unterwarfen, für Betrogene oder Betrügende erklärt. Mesmer's Ruf nahm deſſen ungeachtet in eben dem Verhältniſſe zu, als ihn ſeine Gegner zu unterdrücken ſuchten. Er reiſte 1774 — 75 nach Schweden, der Schweiz und Baiern, wo er den Kurfürſten mit ſeiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mit=

gliede der Akademie der Wiſſenſchaften in München ernannt wurde. 1776 ward er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Kuren verrichtete. Nach ſeiner Zurückkunft in Wien wollte zwar Meſsmer nichts mehr öffentlich daſelbſt unternehmen, ließ ſich jedoch endlich beſtimmen, mehrere Kranke in die Kur zu nehmen, worunter die als Tonkünſtlerin berühmte Demoiſelle Paradies war. Dieſe war von ihrem dritten Jahre an blind geweſen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodiſchem Wahnſinn. Er behandelte ſie geraume Zeit, während welcher er viele Unannehmlichkeiten, und von der durch ſeine Feinde aufgehetzten Familie der Kranken ſelbſt den größten Undank erfuhr. Ob ſie völlig hergeſtellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Verfolgungen, Deutſchland, und begab ſich 1778 nach Paris. Hier theilte er den Gelehrten und Aerzten die Grundzüge ſeiner Lehre in zuſammenhängenden Sätzen mit, unternahm auch die Heilung verſchiedner Kranken, welche er glücklich zu Stande brachte; Doch wirkten auch hier Unglaube, Verkennung ſeines Verdienſtes, und Ränke gegen ihn. Meſsmer legte nun zwar ſeine Lehre in 27 Sätzen öffentlich vor, behielt aber das eigentliche Techniſche ſeines Verfahrens noch für ſich, oder theilte es nur ſehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die franz. Regierung ihm für die Entdeckung ſeines Geheimniſſes einen Gehalt von 20,000 Livres anbot, ſo ſchlug er dieſes doch aus. Dagegen eröffnete er eine Subſcription von 100 Theilnehmern, von denen ihm jeder 100 Louisd'or zahlen mußte, und welchen er das Geheimniß des Magnetiſirens mittheilte. In der Folge bildeten ſich zuerſt in Paris, dann in Straßburg ꝛc. die ſogenannten harmoniſchen Geſellſchaften, deren Zweck es ſein ſollte, die erhaltene Lehre in geſchloſſenem Verein mittelſt Beobachtung der vorgeſchriebenen Verſuchsregeln rein zu erhalten. Die ausbrechende Revolution vertrieb Meſsmer aus Frankreich, und die Lehre des thieriſchen Magnetismus kam ziemlich in Vergeſſenheit. Meſsmer zog ſich nach der Schweiz zurück, und lebte daſelbſt zu Frauenfeld im Kanton Thurgau im Stillen, ohne jedoch aufzuhören, ſeine neuerfundene Heilart auszuüben. Nach 20 Jahren, in ſeinem ſchon weit vorgerückten Alter, legte er ſelbſt ſeine während dieſer Zeit geläuterten und durch fortgeſetzte Verſuche feſter gegründeten Lehrſätze nochmals in einem ſchriftlichen Aufſatz nieder, und hatte die Genugthuung zu ſehen, wie der von ihm ausgeſtreute Samen in Deutſchland nicht gänzlich untergegangen war. Schon 1787 überbrachte Lavater den durch Puyſegur verbeſſerten animaliſchen Magnetismus einigen Aerzten in Bremen, z. B. Wienholt, während Andre, z. B. Gmelin, ihn von Straßburg aus erhielten. Dieſe widmeten demſelben ihre Unterſuchungen, und erhielten in kleiner Zahl die Kenntniß und den Glauben an ihn, obgleich auch damals noch die meiſten Aerzte in Deutſchland ſich gegen ihn erklärten. Meſsmer's Theorie ſelbſt ſtand, wie natürlich, nicht gleich anfangs auf dem Punkte, auf welchem jetzt die Lehre vom animaliſchen Magnetismus ſteht. Sein Studium der ältern Myſtiker, Aſtrologen und Aerzte, z. B. Paracelſus, Kircher's, ſo wie die Beſchaffenheit der damals herrſchenden mediciniſchen Theorien leitete ihn zuerſt auf den Siderismus, oder den Einfluß der Geſtirne auf den Menſchen, und nun entwickelte ſich bei ihm das Syſtem der Wechſelwirkung, deſſen Grundzüge folgende ſind: Die Himmelskörper wirken auf einander, und regieren alſo auch die Bewegung unſers Erdballs, daher die Ebbe und Fluth des Meeres, die Einwirkung des Mondes auf den Wachsthum der Pflan-

zen, auf die Gährung u. ſ. w., die Abwechslung der Jahreszeiten, der Trieb der Thiere zu periodiſchen Wanderungen u. ſ. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Weſen in der Natur hindeutet. Dieſer Einfluß beſteht in der wechſelthätigen Aus- und Einſtrömung eines ſubtilen Fluidums, und iſt bei den Erſcheinungen des Magneten ſichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreiſen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Urſache dieſer wechſelſeitigen Anziehung, breitet ſich über alle Beſtandtheile des Erdballs aus, indem ſie durch die tägliche Umdrehung deſſelben das abwechſelnde Steigen und Fallen (Intenſion und Remiſſion) der Eigenſchaften der organiſirten Materie beſtimmt. Dies iſt die allgemeinſte Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die erſten Begriffe, empiriſch von der Welt aufgefaßt, ſind Materie und Bewegung. Die Materie iſt flüſſig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung ſind, oder feſt, wenn ſie neben einander in Ruhe ſind. Elementarmaterie, alle Theile der Materie, jeder mit ſeiner eigenen Bewegung; Combination der Theile und Verhältniſſe ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur iſt die Harmonie der Verhältniſſe, in welcher alle Theile der Materie beiſammen ſtehen und in der die Bewegung ſich folgen. Es bilden ſich hiernach verſchiedne Klaſſen (Serien), Arten der Combination nach der Ordnung und Anzahl der Elementartheile, aus welchen ſie beſtehen; homogen iſt die Materie einer beſtimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinſtimmen; heterogen das Entgegengeſetzte. Bis jetzt waren drei Serien der homogenen Combinationen bekannt, Waſſer, Luft und Aether. Das allgemeine Fluidum, welches das Univerſum zu einer Maſſe vereinigt, ſind die ſämmtlich beſtehenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüſſigen Materie iſt die örtliche oder innere (intestine); — confus, oder in einem beſtimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, ſich durchkreuzend und ausbreitend, ohne ſich zu verwirren. Eine jede der drei Serien kann der Leiter einer beſondern innern Bewegung ſein (Ton), der zum Grad ſeiner Flüſſigkeit in einem eignen Verhältniſſe ſteht, bei dem Waſſer wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Aether als Licht erſcheint. So ſind in der unermeßlichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben ſo viele verſchiedene Töne, welche in die organiſirten Körper aufgenommen, die ſonſt unbgreiflichen Erſcheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Elektro-Magnetismus ꝛc. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thieriſchen Körper betrachtet, iſt das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß deſſelben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben, und durch ihn geſchehen die Verrichtungen der Organe. Der Menſch befindet ſich im Ozean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet ſind, die toniſicirten Bewegungen einiger von den Serien deſſelben ausſchließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Aether u. ſ. w. Vom Nerv geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung beſteht, der innerliche Sinn (sensorium commune), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact, daher der innere Sinn aller der Modificationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innerſten Organismus

der Muskelfiber einwirken, und ihre Verrichtung beſtimmen. Daher Zuſammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen. Irritation, Reiz, beſteht in der anhaltenden Verkürzung der Fiber. Das abwechſelnde Erweitern und Zuſammenziehen des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt: 1. wenn der Muskelfiber die Reizbarkeit abgeht, ſich zu verkürzen; 2. wenn ein Gefäß in einem Zuſtand von Reizung ſich befindet. Dieſer Zuſtand ſetzt die Verſtopfung, Obſtruction und Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Urſache der Abweichung von der Harmonie des thieriſchen Lebens, daher alſo Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun die Natur und Beſchaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der feſten Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide ꝛc. abhängt, ſo liegt die erſte Urſache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen. Die Urſache der Bewegung wirkt gegen den Widerſtand; um ihn zu beſiegen, muß ſie ihn überwiegen. Dieſer Zuſtand heißt im Allgemeinen die Kriſe, deren Erſcheinungen die kritiſchen Symptome, die Erſcheinungen vom Widerſtand gegen die Naturwirkungen, die ſymptomatiſchen Symptome, eigentlich die Krankheit ſind. Es gehört alſo zur vollſtändigen Kriſe 1. Perturbation, der Kampf der Naturkraft gegen den Widerſtand; 2. Coction, Auflöſung oder Bereitung des ſtockenden Safts zur Abſonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Geſunden. Dagegen eine unvollſtändige Kriſe Statt findet, wo dieſe Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeiniglich als chroniſche Krankheit ſich darſtellt. Unmittelbare Urſachen aller Krankheiten ſetzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obſtruction in den verſchiedenen Arten der Gefäße, voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität oder die Einwirkung der feſten Theile auf die flüſſigen herzuſtellen; 2. die Hinderniſſe, die ſich dieſer Einwirkung entgegenſetzen können, wegzuſchaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelſt des allgemeinen Fluidums die Eigenſchaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dies auch in Anſehung der Irritabilität, ſo daß der Verlauf und die Entwickelung der Krankheiten, und ſelbſt ihre Heilung durch dieſen Einfluß geordnet und beſtimmt werden, was den natürlichen Magnetismus ausmacht. Dieſe freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Weſen ſich äußern, welche ſich der Zeit und ihrer organiſchen Beſchaffenheit nach dazu beſonders geſtimmt befinden. Das Ein- und Ausſtrömen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des ſubtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einfluſſes zwiſchen zwei Individuen aus, ſo daß, wenn eine toniſche Bewegung in einem Körper erweckt worden iſt, es nach dem Geſetz des Vollen möglich iſt, in einem andern feſten Körper eben dieſelbe Bewegung, ohne Unterſchied des Zwiſchenraums zu bewirken, und durch dieſe wechſelſeitige toniſche Bewegung die Eigenſchaften, welche bloß in ihren individuellen Organiſationen begründet ſind, zu erwecken und zu verſtärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einfluſſes können verſchieden ſein, z. B. zwiſchen dem allgemeinen und thieriſchen Magnetismus, wie zwiſchen Feuer und Wärme. Der thieriſche Magnetismus, als Agens betrachtet, iſt ein unſichtbares Feuer; es

kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verſtärken, und auf die Urſache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zuſammenhang zu entdecken iſt; 2. die Hinderniſſe zu erkennen und zu beſeitigen, welche ſeine Thätigkeit und die gradweiſe Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, ſtören oder aufhalten können; den Gang ihrer Entwickelung zu kennen und vorauszuſehen, um den Verlauf beſtimmen, und mit Feſtigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähr die Grundzüge des mesmer'ſchen Syſtems. Man ſieht daß er damals auf die Kriſe, als den Zuſtand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der feſten Theile auf die Krankheitsurſachen (Hebung der innern Hemmungen der harmoniſchen Lebensthätigkeit) das meiſte Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derſelben das Weſentliche der magnetiſchen Heilung ſuchte. Es wurde daher die magnetiſche Einwirkung ſo viel als möglich verſtärkt, bis ſie auf den Grad ſtieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Verzuckungen oder doch als heftige Krämpfe ſich äußerten. Dieſe ſahe er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei ſeiner und der magnetiſchen Behandlung ſeiner Schule errichtete man daher die ſogenannten Kriſenzimmer (chambres de crise), deren Fußböden und Wände mit Matratzen bedeckt wurden, damit die in Zuckung verſetzten Kranken ſich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Straßburg ſich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer ſelbſt wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis von Puyſegur, verbannte die ſogenannten Kriſenzimmer; die heftigen Kriſen wurden vermieden, und die magnetiſche Behandlung dahin geleitet, daß ſie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzweckte. Die hierdurch erregten Kriſen waren ſanft, zeichneten ſich durch ein Gefühl des höchſten Wohlſeins, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zuſtandes, ſo wie auch des Zuſtandes anderer, mit dem magnetiſirten in Verbindung geſetzten Kranken aus. Dieſe Methode wurde in der Folge die allgemeinſte, und verbindet die Methode der ehemaligen mesmer'ſchen Schule, welche hauptſächlich nur phyſiſch, durch ſtarkes Berühren mit den Händen, oder mittelſt metallner und gläſerner Conductoren, der magnetiſirten Wannen und Bäume, der magnetiſirten Bäder, des Trinkens von magnetiſirtem Waſſer, des Tragens magnetiſirter Glasplatten u. ſ. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Oſtende, unter der Direction eines gewiſſen Ritters Barbarin ſich bildete, und bloß phyſiſch, durch Fixirung des feſten Willens auf den Kranken, alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen ſuchte. Dieſe Schule bekam deshalb den Namen der Spiritualiſten. Mesmer's Theorie (Mesmerismus) iſt ſpäter von Wolfart in Berlin, der Mesmer'n in der Schweiz beſuchte, in einer eignen Schrift klar und treu dargeſtellt worden. Er fand in Mesmer einen ehrwürdigen Greis, der ein patriarchaliſches Leben führte, von ſeinen Umgebungen ſehr verehrt wurde, und auch im hohen Alter eine ſolche magnetiſche Kraft beſaß, daß er durch das bloße Ausſtrecken der Hand ſchon magnetiſch wirkte. (Mehr über den animaliſchen Magnetismus in dem Art. Magnetismus.) Ueber die Ausbildung des Magnetismus erſcheinen ſeit 1818 von Wolfart, „Jahrbücher des Lebensmagnetismus", welche Beachtung verdienen. H.

Meſopotamien oder das Land zwiſchen den Flüſſen (Eu-

Dſcheſira oder die Inſel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeſchloßne Landſchaft, die im Norden der Taurus und Maſius begränzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getreide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die ſüdliche aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Edeſſa, Zoba (Neſibin), Antiochia, Mygdoniä, Singara. Von jeher lebten hier Anſäſſige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Meſopotamier erwuchſen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Kuſchiten, die unter Nimrod die Städte Edeſſa und Neſibin erbauten, und aus ſemitiſchen Abkömmlingen des Stammes Thara. Dieſe bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten ſie ſich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, ſo daß die Kuſchiten ihnen entweder weichen oder ſich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche. Nach einem Zwiſchenraume von mehr als 700 Jahren (2000 Jahr v. Chr. Geb.) kommt Kuſan Riſchataim als König von Meſopotamien vor, der ſeine Herrſchaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die ſchon in Paläſtina ſaßen, mußten ihm 8 Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldnen Zeitalter der aſſyriſchen Macht, 790 v. Chr. Geb., ward Meſopotamien dieſem Reiche unterthan und erlitt die Schickſale ſeiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 nach Chr. Geb. den Römern; aber die Perſer ließen ſie nicht lange in ungeſtörtem Beſitze. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des ſaſſanidiſchen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Meſopotamien dieſen Stürmen gehorchen. 1040 fiel es den Seldſchuken in die Hände. Seit dieſer Zeit hatte es ſchnell auf einander folgende Beherrſcher. Dſchingiſchan machte ſich 1218 davon Meiſter. Allein es ging 1360 ſchon wieder an den Tur-Ali-Beg verloren. Vierzig Jahre darauf ward Meſopotamien von Tamerlan erobert, und 1514 von Ismael Sophi dem perſiſchen Reiche einverleibt. Aber auch dieſe Einverleibung hatte keinen Beſtand; denn 1554 mußten die Perſer mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob ſie gleich 1613 den verlornen Theil wieder an ſich brachten: ſo konnten ſie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebſt mehrern Provinzen auch dieſe 1637 mit ſeinem Reiche vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieſes Landes wird auf 1700 QM. angegeben, die nur von 800,000 Menſchen bewohnt ſind. Die Hauptſtadt, Diarbekir, am Tigris (50 bis 100,000 Einw.) iſt eine anſehnliche Fabrik- und Handelsſtadt.

Messa di voce, im Geſang, das allmälige Anſchwellen der Töne.

Meſſalianer (a. d. Syriſchen) oder Eucheten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthuſiaſten und Pneumatiker (Geiſtliche, wie ſie ſich ſelbſt nannten), hießen die Glieder einer ketzeriſchen Sekte, die um 360 zuerſt in Meſopotamien entſtand, und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer, noch im 4. Jahrh. nach Syrien kam. Sie war eine Ausgeburt römiſcher Schwärmerei und pietiſtiſchen Dunkels. Die Meſſalianer hielten das Gebet für eine unabläſſig fortzuſetzende Uebung, der ſie alle die Wirkungen zuſchrieben, welche die von ihnen geringgeſchätzten Sacramente und gottesdienſtlichen Handlungen für gläubige Chriſten haben ſollen. Sie arbeiteten nicht, nährten ſich durch Betteln und ergaben ſich am liebſten einer träumeriſchen Beſchaulichkeit, die ſowol die dem Manichäismus nicht

unähnliche Verworrenheit ihrer auf orientaliſche Myſtik gebauten Anſicht der chriſtlichen Lehren, als auch ihren Wahn, eine Vollkommenheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, betend erreichen zu können, erklärt. Damit hängen die aſcetiſchen, zum Theil auch unzüchtigen Ausſchweifungen und wunderlichen Verzuckungen, deren ſie beſchuldigt wurden, die göttlichen Offenbarungen und Erſcheinungen, deren ſie ſich rühmten, und ihre Verachtung des herrſchenden Kirchenthums zuſammen. Ungeachtet der Gegenanſtalten und Verbannungsbefehle der Concilien, Kaiſer und Biſchöfe erhielten ſich Meſſalianer beiderlei Geſchlechts, obwol nicht zahlreich, unter den orientaliſchen Chriſten bis zum Ende des 7. Jahrh. Die ohne Grund mit ihnen verwechſelten neuen Meſſalianer oder Bogomilen ſind den Paulicianern näher verwandt. (S. Paulicianer). E.

Meſſalina 1. Valeria. Dieſe durch ihre zügelloſen Ausſchweifungen berüchtigte römiſche Kaiſerin war die Tochter des Meſſala Barbatus und Gemahlin des Kaiſers Claudius. Sie hat den Ruf hinterlaſſen, an Unverſchämtheit und Frechheit die ſchamloſeſten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hauſe des Kaiſers gehörigen Männer hatte ſie zu Geliebten, Offiziere, Soldaten, Sklaven, Schauſpieler, nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunſt genoſſen hatte. Nicht zufrieden, ſich ſelbſt der Schande Preis zu geben, zwang ſie die edelſten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausſchweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den beſtrafte ſie mit dem Tode. Endlich wagte ſie ſogar, ſich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelaßner und Günſtling des Kaiſers, Namens Narciſſus, der ehedem ſelbſt ein Liebhaber der Meſſalina geweſen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abweſend war, dieſe neue Schandthat ſeiner Gemahlin. Da aber dieſer mit ihrer Beſtrafung zögerte und Narciſſus einſah, daß ſein eignes Leben auf dem Spiele ſtehe, wenn es der Kaiſerin gelingen ſollte, ſich bei ihrem ſchwachen Gemahl wieder in Gunſt zu ſetzen: ſo gab er ſelbſt einigen vertrauten Befehl, ſie heimlich zu ermorden, im J. 46 v. Chr. Geb. 2. Statilia Meſſalina, die dritte Gemahlin des Nero, deſſen Tod ſie in den Privatſtand zurückverſetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredtſamkeit und der ſchönen Künſte, und erwarb ſich einigen Ruf darin.

Meſſe (lat. missa), hieß zuerſt in der lateiniſchen Kirche die ganze Abendmahlshandlung. Dieſe Benennung rührte daher, daß man die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Verſammlungshäuſern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienſt folgen ließ, und die Beendigung des letztern jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollte, dadurch ankündigte daß ein Kirchendiener die Worte rief: ite, missa est sc. concio (geht, die Verſammlung iſt entlaſſen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverſtändniß ward nun die folgende Handlung ſelbſt missa, und nachher durch Verſtümmlung Meſſe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römiſch-katholiſchen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Meſſe leſen), oder auch die Einſegnung (Conſecration) des Brots und Weins verſteht, wodurch dieſe in den Leib und das Blut Chriſti verwandelt, und ſo als ein Verſöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden ſollen. Letzteres iſt der eigentliche

Sinn der Meſſe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (ſtarb um 604) bildete die Meßgebräuche aus. Da die Meſſe zugleich eine ſinnbildliche Vorſtellung des Leidens Jeſu ſein ſollte, ſo mußten die Handlungen des Prieſters und jeder Theil ſeines Dienſtes auf die beſondern Umſtände der Paſſion anſpielen, wobei auch die verſchiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Meſſe, wie ſie noch gegenwärtig in der römiſch-katholiſchen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das Offertorium, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hoſtie, die gewöhnlich in einer koſtbaren Kapſel (die Monſtranz) befindlich iſt; 2. die Wandlung oder die Einſegnung der Hoſtie und des Weins, welche der Geiſtliche genießen ſoll: 3. die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Iſt Muſik mit dieſer Feierlichkeit verbunden, ſo wird ſie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Muſik ſelbſt, welche in einer Kompoſition der Worte des Kyrie, Gloria, des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei beſteht, wird von den Muſikern eine Meſſe genannt. Nach den verſchiedenen Graden der Feierlichkeit und den mehrern oder wenigern dabei miniſtrirenden Perſonen wird ſie in hohe oder große und niedrige Meſſe (zu welcher auch die ſtille, bei welcher die Gebete nicht laut abgeſungen, ſondern ſtill geleſen werden, und die Handmeſſen, welche täglich geleſen werden, und wofür der Prieſter das Geld auf die Hand empfängt, gehören) eingetheilt. Erſtere wird von den Chorſängern geſungen und unter dem Beiſtande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; ſie iſt noch feierlicher wenn ſie vom Biſchof gehalten wird. Die feierlichſte iſt die päpſtliche. Auch ſind die Meſſen nach den Feſten verſchieden, an welchen ſie gehalten werden, z. B. die Meſſen der Heiligen, ſo wie nach den Veranlaſſungen und Gelegenheiten, bei welchen ſie angeſtellt werden. So wird die Heilige-Geiſtmeſſe bei einer feierlichen Wahl oder Verſammlung der Geiſtlichen gehalten, und bei derſelben der Geſang veni creator spiritus angeſtimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine beſondere Art von Meſſen ſind die Seelenmeſſen und Todtenmeſſen; ſie ſollen den beſondern Zweck haben, die Seelen der Geſtorbenen dem Fegefeuer zu entreißen, oder daſſelbe zu lindern. Sie werden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten beſtellt, und mit Erbſchaften oder Vermächtniſſen, welche man an Kirchen und Geiſtliche ſpendet, reichlich belohnt; ſie gehören daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmeſſen (Missa pro defunctis) haben ihre beſondern Feierlichkeiten (ſ. Exequien und Requiem). Eine ganz beſondere Art der Meſſe iſt noch die ſogenannte trockne Meſſe, d. i. diejenige, welche auf der See geleſen wird, weil man bei derſelben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem conſecrirten Weine verſchüttet werde. Die Einrichtung der Meſſe in der griechiſchen Kirche weicht von der römiſchen ab. Endlich iſt auch die Zeit der Meſſe verſchieden; zu den außerordentlichen Meſſen in dieſer Hinſicht gehören diejenigen, welche in der röm. Kirche um Mitternacht gehalten werden, z B. in der heil. Chriſtnacht.

Meßgewand iſt die beim Meſſeleſen vor dem Altar gebräuchliche prieſterliche Kleidung. Dieſe beſteht nach der verſchiedenen Zeit aus fünferlei Farben. 1. weiß von Chriſtabend bis zur Octava epiphaniae incluſive, wie auch in den Meſſen de Spiritu S. de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und in Pas-

chate. 2. Roth vom Pfingſt=Heiligabend bis auf den folgenden Sonnabend wie auch in den Feſttagen der Apoſtel und Märtyrer, das Johannisfeſt ausgenommen. 3. grün von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae. 4. violett vom erſten Advent bis zum Chriſtabend auch in der Faſtenzeit. 5. am ſechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelmeſſen.

Meſſen (Handels=). Da bei feierlichen Kirchenmeſſen gewöhnlich viele Menſchen zuſammen kamen, ſo gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entſtanden, die man Meſſen nennt, wenn ſie ſich theils durch größern Umfang der Geſchäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewiſſe Vorrechte, die hier zugeſtanden werden, unterſcheiden. Sie werden, beſonders an den drei Hauptmeßorten Deutſchlands, zu Leipzig, Frankfurt a. M., und Braunſchweig, feierlich ein= und ausgeläutet, und theilen ſich in die Vor=, Meß=, und Zahlwoche. Bei kleinern Meſſen ſchränkt ſich dieſe Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten beſtehen, außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten hauptſächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldſachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erſt auf der Meſſe contrahirt, oder wollte ſich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleiſtet. Auch iſt es eine Wirkung der Meßfreiheit, daß zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in ſeinem Hauſe das Gaſtrecht ausüben und ſpeiſen darf. Die Meſſen ſind nebſt den Jahrmärkten ein ſehr wichtiges Mittel zur Belebung des Geldumlaufs und des Handels, und verdienen daher von Seiten der Regierungen alle Aufmerkſamkeit. Nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in andern Ländern gibt es berühmte Meſſen, z. B. in Mexiko, Portobello und Havanna, ferner zu Aleſſandria und Sinigaglia in Italien, zu Lyon und Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tyrol, zu Zurzach in der Schweiz zu Makariew in Rußland, welche jetzt nach Niſchnei=Nowgorod verlegt iſt, zu Warſchau in Polen u. ſ. w. In Deutſchland ſind die berühmteſten Meſſen zu Leipzig, Frankfurt a. M., Braunſchweig, Frankfurt a. d. O., Breslau, Kaſſel und Naumburg. Die leipziger= und braunſchweiger Meſſen ſind beſonders wichtig für die nördl. Länder Europa's, die frankfurter mehr für die ſüdlichen. In Leipzig zählt man jährlich drei Meſſen, die Neujahrsmeſſe, welche den 1. Jan., die Jubilatemeſſe (Oſtermeſſe), welche den Nachmittag des Sonntags Jubilate und die Michaelismeſſe, welche den Sonntag nach dem 29. Sept. anfängt. Jede dauert drei Wochen; aber nur die zwei letztern ſind bedeutend. Hier findet man alle Waaren; ein vorzügliches Geſchäft in ſächſ. Wolle, in ſächſ. Tüchern und Rauchwaaren. Auch ſind die Wechſelgeſchäfte ſehr bedeutend. Noch ganz beſonders zeichnet ſich die leipziger Oſtermeſſe dadurch aus, daß ſie die einzige iſt, auf welcher im Buchhandel bedeutende Zahlungen gemacht werden. Frankfurt a. M. hat zwei Meſſen, die Oſter= und Herbſtmeſſe, und Braunſchweig ebenfalls zwei, die Licht= und Laurenciimeſſe.

Meſſenia, Meſſenien, die fruchtbarſte Landſchaft im Peloponnes. Meſſene mit der Bergfeſtung Ithome war ſeit 369 v. Chr. Geb. Hauptſtadt des Landes; Methone, Korone und Pylos waren ſeine Hafenſtädte. Berühmt ſind die Krirge der Meſſenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Meſſenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten. Der erſte fällt in das J. v. Chr.

743 und dauerte bis 724. Die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, fielen unter Alkamenes Führung in Meſſenien ein, ohne den Vorſchlag des Königs der Meſſenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphiktionen oder den Areopag ſchlichten zu laſſen, anzunehmen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Meſſenier ſich tapfer unter ihrem König Ariſtodēmus, aus dem Hauſe der Aepytiden, der, um den delphiſchen Orakelſpruch zu erfüllen, welcher den Meſſeniern Sieg verſprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hauſe der Aepytiden als freiwilliges Opfer fiele, ſeine Tochter zum Opfer bot, und als deren Geliebter dieſelbe für ſchwanger erklärte, zürnend erſtach, öffnen und opfern ließ. Die Meſſenier ſiegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Feſte Ithome endlich bezwungen. Nach faſt 40 Jahren erhoben ſich die Meſſenier wieder, um ſich unabhängig zu machen, und es begann 685 vor Chr. der zweite meſſeniſche Krieg, welcher mit ihrer völligen Unterjochung endigte. (Vergl. Ariſtōmenes).

Meſſias. Dieſes hebräiſche Wort bezeichnet einen Geſalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Meſſias genannt, von welchem ſie erwarteten, daß er ſie von der Herrſchaft der Fremden befreien, zu dem herrſchenden Volke erheben und ein goldnes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter ſeinem Volke herrſchenden meſſianiſchen Erwartungen knüpften die Stifter des Chriſtenthums ſeine Lehre an, und ſie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erſtand. Allein Jeſus Chriſtus erklärte, daß ſein Reich nicht von dieſer Welt, ſondern ein moraliſches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend ſei, und veredelte auf dieſe Weiſe die meſſianiſchen Ideen ſeiner Zeitgenoſſen, und wenn er ſich ſelbſt den Meſſias nannte, ſo wollte er damit nichts anders ſagen, als daß er der von Gott geſandte, den Völkern verheißne Stifter eines moraliſchen Reichs, d. h. der Kirche ſei. Viele der frühern Chriſten aber konnten ſich von den meſſianiſchen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entſtand aus der Vermiſchung derſelben mit chriſtlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chiliasmus. N.

Meſſier (Charles), dieſer berühmte Aſtronom wurde zu Badauville in Lothringen den 26. Juni 1730 geboren. Zwanzig Jahre alt, kam er nach Paris, wo der Aſtronom Delille ihn zum Abſchreiber ſeiner Manuſcripte und zum Zeichnen von Karten brauchte. So wurde Meſſier in eine Wiſſenſchaft eingeweiht, für welche er in der Folge ſo viel thun ſollte. Auf Delille's Empfehlung erhielt der junge Mann, der ſich mit raſtloſem Fleiße dem Studium der Sternkunde hingab, und davon manche Proben ſeiner Kenntniſſe darin abgelegt hatte, nach einigen Jahren die Stelle eines Commis beim Karten-Depot mit 500 Livres Gehalt, und ſchon 1758 übertrug man ihm, auf eine, von Dresden gekommene Nachricht, die Beobachtung eines Kometen, welcher in dieſem Jahre durch ſein Erſcheinen die Aſtronomen beſchäftigte. So war er auch einer der Erſten, welcher den von Halley für das Jahr 1759 angekündigten Kometen auffand, wie denn überhaupt durch ihn eine zahlloſe Menge ſolcher Irrſterne, auf deren Erkundung er den Fleiß ſeines ganzen Lebens wandte, entdeckt worden ſind. In ſeinem Privatleben war Meſſier die Einfachheit und Gutmüthigkeit ſelbſt, und ſeine faſt ſtets beſchränkten Umſtände, vermochten nie ſeinen Geiſt zu trüben. Wegen ſeiner Vorliebe die Bahnen der Kometen zu beobachten, nannten ihn ſeine Freunde nur ſcherzweiſe: le furet de Comète, und man muß in der That, über das was er leiſtete, erſtaunen, wenn man bedenkt, daß

bei der Beſchränkung ſeiner Mittel, ein gutes Telescop, ein Quadrant und ein Pendel die einzigen Inſtrumente waren, welche ihm zu Dienſten ſtanden. Sein ungemein ſcharfes Auge, half ihm indeß viel und machte, daß er gewöhnlich früher wie andre Aſtronomen die aufgeſuchten Gegenſtände entdeckte. In Betreff der Berechnungen war er jedoch nicht ſo ausgezeichnet wie im Beobachten, welches ſein eigentliches Feld war, auch widmete er ſich letzterm ausſchließend. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er das Unglück, durch einen Fall einen Arm und einen Schenkel zu zerbrechen, ſo daß er über ein Jahr alle Arbeiten einſtellen mußte. Endlich wieder hergeſtellt, und im Begriff ſein Obſervatorium wieder zu beſuchen, das ihm, als Marine-Aſtronom (welchem Titel man ihm in ſpätern Jahren nebſt einer kleinen Gehaltzulage gegeben hatte) anvertraut worden war, traf ihn das Schickſal infolge der Staatserſchütterungen ſowol ſein Gehalt als die ihm von der Akademie, auf die Verordnung vom Präſident Saron u. a., bewilligte Gratiſication zu verlieren, und dadurch in ſo traurige Lage zu kommen, daß es ihm oft an dem Nöthigſten fehlte. Demohngeachtet ſetzte er aber doch ſelbſt während der Schreckenszeit, ſeine Beobachtungen unbekümmert um das blütige Treiben unter ihm, fort, während der Sturm der Zeit die andern Aſtronomen der Hauptſtadt gleichſam nach allen Winden hin zerſtreut hatte. Als endlich Ruhe und Ordnung in Frankreich zurückkehrten, gingen auch für Meſſier beßre Tage auf. Früher ſchon in faſt alle europäiſche Akademien aufgenommen, kam er nun auch mit gutem Gehalt als Mitglied in's Inſtitut und in das Längenbüreau und erhielt den Orden der Ehrenlegion. Bis in ſein 82. Jahr erlaubte ihm ſein Geſicht der Wiſſenſchaft zu leben; da verließ es ihn aber plötzlich, und er konnte nur noch durch Hülfe ſehr ſcharfer Gläſer leſen und ſchreiben, was ihm denn ſehr beſchwerlich war und Veranlaſſung mit iſt, daß er ſeine Papiere nicht, wie erſt ſein Wille war, ordnete. Es iſt dies aber um ſo mehr zu bedauern, da er, alle ſeine, faſt immer höchſt genauen Beobachtungen niederzuſchreiben pflegte. Er ſtarb 86 Jahr alt, den 12. April 1817. Das Wenige was von ihm in Druck erſchienen iſt, findet ſich meiſt in den Jahrbüchern der Akademie und in den: Connaissance des temps. Eine Abhandlung von ihm über ſeine Beobachtungen der Sonnenflecken und die von ihm darüber aufgeſtellte Theorie, wird, neuern Nachrichten zufolge, die pariſer Akademie bekannt machen.

Meſſina, eine ſehr alte und dem Range nach die zweite, Stadt Siciliens, im Val Demona, die Hauptſtadt der Intendanz Meſſina, hat eine reizende Lage am Faro di Meſſina, eine ſtarke Citadelle und 6 Forts. Sie hat 4 Vorſtädte, eine Domkirche mit einem ſchönen Platze vor derſelben, viele Kirchen, 2 große Hospitäler, einen zum Freihafen erklärten, geräumigen und ſichern Hafen, 13,000 Häuſer und 70,000 Einw., welche einen bedeutenden Handel mit ſiciliſchen Erzeugniſſen, und Seidenweberei auf 4000 Stühlen treiben. Jährlich wird im Auguſt eine ſtark beſuchte Meſſe gehalten. Auch iſt Meſſina der Sitz eines Erzbiſchofs. 1743 ſuchte die Peſt Meſſina heim und 1783 ward ein großer Theil der Stadt durch Erdbeben gänzlich zerſtört. Seitdem iſt ſie größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wieder aufgebaut worden.

Meſſing, aurichalcum, die bekannte Miſchung des Kupfers mit dem Zink oder Galmei. Beide ſind deſto tauglicher dazu, wenn ſie nicht mit fremdartigen Theilen vermiſcht ſind. Gemeiniglich werden zu 100 Pfund Kupfer 50 und mehr Pfund Galmei nach dem

Verhältniſſen ſeiner Güte genommen. Dieſer vermehrt das Gewicht des Kupfers gewöhnlich auf 20 — 40 Procent. Je mehr Zink, deſto heller gelb, je weniger, deſto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Miſchung. Die dunklern Arten heißen Tombak, Prinzmetall u. ſ. w., die hellern Meſſing. Natürliches Meſſing hat man bis jetzt nirgends gefunden. Das Meſſingbrennen (eigentlich iſt es ein Schmelzen), woher die Arbeiter den Namen Meſſingbrenner erhalten, geſchieht auf den Meſſingwerken oder Meſſinghütten. Gemeiniglich wird erſt die Maſſe in dazu eingerichteten Tiegeln in Fluß gebracht, und dann in Formen von Sandſtein zu Tafeln und Platten gebildet, während die Maſſe noch warm iſt, gebrochen, und in Stückmeſſing verwandelt. Die ſtärkſten Tafeln, welche geſchnitten werden können, ſind 4 Linien dick, die ſtärkern hingegen kommen ungeſchnitten unter den Hammer. Die ungeſchnittenen Tafeln werden von dem Meſſingſchneider zu 2 oder 3 Finger breiten Schienen zerſägt oder zerſchnitten, worauf ſie dem Meſſingſchläger oder Luggoldſchmiede übergeben werden, der ſie auf Hammerwerken, welche das Waſſer treibt, zu Blechen ſchlägt. Die allerdünnſten Bleche, welche wie feines Papier ſind, heißen Luggold. Die Meſſingbleche, welche unter dem Hammer hervorkommen, werden, weil ſie dann ſchwarz ausſehen, von den Meſſingſchabern gebeizt und mit dem Schabeiſen auf dem Schabebock hell und glänzend gemacht. Der Meſſinghammer verarbeitet das zu Tafeln gegoſſene Metall theils wieder zu Tafeln verſchiedener Stärke, theils zu Küchengeſchirr, Draht, und Blech. Auf den Tiefhämmern werden beſonders Keſſel ꝛc., auf den Breithämmern flache Sachen ausgeſchmiedet.

Meßkatalog (Leipziger). In den frühern Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunſt beſorgten die Buchdrucker den Vertrieb ihrer Bücher ſelbſt, und machten zu dieſem Behuf ihren Verlag durch einzelne Kataloge bekannt, von welchen der älteſte bis jetzt entdeckte der des Augsburger Druckers Johann Bämler um das J. 1473 iſt. Als der Buchhandel in der Folge ſich von der Buchdruckerkunſt trennte, und die Büchermeſſen zu Frankfurt a. M. der Hauptſitz deſſelben wurden, kam Georg Willer, ein augsburger Buchhändler, 1564 (nicht aber ſchon 1554) zuerſt auf den Gedanken, jede Meſſe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu laſſen. Die gute Aufnahme deſſelben bewog auch andre Buchhändler, ſowol zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichniſſe zu liefern, obgleich neben denſelben das williſche, welches man noch im J. 1610 findet, regelmäßig fortgeſetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der ſämmtlichen von 1564 — 1592 gedruckten einzelnen Kataloge erſchien zu Frankfurt 1592, 4., und eine ähnliche Sammlung von 1593 — 1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600 — 1616 erſchienen dieſe Verzeichniſſe, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang unter kaiſerl. Privilegium heraus kamen (das letzte bekannte iſt von 1616), mit ſächſ. Privilegium bei Abr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derſelben an den daſigen Buchhändler Henning Große, dann an ſeinen Sohn, Gottfried Große, nach deſſen Tode an Gottfried Sohn, Johann Große und endlich an Johann Großens Erben kam, von welchen der Katalog auf die weidmann'ſche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortſetzt. Die frühere ſyſtematiſche Einrichtung deſſelben iſt ſpäterhin mit der alphabetiſchen vertauſcht, und ſtatt des Quartformats ſeit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbeſſerung dieſer Verzeichniſſe iſt zwar vieles erinnert (unter andern lieferte

Friedrich Koch im Allg. litt. Anz. 1797 eine neue Bearbeitung des Oſtermeßkatalogs dieſes Jahres als Muſter), und allerdings auch einiges gethan worden; allein noch immer entſprechen ſie den Anfoderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und ſelbſt auch der einſichtsvollere Buchhändler, an ſie zu machen berechtigt iſt. Fehler in den Namen, Ungleichheiten in der alphabetiſchen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil ſie für den vorhergehenden Katalog zu ſpät kamen, entweder ſchon früher oder gar noch nicht wirklich erſchienen ſind, und vorzüglich die Unterlaſſung der Preisangaben ſind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derſelben zum Theil unvermeidlich ſind, aber eben deshalb den Wunſch rechtfertigen, daß neben dieſen zweimal im Jahr erſcheinenden alphabetiſchen Verzeichniſſen, oder wol noch beſſer ſtatt derſelben, ein fortlaufendes chronologiſches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzoſen in der trefflichen Bibliographie de la France beſitzen. As.

Meſſungen, Meßinſtrumente, Meßkunſt. Meſſungen haben zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenſtänden überhaupt zu erforſchen, d. i. zu unterſuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maß (ſ. d. Art.) in der zu meſſenden Größe enthalten ſei. Alle Meſſungen geſchehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maßes an die zu meſſende Größe ſelbſt (die Fertigkeit, dieſes bloß mit Hülfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaß), oder durch Berechnung der zu meſſenden Größe aus andern ſchon gemeſſenen, mit denen ſie in geometriſcher Beziehung ſteht. So wie nun die reine Geometrie von der Meſſung der geraden Linie anfängt, und von da zu Ausmeſſung von Figuren, Flächen und Körpern fortſchreitet, eben ſo muß auch die praktiſche Geometrie dieſelbe Folge beobachten. Dieſe begreift: 1. Feldmeßkunſt oder praktiſche Geometrie im engern Sinne, welche die Meſſung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde noch keinen Einfluß auf ſie hat, während 2. die Geodäſie oder mathematiſche Geographie hingegen die Geſtalt von Ländern, Welttheile und der ganzen Erde ſelbſt finden lehrt, wobei ihre ſphäroidiſche Geſtalt auf's genauſte berückſichtigt werden muß; 3. praktiſche Aſtronomie, welche den Lauf der Geſtirne beobachten und meſſen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu beſtimmen. Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemeſſen werden, ſo geſchieht daſſelbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Meßſtäbe. Dieſe ſind alſo die Inſtrumente des Feldmeſſers Die Signale (gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 — 2 Zoll Dicke und 6 — 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Bretter, an langen Stangen befeſtigt, oder endlich, wo dieſe noch nicht hinreichen, dreiſeitige Pyramiden) dienen zum Abſtechen einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geſchieht, daß mehrere derſelben in zweckmäßigen Entfernungen durch Viſiren in die zu meſſende gerade Linie gebracht werden, um beim Meſſen als Zwiſchen- und Anhaltpunkte zu dienen. Darauf geſchieht die unmittelbare Meſſung ſelbſt durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von ſtarkem Eiſendraht von ½ oder 1 Fuß Länge beſtehend, die durch meſſingene Ringe mit einander verbunden ſind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eiſernen Spitzen verſehene Stäbe, d. iſt. Kettenſtäbe, geſpannt und vermit-

telſt derſelben in die Richtung der ſchon abgeſteckten Linien gebracht wird. Bisweilen bedient man ſich auch der Maßſtäbe, welche an eine ausgeſpannte Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßſchnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht bloß eine Linie meſſen, ſondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon auf's Papier bringen, ſo daß man, ſobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemeſſene Linie, welche Standlinie oder Baſis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maßſtabe auf das Papier getragen iſt, auch die übrigen Linien auf dem Papier ſelbſt meſſen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls meſſen, oder aus jenen Linien berechnen kann: ſo hat man von jedem Endpunkte der Baſis aus, nach den vorſpringenden Punkten des Feldes zu viſiren und den Winkel dieſer Viſirlinie mit der Baſis zu beſtimmen; dann gibt der Durchſchnittspunkt der beiden Viſirlinien eines und deſſelben Punktes, von den beiden Enden der Baſis aus gezogen, deſſen Lage an. Hierzu braucht man verſchiedene Inſtrumente, worunter der Meßtiſch, das Aſtrolabium und das Scheibeninſtrument die vorzüglichſten ſind. Der Meßtiſch iſt eine ebne rechtwinklige Tafel (Menſel, faſt immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Geſtelle oder Stativ, durch das jeder Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel ſelbſt in die Horizontalebne gebracht und in derſelben herumgedreht werden kann. Zu derſelben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Dioptern (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) verſehen, um ſie in die Richtung der Gegenſtände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Menſel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeiſt ſo angefüllte cylindriſche Glasröhre, daß noch eine Luftblaſe zurückbleibt, die ſich natürlich immer nach dem höchſten Punkt der Röhre hinbegibt und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen, oder nicht) wird die horizontale Lage des Meßtiſches gefunden. Auf eine ſolche Tafel kann nun eine ganze Gegend durch bloßes Viſiren nach den Gegenſtänden von zwei oder mehrern Standpunkten aus aufgetragen und gemeſſen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, ſo muß man ſich des **Aſtrolabiums** (ſ. d. Art.), eines in Grade, Minuten u. w. ſorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Dioptern oder ein Fernrohr befeſtigt ſind, verſehenen meſſingenen Kreiſes bedienen, der auf einem Stative beweglich iſt, ſo daß er in alle mögliche Lagen gebracht werden kann. Durch dieſes Inſtrument werden dann die nöthigen Winkel gemeſſen und aus ihnen und der gemeſſenen Baſis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geſchieht. Das Scheibeninſtrument gibt die Schenkel der Winkel in Linien an, die dann auf ein Blatt Papier mit einem Parallellinial abgeſchoben werden. Ueber das **Höhenmeſſen** und **Nivelliren** nebſt den dazu nöthigen Inſtrumenten ſ. d. Art. Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, ſo wie über die Kenntniß der Inſtrumente ſelbſt, gibt Mayer's praktiſche Geometrie, ein klaſſiſches Werk, überall eine äußerſt vollſtändige und befriedigende Auskunft. Die bei der Feldmeßkunſt erwähnten Operationen ſind auch bei der Geodäſie, nur in einem weit größern Maß-

ſtabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommnerer Inſtrumente, und mit beſtändiger Rückſicht auf die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu meſſendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographiſche Lage der Hauptpunkte auch durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmt werden muß. Von Inſtrumenten ſind hier zu erwähnen: der Theodolit, ein Aſtrolabium mit einem ſenkrecht darauf ſtehenden eingetheilten Kreiſe, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelſextanten und Spiegelkreiſe, d. h. Sechstel- und ganze Kreiſe, auf denen kleine Spiegel befeſtigt ſind, die ſo gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct geſehenen Gegenſtand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt in's Auge gelangen läßt, und dieſes Bild zur Deckung mit einem andern Gegenſtande bringt, wodurch der Winkel zwiſchen beiden Gegenſtänden genau gemeſſen wird. Das vollſtändigſte Werk über Geodäſie iſt: Puissant, Traité de Topographie und ſein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutſche Ueberſetzung von Schuhmacher erſchienen. Hierher gehören noch die Gradmeſſungen (ſ. den Art.), welche zur genauen Beſtimmung der Geſtalt und Größe der Erde angeſtellt ſind, und wozu Delambre in der Base du Système métrique eine vortreffliche, alles umfaſſende Anweiſung, nebſt einer Geſchichte der großen franzöſiſchen Gradmeſſungen ſelbſt gegeben hat. Ueber die zur praktiſchen Aſtronomie gehörigen Inſtrumente ſ. d. Art. Sternwarte. L.

Meſtizen (ſpan. Mestizos, von dem lat. Mixtus, was von vermiſchter Rage iſt), nenet man in Südamerika und Weſtindien diejenigen, welche von einem europäiſchen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abſtammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Geſichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern ſehr zurückgeſetzt, und machten die 3. Klaſſe der Bewohner des ſpan. Amerika aus.

Metalle ſind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper von folgenden Eigenſchaften: ſie ſind undurchſichtig, beſitzen einen eignen ſpiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektriſche Fluidum, ſind im Waſſer unauflöslich, haben in der Regel ein großes ſpecifiſches Gewicht, ſind mehr oder weniger dehnbar, ſchmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, abſorbiren dabei in der Regel den Sauerſtoff der Luft und verwandeln ſich in pulvrige Maſſen, d. i. Oxyde, und bilden auf irgend eine Weiſe mit Sauerſtoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflöſungen Schwefelalkalien und blauſaure Verbindungen meiſt farbige, ſeltener weiße Niederſchläge bewirken. Sie finden ſich in der Natur entweder gediegen, d i. ohne Beimiſchung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerſtoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutraliſirt, d. h. im Zuſtande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle iſt wegen ihrer Unbeſtimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt John die metalliſchen Körper unter folgende Klaſſen: I. Metalloide. A. Alkaliſche Metalle, d. h. Metalle, welche ſich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Kalium oder Potaſſium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4 Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium, 9. Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Gly-

cynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Kolumbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchſten Temperatur merklich oxydirt werden, das Waſſer nicht zerſetzen, und deren Oxyde für ſich reducirbar ſind: 1. Platin, 2. Gold, 3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Iridium. B. Uebergangsmetalle. Sie unterſcheiden ſich von den vorhergehenden, daß ſie bei hoher Temperatur, obgleich höchſt unmerklich und langſam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osmium, 9. Queckſilber. C. Gemeine Metalle, d. h. ſolche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzuſtellen ſind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a. Höchſt strengflüſſige und nur in dem höchſten und anhaltendſten Grade der Weißglühhitze ſchmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geſchmolzen ſind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Urgan, 14. Mangan. b. Etwas weniger ſtrengflüſſige, oder in der Weißglühhitze leicht ſchmelzende Metalle: 15 Kobalt, 16. Eiſen, 17. Kupfer; c. Leichtflüſſige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn, 19 Blei, oder flüchtige: 20. Tellur, 21. Antimonium, 22. Bismuth, 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arſenik, oder ſehr ſtrengflüſſige: 25. Chromium, 26. Molybdän. Wir fügen dieſer Eintheilung einige allgemeine Bemerkungen über die Metalle bei. Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommenſten zurück, weshalb man auch den ihnen eigenthümlichen beſondern Glanz Metallglanz genannt hat. In ſehr verſchiedenem Grade beſitzen ſie die Eigenſchaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch ſie beſonders in den Künſten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich iſt dieſe Eigenſchaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß iſt zu erwarten, daß man ſie auch bei den übrigen, ſich ſpröde erweiſenden Metallen, wenigſtens in einem geringern Grade auffinden werde. Kein Metall iſt bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keineswegs außer den Grenzen der Möglichkeit, vielmehr iſt die Zerlegung des Ammoniums der erſte Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zuſammenſetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymiſten) gegeben ſein. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieſelbe durch gewiſſe Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen ſehr vermehrt werden. Je größer die Biegſamkeit oder Elaſticität der Metalle zugleich mit der Härte iſt, deſto heller und ſtärker iſt der Klang, den ſie beim Anſchlagen verurſachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andre wirken auf das Geſchmacksorgan; aber beides geſchieht auf eine den Metallen ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme ſind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und dieſe Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen Statt. Der Schmelzpunkt der Metalle iſt ſehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüſſigen genau beſtimmt werden. Einige ſind bis jetzt noch unſchmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle: das Eiſen, Nickel und Kobalt, ſind des Magnetismus fähig. Sie ſind die beſten Wärme- und Elektricitätsleiter und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherem Grade die entgegengeſetzten Elektricitäten als andere ungleichartige Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff; einige abſorbiren ihn ſchon in gewöhnlicher, andre in erhöheter Temperatur; einige am begierigſten,

wenn das Sauerſtoffgas in Waſſer aufgelöſt iſt, und ſie zerſetzen zugleich das Waſſer in der gewöhnlichen Temperatur; andre erſt in der Rothglühhitze. Die edlen Metalle zerſetzen weder das Waſſer, noch abſorbiren ſie den Sauerſtoff der Luft. Alle Metalle oxydiren ſich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Waſſer oder die Säure zerlegt wird. Durch dieſe Aufnahme von Sauerſtoff verwandeln ſich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calcination).

Metalliques, ſ. Staatspapiere.

Metallkalk, ſ. Calcination und Metalle.

Metallnadeln, ſ. Perkinismus.

Metallreiz, ſ. Galvanismus.

Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunſt, die Metalle aufzuſuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Dieſe Bearbeitung geht von dem Zuſtande des Erzes an; daher ſind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. ſ. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne verſteht man darunter nur die Operationen, mittelſt welcher die Metalle von ihren Erzen geſchieden werden. (S. d. Art. Hüttenkunde). Die Kenntniß von Bereitung der Metalle iſt ein wichtiger Theil der praktiſchen Chemie, und hat in neuern Zeiten, beſonders in Deutſchland und Schweden, die Form einer Wiſſenſchaft erhalten.

Metapher (wörtlich Uebertragung), iſt derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge deſſen man einen Gegenſtand durch Vorſtellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anſchaulicher und kräftiger zu ſchildern ſucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beſchreibenden Eigenſchaften werden mit ähnlichen Vorſtellungen vertauſcht, welche vergrößernd und verſtärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter ausſprechen müſſen; ſo daß dadurch ein Gegenſtand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beſchwingte Eile;“ „froſtige Warnungen,“ und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens,“ „das Ruder des Staats,“ „Feuer der Rede.“ Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine ſolche, welche das Sinnliche vergeiſtigt, z. B. „der zürnende Sturm;“ 2. die, welche das Geiſtige verkörpert, z. B. aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne ſeines Verdienſtes;“ 3. welche das ähnliche derſelben Sphäre auf einen größern Gegenſtand überträgt, z. B. „der ſilberne Mond,“ „das Licht des Leibes.“ Die erſte Art geht in die Perſonification über. Vorzugsweiſe wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (ſ. d. Art.) angeſehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert ſtehen bleibt. Die letztere iſt ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens iſt Kürze und Kraft des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derſelben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (2. Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, ſagt von ihr richtig: „Sie iſt der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen ſich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finſterniß.“ Die Metapher iſt endlich ein Erzeugniß des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetoriſchen, dramatiſchen und lyriſchen Styl mehr, als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in der Anwendung derſelben zeigt den

geſchmackvollen Redner und Dichter. (S. die Art. Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verſchiedener Hinſicht gerechnet werden kann). Metaphoriſch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbeſondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphraſe, die Ueberſetzung eines Gedichts in Proſa.

Metaphyſik, die Hauptwiſſenſchaft der theoretiſchen Philoſophie, deren Gegenſtand die überſinnliche (metaphyſiſche) Erkenntniß ſein ſoll; auch Transſcendentalphiloſophie, rein ſpeculative Philoſophie. Den griechiſchen Namen ſoll dieſe Wiſſenſchaft zufällig erhalten haben; gewiß iſt es aber, daß Ariſtoteles in den Büchern, welche ſpäterhin die Ueberſchrift erhielten, aus welcher durch Zuſammenziehung dieſer Name entſtanden iſt, auch diejenigen Gegenſtände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieſes theoretiſchen Theils der Philoſophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, ſondern von dem Weſen und den höchſten Gegenſtänden derſelben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegenſatze der Logik (als einer formellen Wiſſenſchaft) Materialphiloſophie, im Gegenſatz der empiriſchen Naturlehre insbeſondere Metaphyſik genannt worden iſt. Dieſer iſt auch in dem Maße Haupttheil der Philoſophie, daß alle Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſichten hauptſächlich von der Verſchiedenheit der Metaphyſik abhängig iſt, und in derſelben zum Vorſchein kommt. Daher nannte man ſie auch ſonſt die erſte und vornehmſte Philoſophie; und der Name Metaphyſiker, metaphyſiſch, Metaphyſik wird oft mit der Benennung: Philoſoph, philoſophiſch, Philoſophie, gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptſächlich kommt es bei allen Philoſophien darauf an, was man für das Grundweſen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß deſſelben für möglich hält; auch ſind hiernach die Syſteme der Metaphyſik und überhaupt der Philoſophie ſelbſt verſchieden. Seit Wolf, der ihr die wiſſenſchaftliche Form gab, theilte man ſie in metaphyſiſche Ontologie, Kosmologie (dieſe wiederum in metaphyſiſche Körperlehre und Geiſterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphyſiſche Pſychologie gehörte) und metaphyſiſche Theologie; in jener ging man von den abſtracteſten Begriffen des Seins aus (metaphyſiſchen Begriffen), um aus denſelben nachher das Weſen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch dieſe Verſtandesbegriffe nicht fähig ſind, die Dinge ſelbſt zu erkennen (ſ. d. Art. Kant), ſetzte jedoch an die Stelle der Metaphyſik nur eine Kritik derſelben, worin ihm ſeine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphyſik der Natur und der Sitten redet. Eine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, meinen ſie, ſei nicht möglich, weil die überſinnlichen Gegenſtände und die Dinge an ſich in keiner Anſchauung gegeben werden können, oder weil dieſelben kein Gegenſtand einer möglichen Erfahrung ſein könnten. Die Ideen aber ſeien Erkenntniſſe, deren Gegenſtände ſich nicht beſtimmen und erkennen laſſen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß ſei aber bloß ſubjectiv. Indeſſen konnte ſich das Bedürfniß des Geiſtes, eine höhere, philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphyſiſche Syſteme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphyſik durch tiefere Unterſuchungen einzunehmen trachteten, indem ſie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinſtimmung des Bewußtſeins mit ſich ſelbſt im Wiſſen, als die

Grundfoderungen des Philoſophirens betrachteten. So verſchieden und wechſelnd nun auch dieſe metaphyſiſchen Anſichten und Syſteme ſein mögen, und ſo mißtrauiſch man daher gegen eine ſolche Wiſſenſchaft geworden iſt: ſo beweiſt dies doch nichts gegen die Metaphyſik ſelbſt, ſondern bezeugt nur eine Freiheit des Geiſtes, und eine Regſamkeit deſſelben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus verſinken würden. Uebrigens iſt zwar in keiner Anſicht die Wahrheit, aber auch keine Anſicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbſtthätigkeit dazu, ſich derſelben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geiſtes iſt dem engherzigen Despoten, der alle, ſelbſt die innerſte Regung der Freiheit vertilgen möchte, dieſe Selbſtthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Myſtiker verhaßt, weshalb jener die Metaphyſik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geſchehen, letztere ſie oft als eine unnütze Grübelei verſchreien, ohne ſie zu kennen. Weil aber die Metaphyſik die ſchwerſten philoſophiſchen Unterſuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philoſophiſcher Scharfſinn und Ausbildung des Verſtandes erfodert werden: ſo hat auch hiedurch der Ausdruck metaphyſiſch die Nebenbedeutung des ſchwer zu Durchdringenden, Tiefſinnigen und über die gemeine Anſicht Erhabenen mit Recht erhalten, worüber ſich der gemeine Verſtand eines Urtheils enthalten ſoll. T.

Metaſtaſe, in der Arzneikunde die Verſetzung des Krankheitsſtoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bouaventura), hieß mit ſeinem wahren Namen Trapaſſi, und war 1698 zu Aſſiſi, als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poeſie entwickelte ſich früh, beſonders durch das Leſen des Taſſo. Schon als Knabe verrieth er ſein poetiſches Talent durch Reimen und Improviſiren; allein er mußte letzteres, ſeines angegriffenen Nervenſyſtems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der ſein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu ſich, nannte ihn, den Namen Trapaſſi in's Griechiſche überſetzend, Metaſtaſio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, ſondern hinterließ ihm auch, als er 1717 ſtarb, „als einem Jüngling von den größten Hoffnungen, ſein ganzes Vermögen.“ Metaſtaſio, der ſich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ ſich jetzt ſeiner Neigung für die Poeſie, und unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern italieniſchen Singſpiels. Schon in ſeinem 14. Jahre hatte er eine Oper: il Giustino geſchrieben. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Muſik aufgeführt wurde, betrat er ſeine Laufbahn als lyriſch-dramatiſcher Dichter, und machte ſich auf derſelben bald ſo berühmt, daß ihn 1729 Kaiſer Carl VI. nach Wien berief, zu ſeinen Hofdichter ernannte, und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Feſt Statt, das er nicht durch ſeine Verſe verſchönerte. Selbſt König Ferdinand IV. von Spanien, der ſeine Opern durch Farinelli's Geſang lieb gewann, ſandte dem Dichter ein ſchmeichelhaftes Geſchenk. Aber Mataſtaſio beſchränkte ſeinen Ehrgeiz auf den literariſchen Ruhm, und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Thereſia, ihm ertheilen wollten. Er ſtarb 1782. Pius VI., der damals in Wien war, beſuchte ihn ſelbſt, und ſandte ihm ſeinen apoſtoleſchen Segen in articulo mortis. Die wichtigſten Werke Metaſtaſio's ſind ſeine Opern, und muſikaliſchen Cantaten, die in mehreren

Ausgaben erſchienen ſind. (Schon 1748 kamen die Opere dramatiche in Venedig zum neunten Male heraus; beſſer zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und Opere posthume Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern klaſſiſch geworden iſt, ſind die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbeſondere der ſanfteſte Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdruckvollſte Rhythmus ſeiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer poetiſchen Situation in der Kürze zuſammenzufaſſen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freilich muß man geſtehen, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert, ſowol von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt, und ſo kann die poetiſche Darſtellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlaſſen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch, aber ganz und gar nicht maleriſch. Seine Melodien ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederholen ſich mit weniger Abwechslung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat: ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im Ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Die Galanterie ſeiner Helden, die Zärtlichkeit ſeiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth ſein, als die Wahl ſolcher Stoffe, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Uebelſtand mit ſolchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſich ſelbſt geſchadet; ſeine Kraft war ihnen nicht gewachſen. Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es beſonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge ſeines Amtes, ſondern auch durch ſeine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; proſaiſche Geſinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenſchaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittſamkeit: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben ſich nur wenige Opern des Metaſtaſio erhalten; da der veränderte Geſchmack in der Muſik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metellus. Dieſen Namen führten einige berühmte Römer. 1. Quint. Cäcil. Metellus, mit dem Beinamen Macedonicus, den er wegen der glücklichen Beſiegung der macedoniſchen Kronbewerber, und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römiſche Provinz blieb, erhielt. Er wurde dann zum Conſul erwählt, und führte eben ſo glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriatus, worauf er noch im Jahre der St. 622 das Amt eines Cenſors verwaltete. Er ſtarb im hohen Alter und hinterließ 4 Söhne, die ſämmtlich die höchſten Staatswürden bekleidet hatten, oder noch bekleideten. 2. Q. Cäcil. Metelus Numidicus. Dieſer als Feldherr nicht weniger berühmte Mann erhielt ſeinen Beinamen durch die glückliche Führung des Krieges gegen den numidiſchen Fürſten Jugurtha. Wir lernen ihn aus Salluſt kennen als einen ungemein thätigen, verſtändigen und tapfern Heerführer, und als einen ſehr unbeſcholtenen und edlen, wenn auch auf ſeinen alten Adel etwas ſtolzen Mann. Dem Marius, der ſich von ihm beleidigt glaubte, und der ihn mit unverſöhnlichem

Haſſe verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ, und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollſte Weiſe wieder aus ſeiner Verbannung zurückgerufen, und ſein Einzug in Rom glich einem Triumph. Sein gleichnamiger Sohn, der ſich ebenfalls im Bundesgenoſſen-Kriege und gegen Sertorius in Luſitanien rühmlich auszeichnete, erhielt den Beinamen Pius wegen der ungemeinen kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichſten Bitten um die Zurückberufung ſeines Vaters an den Tag legte.

Metempſychoſis, Metempſychoſe, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung.

Meteor, Meteore ſind Lufterſcheinungen, welche in der Atmoſphäre ihren Urſprung haben. Dieſe iſt durch die ungeheure Menge wäſſeriger und brennbarer Dünſte u. dgl., welche von der Erde aufſteigen, und bei den verſchiednen Verhältniſſen der Stoffe zu einander gleichſam das große chemiſche Laboratorium, worin die Natur ihre verſchiednen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. (S. Meteorologie). Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verurſacht, ſobald ſie an verſchiedenen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verſchieden iſt, eine Bewegung der mehr elaſtiſchen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo ſie weniger elaſtiſch iſt, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen Wind heißt. (S. d. Art. Wind). Durch das von der Erde in die Luft durch Verdünſtung aufſteigende Waſſer werden die wäſſerigen Meteore veranlaßt. Wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, verdichteten ſich die am Tage aufgeſtiegenen Dünſte, und werden in tropfbare Geſtalt als Thau (ſ. d.) abgeſchieden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif (ſ. d.) wird. Nebel (ſ. d.) iſt das Waſſer, das durch Vermehrung des Drucks der Atmoſphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunſte niedergeſchlagen, und wegen ſeiner höchſt feinen Zertheilung in der Luft ſchwimmend erhalten wird. Wolken (ſ. d.) ſind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft ſchwimmende Nebel, deren ſcheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Entfernung herrührt. Wenn die Zerſetzung der wäſſerigen Dünſte in den obern Regionen der Luft ſchnell genug und in hinreichender Menge geſchieht, ſo daß das niedergeſchlagene Waſſer zu Tropfen zuſammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern ſpecifiſchen Gewichts von der Luft nicht mehr getragen werden können: ſo entſteht Regen (ſ. d.), der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee (ſ. d.) wird, wenn aber bei ſeinem Herabfallen dem Waſſertropfen durch irgend eine Urſache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel (ſ. d.) bildet. Hieher gehören noch die Tromlen oder Waſſerhoſen (ſ. d.). Außer jenen luftigen und wäſſerigen Lufterſcheinungen ſind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerſt das Gewitter (ſ. d.) eine der allgemeinſten iſt, das allein in der Elektricität ſeinen Grund hat, wie ſchon 1746 Winkler zuerſt behauptet und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz (ſ. d.) iſt bloß ein ſtarker elektriſcher Funken und ſeine Erſcheinungen laſſen ſich alle im Kleinen mit der Elektriſirmaſchine nachmachen. Der Donner (ſ. d.) entſteht aus der durch den Blitz bewirkenden Erſchütterung der Luft, und das Wetterleuchten iſt ein Blitz, bei welchem wir den Donner nur wegen der großen Entfernung nicht hören. Das Nordlicht (ſ. d.), die glänzenſte und ſchönſte Lufterſcheinung, iſt wahrſcheinlich auch ein elektriſches Meteor. Der Regenbogen (ſ. d.) entſteht bekanntlich durch Bre-

chung der Sonnenſtrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematiſch erklärt werden. Eben ſo entſteht durch Brechung des Lichts in den Dünſten der Atmoſphäre die Abend- und Morgenröthe (ſ. letztere), ſo wie die Höfe (ſ. Hof), größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrſcheinlich haben auch die ſogenannten Nebenſonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter und Irrwiſche ſind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphoriſchen Luftarten und Dünſten, die aus moraſtigem Boden aufſteigen, und Sternſchnuppen und Feuerkugeln (vergl. dieſe und Meteorſteine) ſind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmoſphäre.

Meteorologie iſt die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde, (ſ. d.) welche beſonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen.

Meteorſteine, auch Meteorolithen, Aerolithen, Uranolithen, von den Alten Bälylien genannt, ſind vom Himmel herabfallende, aus metalliſchem Eiſen, Nickel, Kieſelerde, Magneſia, Schwefel und Chrom beſtehende Maſſen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erſcheinen plötzlich in der Atmoſphäre, bewegen ſich mit einer reißenden Geſchwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplatzen nach einem kurzen Glanze, mit einem ſtarken Knalle oft in einer ſehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tauſend) Stücke, welche noch heiß, mit einer ſchwarzen Kruſte überzogen, mit einer ſolchen Gewalt herabfallen, daß ſie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieſer ſo lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten iſt in unſern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel geſetzt, und die Phyſiker haben ſich um die Erklärung deſſelben bemüht. Einige halten jene Maſſen für Erzeugniſſe unſerer Atmoſphäre, durch große chemiſche Prozeſſe bewirkt, wobei es übrigens faſt unbegreiflich bleibt, wie bei der höchſt verdünnten Luft an der äußerſten Gränze unſerer Atmoſphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, ſolche feſte Körper aus Stoffen, über deren Daſein in der Luft wir gar nichts wiſſen, gebildet werden könnten. Wahrſcheinlicher möchte daher die Behauptung ſein daß ſie aus den Mondvulkanen zu uns herabgeſchleuderte Maſſen wären (Mondſteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der ſtarken Compreſſion und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens iſt es mathematiſch erwieſen, daß bei günſtiger Lage des Mondes gegen die Erde eine ſchwere Maſſe, die aus erſterem mit einer anfänglichen Geſchwindigkeit von 8,293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geſchwindigkeit einer 24 pfündigen Kanonenkugel, ausgeſchleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unſre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeſchwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerſt ihren kosmiſchen Urſprung beweiſen wollen, und die Möglichkeit gezeigt, daß ſie auch Stücke kleiner, ſich um unſere Erde bewegender Planeten ſein könnten. Hierher gehören auch die großen Maſſen von Gediegen-Eiſen, das ſogenannte Meteoreiſen, namentlich die 71 Pfund ſchwere Maſſe, die 1751 am 26. Mai zu Hraſchina unweit Agram in Kroatien herabgefallen iſt, und ſehr wahrſcheinlich auch die durch Pallas 1772 in Sibirien am Jeniſei aufgefundne, auf 1600 Pfund geſchätzte Eiſenmaſſe, worin ſich Oelſtein

eingeſprengt findet; die auf 30,000 Pfund geſchätzte, in der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba aufgefundene, von Rubin de Celis 1782 unterſuchte Maſſe; ſo wie das mehrere tauſend Pfund ſchwere Stück Gediegen-Eiſens, welches ſich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollſtändige Aufzählung aller bis jetzt gefallnen Meteorſteine, nebſt allen dahin gehörigen Beobachtungen und Unterſuchungen findet man in Gilbert's Annalen der Phyſik. (Vergl. Feuerkugel).

Meth oder Meht wird aus Honig und Waſſer durch Kochen und Gährung bewirkt, und iſt ein weinartiges Getränk, welches hauptſächlich in Polen und Rußland beliebt iſt. Oft gibt man ihm durch Zuſätz von allerhand Obſt (Johannisbeeren, Kirſchen, Himbeeren), Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je beſſern Honig man dazu nimt, deſto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhafteſten in den Hundstagen, und er nimt, wenn er alt geworden iſt, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Für Ungarn iſt er als Handelswaare von Bedeutung.

Methode (griechiſch) iſt der Weg, die Art, wie man etwas zu erforſchen oder zu erreichen ſucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntniſſe zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verſtandes beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem äſthetiſchen Gefühle von Harmonie und Ebenmaß verfährt, und empiriſcher Natur iſt, unterſchieden wird. Manier iſt das Eigenthümliche in der Kunſt; die Methode aber gehört im ſtrengſten Sinne der Wiſſenſchaft an, und gibt der Behandlung der Erkenntniſſe den wiſſenſchaftlichen Charakter. Gleichwol iſt die ſtrenge (ſyſtematiſche) Methode bei der großen Leſewelt wenig beliebt, und Schriftſteller, die daſſelbe über ſpeculative Wiſſenſchaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der ſyſtematiſchen Darſtellung die fragmentariſche vorgezogen, die aber nur dann den wiſſenſchaftlichen Charakter behaupten kann, wenn ein methodiſches Denken aus ihr hervorleuchtet, wie z. B. in Platner's Aphorismen; denn aphoriſtiſch iſt derjenige fragmentariſche Vortrag der Wiſſenſchaft, deſſen Gang durch ein methodiſches Denken geregelt wird. Die Schriftſteller bedienen ſich, nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wiſſenſchaft, die ſie behandeln, verſchiedener Methoden. Die ſtrengſte iſt die mathematiſche, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Erklärungen, Schlüſſen und Beweiſen die größte Anſchaulichkeit zu geben vermag. Sie iſt aber nur für eine Wiſſenſchaft, die es, wie die Mathematik, bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philoſophie haben vorzüglich die Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiſte der Syſteme, bei denen ſie angewendet wurden, hervorgingen: die ſkeptiſche, die, wie bei Hume, was ſie aufſtellt, in Zweifel zieht und das menſchliche Wiſſen ungewiß macht; die kritiſche, die, wie bei Kant, auf Unterſuchung der Gründe vorgetragener Sätze ausgeht; und die dogmatiſche, die, wie Schelling thut, apodiktiſch behauptet und beweiſt. Uebrigens iſt die Methode in Rückſicht des Fortſchreitens der Sätze einer Wiſſenſchaft entweder analytiſch, d. h. ſie geht von Ergebniſſen aus und ſucht die Gründe, oder ſynthetiſch, d. h. ſie folgert aus den Gründen die Ergebniſſe: allemal aber muß ſie, auf unbeſtrittne Elementarſätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logiſcher Strenge verfahren, um wiſſenſchaftlich zu bleiben. Denn populär (volksgemäß, gemeinverſtändlich) iſt ſie, wenn ſie nur vom

bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Theilnahme zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode ſein, deren man ſich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wiſſenſchaft, die er behandelt, Genüge zu leiſten, ſondern vorzüglich ſie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher iſt die akroamatiſche Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein ſpricht, nur für ſchon gebildete Zuhörer und für den akademiſchen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerkſamkeit erſt gewonnen und feſt gehalten werden ſoll, hat die erotematiſche Methode, d. h. die abfragende, welche die Abhandlung des Lehrſtoffes vermittelſt eines Geſprächs zwiſchen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Hiſtoriſche Lehrſtoffe laſſen freilich nur ſolche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenſchaft abfodert, ob er die gehörte oder geleſene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wiſſenſchaften aber, deren Gründe in der menſchlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, iſt die katechetiſche Methode an ihrem Orte. Dieſe Methode nämlich nimt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anſpruch, damit der abzuhandelnde Lehrſtoff aus ſeinen Antworten ſelbſt erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geſchieht dies durch eine Fortſetzung nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüſſe und kann an eine vorgeſchriebene Reihefolge formaler Uebungen, wie es Peſtalozzi in ſeiner Anſchauungslehre (ſ. Peſtalozzi und Anſchauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der katechetiſchen Methode, bei der das Poſitive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbſterzeugen des Lehrſtoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denſelben durch eignes Nachdenken zu finden vermag, und ſchon Worte genug hat, um ſich darüber auszudrücken. Auch verdient das Katechiſiren dann erſt den Namen der ſokratiſchen Methode, wenn der Lehrſtoff im Geſpräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen ſelbſt gefunden wird, der Lehrer aber durch ſeine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet, und es in beſtimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenſtand erhält. Ueberhaupt erfodert jede Kunſt und Wiſſenſchaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menſchlichen Geiſte gegründete Methode, oder Art und Weiſe, wie ſie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden ſoll, und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenſtand gibt, wird alle Mal diejenige, bei der ſich die Schüler denſelben am gründlichſten und eheſten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und ſtärken können, den Vorzug haben. Denn darin müſſen die Methoden für Unterrichtsgegenſtände aller Art mit einander übereinſtimmen, daß ſie den Lehrling in Stand ſetzen, ſich die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die er lernen ſoll, durch eigne Thätigket zu erwerben, da nur das Selbſterworbene ganz unſer wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze, als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiſet; auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun ſein, ihrem Zöglinge eine Menge von Kenntniſſen und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bell's und Lancaſter's (ſ. Lancaſter) thun, ſondern ſie ſoll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum beſonnenen, ſeiner ſelbſt mächtigen, geiſtig geſunden und kraftvollen Men-

ſchen bilden. Dies beabſichtigt inſonderheit die peſtalozzi'ſche Methode, deren eigenthümliches Weſen Sachverſtändige in dem pädagogiſchen Grundſatze finden, bei dem Unterricht der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menſchlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrſtoffe, ſo weit es ihre Natur geſtattet, durch die eigne, zum Fortſchreiten nach feſten Regeln anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu laſſen, und dadurch die innere Stärkung und Erhöhung ſeiner Geiſteskräfte bis zu dem möglich höchſten Grade zu bringen. Ueber dieſen Grundſatz ſelbſt, und den Mechanismus ſtufenweis geordneter Uebungen, deſſen ſich die peſtalozzi'ſche Methode zur Erreichung ihres Zweckes bedient, ſind die Stimmen in der pädagogiſchen Welt ſehr getheilt. (S. d. Art. Peſtalozzi). In einer Geſchichte der Erziehungsmethoden wird die ſchöne Idee dieſes Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen, als der Philanthropismus, deſſen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerſtreuten. Der Ernſt der peſtalozzi'ſchen Methode hat viel dazu beigetragen, dieſem Unweſen Einhalt zu thun, und den der neuern Unterrichtsweiſe fremd gewordenen Geiſt der Gründlichkeit wieder in Kraft zu ſetzen, jene geiſtloſen Erzieher aber, die ſich nur im Gleiſe eines Schlendergangs, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, auf's neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieſes oder jenen gangbaren Lehrgegenſtandes, ſondern die Uebung der Kraft überhaupt, und die Bildung des Kindes zum Menſchen, der höchſte Zweck alles Unterrichts ſei. Die Aufgabe aber, eine untrügliche Methode, die unter allen Umſtänden für jeden Lehrer und Lehrſtoff die beſte ſein müſſe, zu erfinden, hat die peſtalozzi'ſche Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöſt, auch ſcheint ſie überhaupt nicht gelöſt werden zu können, da wol die Theorie unbedingte Grundſätze aufſtellen, die Praxis aber nur ſo viel davon gebrauchen kann, als den Umſtänden und Perſonen, von denen ſie abhängt, angemeſſen iſt. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieſelbe Methode, die an verſchiedenen Orten in Anwendung kommt, wird ſich immer nach der Perſönlichkeit der Lehrer, und nach den geiſtigen Bedürfniſſen und Fähigkeiten ihrer Schüler verſchieden arten. Am wenigſten ſcheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehl erzwingen zu wollen; da das Gelingen auch der beſten Methode hauptſächlich von dem Grade der Geſchicklichkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die ſie anwenden ſollen, und für ſolche, denen Luſt und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßige iſt, welche ſie ſchon inne haben. E.

Methodiſten wurden im 17. Jahrh. diejenigen Schriftſteller der katholiſchen Kirche genannt, welche den Streit mit den Proteſtanten durch neuerſonnene dialektiſche Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu ſtellen wußten. Mit dieſem Streite ſelbſt iſt auch der Name in neuern Zeiten erloſchen, und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgeſellſchaft beigelegt, die in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. im Schooße der engliſchen Kirche entſtanden iſt. Wie die Pietiſten in Deutſchland, vereinigten ſich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und ſtrengern Sitten; beſonders beabſichtigten ſie eine genauere Beobachtung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, als damals in der engliſchen Kirche gebräuchlich war, und widmeten ſich

Werken der Liebe, z. B. dem geiſtlichen Zuſpruch und Beſuch der Gefangenen und Miſſethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. ſ. w. Ihre anders geſinnten akademiſchen Mitbürger ſagten daher, ſie hätten eine neue Methode des chriſtlichen Lebens erfunden und nannten ſie ſcherzweiſe Methodiſten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieſer neuen Geſellſchaft allgemein gebräuchlich und von ihr ſelbſt angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten ſich beſonders John Wesley, der Stifter dieſes frommen Bundes, und der 1732 beigetretene George Whitefield durch Talent, Eifer und Anſehn aus. Der erſtere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er, als Heidenbekehrer, zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete, und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei dieſem Geſchäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei ſeiner Rückkehr nach England beſchloß, jene kleine Geſellſchaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefield's Predigten hatten das Volk an mehreren Orten auf ein ſolches Unternehmen vorbereitet. Bald ſammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathauſe Erbauungsſtunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen biſchöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geiſtlichkeit dieſer Kirche den methodiſtiſchen Predigern, welche ohne beſtimmte Anſtellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen ſuchten, die Kanzeln verbot, und der Zulauf bei ihren Vorträgen ſo groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein ſchien, fingen ſie an, im freien zu predigen, und eine beſondere Kirche nach dem Muſter der apoſtoliſchen zu bilden. Die Neuheit der Sache, und der ganz eigne Charakter dieſer Feldpredigten, die ſich von den trocknen moraliſchen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der biſchöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Gemeinverſtändlichkeit, Nachdruck und religiöſe Begeiſterung auszeichneten, und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der engliſchen Geiſtlichkeit von den Kanzeln faſt verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menſchen, von der Verſöhnung durch Jeſum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt, mit aller Gewalt der Beredtſamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodiſten zuſehends vermehren. Whitefield, der feurigſte und kühnſte von allen, ſah oft auf Wieſen, Kirchhöfen, ja ſelbſt auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Abſtichs wegen am liebſten auftrat und die Laſter der Zeitgenoſſen ſtrafte, bei 12,000 Zuhörer um ſich verſammelt, die der Donner ſeiner Rede in Erſtaunen ſetzte und ſo gewaltig erſchütterte, daß viele in Verzuckungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn dieſe plötzliche Bekehrung, die ſie mit den Pietiſten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodiſten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Abſicht nicht ſelten erreicht. Das Feldpredigen ſtellten ſie jedoch bald ein, und bauten ſich, um vor dem ſchlechten Wetter und vor dem Unfuge des Pöbels geſchützt zu ſein, eigene Bethäuſer, die ſie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerſt eine ſelbſtſtändige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches ſah, ſchritten ſie nun ungeſtört zur Einrichtung einer Kirchenverfaſſung, die, obgleich das gute Vornehmen mit den Herrnhutern ſchon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muſter der Brüdergemeinde, und ſelbſt als innerer Streit über die Gnadenwahl

1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die ſich zu dem calviniſtiſchen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonſtranten eine allgemeine Vorherbeſtimmung zur Seligkeit annehmen) verurſachte in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie iſt ganz das Rituale der hohen biſchöflichen Kirche, nur beobachten ſie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen ſanften und angenehmen Vortrag der Kirchengeſänge, in denen beide Geſchlechter abwechſeln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als dieſe. An den Wochentagen verſammeln ſie ſich früh vor und Abends nach ſechs Uhr zum Gottesdienſte im Tabernakel, und beobachten die Sonntagsfeier ſehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfeſtes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zuſammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht ſind die Gemeinden in Klaſſen, und dieſe wieder nach den Geſchlechtern in kleinere Geſellſchaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelſorge beauftragten Vorſteher wöchentlich zuſammen kommt und ſich über den Herzenszuſtand ihrer Glieder beſpricht. Alle Bands und Klaſſen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinſchaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen ſich die Methodiſten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt ſchon durch Ausdauer bewährt iſt, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeſchlagen ſind, und in eignen Betſtunden auf's neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Beſcheinigung ihrer von den Vorſtehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulaſſungsbillet zu den Privatzuſammenkünften der ſtehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müſſen. Neu eintretende Mitglieder erhalten eine gedruckte Sittenordnung zur Nachachtung, worin grobe und vorſätzliche Sünden namentlich verpönt ſind. Die Uebertretung dieſer Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde: Verweiſung, Bann und endlich Ausſchließung aus der Gemeinde nach ſich. Geleitet werden die Gemeinden von den Biſchöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil ſelten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Beſoldung, die ſie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortſetzen dürfen. Man ſieht daher in den Tabernakeln der Methodiſten Aerzte, Militärperſonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn ſie haben keine beſondre geiſtliche Tracht. Den Predigern ſtehen in jeder Gemeinde ſieben Aelteſte zur Beſorgung der bürgerlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten, die Vorſteher der Klaſſen und Bands und die Krankenbeſucher zur Seite *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer, und zu Kingswood bei Briſtol beſteht eine von Wesley gegründete Bildungsanſtalt, die ſeiner Partei als Predigerſeminar dient. Alle dieſe Diener der Geſellſchaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt, und Wesley, der das Anſehn eines Patriarchen und Oberhauptes ſeiner Partei genoß, hatte darauf bis an ſeinen Tod 1791

*) Ein ſolcher methodiſtiſcher Krankenbeſucher, Dr. Peckwell, ſtiftete die unter dem Namen der Krankenfreund berühmte Geſellſchaft zu London, deren Zweck die Aufſuchung und Pflege hülfloſer Kranken von allen Religionen iſt, und der ſchon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer ſeine Rettung verdankt.

den entſchiedenſten Einfluß. Als aber zu dieſer Zeit unter ſeinen Anhängern die Frage entſtand, ob man nicht das Abendmahl, das ſie bisher nach Wesley's Willen in den Verſammlungen der biſchöflichen Kirche genoſſen hatten, in den eignen Tabernakeln halten, und ſich gänzlich von dieſer Kirche losſagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abſtimmung, ſondern wieder durch's Loos entſchieden, bildete ſich unter dem Namen der neuen Methodiſten eine beſondere Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf, und 1796 ein aus Predigern und Laien zuſammengeſetztes Kirchendirectorium bildete. Dieſe den Laien erworbene Theilnahme am Patronatrechte verſchaffte den neuen Methodiſten einen anſehnlichen Zuwachs und ſie ſind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im J. 1808 hatten die Methodiſten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meiſten zu der Volksklaſſe der Matroſen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sklavenhandels, der zu den Methodiſten getreten iſt und ihre Grundſätze vertheidigt hat, ſind ſelten bei dieſer Partei, die überhaupt auf geſellige und gelehrte Bildung nicht Anſpruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung ſind die Methodiſten eben ſo leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch iſt ihre Meinung ſchwärmeriſcher und ihr Thun und Treiben weniger weltklug. Das Eigenthümliche ihres Glaubens beſteht nur darin, daß ſie auf die poſitiven Lehren des Chriſtenthums einen größern Werth legen, als die engliſche Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menſchen für das Werk augenblicklicher ſtarker Gemüthsbewegung halten. Auch ſtehen ſie in der Meinung, durch dieſe geiſtliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere ſittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menſchen möglich ſcheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düſtern Selbſtquälern und Heuchlern. Das große Verdienſt, die niedern Volksklaſſen zur Arbeitſamkeit, Sittſamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht ſie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und ſie werden unter die ruhigſten, nützlichſten und wohlthätigſten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieſes Lob den Methodiſten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefield's und anderer Miſſionaire zwar einen großen aber eben nicht ſehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daſelbſt durch die Predigten Shady-Islands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die ſeltſamſten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und, die Entzückungen der Andacht in Wahnſinn verkehrte. In den Verſammlungen dieſer Erleuchteten, welche häufig des Nachts im freien Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reiſende, wie Perrin du Lac vom J. 1805 und Michaud vom J. 1808, die tollſten Ausſchweifungen der religiöſen Schwärmerei geſehen. Die Verſammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erſt mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Verzuckungen, welche ſie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodiſten von Jonathan Crowther (A portraiture of Methodisme, or the history of the Wesleyan Methodists. Lond. 1816) gibt von ihrer großen Ausbreitung und

Verfaſſung genauere Nachrichten, ſo wie auch Robert Southey's Lebensgeſchichte Wesley's ſchätzbare Nachrichten über die Ausbildung der Anſtalt mittheilt. Im brittiſchen Reiche befinden ſich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodiſten in Europa und Amerika ſoll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, iſt die Anweiſung zur planmäßigen (methodiſchen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wiſſenſchaft; ſie verbindet ſich gewöhnlich mit der Encyklopädie einer Wiſſenſchaft. In der Logik hat man auch ſeit Kant einen Theil dieſer Wiſſenſchaft ſo genannt, beſonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wiſſenſchaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechslung, nennt man die rhetoriſche Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe ſtatt der eigentlichen, z. B. die Urſache ſtatt der Wirkung, oder jene ſtatt dieſer, das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen ſtatt der bezeichneten Sache, der Raum ſtatt der darin befindlichen Gegenſtände u. ſ. w. geſetzt werden. Z. B. die Arbeit der Stiere, für Getreide; graue Haare, für Alter; ſich empfehlen, für weggehen; Oelzweig für Frieden; der Wald ſingt ſein Lob, für die Vögel ꝛc.

Metopen, Zwiſchentiefen. Mit jener griechiſchen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der doriſchen Säulenordnung zwiſchen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten offen gelaſſen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelaſſen, aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptſache geweſen ſein, warum man ſie bei der joniſchen und korinthiſchen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorſpringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Anſehen hatte.

Metre, ſ. franzöſiſches Decimalſyſtem.

Metrik iſt die Wiſſenſchaft der allgemeinen Geſetze des Rhythmus, als Grundlage aller Vermeſſung, verbunden mit der Darſtellung der gebräuchlichen Versarten, ſofern dieſelben durch jene allgemeinen Geſetze bedingt ſind. Wir verweiſen darüber vornehmlich auf die Art. Rhythmus und Vers. Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Ariſtoxenus und Heliodor, ſind verloren gegangen, und was die Scholiaſten und Grammatiker darüber mittheilen geſchieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später ſuchte man zwar das Getrennte in wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu bringen, aber die Verſuche ſcheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein Syſtem zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerſt das Rechte, wie ſeine Abhandlung über die Versmaße des Terenz beweißt. Nach ihm ſtellten Brunck und Reiz gute Forſchungen über die Metrik an, aber erſt der gelehrte Hermann entwickelte ſeit 1796 auf dem Wege, den die kritiſche Philoſophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus ſelbſt die allgemeinen Grundſätze der neuen Wiſſenſchaft. Allein ſchon Bernhardi hatte an Hermann's Theorie den Mangel einer muſikaliſchen Grundlage gerügt, welchen zuerſt Apel in ſeiner Metrik mit eben ſo viel Scharfſinn als Sachkenntniß gehoben hat. Man vergl. d. Art. Apel und Rhythmus.

Metrologie, die Maß- und Gewichtkunde.

Metronom', ſ. Taktmeſſer.

Metropolit oder Metropolitan iſt der griechiſche Name eines Erzbiſchofs. Die Hauptſtadt einer Provinz heißt im Griechiſchen Metropolis, und da die Biſchöfe der Hauptſtadt ausgezeichnet wurden, ſo erhielten ſie auch einen beſondern Titel. Der Metropolit ſteht über dem Biſchofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechiſchen Kirche iſt dieſer Titel noch gebräuchlich. Metropolitankirche heißt die erzbiſchöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne ſo viel als Maß, Takt, in der Dichtkunſt das Sylbenmaß und das Versmaß. Metromanie daher die Sucht, Verſe zu machen. Metrometer, der Taktmeſſer ſ. d. Art. u. Rhythmus.

Mette (aus dem lateiniſchen matutina verſtümmelt) heißt der Frühgottesdienſt, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, beſonders der einem großen Feſte in der katholiſchen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienſt, z. B. Chriſtmette.

Metternich. Das fürſtliche Haus Metternich leitet ſeinen Urſprung aus einem alten rheinländiſchen Dynaſtengeſchlecht her, das dem deutſchen Reiche im 16. und 17. Jahrh. drei Kurfürſten, zwei von Maiuz und einen von Trier (Lothar, der 1623 ſtarb, und die katholiſche Ligue mit befördert hatte), gegeben, und ſchon im Freiherrnſtande, vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf den deutſchen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen ſechs Linien, worein ſich dieſe Familie in frühern Zeiten theilte, iſt jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilſtein, vorhanden, welche ſeit 1696 die reichsgräfliche und ſeit dem 30. Juni. 1803 die reichsfürſtliche Würde führte. Winneburg und Beilſtein, im ehemaligen Kurfürſtenthum Trier, zwiſchen der Moſel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich, nachdem das Haus Winneburg und Beilſtein ausgeſtorben war, im Anfange des 17. Jahrh., durch die Begünſtigung des Kurfürſten von Trier, Lothar, aus dem Hauſe Metternich. Die Reichsgrafſchaften Winneburg und Beilſtein blieben, nebſt mehrern andern unmittelbaren reichsritterſchaftlichen Herrſchaften und Gütern jenſeit des Rheins, im ungeſtörten Beſitze des Hauſes Metternich, bis ſolche 1803, bei Beendigung der Reichsfriedens-Entſchädigungs-Angelegenheit, an Frankreich kamen. Das gräflich-metternich'ſche Haus wurde für dieſe verloren gegangnen reichsſtändiſchen Beſitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochſenhauſen in Schwaben, die außer dem Kloſter und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegnen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fiſchbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen beſteht, in dem Maße entſchädigt, daß es dieſe Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden, und mit der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8,150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März 1803 in Beſitz dieſer Entſchädigung, doch verlor es durch die Bildung des rheiniſchen Bundes im Juli 1806 ſeine Souveränitätsrechte, welche Würtemberg zu Theil wurden. In der neueſten Zeit haben ſich zwei Staatsmänner aus dieſem Geſchlecht berühmt gemacht. Fürſt Georg Metternich, geboren zu Koblenz 1746, war ſeit 1773 k. k. außerord. Geſandter und bevollmächt. Miniſter an den Kurhöfen von Mainz, Trier

und Köln und am weſtphäliſchen Kreiſe. 1790 war er Wahlbotſchafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791 dirigirender Miniſter in den ſo eben wieder unterworfenen Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen und der Erzherzogin Chriſtine, 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens unter dem Erzherzog Carl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem raſtadter Congreß war er öſterreich. Principal-Commiſſarius, und 1810 verwaltete er, in Abweſenheit ſeines Sohnes, proviſoriſch das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Er war vermählt mit Beatrix Aloiſia, Gräfin von Kagenegg, und ſtarb den 11. Aug. 1818. 2. Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Graf, und ſeit 1813 Fürſt von Metternich des gleichen, ſeit 1816 Herzog von Portello, in Sicilien, des vorigen Sohn und Nachfolger, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Miniſter, wie auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geboren 1773, iſt vermählt ſeit 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des berühmten Miniſters, und als Allodialerbin deſſelben Beſitzerin der Herrſchaft Auſterlitz. Dieſer mit ſeltenen Talenten ausgeſtattete Staatsmann eröffnete ſeine diplomatiſche Laufbahn auf dem raſtadter Friedenscongreſſe, als Geſandter des weſtphäliſcheu Grafencollegiums, 1801 ernannte ihn der öſterreichiſche Hof zum Geſandten in Dresden wo er während der Verhandlungen über die deutſche Entſchädigungsſache verblieb. Im Winter 1803 — 1804 kam er nach Berlin, in dem wichtigen Augenblicke, als der Wiederausbruch des Krieges mit England, die Beſetzung Hannovers, die Gewaltſtreiche gegen die engliſchen Geſandten, die Verwandlung des Conſulats Buonaparte's, in erbliche Kaiſerwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Buonaparte's Gewaltſtreiche in Italien, den Wiederausbruch der dritten Coalition allmälig herbeiführten. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preußiſchen Gebiets im Anſpach'ſchen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anweſenheit des Kaiſers Alexander und des Hoch- und Deutſchmeiſters Erzherzog Anton in Berlin, Oeſterreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat gegen Napoleons auf Univerſalmonarchie hinſtrebende Plane gewaffnet zu haben. Er erhielt dafür das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Auſterlitz und der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag, vereitelten die Früchte jenes Tractats. 1806 ging den Grafen Metternich ſtatt des Grafen Philipp Cobenzl als Botſchafter nach Paris, wo er ſehr wirkſam für Oeſterreich und ſelbſt von den franzöſiſchen Machthabern geliebt und geehrt war. Am 10. Oct. 1807 ſchloß er zu Fontainebleau die Uebereinkunft, welche jene höchſtbedenklichen Irrungen wegen der unerwarteten Beſetzung der Bocche di Cattaro durch ein ruſſiſches Geſchwader endigte, den Iſonzo zur Gränze gegen das Königreich Italien machte. Was er 1805 in Berlin mit mehr Glück als irgend ein Anderer vor ihm begonnen hatte, ſetzte er 1808 mit Scharfblick und ſeltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob ſich gegen Napoleon, die franzöſiſchen Adler verloren den Ruf der Unüberwindlichkeit. Wurden Spanien und Portugal unterjocht, und die Zuſammenkunft in Erfurt ſchien dies nur allzuſehr zu ſichern, ſo blieb Oeſterreich wol nur das Schickſal, zuletzt zu unterliegen. Aus dieſer Ueberzeugung ging das unvergeßliche Heldenjahr 1809 hervor, welches das Jahr 1813 möglich gemacht hat, wiewol das Ergebniß ſo rühmlicher Anſtrengungen den

Erwartungen damals nicht entſprach. Faſt gleichzeitig mit der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich aus Paris in Wien an, fand ſich ſpäterhin in des Kaiſers Hoflager zu Komorn ein und leitete die Friedensverhandlungen zu Ungariſch-Altenburg mit dem franzöſiſchen Miniſter Champagny. Unterzeichnet wurde der Frieden durch den Fürſten Lichtenſtein. Graf Metternich erſetzte den Grafen Stadion in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, ihn aber in der Botſchaft zu Paris Fürſt Carl Schwarzenberg. Napoleons Vermählung mit Marie Louiſe von Oeſterreich war dieſes Friedens erſte Folge. Dieſes Opfer rettete das ſchwer bedrohte Oeſterreich, und gewann ihm unſchätzbare Zeit. Graf Metternich begleitete die neue Kaiſerin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen vorzeitigen Ungewitters im Norden zu beſchwören, ſcheiterten an Napoleons unerſättlichem Eroberungsdurſt. Noch in Dresden, wo Metternich ihn zum letztenmale ſah, war er ganz von dem alten Uebermuthe des Glückes beherrſcht, das ihn doch ſchon verlaſſen hatte. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, ſo wie der Rückſichten, welche die aufgedrungene Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht da zu ſtehen, wo Europa Oeſterreich erwarteten, und zur Entſcheidung ſeines beſſern Schickſals nicht entbehren konnte. Das berühmte Manuſcript von St. Helena iſt das glänzendſte Geſtändniß, mit welcher Geiſtesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten der europäiſchen Menſchheit gewirkt habe. Aber der rechtliche und moraliſche Anſtand, mit dem er eine der verwickeltſten diplomatiſchen Aufgaben gelöſt, wird noch ein edleres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollſtändig eröffnet ſein werden. Er brachte die Verbindung glücklich zu Stande. Am Abend der glorreichen Völkerſchlacht von Leipzig ertheilte Kaiſer Franz ihm die öſterreichiſche Fürſtenwürde für ſich und ſeine Nachkommen. Späterhin in Paris erhielten er und der Fürſt Carl Schwarzenberg das öſterreichiſche Wappen in das Herzſchild des ihrigen, und nur ſie beide allein, dieſer das Großkreuz des aus den eroberten Kanonen gegoſſenen Ehrenzeichens, jener das goldne Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienſte geſtifteten goldnen und ſilbernen Ehrenkreuzes. Auf dem wiener Congreſſe, beim zweimaligen pariſer Frieden, in allen Unterhandlungen, welche die neue Geſtaltung der Welt und die Wiederkehr der alten Ordnung betrafen, ſchimmert ſein Name vor andern und die Geſchichte kann ſchwerlich einen Staatsmann aufweiſen, der in dieſem Alter ſo viele glänzende Auszeichnungen in ſich vereinigt hätte, ſo wie die Epoche ſeines Miniſteriums gewißlich die der glänzendſten Machtbegründung Oeſterreichs iſt. Im Februar 1816 ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzoge von Portella, mit 60,000 Ducati Einkünfte. Auch beſitzt er ſeit dem Juni 1816 den Johannisberg als ein Geſchenk des Kaiſers Franz I. Es verdient noch höhere Achtung, daß Fürſt Metternich mitten unter den großen Anſprüchen der Gegenwart gleichwol der Zukunft niemals vergeſſen, an den innern Angelegenheiten, der Herſtellung der Finanzen, ſo wie der Verbeſſerung in allen Zweigen der Verwaltung den lebendigſten Antheil genommen, umfaſſenden Unternehmungen zu Gunſten der Nothleidenden thätig vorgeſtanden, und unter den großen Elementen des Staats und Krieges auch vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt eifrigſt befördert hat. Wie Kaunitz der Stifter, ſo war Metternich der Wiederherſteller der Akade-

mie der vereinigten bildenden Künſte in Wien. Das öſterreichiſche Alterthum, die Geſchichte, und, wie die Diplomatie, ſo auch die Diplomatik, waren vorzügliche Gegenſtände ſeiner Sorgfalt. Eine Fortführung dieſes Art. ſ. in der neuen Folge dieſes Werks B. XI. und XII.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluſſe der Seille in die Moſel, die Hauptſtadt des franz. Moſeldepartements. Sonſt war ſie eine freie Reichsſtadt, ward aber 1552 von franz. Truppen beſetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Sie iſt ſtark befeſtigt und hat außerdem drei Citadellen. Man zählt hier 5800 Häuſer und 36,000 Einwohner. Es fehlt zwar nicht an geraden und gut gepflaſterten Straßen, ſchönen Häuſern uud mehreren hübſchen öffentlichen Plätzen; doch iſt im Ganzen die Stadt altmodiſch gebaut. Zu den ſehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauſpielhaus und die Intendantur. Metz iſt der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militärdiviſion, eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchofe von Beſançon ſteht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurſchule. Außer wichtigen Gewerken in Kattun, Zitz, Parchent und Wollenzeugen, findet man auch 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugniſſen, und bauen viel Obſt. Jährlich wird im Mai eine Meſſe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Moſel, befinden ſich die Trümmer einer großen römiſchen Waſſerleitung, von dem Volke die Teufelsbrücke genannt.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Maler der niederländiſchen Schule, war 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amſterdam, ſeiner Geſchicklichkeit wegen, in großem Anſehen. Seine Muſter waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenſtände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken ꝛc. Seine Manier iſt frei und gefällig, und er iſt ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben ſo gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demſelben einen rothen Vorhang in Anſehung der Stoffe leicht unterſcheiden kann, ohne in den Farben einen großen Abſatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute ſtimmt, und eine andre, welche die Hände in einem ſilbernen Becken wäſcht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu ſeinen vorzüglichſten Stücken. Seine Werke ſind ſelten, weil er langſam arbeitete, aber ſehr geſchätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten ſchreibt man ſeinen frühen Tod zu. Er ſtarb 1658 in Amſterdam.

Meudon (Schloß und Flecken bei Paris). Dieſer, auch in der Revolutionsgeſchichte Frankreichs bekannt gewordene Ort liegt im jetzigen Departement der Seine und Oiſe und gehört zum Arrondiſſement von Verſailles und den Kanton Sevres. Nach der Meinung einiger Alterthumsforſcher ſoll der Flecken Meudon ſchon zu Cäſar's Zeiten exiſtirt haben; Andre verneinen dies jedoch, wie es uns ſcheint, mit Recht. Auch das Daſein des alten Schloſſes reicht in weit entlegne Zeiten hinauf. Im 17. Jahrh. gehörte daſſelbe dem bekannten Louvois, der den ſchon von der Herzogin von Etampes, Anna de Piſſelü (der Geliebten Franz des I.) faſt anderthalb Jahrhunderte früher angelegten Park, bedeutend erweitern ließ, und der damals ihre Seſſionen noch nicht im Louvre haltenden Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, das Schloß von Meudon zu ih-

ren Sitzungen einräumte. Nach Louvois Tode kaufte Ludwig XIV. das Schloß und ſchenkte es dem Dauphin (nachherigem Ludwig XV.) welcher neben dem alten, von Philibert de Lorme, erbautem Gebäude, einen neuen, prachtvollen Palaſt aufführen und durch den berühmten le Notre (ſ. d. Art.) den Garten ungemein verſchönern ließ. Unter Ludwig XVI. bewohnte Marie Antoinette und der Dauphin, ſo wie auch nach deſſen Tode, dieſer unglücklichen königl. Aeltern zweiter Sohn, der junge Herzog von der Normandie und nachheriger Dauphin (von den Royaliſten in der Revolution und nach des Königs Hinrichtung nur Ludwig XVII. genannt) Meudon, das indeß mit dem Fall des Königshauſes aufhörte ein Vergnügungsort zu ſein und laut Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes vom 20. October 1793 die Beſtimmung erhielt dem Nationalinſtitut zur Vorbereitung nützlicher Erfindungen zu dienen. Um aber die Arbeiten welche hier betrieben wurden und deren Zweck mehrentheils Vervollkommung der zum Kriege nöthigen Dinge war, deſto ſicherer und geheimnißvoller ausführen zu können, umgab man das Schloß und einen Theil des Parks feſtungsartig mit tiefen und breiten Gräben und Erdwällen, und der patriotiſche Eifer der hierzu aufgebotenen Einwohner des Fleckens und der Umgegend war ſo groß, daß die Sache in höchſt kurzer Zeit vollendet war., worauf denn der Wohlfahrtsausſchluß ſich gemüßigt fand, den Leuten deswegen ein eigenes Belobungsſchreiben zu ertheilen. Mehrere Arbeiten wurden nun hier in den, einſt dem Luxus geweihten Sälen verfertigt die auf den ausgebrochenen Krieg nicht ohne bedeutenden Einfluß blieben und wir nennen hier die daſelbſt zuerſt zum Beſuch von Recognoscirungen angegebenen und dann bei der Schlacht von Fleurus im J. 1794 angewendeten Luftballons, durch welches Mittel die Stellung der Feinde von den Franzoſen erkundſchaftet, die Verbündeten eingeſchreckt, und dadurch vereint, der Sieg errungen wurde. Im März 1795 brach durch Unvorſichtlichkeit eines Arbeiters Feuer im alten Schloſſe aus, wodurch daſſelbe gänzlich in Aſche gelegt und nur mit vieler Mühe das neue von Ludwig XV. als Dauphin aufgeführte Gebäude gerettet werden konnte. Unter Napoleons Herrſchaft wurde das Schloß von Meudon wieder ſeiner erſten Beſtimmung zurückgegeben, auf's prachtvollſte von neuem eingerichtet und von dem Kaiſer hernach ſeinem Sohne ſo lange zum Aufenthaltsort angewieſen als derſelbe noch die Bruſt erhielt. Später bewohnte die Kaiſerin Marie Louiſe, während Napoleons unglücklichem Feldzug nach Rußland, nebſt dem jungen Napoleon das Schloß, das nun wieder eine Domaine der königl. Krone von Frankreich geworden iſt. Für die Bewohner des Fleckens Meudon iſt theils der Weinbau, theils die Arbeit in den reichhaltigen Kreidebrüchen, Haupterwerb. Dieſe Kreidebrüche, deren Ergebniß in Frankreich im Handel gewöhnlich nur blanc de Meudon genannt wird, ſind von großer Ausdehnung und ziehen ſich von Meudon aus längſt der Seine (oft hart an deren Ufer über Moulineaux (woſelbſt der Haupteingang dazu iſt) bis nahe an Severs (den Sitz der bekannten Porzellanfabrik) hin. Die Höhlen welche hier in die ungemein tief liegenden Kreidelager, theils von der Natur, theils durch die Hand der Menſchen gebildet worden ſind, geben, wenn man ſie beim Schein der Fackeln beſucht, einen höchſt pittoresken Anblick und die Ausbeute welche hier nicht ſelten an oft ſehr ſchönen Verſteinerungen und andern Formationen gemacht wird, vermehren das Intereſſe dieſer Gegend, auch noch in mineralogiſcher und naturgeſchichtlicher Hinſicht.

Meulen (Anton Franz van der), ein berühmter Schlachtenmaler, wurde zu Brüſſel im J. 1634 von reichen Aeltern geboren. Peter Snayers, ein zu ſeiner Zeit in Ruf ſtehender Maler, war ſein Lehrer; bald übertraf aber der Schüler den Meiſter. Einige von dem damals noch jungen van der Meulen nach Frankreich gekommene Arbeiter machten den berühmten Lebrün auf den Künſtler aufmerkſam, und veranlaßten ihn, den Miniſter Colbert anzugehen, er möge den talentvollen Mann wo möglich in's Land zu ziehen ſuchen. Colbert that dies auch und van der Meulen ward mit einem Gehalt von 2000 Livres und freier Wohnung in der Gobelinmanufaktur, nach Paris gerufen. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn hier nun beſonders dem König (Ludwig XIV.) der ihn fortan ſtets in ſein Gefolge nahm wenn er in's Feld zog, und nicht ſelten ihm ſelbſt die Gegenſtände anwieß die er durch des Künſtlers Pinſel verewigt wünſchte. So fand, durch die Kriegsluſt eines eitlen Fürſten begünſtigt, der Maler Gelegenheit, ſich immer mehr und mehr in ſeinem Fache zu vervollkommen, und er wird mit Recht, vermöge der Wahrheit und des Ausdrucks welchen er ſeinen Arbeiten zu geben wußte, als einer der erſten Schlachtenmaler anerkannt. Aber auch in der Landſchaftmalerei zeichnete ſich der Künſtler ſehr vortheilhaft aus, und man hat Gemälde von ihm die zu dem Beſten was man in dieſem Fache kennt, gerechnet werden. Unter die ausgezeichnetſten ſeiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig XIV. in eine eroberte Stadt; der Einzug dieſes Königs in Arras; die Belagerung von Maſtricht; ein Reiter welcher ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer ſpricht, die eben ihre Guitarre ſtimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man noch von ihm viele trefflich gearbeitete Anſichten der verſchiedenen königl. Schlöſſer in Frankreich und mehrere Arbeiten die er eigens zum Behuf der Gobelinmanufaktur machte, und die ſeitdem verſchiedentlich auf dieſe kunſtreiche Art nachgewebt worden ſind. Beſonders glücklich war übrigens van der Meulen in dem Ausdruck den er ſeinen Pferden zu geben wußte, wo er wirklich die höchſte Natur erreichte. Dies bewog denn auch ſeinen Freund und Schwiegervater Lebrün ihm die Ausführung der Pferde in deſſen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Durch die berühmteſten Kupferſtecher ſeiner Zeit, wie: Lepautre, Sylveſter, Huchtenburg, Bonnart, de Hooghe, van Schuppen u. A. iſt eine Reihe von 152 Platten nach van der Meulen's Gemälden geſtochen worden, unter denen ſich beſonders die von ſeinem Schüler Baudoin ausgegebenen auszeichnen, und jetzt den 16. 17. und 18. Bd. der großen unter dem Namen Cabinet du Roi bekannten Kupferſammlung, bilden. 1673 wurde van der Meulen zum Mitglied der Akademie ernannt. Er ſtarb 1690 im 56. Jahre ſeines Alters. Ein ſehr ähnliches Bildniß von ihm in Kupferſtich, findet ſich von van Schuppen verfertigt, zu Anfang des 16. Bandes der oben erwähnten Sammlung von Abdrücken ſeiner Gemälde.

Meuſel (Joh. Georg), ward 1743 zu Eyrichshof im fränkiſchen Ritterkanton Baunach, wo ſein Vater Cantor war, geboren, beſuchte die Rathsſchule und das akademiſche Gymnaſium zu Koburg, bezog 1764 die Univerſität Göttingen, wo er Mitglied des hiſtoriſchen Inſtituts und des philologiſchen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebenen Schrift von der philoſophiſchen Facultät in Wittenberg die Magiſterwürde, und wandte ſich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorleſungen hielt, bis

er 1769 als Profeſſor der Geſchichte nach Erfurt berufen, und in demſelben Jahre zum quedlinburg'ſchen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebte er als Hofrath, Profeſſor der Geſchichte und Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften zu Erlangen, machte ſich bis in ſein hohes Alter durch Vorleſungen und nützliche Schriften verdient. Kurz vorher zum geheimen Hofrath ernannt, ſtarb er zu Erlangen den 19. Sept. 1820, in ſeinem 78 Jahre. Sein Schriftenverzeichniß iſt ein Beweis des ernſten und unverdroßnen Fleißes, und der Vielſeitigkeit ſeiner gelehrten Thätigkeit. Mit gleichem Glück hat er ſich in der Statiſtik, allgemeinen Geſchichtskunde, Kunſt- und Literargeſchichte verſucht, ganz vorzügliche Verdienſte ſich aber in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutſchland (5. Ausg. Lemgo 1796 ff.), ſein Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller (Lpz. 1802 ff.), ſeine Bearbeitung von B. G. Struv's Bibliotheca historica (Th. 1 — 9. Lpz. 1782 — 1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) ſind in Rückſicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollſtändigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunſtgeſchichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutſchland kaum einzelne Punkte derſelben bearbeitet hatte, größre Sammlungen unternahm (deutſches Künſtlerlexikon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts. 1 — 30. Heft. Erfurt 1779 f. Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber. 1 — 18. Stück. Mannheim 1787 ff. Neues Muſeum u. ſ. w. 1 — 4. St. Lpz. 1794 f. Neue Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts, 1 — 14. St. Lpz. 1795 ff. Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber. Dresden 1803 ff.) Um die Statiſtik, über welche er in Erlangen zuerſt Vorleſungen hielt, hat er ſich durch ſeine Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatenhiſtorie (5. Aufl. Lpz. 1816. gr. 8.), Literatur der Statiſtik (Leipz. 1806. 1807. 2 Bde. 8.), und durch ſein Lehrbuch der Statiſtik (3. Aufl. Lpz. 1805. 8.), ſo wie um die allgemeine Geſchichte durch mehrere Journale (fortgeſetzte Betrachtungen über die neueſten hiſtoriſchen Schriften. Halle 1774 ff. nebſt Fortſetzungen) und Sammlungen (der Geſchichtforſcher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in ſeiner Geſchichte von Frankreich (als 35 — 39. Theil der allgemeinen Welthiſtorie), und in ſeinem Leitfaden zur Geſchichte der Gelehrſamkeit (1 — 3. Abthl. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geſchichtſchreiber auf, indem beſonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meiſter ſeines Stoffes werden laſſen. Er ſtarb 1821.

Mexiko oder das ſpaniſche Vicekönigreich Neuſpanien liegt in Nordamerika. Das eigentliche Mexiko, jetzt Altmexiko, eroberte Ferdinand Cortes in den J. 1519 — 21. Dieſes Land grenzt gegen Norden an Neumexiko und das Mar vermejo, gegen Süden an die Meerenge von Panama, gegen Oſten an den mexikaniſchen Meerbuſen, und gegen Weſten an das Süd- oder ſtille Meer. Neuſpanien überhaupt begreift die Länder Alt- und Neumexiko und Kalifornien, zuſammen 42,652 QM. mit 7½ Mill. Einw. Die Kordilleren oder Andes bilden hier eine 6 — 8000 Fuß hohe, durch Thäler wenig unterbrochene Bergebene. Einige Spitzen der Andes-Kette erheben ſich zu einer Höhe von 16,000 Fuß, und ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Etwa 18,000 QM. liegen in der heißen, und die übrigen in der gemäßten Zone. Das Klima iſt an den Seeküſten heiß, feucht und ungeſund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landſtriche ſind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und

das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Haupterzeugniſſe ſind: Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balſam, Cochenille und Kakao. Der größte Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein Jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf ſie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Nach v. Humboldt lieferte Neuſpanienzu Anfange des 19. Jahrh. jährl. 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Mill. Piaſter an Werth. Die Oſtküſte von Mexiko iſt wüſt und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch ſie gegen die Angriffe fremder Mächte geſichert wird. Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf 5 Jahre ernannt wird, und eine große Gewalt ausübt. Nur die Hauptſtadt Mexiko, ſo wie Kuſko in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu ſollicitiren oder Beſchwerden zu führen. Neuſpanien wird in 19 Provinzen, darunter 14 Intendantſchaften, getheilt. Die Intendantſchaft Mexiko enthält 2133 □M. mit 1,511,809 Einw. Unter den übrigen ſind Puebla, Guanaxuato, Guadalaxara, Yukatan und Vera Cruz vorzüglich wichtig. Die Hauptſtadt Mexiko liegt 7240 Fuß über dem Meere, an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreiſe und ſchwimmende Gärten haben. Sie iſt der Sitz des Vicekönigs, des Erzbiſchofs und der Audiencia, auch hat ſie eine Univerſität und eine Münze. Sie iſt eine der regelmäßigſten Städte in der Welt, und die prächtigſte Stadt in Nordamerika, indem ſie ein vollkommnes Viereck bildet und ſchnurgerade Straßen hat. Die Häuſer ſind wegen der häufigen Erdbeben nicht hoch. Die Stadt hat weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberſchwemmungen. Eine Waſſerleitung führt ihr geſundes Waſſer zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Amerika, Spanien und Oſtindien zählt ſie die reichſten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 150,000. Als ſehr entfernte Häfen von Mexiko ſind an der Südſee Acapulco, und am mexikaniſchen Meerbuſen Vera Cruz anzuſehn. Neumexiko iſt eine große Landſchaft in Nordamerika, welche gegen Weſten an Kalifornien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuſpanien, gegen Oſten an Luiſiana und gegen Norden an das Gebiet Miſſuri grenzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Deſpejo aus Cordova entdeckt, iſt gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Kryſtall und Smaragde. Das Land wird von verſchiedenen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander ſtehen, und zum Theil zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden ſind. Die Hauptſtadt iſt Santa Fe. Die Herrſchaft des Gouverneurs erſtreckt ſich zugleich über Neu-Navarra und Kalifornien, wo die Spanier einige zerſtreute Kolonien haben. Ueber die 1810 in Mexiko ausgebrochene Empörung, ſehe man den Art. Südamerikaniſche Revolution. Im J. 1820 nahm Neuſpanien die Conſtitution der Cortes an, allein dennoch gelang es Iturbide unter dem Namen Auguſtin I. ſich 1822 zum Kaiſer von Mexiko erwählen zu laſſen. Als ſolcher leiſtete er einen merkwürdigen Eid, welcher die Unterthanen von der Pflicht freiſpricht, wenn er die dem Reiche vor dem Volke zu gebende Verfaſſung nicht beobachten würde. Er kämpft indeß noch mit einer ſpaniſchen und mit einer republikaniſchen Partei in dieſem Reiche.

Mey. Dieſer durch ſeine Korkarbeiten bekannte Künſtler ſtand zuletzt zu Aſchaffenburg als Conditor in Dienſten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige 20 Jahre früher war er in

Dienſten des Reichsgrafen von Oſtein. Schon damals fing er ſeine Korkarbeiten an, und ſein Herr, ein warmer Freund der Künſte, begünſtigte ſeine Vorliebe ſo ſehr, daß er ſelbſt mit Hand anlegte. Aber noch war ihm die Elaſticität des Korks ein ſo mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunſtwerk in dieſer Maſſe jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte ſeine Neigung zu dieſen Arbeiten auf eine leidenſchaftliche Weiſe zurück. Da er aber nirgends eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Inſtrumente nicht einmal kannte und weder Gelegenheit, noch Kenntniß beſaß, ſie verfertigen zu laſſen, ſo würde er vielleicht abermals ſeinen Vorſatz haben aufgeben müſſen, wenn nicht der Anblick römiſcher Korkmodelle und Dalberg's Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm, ein Hinderniß nach dem andern zu beſiegen. In kurzer Zeit hatte er nicht nur die nöthigen Inſtrumente ſelbſt verfertigt, ſondern ſich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die ſeine Arbeit erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektoniſcher Denkmäler, als: Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlöſſer, mit eben ſo viel Zierlichkeit, als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältniſſen im Kleinen in Kork nachgebildet (vergl. Phelloplaſtik).

Mezeray (François Eudes de), Hiſtoriograph von Frankreich, war 1610 zu Ry bei Falaiſe in der Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen: de Mezeray, von einem, bei Ry gelegnen Dorfe dieſes Namens an, als er in Paris anfing, von der Schriftſtellerei zu leben. Zuerſt widmete er ſich der Dichtkunſt, die er aber bald mit dem Studium der Geſchichte und Politik vertauſchte. Er erhielt die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abſchied nahm, und ſich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuſcripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der ſich gern Gelehrte, beſonders Hiſtoriker, verbindlich machte, von ſeinen unbemittelten Umſtänden und ſeinem Vorſatz, eine Geſchichte von Frankreich zu ſchreiben, unterrichtet, ſchickte ihm 900 Livres in einem, mit ſeinem Wappen geſtickten Beutel, und blieb auch ſtets ſein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er ſchon 1643 den erſten Theil ſeiner Geſchichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Hiſtoriographen von Frankreich mit einer Penſion von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erſchienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und wurde 1675 deren beſtändiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug ſeiner großen Geſchichte erſchien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amſterd. 1673. 6 Bde. 12.); er iſt viel beſſer, als das Hauptwerk, und ſeine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geſchichte des Urſprungs aller franz. Abgaben mit ſehr freimüthigen Bemerkungen. Der Miniſter Colbert ſtellte ihn darüber zu Rede. Mezeray verſprach Abänderungen in der nächſten Ausgabe, welche aber nur ſchwache Milderungen waren, und den Zuſatz hatten, daß er ſie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die eine Hälfte ſeiner Penſion, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde ſeine Geſchichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wiſſe warum, verſchloß er das von dieſer Penſion letztbezogne Geld in ein Käſtchen, und ſchrieb darauf: „Dies iſt das lezte Geld, das ich vom

Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört, von ihm zu reden.“ Freie, oft derbe Aeußerungen deſſen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmſten Züge ſeines, durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht unintereſſanten Charakters. Seine Lebensbeſchreibung von Laroque ſteht vor der amſterdamer Ausgabe ſeines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen ſeinen Charakter, ihr Styl iſt gemein, unrichtig, aber was er ſagt, ſteht beſtimmt, klar und frei da. Ja in gewiſſen Augenblicken erhebt er ſich zur Höhe eines Tacitus, und ſchildert mit einem ſtarken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er ſich Ungenauigkeit gar nicht übel; ſeine große Geſchichte iſt voll davon, weniger der Auszug. Unter ſeinen übrigen Schriften zeichnet ſich ſein: Traité sur l'origine des Français, durch außerordentliche Gelehrſamkeit aus. Auch ſchreibt man ihm einige Satyren auf die Regierung unter dem Namen: Sandricourt, zu, welche ein Gemiſch von Laune, niedrigen Poſſen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrſamkeit ſind. Von Ausſchweifungen war ſein Leben nicht frei Er ſtarb zu Paris, 1683.

Mezzotinto. Mit dieſem italieniſchen Ausdruck bezeichnet man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entſtehen. Oefters gebraucht man ſtatt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck: Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochne Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen ſie gemiſcht ſind) oder Tinten ſchlechthin. In der Kupferſtecherkunſt iſt die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich ſchwarze Kunſt nennen.

Micha, einer der ſogenannten zwölf kleinen Propheten des alten Teſtaments. Er war gebürtig aus der Stadt Mareſa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandne Buch enthält drei Strafreden, an Iſrael und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrſchende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes ſchließen ſich, nach prophetiſcher Weiſe, Worte des Troſtes und Hinweiſungen auf eine glücklichere Zukunft. Ueber ſeine Darſtellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umriſſes und in Erhabenheit mit ſeinem Zeitgenoſſen Jeſaias um den Rang ſtreite.

Michaelis (Joh. Benjamin). Dieſer zu früh verſtorbne deutſche Dichter war geboren 1746 zu Zittau; ſein Vater, ein Handelsmann, war bei Einäſcherung der Stadt im Jahr 1757 völlig verarmt. Ein Lehrer am dortigen Gymnaſium, Namens Schneider, nahm ſich des armen Jünglings liebevoll an, entflammte ihn für die griech. und röm. Dichter und machte ihn auch mit den Schriften der damals äſthetiſch-gebietenden Franzoſen: Boileau, Batteux und Du Bos bekannt. Der Ruhm, welchen zu jener Zeit Klotz mit lateiniſchen Gedichten einerndete, reizte den Zwölfjährigen zu gleichen Verſuchen, nachdem er ſchon früher auch deutſche Verſe gemacht hatte, um ſie den Predigten einzuſchieben, welche er ſonntäglich den Seinigen vortrug. Ein Buchhändler gab ihm eine Sammlung Gelegenheitsgedichte für den Druck zu ordnen; es glückte ihm, einige eigne Gedichte denſelben einzuſchwärzen, und die Freude, ſich gedruckt zu ſehen, war überſchwänglich. Die Neigung zur deutſchen Poeſie war für immer erwacht. 1763 reiſte er mit ſeinem Vater nach Dresden, wo er der regierenden Kurfürſtin eine poetiſche Supplik um ein Stipendium

überreichen ließ; dies veranlaßte ſeine Bekanntſchaft mit einer geiſtreichen Dame, welche ſich ſeiner annahm und ihn bewog, dem mächtigen Gottſched ein Geburtstagscarmen zu ſchicken. Der junge Dichter hatte ſeine Leyer ſo niedrig, als möglich geſtimmt und das Gedicht that ſeine Wirkung. Auf das von Gottſched erhaltne Verſprechen freier Wohnung und freien Tiſches ging er 1764, ohne Geld und weitere Ausſicht, auf die Hochſchule nach Leipzig, um auf Anrathen, nicht aus Neigung, Medicin zu ſtudiren. Die Dürftigkeit ſeiner Lage ward hier bald durch die Nachricht von dem völligen Ruin ſeines Vaters, und durch den immer ſtärker ſich einfindenden Ekel vor dem erwählten Studium erhöht. In dieſer unglücklichen Zeit machte er eine Menge von Gedichten, ohne allen Gedanken daran, ſie je drucken zu laſſen. Trotz der äußerſten Sparſamkeit hatte ſich ihm aber eine Schuldenlaſt von 30 Thlr. aufgethürmt. Auf Anrathen eines Bekannten verſuchte er, zu ſchriftſtellern und fing einen Roman an. Die Gläubiger aber wurden täglich ungeſtümer, und der Roman täglich ſchlechter; da griff er endlich, verzweifelnd, zu ſeinen Gedichten, und trug eine Sammlung Fabeln, Lieder und Satyren zitternd zum Buchhändler Heinſius, welcher ihm dafür 2 Louisdor gab. Während der 19jährige Autor in ſeiner Pauliner-Zelle angſtvoll das Urtheil des erſten Recenſenten erwartete, veranlaßte jene Sammlung ſeine Bekanntſchaft mit Oeſer und Weiße, welche ſich nun ſeiner triftig annahmen. Eine Baurede, welche er für den Zimmermeiſter des neuen Theaters machte, fand ſo allgemeinen Beifall, daß ihm häufig einträgliche Aufträge von Gelegenheitsgedichten wurden; zugleich machte die Verleihung des großen ſilverſtein'ſchen Stipendiums der Noth ein Ende; nur war es ſchlimm, daß die Annahme dieſer Wohlthat ihn zum mediciniſchen Studium verpflichtete. In dieſer Zeit lernte er Gleim, Gellert, Garve ꝛc. kennen. Er konnte endlich dem Ekel des ihm aufgelegten Studiums nicht länger widerſtehen, und ſah ſich genöthigt, dem Stipendium zu entſagen. Der Dürftigkeit wiederum Preis gegeben, veranlaßte er die Sammlung: Einzelne Gedichte. Leipzig 1769. 1770 erhielt er durch Ebeling den Ruf nach Hamburg, zur Redaction des Correſpondenten. Er ging dahin ab, übernahm aber nur den literariſchen Artikel jener Zeitung. Aerger aller Art verleidete ihm bald das Geſchäft; er gab es auf, um bei der ſeiler'ſchen Geſellſchaft für die Bühne zu arbeiten. Goldne Berge wurden ihm verheißen, aber nur Trübſal und allerlei Noth ihm gewährt, und er ward ſchon 1771 aus Mangel an Geld entlaſſen. Er faßte den Entſchluß, über Halberſtadt nach Leipzig zurückzukehren, Gleim's und Georg Jacobi's Freundſchaft aber feſſelten ihn an Halberſtadt bis an ſeinen Tod, welcher, am 30. Sept. 1772, Deutſchland einen ſeiner hoffnungsvollſten Dichter raubte. Alle öffentlichen Urtheile über dieſen Dichterjüngling ſtimmen darin überein, daß ſeine Satyren Juvenal's Feuer und Perſius finſtre Laune athmen, daß er zur horaziſchen Epiſtel in Deutſchland glücklich die Bahn gebrochen, daß in ſeinen Operetten, poetiſchen Briefen, Fabeln und Epigrammen der Ausdruck kräftig, kühn, der Vers leicht und voll Wohlklang, der Witz treffend, und die Erzählung voll glücklicher Laune und Wendung ſei. Seine ſämmtlichen Handſchriften, zum Theil noch ungedruckt, werden in Gleim's Archive zu Halberſtadt aufbewahrt, und eine gnügende Ausgabe von Michaelis Werken kann nur von dorther erwartet werden.

Michaelis (Joh. David), Profeſſor zu Göttingen, berühmt als gelehrter Theolog und Orientaliſt, wurde den 27. Febr. 1717

Friedrich Koch im Allg. litt. Anz. 1797 eine neue Bearbeitung des Oſtermeßkatalogs dieſes Jahres als Muſter), und allerdings auch einiges gethan worden; allein noch immer entſprechen ſie den Anfoderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und ſelbſt auch der einſichtsvollere Buchhändler, an ſie zu machen berechtigt iſt. Fehler in den Namen, Ungleichheiten in der alphabetiſchen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil ſie für den vorhergehenden Katalog zu ſpät kamen, entweder ſchon früher oder gar noch nicht wirklich erſchienen ſind, und vorzüglich die Unterlaſſung der Preisangaben ſind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derſelben zum Theil unvermeidlich ſind, aber eben deshalb den Wunſch rechtfertigen, daß neben dieſen zweimal im Jahr erſcheinenden alphabetiſchen Verzeichniſſen, oder wol noch beſſer ſtatt derſelben, ein fortlaufendes chronologiſches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzoſen in der trefflichen Bibliographie de la France beſitzen. As.

Meſſungen, Meßinſtrumente, Meßkunſt. Meſſungen haben zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenſtänden überhaupt zu erforſchen, d. i. zu unterſuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene gleichartige Größe oder das Maß (ſ. d. Art.) in der zu meſſenden Größe enthalten ſei. Alle Meſſungen geſchehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maßes an die zu meſſende Größe ſelbſt (die Fertigkeit, dieſes bloß mit Hülfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt Augenmaß), oder durch Berechnung der zu meſſenden Größe aus andern ſchon gemeſſenen, mit denen ſie in geometriſcher Beziehung ſteht. So wie nun die reine Geometrie von der Meſſung der geraden Linie anfängt, und von da zu Ausmeſſung von Figuren, Flächen und Körpern fortſchreitet, eben ſo muß auch die praktiſche Geometrie dieſelbe Folge beobachten. Dieſe begreift: 1. Feldmeßkunſt oder praktiſche Geometrie im engern Sinne, welche die Meſſung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde noch keinen Einfluß auf ſie hat, während 2. die Geodäſie oder mathematiſche Geographie hingegen die Geſtalt von Ländern, Welttheile und der ganzen Erde ſelbſt finden lehrt, wobei ihre ſphäroidiſche Geſtalt auf's genauſte berückſichtigt werden muß; 3. praktiſche Aſtronomie, welche den Lauf der Geſtirne beobachten und meſſen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu beſtimmen. Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemeſſen werden, ſo geſchieht daſſelbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Meßſtäbe. Dieſe ſind alſo die Inſtrumente des Feldmeſſers. Die Signale (gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 — 2 Zoll Dicke und 6 — 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Bretter, an langen Stangen befeſtigt, oder endlich, wo dieſe noch nicht hinreichen, dreiſeitige Pyramiden) dienen zum Abſtechen einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geſchieht, daß mehrere derſelben in zweckmäßigen Entfernungen durch Viſiren in die zu meſſende gerade Linie gebracht werden, um beim Meſſen als Zwiſchen- und Anhaltpunkte zu dienen. Darauf geſchieht die unmittelbare Meſſung ſelbſt durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von ſtarkem Eiſendraht von ½ oder 1 Fuß Länge beſtehend, die durch meſſingene Ringe mit einander verbunden ſind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eiſernen Spitzen verſehene Stäbe, d. iſt. Kettenſtäbe, geſpannt und vermit-

telſt derſelben in die Richtung der ſchon abgeſteckten Linien gebracht wird. Bisweilen bedient man ſich auch der Maßſtäbe, welche an eine ausgeſpannte Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßſchnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht bloß eine Linie meſſen, ſondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon auf's Papier bringen, ſo daß man, ſobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemeſſene Linie, welche Standlinie oder Baſis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maßſtabe auf das Papier getragen iſt, auch die übrigen Linien auf dem Papier ſelbſt meſſen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls meſſen, oder aus jenen Linien berechnen kann: ſo hat man von jedem Endpunkte der Baſis aus, nach den vorſpringenden Punkten des Feldes zu viſiren und den Winkel dieſer Viſirlinie mit der Baſis zu beſtimmen; dann gibt der Durchſchnittspunkt der beiden Viſirlinien eines und deſſelben Punktes, von den beiden Enden der Baſis aus gezogen, deſſen Lage an. Hierzu braucht man verſchiedene Inſtrumente, worunter der Meßtiſch, das Aſtrolabium und das Scheibeninſtrument die vorzüglichſten ſind. Der Meßtiſch iſt eine ebne rechtwinklige Tafel (Menſel, faſt immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Geſtelle oder Stativ, durch das jeder Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel ſelbſt in die Horizontalebne gebracht und in derſelben herumgedreht werden kann. Zu derſelben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Dioptern (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) verſehen, um ſie in die Richtung der Gegenſtände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Menſel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeiſt ſo angefüllte cylindriſche Glasröhre, daß noch eine Luftblaſe zurückbleibt, die ſich natürlich immer nach dem höchſten Punkt der Röhre hinbegibt und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen, oder nicht) wird die horizontale Lage des Meßtiſches gefunden. Auf eine ſolche Tafel kann nun eine ganze Gegend durch bloßes Viſiren nach den Gegenſtänden von zwei oder mehrern Standpunkten aus aufgetragen und gemeſſen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, ſo muß man ſich des Aſtrolabiums (ſ. d. Art.), eines in Grade, Minuten u. w. ſorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Dioptern oder ein Fernrohr befeſtigt ſind, verſehenen meſſingenen Kreiſes bedienen, der auf einem Stative beweglich iſt, ſo daß er in alle mögliche Lagen gebracht werden kann. Durch dieſes Inſtrument werden dann die nöthigen Winkel gemeſſen und aus ihnen und der gemeſſenen Baſis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was indeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geſchieht. Das Scheibeninſtrument gibt die Schenkel der Winkel in Linien an, die dann auf ein Blatt Papier mit einem Parallellinial abgeſchoben werden. Ueber das Höhenmeſſen und Nivelliren nebſt den dazu nöthigen Inſtrumenten ſ. d. Art. Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, ſo wie über die Kenntniß der Inſtrumente ſelbſt, gibt Mayer's praktiſche Geometrie, ein klaſſiſches Werk, überall eine äußerſt vollſtändige und befriedigende Auskunft. Die bei der Feldmeßkunſt erwähnten Operationen ſind auch bei der Geodäſie, nur in einem weit größern Maß-

ſtabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommnerer Inſtrumente, und mit beſtändiger Rückſicht auf die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu meſſendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographiſche Lage der Hauptpunkte auch durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmt werden muß. Von Inſtrumenten ſind hier zu erwähnen: der Theodolit, ein Aſtrolabium mit einem ſenkrecht darauf ſtehenden eingetheilten Kreiſe, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelſextanten und Spiegelkreiſe, d. h. Sechstel- und ganze Kreiſe, auf denen kleine Spiegel befeſtigt ſind, die ſo gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct geſehenen Gegenſtand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt in's Auge gelangen läßt, und dieſes Bild zur Deckung mit einem andern Gegenſtande bringt, wodurch der Winkel zwiſchen beiden Gegenſtänden genau gemeſſen wird. Das vollſtändigſte Werk über Geodäſie iſt: Puissant, Traité de Topographie und ſein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutſche Ueberſetzung von Schuhmacher erſchienen. Hierher gehören noch die Gradmeſſungen (ſ. den Art.), welche zur genauen Beſtimmung der Geſtalt und Größe der Erde angeſtellt ſind, und wozu Delambre in der Base du Système métrique eine vortreffliche, alles umfaſſende Anweiſung, nebſt einer Geſchichte der großen franzöſiſchen Gradmeſſungen ſelbſt gegeben hat. Ueber die zur praktiſchen Aſtronomie gehörigen Inſtrumente ſ. d. Art. Sternwarte. L.

Meſtizen (ſpan. Mestizos, von dem lat. Mixtus, was von vermiſchter Race iſt), nenet man in Südamerika und Weſtindien diejenigen, welche von einem europäiſchen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abſtammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Geſichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern ſehr zurückgeſetzt, und machten die 3. Klaſſe der Bewohner des ſpan. Amerika aus.

Metalle ſind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache Naturkörper von folgenden Eigenſchaften: ſie ſind undurchſichtig, beſitzen einen eignen ſpiegelnden Glanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das elektriſche Fluidum, ſind im Waſſer unauflöslich, haben in der Regel ein großes ſpecifiſches Gewicht, ſind mehr oder weniger dehnbar, ſchmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, abſorbiren dabei in der Regel den Sauerſtoff der Luft und verwandeln ſich in pulvrige Maſſen, d. i. Oxyde, und bilden auf irgend eine Weiſe mit Sauerſtoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflöſungen Schwefelalkalien und blauſaure Verbindungen meiſt farbige, ſeltener weiße Niederſchläge bewirken. Sie finden ſich in der Natur entweder gediegen, d i. ohne Beimiſchung, oder verlarvt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerſtoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutraliſirt, d. h. im Zuſtande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle iſt wegen ihrer Unbeſtimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt John die metalliſchen Körper unter folgende Klaſſen: I. Metalloide. A. Alkaliſche Metalle, d. h. Metalle, welche ſich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Kalium oder Potaſſium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4 Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8. Silicium, 9. Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Gly-

cynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Kolumbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchſten Temperatur merklich oxydirt werden, das Waſſer nicht zerſetzen, und deren Oxyde für ſich reducirbar ſind: 1. Platin, 2. Gold, 3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Iridium. B. Uebergangsmetalle. Sie unterſcheiden ſich von den vorhergehenden, daß ſie bei hoher Temperatur, obgleich höchſt unmerklich und langſam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osmium, 9. Queckſilber. C. Gemeine Metalle, d. h. ſolche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzuſtellen ſind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a. Höchſt ſtrengflüſſige und nur in dem höchſten und anhaltendſten Grade der Weißglühhitze ſchmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geſchmolzen ſind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Urgan, 14. Mangan. b. Etwas weniger ſtrengflüſſige, oder in der Weißglühhitze leicht ſchmelzende Metalle: 15 Kobalt, 16. Eiſen, 17. Kupfer; c. Leichtflüſſige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn, 19 Blei, oder flüchtige: 20. Tellur, 21. Antimonium, 22. Bismuth, 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arſenik, oder ſehr ſtrengflüſſige: 25. Chromium, 26. Molybdän. Wir fügen dieſer Eintheilung einige allgemeine Bemerkungen über die Metalle bei. Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommenſten zurück, weshalb man auch den ihnen eigenthümlichen beſondern Glanz Metallglanz genannt hat. In ſehr verſchiedenem Grade beſitzen ſie die Eigenſchaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch ſie beſonders in den Künſten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich iſt dieſe Eigenſchaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß iſt zu erwarten, daß man ſie auch bei den übrigen, ſich ſpröde erweiſenden Metallen, wenigſtens in einem geringern Grade auffinden werde. Kein Metall iſt bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keinesweges außer den Grenzen der Möglichkeit, vielmehr iſt die Zerlegung des Ammoniums der erſte Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zuſammenſetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymiſten) gegeben ſein. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieſelbe durch gewiſſe Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen ſehr vermehrt werden. Je größer die Biegſamkeit oder Elaſticität der Metalle zugleich mit der Härte iſt, deſto heller und ſtärker iſt der Klang, den ſie beim Anſchlagen verurſachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andre wirken auf das Geſchmacksorgan; aber beides geſchieht auf eine den Metallen ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme ſind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und dieſe Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen Statt. Der Schmelzpunkt der Metalle iſt ſehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüſſigen genau beſtimmt werden. Einige ſind bis jetzt noch unſchmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle: das Eiſen, Nickel und Kobalt, ſind des Magnetismus fähig. Sie ſind die beſten Wärme- und Elektricitätsleiter und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherem Grade die entgegengeſetzten Elektricitäten als andere ungleichartige Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff; einige abſorbiren ihn ſchon in gewöhnlicher, andre in erhöheter Temperatur; einige am begierigſten,

wenn das Sauerſtoffgas in Waſſer aufgelöſt iſt, und ſie zerſetzen zugleich das Waſſer in der gewöhnlichen Temperatur; andre erſt in der Rothglühhitze. Die edlen Metalle zerſetzen weder das Waſſer, noch abſorbiren ſie den Sauerſtoff der Luft. Alle Metalle oxydiren ſich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Waſſer oder die Säure zerhegt wird. Durch dieſe Aufnahme von Sauerſtoff verwandeln ſich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calcination).

Metalliques, ſ. Staatspapiere.

Metallkalk, ſ. Calcination und Metalle.

Metallnadeln, ſ. Perkinismus.

Metallreiz, ſ. Galvanismus.

Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel.

Metallurgie befaſt die ganze Kunſt, die Metalle aufzuſuchen, zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Dieſe Bearbeitung geht von dem Zuſtande des Erzes an; daher ſind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. ſ. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne verſteht man darunter nur die Operationen, mittelſt welcher die Metalle von ihren Erzen geſchieden werden. (S. d. Art. Hüttenkunde). Die Kenntniß von Bereitung der Metalle iſt ein wichtiger Theil der praktiſchen Chemie, und hat in neuern Zeiten, beſonders in Deutſchland und Schweden, die Form einer Wiſſenſchaft erhalten.

Metapher (wörtlich Uebertragung), iſt derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge deſſen man einen Gegenſtand durch Vorſtellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anſchaulicher und kräftiger zu ſchildern ſucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beſchreibenden Eigenſchaften werden mit ähnlichen Vorſtellungen vertauſcht, welche vergrößernd und verſtärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter ausſprechen müſſen; ſo daß dadurch ein Gegenſtand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beſchwingte Eile;“ „froſtige Warnungen,“ und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens,“ „das Ruder des Staats,“ „Feuer der Rede.“ Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine ſolche, welche das Sinnliche vergeiſtigt, z. B. „der zürnende Sturm;“ 2. die, welche das Geiſtige verkörpert, z. B. aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne ſeines Verdienſtes;“ 3. welche das ähnliche derſelben Sphäre auf einen größern Gegenſtand überträgt, z. B. „der ſilberne Mond,“ „das Licht des Leibes.“ Die erſte Art geht in die Perſonification über. Vorzugsweiſe wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (ſ. d. Art.) angeſehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert ſtehen bleibt. Die letztere iſt ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens iſt Kürze und Kraft des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derſelben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik (2. Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, ſagt von ihr richtig: „Sie iſt der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen ſich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finſterniß.“ Die Metapher iſt endlich ein Erzeugniß des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetoriſchen, dramatiſchen und lyriſchen Styl mehr, als das Gleichniß angehört; aber auch das Maß in der Anwendung derſelben zeigt den

geſchmackvollen Redner und Dichter. (S. die Art. Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verſchiedener Hinſicht gerechnet werden kann). Metaphoriſch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbeſondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphraſe, die Ueberſetzung eines Gedichts in Proſa.

Metaphyſik, die Hauptwiſſenſchaft der theoretiſchen Philoſophie, deren Gegenſtand die überſinnliche (metaphyſiſche) Erkenntniß ſein ſoll; auch Transſcendentalphiloſophie, rein ſpeculative Philoſophie. Den griechiſchen Namen ſoll dieſe Wiſſenſchaft zufällig erhalten haben; gewiß iſt es aber, daß Ariſtoteles in den Büchern, welche ſpäterhin die Ueberſchrift erhielten, aus welcher durch Zuſammenziehung dieſer Name entſtanden iſt, auch diejenigen Gegenſtände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieſes theoretiſchen Theils der Philoſophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, ſondern von dem Weſen und den höchſten Gegenſtänden derſelben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegenſatze der Logik (als einer formellen Wiſſenſchaft) Materialphiloſophie, im Gegenſatz der empiriſchen Naturlehre insbeſondere Metaphyſik genannt worden iſt. Dieſer iſt auch in dem Maße Haupttheil der Philoſophie, daß alle Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſichten hauptſächlich von der Verſchiedenheit der Metaphyſik abhängig iſt, und in derſelben zum Vorſchein kommt. Daher nannte man ſie auch ſonſt die erſte und vornehmſte Philoſophie; und der Name Metaphyſiker, metaphyſiſch, Metaphyſik wird oft mit der Benennung: Philoſoph, philoſophiſch, Philoſophie, gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptſächlich kommt es bei allen Philoſophien darauf an, was man für das Grundweſen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß deſſelben für möglich hält; auch ſind hiernach die Syſteme der Metaphyſik und überhaupt der Philoſophie ſelbſt verſchieden. Seit Wolf, der ihr die wiſſenſchaftliche Form gab, theilte man ſie in metaphyſiſche Ontologie, Kosmologie (dieſe wiederum in metaphyſiſche Körperlehre und Geiſterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphyſiſche Pſychologie gehörte) und metaphyſiſche Theologie; in jener ging man von den abſtracteſten Begriffen des Seins aus (metaphyſiſchen Begriffen), um aus denſelben nachher das Weſen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch dieſe Verſtandesbegriffe nicht fähig ſind, die Dinge ſelbſt zu erkennen (ſ. d. Art. Kant), ſetzte jedoch an die Stelle der Metaphyſik nur eine Kritik derſelben, worin ihm ſeine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphyſik der Natur und der Sitten redet. Eine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, meinen ſie, ſei nicht möglich, weil die überſinnlichen Gegenſtände und die Dinge an ſich in keiner Anſchauung gegeben werden können, oder weil dieſelben kein Gegenſtand einer möglichen Erfahrung ſein könnten. Die Ideen aber ſeien Erkenntniſſe, deren Gegenſtände ſich nicht beſtimmen und erkennen laſſen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß ſei aber bloß ſubjectiv. Indeſſen konnte ſich das Bedürfniß des Geiſtes, eine höhere, philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphyſiſche Syſteme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphyſik durch tiefere Unterſuchungen einzunehmen trachteten, indem ſie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinſtimmung des Bewußtſeins mit ſich ſelbſt im Wiſſen, als die

Grundfoderungen des Philoſophirens betrachteten. So verſchieden und wechſelnd nun auch dieſe metaphyſiſchen Anſichten und Syſteme ſein mögen, und ſo mißtrauiſch man daher gegen eine ſolche Wiſſenſchaft geworden iſt: ſo beweiſt dies doch nichts gegen die Metaphyſik ſelbſt, ſondern bezeugt nur eine Freiheit des Geiſtes, und eine Regſamkeit deſſelben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus verſinken würden. Uebrigens iſt zwar in keiner Anſicht die Wahrheit, aber auch keine Anſicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbſtthätigkeit dazu, ſich derſelben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geiſtes iſt dem engherzigen Despoten, der alle, ſelbſt die innerſte Regung der Freiheit vertilgen möchte, dieſe Selbſtthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Myſtiker verhaßt, weshalb jener die Metaphyſik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geſchehen, letztere ſie oft als eine unnütze Grübelei verſchreien, ohne ſie zu kennen. Weil aber die Metaphyſik die ſchwerſten philoſophiſchen Unterſuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philoſophiſcher Scharfſinn und Ausbildung des Verſtandes erfodert werden: ſo hat auch hiedurch der Ausdruck metaphyſiſch die Nebenbedeutung des ſchwer zu Durchdringenden, Tiefſinnigen und über die gemeine Anſicht Erhabenen mit Recht erhalten, worüber ſich der gemeine Verſtand eines Urtheils enthalten ſoll. T.

Metaſtaſe, in der Arzneikunde die Verſetzung des Krankheitsſtoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit ſeinem wahren Namen Trapaſſi, und war 1698 zu Aſſiſi, als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poeſie entwickelte ſich früh, beſonders durch das Leſen des Taſſo. Schon als Knabe verrieth er ſein poetiſches Talent durch Reimen und Improviſiren; allein er mußte letzteres, ſeines angegriffenen Nervenſyſtems wegen, bald aufgeben. Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der ſein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu ſich, nannte ihn, den Namen Trapaſſi in's Griechiſche überſetzend, Metaſtaſio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, ſondern hinterließ ihm auch, als er 1717 ſtarb, „als einem Jüngling von den größten Hoffnungen, ſein ganzes Vermögen." Metaſtaſio, der ſich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ ſich jetzt ſeiner Neigung für die Poeſie, und unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern italieniſchen Singſpiels. Schon in ſeinem 14. Jahre hatte er eine Oper: il Giustino geſchrieben. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Muſik aufgeführt wurde, betrat er ſeine Laufbahn als lyriſch-dramatiſcher Dichter, und machte ſich auf derſelben bald ſo berühmt, daß ihn 1729 Kaiſer Carl VI. nach Wien berief, zu ſeinen Hofdichter ernannte, und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Feſt Statt, das er nicht durch ſeine Verſe verſchönerte. Selbſt König Ferdinand IV. von Spanien, der ſeine Opern durch Farinelli's Geſang lieb gewann, ſandte dem Dichter ein ſchmeichelhaftes Geſchenk. Aber Mataſtaſio beſchränkte ſeinen Ehrgeiz auf den literariſchen Ruhm, und lehnte die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Thereſia, ihm ertheilen wollten. Er ſtarb 1782. Pius VI., der damals in Wien war, beſuchte ihn ſelbſt, und ſandte ihm ſeinen apoſtoleſchen Segen in articulo mortis. Die wichtigſten Werke Metaſtaſio's ſind ſeine Opern, und muſikaliſchen Cantaten, die in mehreren

Ausgaben erſchienen ſind. (Schon 1748 kamen die Opere drammatiche in Venedig zum neunten Male heraus; beſſer zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und Opere posthume Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern klaſſiſch geworden iſt, ſind die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbeſondere der ſanfteſte Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdruckvollſte Rhythmus ſeiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer poetiſchen Situation in der Kürze zuſammenzufaſſen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freilich muß man geſtehen, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert, ſowol von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt, und ſo kann die poetiſche Darſtellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlaſſen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch, aber ganz und gar nicht maleriſch. Seine Melodien ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederholen ſich mit weniger Abwechslung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat: ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im Ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Die Galanterie ſeiner Helden, die Zärtlichkeit ſeiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth ſein, als die Wahl ſolcher Stoffe, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Uebelſtand mit ſolchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſich ſelbſt geſchadet; ſeine Kraft war ihnen nicht gewachſen. Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es beſonders beigetragen, daß er nicht bloß vermöge ſeines Amtes, ſondern auch durch ſeine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; proſaiſche Geſinnungen und Gedanken, mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenſchaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittſamkeit: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben ſich nur wenige Opern des Metaſtaſio erhalten; da der veränderte Geſchmack in der Muſik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metellus. Dieſen Namen führten einige berühmte Römer. 1. Quint. Cäcil. Metellus, mit dem Beinamen Macedonicus, den er wegen der glücklichen Beſiegung der macedoniſchen Kronbewerber, und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römiſche Provinz blieb, erhielt. Er wurde dann zum Conſul erwählt, und führte eben ſo glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriatus, worauf er noch im Jahre der St. 622 das Amt eines Cenſors verwaltete. Er ſtarb im hohen Alter und hinterließ 4 Söhne, die ſämmtlich die höchſten Staatswürden bekleidet hatten, oder noch bekleideten. 2. Q. Cäcil. Metelus Numidicus. Dieſer als Feldherr nicht weniger berühmte Mann erhielt ſeinen Beinamen durch die glückliche Führung des Krieges gegen den numidiſchen Fürſten Jugurtha. Wir lernen ihn aus Salluſt kennen als einen ungemein thätigen, verſtändigen und tapfern Heerführer, und als einen ſehr unbeſcholtenen und edlen, wenn auch auf ſeinen alten Adel etwas ſtolzen Mann. Dem Marius, der ſich von ihm beleidigt glaubte, und der ihn mit unverſöhnlichem

Haſſe verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ, und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollſte Weiſe wieder aus ſeiner Verbannung zurückgerufen, und ſein Einzug in Rom glich einem Triumph. Sein gleichnamiger Sohn, der ſich ebenfalls im Bundesgenoſſen-Kriege und gegen Sertorius in Luſitanien rühmlich auszeichnete, erhielt den Beinamen Pius wegen der ungemeinen kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichſten Bitten um die Zurückberufung ſeines Vaters an den Tag legte.

Metempſychoſis, Metempſychoſe, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung.

Meteor, Meteore ſind Lufterſcheinungen, welche in der Atmoſphäre ihren Urſprung haben. Dieſe iſt durch die ungeheure Menge wäſſeriger und brennbarer Dünſte u. dgl., welche von der Erde aufſteigen, und bei den verſchiednen Verhältniſſen der Stoffe zu einander gleichſam das große chemiſche Laboratorium, worin die Natur ihre verſchiednen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. (S. Meteorologie). Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verurſacht, ſobald ſie an verſchiedenen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verſchieden iſt, eine Bewegung der mehr elaſtiſchen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo ſie weniger elaſtiſch iſt, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen Wind heißt. (S. d. Art. Wind). Durch das von der Erde in die Luft durch Verdünſtung aufſteigende Waſſer werden die wäſſerigen Meteore veranlaßt. Wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, verdichteten ſich die am Tage aufgeſtiegenen Dünſte, und werden in tropfbare Geſtalt als Thau (ſ. d.) abgeſchieden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif (ſ. d.) wird. Nebel (ſ. d.) iſt das Waſſer, das durch Vermehrung des Drucks der Atmoſphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunſte niedergeſchlagen, und wegen ſeiner höchſt feinen Zertheilung in der Luft ſchwimmend erhalten wird. Wolken (ſ. d.) ſind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft ſchwimmende Nebel, deren ſcheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Entfernung herrührt. Wenn die Zerſetzung der wäſſerigen Dünſte in den obern Regionen der Luft ſchnell genug und in hinreichender Menge geſchieht, ſo daß das niedergeſchlagene Waſſer zu Tropfen zuſammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern ſpecifiſchen Gewichts von der Luft nicht mehr getragen werden können: ſo entſteht Regen (ſ. d.), der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee (ſ. d.) wird, wenn aber bei ſeinem Herabfallen dem Waſſertropfen durch irgend eine Urſache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel (ſ. d.) bildet. Hieher gehören noch die Tromlen oder Waſſerhoſen (ſ. d.). Außer jenen luftigen und wäſſerigen Lufterſcheinungen ſind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerſt das Gewitter (ſ. d.) eine der allgemeinſten iſt, das allein in der Elektricität ſeinen Grund hat, wie ſchon 1746 Winkler zuerſt behauptet und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz (ſ. d.) iſt bloß ein ſtarker elektriſcher Funken und ſeine Erſcheinungen laſſen ſich alle im Kleinen mit der Elektriſirmaſchine nachmachen. Der Donner (ſ. d.) entſteht aus der durch den Blitz bewirkenden Erſchütterung der Luft, und das Wetterleuchten iſt ein Blitz, bei welchem wir den Donner nur wegen der großen Entfernung nicht hören. Das Nordlicht (ſ. d.), die glänzenſte und ſchönſte Lufterſcheinung, iſt wahrſcheinlich auch ein elektriſches Meteor. Der Regenbogen (ſ. d.) entſteht bekanntlich durch Bre-

chung der Sonnenſtrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematiſch erklärt werden. Eben ſo entſteht durch Brechung des Lichts in den Dünſten der Atmoſphäre die Abend- und Morgenröthe (ſ. letztere), ſo wie die Höfe (ſ. Hof), größere und kleinere helle Ringe um Sonne oder Mond, und wahrſcheinlich haben auch die ſogenannten Nebenſonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter und Irrwiſche ſind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphoriſchen Luftarten und Dünſten, die aus moraſtigem Boden aufſteigen, und Sternſchnuppen und Feuerkugeln (vergl. dieſe und Meteorſteine) ſind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmoſphäre.

Meteorologie iſt die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde, (ſ. d.) welche beſonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen.

Meteorſteine, auch Meteorolithen, Aerolithen, Uranolithen, von den Alten Bälylien genannt, ſind vom Himmel herabfallende, aus metalliſchem Eiſen, Nickel, Kieſelerde, Magneſia, Schwefel und Chrom beſtehende Maſſen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erſcheinen plötzlich in der Atmoſphäre, bewegen ſich mit einer reißenden Geſchwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplatzen nach einem kurzen Glanze, mit einem ſtarken Knalle oft in einer ſehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tauſend) Stücke, welche noch heiß, mit einer ſchwarzen Kruſte überzogen, mit einer ſolchen Gewalt herabfallen, daß ſie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieſer ſo lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten iſt in unſern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel geſetzt, und die Phyſiker haben ſich um die Erklärung deſſelben bemüht. Einige halten jene Maſſen für Erzeugniſſe unſerer Atmoſphäre, durch große chemiſche Prozeſſe bewirkt, wobei es übrigens faſt unbegreiflich bleibt, wie bei der höchſt verdünnten Luft an der äußerſten Gränze unſerer Atmoſphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, ſolche feſte Körper aus Stoffen, über deren Daſein in der Luft wir gar nichts wiſſen, gebildet werden könnten. Wahrſcheinlicher möchte daher die Behauptung ſein daß ſie aus den Mondvulkanen zu uns herabgeſchleuderte Maſſen wären (Mondſteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der ſtarken Compreſſion und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens iſt es mathematiſch erwieſen, daß bei günſtiger Lage des Mondes gegen die Erde eine ſchwere Maſſe, die aus erſterem mit einer anfänglichen Geſchwindigkeit von 8,293 Fuß in einer Secunde, oder ungefähr der fünffachen Geſchwindigkeit einer 24 pfündigen Kanonenkugel, ausgeſchleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unſre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeſchwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerſt ihren kosmiſchen Urſprung beweiſen wollen, und die Möglichkeit gezeigt, daß ſie auch Stücke kleiner, ſich um unſere Erde bewegender Planeten ſein könnten. Hierher gehören auch die großen Maſſen von Gediegen-Eiſen, das ſogenannte Meteoreiſen, namentlich die 71 Pfund ſchwere Maſſe, die 1751 am 26. Mai zu Hraſchina unweit Agram in Kroatien herabgefallen iſt, und ſehr wahrſcheinlich auch die durch Pallas 1772 in Sibirien am Jeniſei aufgefundne, auf 1600 Pfund geſchätzte Eiſenmaſſe, worin ſich Oelſtein

eingeſprengt findet; die auf 30,000 Pfund geſchätzte, in der ſüdamerikaniſchen Provinz Chaca Gualamba aufgefundene, von Rubin de Celis 1782 unterſuchte Maſſe; ſo wie das mehrere tauſend Pfund ſchwere Stück Gediegen-Eiſens, welches ſich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollſtändige Aufzählung aller bis jetzt gefallnen Meteorſteine, nebſt allen dahin gehörigen Beobachtungen und Unterſuchungen findet man in Gilbert's Annalen der Phyſik. (Vergl. Feuerkugel).

Meth oder Meht wird aus Honig und Waſſer durch Kochen und Gährung bewirkt, und iſt ein weinartiges Getränk, welches hauptſächlich in Polen und Rußland beliebt iſt. Oft gibt man ihm durch Zuſätz von allerhand Obſt (Johannisbeeren, Kirſchen, Himbeeren), Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je beſſern Honig man dazu nimt, deſto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhafteſten in den Hundstagen, und er nimt, wenn er alt geworden iſt, die Stärke und Lieblichkeit eines Mittelweins an. Für Ungarn iſt er als Handelswaare von Bedeutung.

Methode (griechiſch) iſt der Weg, die Art, wie man etwas zu erforſchen oder zu erreichen ſucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntniſſe zu behandeln oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verſtandes beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem äſthetiſchen Gefühle von Harmonie und Ebenmaß verfährt, und empiriſcher Natur iſt, unterſchieden wird. Manier iſt das Eigenthümliche in der Kunſt; die Methode aber gehört im ſtrengſten Sinne der Wiſſenſchaft an, und gibt der Behandlung der Erkenntniſſe den wiſſenſchaftlichen Charakter. Gleichwol iſt die ſtrenge (ſyſtematiſche) Methode bei der großen Leſewelt wenig beliebt, und Schriftſteller, die daſſelbe über ſpeculative Wiſſenſchaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der ſyſtematiſchen Darſtellung die fragmentariſche vorgezogen, die aber nur dann den wiſſenſchaftlichen Charakter behaupten kann, wenn ein methodiſches Denken aus ihr hervorleuchtet, wie z. B. in Platner's Aphorismen; denn aphoriſtiſch iſt derjenige fragmentariſche Vortrag der Wiſſenſchaft, deſſen Gang durch ein methodiſches Denken geregelt wird. Die Schriftſteller bedienen ſich, nach Maßgabe ihres Zweckes und der Wiſſenſchaft, die ſie behandeln, verſchiedener Methoden. Die ſtrengſte iſt die mathematiſche, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Erklärungen, Schlüſſen und Beweiſen die größte Anſchaulichkeit zu geben vermag. Sie iſt aber nur für eine Wiſſenſchaft, die es, wie die Mathematik, bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philoſophie haben vorzüglich die Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiſte der Syſteme, bei denen ſie angewendet wurden, hervorgingen: die ſkeptiſche, die, wie bei Hume, was ſie aufſtellt, in Zweifel zieht und das menſchliche Wiſſen ungewiß macht; die kritiſche, die, wie bei Kant, auf Unterſuchung der Gründe vorgetragener Sätze ausgeht; und die dogmatiſche, die, wie Schelling thut, apodiktiſch behauptet und beweiſt. Uebrigens iſt die Methode in Rückſicht des Fortſchreitens der Sätze einer Wiſſenſchaft entweder analytiſch, d. h. ſie geht von Ergebniſſen aus und ſucht die Gründe, oder ſynthetiſch, d. h. ſie folgert aus den Gründen die Ergebniſſe: allemal aber muß ſie, auf unbeſtrittne Elementarſätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logiſcher Strenge verfahren, um wiſſenſchaftlich zu bleiben. Denn populär (volksgemäß, gemeinverſtändlich) iſt ſie, wenn ſie nur vom

Bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Theilnahme zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode ſein, deren man ſich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht bloß darauf ab, der Wiſſenſchaft, die er behandelt, Genüge zu leiſten, ſondern vorzüglich ſie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher iſt die akroamatiſche Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein ſpricht, nur für ſchon gebildete Zuhörer und für den akademiſchen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerkſamkeit erſt gewonnen und feſt gehalten werden ſoll, hat die erotematiſche Methode, d. h. die abfragende, welche die Abhandlung des Lehrſtoffes vermittelſt eines Geſprächs zwiſchen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Hiſtoriſche Lehrſtoffe laſſen freilich nur ſolche Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenſchaft abfodert, ob er die gehörte oder geleſene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wiſſenſchaften aber, deren Gründe in der menſchlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, iſt die katechetiſche Methode an ihrem Orte. Dieſe Methode nämlich nimt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anſpruch, damit der abzuhandelnde Lehrſtoff aus ſeinen Antworten ſelbſt erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geſchieht dies durch eine Fortſetzung nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüſſe und kann an eine vorgeſchriebene Reihefolge formaler Uebungen, wie es Peſtalozzi in ſeiner Anſchauungslehre (ſ. Peſtalozzi und Anſchauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der katechetiſchen Methode, bei der das Poſitive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbſterzeugen des Lehrſtoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denſelben durch eignes Nachdenken zu finden vermag, und ſchon Worte genug hat, um ſich darüber auszudrücken. Auch verdient das Katechiſiren dann erſt den Namen der ſokratiſchen Methode, wenn der Lehrſtoff im Geſpräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen ſelbſt gefunden wird, der Lehrer aber durch ſeine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet, und es in beſtimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenſtand erhält. Ueberhaupt erfodert jede Kunſt und Wiſſenſchaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menſchlichen Geiſte gegründete Methode, oder Art und Weiſe, wie ſie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden ſoll, und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenſtand gibt, wird alle Mal diejenige, bei der ſich die Schüler denſelben am gründlichſten und eheſten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und ſtärken können, den Vorzug haben. Denn darin müſſen die Methoden für Unterrichtsgegenſtände aller Art mit einander übereinſtimmen, daß ſie den Lehrling in Stand ſetzen, ſich die Kenntniſſe und Fertigkeiten, die er lernen ſoll, durch eigne Thätigket zu erwerben, da nur das Selbſterworbene ganz unſer wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze, als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweiſet; auch darf es ihr nicht bloß darum zu thun ſein, ihrem Zöglinge eine Menge von Kenntniſſen und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bell's und Lancaſter's (ſ. Lancaſter) thun, ſondern ſie ſoll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum beſonnenen, ſeiner ſelbſt mächtigen, geiſtig geſunden und kraftvollen Men-

ſchen bilden. Dies beabſichtigt inſonderheit die peſtalozzi'ſche Methode, deren eigenthümliches Weſen Sachverſtändige in dem pädagogiſchen Grundſatze finden, bei dem Unterricht der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menſchlichen Erkenntniß auszugehen, die Lehrſtoffe, ſo weit es ihre Natur geſtattet, durch die eigne, zum Fortſchreiten nach feſten Regeln anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu laſſen, und dadurch die innere Stärkung und Erhöhung ſeiner Geiſteskräfte bis zu dem möglich höchſten Grade zu bringen. Ueber dieſen Grundſatz ſelbſt, und den Mechanismus ſtufenweis geordneter Uebungen, deſſen ſich die peſtalozzi'ſche Methode zur Erreichung ihres Zweckes bedient, ſind die Stimmen in der pädagogiſchen Welt ſehr getheilt. (S. d. Art. Peſtalozzi). In einer Geſchichte der Erziehungsmethoden wird die ſchöne Idee dieſes Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen, als der Philanthropismus, deſſen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerſtreuten. Der Ernſt der peſtalozzi'ſchen Methode hat viel dazu beigetragen, dieſem Unweſen Einhalt zu thun, und den der neuern Unterrichtsweiſe fremd gewordenen Geiſt der Gründlichkeit wieder in Kraft zu ſetzen, jene geiſtloſen Erzieher aber, die ſich nur im Gleiſe eines Schlendergangs, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, auf's neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieſes oder jenen gangbaren Lehrgegenſtandes, ſondern die Uebung der Kraft überhaupt, und die Bildung des Kindes zum Menſchen, der höchſte Zweck alles Unterrichts ſei. Die Aufgabe aber, eine untrügliche Methode, die unter allen Umſtänden für jeden Lehrer und Lehrſtoff die beſte ſein müſſe, zu erfinden, hat die peſtalozzi'ſche Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöſt, auch ſcheint ſie überhaupt nicht gelöſt werden zu können, da wol die Theorie unbedingte Grundſätze aufſtellen, die Praxis aber nur ſo viel davon gebrauchen kann, als den Umſtänden und Perſonen, von denen ſie abhängt, angemeſſen iſt. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieſelbe Methode, die an verſchiedenen Orten in Anwendung kommt, wird ſich immer nach der Perſönlichkeit der Lehrer, und nach den geiſtigen Bedürfniſſen und Fähigkeiten ihrer Schüler verſchieden arten. Am wenigſten ſcheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehl erzwingen zu wollen; da das Gelingen auch der beſten Methode hauptſächlich von dem Grade der Geſchicklichkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die ſie anwenden ſollen, und für ſolche, denen Luſt und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßige iſt, welche ſie ſchon inne haben. E.

Methodiſten wurden im 17. Jahrh. diejenigen Schriftſteller der katholiſchen Kirche genannt, welche den Streit mit den Proteſtanten durch neuerſonnene dialektiſche Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu ſtellen wußten. Mit dieſem Streite ſelbſt iſt auch der Name in neuern Zeiten erloſchen, und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgeſellſchaft beigelegt, die in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. im Schooße der engliſchen Kirche entſtanden iſt. Wie die Pietiſten in Deutſchland, vereinigten ſich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und ſtrengern Sitten; beſonders beabſichtigten ſie eine genauere Beobachtung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, als damals in der engliſchen Kirche gebräuchlich war, und widmeten ſich

Werken der Liebe, z. B. dem geiſtlichen Zuſpruch und Beſuch der Gefangenen und Miſſethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. ſ. w. Ihre anders geſinnten akademiſchen Mitbürger ſagten daher, ſie hätten eine neue Methode des chriſtlichen Lebens erfunden und nannten ſie ſcherzweiſe Methodiſten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieſer neuen Geſellſchaft allgemein gebräuchlich und von ihr ſelbſt angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten ſich beſonders John Wesley, der Stifter dieſes frommen Bundes, und der 1732 beigetretene George Whitefield durch Talent, Eifer und Anſehn aus. Der erſtere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er, als Heidenbekehrer, zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete, und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei dieſem Geſchäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei ſeiner Rückkehr nach England beſchloß, jene kleine Geſellſchaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefield's Predigten hatten das Volk an mehreren Orten auf ein ſolches Unternehmen vorbereitet. Bald ſammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathauſe Erbauungsſtunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen biſchöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geiſtlichkeit dieſer Kirche den methodiſtiſchen Predigern, welche ohne beſtimmte Anſtellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen ſuchten, die Kanzeln verbot, und der Zulauf bei ihren Verträgen ſo groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein ſchien, fingen ſie an, im freien zu predigen, und eine beſondere Kirche nach dem Muſter der apoſtoliſchen zu bilden. Die Neuheit der Sache, und der ganz eigne Charakter dieſer Feldpredigten, die ſich von den trocknen moraliſchen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der biſchöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Gemeinverſtändlichkeit, Nachdruck und religiöſe Begeiſterung auszeichneten, und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der engliſchen Geiſtlichkeit von den Kanzeln faſt verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menſchen, von der Verſöhnung durch Jeſum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt, mit aller Gewalt der Beredtſamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodiſten zuſehends vermehren. Whitefield, der feurigſte und kühnſte von allen, ſah oft auf Wieſen, Kirchhöfen, ja ſelbſt auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Abſtichs wegen am liebſten auftrat und die Laſter der Zeitgenoſſen ſtrafte, bei 12,000 Zuhörer um ſich verſammelt, die der Donner ſeiner Rede in Erſtaunen ſetzte und ſo gewaltig erſchütterte, daß viele in Verzuckungen fielen und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn dieſe plötzliche Bekehrung, die ſie mit den Pietiſten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodiſten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Abſicht nicht ſelten erreicht. Das Feldpredigen ſtellten ſie jedoch bald ein, und bauten ſich, um vor dem ſchlechten Wetter und vor dem Unfuge des Pöbels geſchützt zu ſein, eigene Bethäuſer, die ſie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerſt eine ſelbſtſtändige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat Gefährliches ſah, ſchritten ſie nun ungeſtört zur Einrichtung einer Kirchenverfaſſung, die, obgleich das gute Vornehmen mit den Herrnhutern ſchon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muſter der Brüdergemeinde, und ſelbſt als innerer Streit über die Gnadenwahl

1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die ſich zu dem calviniſtiſchen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonſtranten eine allgemeine Vorherbeſtimmung zur Seligkeit annehmen) verurſachte in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie iſt ganz das Rituale der hohen biſchöflichen Kirche, nur beobachten ſie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen ſanften und angenehmen Vortrag der Kirchengeſänge, in denen beide Geſchlechter abwechſeln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als dieſe. An den Wochentagen verſammeln ſie ſich früh vor und Abends nach ſechs Uhr zum Gottesdienſte im Tabernakel, und beobachten die Sonntagsfeier ſehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields bei London zur Feier des Stiftungsfeſtes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zuſammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht ſind die Gemeinden in Klaſſen, und dieſe wieder nach den Geſchlechtern in kleinere Geſellſchaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelſorge beauftragten Vorſteher wöchentlich zuſammen kommt und ſich über den Herzenszuſtand ihrer Glieder beſpricht. Alle Bands und Klaſſen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinſchaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen ſich die Methodiſten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt ſchon durch Ausdauer bewährt iſt, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeſchlagen ſind, und in eignen Betſtunden auf's neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Beſcheinigung ihrer von den Vorſtehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulaſſungsbillet zu den Privatzuſammenkünften der ſtehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müſſen. Neu eintretende Mitglieder erhalten eine gedruckte Sittenordnung zur Nachachtung, worin grobe und vorſätzliche Sünden namentlich verpönt ſind. Die Uebertretung dieſer Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde: Verweiſung, Bann und endlich Ausſchließung aus der Gemeinde nach ſich. Geleitet werden die Gemeinden von den Biſchöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil ſelten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Beſoldung, die ſie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortſetzen dürfen. Man ſieht daher in den Tabernakeln der Methodiſten Aerzte, Militärperſonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger auftreten; denn ſie haben keine beſondre geiſtliche Tracht. Den Predigern ſtehen in jeder Gemeinde ſieben Aelteſte zur Beſorgung der bürgerlichen und ökonomiſchen Angelegenheiten, die Vorſteher der Klaſſen und Bands und die Krankenbeſucher zur Seite *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schuhllehrer, und zu Kingswood bei Briſtol beſteht eine von Wesley gegründete Bildungsanſtalt, die ſeiner Partei als Predigerſeminar dient. Alle dieſe Diener der Geſellſchaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt, und Weßley, der das Anſehn eines Patriarchen und Oberhauptes ſeiner Partei genoß, hatte darauf bis an ſeinen Tod 1791

*) Ein ſolcher methodiſtiſcher Krankenbeſucher, Dr. Peckwell, ſtiftete die unter dem Namen der Krankenfreund berühmte Geſellſchaft zu London, deren Zweck die Aufſuchung und Pflege hülfloſer Kranken von allen Religionen iſt, und der ſchon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer ſeine Rettung verdankt.

den entſchiedenſten Einfluß. Als aber zu dieſer Zeit unter ſeinen Anhängern die Frage entſtand, ob man nicht das Abendmahl, das ſie bisher nach Wesley's Willen in den Verſammlungen der biſchöflichen Kirche genoſſen hatten, in den eignen Tabernakeln halten, und ſich gänzlich von dieſer Kirche losſagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abſtimmung, ſondern wieder durch's Loos entſchieden, bildete ſich unter dem Namen der neuen Methodiſten eine beſondere Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf, und 1796 ein aus Predigern und Laien zuſammengeſetztes Kirchendirectorium bildete. Dieſe den Laien erworbene Theilnahme am Patronatrechte verſchaffte den neuen Methodiſten einen anſehnlichen Zuwachs und ſie ſind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im J. 1808 hatten die Methodiſten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meiſten zu der Volksklaſſe der Matroſen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sklavenhandels, der zu den Methodiſten getreten iſt und ihre Grundſätze vertheidigt hat, ſind ſelten bei dieſer Partei, die überhaupt auf geſellige und gelehrte Bildung nicht Anſpruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung ſind die Methodiſten eben ſo leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch iſt ihre Meinung ſchwärmeriſcher und ihr Thun und Treiben weniger weltklug. Das Eigenthümliche ihres Glaubens beſteht nur darin, daß ſie auf die poſitiven Lehren des Chriſtenthums einen größern Werth legen, als die engliſche Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menſchen für das Werk augenblicklicher ſtarker Gemüthsbewegung halten. Auch ſtehen ſie in der Meinung, durch dieſe geiſtliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere ſittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menſchen möglich ſcheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düſtern Selbſtquälern und Heuchlern. Das große Verdienſt, die niedern Volksklaſſen zur Arbeitſamkeit, Sittſamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht ſie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und ſie werden unter die ruhigſten, nützlichſten und wohlthätigſten Bürger gerechnet. Weniger gebührt dieſes Lob den Methodiſten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefield's und anderer Miſſionaire zwar einen großen aber eben nicht ſehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daſelbſt durch die Predigten Shady-Islands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichtes auf, welche die ſeltſamſten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und, die Entzückungen der Andacht in Wahnſinn verkehrte. In den Verſammlungen dieſer Erleuchteten, welche häufig des Nachts im freien Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reiſende, wie Perrin du Lac vom J. 1805 und Michaud vom J. 1808, die tollſten Ausſchweifungen der religiöſen Schwärmerei geſehen. Die Verſammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erſt mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Verzuckungen, welche ſie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodiſten von Jonathan Crowther (A portraiture of Methodisme, or the history of the Wesleyan Methodists. Lond. 1816) gibt von ihrer großen Ausbreitung und

Verfaſſung genauere Nachrichten, ſo wie auch Robert Southey's Lebensgeſchichte Wesley's ſchätzbare Nachrichten über die Ausbildung der Anſtalt mittheilt. Im brittiſchen Reiche befinden ſich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodiſten in Europa und Amerika ſoll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, iſt die Anweiſung zur planmäßigen (methodiſchen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wiſſenſchaft; ſie verbindet ſich gewöhnlich mit der Encyklopädie einer Wiſſenſchaft. In der Logik hat man auch ſeit Kant einen Theil dieſer Wiſſenſchaft ſo genannt, beſonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wiſſenſchaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechslung, nennt man die rhetoriſche Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe ſtatt der eigentlichen, z. B. die Urſache ſtatt der Wirkung, oder jene ſtatt dieſer, das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen ſtatt der bezeichneten Sache, der Raum ſtatt der darin befindlichen Gegenſtände u. ſ. w. geſetzt werden. Z. B. die Arbeit der Stiere, für Getreide; graue Haare, für Alter; ſich empfehlen, für weggehen; Oelzweig für Frieden; der Wald ſingt ſein Lob, für die Vögel ꝛc.

Metopen, Zwiſchentiefen. Mit jener griechiſchen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der doriſchen Säulenordnung zwiſchen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten offen gelaſſen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelaſſen, aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptſache geweſen ſein, warum man ſie bei der joniſchen und korinthiſchen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorſpringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierlicheres Anſehen hatte.

Metre, ſ. franzöſiſches Decimalſyſtem.

Metrik iſt die Wiſſenſchaft der allgemeinen Geſetze des Rhythmus, als Grundlage aller Vermeſſung, verbunden mit der Darſtellung der gebräuchlichen Versarten, ſofern dieſelben durch jene allgemeinen Geſetze bedingt ſind. Wir verweiſen darüber vornehmlich auf die Art. Rhythmus und Vers. Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Ariſtoxenus und Heliodor, ſind verloren gegangen, und was die Scholiaſten und Grammatiker darüber mittheilen geſchieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später ſuchte man zwar das Getrennte in wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu bringen, aber die Verſuche ſcheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein Syſtem zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerſt das Rechte, wie ſeine Abhandlung über die Versmaße des Terenz beweißt. Nach ihm ſtellten Brunck und Reiz gute Forſchungen über die Metrik an, aber erſt der gelehrte Hermann entwickelte ſeit 1796 auf dem Wege, den die kritiſche Philoſophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus ſelbſt die allgemeinen Grundſätze der neuen Wiſſenſchaft. Allein ſchon Bernhardi hatte an Hermann's Theorie den Mangel einer muſikaliſchen Grundlage gerügt, welchen zuerſt Apel in ſeiner Metrik mit eben ſo viel Scharfſinn als Sachkenntniß gehoben hat. Man vergl. d. Art. Apel und Rhythmus.

Metrologie, die Maß- und Gewichtkunde.

Metronom', ſ. Taktmeſſer.

Metropolit oder Metropolitan iſt der griechiſche Name eines Erzbiſchofs. Die Hauptſtadt einer Provinz heißt im Griechiſchen Metropolis, und da die Biſchöfe der Hauptſtadt ausgezeichnet wurden, ſo erhielten ſie auch einen beſondern Titel. Der Metropolit ſteht über dem Biſchofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechiſchen Kirche iſt dieſer Titel noch gebräuchlich. Metropolitankirche heißt die erzbiſchöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne ſo viel als Maß, Takt, in der Dichtkunſt das Sylbenmaß und das Versmaß. Metromanie daher die Sucht, Verſe zu machen. Metrometer, der Taktmeſſer ſ. d. Art. u. Rhythmus.

Mette (aus dem lateiniſchen matutina verſtümmelt) heißt der Frühgottesdienſt, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, beſonders der einem großen Feſte in der katholiſchen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienſt, z. B. Chriſtmette.

Metternich. Das fürſtliche Haus Metternich leitet ſeinen Urſprung aus einem alten rheinländiſchen Dynaſtengeſchlecht her, das dem deutſchen Reiche im 16. und 17. Jahrh. drei Kurfürſten, zwei von Mainz und einen von Trier (Lothar, der 1623 ſtarb, und die katholiſche Ligue mit befördert hatte), gegeben, und ſchon im Freiherrnſtande, vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde, das Sitz- und Stimmrecht auf den deutſchen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen ſechs Linien, worein ſich dieſe Familie in frühern Zeiten theilte, iſt jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilſtein, vorhanden, welche ſeit 1696 die reichsgräfliche und ſeit dem 30. Juni. 1803 die reichsfürſtliche Würde führte. Winneburg und Beilſtein, im ehemaligen Kurfürſtenthum Trier, zwiſchen der Moſel und dem Hundsrück gelegen, erwarb die Familie Metternich, nachdem das Haus Winneburg und Beilſtein ausgeſtorben war, im Anfange des 17. Jahrh., durch die Begünſtigung des Kurfürſten von Trier, Lothar, aus dem Hauſe Metternich. Die Reichsgrafſchaften Winneburg und Beilſtein blieben, nebſt mehrern andern unmittelbaren reichsritterſchaftlichen Herrſchaften und Gütern jenſeit des Rheins, im ungeſtörten Beſitze des Hauſes Metternich, bis ſolche 1803, bei Beendigung der Reichsfriedens-Entſchädigungs-Angelegenheit, an Frankreich kamen. Das gräflich-metternich'ſche Haus wurde für dieſe verloren gegangnen reichsſtändiſchen Beſitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochſenhauſen in Schwaben, die außer dem Kloſter und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegnen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fiſchbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen beſteht, in dem Maße entſchädigt, daß es dieſe Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden, und mit der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11,000 an den Grafen von Quadt und 8,150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März 1803 in Beſitz dieſer Entſchädigung, doch verlor es durch die Bildung des rheiniſchen Bundes im Juli 1806 ſeine Souveränitätsrechte, welche Würtemberg zu Theil wurden. In der neueſten Zeit haben ſich zwei Staatsmänner aus dieſem Geſchlecht berühmt gemacht. Fürſt Georg Metternich, geboren zu Koblenz 1746, war ſeit 1773 k. k. außerord. Geſandter und bevollmächt. Miniſter an den Kurhöfen von Mainz, Trier

und Köln und am weſtphäliſchen Kreiſe. 1790 war er Wahlbotſchafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791 dirigirender Miniſter in den ſo eben wieder unterworfenen Niederlanden, unter dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen und der Erzherzogin Chriſtine, 1793 und 1794, nach der Wiedereroberung Belgiens unter dem Erzherzog Carl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweiten Male verloren gingen. Bei dem raſtadter Congreß war er öſterreich. Principal-Commiſſarius, und 1810 verwaltete er, in Abweſenheit ſeines Sohnes, proviſoriſch das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten. Er war vermählt mit Beatrix Aloiſia, Gräfin von Kagenegg, und ſtarb den 11. Aug. 1818. 2. Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Graf, und ſeit 1813 Fürſt von Metternich des gleichen, ſeit 1816, Herzog von Portello, in Sicilien, des vorigen Sohn und Nachfolger, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Miniſter, wie auch Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geboren 1773, iſt vermählt ſeit 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des berühmten Miniſters, und als Allodialerbin deſſelben Beſitzerin der Herrſchaft Auſterlitz. Dieſer mit ſeltenen Talenten ausgeſtattete Staatsmann eröffnete ſeine diplomatiſche Laufbahn auf dem raſtadter Friedenscongreſſe, als Geſandter des weſtphäliſcheu Grafencollegiums, 1801 ernannte ihn der öſterreichiſche Hof zum Geſandten in Dresden wo er während der Verhandlungen über die deutſche Entſchädigungsſache verblieb. Im Winter 1803 — 1804 kam er nach Berlin, in dem wichtigen Augenblicke, als der Wiederausbruch des Krieges mit England, die Beſetzung Hannovers, die Gewaltſtreiche gegen die engliſchen Geſandten, die Verwandlung des Conſulats Buonaparte's, in erbliche Kaiſerwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Buonaparte's Gewaltſtreiche in Italien, den Wiederausbruch der dritten Coalition allmälig herbeiführten. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preußiſchen Gebiets im Anſpach'ſchen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anweſenheit des Kaiſers Alexander und des Hoch- und Deutſchmeiſters Erzherzog Anton in Berlin, Oeſterreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat gegen Napoleons auf Univerſalmonarchie hinſtrebende Plane gewaffnet zu haben. Er erhielt dafür das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht bei Auſterlitz und der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag, vereitelten die Früchte jenes Tractats. 1806 ging den Grafen Metternich ſtatt des Grafen Philipp Cobenzl als Botſchafter nach Paris, wo er ſehr wirkſam für Oeſterreich und ſelbſt von den franzöſiſchen Machthabern geliebt und geehrt war. Am 10. Oct. 1807 ſchloß er zu Fontainebleau die Uebereinkunft, welche jene höchſtbedenklichen Irrungen wegen der unerwarteten Beſetzung der Bocche di Cattaro durch ein ruſſiſches Geſchwader endigte, den Iſonzo zur Gränze gegen das Königreich Italien machte. Was er 1805 in Berlin mit mehr Glück als irgend ein Anderer vor ihm begonnen hatte, ſetzte er 1808 mit Scharfblick und ſeltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob ſich gegen Napoleon, die franzöſiſchen Adler verloren den Ruf der Unüberwindlichkeit. Wurden Spanien und Portugal unterjocht, und die Zuſammenkunft in Erfurt ſchien dies nur allzuſehr zu ſichern, ſo blieb Oeſterreich wol nur das Schickſal, zuletzt zu unterliegen. Aus dieſer Ueberzeugung ging das unvergeßliche Heldenjahr 1809 hervor, welches das Jahr 1813 möglich gemacht hat, wiewol das Ergebniß ſo rühmlicher Anſtrengungen den

Erwartungen damals nicht entſprach. Faſt gleichzeitig mit der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich aus Paris in Wien an, fand ſich ſpäterhin in des Kaiſers Hoflager zu Komorn ein und leitete die Friedensverhandlungen zu Ungariſch-Altenburg mit dem franzöſiſchen Miniſter Champagny. Unterzeichnet wurde der Frieden durch den Fürſten Lichtenſtein. Graf Metternich erſetzte den Grafen Stadion in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, ihn aber in der Botſchaft zu Paris Fürſt Carl Schwarzenberg. Napoleons Vermählung mit Marie Louiſe von Oeſterreich war dieſes Friedens erſte Folge. Dieſes Opfer rettete das ſchwer bedrohte Oeſterreich, und gewann ihm unſchätzbare Zeit. Graf Metternich begleitete die neue Kaiſerin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen vorzeitigen Ungewitters im Norden zu beſchwören, ſcheiterten an Napoleons unerſättlichem Eroberungsdurſt. Noch in Dresden, wo Metternich ihn zum letztenmale ſah, war er ganz von dem alten Uebermuthe des Glückes beherrſcht, das ihn doch ſchon verlaſſen hatte. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Verträge und Verpflichtungen, ſo wie der Rückſichten, welche die aufgedrungene Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht da zu ſtehen, wo Europa Oeſterreich erwartete, und zur Entſcheidung ſeines beſſern Schickſals nicht entbehren konnte. Das berühmte Manuſcript von St. Helena iſt das glänzendſte Geſtändniß, mit welcher Geiſtesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten der europäiſchen Menſchheit gewirkt habe. Aber der rechtliche und moraliſche Anſtand, mit dem er eine der verwickeltſten diplomatiſchen Aufgaben gelöſt, wird noch ein edleres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollſtändig eröffnet ſein werden. Er brachte die Verbindung glücklich zu Stande. Am Abend der glorreichen Völkerſchlacht von Leipzig ertheilte Kaiſer Franz ihm die öſterreichiſche Fürſtenwürde für ſich und ſeine Nachkommen. Späterhin in Paris erhielten er und der Fürſt Carl Schwarzenberg das öſterreichiſche Wappen in das Herzſchild des ihrigen, und nur ſie beide allein, dieſer das Großkreuz des aus den eroberten Kanonen gegoſſenen Ehrenzeichens, jener das goldne Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienſte geſtifteten goldnen und ſilbernen Ehrenkreuzes. Auf dem wiener Congreſſe, beim zweimaligen pariſer Frieden, in allen Unterhandlungen, welche die neue Geſtaltung der Welt und die Wiederkehr der alten Ordnung betrafen, ſchimmert ſein Name vor andern und die Geſchichte kann ſchwerlich einen Staatsmann aufweiſen, der in dieſem Alter ſo viele glänzende Auszeichnungen in ſich vereinigt hätte, ſo wie die Epoche ſeines Miniſteriums gewißlich die der glänzendſten Machtbegründung Oeſterreichs iſt. Im Februar 1816 ernannte ihn der König beider Sicilien zum Herzoge von Portella, mit 60,000 Ducati Einkünfte. Auch beſitzt er ſeit dem Juni 1816 den Johannisberg als ein Geſchenk des Kaiſers Franz I. Es verdient noch höhere Achtung, daß Fürſt Metternich mitten unter den großen Anſprüchen der Gegenwart gleichwol der Zukunft niemals vergeſſen, an den innern Angelegenheiten, der Herſtellung der Finanzen, ſo wie der Verbeſſerung in allen Zweigen der Verwaltung den lebendigſten Antheil genommen, umfaſſenden Unternehmungen zu Gunſten der Nothleidenden thätig vorgeſtanden, und unter den großen Elementen des Staats und Krieges auch vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt eifrigſt befördert hat. Wie Kaunitz der Stifter, ſo war Metternich der Wiederherſteller der Akade-

mie der vereinigten bildenden Künſte in Wien. Das öſterreichiſche Alterthum, die Geſchichte, und, wie die Diplomatie, ſo auch die Diplomatik, waren vorzügliche Gegenſtände ſeiner Sorgfalt. Eine Fortführung dieſes Art. ſ. in der neuen Folge dieſes Werks B. XI. und XII.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluſſe der Seille in die Moſel, die Hauptſtadt des franz. Moſeldepartements. Sonſt war ſie eine freie Reichsſtadt, ward aber 1552 von franz. Truppen beſetzt und 1648 völlig an Frankreich abgetreten. Sie iſt ſtark befeſtigt und hat außerdem drei Citadellen. Man zählt hier 5800 Häuſer und 36,000 Einwohner. Es fehlt zwar nicht an geraden und gut gepflaſterten Straßen, ſchönen Häuſern uud mehreren hübſchen öffentlichen Plätzen; doch iſt im Ganzen die Stadt altmodiſch gebaut. Zu den ſehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauſpielhaus und die Intendantur. Metz iſt der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militärdiviſion, eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchofe von Beſançon ſteht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurſchule. Außer wichtigen Gewerken in Kattun, Zitz, Parchent und Wollenzeugen, findet man auch 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel mit Landeserzeugniſſen, und bauen viel Obſt. Jährlich wird im Mai eine Meſſe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Moſel, befinden ſich die Trümmer einer großen römiſchen Waſſerleitung, von dem Volke die Teufelsbrücke genannt.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Maler der niederländiſchen Schule, war 1615 in Leyden geboren, und lebte in Amſterdam, ſeiner Geſchicklichkeit wegen, in großem Anſehen. Seine Muſter waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er malte Gegenſtände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken ꝛc. Seine Manier iſt frei und gefällig, und er iſt ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben ſo gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demſelben einen rothen Vorhang in Anſehung der Stoffe leicht unterſcheiden kann, ohne in den Farben einen großen Abſatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute ſtimmt, und eine andre, welche die Hände in einem ſilbernen Becken wäſcht, das ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu ſeinen vorzüglichſten Stücken. Seine Werke ſind ſelten, weil er langſam arbeitete, aber ſehr geſchätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten ſchreibt man ſeinen frühen Tod zu. Er ſtarb 1658 in Amſterdam.

Meudon (Schloß und Flecken bei Paris). Dieſer, auch in der Revolutionsgeſchichte Frankreichs bekannt gewordene Ort liegt im jetzigen Departement der Seine und Oiſe und gehört zum Arrondiſſement von Verſailles und den Kanton Severs. Nach der Meinung einiger Alterthumsforſcher ſoll der Flecken Meudon ſchon zu Cäſar's Zeiten exiſtirt haben; Andre verneinen dies jedoch, wie es uns ſcheint, mit Recht. Auch das Daſein des alten Schloſſes reicht in weit entlegne Zeiten hinauf. Im 17. Jahrh. gehörte daſſelbe dem bekannten Louvois, der den ſchon von der Herzogin von Etampes, Anna de Piſſelû (der Geliebten Franz des I.) faſt anderthalb Jahrhunderte früher angelegten Park, bedeutend erweitern ließ, und der damals ihre Seſſionen noch nicht im Louvre haltenden Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, das Schloß von Meudon zu ih-

ren Sitzungen einräumte. Nach Louvois Tode kaufte Ludwig XIV. das Schloß und ſchenkte es dem Dauphin (nachherigem Ludwig XV.) welcher neben dem alten, von Philibert de Lorme, erbautem Gebäude, einen neuen, prachtvollen Palaſt aufführen und durch den berühmten le Notre (ſ. d. Art.) den Garten ungemein verſchönern ließ. Unter Ludwig XVI. bewohnte Marie Antoinette und der Dauphin, ſo wie auch nach deſſen Tode, dieſer unglücklichen königl. Aeltern zweiter Sohn, der junge Herzog von der Normandie und nachheriger Dauphin (von den Royaliſten in der Revolution und nach des Königs Hinrichtung nur Ludwig XVII. genannt) Meudon, das indeß mit dem Fall des Königshauſes aufhörte ein Vergnügungsort zu ſein und laut Befehl des Wohlfahrtsausſchuſſes vom 20. October 1793 die Beſtimmung erhielt dem Nationalinſtitut zur Vorbereitung nützlicher Erfindungen zu dienen. Um aber die Arbeiten welche hier betrieben wurden und deren Zweck mehrentheils Vervollkommung der zum Kriege nöthigen Dinge war, deſto ſicherer und geheimnißvoller ausführen zu können, umgab man das Schloß und einen Theil des Parks feſtungsartig mit tiefen und breiten Gräben und Erdwällen, und der patriotiſche Eifer der hierzu aufgebotenen Einwohner des Fleckens und der Umgegend war ſo groß, daß die Sache in höchſt kurzer Zeit vollendet war, worauf denn der Wohlfahrtsausſchluß ſich gemüßigt fand, den Leuten deswegen ein eigenes Belobungsſchreiben zu ertheilen. Mehrere Arbeiten wurden nun hier in den, einſt dem Luxus geweihten Sälen verfertigt die auf den ausgebrochenen Krieg nicht ohne bedeutenden Einfluß blieben und wir nennen hier die daſelbſt zuerſt zum Beſuch von Recognoscirungen angegebenen und dann bei der Schlacht von Fleurus im J. 1794 angewendeten Luftballons, durch welches Mittel die Stellung der Feinde von den Franzoſen erkundſchaftet, die Verbündeten eingeſchreckt, und dadurch vereint, der Sieg errungen wurde. Im März 1795 brach durch Unvorſichtlichkeit eines Arbeiters Feuer im alten Schloſſe aus, wodurch daſſelbe gänzlich in Aſche gelegt und nur mit vieler Mühe das neue von Ludwig XV. als Dauphin aufgeführte Gebäude gerettet werden konnte. Unter Napoleons Herrſchaft wurde das Schloß von Meudon wieder ſeiner erſten Beſtimmung zurückgegeben, auf's prachtvollſte von neuem eingerichtet und von dem Kaiſer hernach ſeinem Sohne ſo lange zum Aufenthaltsort angewieſen als derſelbe noch die Bruſt erhielt. Später bewohnte die Kaiſerin Marie Louiſe, während Napoleons unglücklichem Feldzug nach Rußland, nebſt dem jungen Napoleon das Schloß, das nun wieder eine Domaine der königl. Krone von Frankreich geworden iſt. Für die Bewohner des Fleckens Meudon iſt theils der Weinbau, theils die Arbeit in den reichhaltigen Kreidebrüchen, Haupterwerb. Dieſe Kreidebrüche, deren Ergebniß in Frankreich im Handel gewöhnlich nur blanc de Meudon genannt wird, ſind von großer Ausdehnung und ziehen ſich von Meudon aus längſt der Seine (oft hart an deren Ufer über Moulineaux (woſelbſt der Haupteingang dazu iſt) bis nahe an Severs (den Sitz der bekannten Porzellanfabrik) hin. Die Höhlen welche hier in die ungemein tief liegenden Kreidelager, theils von der Natur, theils durch die Hand der Menſchen gebildet worden ſind, geben, wenn man ſie beim Schein der Fackeln beſucht, einen höchſt pittoresken Anblick und die Ausbeute welche hier nicht ſelten an oft ſehr ſchönen Verſteinerungen und andern Formationen gemacht wird, vermehren das Intereſſe dieſer Gegend, auch noch in mineralogiſcher und naturgeſchichtlicher Hinſicht.

Meulen (Anton Franz van der), ein berühmter Schlachtenmaler, wurde zu Brüſſel im J. 1634 von reichen Aeltern geboren. Peter Snayers, ein zu ſeiner Zeit in Ruf ſtehender Maler, war ſein Lehrer; bald übertraf aber der Schüler den Meiſter. Einige von dem damals noch jungen van der Meulen nach Frankreich gekommene Arbeiter machten den berühmten Lebrün auf den Künſtler aufmerkſam, und veranlaßten ihn, den Miniſter Colbert anzugehen, er möge den talentvollen Mann wo möglich in's Land zu ziehen ſuchen. Colbert that dies auch und van der Meulen ward mit einem Gehalt von 2000 Livres und freier Wohnung in der Gobelinmanufaktur, nach Paris gerufen. Sein Talent als Schlachtenmaler empfahl ihn hier nun beſonders dem König (Ludwig XIV.) der ihn fortan ſtets in ſein Gefolge nahm wenn er in's Feld zog, und nicht ſelten ihm ſelbſt die Gegenſtände anwieß die er durch des Künſtlers Pinſel verewigt wünſchte. So fand, durch die Kriegsluſt eines eitlen Fürſten begünſtigt, der Maler Gelegenheit, ſich immer mehr und mehr in ſeinem Fache zu vervollkommen, und er wird mit Recht, vermöge der Wahrheit und des Ausdrucks welchen er ſeinen Arbeiten zu geben wußte, als einer der erſten Schlachtenmaler anerkannt. Aber auch in der Landſchaftmalerei zeichnete ſich der Künſtler ſehr vortheilhaft aus, und man hat Gemälde von ihm die zu dem Beſten was man in dieſem Fache kennt, gerechnet werden. Unter die ausgezeichnetſten ſeiner Arbeiten gehören der Einzug Ludwig XIV. in eine eroberte Stadt; der Einzug dieſes Königs in Arras; die Belagerung von Maſtricht; ein Reiter welcher ein Glas in der Hand, mit einem jungen Frauenzimmer ſpricht, die eben ihre Guitarre ſtimmt; ein Jäger, gleichfalls das Glas in der Hand und eine Federviehhändlerin inmitten ihres Krams. Außerdem hat man noch von ihm viele trefflich gearbeitete Anſichten der verſchiedenen königl. Schlöſſer in Frankreich und mehrere Arbeiten die er eigens zum Behuf der Gobelinmanufaktur machte, und die ſeitdem verſchiedentlich auf dieſe kunſtreiche Art nachgewebt worden ſind. Beſonders glücklich war übrigens van der Meulen in dem Ausdruck den er ſeinen Pferden zu geben wußte, wo er wirklich die höchſte Natur erreichte. Dies bewog denn auch ſeinen Freund und Schwiegervater Lebrün ihm die Ausführung der Pferde in deſſen Gemälden der Schlachten von Alexander zu übertragen. Durch die berühmteſten Kupferſtecher ſeiner Zeit, wie: Lepautre, Sylveſter, Huchtenburg, Bonnart, de Hooghe, van Schuppen u. A. iſt eine Reihe von 152 Platten nach van der Meulen's Gemälden geſtochen worden, unter denen ſich beſonders die von ſeinem Schüler Baudoin ausgegebenen auszeichnen, und jetzt den 16. 17. und 18. Bd. der großen unter dem Namen Cabinet du Roi bekannten Kupferſammlung, bilden. 1673 wurde van der Meulen zum Mitglied der Akademie ernannt. Er ſtarb 1690 im 56. Jahre ſeines Alters. Ein ſehr ähnliches Bildniß von ihm in Kupferſtich, findet ſich von van Schuppen verfertigt, zu Anfang des 16. Bandes der oben erwähnten Sammlung von Abdrücken ſeiner Gemälde.

Meuſel (Joh. Georg), ward 1743 zu Eyrichshof im fränkiſchen Ritterkanton Baunach, wo ſein Vater Cantor war, geboren, beſuchte die Rathsſchule und das akademiſche Gymnaſium zu Koburg, bezog 1764 die Univerſität Göttingen, wo er Mitglied des hiſtoriſchen Inſtituts und des philologiſchen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebenen Schrift von der philoſophiſchen Facultät in Wittenberg die Magiſterwürde, und wandte ſich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorleſungen hielt, bis

er 1769 als Profeſſor der Geſchichte nach Erfurt berufen, und in demſelben Jahre zum quedlinburg'ſchen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebte er als Hofrath, Profeſſor der Geſchichte und Mitglied vieler gelehrten Geſellſchaften zu Erlangen, machte ſich bis in ſein hohes Alter durch Vorleſungen und nützliche Schriften verdient. Kurz vorher zum geheimen Hofrath ernannt, ſtarb er zu Erlangen den 19. Sept. 1820, in ſeinem 78 Jahre. Sein Schriftenverzeichniß iſt ein Beweis des ernſten und unverdroßnen Fleißes, und der Vielſeitigkeit ſeiner gelehrten Thätigkeit. Mit gleichem Glück hat er ſich in der Statiſtik, allgemeinen Geſchichtskunde, Kunſt- und Literargeſchichte verſucht, ganz vorzügliche Verdienſte ſich aber in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutſchland (5. Ausg. Lemgo 1796 ff.), ſein Lexikon der vom J. 1750 — 1800 verſtorbenen deutſchen Schriftſteller (Lpz. 1802 ff.), ſeine Bearbeitung von B. G. Struv's Bibliotheca historica (Th. 1 — 9. Lpz. 1782 — 1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) ſind in Rückſicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollſtändigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunſtgeſchichte trug er dadurch viel bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutſchland kaum einzelne Punkte derſelben bearbeitet hatte, größre Sammlungen unternahm (deutſches Künſtlerlexikon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde. 8. Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts. 1 — 30. Heft. Erfurt 1779 f. Muſeum für Künſtler und Kunſtliebhaber. 1 — 18. Stück. Mannheim 1787 ff. Neues Muſeum u. ſ. w. 1 — 4. St. Lpz. 1794 f. Neue Miscellaneen artiſtiſchen Inhalts, 1 — 14. St. Lpz. 1795 ff. Archiv für Künſtler und Kunſtliebhaber. Dresden 1803 ff.) Um die Statiſtik, über welche er in Erlangen zuerſt Vorleſungen hielt, hat er ſich durch ſeine Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatenhiſtorie (5. Aufl. Lpz. 1816. gr. 8.), Literatur der Statiſtik (Leipz. 1806. 1807. 2 Bde. 8.), und durch ſein Lehrbuch der Statiſtik (3. Aufl. Lpz. 1805. 8.), ſo wie um die allgemeine Geſchichte durch mehrere Journale (fortgeſetzte Betrachtungen über die neueſten hiſtoriſchen Schriften. Halle 1774 ff. nebſt Fortſetzungen) und Sammlungen (der Geſchichtforſcher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in ſeiner Geſchichte von Frankreich (als 35 — 39. Theil der allgemeinen Welthiſtorie), und in ſeinem Leitfaden zur Geſchichte der Gelehrſamkeit (1 — 3. Abthl. Leipz. 1799 ff. 8.) auch als Geſchichtſchreiber auf, indem beſonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meiſter ſeines Stoffes werden laſſen. Er ſtarb 1821.

Mexiko oder das ſpaniſche Vicekönigreich Neuſpanien liegt in Nordamerika. Das eigentliche Mexiko, jetzt Altmexiko, eroberte Ferdinand Cortes in den J. 1519 — 21. Dieſes Land grenzt gegen Norden an Neumexiko und das Mar vermejo, gegen Süden an die Meerenge von Panama, gegen Oſten an den mexikaniſchen Meerbuſen, und gegen Weſten an das Süd- oder ſtille Meer. Neuſpanien überhaupt begreift die Länder Alt- und Neumexiko und Kalifornien, zuſammen 42,652 QM. mit $7\frac{1}{2}$ Mill. Einw. Die Kordilleren oder Andes bilden hier eine 6 — 8000 Fuß hohe, durch Thäler wenig unterbrochene Bergebene. Einige Spitzen der Andes-Kette erheben ſich zu einer Höhe von 16,000 Fuß, und ſind mit ewigem Schnee bedeckt. Etwa 18,000 QM. liegen in der heißen, und die übrigen in der gemäßten Zone. Das Klima iſt an den Seeküſten heiß, feucht und ungeſund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landſtriche ſind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und

das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Haupterzeugniſſe ſind: Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reiß, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balſam, Cochenille und Kakao. Der größte Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein Jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf ſie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Nach v. Humboldt lieferte Neuſpanien zu Anfange des 19. Jahrh. jährl. 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Mill. Piaſter an Werth. Die Oſtküſte von Mexiko iſt wüſt und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch ſie gegen die Angriffe fremder Mächte geſichert wird. Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf 5 Jahre ernannt wird, und eine große Gewalt ausübt. Nur die Hauptſtadt Mexiko, ſo wie Kuſko in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu ſollicitiren oder Beſchwerden zu führen. Neuſpanien wird in 19 Provinzen, darunter 14 Intendantſchaften, getheilt. Die Intendantſchaft Mexiko enthält 2133 QM. mit 1,511,809 Einw. Unter den übrigen ſind Puebla, Guanaxuato, Guadalaxara, Yukatan und Vera Cruz vorzüglich wichtig. Die Hauptſtadt Mexiko liegt 7240 Fuß über dem Meere, an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreiſe und ſchwimmende Gärten haben. Sie iſt der Sitz des Vicekönigs, des Erzbiſchofs und der Audiencia, auch hat ſie eine Univerſität und eine Münze. Sie iſt eine der regelmäßigſten Städte in der Welt, und die prächtigſte Stadt in Nordamerika, indem ſie ein vollkommnes Viereck bildet und ſchnurgerade Straßen hat. Die Häuſer ſind wegen der häufigen Erdbeben nicht hoch. Die Stadt hat weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberſchwemmungen. Eine Waſſerleitung führt ihr geſundes Waſſer zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwiſchen Amerika, Spanien und Oſtindien zählt ſie die reichſten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner ſchätzt man auf 150,000. Als ſehr entfernte Häfen von Mexiko ſind an der Südſee Acapulco, und am mexikaniſchen Meerbuſen Vera Cruz anzuſehn. Neumexiko iſt eine große Landſchaft in Nordamerika, welche gegen Weſten an Kalifornien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuſpanien, gegen Oſten an Luiſiana und gegen Norden an das Gebiet Miſſuri grenzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Deſpejo aus Cordova entdeckt, iſt gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Kryſtall und Smaragde. Das Land wird von verſchiedenen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander ſtehen, und zum Theil zum chriſtlichen Glauben bekehrt worden ſind. Die Hauptſtadt iſt Santa Fé. Die Herrſchaft des Gouverneurs erſtreckt ſich zugleich über Neu-Navarra und Kalifornien, wo die Spanier einige zerſtreute Kolonien haben. Ueber die 1810 in Mexiko ausgebrochene Empörung, ſehe man den Art. *Südamerikaniſche Revolution*. Im J. 1820 nahm Neuſpanien die Conſtitution der Cortes an, allein dennoch gelang es Iturbide unter dem Namen Auguſtin I. ſich 1822 zum Kaiſer von Mexiko erwählen zu laſſen. Als ſolcher leiſtete er einen merkwürdigen Eid, welcher die Unterthanen von der Pflicht freiſpricht, wenn er die dem Reiche vor dem Volke zu gebende Verfaſſung nicht beobachten würde. Er kämpft indeß noch mit einer ſpaniſchen und mit einer republikaniſchen Partei in dieſem Reiche.

Mey. Dieſer durch ſeine Korkarbeiten bekannte Künſtler ſtand zuletzt zu Aſchaffenburg als Conditor in Dienſten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige 20 Jahre früher war er in

Dienſten des Reichsgrafen von Oſtein. Schon damals fing er ſeine Korkarbeiten an, und ſein Herr, ein warmer Freund der Künſte, begünſtigte ſeine Vorliebe ſo ſehr, daß er ſelbſt mit Hand anlegte. Aber noch war ihm die Elaſticität des Korks ein ſo mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunſtwerk in dieſer Maſſe jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte ſeine Neigung zu dieſen Arbeiten auf eine leidenſchaftliche Weiſe zurück. Da er aber nirgends eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Inſtrumente nicht einmal kannte und weder Gelegenheit, noch Kenntniß beſaß, ſie verfertigen zu laſſen, ſo würde er vielleicht abermals ſeinen Vorſatz haben aufgeben müſſen, wenn nicht der Anblick römiſcher Korkmodelle und Dalberg's Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm, ein Hinderniß nach dem andern zu beſiegen. In kurzer Zeit hatte er nicht nur die nöthigen Inſtrumente ſelbſt verfertigt, ſondern ſich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die ſeine Arbeit erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektoniſcher Denkmäler, als: Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlöſſer, mit eben ſo viel Zierlichkeit, als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältniſſen im Kleinen in Kork nachgebildet (vergl. Phelloplaſtik).

Mezeray (François Eudes de), Hiſtoriograph von Frankreich, war 1610 zu Ry bei Falaiſe in der Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen: de Mezeray, von einem, bei Ry gelegnen Dorfe dieſes Namens an, als er in Paris anfing, von der Schriftſtellerei zu leben. Zuerſt widmete er ſich der Dichtkunſt, die er aber bald mit dem Studium der Geſchichte und Politik vertauſchte. Er erhielt die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abſchied nahm, und ſich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuſcripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der ſich gern Gelehrte, beſonders Hiſtoriker, verbindlich machte, von ſeinen unbemittelten Umſtänden und ſeinem Vorſatz, eine Geſchichte von Frankreich zu ſchreiben, unterrichtet, ſchickte ihm 900 Livres in einem, mit ſeinem Wappen geſtickten Beutel, und blieb auch ſtets ſein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er ſchon 1643 den erſten Theil ſeiner Geſchichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Hiſtoriographen von Frankreich mit einer Penſion von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erſchienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, und wurde 1675 deren beſtändiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug ſeiner großen Geſchichte erſchien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amſterd. 1673. 6 Bde. 12.); er iſt viel beſſer, als das Hauptwerk, und ſeine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geſchichte des Urſprungs aller franz. Abgaben mit ſehr freimüthigen Bemerkungen. Der Miniſter Colbert ſtellte ihn darüber zu Rede. Mezeray verſprach Abänderungen in der nächſten Ausgabe, welche aber nur ſchwache Milderungen waren, und den Zuſatz hatten, daß er ſie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die eine Hälfte ſeiner Penſion, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde ſeine Geſchichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wiſſe warum, verſchloß er das von dieſer Penſion letztbezogne Geld in ein Käſtchen, und ſchrieb darauf: „Dies iſt das letzte Geld, das ich vom

Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört, von ihm zu reden." Freie, oft derbe Aeußerungen deſſen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmſten Züge ſeines, durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht unintereſſanten Charakters. Seine Lebensbeſchreibung von Laroque ſteht vor der amſterdamer Ausgabe ſeines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen ſeinen Charakter, ihr Styl iſt gemein, unrichtig, aber was er ſagt, ſteht beſtimmt, klar und frei da. Ja in gewiſſen Augenblicken erhebt er ſich zur Höhe eines Tacitus, und ſchildert mit einem ſtarken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er ſich Ungenauigkeit gar nicht übel; ſeine große Geſchichte iſt voll davon, weniger der Auszug. Unter ſeinen übrigen Schriften zeichnet ſich ſein: Traité sur l'origine des Français, durch außerordentliche Gelehrſamkeit aus. Auch ſchreibt man ihm einige Satyren auf die Regierung unter dem Namen: Sandricourt, zu, welche ein Gemiſch von Laune, niedrigen Poſſen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrſamkeit ſind. Von Ausſchweifungen war ſein Leben nicht frei Er ſtarb zu Paris, 1683.

Mezzotinto. Mit dieſem italieniſchen Ausdruck bezeichnet man in der Malerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entſtehen. Oefters gebraucht man ſtatt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck: Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochne Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen ſie gemiſcht ſind) oder Tinten ſchlechthin. In der Kupferſtecherkunſt iſt die Mezzotinto-Manier gleichbedeutend mit derjenigen, welche wir gewöhnlich ſchwarze Kunſt nennen.

Micha, einer der ſogenannten zwölf kleinen Propheten des alten Teſtaments. Er war gebürtig aus der Stadt Mareſa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandne Buch enthält drei Strafreden, an Iſrael und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrſchende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes ſchließen ſich, nach prophetiſcher Weiſe, Worte des Troſtes und Hinweiſungen auf eine glücklichere Zukunft. Ueber ſeine Darſtellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umriſſes und in Erhabenheit mit ſeinem Zeitgenoſſen Jeſaias um den Rang ſtreite.

Michaelis (Joh. Benjamin). Dieſer zu früh verſtorbne deutſche Dichter war geboren 1746 zu Zittau; ſein Vater, ein Handelsmann, war bei Einäſcherung der Stadt im Jahr 1757 völlig verarmt. Ein Lehrer am dortigen Gymnaſium, Namens Schneider, nahm ſich des armen Jünglings liebevoll an, entflammte ihn für die griech. und röm. Dichter und machte ihn auch mit den Schriften der damals äſthetiſch-gebietenden Franzoſen: Boileau, Batteux und Du Bos bekannt. Der Ruhm, welchen zu jener Zeit Klotz mit lateiniſchen Gedichten einerndete, reizte den Zwölfjährigen zu gleichen Verſuchen, nachdem er ſchon früher auch deutſche Verſe gemacht hatte, um ſie den Predigten einzuſchieben, welche er ſonntäglich den Seinigen vortrug. Ein Buchhändler gab ihm eine Sammlung Gelegenheitsgedichte für den Druck zu ordnen; es glückte ihm, einige eigne Gedichte denſelben einzuſchwärzen, und die Freude, ſich gedruckt zu ſehen, war überſchwänglich. Die Neigung zur deutſchen Poeſie war für immer erwacht. 1763 reiſte er mit ſeinem Vater nach Dresden, wo er der regierenden Kurfürſtin eine poetiſche Supplik um ein Stipendium

überreichen ließ; dies veranlaßte ſeine Bekanntſchaft mit einer geiſtreichen Dame, welche ſich ſeiner annahm und ihn bewog, dem mächtigen Gottſched ein Geburtstagscarmen zu ſchicken. Der junge Dichter hatte ſeine Leyer ſo niedrig, als möglich geſtimmt und das Gedicht that ſeine Wirkung. Auf das von Gottſched erhaltne Verſprechen freier Wohnung und freien Tiſches ging er 1764, ohne Geld und weitere Ausſicht, auf die Hochſchule nach Leipzig, um auf Anrathen, nicht aus Neigung, Medicin zu ſtudiren. Die Dürftigkeit ſeiner Lage ward hier bald durch die Nachricht von dem völligen Ruin ſeines Vaters, und durch den immer ſtärker ſich einfindenden Ekel vor dem erwählten Studium erhöht. In dieſer unglücklichen Zeit machte er eine Menge von Gedichten, ohne allen Gedanken daran, ſie je drucken zu laſſen. Trotz der äußerſten Sparſamkeit hatte ſich ihm aber eine Schuldenlaſt von 30 Thlr. aufgethürmt. Auf Anrathen eines Bekannten verſuchte er, zu ſchriftſtellern und fing einen Roman an. Die Gläubiger aber wurden täglich ungeſtümer, und der Roman täglich ſchlechter; da griff er endlich, verzweifelnd, zu ſeinen Gedichten, und trug eine Sammlung Fabeln, Lieder und Satyren zitternd zum Buchhändler Heinſius, welcher ihm dafür 2 Louisdor gab. Während der 19jährige Autor in ſeiner Pauliner-Zelle angſtvoll das Urtheil des erſten Recenſenten erwartete, veranlaßte jene Sammlung ſeine Bekanntſchaft mit Oeſer und Weiße, welche ſich nun ſeiner triftig annahmen. Eine Baurede, welche er für den Zimmermeiſter des neuen Theaters machte, fand ſo allgemeinen Beifall, daß ihm häufig einträgliche Aufträge von Gelegenheitsgedichten wurden; zugleich machte die Verleihung des großen ſilverſtein'ſchen Stipendiums der Noth ein Ende; nur war es ſchlimm, daß die Annahme dieſer Wohlthat ihn zum mediciniſchen Studium verpflichtete. In dieſer Zeit lernte er Gleim, Gellert, Garve ꝛc. kennen. Er konnte endlich dem Ekel des ihm aufgelegten Studiums nicht länger widerſtehen, und ſah ſich genöthigt, dem Stipendium zu entſagen. Der Dürftigkeit wiederum Preis gegeben, veranlaßte er die Sammlung: Einzelne Gedichte. Leipzig 1769. 1770 erhielt er durch Ebeling den Ruf nach Hamburg, zur Redaction des Correſpondenten. Er ging dahin ab, übernahm aber nur den literariſchen Artikel jener Zeitung. Aerger aller Art verleidete ihm bald das Geſchäft; er gab es auf, um bei der ſeiler'ſchen Geſellſchaft für die Bühne zu arbeiten. Goldne Berge wurden ihm verheißen, aber nur Trübſal und allerlei Noth ihm gewährt, und er ward ſchon 1771 aus Mangel an Geld entlaſſen. Er faßte den Entſchluß, über Halberſtadt nach Leipzig zurückzukehren, Gleim's und Georg Jacobi's Freundſchaft aber feſſelten ihn an Halberſtadt bis an ſeinen Tod, welcher, am 30. Sept. 1772, Deutſchland einen ſeiner hoffnungsvollſten Dichter raubte. Alle öffentlichen Urtheile über dieſen Dichterjüngling ſtimmen darin überein, daß ſeine Satyren Juvenal's Feuer und Perſius finſtre Laune athmen, daß er zur horaziſchen Epiſtel in Deutſchland glücklich die Bahn gebrochen, daß in ſeinen Operetten, poetiſchen Briefen, Fabeln und Epigrammen der Ausdruck kräftig, kühn, der Vers leicht und voll Wohlklang, der Witz treffend, und die Erzählung voll glücklicher Laune und Wendung ſei. Seine ſämmtlichen Handſchriften, zum Theil noch ungedruckt, werden in Gleim's Archive zu Halberſtadt aufbewahrt, und eine gnügende Ausgabe von Michaelis Werken kann nur von dorther erwartet werden.

Michaelis (Joh. David), Profeſſor zu Göttingen, berühmt als gelehrter Theolog und Orientaliſt, wurde den 27. Febr. 1717

zu Halle geboren, woſelbſt ſein Vater, Chriſtian Benedict, als Profeſſor an der dortigen Akademie angeſtellt war, und ſich gleichfalls in denſelben Wiſſenſchaften, wie der Sohn, auszeichnete. Anfänglich von ſeinem Vater unterrichtet, beſuchte er ſpäter zugleich mit Reiske und Alex. Theophilus Baumgarten (die ſich in der Folge beide, der Eine als Orientaliſt, der andre als Philoſoph bekannt machten) die Schule des halliſchen Waiſenhauſes und zeichnete ſich hier ſowol, wie nachher auf der Akademie bald ſehr vortheilhaft, ſowol durch ſeinen Geiſt, als ſeinen Fleiß aus. Nach Vollendung ſeiner Studien und nachdem er promovirt hatte, unternahm er eine Reiſe nach England, woſelbſt er ſowol mit mehrern Gelehrten in der Hauptſtadt, als in Oxford, ſo wie auch bei ſeiner Durchreiſe durch Holland, in Leyden, eben ſo vortheilhafte, als ehrenvolle, freundſchaftliche Verbindungen ſchloß; zurückgekehrt in's Vaterland aber ſetzte er nicht allein ſeine Studien mit erneuetem Eifer fort, ſondern übernahm auch nach dem Tode ſeines einſtigen Lehrers, des Prof. Ludwig, die Anfertigung eines wiſſenſchaftlich geordneten Katalogs der Univerſitätsbibliothek (in Halle); eine Arbeit, die für die Erweiterung ſeiner bibliographiſchen Kenntniſſe von großem Nutzen war. Durch den, um die Gründung der hohen Schule zu Göttingen ſich ſo verdient gemachten Freiherrn von Münchhauſen, erhielt Michaelis endlich im Jahre 1745 einen Ruf als Profeſſor der Philoſophie dahin, welchen denn auch der junge Mann annahm und von nun an eine Zierde dieſer berühmten Univerſität wurde. 1751 übernahm er hier mit Haller die Ausarbeitung der Grundgeſetze der damals eben errichtet werdenden königl. Societät der Wiſſenſchaften, deren Secretär und nachheriger Director er wurde (welche Stelle er jedoch ſpäter, wegen Mißhelligkeiten mit einem ſeiner Collegen, wieder niederlegte und aus der Geſellſchaft trat) und von 1753 bis 1770 die Direction und Mitredactur der göttinger gelehrten Anzeigen, ſo wie er denn auch gleichfalls noch von 1761 bis 63. die Function eines Bibliothekars bei der Univerſität verſah und zugleich von derſelben Zeit (1761) an, da Geßner ſtarb, ſich freiwillig und ohne Vergütigung der Führung des, ohne ihn mit Auflöſung bedachten philoſophiſchen Seminariums unterzog, aus welchem ſchon ſo viele in der Wiſſenſchaft ausgezeichnete Männer hervor gegangen ſind. Es verdient aber dieſer letztere Umſtand umſomehr bemerkt zu werden, da ſich dadurch am beſten der oft gemachte Vorwurf widerlegt, als ſei Michaelis ausnehmend geizig geweſen. Ordnungsliebend und ökonomiſch, wie er war, liebte er es nur nicht, denen Nachlaß von ſeinem rechtmäßig erworbnen Honorar zu gewähren, die theils durch ſeine Lehren vom Katheder, theils durch den Verlag ſeiner vielfachen Werke Nutzen von ihm zogen, und es wird hinreichen, die in dieſem Punkt über ihn von Einigen ausgeſprengten, ſeinen Charakter beſchmutzenden Gerüchte völlig zu widerlegen, wenn wir die Thatſache anführen, daß er derjenige unter Göttingens Bewohner war, welcher am mehrſten unterſchrieb, als man daſelbſt einen Unterſtützungsfond für Unglückliche gründete. Obſchon ſeit der Zeit, da Mißverſtändniſſe und Verwickelungen Michaelis bewogen, ſich von der göttinger Societät zurückzuziehen, die hannöver'ſche Regierung ihn etwas kalt zu betrachten ſchien: ſo wankte er aber doch nicht in ſeiner Treue und Anhänglichkeit für die Univerſität, zu deren Ruhm er ſo viel beitrug, und lehnte verſchiedentlich die Anerbietungen ab, welche ihm von Seiten Friedrichs des Großen gemacht wurden, der einen Mann, wie ihn, gern für ſein Land gewinnen wollte. Während der Unruhen des ſiebenjährigen Krieges be-

ſchäftigte ſich Michaelis mit den Vorarbeiten zu einer Entdeckungsreiſe in Arabien, die nachher von Niebuhr (ſ. d. Art.) unternommen wurde, und manche wichtige Aufhellung zur Erläuterung einzelner, bis dahin dunkler Stellen in der heil. Schrift gab. So verband der, als Theolog, Philoſoph und Exeget berühmte Michaelis ſeinen Namen noch mit dem von Niebuhr, und nützte auch hier durch die trefflichen und klaren Blicke und Anſichten, welche er gleichſam als Leitſterne dem Reiſenden, mitgab, der im Begriff ſtand, jene Länder, die für unſre Religionsgeſchichte von ſo großer Wichtigkeit ſind, zu unterſuchen. Uebrigens hielt ſich Michaelis die letzte Zeit ſeines Lebens in möglichſter Zurückgezogenheit von der Welt und ihrem Treiben und man ſah ihn faſt nirgends anders, als auf dem Katheder, wo ſtets eine große Anzahl Schüler mit Aufmerkſamkeit ſeinen Lehren horchten, oder am Schreibtiſch, woſelbſt er die Menge jener gelehrten und geiſtreichen Werke ausarbeitete, die ſeinen Namen ſowol im In-, als Auslande bekannt und geachtet machten. Er ſtarb, ununterbrochen thätig bis an ſein Ende, den 22. Auguſt 1791, 74 Jahr alt und hinterließ den Ruhm eines eben ſo rechtſchaffenen, als gelehrten Mannes. Sein Wirken für bibliſche Geſchichte und Exegeſe war groß und mehrere ſeiner Schriften, von denen wir hier nur ſein Werk über die moſaiſche Geſetzgebung, ſeine Introductionen in das Studium des neuen und alten Teſtamentes, ſein Spicilegium geographiae Hebraeorum und ſeine Paraphraſen über verſchiedne einzelne Epiſteln in der heiligen Schrift nennen wollen, ſichern ihm eine bleibende Stelle unter den ausgezeichnetſten Gelehrten ſeiner Zeit. Die Akademien von London und Paris ernannten Michaelis zu ihrem Mitgliede und der deutſche Kaiſer verlieh ihm den Titel eines Reichshofraths, welche Würde damals noch nicht ſo verſchleudert wurde, wie dies wol zuweilen in ſpäterer Zeit der Fall war; auch ward er 1787 noch zum Geheimenrath ernannt. Von ſeinen berühmten Zeitgenoſſen, Heyne und Eichhorn, ſind ihm Gedächtnißſchriften gewidmet worden, die da hinreichend zeigen, welchen Werth er in jeder Beziehung hatte. Die von ihm ſelbſt verfaßte Geſchichte ſeines Lebens iſt mit einem ſehr ähnlichen Bruſtbilde von ihm geziert. Sein Sohn, Chriſtian Friedrich Michaelis, zeichnete ſich als gelehrter Arzt aus. Er ſtarb 1814 zu Marburg, woſelbſt er als Profeſſor angeſtellt war, in der treuen Befolgung ſeiner Pflicht, indem er ſich der Kranken in den damals in jener Stadt befindlichen Militärhoſpitälern auf's ſorgfältigſte annahm, wodurch er ſich denn ſelbſt eine Krankheit zuzog, die ſeinen Tod verurſachte. Mehrere von ihm herausgegebene mediciniſche und chirurgiſche Schriften zeugen von ſeinem Geiſt und ſeinen Kenntniſſen.

Michaux (André). Dieſer berühmte Reiſende und Botaniker wurde 1746 auf dem, bei Verſailles gelegnen Pachthof Sartory geboren, wo ſein Vater Landwirthſchaft trieb. Neigung zu derſelben Beſchäftigung und zu wiſſenſchaftlicher Ausbildung zugleich, theilten die Zeit des jungen Mannes, der ſich früh verheirathete und den Stand ſeines Vaters ergriff. Der ſchnelle Tod ſeiner geliebten Gattin riß ihn indeß bald aus dieſem ruhigen und glücklichen Daſein heraus. Er übergab einem jüngern Bruder ſeine Wirthſchaft und ſich nach Paris wendend, ward er daſelbſt mit dem berühmten Lemonier bekannt, der ihm zuerſt den Geſchmack an botaniſchen Forſchungen mittheilte. Von jetzt an beſuchte Michaux täglich den königl. Pflanzengarten und wohnte den Vorleſungen des gelehrten Naturforſchers B. de Júſſieu bei, wodurch er ſich denn bald ſo viel vervollkommnete,

daß er mit den Botanikern Delamarck und Thouin eine wiſſenſchaftliche Reiſe, erſt nach Auvergne, dann in die Pyrennäen und nach Spanien unternehmen konnte. Durch Lemonier's Verwendung erhielt er hierauf die Erlaubniß, den im Jahr 1782 an den perſiſchen Hof geſandten Conſul Rouſſeau begleiten zu dürfen. Michaux verweilte 2 Jahre in jenen Gegenden und kehrte dann 1785 nach vielen überſtandnen Gefahren, bereichert mit ſchätzbaren Sammlungen von Pflanzen und Samen, nach Frankreich zurück. Sein Wunſch, abermals nach Aſien zu gehen um das zu jener Zeit noch wenig durchforſchte Tibet zu unterſuchen, ward von der Regierung nicht gebilligt. Man zog es vor, ihn nach Nordamerika mit dem Auftrag zu ſenden, in der Nähe von New-York eine Art von Entrepôt zur Cultur junger Bäume anzulegen, die dann nach Frankreich in die Baumſchule von Rambouillet verpflanzt werden ſollten. Michaux reiſte dem zufolge im September 1784 dahin ab, unterſuchte Neu-Jerſey, Penſilvanien, Maryland ꝛc. und gründete zu Charlestown eine ähnliche Anlage, wie die ihm zu Neu-York anbefohlene; auch die Floridas und die Ufer des St. Georg- und St. Johannesfluſſes wurden von ihm durchforſcht, und als endlich die Revolution in ſeinem Vaterlande ausbrach, und er dadurch alle Unterſtützung von daher verlor, negocirte er bei ihm bekannt und gewogen gewordnen amerikaniſchen Handelshäuſern die nöthigen Fonds, um ſeine Unterſuchungen wo möglich bis an die Geſtade der Hudſons-Bay ausdehnen zu können. Dies gelang ihm jedoch nur zum Theil, indem er durch die Widerſpenſtigkeit ſeiner Führer in jenen rauhen Gegenden gezwungen wurde, ohnweit dem Ziele umzukehren. Zurückgekommen nach Philadelphia, ſchlug er der philoſophiſchen Geſellſchaft daſelbſt vor, auf ihre Rechnung eine Entdeckungsreiſe in die weſtlichen Länder der vereinigten Staaten zu machen, und er war, da dieſe dies mit Vergnügen annahm, eben im Begriff, dahin abzugehen, als der Miniſter des republikaniſchen Frankreichs ihm den Auftrag ertheilte, Louiſiana zu unterſuchen. So wurden denn von ihm die Alleghanygebirge und die Ufer des Ohio bis Louisville, und ſpäter auch noch auf einer andern Reiſe, Virginien, die Geſtade des Miſſiſippi und das Land Illinois beſucht. Im Jahr 1796 kehrte er endlich nach Europa zurück, hatte aber das Unglück, an den holländiſchen Küſten Schiffbruch zu leiden und dadurch einen großen Theil ſeiner koſtbaren Sammlungen zu verlieren. Zur Vermehrung ſeines Schmerzes fand er nun auch noch, in Frankreich angekommen, daß die revolutionaire Zerſtörungswuth auch ſeine aus Amerika, herübergeſandten Baumſtämme nicht verſchont hatte, indem in Rambouillet von 60,000 Stämmen die er geſchickt, nur noch wenige übrig waren. Auch ſein rückſtändiger Gehalt ward ihm nicht ausgezahlt, und um ſeinen Unfällen die Krone aufzuſetzen, ſah er nicht allein ſein eignes Vermögen faſt ganz verloren, ſondern mußte auch noch den Tod ſeines innigſten Freundes, Lemonier, betrauern, der in ſeinen Armen verſchied. Nichts deſto weniger fuhr jedoch Michaux fort, mit Eifer ſeinem Fache zu leben und die durch die Revolution faſt ganz zerſtörten Anlagen von Rambouillet möglichſt wieder herzuſtellen. Als endlich 1800 die bekannte Expedition unter Baudin nach Neuholland ausgerüſtet wurde, ſchiffte er ſich auf Antrag der Regierung von neuem ein, unterſuchte die Pflanzenwelt auf Teneriffa und Isle de France, an welchem letzterm Orte er Baumſchulen (wie einſt in Neu-York und Charlestown anlegte) und ging dann, ſich trennend von der Ausrüſtung, nach Madagascar, welches er ſchon längſt zu durchforſchen brannte. Hier unterlag er jedoch dem Ein-

fluß des ungeſunden Klima's und ſtarb an den dort herrſchenden Fiebern im November 1802. Seine Histoire des arbres forestiers de l'Amérique septentrionale und ſeine Flora boreali-americana, ſind Werke von ausgezeichnetem Werth. Man kann von ihm mit Recht ſagen: er lebte und ſtarb für die Wiſſenſchaft, die an ihn einen ihrer treueſten und einſichtsvollſten Verehrer verlor, der eben ſo ſchätzbar durch ſeinen Charakter als Menſch, wie als Gelehrter war.

Michel Angelo, ſ. Angelo.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, von dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Als er noch in der Wiege lag, kamen Ameiſen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrſager phrophezeiten, daß er einſt große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus damals Phrygien durchzog, verirrte ſich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunſch zu thun. Midas wünſchte, daß alles, was er berühre, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunſch. Bald aber erkannte Midas ſeine Unbeſonnenheit, als auch Speiſe und Trank, die er genießen wollte, bei ſeiner Berührung ſich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, ſein ſchreckliches Geſchenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch dieſen Wunſch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus ſtromaufwärts zu gehen, den Kopf in die Quelle deſſelben zu tauchen und ſich darin zu baden. Dadurch ging die, alles in Gold verwandelnde Eigenſchaft auf den Paktolus über. Aber dieſe Erfahrung hatte den Midas nicht vorſichtiger gemacht. Als ſpäter Apollo und Pan in ihrem muſikaliſchen Wettſtreit ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan vor der Leier des Apollo den Vorzug, und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eſelsohren beſtraft. Daher ſtammen die Midasohren, welche man unwiſſenden Kritikern beilegt. Midas bemühte ſich zwar, dieſen verdächtigen Hauptſchmuck durch ſeine königliche Mütze zu verbergen Doch mußte er ſeinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härteſten Drohungen Stillſchweigen anempfahl, ſo drückte dieſen doch das Geheimniß ſo ſehr, daß er, um ſeinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub, und in daſſelbe leiſe die Worte hineinrief: „König Midas hat Eſelsohren;" worauf er das Loch wieder zuſcharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büſchel Schilfrohr empor, welches, ſo oft der Wind es bewegte, deutlich die Worte flüſterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch das Geheimniß bekannt wurde.

Middelburg, Hauptſtadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Zeeland, liegt faſt in der Mitte der Inſel Walcheren, und iſt befeſtigt und gut gebaut. Durch einen Kanal hat ſie Gemeinſchaft mit Weſterſchelde. Er trägt die ſchwerſten Kauffahrteiſchiffe und endet bei der Schanze Rammekens auf der Oſtſeite der Inſel, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt. Auch ſteht dieſe Stadt durch einen Kanal mit Vließingen in Verbindung. Middelburg hat eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunſt und eine naturforſchende Geſellſchaft, und zählt jetzt nur 14,000 Einw., welche, außer einiger Lein- und Tuchweberei, vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter treiben.

Middleton (Conyers), war 1683 zu Richmond in Yorkſhire

geboren, und wurde von ſeinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17. Jahre ſeines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magiſter und 1717 Doctor der Theologie und erſter Univerſitätsbibliothekar ward. 1724 reiſte er, theils um ſeine Geſundheit zu ſtärken, theils um ſeinen Hang nach antiquariſchen Kenntniſſen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber ſchon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre ſeiner Nation in Rom machen zu müſſen glaubte, ſeine Vermögensumſtände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literariſcher Fehden; auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Flugſchriften geſchrieben und veranlaßt, als er. Er ſtarb 1760 zu Cambridge. Sein Hauptwerk: the History of the life of M. T. Cicero, erſchien zuerſt in London 1741, 2 Bde. 4. Unſtreitig nimt Middleton eine der erſten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beſchuldigt, daß er in der Ueberſetzung der ciceronianiſchen Briefe unglücklich geweſen ſei, auch daß ſeinem Style Reinheit und Beſtimmtheit fehle. Die vorzüglichſten ſeiner übrigen, größtentheils theologiſchen und antiquariſchen Schriften ſind zuſammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous Works u. ſ. w. 4 Quartbde. Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn, wegen ſeiner Liebe zur Muſik, den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broſchüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley, for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721, wodurch ſein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde echter Bibelkritik, bewogen wurde, ſein Vorhaben, eine kritiſche Ausgabe des neuen Teſtamentes zu liefern, aufzugeben.

Miene, ſ. Geberde.

Mienenſpiel, ſ. Mimik.

Mieris (Franz), einer der berühmteſten Maler der niederländiſchen Schule, geb. zu Leyden 1635, woſelbſt ſein Vater Goldſchmied und Juwelier war. Er ſtudirte unter Vliet, Gerard Douw, und Van den Tempel; beſonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieſer Meiſter an, als deſſen vorzüglichſter Schüler er anzuſehen iſt. Seine Arbeiten ſind Porträts, Familienſtücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douw's wußte Mieris die Gegenſtände beſſer zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit iſt auch reiner und ſein Pinſel kräftiger und geiſtvoller. Die verſchiednen Stoffe der Kleider ahmt er mit unreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemälde haben den Werth, der der nachahmenden Kunſt in ihrer höchſten Vollkommenheit gebührt; ſie wurden ſchon bei ihrer Erſcheinung theuer bezahlt, ſo daß Mieris ſeinen ſtündlichen Verdienſt auf einen Dukaten anſchlagen konnte; der Preis mehrerer ſeiner Stücke ſtieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er, wegen ſeiner Nachläſſigkeit und Unenthaltſamkeit, ſtets in einer gedrückten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn ſogar in's Gefängniß und verlangten, daß er ihnen durch Ausübung ſeiner Kunſt ihr Geld und ſich die Freiheit verſchaffen ſolle; er antwortete ihnen aber, daß ihm beim Anblick der Schlöſſer und Riegel der Pinſel aus der Hand fallen würde. Eine ſeiner ſchönſten Arbeiten war das Gemälde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beſchäftigt iſt und neben der eine Alte ſteht. Mieris ſtarb in ſeiner Vaterſtadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls geſchickte Maler. Des letztern Sohn Franz Mieris der Jüngere, iſt von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethvertrag, heißt im Allgemeinen das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man den Gebrauch einer Sache oder gewiſſe Dienſte gegen Entrichtung eines gewiſſen Preiſes verſpricht. Im erſtern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio rerum, und ſchließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge deſſen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landgutes oder einer gewiſſen Art Wirthſchaft für einen beſtimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Abmiether (conductor) iſt berechtigt, die ihm übergebne Sache auf die beſtimmte Art zu gebrauchen, darf aber deren Gebrauch an ſich nicht Andern überlaſſen, wodurch Aftermiethe (sublocatio) entſteht. Vermiether oder Verpachter kann nur ſein, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er ſie ſelbſt braucht, noch weil er ſie verkauft hat, entziehen. Der Kauf bricht alſo eigentlich und an ſich die Miethe nicht. Der Miethmann iſt zu Entrichtung des Miethzinſes (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch perſönliche Verhältniſſe verhindert worden iſt, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß iſt Sache der Billigkeit. Der Miethvertrag über Dienſte (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man ſich zur Verfertigung eines Werkes, einer Arbeit jemandem (dem Unternehmer, Beſteller) verbindlich macht; Dienſtvertrag, wenn Dienſte beſtimmter Art (z. B. häusliche Dienſte) auf gewiſſe Zeit gegen einen Lohn (merces) verſprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die verſprochenen Dienſte in Perſon fodern, der Gebungne dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende ſeine Dienſte nicht mehr bedarf. Dies ſind die allgemeinen Grundſätze des Rechts über dieſes Verhältniß. Die poſitiven Rechte beſtimmen dieſelben theils näher, theils weichen ſie auch zuweilen von demſelben ab, wie z. B. in dem Grundſatze: Kauf bricht Miethe.

Mignard (Pierre), ein vorzüglicher franzöſiſcher Maler, geb. 1610 zu Troyes. Sein Familienname war eigentlich Mores, allein ſein Vater, welcher aus England ſtammte, änderte denſelben in den Namen; Mignard. Er war anfangs beſtimmt, Medicin zu ſtudiren, zeigte aber ſchon im 11. Jahre ſo großes Talent zur Kunſt, daß ihn ſein Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges brachte, Hierauf ſtudirte er in Fontaineblean die Werke des Primaticcio), Roſſo und Niccolo dell' Abbate. In ſeinem 15. Jahre malte er ſchon die Schloßkapelle zu Coubert en Brie aus, und beſuchte dann die Schule des berühmten Vouet. 1636 ging er nach Rom, und bildete ſich nach Raphael's und Tizian's Meiſterwerken. Bald zeichnete er ſich durch mehrere hiſtoriſche Gemälde und Porträts, worunter ſich die Bildniſſe der Päpſte, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, auf's vortheilhafteſte aus. Auch malte er ſpäterhin eine ſehr große Menge Porträts während ſeines Aufenthalt in Venedig. 1658 berief ihn Colbert in die Dienſte Ludwigs XIV. Mignard fand bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich die ſchmeichelhafteſte Aufnahme, ward zum Haupte der Akademie St. Lucas, und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebrun, mit dem er in immerwährender Feindſchaft geſtanden hatte, an deſſen Stelle zum erſten königlichen Hofmaler erwählt. Während dieſer Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich beſitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es ſtellt dieſelbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten

u. ſ. w. ſieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch ſchmückte er den großen Saal zu St. Cloud mit verſchiednen Vorſtellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Verſailles, malte viele Porträts, beſonders das des Königs u. ſ. w. Daher wurden ihm auch, außer den obgedachten Stellen, noch die Direction der königl. Kunſtſammlungen, der Malerakademie und der Manufactur der Gobelins anvertraut. Er blieb der Kunſt bis an ſeinen Tod thätig gewidmet und ſtarb 1695. Wenn auch Mignard in Hinſicht auf Erfindung und Zuſammenſetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört: ſo wird er doch immer den Ruhm eines großen Malers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in ſeinen Gemälden, beſonders in ſeinen Madonnen herrſchen, das Glänzende und Harmoniſche ſeines Colorits, die Leichtigkeit ſeines Pinſels laſſen viele Mängel überſehen, die man in ſeinen Bildern in Hinſicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls 2c. findet. Höchſt merkwürdig war ſein Talent, andre Meiſter zu kopiren und nachzuahmen. Er täuſchte ſelbſt die größten Kunſtkenner, unter andern ſeinen Widerſacher Lebrun, durch eine in Guido's Geſchmack gemalte Magdalene.

Migräne, das franz. Wort Migraine, von Hemicrania (aus den Griechiſchen von hemi, halb, cranion, der Schädel), ein empfindlicher Kopfſchmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meiſtens rheumatiſchen und gichtiſchen Urſprungs iſt, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenſchwachen Perſonen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der ſich bis in den Kopf fortpflanzt (ſ. den Art. Kopf).

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man den Menſchen, inſofern er die Elemente des Weltalls in ſich trägt, und dieſelben Gegenſätze und Erſcheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Univerſum (ſ. d. Art. Menſch).

Mikrometer, ein Werkzeug zur Abmeſſung kleiner Größen, welches insgemein bei Fernröhren und Vergrößerungsgläſern angebracht wird. Gascoigne fiel um's J. 1640 zuerſt darauf, ſolche bei aſtronomiſchen Fernröhren anzuwenden. Viele Phyſiker haben dazu manche, ſehr von einander abweichende Vorſchläge gemacht. Kirch zu Berlin erfand 1679 den Schraubenmikrometer, Caſſini das aſtronomiſche Netz von 45 Graden, welches Zanotti 1749 beſchrieb. Dechales und Zahn empfahlen Mikrometer, die aus Gittern von Pferdehaaren oder Linien auf Glas beſtehen, die ein Diamant in ebenes Glas ſchneidet, in ſolcher Feinheit, daß ſie kaum $\frac{1}{200}$ einer Linie breit wurden und daß ihre Abſtände $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{20}$ einer Linie betrugen, ſo daß ein bloßes Auge ſolche nicht zu erkennen vermag.

Mikroſkop oder Vergrößerungsglas, iſt ein optiſches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenſtände, die, wegen ihrer Kleinheit, einem gewöhnlichen Auge ganz verſchwinden oder undeutlich erſcheinen, ſichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu dieſem Zwecke. Das einfache, das zuſammengeſetzte und das reflectirende oder Spiegelmikroſkop. Die einfachen Mikroſkope ſind einzelne Glaslinſen (ſ. den Art. Linſengläſer) mit einer Einfaſſung von Horn, Knochen oder Metall, und einem bequemen Handgriffe. Sie ſind unter dem Namen: Lupen, bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroſkops, oder einer erhabnen Linſe überhaupt, beruht darauf, daß man den Gegenſtand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug ſehen

kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroſkops iſt, deſto mehr muß es den Gegenſtand vergrößern. Eine Linſe von $\frac{1}{16}$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil ſie den Gegenſtand dem Auge gleichſam um 160 mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei iſt, ſo muß auch der Abſtand des Glaſes, ſowol vom Auge als vom Gegenſtand ſelbſt, verſchieden ſein. Kurzſichtige rücken daher das Glas dem Gegenſtande näher, als Weitſichtige. Merkwürdig iſt das von Stephan Gray erfundne Waſſermikroſkop, welches bloß darin beſteht, daß man einen Waſſertropfen, der die Glaslinſe vertrit, mit einer Nadel aufnimt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt; nur erfodert der Gebrauch viel Geſchicklichkeit und Uebung. Die zuſammengeſetzten Mikroſkope mit zwei Gläſern ſind den Fernröhren ähnlich und beſtehen aus zwei Convergläſern, wovon das eine die Objectivlinſe, das andre das Augenglas heißt. Man gibt einem ſolchen Mikroſkop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläſer angebracht ſind und die man nach Willkür in einander ſchieben kann. Hiedurch kann man mit einerlei Inſtrumenten verſchiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Gränzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann, weil ſonſt wegen der Farbenzerſtreuung und der Abweichung, welche die Geſtalt der Gläſer verurſacht, Undeutlichkeit entſteht. Man glaubte, die Wirkung dieſer Abweichung durch einen metallnen Hohlſpiegel zu vermeiden, deſſen hohle Fläche man dem Augenglaſe entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenſtand iſt vor dem Spiegel in einer ſolchen Entfernung befindlich, daß ſein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglaſes fällt. Der Gegenſtand, den man mit Erfolg durch ein ſolches Spiegelmikroſkop betrachten will, muß ſehr klein und zugleich völlig durchſichtig ſein, weil er ſonſt das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt; doch gibt es verbeſſerte Spiegelmikroſkope, mit mehr als einem Spiegel, und die den Vortheil gewähren, daß man auch undurchſichtige Körper dadurch ſehr genau ſehen kann. Der Naturkunde hat das Mikroſkop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die erſten Mikroſkope waren einfach, und beſtanden aus großen Linſen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerſt aufkamen. Später erſt erfand man die zuſammengeſetzten. Die Erfindung des Mikroſkops legen Einige Zacharias Janſen in Middelburg, Andre dem Neapolitaner, Franz Fontana bei; das zuſammengeſetzte Mikroſkop ſoll Drebbel erfunden haben; das verbeſſerte Spiegelmikroſkop verdanken wir dem berühmten Lieberkühn (ſ. auch Sonnen=Mikroſkop).

Milch, eine allgemein bekannte Flüſſigkeit, von weißer Farbe und ſüßlichem Geſchmack, welche von den Weibchen aller Säugthiere in beſondern Organen abgeſondert wird und zur erſten Nahrung für ihre Jungen dient. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe, dem Pferde und dem Eſel geliefert. Die für den Menſchen wichtigſte Milch iſt die der Kuh; deshalb haben die Chemiker ſich mit Unterſuchung derſelben auch am meiſten beſchäftigt. Die Milch läßt ſich in drei verſchiedne Theile zerlegen: Rahm, käſigen Beſtandtheil und Molken. Der Rahm ſammelt ſich als eine dicke Flüſſigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig ſteht, und kann davon abgeſchöpft werden. Die käſigen Theile ſondern ſich ab, wenn die entrahmte

Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm iſt ein inniges Gemeng von Butter, Käſe und Molken. Die erſtere wird durch mechaniſches Schlagen des Rahms abgeſondert, und die zurückbleibende Flüſſigkeit (Buttermilch) enthält noch Käſe und Molken. Die Molken ſind eine dünne, durchſichtige Flüſſigkeit von gelbgrüner Farbe und angenehm ſüßlichem Geſchmacke. Werden ſie allmälig verdampft, ſo kryſtalliſirt ſich Milchzucker (ſ. den Art.) Die Milch iſt beinahe die einzige thieriſche Flüſſigkeit, welche in die weinige Gährung übergeht. Die Tataren wiſſen deshalb aus der Pferdemilch nicht bloß ein angenehm ſäuerliches Getränk (Kumüß genannt), ſondern auch eine geiſtige und berauſchende Flüſſigkeit zu bereiten. Die Kalmücken brennen ſogar Branntwein aus der Milch, der in vieler Hinſicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derſelben Thierart bietet, unter verſchiednen Umſtänden, bei denſelben Individuen und noch mehr bei verſchiednen mancherlei Modificationen dar. Sie iſt verſchieden, nach den Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genuſſe der Nahrungsmittel; ein Umſtand, der vorzüglich in ökonomiſcher Hinſicht ſehr wichtig iſt. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Beſtandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein. Die Frauenmilch unterſcheidet ſich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. ſie enthält weniger Käſe; 2. der butterige Beſtandtheil iſt mit dem käſigen ſo verbunden, daß ſie keine Butter liefert; 3. ſie enthält eine größere Menge Milchzucker. Der Säuergehalt nimt zu bei vieler vegetabiliſcher Nahrung, dagegen das Kali bei vieler animaliſcher Koſt. Einige Pflanzen wirken auf den Geruch, Geſchmack und auf die Färbung der Milch. Mit dem Alter der Jungen nimt der Käſe und Butterreichthum der Milch zu. Das elektriſche Fluidum befördert das Gerinnen der Milch. Alkalien verhindern in der friſchen Milch als Zuſatz ihr Gerinnen, ja ſie löſen den gefällten käſigen Niederſchlag wieder auf. Die Eſelsmilch unterſcheidet ſich ebenfalls in drei Stücken: 1. ſie hat mehr Rahm, 2. weniger käſige Beſtandtheile; 3. mehr Milchzucker. Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächſten. Die Anwendung der Milch im Leben iſt ſehr mannichfaltig. Am wichtigſten iſt ſie als ein faſt allgemeines Nahrungsmittel; außerdem aber findet ſie in der Medicin und ſelbſt in den Künſten vortheilhafte Anwendung. BC.

Milchſaft, ſ. Chylus.

Milchſäure, eine freie Säure. Sie beſteht aus verſchiednen thieriſchen Flüſſigkeiten und aus dem Muskelfleiſche nach Berzelius und iſt auch in einigen Pilzen enthalten, übrigens der Eſſigſäure verwandt.

Milchſtein, ſ. Galaktit.

Milchſtraße, auch Jacobsſtraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der ſich faſt in der Lage eines größten Kreiſes um die ganze Himmelskugel erſtreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die Kaſſiopeja, den Perſeus, den ſüdl. Theil des Fuhrmanns u. a., und iſt in dem Schiffe am hellſten. Was ſie eigentlich ſei, ſoll nach Plutarch ſchon Demokrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixſternen, die, ihrer großen Entfernung wegen, nicht einzeln geſehen werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die ſpätern Aſtronomen, welche ſich der Fernröhre bedienen konnten, beſtätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum ſind an dieſen Stellen des Himmels die Fixſterne ſo gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen faſt öde ausſieht? Darauf

antwortet die Aſtronomie, freilich nur vermuthungsweiſe, alſo: die Sterne der Lichtzone ſind in Vergleich mit den übrigen wahrſcheinlich nicht näher zuſammengedrängt, ſondern ſtehen daſelbſt in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben ſo übereinander, wie an den übrigen Stellen des Himmels; ſie erſcheinen uns aber hier deswegen gehäufter, als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach ſehen, ungefähr ſo, wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt ſehen, enger beiſammen erblicken, als ſich die neben uns ſtehenden zeigen. Hiernach ſchiene es, als ob die Fixſterne mit ihren Planetenſyſtemen nicht kugelförmig, ſondern in einer linſenförmigen Geſtalt aufgeſtellt wären, und iſt dies: ſo müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß ſich unſer Sonnenſyſtem nicht in der größten Fläche dieſer unermeßlichen Linſengeſtalt, ſondern etwas außerhalb derſelben befände.

Milchzucker, iſt ein ſüßlich-erdiger, kryſtalliſcher, weißer Stoff, den man durch Verdampfen der abgeklärten Molken erhält (ſ. d. Art. Milch), und von der Schweiz und andern Milchländern aus in den Handel bringt. Er diente als Arzneiwaare; da er aber ſelten verlangt wird, ſo gibt man ſich weniger, als vormals, die Mühe, ihn zu produciren. Er hat mehr Kohlen- und weniger Sauerſtoff, als der Rohrzucker.

Mileagh, Mile, Mileadh, auch Mileas-Espain (Milesius Hispanus) iſt der Name eines ſich in die graue Vorzeit verlierenden Helden und Eroberers, an welchen die Bewohner Irlands ihre Sagen und Urgeſchichte knüpfen, deſſen halb wahre, halb fabelhafte Geſchichte man aber kennen muß, um die ſeit undenklichen Zeiten in Irland her bekannten Traditionen verſtehen zu können, auf welche hinwiederum ein großer Theil der Benennungen, Einrichtungen und Gebräuche dieſes Landes gegründet waren, als die Britten im 12. Jahrh. die Inſel in Beſitz nahmen, ja zum Theil noch gegründet ſind. Es reicht aber die Geſchichte von Mileagh und überhaupt der Cyclus der ſogenannten mileagh'ſchen Sagen in ſo entlegene Zeiten zurück, daß ſchon der Hiſtoriker Campden mit Recht bemerkt: das Alterthum andrer europäiſcher Völker ſei gegen das der Ibernier oder Irländer gehalten, beinahe für nichts zu rechnen. Nach den Chronikenſchreibern ſoll Mileagh, oder Mileas-Espain der Beiname des Stammvaters aller alten irländiſchen Dynaſten geweſen ſein, und ſo viel bedeutet haben, als ſpaniſcher Krieger, oder der aus Spanien gekommne Held. Sein eigentlicher Name, heißt es, war Gollamh, Sohn von Bile, Sohn von Breogan, und die Dichter und zugleich damaligen einzigen Geſchichtsbewahrer ſeines Volks, die Druiden und Barden, laſſen ihn und ſein Geſchlecht von einem alten ſkytiſch-phöniciſchen König, Phönius-Farſa abſtammen, deſſen Nachkommen nach vielen Geſchlechtern, Abenteuern und Kriegszügen, mit einem Theil ihres Volks, welches nach einem aus Phönius-Farſa's Blut entſproſſenem Helden, Godhal, Gadel-Ghlas oder Gadelas genannt wurde, in Spanien landeten, woſelbſt den Breogan, der Großvater von Gollamh oder Mileagh, das Land Gallegos, oder das heutige Gallicien, mit dem Schwert in der Hand eroberte und eine Stadt baute, die er Brigan (Brigantium, das heutige Coruña) nannte, welche in der Folge von Julius Cäſar erobert und zerſtört wurde. Nach Breogan herrſchte Bile, deſſen Sohn Gollamh nun früh gewaltige Heldenthaten verübte, das Gebiet ſeines Vaters über Aſturien und Biscaya ausdehnte, hierauf in's Morgenland zog, ſich

mit der Tochter des ſcytiſch-phöniciſchen Königs Riflol's, ſeines Verwandten verband, in Egypten dem Pharao Nactonebus gegen die Aethiopier beiſtand, hierauf nach Spanien zurückkehrte, den Thron ſeines Vaters einnahm und, nach den Barden, in 54 offenen Feldſchlachten die Feinde ſeines Volks ſchlug, wofür ihm denn der Name Mileagh-Eſpain, der ſpaniſche Held, beigelegt wurde. Da indeß die Gadelas oder Gallicier, durch dieſe vielen Kriege doch zu ſehr geſchwächt worden waren, um ferner mit Glück ihren Gegnern wiederſtehen zu können: ſo verſammelte Gollamh die Aelteſten der Stämme, und man beſchloß, auf den Rath des Druiden Armegyn, eines Sohns von Gollamh, ein andres Vaterland im Weſten aufzuſuchen; denn alſo, ſagte Armegyn, iſt der Wille der Götter. Unter Anführung von Mileagh's Onkel, Ith, ſegelte hierauf eine Abtheilung von Gadelaſſen oder Gadelins ab, die von den Göttern ihnen beſtimmten weſtlichen Inſeln aufzuſuchen, und als ſie an den Küſten von Irland landete, da pflanzte Ith daſelbſt ſeine Paniere auf, gerieth jedoch bald mit einem Theil der Bewohner, die ſich Danaans nannten und vermuthlich däniſchen Stammes waren, in Händel, in denen er, obſchon ihm der andre Theil der Einwohner, die Fir-Bolgs (Viri Belgae vielleicht) beiſtanden, unterlag und ſein Leben verlor. Sein Sohn, Lugadh, kehrte nun mit dem Reſt der Mannſchaft und der Leiche des Vaters nach Spanien zurück, wo die übrigen des Volkes ſich entſchloſſen, Blutrache für die Erſchlagnen zu üben. 75 Segel, nach dem Gabhail clana mile, oder dem Buche von der Eroberung Irlands durch die Mileaghſier, 150 aber nach Angabe der Sammlung von alten iriſchen Denkmälern und Sagen, unter Anführung der 8 Söhne Gollamh's, denen wieder 8 Enkel und 7 Vettern, benebſt dem ſchon genannten Lugadh, dem Sohne Ith's folgten, ſtachen in See und mit ihnen war noch Scota, Gollamh's Wittwe und ihrer aller Aeltermutter. Als ſie jedoch an die Küſte der weſtlichen Inſeln kamen, da erhob ſich ein furchtbarer Sturm, den, nach Ausſpruch der Druiden, die Söhne Kearmada's, des verſtorbnen Herrſchers der Danaan's, durch Zauberkünſte erregt hatten, und es gingen von der mileaghſiſchen Flotten ſo viele Schiffe unter, daß mehr als die Hälfte Volks und 5 Söhne des alten Gollamh's umkamen, und nur drei, der Druide Armegyn, Heber und Heremon, mit ihren Verwandten, Leuten und Schiffen entrannen, die, nun ſich mit den Fir-Bolgs, den alten Feinden der Danaan's, verbindend, letztre bekriegten, die 3 Söhne des einſtigen Königs Kearmada in heißer Schlacht erſchlugen, und die weſtliche Inſel, fortan Hibernien, Verne, Invernien, Erin, auch Irin genannt, ſich unterwarfen und alſo theilten, daß Heber den nördlichen, Heremon den ſüdlichen Theil derſelben empfing. (Armegyn, als Geweihter der Gottheit, nahm kein Land). Unter den mileaghſiſchen Brüdern regierten aber die danaanſiſchen und fir-bolgiſchen kleinen Häuptlinge in lehnsmannlichen Verhältniſſen zu den Herrſchern über ihre Hinterſaſſen fort; wer jedoch den eingedrungnen Eroberern nicht gehorchen wollte, ward außer Land, nach Britannien, gebracht, oder auch wol, nach Befinden der Umſtände, niedergehauen. Die auf dieſe Art hergeſtellte Ruhe dauerte indeß nur kurze Zeit; denn bald entſpann ſich zwiſchen den Brüdern ein Krieg, der erſt mit dem Tode und der Niederlage Heber's endigte, worauf den Heremon als erſter König von ganz Irland und Stifter der mileaghſiſchen Dynaſtie auftrat, die von ihm bis auf den König Turlogh-ó-Connor, welcher im J. 1166 n. C. G. ſtarb, das Land beherrſchte und die in einer Menge verwandtſchaftlichen Nebenzweige

bald ſo zahlreich wurde, daß ſie alle andre Häuptlingsfamilien verdrängte, und ſo in ihren Gliedern zum Beſitz aller Allodial= und Lehnländereien kam. Nach einigen Geſchichtsangaben ſteigt die Zeit des erſten Einfalls der Mileagſier bis auf 2173 Jahre, nach andern aber nur bis ungefähr 1262 Jahre vor Chriſtus hinauf. Uebrigens wird die theilweiſe hiſtoriſche Wahrheit der eben erzählten Vorgänge durch mehrere übereinſtimmende, ſowol ſpaniſche, als irländiſche Chronikenangaben, und auch durch viele, noch in Irland gebräuchliche Benennungen von Orten u. dergl. (wie z. B. Moy=Ith, die Ebene von Ith ꝛc.) verbürgt. Ein im J. 1327 von Donald=ó=Neill, der ſich ſelbſt König von Ultonien und, durch Erbrecht, ſeit undenklichen Zeiten, Herrſcher von ganz Ibernien nennt, an den Pabſt Johann XXII. geſchriebner Brief, gibt unter andern, in Bezug auf den mileaghſiſchen Einfall in Irland, an, daß von da bis auf die Zeit des heiligen Patrik (des Apoſtels der Irländer, der um's Jahr 435 lebte) 3500 Jahre verfloſſen wären, was denn freilich wol etwas weit über die Grenzen hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit hinausgeſchweift iſt.

Milet, am Mäander, das joniſche Athen und, nach Epheſus und Smyrna, die berühmteſte und wichtigſte Handelsſtadt Joniens Klein=Aſiens. Sie gewann ſchnell Reichthum und Macht, gründete eine bedeutende Anzahl Kolonien, und führte lange und koſtſpielige Kriege mit den lydiſchen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus ward auch Milet, wie ganz Jonien, unterworfen. Die Stadt wurde mit vieler Gnade behandelt, und blieb unter der perſiſchen Oberherrſchaft, obgleich innere Unruhen ſie öfters zerrütteten, in ihrem Wohlſtande bis zu dem unglücklichen joniſchen Kriege, in welchem ſie (494 v. C.) von Grund aus zerſtört wurde. Die Einwohner bauten ſie zwar wieder auf, aber ihr altes Anſehn konnte ſie nicht wieder erlangen. Milet war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Aeſchines und der berühmten Aſpaſia. Vorzüglich berühmt waren im Alterthum die mileſiſchen Wollenwaaren.

Militärgrenze heißt ein Landſtrich der öſterr. Monarchie, von 881 Q.M. mit 950,000 Einw., welcher ſich 227 Meilen längs der ganzen ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Grenzen, ſo weit ſie das türkiſche Gebiet berühren, erſtreckt und ſeine eigne militäriſche Verfaſſung hat, indem die Bewohner deſſelben ſtehende Sold und Bauern zugleich ſind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewiſſer Leiſtungen erhalten, worunter der Kriegsdienſt obenan ſteht, und bilden einen ununterbrochnen, bewachten Grenzcordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieſer Einrichtung ein ſtets bereites Kriegsheer, das demſelben in Friedenszeiten nichts koſtet. Der wirkliche Stand des dienenden Grenzmilitärs beträgt in Friedenszeiten 45,000 Mann. In dem Kriegsjahre von 1815 belief es ſich auf mehr als 62,000 Mann. Dieſes geübte, disciplinirte Militär beſchützt (ohne Sold zu empfangen) ſein eignes Grenzland ſowol gegen feindliche Angriffe, als auch gegen das Eindringen der Peſt, und dient gegen gewöhnlichen Sold ſeinem Staate als Krieger gegen andre Länder. Stark von Körperkraft, ausdauernd in Beſchwerden und Noth, voll Liebe zum Vaterlande und Fürſten, von Ehrgeiz beſeelt, von früheſter Jugend an die kriegeriſche Lebensart ſeiner Vorältern gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den er betrit, bald vertraut, ein geſchickter, gewandter Schütze, vereinigt der Grenzer alle Erfo=

derniſſe eines trefflichen Soldaten in ſich. Im dreißigjährigen, im öſterreichiſchen Erbfolgekriege und im ſiebenjährigen Kriege, wurden ihre Dienſte wichtig; aber noch mehr leiſteten die Grenzer in allen Türkenkriegen. Gleich im Anfange des franzöſiſchen Revolutionskriegs erſchienen 100,000 Mann aus denſelben im Felde. Nie ließen ſie ſich durch irgend eine Verführung zur Untreue gegen ihre Regenten bewegen. Die Militärgrenze hat auch gänzlich eine, ihrem Zweck gemäße militäriſche Einrichtung in Hinſicht auf ihre Verwaltung. Die höchſte Provinzſtelle iſt das Generalcommando. Unter demſelben ſtehen im Lande ſelbſt die Regimentscommando's, welche die Diſtrictsbehörden vorſtellen, und nicht nur alle rein militäriſche Verrichtungen leiten, ſondern auch alle politiſchen, ökonomiſchen und Juſtizgeſchäfte beſorgen. Eingetheilt wird das öſterreichiſche Militärgrenzland in fünf Generalate, nämlich: 1. in das Generalat der beiden vereinigten Grenzprovinzen Carlſtadt und Warasdin; 2. in das Generalat der kroatiſchen Banalgrenze; 3. in das peterwardeiner oder ſlavoniſche; 4. in das banater oder ungariſche, und 5. in das ſiebenbürger Generalat. Die Größe der vier erſten Generalate beträgt 610 Q. M.; die der ſiebenbürger Militärgrenze läßt ſich, weil ſie nur in einigen Gegenden reines Militärland, in den meiſten übrigen aber völlig mit dem Provinziale vermiſcht iſt, nicht wohl ausmitteln, und wird auf 253 Q. M. geſchätzt. An bewohnten Ortſchaften wurden 1815 in allen fünf Generalaten drei Feſtungen, elf Städte oder ſogenannte Militärcommunitäten, die ihre eignen Magiſtrate haben, vier und zwanzig Märkte und Stabsquartierorte, dann 1995 Dörfer gezählt. Unter dieſer Zahl waren aber in Siebenbürgen allein 223 gemiſchte Märkte und Dörfer begriffen, welche zugleich von Provinzialiſten bewohnt waren. In dem carlſtädter und warasdiner Generalate ſind die vorzüglichſten Orte: Carlopago, Zengh und Bellowar; in dem Banal-Generalate: Petrinia und Coſtainicza; in den peterwardeiner oder ſlavoniſchen Generalate: Alt- und Neu-Gradiska, Peterwardein, Carlowitz und Semlin, wohin auch der Diſtrict der Tſchaikiſten (ſ. d. Art. Tſchaiken) gehört; in dem ungariſch banaliſchen Generalate: Pancſowa, Weißkirchen und Karanſebeo. In dem ſiebenbürger Generalate ſind keine bemerkenswerthen Orte. Nächſt dem Ackerbau und der Viehzucht, iſt der Wein- und Obſtbau ſehr ausgebreitet. Auch Flachs, Hanf- und Tabak werden gebaut. Der Färber-Sumach, die Färber-Scharte und der Bohnenbaum ſind hier einheimiſch und wachſen im Freien. Krapp, Waid, Saflor und Süßholz werden in einigen Diſtricten häufig gezogen. An geſchätzten Mineralien hat das Grenzland gewiß einen nicht minder großen Reichthum, als an andern Naturerzeugniſſen, und ſchon zu der Römer Zeiten war der Bergbau in verſchiednen Gegenden, vorzüglich im Banate und in der ſiebenbürger Grenze blühend; aber bis jetzt werden dieſe verborgnen Schätze noch wenig benutzt. Der Gewerbfleiß iſt auf einer niedern Stufe; am ſtärkſten werden die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, beſonders die Färberei und die Verfertigung mannichfaltiger Holzwaaren betrieben. Die meiſten Handwerker ſind in den ſogenannten Communitäten anſäſſig, wo auch faſt durchgehends die Handelsleute wohnen, welche ſich ſowol auf den Waarenverkauf im Kleinen, als auf den Großhandel legen. Außer vier Hauptnationen, welche das Grenzland bewohnen, ſind wenigſtens noch eben ſo viele Nationalverſchiedenheiten unter den Einwohnern wahrnehmbar. Am zahlreichſten ſind die Slaven. Dieſen folgen die Wallachen; dann

kommen die Ungarn und Szekler und die Deutſchen. Die Mehrzahl ſind Anhänger der nicht unirten griechiſchen Kirche. Faſt eben ſo ſtark iſt die Zahl der Katholiken. Auch finden ſich Bekenner der griechiſch-katholiſchen, der reformirten und lutheriſchen Kirche und Unitarier. Was die Geſchichte der Militärgrenze betrifft, ſo gehörten die Gebiete, welche jetzt dieſelbe bilden, in der Römerzeit theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem daciſchen Reiche. Noch lange nach dem Verfalle des weſtrömiſchen Reichs blieben dieſe Länder Beſtandtheile des oſtrömiſchen oder byzantiniſchen. Zwar wurden ſie mehrmals von barbariſchen Völkern von Nordoſten her überſchwemmt (als von den Vandalen, Gothen ꝛc.), aber faſt immer nur auf kurze Zeit. Hernach ſetzten ſich Slaven und Magyaren in dieſen Gegenden feſt; beſonders behaupteten ſich die letztern in dem Landſtriche, welchen gegenwärtig die Militärprovinzen einnehmen, bis die Türken nach Europa kamen, und auch dem oſtrömiſchen Reiche ein Ende machten. Von des ungariſchen Königs Ludwig I. weitläufigen Eroberungen ging der größere, auf dem rechten Sau- und Donau-Ufer gelegne Theil unter ſeinem Nachfolger und Schwager Siegmund verloren. Schon unter Siegmund wurde durch die Errichtung des zengher Capitanats der Anfang der Militärgrenze gemacht. Noch mehr wurde dieſe Einrichtung fortgeſetzt, als der ungariſche König Ludwig II. ſeinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Oeſterreich, die feſteſten Plätze Kroatiens, um ſie auf eigne Koſten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals (in der Mitte des 16. Jahrh.) ſcheint auch bereits die Grenze in zwei Hauptdiſtricte getheilt geweſen zu ſein. Die kroatiſche Grenzprovinz war alſo die erſte, welche entſtand. Die übrigen Grenzländer in Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen ſind viel ſpäter entſtanden; denn erſt die Befreiung, dieſer bei der Wiedereroberung durchaus entvölkerten Provinzen von türkiſcher Gewalt, was durch den carlowitzer Frieden geſchah, gab Gelegenheit zur weitern Ausdehnung einer Anſtalt, die ſich in Kroatien ſehr nützlich bewieſen hatte. In keinem andern Diſtricte Ungarns wächſt wegen der großen Vertheilung des Grundeigenthums die Bevölkerung ſchneller, und doch ſtellt die Militärgrenze Oeſterreichs Heeren in allen Kriegen ſehr viele Rekruten und wandern in Frieden viele junge Leute, die keinen Landſitz zur Ernährung einer Familie erlangen können, aus. Am ſpäteſten entſtand die ſiebenbürgiſche Militärgrenze. Das vorzüglichſte Werk über dieſen Landesſtrich iſt: Statiſtik der Militärgrenze des öſterreichiſchen Kaiſerthums von Hietzinger. Wien 1817 u. f.

Militärſchulen. Man muß Militärakademien von Cadettenhäuſern und Militärſpecialſchulen unterſcheiden. Die Militärakademie iſt eine höhere Lehranſtalt für die wiſſenſchaftliche Bildung angehender Officiere (ſ. d. Art. Militärwiſſenſchaften). Der Unterricht wird von Profeſſoren und Offizieren in akademiſcher Form ertheilt; denn man ſetzt die nöthigen Vorkenntniſſe in Sprachen, Geſchichte, Mathematik, Erdbeſchreibung und mechaniſchen Grundfertigkeiten, ſo wie ein ſchon entwickeltes Faſſungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militärwiſſenſchaften mit beſondrer Rückſicht auf den Dienſt im Felde, werden aber auch die militäriſchen Hülfswiſſenſchaften, insbeſondre Kriegsgeſchichte, militäriſche Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden ſich Militärakademien in Reſidenz- oder Hauptſtädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an Gelegenheiten zur praktiſchen Heer- und Waffenkenntniß fehlt; auch haben die Anſtalten eine militäriſch-disciplinariſche Einrichtung. Wäre dies nicht

der Fall, ſo würde es unſtreitig zweckmäßiger ſein, den Vortrag der Militärwiſſenſchaften einer beſondern Facultät bei den Univerſitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der beſondern käme. Zu den Militärſpecialſchulen gehören die Artillerie- und Ingenieur-Akademien, welche gewöhnlich in Einer Anſtalt vereinigt ſind. Der Unterrichtsplan derſelben ergibt ſich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Geniewesens (ſ. die Art. Artillerie und Ingenieurkunſt). Cadettenhäuſer ſind militäriſche Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten, in welchen Offizierſöhne, und gewöhnlich adelige Jünglinge, auf Koſten des Staats, unter militäriſchen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntniſſen überhaupt, in den obern Klaſſen aber insbeſondre für den Dienſt im Felde unterrichtet und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Sie vereinigen daher mehrere Zwecke: 1. als Freiſchulen für die Söhne des ärmern Adels, insbeſondre der Offiziere; 2. als Elementarſchulen, indem die Knaben die erſten Anfangsgründe der Sprachen, der Realkenntniſſe und der mechaniſchen Fertigkeiten darin erlernen; 3. als Kriegsſchulen, indem die Zöglinge vom Knabenalter, gewöhnlich ſchon vom 10., 12. Jahre an, als Soldaten reglementsmäßig verpflegt, gekleidet und an militäriſche Ordnung gewöhnt, dann aber auch bis zum 17., 18. Jahre in allem, was der Subalternoffizier, vorzüglich bei der Infanterie, nothwendig wiſſen muß, unterrichtet werden. Dieſer dreifache Zweck erſchwert ihre Einrichtung: denn pädagogiſche Grundſätze und militäriſche Formen laſſen ſich nur unter einer ſehr einſichtsvollen Leitung zweckmäßig verbinden, ſo daß jene nicht im Zwange eines nothwendigen Mechanismus erſticken, dieſe nicht für die Jugend einen Maßſtab aufſtellen, der nur für Erwachſene berechnet iſt, oder, im entgegengeſetzten Falle, ſelbſt in bloßes Formenſpiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenſeite als Hauptſache anſieht, und den Ernſt ſeiner Beſtimmung über das Soldatenweſen im Kleinen vergißt. Eine zweite Schwierigkeit betrifft die geiſtige Bildung. Jünglinge, die 6 bis 7 Jahre in Einem Hauſe, unter denſelben Verhältniſſen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wiſſenſchaftlichen Grundſätzen ihres männlichen Berufs, nach einem Mechanismus unterwieſen werden, fühlen gewöhnlich in den obern Klaſſen Ermüdung, und blicken nicht mit friſchem Geiſte in die Begriffswelt, welche dort vor ihnen ſich öffnen ſoll; ſie bringen in dieſelben mehr die Sehnſucht nach baldigem Verlaſſen des Hauſes und nach der Offiziersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in dieſen Klaſſen entweder Alles auf eigentlichen militäriſchen Unterricht, der oft nur Gedächtnißwerk iſt, beſchränkt, oder der ungeduldige Jüngling macht ihn zu ſeiner Hauptſache, weil der höhere Sprach- und Sachunterricht ihm als zu ſchwer, d. i. die Denkkraft zu ſehr in Anſpruch nehmend, oder als unnütz zu ſeinem Offizieravancement erſcheint. Die dritte Schwierigkeit iſt moraliſcher Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in dieſen Freiſchulen beſteht aus armen Knaben, oft aus Waiſen, deren erſte Erziehung nicht ſelten vernachläſſigt war. Unter ihnen regen ſich daher wenig Vorſtellungen von geiſtig-edler Bildung, die ihnen früheres Beiſpiel oder Unterricht eingeflößt haben könnten. Haben auch einige ſolche Vorſtellungen empfangen, ſo verlieren ſie ſich unter der Menge, oder ſtehen zu einzeln, um auf den Geiſt der übrigen einzuwirken; noch weniger können ſie ſelbſt durch vielſeitig edlere Anreizung von Andern erregt und erhoben werden.

Mit einem Worte: in ſolchen Schulen herrſcht nicht ſelten ein beſchränkter Blick und ein gemeiner Ton; in jedem Falle aber iſt einſeitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kaſtengeiſt zur Folge hat, und den Krieger der bürgerlichen Welt entfrembet, nicht zu verkennen: daher war ſonſt der Offizier, wenn er nicht nach dem Cadettenhauſe eine höhere Lehranſtalt beſuchte, oder ſonſt in günſtigen Verhältniſſen lebte, in der formalen geiſtigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelſtande zurückgeblieben. Der vieljährige, von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienſte erlernte Mechanismus lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geiſtige Selbſtthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Aber eben jene Entfremdung iſt andern Theils dem neuern Heerweſen günſtig geweſen, inſofern dieſes, von dem Volksleben, dem Zeitgeiſte und der öffentlichen Meinung geſchieden, eine todte Kraft vorſtellen ſollte, die nur durch den Geiſt und Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll dagegen das Heer ein Nationalheer ſein, ſo darf die Offiziersbildung nicht einſeitig, ſondern ſie muß national ſein. Sie wird dies, wenn Bürger und Offizier eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnaſtiſche Bildung den kriegeriſchen, bei dieſem die geiſtige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimt. Daß übrigens Cadettenhäuſer nicht ausſchließend Feldherren oder tapfre Krieger bilden, lehrt die Geſchichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten ſie nicht. Frankreich hat ſie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehrern Reſidenzen Cadetten-Compagnien, als Ludwig XV. zuerſt 1751 eine École royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8. bis 11. Jahre an gründete. Die Grundeinrichtung derſelben iſt im Weſentlichen bei allen ähnlichen Anſtalten dieſelbe geblieben. S. Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du Roi, concernant l'Hôtel de l'École Roy Milit. Paris, 1762. Als weſentliche Verbeſſerungen der Militärſchulen überhaupt ſehen wir folgende an: 1. wenn Vorbereitungsſchulen und Specialſchulen getrennt werden; 2. wenn jene eine rein pädagogiſche, dieſe eine akademiſche Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hausweſens, aber bloß dieſer, militäriſche Form haben kann; 3. wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, ſo daß in den Cadettenſchulen der Jüngling bis zum 16. und 17. Jahre auf vier oder fünf Unterrichtsſtufen alles lernt, was man Gymnaſial- oder encyklopädiſche Grundbildung nennt, mithin Sprachen und Sprachfertigkeiten; Geſchichte, Erdbeſchreibung und Literatur; Arithmetik und Geometrie; Kunſtfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Rudern rc. überhaupt alle ſogenannten Turnübungen; kriegeriſche Gymnaſtik insbeſondre. Die militäriſchen Specialſchulen aber ſollten in wahre polytechniſche Schulen umgebildet werden, wie die pariſer war ſeit 1796 (ſ. d. Journal Frankreich, vom J. 1797, St. 1.) und aus verſchiednen Abtheilungen beſtehen, nach den verſchiednen Zweigen des auf mathematiſchen Grundkenntniſſen beruhenden Staatsdienſtes, als: des Infanterie-Offizierdienſtes; des Artillerie-, des Ingenieurweſens; des Bergbaues; des Straßen-, Waſſer- und Brückenbaues; der bürgerlichen Baukunſt; der Cameralwiſſenſchaft. Hieraus würde ſich 4. folgende Verbeſſerung ergeben, daß in beide Anſtalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höhern Staatsdienſt ſich bilden ſollen, aufgenommen werden könnten, wo der Staat für die ärmern und fähigen Söhne verdienter Aeltern Freiſtellen, für alle übrigen aber Koſtſtellen errichtete, und

wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme Vorbereitete ſich befänden, dieſen in irgend einer Volks-Elementarſchule, oder auch abgeſondert, den nöthigen Unterricht, bis ſie zur Aufnahme in die Cadettenſchule reif wären, angedeihen ließe. Zu den vorzüglichſten Militärſchulen in Deutſchland gehören die öſterreichiſchen, preußiſchen, ſächſiſchen und baierſchen Cadettenhäuſer und Militärakademien. S. u. a. des Grafen von Kinsky allgem. Principien zur öffentlichen und beſondern Militärerziehung. Wiener. Neuſtadt, 1787. Die ruſſiſchen Militärerziehungsanſtalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors von Klinger wichtige Verbeſſerungen erhalten.

Militärverfaſſung nennt man die Einrichtung, die ein Staat ſeinen Heeren hauptſächlich in folgenden drei Hinſichten gibt: 1. Verhältniß der Stärke des Heers zu den Kräften des Staats, 2. Grundſätze der Ergänzung, 3. allgemeine Form der Streitmittel, Zucht ꝛc. Leider hat die Maſſe von Soldaten, welche Frankreich ſeit 1792 in's Feld ſtellte, bisher faſt alle europäiſche Herrſcher genöthigt, die erſtgedachte Rückſicht ganz außer Augen zu ſetzen, und erſt ſpäterhin hat man des Militäretats denken können, um die Ueberſpannung der ungeheuern Armeen — deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehält — möglichſt mit dem Zuſtande der erſchöpften Länder zu vereinigen. Es hat daher die, zur augenblicklichen Verſtärkung der Heere beſtimmte, leichte Landwehr ſo großen Beifall gefunden, daß ſie an vielen Orten als bleibend in den Staatsorganismus aufgenommen worden iſt. Unter welchen Formen man nun auch die Streitkräfte aufſtellen möge, ſo gilt doch dafür der allgemeine Grundſatz, daß jede Militärverfaſſung, weſentlich nur darauf gerichtet ſein könne, die Aufſtellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichſten Schonung der innern Verhältniſſe zu vereinigen; eine Aufgabe, die bei dem jetzigen Stande der Heere immer ſchwierig bleibt, übrigens aber der verſchiedenſten Modificationen fähig iſt. Da natürlich der verſchiedne Stand der Bildung, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, ſelbſt die Landes- und Volksart verſchiedne Maßnehmungen erheiſchen — ſo haben wol z. B. diejenigen, die als einziges Heil allgemeine, unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienſt anpreiſen, und dabei Sparta und Rom fortwährend im Munde führen, wahrſcheinlich vergeſſen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sklaven hatten, die in des Hausherrn Abweſenheit, eingeſchüchtert, wie ſie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bebauten, ſo daß die Arme der Bürger und ihre Aufſicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der wahre oder eingebildete Bedarf an Streitmitteln das Maß deſſen überſchreitet, was der Staat eigentlich leiſten kann, deſto ſchwieriger wird auch die Feſtſtellung der Ergänzung ſein, und der Sache nach wird, wie die Dinge jetzt ſtehen, die ſo grauſam geſchmähte Conſcription doch beibehalten werden, wenn auch unter andern Benennungen, da die nicht minder geläſterte Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Heere, viel zu koſtſpielig und doch in keinem Falle hinreichend ſein würde. Was endlich die Formen der Militäreinrichtungen, die Kriegszucht ꝛc. betrifft, ſo verſteht es ſich auch bei ihnen von ſelbſt, daß nur da etwas Erſprießliches zu hoffen ſei, wo das Naturell des Volkes und ſeine Eigenthümlichkeiten berückſichtigt werden; denn ein ruſſiſches Heer bedarf andrer Einrichtungen und anderer Zuchtgeſetze als ein preußiſches, und Kroaten und Tyroler mögen nicht in Linienregimenter geſteckt ſein, wie dies bei jenen Joſeph, bei dieſen Baiern, zu ihrem Nachtheil, erfuhren.

Militärwiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften, umfaſſen alle Kenntniſſe, die zur Führung eines Kriegs erfodert werden. Es gibt davon ſchon mehrere encyklopädiſche Ueberſichten von Cancrin, Auracher, Krug u. A. m., die theils ſehr gelehrt, theils überladen ſind. Das Weſentliche folgt aus dem Begriffe der Sache ſelbſt. Krieg iſt der durch Waffengewalt zu entſcheidende Streit zweier oder mehrerer Völker. Da jede Partei ihre Foderungen von der andern anerkannt wiſſen will, ſo hat der Krieg keinen andern Zweck, als Vernichtung des Feindes in der Art, daß dem Sieger noch ein Reſt von Kräften bleibt, um ſeinen Vortheil zu benutzen. Jeder Staat muß ſich immer in der Lage befinden, einen Krieg mit Nachdruck führen, ja ſich gegen die Uebermacht behaupten zu können, wozu Vorbereitungen nöthig ſind, die, in ihrer Allgemeinheit zur Staatsverwaltung überhaupt gehörend, gewöhnlich unter dem Namen Kriegsverwaltungskunſt begriffen werden, obwol dieſes Wort eigentlich keinen deutlichen Begriff der Sache gibt. Wir rechnen dahin: einen allgemeinen Plan zur Vertheidigung des Staates überhaupt, die darauf begründete Einrichtung der gewaffneten Macht, Feſtungsſyſteme, Dotirung der Feſtungen, Hauptdepots von Kriegsvorräthen aller Art in befeſtigten, ſchicklich gelegnen Orten in der Nähe der wahrſcheinlichen Kriegstheater u. ſ. w. Die Heerverſorgungslehre, ſonſt ein Hauptzweig der Kriegswiſſenſchaften, kann jetzt nur bei den Vorbereitungen genannt werden; ohne Magazine war ſonſt kein Krieg denkbar, ſeitdem aber von Frankreich aus das Requiſitionsſyſtem ſich über Europa verbreitet hat, rücken die zahlreichſten Heere ohne die mindeſte Fürſorge für die Verpflegung vorwärts, und wie ſie ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den überſchwemmten Ländern ziehen: ſo müſſen ihnen dieſe auch Bekleidungsmaterial, Beſpannung u. ſ. w. liefern. Im Kriege ſelbſt kann ſich deshalb jetzt die Heerverſorgungslehre nur auf die regelmäßige Verſorgung mit ſolchen Streitmitteln beziehen, die man nicht überall entnehmen kann; vorbereitend trit ſie dagegen bei der Verſorgung der etwanigen verſchanzten Läger und Aufhäufungen von Magazinen in den Theilen des Landes auf, wo die Anwendung des Requiſitionsſyſtems nicht Statt finden kann. Vor Aufzählung der Kriegswiſſenſchaften im engern Sinne mag noch des in unſern Tagen oft zur Sprache gebrachten Unterſchiedes zwiſchen Taktik und Strategie gedacht werden, obwol ſelbſt die genaueſte theoretiſche Feſtſtellung deſſelben niemals praktiſchen Nutzen gewähren wird. Wenn man unter Strategie, dem Sinne des Wortes nach, überhaupt die Kunſt des Feldherrn, d. i. die Kriegsführung begreift, ſo iſt dies ganz richtig; aber eben ſo gewiß iſt es, daß ſie in dieſem Sinne nie ein Theil der Kriegswiſſenſchaften ſein könne. Will man ſie aber, wie häufig geſchehen, zur Theorie einer gewiſſen Art von Bewegungen machen, und auf dieſe Weiſe von der Taktik unterſcheiden: ſo iſt dies ein vollendeter Irrthum, und der geiſtreiche Verfaſſer des „Kriegs für wahre Krieger" hat ſehr Recht, wenn er ſagt: wer mit Bülow meint, daß Strategie außerhalb, Taktik innerhalb der Schußweite liege, der weiß nicht viel. So wie der Zweck der Schlacht Sieg, der Zweck des Sieges Vernichtung des Feindes iſt, ſo wird auch durch die Taktik der Sieg, durch die Strategie der allgemeine Kriegszweck erreicht, und jene verhält ſich zu dieſer, wie das Beſondre zum Allgemeinen, das Niedere zum Höhern. In Gemäßheit dieſes Unterſchiedes bekommt denn auch das beliebte, oft gemißbrauchte Beiwort: ſtrategiſch, Bedeutung. Nach dieſen vorausgeſchickten Be-

merkungen wird die folgende Aufzählung der eigentlichen Kriegswiſſenſchaften (mit Ausſchluß der Vorbereitungswiſſenſchaften) vollkommen deutlich ſein. 1. Taktik, d. i. die Lehre von der Ausbildung, Aufſtellung und Benutzung der Truppen zum Gefechte. Sie zerfällt a) in die Waffenlehre. Hieher gehört die Lehre vom Geſchütz — Artillerie — (Scharnhorſt's, Rouvroy's und Decker's Lehrbücher) von dem kleinen Feuer=(Seydel) und von den blanken Waffen. Wer ſich dem Artilleriedienſte widmet, muß natürlich die erſtere vorzugsweiſe in allen ihren Theilen ſtudiren, deren Angabe hier zu weit führen würde; für den Offizier der übrigen Waffen reichen die Kenntniſſe von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geſchütze hin (Scharnhorſt's Handbuch, 1 Theil); b) in die niedere oder Elementar=Taktik. Sie handelt von der Ausbildung des Soldaten und den Heerbewegungen, und wird durch die bei jeder Armee vorhandnen Reglements beſtimmt; c) in die eigentliche Taktik, d. i. die Lehre von der Aufſtellung und Anwendung der Truppen im Gefechte, vom Gebrauche der verſchiednen Waffengattungen. Es läßt ſich damit bequem die Lehre von der Auswahl und Anordnung der Läger, Caſtrametation, (Müller's hinterl. Schriften, 1. Band) verbinden, obwol ſie ſeit Einführung des Requiſitionsſyſtems faſt ganz außer Anwendung gekommen; auch ſchließt ſich die Pontonierwiſſenſchaft gewiſſermaßen hier an, inſofern ſie nicht Hauptſtudium für den iſt, der dieſen Dienſt wählt (Hoyer's Handbuch der Pont. Wiſſenſch.). Zu bemerken iſt noch, daß Einige auch eine höhere Taktik angenommen haben, die aber mit der Kriegsführung faſt gleich iſt. 2. Terrainlehre: Lehre von der richtigen Erkenntniß und zweckmäßigen Benutzung der Erdoberfläche im Kriege. Obwol die jetzige Taktik ſie gar ſehr in den Hintergrund ſtellt, während das Terrain bei der ſonſtigen Fechtart in langen, zuſammenhängenden Linien eine Hauptrolle ſpielte, ſo kann ſie doch nicht ganz entbehrt werden. Man trieb vordem große Spielereien damit und betrachtete gleichſam jeden Maulwurfshaufen durch das Mikroſkop. Das Recognosciren von Gegenden iſt darauf begründet, das Aufnehmen (Geodäſie) und Planzeichnen innig damit verbunden (Müller's nachgel. Schriften 2. Theil, Lehmann's Lehre der Situationszeichnung). 3. Kriegsbaukunſt oder Fortification, worin gelehrt wird, irgend einen Punkt durch künſtliche Hülfsmittel ſo zu befeſtigen, daß ſich darin Wenige mit Vortheil gegen Viele vertheidigen können. Sie zerfällt: a) in die Lehre vom Baue eigentlicher Feſtungen (fortification permanente oder royale). Hier wird eben ſo der Entwurf des Grundriſſes (tracé), als die Conſtruction der Werke (Profil), die Anwendung der beſten Baumaterialien, und die Einrichtung der in den Feſtungen nöthigen Militärgebäude gelehrt (Montalembert, Struenſee, Bousmard u. ſ. w.; brauchbares Handbuch, Hoyer's Lehrbuch der Kriegsbaukunſt, 1. Theil); b) die Lehre vom Angriffe und von der Vertheidigung feſter Plätze (attaque et défense des places), deren Name ſchon die Sache hinlänglich bezeichnet (Aſter's Feſtungskrieg, Hoyer's Lehrbuch, 2. Theil; Carnot's überſchätztes Buch kann nicht als Lehrbuch betrachtet werden); c) in die Feldbefeſtigungskunſt (fortification passagère), die Lehre von der Erbauung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Feldſchanzen, welche nur zu vorübergehendem Gebrauche beſtimmt, nicht ſo dauerhaft gebaut ſind, als die eigentlichen Feſtungen. Wir nennen ſie abſichtlich zuletzt, weil wir überzeugt ſind, daß der, welcher ſie ſtudiren will, nothwendig hinlängliche Kenntniſſe, wenn auch nur von den

allgemeinen Grundſätzen, der permanenten Befeſtigung haben müſſe. (Gaudi, Reiche, Scharnhorſt's Handbuch, 2. Theil). Hülfswiſſenſchaften gibt es gar viele von verſchiedner Wichtigkeit; man muß jetzt ſogar die in unſrer Zeit wiſſenſchaftlich behandelten körperlichen Uebungen dazu rechnen. Als unentbehrlich nennen wir die Mathematik; nicht minder nöthig iſt die Statiſtik und ſogenannte Militär-Geographie, inſofern ſie ſich auf die Kenntniß der Straßen u. ſ. w. beſchränkt; ſonſt iſt damit auch viel Spielerei getrieben worden. Vor allen aber kann das Studium der Kriegsgeſchichte nicht genug empfohlen werden; denn nicht allein daß man durch ſie, bei richtiger Methode des Studiums, die verſchiednen Kriegstheater, das Eigenthümliche der Heere und die Urſachen kennen lernt, aus welchen dieſe Unternehmung ſcheiterte, jene gelang: ſo nährt ſie auch, wie Friedrich der Große ſo wahr ſagt, die Einbildungskraft, und gewährt einen Vorrath von Ideen, nicht zu gedenken, welchen Eindruck ſie auf empfängliche, ehrliebende Gemüther machen muß. (Unſre Literatur iſt an guten militäriſchen Werken noch arm; vor allen ſind zu nennen: Tempelhof's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, des Erzherzogs Carl Geſchichte des Feldzuges von 1796 in Deutſchland; Stutterheim's Geſchichte des Feldzuges von 1809; Müffling's Geſchichte des Feldzuges von 1815). So weit das, was der Soldat lernen kann; wenn aber der Feldherr auch alle dieſe Kenntniſſe nicht füglich entbehren kann, ſo wird er doch durch ſie noch lange nicht, was er ſein ſoll; denn ſein Beruf, die eigentliche Kriegsführung, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, ſondern ihre Grundlage in der Gemüthskraft und dem ſchnellen Urtheile hat, ſteht als Kunſt ſo hoch über jenen Wiſſenſchaften, als der Geiſt in Raphaels Werken über der Lehre von der Perſpective; aber ſie unterſcheidet ſich dadurch ſo weſentlich von allen übrigen Künſten, daß ſie auf's äußerſte durch die Zeit bedingt iſt, daß bei ihr für das Gelingen nur Ein günſtiger Augenblick beſteht, in welchem ſich Gedanke und Ausführung vereinigen müſſen, während allen übrigen Muße zu Verſuchen bleibt, deren Mißlingen den Künſtler nicht vernichtet. Es ſind darüber zwar unter vielen ſchlechten einige gute Werke erſchienen (Erzherzog Carls Grundſätze der Strategie; Jomini iſt durchaus einſeitig); doch ſcheint uns, als ob ſie nur wenige ganz einfache Grundſätze anerkennen könne, deren richtige Beurtheilung und Anwendung auf die verwickeltſten Fälle dann von der Geiſteskraft des Feldherrn, ſo wie das Gelingen ſeiner Plane immer mit vom Glücke abhängt. Hätte Friedrich der Große in der Nacht vor der Schlacht bei Liegnitz nicht aus der Fülle ſeines eignen großen Geiſtes ſchöpfen können, ihn hätten ganze Folianten voll Regeln nicht vom Untergange gerettet. Die neuern Strategen, dieſe Nachtreter Bülow's, welche den Krieg auf dem Papiere nach Winkeln und Linien führen, und die Thatkraft des Genies mit dem Winkelmeſſer erzwingen wollen, zeigen daher nur, daß ſie das Weſen des Kriegs niemals begriffen haben. Daß eine Lehre vom Entwerfen der Operationsplane, die ſogenannte Kriegsdialektik, nicht exiſtiren könne, geht wol aus dem Geſagten deutlich hervor.

Miller (Joh. Mart.), wurde zu Ulm 1750 geboren. Sein Vater war daſelbſt Prediger am Münſter und Profeſſor der orientaliſchen Sprachen am Gymnaſium. Unſer Miller ging 1770 nach Göttingen, um ſich der Theologie zu widmen, wozu er durch die Unterweiſung ſeines Vaters gut vorbereitet war. In Göttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde, den mit

ihm Bürger, Boie, Hahn, Hölty, Leiſewitz, die Brüder Stolberg, Voß u. ſ. w. bildeten. Von Göttingen ging Miller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er 1775 nach Ulm zurück, und brachte dort fünf Jahre als Candidat und Vicar der obern Klaſſe des Gymnaſiums zu. 1780 ward er Pfarrer zu Jungingen bei Ulm; im folgenden Jahre ward ihm die Profeſſur des Naturrechts am Gymnaſium zu Ulm aufgetragen, die er aber ſehr bald mit der ihm angemeſſenern Profeſſur der griechiſchen Sprache vertauſchte. Statt derſelben erhielt er 1797 die Profeſſur der katechetiſchen Theologie, nachdem er ſchon 1783 Prediger am Münſter geworden war. Die nachmaligen politiſchen Veränderungen ſeiner Vaterſtadt im J. 1808 änderten auch ſeine Verhältniſſe. Der König von Würtemberg übertrug ihm 1810 das Decanat Ulm, und ertheilte ihm den Charakter eines geiſtlichen Raths. Als ſolcher ſtarb er zu Ulm 1814. Miller gehört zu den wenigen Schriftſtellern Deutſchlands, die einen ſehr großen, faſt auf alle Stände wirkenden Einfluß hatten. Er hat zugleich als Romanenſchriftſteller, als Liederdichter und als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit; Briefwechſel dreier akademiſchen Freunde; Geſchichte Carls von Burgheim und Emiliens von Roſenau; Geſchichte Gottfried Walther's, eines Tiſchlers, und vor allen Siegwart, haben ihn am meiſten, ſelbſt im Auslande bekannt gemacht. Der unterſcheidende Charakter ſeiner Romane iſt keuſche, tugendhafte, faſt überſinnliche Liebe, oft mit einem religiöſen Anſtrich, die lauterſte Moral, einfache und doch hinreißende Darſtellung, und ein leichter, natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, ſind eine ungehörige Wortfülle, einſeitige Welterfahrung, flache Charakterſchilderung, Einförmigkeit in den Beſchreibungen, beſonders aber ſchwärmeriſche, weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindſamkeit bei einer gewiſſen matten Traurigkeit. Indeſſen ſind dieſe Fehler nicht hinderlich geweſen, ihnen überall bei der Leſewelt Eingang und Bewunderung zu verſchaffen. Siegwart inſonderheit hat in der Denk- und Empfindungsweiſe eines großen Theils unſrer Nation, am meiſten des weiblichen, ganz eigentlich Epoche gemacht. In dieſer Rückſicht kann er vollkommen mit Werther's Leiden verglichen werden, ohne beide Werke deswegen, auch in Anſehung des poetiſchen Werthes, gleichſtellen zu wollen. Die ſogenannte ſiegwart'ſche oder empfindſame Periode iſt zwar längſt vorübergegangen, aber ihre Wirkungen waren noch lange nachher, ſowol in der literariſchen, als in der gewöhnlichen Welt, bemerkbar. Die Ausdrücke: ſiegwart'ſche Liebe, ſiegwartiſiren, ſind noch jetzt verſtändlich. Auch Siegwart erweckte ein Heer von Nachahmern, denen es eben ſo, wie gewöhnlich allen Nachahmern, ging. Was in Miller's Schriften Empfindſamkeit im beſſern Sinne war, wurde bei dieſen kalte und läppiſche Empfindelei und war daher nicht von Dauer. Ausgezeichneter iſt Miller als lyriſcher Dichter. Seine Elegien und Lieder haben ſich durch ſanfte Frömmigkeit und zarte Liebe, dann durch Natürlichkeit, Leichtigkeit, Wärme und durch Gefälligkeit der Verſification und Sprache empfohlen. Mehrere derſelben ſind Volkslieder geworden. Dahin gehören namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambroſia u. ſ. w." Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf verſammelt ſich u. ſ. w." Lob der Alten: „Es leben die Alten u. ſ. w." Abſchiedslied: „Traurig ſehen wir uns an u. ſ. w." Miller's Predigten athmen den Geiſt und das Gefühl echter Religioſität und Sittlichketi; ſie unterſcheiden ſich durch eine gemeinfaßliche Beredtſamkeit,

und durch eine einfache, würdige Sprache. Miller war ein edler, liebenswürdiger, anſpruchsloſer Mann, der bei einem großen Hange zur Gemächlichkeit, doch immer gemeinnützig zu werden ſtrebte. In den Zeitgenoſſen, St. XIII., befindet ſich eine ſehr gute Biographie und Charakteriſtik Miller's. DH.

Millin (Aubin Louis), Profeſſor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inſchriften und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufſeher (Conservateur) des reichen Antiken- und Medaillen-Kabinets der kaiſerlichen, jetzt königlichen Bibliothek. Er war einer der gelehrteſten und geſchmackvollſten Archäologen Frankreichs. Um uns hat er das Verdienſt, unſre Gründlichkeit ſeinen Landsleuten bekannter gemacht zu haben, theils durch ſein ſchätzbares Journal: Magazin encyclopédique, theils durch ſein Dictionnaire des beaux arts, durch die verbeſſerte Ausgabe des Dictionnaire de la fable von Chompré und durch ſeine Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués. Neue Verdienſte um die Archäologie hat er ſich erworben durch ſeine Peintures des vases antiques, ſeine Galérie mythologique, 2 Voll. 1811. Paris, und ſeine Beſchreibung mehrerer Münzen und Medaillen. Durch dieſe Schriften ſowol, als durch ſeine Vorleſungen, deren Beſuch zum guten Ton gehörte, hat er den Geſchmack an der ſchönen Kunſt des Alterthums in Paris gar ſehr befördert. Um die Kunſtgeſchichte ſeines Vaterlandes hat er ſich durch ſeine Voyage dans les départemens du midi de la France, durch ſeine Histoire métallique de la révolution française und Histoire métallique de l'Empereur Napoléon bedeutende Verdienſte erworben. Mehrere kleine Lehrbücher über das Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mythologie, bieten eine leichte und angenehme Ueberſicht dieſer Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft dar. Zwar dürften wir Deutſche in den meiſten dieſer Werke wenig Neues und Unbekanntes finden, allein man lieſt auch das Bekannte gern bei ihm wieder. Als Aufſeher des Antikenkabinets hat er eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht, wobei ihm Eckhel's doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seiner Gefälligkeit, womit er ſtets bereit war, auch Fremden die ſeiner Aufſicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reiſenden mit Ruhm. In Frankreich tadelte man ſeinen etwas nachläſſigen Styl, da er ſchnell arbeitete. Das Magazin encyclopédique hat er beinahe 20 Jahre ohne den geringſten Ertrag herausgegeben. Der Verleger bezahlte bloß die Druckkoſten. In ſeinen letzten Jahren ließ Millin ſeine Werke auf eigne Koſten drucken, und beſorgte ſelbſt den Abſatz derſelben. Da ſie größtentheils mit illuminirten Kupfern verſehen waren, ſo ließ er alles in ſeinem Zimmer, wie in einer Werkſtatt, betreiben. Durch Bosheit oder Zufall verbrannten ihm faſt alle ſeine Sammlungen in ſeiner pariſer Wohnung, als er auf einer Reiſe nach Italien begriffen war. Die Beſchreibung dieſer Reiſe iſt ſein letztes, unvollendet gebliebnes Werk. Er ſtarb 1818 zu Paris im 60. Jahre ſeines Alters. Er war immer unverheirathet geblieben. Da er Urſache hatte, mit ſeinen Verwandten unzufrieden zu ſein, ſo vermachte er ſein Vermögen ſeiner Freundin, der Gräſin de Laſſolaie. Sein letzter Wille (Paris 1817) enthält ſein ſittlich religiöſes Glaubensbekenntniß. Mehr über ihn ſ. im 15. Hefte der Zeitgenoſſen.

Millot (Claude François Xavier), ein ausgezeichneter franzöſiſcher Schriftſteller im hiſtoriſchen Fach, Mitglied der Akademie und

Lehrer des unglücklichen Herzogs von Enghien welcher am 21. März 1804 in den Gräben von Vincennes erschossen wurde, ward 1726 zu Ornans, einer kleinen Stadt in der Franche-Comté geboren. Nach geendeten Studium trat er in den Orden der Jesuiten und wurde Professor der Rhetorik am Collegium dieser Congregation zu Lyon. Eine Rede die er zu Ehren Montesquieu's hielt, und die den Preis von der Akademie von Dijon bekam, (1757) zog ihm aber den Haß seiner Obern zu, was ihn dann veranlaßte in die Welt zurückzutreten, wo ihn der Hr. v. Montazet, damals Erzbischof von Lyon, zu seinem Vikare ernannte. Da Millot jedoch, nachdem er zu Lüneville und Versailles ohne sonderlichen Beifall gepredigt hatte, einsah, ihm gehe die Beredtsamkeit für die Kanzel ab: so begab er sich dieser Art öffentlicher Vorträge für immer, und wandte seinen ganzen Fleiß auf die Geschichte. Die von ihm zum Unterricht der Jugend verfaßten Grundrisse der Geschichte von England und Frankreich, erwarben ihm großen Ruhm, und bald ward er durch den Herzog von Nivernois, dem Minister Marquis de Felino in Parma empfohlen, welcher Staatsmann damals ein Collegium für den jungen Adel in Parma errichtete. Millot erhielt 1768 an dieser neuen Lehranstalt das Professorat der Geschichte, ein Amt, welches er auch so lange bekleidete, bis Felino, verfolgt von Gegnern die den fanatischen Pöbel gegen ihn aufhetzten, der es sogar wagte, den wackern Staatsmann öffentlich zu insultiren, sich zurückzog, worauf denn Millot, den keine Rücksicht von seinem Gönner abwendig machen konnte, nach Frankreich zurückkehrte, woselbst ihm der Hof, zum Lohn für sein edles Benehmen bei dieser Gelegenheit, eine Pension von 4000 Livres aussetzte, und ihm später die Erziehung des jungen Herzogs von Enghien übertrug, der er auch bis an sein Ende mit Treue und Sorgfalt vorstand. Millot starb d. 21. März 1785, also gerade am denselben Tage an welchen 19 Jahre später, sein königlicher Zögling den Tod erlitt. Im Jahre 1777 kam Millot an Greßet's Stelle in die Akademie, obschon damals das Haus Noailles und mehrere Philosophen, sich seiner Aufnahme unter allerlei Vorwänden, heftig widersetzten, die D'Alembert jedoch mit dem Witzwort beseitigte: „Millot habe nichts vom Priester an sich, als das Kleid.“ In Betreff seines Charakters, äußerte derselbe Philosoph später über ihn: „er sei unter allen seinen Bekannten derjenige, welcher die wenigsten Ansprüche mache und am freiesten von Vorurtheilen sei.“ Wirklich war Millot auch von großer Bescheidenheit, still und einfach in seinem Benehmen und Sitten und dabei in seinem Fach, von bedeutender Gelehrsamkeit. Man hat von ihm eine Menge Werke, die in einem reinen und fließenden Styl geschriebene Zeugnisse von der Tiefe seiner Einsicht geben. Die vorzüglichsten darunter sind: 1) Elémens de l'histoire de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV. (3. B.) 2) Elémens de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II. (3. B.) 3) Elémens de l'histoire universelle (9. B. in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: des Abbé Millot's Universalhistorie, aus dem Französischen und mit Zusätzen und Berichtigungen von W. E. Christiani. 11 Thl. 1777—1789, fortgesezt von Hormayr.) 4) L'histoire des Troubadours (3. B. Dieses nach St. Palaye's Handschriften bearbeitete Werk, ist eine der besten Quellen zur Geschichte der Troubadours.) 5) Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV. 6) Histoire philosophique de l'homme. Die als ein nachgelassenes Werk von ihm 1807 erschienenen Elémens de l'histoire de l'Allemagne, sind untergeschoben.

Milo von Krotona in Italien, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmteſten griechiſchen Athleten, welcher ſechsmal in den olympiſchen Spielen den Sieg davon trug. Von ſeiner außerordentlichen Stärke werden mehrere Beiſpiele angeführt. Einſt wollte der Tempel, in welchem Pythagoras lehrte, einſtürzen. Milo ergriff die Hauptſäule, und verhinderte dadurch den Einſturz ſo lange, bis alle Anweſende ſich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf ſeinen Schultern zum Opfer, und tödtete ihn mit einem Fauſtſchlage. Aber ſeine Stärke ward auch die Urſache ſeines Todes. Er ſah in einem Walde einen ſtarken Baumſtamm, den man mit Keilen vergebens zu ſpalten verſucht hatte. Er wollte ihn aus einander brechen, allein ſeine Kräfte verſagten ihm; die Keile, welche den Spalt aus einander hielten, waren heraus gefallen, und ſo blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm Niemand zu Hülfe kam, ſo wurde er er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerriſſen.

Miltiades. Dieſer berühmte athenienſiſche Feldherr, welcher um das Jahr 500 vor Chr. Geb. lebte, hatte bereits eine athenienſiſche Kolonie glücklich nach dem Cherſones geführt, und verſchiedne Inſeln im Archipelagus ſeinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heers zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Ariſtides und Themiſtokles feuerten die vor der Uebermacht des Feindes zagenden Athenienſer zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme ſtellte 1000 Mann unter einen Anführer. Dieſes kleine Heer rückte in die Ebene von Marathon, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Platäa als Bundesgenoſſin abgeſchickt hatte, dazu ſtießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Ariſtides und einige andre Anführer unterſtützten ihn; andre dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Kallimachus trat des Miltiades Gründen bei, und ſo ward der Angriff beſchloſſen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechſelte, wurde von allen dem Miltiades überlaſſen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, ſondern den Tag abwartete, der ihn geſetzmäßig an die Spitze des Heers rief. Sobald dieſer erſchien, ſtellte er ſeine Truppen an den Fuß eines Berges in einem, mit Bäumen beſetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten ſollten, in Schlachtordnung. Die Platäer ſtanden auf dem linken Flügel, Kallimachus befehligte den rechten, Ariſtides und Themiſtokles das Mitteltreffen. Miltiades befand ſich allenthalben, wo ſeine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perſer widerſtanden mit Ruhe, aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrſtündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand ſich Datis, der perſiſche Feldherr, ſelbſt mit ſeinen beſten Truppen, und bedrängte Ariſtides und Themiſtokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, ſeine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entrann, mußte ſich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perſer verloren 6400, die Athenienſer 192 Mann; Miltiades ſelbſt war verwundet. So glorreich dieſer Sieg war, ſo hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf ſeinem Rückzuge Athen ſelbſt überfallen, und ſchon umſegelte ſeine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, ſich mit dem Heere ſogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch ſeine Gegen-

wart den Entwurf des Feindes zu vernichten, und ihn zur Rückkehr nach den Küſten Aſiens zu zwingen. Miltiades ward zwar nach ſeiner Rückkehr von den Athenienſern hoch geehrt, bald aber auch beneidet und verfolgt. Seine Feinde ſtellten vor, er könne leicht in Verſuchung kommen, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich in einer Volksverſammlung verlangt, ihm eine wohl ausgerüſtete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und verſprochen, mit ſelbiger die Athenienſer in den Beſitz großer Reichthümer und Vortheile zu ſetzen. Vermuthlich war ſeine Abſicht, die perſiſchen Küſtenſtädte zu plündern, und die Inſeln des ägäiſchen Meers, die es mit den Perſern gehalten hatten, zu beſtrafen.

Milton (John), der große engliſche Dichter, war den 9. Dec., nach Walker, 1608 in London geboren, und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulsſchule unterrichtet worden, bezog er 1624 das Chriſt-College zu Cambridge, wo er 1628 und 1632 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magiſter annahm, und ſich durch ſeine großen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, ſo wie durch verſchiedne poetiſche Verſuche in lateiniſchen Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt ſich darauf mehrere Jahre bei ſeinem Vater auf, der jetzt auf ſeinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamſhire lebte. 1634 ſchrieb er Comus, ein Theaterſtück von derjenigen Art, welche die Engländer Maske (ſ. d. Art.) nennen, und welches noch jetzt zuweilen auf den londoner Theatern aufgeführt wird. Sein nächſtes Werk war: Lycidas, eine Monodie auf den Tod ſeines Freundes E. King. 1638 erhielt er von ſeinem Vater Erlaubniß, auf Reiſen zu gehn. Er begab ſich nach einem kurzen Aufenthalte zu Paris, wo er den berühmten Grotius beſuchte, nach Italien, deſſen Literatur er mit großem Fleiße ſtudirt hatte, wie verſchiedne ſeiner Jugendgedichte, die in italieniſcher Sprache abgefaßt ſind, beweiſen. Er ward überall mit großer Achtung aufgenommen, und machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquiſitionsgefängniſſe zu Rom beſuchte, Bekanntſchaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland überſetzen; allein die Nachricht von den in ſeinem Vaterlande ausgebrochnen Unruhen änderte ſeinen Entſchluß, und veranlaßte ihn, nach England zurückzukehren. Er brachte nun ſeine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er ſich einige Zeit mit der Erziehung ſeiner Schweſterſöhne beſchäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochnen Religionsſtreitigkeiten Theil, und gab 1641 fünf Abhandlungen über das Kirchenregiment heraus. Im J. 1644 ſchrieb er Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing. Im folgenden Jahre wurden ſeine Jugendgedichte zu London gedruckt, worin man die ſchönen Stücke l'Allegro und il Penseroso findet, in denen er die verſchiednen Geſichtspunkte, woraus der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt anſehen, treffend angibt. Nach der Hinrichtung des Königs erſchienen ſeine Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels, und ſein *Εἰκονοκλαστης*. Durch dieſe und mehrere andre, in gleichem Geiſte geſchriebne Werke machte er ſich bei den Republikanern ſo beliebt, daß er von Cromwell zum lateiniſchen Sekretär des Staatsraths ernannt wurde. 1651 ſchrieb er ſeine berüchtigte Defensio pro populo Anglicano gegen die 1649 von Salmaſius herausgegebne Defensio regis, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von 1000 Pfund erhielt. Durch

ſein unabläſſiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, ward er um dieſe Zeit völlig ſeines Geſichts beraubt, wodurch er ſich indeſſen weder an der Verwaltung ſeines Amtes, noch an ſeinen literariſchen Beſchäftigungen hindern ließ. 1654 gab er ſeine Defensio secunda und im folgenden Jahre ſeine Defensio pro se heraus. 1659 ſchrieb er eine Abhandlung von der bürgerlichen Gewalt in Kirchenſachen und Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church. Am Ende des J. 1659, da ſchon Richard Cromwell ſein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth, und wenige Monate vor der Reſtauration ſeinen ready and easy way to establish a free commonwealth drukken. Daß er bei Carls II. Rückkehr ſeinen Secretariatspoſten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg ſich, bis die Vergeſſenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet ſeine Defeusio pro populo Anglicano von Henkershand verbrannt worden war, ihm erlaubte, ſich wieder öffentlich zu zeigen. 1665 vollendete er ſeine berühmte und erhabne Epopee: the Paradise lost (das verlorne Paradies, deutſch von Bodmer, Zürich 1780, Zachariä, 1760, Bürde, Berlin 1793, 2 Thle. 8., und Pries; franzöſiſch von Delille). In der erſten Ausgabe von 1667 erſchienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verfaſſers betrug zehn Pfund. Ueberhaupt erregte dies Meiſterſtück der engliſchen Poeſie bei ſeiner erſten Erſcheinung wenig Aufmerkſamkeit. Erſt nachdem Addiſon die Schönheiten deſſelben in ſeinem Zuſchauer zergliedert hatte, fing die Nation an, ſich näher damit bekannt zu machen. 1670 gab der Dichter eine Geſchichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normänniſche Invaſion reicht. 1671 erſchien ſein zweites Epos: Paradise regained (das wiedergefundne Paradies), welches dem erſtern nachſteht, und ſein Samson Agonistes, ein im Geſchmack der Alten geſchriebnes Trauerſpiel. 1672 ließ er eine Logik und 1673 ſeine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10. Nov. 1674 zu London ſtarb. In neuern Zeiten iſt ihm in der Weſtminſterabtei ein Denkmal errichtet worden. Milton lebte ſehr mäßig und hatte einen natürlichen Abſcheu gegen ſtarke Getränke. Seine Vergnügungen beſtanden größtentheils in der Unhaltung mit ſeinem Freunden und der Beſchäftigung mit Muſik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntniſſe waren ſehr ausgebreitet. Er verſtand die hebräiſche, griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche, italieniſche und ſpaniſche Sprache. Von den Dichtern ſeiner Nation ſchätzte er am meiſten: Spenſer, Shakſpeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er ſeine Töchter in den drei erſten der genannten Sprachen, damit ſie ihm bei ſeinen gelehrten Beſchäftigungen hülfreiche Hand leiſten möchten. Uebrigens war er ein offener, redlicher Mann, von ſchneller Faſſungskraft, mit treffendem Witze und ſcharfen Urtheil verſehen. Verheirathet hatte er ſich dreimal. Seine ſämmtlichen poetiſchen Werke findet man in Johnſon's Sammlung, desgleichen bei Bell und Anderſon, auch in den Taſchenausgaben. Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardſon und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falſchen Rippen der linken Seite umſchließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner, als die Leber, von länglich runder Form iſt, und deſſen Gewicht, nach Verhältniß

des Alters des Menſchen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche iſt gewölbt und dem Zwergfell (Zwergmuskel) zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehölt und dem Magen zugewandt. Sie iſt mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verſchiedne Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwergmuskel, und die innere Fläche an den Magen befeſtigt iſt. Das Innere der Milz beſteht aus einem ſo blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die ſehr zarten Häute durchſchimmert. Zwiſchen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Aeſtchen ſich ſelbſt in die Zellen zu öffnen ſcheinen. In die Milz geht eine, nach Verhältniß andrer Eingeweide ſehr ſtarke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang ſich in mehrere Aeſte abtheilt, welche an der innern Fläche in die Subſtanz der Milz eindringen und ſich hier auf das Vielfachſte veräſteln. Die das Blut zurückführende Milzvene iſt viel ſtärker, als die Arterie, im Verhältniß, wie 1 zu 5; ſie ſetzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zuſammen, welche ſich in die Leber zur Bereitung der Galle begibt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Aeſte zu dem Magen, die ſogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und verſorgen dieſen mit Blut (ſ. Magen). Außer der Zeit der Verdauung iſt die Milz ſchlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrſcheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magenſaft zum Vorrath abzuſondern. Iſt der Magen mit Speiſen angefüllt, ſo ſtrömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt ſie ſo aus, daß ſie geſpannt, glatt und glänzend erſcheint. In dieſer Zeit iſt ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wäſſeriger iſt, als andres Venenblut, insbeſondre als das dickere, ſchwärzere und fettigere Pfortaderblut. Dieſe Verwandlung des Milzblutes geht wahrſcheinlich in den Zellen der Milz vor ſich, welche in ihrem ausgedehnten Zuſtande eine durchſichtige Flüſſigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oxygengas begeiſtete Blut (ſ. Lunge) in die Milz ſo reichlich überführt, daß die Menge deſſelben eben ſo viel beträgt, als die ſechsmal größere Leber bekommt, ſo wird in dem Innern der Milz, vermöge ihrer ſpecifiſchen Lebensthätigkeit, das Sauerſtoffgas zum Theil mit dem Waſſerſtoffgaſe zu wäſſeriger und lymphatiſcher Flüſſigkeit verbunden, welche in großer Maſſe mit dem Venenblute zu der Leber hingeht. Dieſes wäſſerige Milzvenenblut beträgt eben ſo viel, als das übrige ſämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrſcheinlich dazu, die Galle flüſſig, auflöslich und ſauerſtoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz freigewordnen Sauerſtoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magenſaftes. Ob dieſer Uebergang durch die ſogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wol das Wahrſcheinlichſte iſt, oder ob eigne, bis jetzt noch unbekannte Uebergänge dazu vorhanden ſind, iſt noch zweifelhaft. Indeſſen iſt doch durch Verſuche (von Home angeſtellt) erwieſen, daß Flüſſigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht, und von dieſer in den Kreislauf des Blutes kommt. — Die Milzkrankheiten können von verſchiedner Art ſein, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geſchwächt iſt. Da ſie ein ſo außerordentlich blutreiches Organ iſt, ſo kann krankhafte Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächſt übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu ſehr

verdünnt, der Magenſaft zu ſehr geſäuert wird, und zu beſtändiger Magenſäure, zu Magenkrämpfen und ſchlechter Verdauung Veranlaſſung gibt. Sie kann ſogar in entzündlichen Zuſtand übergehen, welcher ſeines langſamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zuſtände geben Veranlaſſung zu Stockung des Blutes in der Milz und Auftreibung derſelben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entſcheidung derſelben anzeigt, und jederzeit ein ſehr gefährlicher Zuſtand iſt. Die Milz kann aber auch in einen Zuſtand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dick und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeſchwerden, ſchlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angſt, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Lebergängen, Stockungen in der Milz ſelbſt, Verhärtungen und dergleichen entſtehen. Die ältern Aerzte nannten dieſen Zuſtand Milzſucht. Sie ſahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu beſtimmt ſei, die Leber und das Blut von den dicken, ſchwarzgallichten (melancholiſchen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem ſie dieſelben, als mit ihnen verwandt, an ſich ziehe, und zum Theil ſich ſelbſt davon ernähre, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil ſie in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die ſchwarzgallichten, dicken Säfte ſich anhäufen, ohne Abgang zu haben, ſo entſtehe Verſtopfung, Verhärtung und Skirrhoſität derſelben; das Blut ſelbſt werde von dieſen Säften nicht mehr gereinigt, beſchwere das Gehirn, und ſo entſtehe zunächſt die Krankheit, welche ſie Milzſucht nannten, mit Angſt, Traurigkeit, wunderlichen, trübſinnigen Gedanken verbunden ſei, und endlich in Melancholie übergehe. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatiſche Spiele, welche nicht kunſtmäßig ausgebildet waren. Sie beſtanden oft nur aus einzelnen, beſonders komiſchen Scenen, zuweilen mit improviſirtem Dialog, und wurden beſonders bei Gaſtmälern vorgeſtellt; einige indeſſen ſcheinen auch auf die Bühne gekommen zu ſein. Davon verſchieden waren die Mimen des Sophron aus Syrakus (um 420 v. Ch.), die wir nur in Bruchſtücken beſitzen, und welche dramatiſirte Dialogen in rhythmiſcher Proſa abgefaßt, und nicht fürs Theater, ſondern nur zum Leſen und zur Recitation beſtimmt waren. Sie beſchäftigten ſich mit möglichſt treuer Darſtellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Theokrit ahmte ſie in ſeinen Idyllen nach. Bei den Römern waren die Mimen urſprünglich planloſe Poſſenſpiele, welche durch ausgelaßnen Scherz das Volk beluſtigten; nach und nach bildete ſich daraus ein regelmäßiges Schauſpiel, in welchem man beſonders (aber nicht allein) durch Hülfe der Geberdenſprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weiſe darſtellte. Auch hießen die Künſtler, welche dieſelben darſtellten, Mimen, und ſie waren von den Pantomimen, die alles durch Geberden darſtellten, verſchieden. Decimus Laberius (50 v. Ch.) und Publius Syrus, ſein Zeitgenoſſe ſind als Mimographen (Dichter ſolcher Mimen) bekannt. S. Ziegler de mimis Romanorum, Götting. 1789. Wir nennen Mimen jeden mimiſchen, d. i. ſolchen Künſtler, der durch Gebärden darſtellt, mithin auch den Schauſpieler, (vergl. den Artikel **Pantomime**.)

Mimik, die Kunſt, durch **Gebärden** (im weitern Sinne — ſ. d. Art.) die Zuſtände des Gemüths zuſammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie beſchränkt ſich auf die Darſtellung des

Menſchlichen, d. h. menſchlicher Vorſtellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darſtellungsmittel der menſchliche Körper ſelbſt in ſeinen, durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar anſcheinenden Zuſtänden iſt. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und iſt daher in gewiſſem Umfange ſchon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie iſt aber ſchöne Kunſt, indem ſie von Poeſie abhängig iſt, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetiſchen Gedanken überhaupt ohne Rede ausführt. Von dieſer ſelbſtſtändigen, aber natürlich in Hinſicht ihres Inhalts beſchränktern Mimik handelt insbeſondere der Artikel **Pantomime**. Die erſtere Art der Mimik aber ſchließt ſich den verſchiednen Dichtungsarten, nach deren beſonderm Charakter an, und iſt daher mit der **Declamation** (ſ. d. Art.) genau verbunden. Sie iſt in ſo fern in didaktiſchen und erzählenden Gedichten im Ganzen ruhiger; bewegter in lyriſchen; aber ihren größten Wirkungskreis erhält ſie bei der Darſtellung der dramatiſchen Poeſie. Hier macht ſie einen Hauptbeſtandtheil der Schauſpielkunſt im engern Sinne aus, ſo wie ſie im weitern Sinne oft auch Schauſpielkunſt deshalb genannt worden iſt, weil ſie das Auge zunächſt beſchäftigt, und ſich größtentheils auf der Schaubühne zeigt. Hier nämlich ſoll die Objectivität der Darſtellung die Subjectivität des Darſtellers beherrſchen, und der Darſtellende ſoll als ein Andrer erſcheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. Daß eine ſolche Kunſt daher von der Nachahmung anfange, von der ſie auch den Namen führt, iſt ganz natürlich; aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob ſie ſchöne Kunſt bleiben ſoll. Für's erſte kann die Nachahmung eines Andern, beſonders zum Behuf des Spottes und der Luſt, zu dieſer Kunſt zwar die Veranlaſſung ſein, und das Talent des Darſtellenden in vielen Fällen entwickeln, allein die Kunſt ſoll nicht ſowol das Einzelne, als vielmehr das Ideale, nicht mechaniſch, ſondern frei und mit Bewußtſein darſtellen. Mithin muß die Darſtellung aus der Phantaſie des Darſtellenden hervorgehen, und jeder einzelne Theil derſelben ſich aus ihr in einem nothwendigen Zuſammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Aeußerungen entwickeln. In dieſer Beziehung gibt es auch analog der ebenfalls ſucceſſiv darſtellenden Tonkunſt einen mimiſchen Rhythmus und mimiſchen Accent. Um ferner wahr zu ſein, muß die Gebärdendarſtellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdruck des Innern gleichen, allein derſelbe muß zu einem freien künſtleriſchen Zwecke, zu einem poetiſchen Ganzen verbunden, und ſo aufgefaßt werden, wie er ſich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derſelben Lage zuſammenhängend gezeigt haben würde. Hierin beſteht die Natürlichkeit des mimiſchen Spiels, welche ſich mit der Kunſt verträgt, und hieraus iſt begreiflich, inwiefern der Mime die Natur, d. h. den mannichfaltigen Ausdruck der verſchiednen Gemüthszuſtände in der Wirklichkeit ſtudiren muß. Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote ſtehen, genauer in Erwägung ziehen: ſo ſind es die Geſtalt ſelbſt und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, ſo wie im Aeußern die Drappirung, welche verbunden angewendet werden müſſen, um jene Zuſtände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Uebergänge beſtimmt auszudrücken. In letztrer wird ſich der Mime die Antike zum Muſter nehmen, deren Triumph darin beſteht, die Ruhe in der Bewegung darzuſtellen, und den Ausdruck des Affects, der den bloß nach Natürlichkeit ſtrebenden Künſtler leicht zum Häßlichen und Manierirten verleitet,

durch das Maß der Schönheit zu beherrſchen. Doch darf er nicht vergeſſen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunſt zu thun hat, welche das Plaſtiſche in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erſte unerlaßliche Erfoderniß des Mimen iſt nun ein, von häßlichen oder bedeutungsloſen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgeſtalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechaniſche Uebung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere, die Kenntniß der mannichfaltigen Gemüthszuſtände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke, das dritte das Talent, ſie zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetiſchen Ideale beſtimmt anzuwenden, worin die eigentliche Darſtellungsgabe des Mimen beruht. Was die Geſchichte der Mimik bei den kunſtgebildetſten Völkern anlangt, ſo wollen wir hier nur einige Züge derſelben bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinne, wie alle ihre Kunſt, plaſtiſch, dagegen die der Neuern mehr maleriſch iſt. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranſchaulichung der abgeſchloßnen, ſelbſtſtändigen Geſtalt, wobei die Individualität des Darſtellers, ſelbſt durch den Gebrauch der Masken, möglichſt unterdrückt wurde. Richtig charakteriſirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „beſtimmte Geſtalten kunſtreich bewegt, Vertilgung aller Perſönlichkeit, Verſchmähung gemeiner Täuſchung und darum Entfernung von bloßer Repräſentation, wie ſie heut zu Tage Statt findet.“ Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Deklamation und Muſik auf der einen, und mit Tanzkunſt auf der andern Seite eng verbunden (ſ. d. Art. Pantomime). Letztres beweiſen die mimiſchen Tänze (ſ. Tanz), von welcher Art Xenophon in ſeinem Gaſtmahl und in der Anabaſis VI. 1 §. 3, 8, uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meiſt Darſtellungen von Mythen, oder kriegeriſchen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetſten Mimen. Unter ihnen iſt Roscius vor Allen berühmt, deſſen Unterricht die Redner benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet (ſ. d. Art.). Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimiſches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches ſich z. B. in der Buffonerie ihrer theatraliſchen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die ſich als Kunſt größtentheils auf die Bühne beſchränkte, die möglichſt ausgeführte ſubjective Charakteriſtik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemälde auch ſehr unterſtützt wurde. Auf der neuern Bühne laſſen ſich aus dem großen Haufen der Naturaliſten und ſchwachen Nachahmer nur ſelten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel ꝛc. herausheben (ſ. d. Art. Schauſpielkunſt, und in Hinſicht beſonderer Arten der mimiſchen Darſtellung die Art. Attitüden, Tableaux und Pantomime). Ueber die von den Künſtlern jetzt ſehr vernachläſſigte Theorie der Mimik haben uns ſchätzbare Beiträge geliefert: Engel in ſeiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785, 2 Thle. (oder 7. und 8. Bd. ſeiner Schriften); ferner von Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehrern Schriften, z. B. in ſeiner Grundform der Toga, Gött. 1812, und in ſeiner Kritik der Kunſt, ebendaſelbſt; ferner in ſeinen Vorleſungen über die bildende Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorleſungen über Deklamation und Mimik, Braunſchweig 1816, denen man noch hinzufügen kann: Klingemann's Vorleſungen für Schauſpieler, und das viel umfaſſende Werk des Engländers

Gilb. Auguſtin Chironomia ꝛc. welches eine beſondre Notenſchrift für die Geberden liefert, und in einem deutſchen Auszuge, Lpz. bei Baumgärtner 1818, 8. erſchienen iſt. Ueber die Mimik des Redners (ſ. d. Art. Beredtſamkeit) gibt es mehrere Schriften, z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredtſamkeit, Hamb. 1792. T.

Mimiſche Darſtellungen nennt man insbeſondre die mimiſchen Stellungen (ſ. Attitüden) und Handlungen und die tableaux vivans, welche in neuer Zeit ſich vielen Beifall erworben haben.

Mimoſa Senſitiva (mimosa pudica L.), eine Pflanze aus der natürlichen Familie der Leguminöſen, deren Stämme in Aeſte ſich verbreiten, welche mit Härchen beſetzt ſind, 15 — 20 Paar längliche Blättchen ſtehen federförmig an einem Stiele. Die Blumen ſind hellroth und ſehr klein. Die Pflanze iſt in Braſilien und andern Aequatorialländern von Amerika zu Hauſe, wird aber ſeit längerer Zeit bei uns ihrer merkwürdigen Eigenſchaften wegen in Gärten gezogen. Bei der geringſten Berührung der Blätter nämlich ziehen ſich dieſelben zuſammen, und kehren einige Zeit nachher in ihre frühere Stellung zurück. Die Hitze und Kälte, der Wind, der Dampf des kochenden Waſſers, des brennenden Schwefels, flüchtiger Dinge (z. B. der Naphthen) veranlaſſen dieſelbe Erſcheinung, welche in der Pflanzenwelt einzig und allein an der Senſitiva, welche daher dieſen Namen bekommen hat, vorkommt. Den nächſten Grund dieſer Contractilität und die Theile der Pflanzen, in welchen ſie ihren Sitz hat, kennt man nicht.

Minden, ein vormaliges Biſthum im weſtphäliſchen Kreiſe, welches im weſtphäliſchen Frieden 1648 ſäculariſirt wurde und als ein Fürſtenthum an Kurbrandenburg kam, wurde 1814 von Preußen wieder in Beſitz genommen und zu der neugebildeten Provinz Weſtphalen geſchlagen, und bildet jetzt nebſt Paderborn, Corvey, Ravensberg, Rietberg, dem osnabrück'ſchen Amte Reckeberg, Rheda und Gütersloh einen von den drei Regierungsbezirken der Provinz Weſtphalen, welcher von der Hauptſtadt Minden den Namen führt, 93 Q. M. mit 335,000 Einw. enthält und in 12 Kreiſe getheilt iſt. Die Hauptſtadt Minden iſt jetzt wieder befeſtigt, und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weſer, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weſer getrennt, und wodurch die bekannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weſer führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite ſteinerne Brücke. Die Straßen ſind größtentheils enge und unregelmäßig; ein ſchöner Platz iſt der mit Bäumen bepflanzte Domhof; die Häuſer ſind größtentheils maſſiv und altmodiſch gebaut. Man zählt hier 6 Kirchen, 1150 Häuſer und gegen 7000 Einwohner. Die Domkirche zeichnet ſich unter den hieſigen Kirchen durch ihre Größe und ſolide Bauart aus. Minden iſt der Sitz der Regierungsbehörden, eines Gymnaſiums und eines Schullehrerſeminariums. Die Einwohner unterhalten außer dem anſehnlichen Ackerbau, mehrere Fabriken, worunter beſonders die Zuckerſiederei beträchtlich iſt, viele Branntweinbrennereien und einen beträchtlichen Handel und Schiffahrt auf der Weſer. Am 1. Aug. 1759 erfocht bei dieſer Stadt Prinz Ferdinand von Braunſchweig über die Franzoſen unter Contades den entſchiedenſten Sieg, und die Franzoſen würden noch ungleich mehr verloren haben, wenn Lord Sackville die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte, weshalb er auch von einem Kriegsgerichte für dienſtunfähig erklärt wurde.

Mine (μνᾶ) betrug als Münze bei den Griechen 100 Drachmen, gegen 22 Rthlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen 69⅓ Aß.

Mine, Minirkunſt. Unter einer Mine verſteht man überhaupt einen in die Erde gegrabnen und mit Pulver gefüllten Kaſten, um die darüber befindliche Erde und alles, was darauf iſt, durch die Gewalt des entzündeten Pulvers in die Luft ſprengen zu können; dann auch den Gang oder Keller, in welchen dieſer Kaſten eingeſetzt wird. Sobald der Kaſten nicht tiefer als ungefähr 10—12 Fuß in die Erde eingegraben iſt, heißen ſolche Minen Flatterminen, und werden in der Feldbefeſtigungskunſt gebraucht. Die Minen einer Feſtung heißen Contre= oder Gegenminen, die gemeiniglich in einem Minengang (Gallerie) beſtehen, welche unter dem bedeckten Wege am äußerſten Rande des Grabens fortläuft und Gallerie=Magiſtrale heißt. Von dieſer gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (Minenäſte oder Rameaux) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die Horchgänge ausgehen, um darin die Anſtalten des Feindes in ſeinen Angriffsminen zu behorchen. Der mit Pulver gefüllte Kaſten heißt der Pulverkaſten, und das Loch, welches gegraben werden muß, um ihn in die gehörige Tiefe unter die Erde zu bringen, heißt der Brunnen, neben dem zur Seite ein Loch für den Pulverkaſten gemacht wird, welches der Minenofen oder die Minenkammer heißt. Diejenige Linie, welche aus dem Mittelpunkte des Pulverkaſtens ſenkrecht gegen die nächſte Oberfläche, gegen die das Pulver ſeine Wirkung äußern ſoll, gezogen wird, heißt die kürzeſte Widerſtandslinie. Um die Mine anzünden zu können, muß von dem Pulverkaſten aus eine Pulverleitung in einen Schlauch von Leinwand, Leder u. ſ. w. (Zündwurſt), oder in einer hölzernen Rinne (Leitkaſten) bis zu einem ſichern Orte zum Minengange hingeführt werden, wo man vom Feinde ungeſehen das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine ſpringt oder ſpielt, ſo entſteht durch den büſchelförmigen Auswurf aus der Erde die Erdgarbe oder Minengarbe, ein Loch, der Trichter, deſſen obere Seite ſein Durchmeſſer genannt wird, deſſen Größe von der Stärke der Pulverladung (Minenladung) abhängt, die für den gewöhnlichen Feldgebrauch durch die Regel beſtimmt werden kann, daß man die in Füßen ausgedrückte kürzeſte Widerſtandslinie auf den Würfel erhebt und dieſe Cubikzahl durch 10 dividirt, worauf der Quotient die Pulverladung in Pfunden ausgedrückt gibt. Wenn das Pulver ſo tief in die Erde eingegraben wird, daß ſich die Wirkung deſſelben, wenn es entzündet wird, nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann: ſo entſteht in der Erde eine kugelförmige Geſtalt, in welcher alle Erdtheile erſchüttert, und die in der Nähe liegenden feindlichen Minen verſchüttet werden, welche kugelförmige Geſtalt die Wirkungsſphäre heißt, und von ihrem Erfinder Belidor Globe de Compression genannt wurde, welchen Namen man aber heutiges Tages mehr für die ſehr ſtark geladnen Minen des Belagerers einer Feſtung gebraucht, um die Contreminen zu zerſtören. Durch Verſuche, die von Belidor in den Jahren 1725, 1732 und 1753 angeſtellt und von dem preußiſchen Major le Fevre 1754 wiederholt wurden, iſt es erwieſen, daß das Pulver ſeine Wirkung bis auf die drei- bis viermalige Länge der kürzeſten Widerſtandslinie rund umher zeigen könne, und daß bei einer ſo ſtarken Ladung, daß die Wirkung des entzündeten Pulvers ſich zu Tage zeigt; der Durchmeſſer des Trichters 5½ Mal ſo groß werden könne, als die kürzeſte Widerſtandslinie, während man vor Belidor's Zeiten ihn nicht größer als

26 *

das Doppelte derſelben zu machen wußte, welche Minen jetzt Flatterminen heißen. Tafeln für die zu einem Trichter von gegebner Größe erfoderliche Pulverladung findet man bei Vauban und Belidor, und in andern Schriften über Minirkunſt. L.

Mineralien, Mineralogie. Mineralien ſind die nächſten Erzeugniſſe des Erdelements, unter dem Einfluſſe der übrigen Elemente (des Waſſers, der Luft und des Lichts oder Feuers) entſtanden: ſtarre, irdiſche Körper, ohne eigenthümliche Bewegung. Die Mineralien bilden zuſammen nicht die ganze Maſſe des Erdkörpers, ſondern nur deſſen Rinde. Die Geſammtheit der Mineralien macht nur die Hülle des Erdkerns aus, deſſen wahre Beſchaffenheit man nicht durch Erfahrung ausmitteln kann, weil die Dicke ſeiner Hülle für die menſchliche Kraft und Kunſt zu groß iſt, und ihrer Durchbrechung ſich unüberwindliche Hinderniſſe entgegen ſtellen. Nach wiſſenſchaftlichen Beſtimmungen hat man ſich den Erdkern als eine völlig gleichartige, metallähnliche Maſſe, oder als reines Erdelement vorzuſtellen, worin der Magnetismus im Großen, der Erdmagnetismus, herrſcht, welche die eigenthümliche Thätigkeit des Erdelements, gleichſam das Leben des Erdkerns iſt. An der Oberfläche iſt der an ſich gleichartige Erdkern durch den erwähnten Einfluß der höhern Elemente, durch Wechſelwirkung mit ihnen in eine Mannigfaltigkeit irdiſcher Körper, Mineralien, auch Foſſilien genannt, zerfallen. Die Geſammtheit der Mineralien bildet das Mineralreich. Deſſen Bedeutung erkennt man noch deutlicher durch die Vergleichung mit den übrigen Naturreichen. Die Reiche ſind große Entwickelungsſtufen der Natur, wovon mithin, eben weil es Stufen ſind, immer eine höher (von größerm Werthe) iſt, als die andre, und eine auf die andere fußt, indem dieſe ihr zur Grundlage und Geburtsſtätte dient. Die unterſte Stufe iſt das Mineralreich; denn es gehört noch zum Erdkörper ſelbſt, iſt nur ſeine Rinde, oder die Hülle des Erdelements, aus welchem es unmittelbar geboren iſt. Im Pflanzenreich trit die Natur auf ihre zweite Stufe: die Pflanzen erheben ſich, lebend und wachſend über das Erdreich, dem Licht und der Luft entgegen; das Thierreich endlich, als dritte Stufe der ſich bildenden Natur, reißt ſich ganz vom Erdkörper los, und bewegt ſich, wachſend, lebend und empfindend, frei über der Oberfläche der Erde. Aber erſt auf dem Gipfel des Thierreichs (im Menſchen) wird auch der Geiſt frei und bildungsfähig zur Erkenntniß Gottes und ſeiner Offenbarung, der Natur. In dieſer Stufenfolge oder geſetzmäßigen Aufſteigung der Natur erkennt man alſo das Mineral und Mineralreich, dadurch den Zuſammenhang des Ganzen in ſeiner wahren Bedeutung. Es iſt nur Eine Natur (ſ. d. Art.) nur Ein Leben (man vergl. auch d. Art.); nur offenbart ſich die eine Natur als Sein und als Leben auf mannichfaltigen Stufen. Im Mineral oder deſſen Reiche iſt das Leben noch verhüllt durch das Uebergewicht des Materiellen (Maſſigen) oder des Seins. Wir ſind freilich gewohnt, die Mineralien todte unorganiſirte Körper zu nennen, und kaum entſchließt man ſich, der Pflanze Leben zuzugeſtehen, indem man es nur im Thierreiche zu finden meint. Aber das iſt Vorurtheil der gewöhnlichen Anſicht; denn Leben und Sein, wie Geiſt und Materie (ſ. d. Art. Geiſt) ſind die beiden Seiten (man kann auch ſagen, Pole) die das Weſen der Dinge ausmachen. Der ſogenannte Tod des Mineralreichs kann nur gebundnes Leben ſein, nicht Mangel des Lebens; wie könnte ſich ſonſt aus ihm und aus den Elementen das Leben entwickeln? Auch iſt das Leben der Elemente und Mineralien keines=

wegs ohne Aeußerung: der Magnetismus (welcher die ſtarrſten Körper belebt), der Elektricismus, Chemismus, Galvanismus ſind genugſame Zeugen davon. Die Wiſſenſchaft, welche die Kenntniß der Mineralien oder Irden (nach Oken) nach ihren Eigenſchaften, unterſcheidenden Merkmalen, Beſtandtheilen, nach ihrer Geſtaltung und ihrem örtlichen Vorkommen zum Gegenſtande hat, und ſich mit der naturgemäßen Anordnung ihrer Geſammtheit (des Mineralreichs) beſchäftigt, heißt Mineralogie, Oryktognoſie oder Irdlehre. Eine verwandte Wiſſenſchaft, welche aber die Kenntniß der Mineralogie vorausſetzt, iſt die Geognoſie oder Geologie, (Gebirgs- und Felſenlehre, oder Wiſſenſchaft vom Geſammtbau der Erdrinde), welche Einige, mit Werner, unterſcheiden, Andre für identiſch nehmen. Oken theilt die Mineralogie oder Irdlehre zweckmäßig in folgende ſechs Zweige oder untergeordnete mineralogiſche Wiſſenſchaften: I. Chemiſche Irdlehre (Mineralchemie, Irdſtofflehre), in welcher von den Beſtandtheilen der Mineralien und deren Verhältniſſen die Rede iſt. II. Phyſiſche Irdlehre. Hier kommen die phyſiſchen Eigenſchaften der Mineralien, z. B. Härte, Schwere, Farbe, Geruch, Geſchmack, Schmelzbarkeit in vergleichende Betrachtung; III. Mathematiſche Irdlehre (kryſtallographiſche Mineralogie, Geſtaltungslehre der Mineralien). Der Drusbau (Kryſtalliſation) iſt gleichſam die Organiſation der Mineralien, ſo wie umgekehrt der organiſche Bau der Pflanzen und Thiere eine Kryſtalliſation auf höhern Stufen des Lebens genannt werden kann. IV. Geographiſche Erdlehre (auch mineralogiſche Geographie) lehrt das örtliche Vorkommen und die natürliche Gruppirung der Mineralien in der Irdrinde. V. Syſtematiſche Irdlehre. (Syſtematik oder Klaſſification des Mineralreichs). Dieſe beſchäftigt ſich mit zweckmäßiger Eintheilung und Anordnung der Mineralien. VI. Felſenlehre (Wiſſenſchaft der Gebirgsarten). Von dieſen ſechs Zweigen der Mineralogie wird nun die Geologie als Ganzlehre des Planeten unterſchieden, welche die Gebirge im Ganzen und nach der Lagerung, Richtung, Höhe und Tiefe ihrer Felſen u. ſ. w. betrachtet, mithin den Bau des Planetenleibes unterſucht und wiſſenſchaftlich beſtimmt. Was nun die ſyſtematiſche Grundlehre (als eigentliche Oryktognoſie) betrifft, ſo ſetzt ſie die vier erſten Zweige der ganzen Wiſſenſchaft, nämlich die chemiſche, phyſiſche, mathematiſche und geographiſche Irdlehre voraus, und verhält ſich zu dieſen Zweigen, wie deren Blüthe, die ſich aus ihnen entwickelt hat. Unter allen frühern Verſuchen, die Mineralogie ſyſtematiſch zu bearbeiten, d. h., ein Syſtem des Mineralreichs darzuſtellen, hat ſich die werner'ſche Eintheilung am meiſten behauptet, ohne Zweifel, weil ſie der Natur (dem natürlichen Syſtem) am nächſten kam. Aber alle künſtlichen Syſteme ſind einſeitig, weil ſie die Eintheilungsgründe willkürlich von einzelnen Merkmalen und Beſtimmungen hernehmen, und ſich inſofern von der Natur entfernen, welche allſeitig aufgefaßt ſein will. Solcher Syſteme des Mineralreichs gibt es mehrere, aber folgende drei ſind die bekannteſten und fanden die meiſten Anhänger: 1) das Syſtem der äußern (phyſiſchen) Kennzeichen beginnt mit Wallenius und erreichte durch Werner ſeine Ausbildung; 2) das chemiſche Syſtem, welches mit Cronſtädt begann und durch den Engländer Kirwan ausgebildet wurde (indem hier, mit Vernachläſſigung der äußern Kennzeichen, die Eintheilung der Mineralien nach dem Verhältniß der chemiſchen Beſtandtheile beſtimmt wurde); 3) das kryſtallographiſche oder mathematiſche Syſtem verdankt ſeinen Urſprung dem franzöſiſchen Naturforſcher

Hauy, und ſeine Benennung zeigt ſchon an, daß die Eintheilung hier von dem Daſein und dem Mangel einer beſtimmten Kryſtalliſation und deren Beſchaffenheit abhängig gemacht iſt, ſo daß man bei der Klaſſification der Mineralien ausſchließlich auf die Formenverhältniſſe der Kryſtalle, auf das innere Gefüge (Structur, Gewebe) und daher auch auf den Bruch Rückſicht nimt und darnach die Kennzeichen beſtimmt. Unter dieſen drei Syſtemen (welche aber ſelten rein angewendet werden) verdient das der äußern Kennzeichen, als das brauchbarſte, für die Anſchauung geeignetſte, den Vorzug, beſonders wenn dabei die chemiſchen und kryſtallographiſchen (beſſer kryſtallotomiſchen) Kennzeichen mit zu Hülfe genommen werden. Dagegen iſt das rein chemiſche das allerunbequemſte und unvollkommenſte; denn die Chemie kann nur Hülfswiſſenſchaft für die Mineralogie ſein, und das ſogenannte chemiſche Mineralſyſtem würde in ſeiner Reinheit nichts anders als Mineralchemie ſein, welche ſelbſt aber zu ihrer wiſſenſchaftlichen Ausbildung einer andern, auf beſſern Gründen ruhenden Klaſſifikation des Mineralreichs bedarf. Einſeitigkeit alſo und Willkür hinſichtlich der Wahl einzelner Kennzeichen zur Grundlegung der Klaſſifikation iſt der Charakter aller künſtlichen Syſteme; allſeitig kann nur ein Syſtem ſein, dasjenige nämlich, welches mit der Natur, in allen Hauptpunkten wenigſtens, zuſammentrifft (congruirt), indem es den Geſammtcharakter der Mineralien zum Eintheilungsgrunde nimt, und daher das natürliche (im Gegenſatz der künſtlichen Syſteme) genannt wird. Dieſes Syſtem (für alle Reiche oder deren Wiſſenſchaften) zu finden, iſt die große Aufgabe der Naturforſcher, deren vollſtändige Löſung nicht Sache eines Einzelnen, ſondern Aller iſt, welche Talent haben, dazu beizutragen. Das Verdienſt, die erſten Grundlinien zum wahren Naturſyſtem gezogen zu haben, gebührt Oken, deſſen Lehrbuch der Naturphiloſophie dieſe Grundlinien in philoſophiſcher Darſtellung enthält, während er in ſeinen Lehrbüchern der Naturgeſchichte (Leipzig, bei Reclam), deſſen erſter Theil die Minerologie enthält, auch die nähere ſyſtematiſche Ausführung in hiſtoriſcher Darſtellung verſucht hat. Die Gründe, worauf, nach ihm vorerſt im Allgemeinen, das Syſtem der Minerologie beruht, ſind folgende: Da, nach einem allgemeinen und göttlichen Geſetz, in der Natur alles in ſtufengemäßer Entwickelung aus einander hervorgeht, indem das Höhere aus dem Niedern ſich entwickelt, und dieſes ſich zu jenem als das Vorbild zu ſeinem höhern Ebenbild verhält: ſo ſind, nach dem gleichen Naturgeſetz, auch die organiſchen Dinge unter dem zeugenden Einfluß der Sonne, urſprünglich aus dem Planeten geborne, und gleichſam ſeine Kinder. Der Planet muß alſo ſelbſt organiſch ſein, und ſein organiſcher Bau und der des thieriſchen Körpers z. B. müſſen einander entſprechen. Das vollkommenſte Individuum, der Menſch iſt ein Ganzes nur durch verſchiedenartige Theile. Die Theile ſind wieder zweierlei, entweder einfache, wie Nerven, Gefäße (z. B. Adern), Knochen, Muskeln, welche man anatomiſche Syſteme zu nennen pflegt, oder aus dieſen zuſammengeſetzte, als Lunge, Arm, Auge, Ohr, welche Organe heißen; dieſe machen durch ihre Aneinanderſetzung und ſtattliche Verbindung den Leib aus. Die organiſchen Syſteme ſind aus Urformen zuſammengeſetzt, wie die Druſen (Kryſtalle), welche (Urformen) bald Zellen (Zellgeweb) bald Kugeln (Beſtandform der Knochen), bald Faſern (Fleiſch), bald Punkte (Nerv) ſind. Dieſe vier Urformen entſprechen den Urdruſen (Kerngeſtalten der Kryſtalle), und alſo dem Tetraeder, dem Prisma und dem Pfeiler, wozu wol noch

das Oktaeder als das vierte kommen kann; das Tetraeder iſt der Punkt, das Prisma die Faſer, das Oktaeder die Kugel, der Pfeiler die Zelle. Dies auf's Irdreich angewandt, gibt folgende Stufen: 1) Urdruſe, entſprechend dem organiſchen Grundgeweb. 2) Druſe, den organiſchen Syſtemen; die einfachen Irden ſind alſo organiſche Syſteme (des Erdkörpers). 3) Den thieriſchen Organen müſſen irdige Organe entſprechen, alſo Zuſammenſetzungen aus den Irden, welches Berge, Gebirgsarten, Felſen ſind. 4) Der thieriſche Leib iſt endlich aus ſeinen Organen zuſammengeſetzt, ſo muß die Zuſammenſetzung der Gebirgsarten einen irdigen Leib hervorbringen, welches der Planet (oder deſſen Organiſation) iſt. Die Irdlehre zerfällt alſo in vier Lehren; 1) in die Lehre von den Urbeſtandtheilen des Planetenleibes, Beſtandtheillehre (chemiſche und mathematiſche Irdlehre); 2) in die Lehre von den Syſtemen des Planetenleibes, oder den (einfachen) Irden, Stücklehre (als eigentlich ſyſtematiſcher Theil der Irdlehre); 3) in die Lehre von den Organen des Planetenleibes oder den Felſen, Theillehre (Geognoſie in engerm Sinne); 4) in die Lehre von dem ganzen Leib des Planeten oder vom Planeten ſelbſt, Ganzlehre des irdigen Leibes (Geologie). — Dieſe Eintheilung der Mineralogie oder Irdlehre im umfaſſendſten Sinne in beſondere Lehren oder Wiſſenſchaften beruht ſonach auf wiſſenſchaftlichen Gründen und iſt daher keineswegs willkürlich. Daſſelbe findet bei der Stücklehre (nach dem natürlichen oder genetiſchen Syſtem), bei der ſyſtematiſchen Mineralogie in engerm Sinne Statt. Die Mineralien (Irden) ſind, wie früher erwähnt wurde, aus dem Erdelement und deſſen Wechſelwirkung mit den übrigen Elementen, durch Aſſimilation (Verähnlichung) oder Vereinigung hervorgegangen. Denn die Elemente ſind die Uranfänge aller Naturkörper und diejenige Stufe der Natur, welche dem Mineralreich zunächſt vorhergeht, alſo gleichſam die nächſten Vorfahren der Mineralien. Dieſe müſſen daher auch die Spuren ihrer Abkunft, die Abzeichen ihrer Erzeuger oder Eltern an ſich tragen, und je nachdem bei ihrer Entſtehung bald das eine, bald das andre Element, hier z. B. die Luft, dort das Waſſer überwiegend auf das Element eingewirkt hat, während an andern Orten das Erdelement dem Einfluß der andern Elemente kräftiger widerſtanden hat, werden die Mineralien verſchiedne Verwandtſchaften zeigen. So ſind z. B. die Salze unter den Irden Verwandte des Waſſers, denn ſie verdanken ihren Urſprung der Einwirkung des Waſſers auf das Erdelement, und verrathen ihre Verwandtſchaft durch ihre Auflöslichkeit (Lösbarkeit) im Waſſer. Es gibt daher im Mineralreich vier Hauptunterſchiede oder Klaſſen, weil es vier Elemente gibt, welchem das ganze Reich ſein Daſein verdankt. Die Klaſſen werden durch die Elemente beſtimmt; es ſind (nach Oken) folgende: 1) Ird-Irden (Erden), 2) Waſſer-Irden (Salze), 3) Luft-Irden (Brenze, Inflammabilien), 4) Feuer-Irden (Erze). Es ſind alſo die werner'ſchen vier Klaſſen, aber durch Oken ſind ſie als natürliche Klaſſen nachgewieſen, indem er gezeigt hat, daß die Elemente den Eintheilungsgrund enthalten, wobei alle Willkür wegfällt. Werner traf bei der Klaſſenbeſtimmung nur zufällig mit der Natur zuſammen; daher reicht auch die weitere Ausführung des natürlichen Syſtems von dem werner'ſchen ſehr ab, wie nachher gezeigt werden ſoll. Die Kennzeichen der Klaſſen beweiſen ihre Naturgemäßheit (Natürlichkeit): Die Ird-Irden ſind allein oder vorzugsweiſe mit dem Erdelement verwandt, „ſie widerſtehen dem Waſſer, der Luft und dem Feuer: ſind daher unauflöslich, unentzündlich, unſchmelzbar

(nämlich im gewöhnlichen Feuer). Dieſes ſind daher die eigentlichen Irden. Die Waſſer-Irden ſind auflöslich im Waſſer, Salze. Die Luft-Erden ſind idio- (ſelbſtſtändig) elektriſch, wie die Luft (ſ. d. Art. Elemente, phyſiſche), entzündlich, d. h. auflöslich in Luft durch die Flamme (welche die Erſcheinung elektriſcher Ausgleichung iſt), alſo luftverwandt, Brenze (Inflammabilien). Die Feuer-Irden ſind unauflöslich, unentzündlich, aber ſchmelzbar (lösbar in Wärme oder Feuer), mithin feuerverwandt, Erze. Bei der fernern Erzeugung der Mineralien treten nun theils die vier Klaſſen mit einander ſelbſt in Wechſelwirkung, wodurch neue Unterſchiede innerhalb der Klaſſen entſtehen, theils haben die Elemente ferner Einfluß auf eine Klaſſe von Irden und erzeugen ſo neue Verſchiedenheiten und Verwandtſchaften, nach welchen die Ordnungen jeder Klaſſe natürlich beſtimmt werden können. Hiervon noch ein Beiſpiel: Die Erden theilen ſich wieder nach den 4 Klaſſen in 4 Ordnungen, weil ſie ſich nach der einen oder andern Klaſſe hinneigen müſſen, indem nichts anders weiter von ihnen da iſt, von dem ſie Eigenſchaften annehmen könnten. Die Erden ſind nun entweder ganz ſelbſtſtändig, oder ſie haben Salznatur, oder Brenznatur, oder Erznatur, und es gibt mithin: I. Ordnung, Erd-Erden; II. Ordnung, Salz-Erden; III. Ordnung, Brenz-Erden: IV. Ordnung, Erz-Erden. Die Erd-Erden widerſtehen nicht bloß den Elementen, ſondern auch den andern Erden; ſie ſind auch durch Säuren (welche den Salzen angehören) unauflösbar, unverbrennlich und völlig unſchmelzbar. Solche Erden heißen Kieſe. Die Salz-Erden werden von den Salzen oder den Säuren überwältigt, ſind ſchmelzbar, zerfallen in der Feuchtigkeit, und zeigen dann ihre Verwandtſchaft mit dem Waſſer, indem ſie ſich kneten laſſen. Solche Erden heißen Thone. Die Brenz-Erden werden gleichfalls durch Säuren aufgelöſt, verwittern an der Luft zu glatten Blättchen, und ſchmelzen im Feuer, haben aber keine Verwandtſchaft zum Waſſer und laſſen ſich nicht kneten. Solche Erden heißen Talke. Die Erz-Erden endlich ſind völlig auflöslich in Säuren, verwittern an der Luft, ſind ſogar zerſetzbar durch das Feuer und werden ätzend. Solche Erden heißen Kalke. Ueber die weitere Entwickelung und Ausführung des Syſtems muß man ſich aus dem angeführten Werke ſelbſt belehren. Auch findet man es in kürzerer Darſtellung in Oken's Naturgeſchichte für Schulen; mit Kupfern; Leipzig, bei Brockhaus, 1821. Abgeſehen von dem natürlichen Syſtem, haben ſich in neuer und neueſter Zeit viele, zum Theil ſehr angeſehene deutſche Schriftſteller, namentlich Batſch, Hoffmann, Mohs, Hausmann, Steffens, Karſten, Struve, Reuß, Brunner u. A. durch mehr oder weniger gelungne Werke über die Mineralogie Verdienſte erworben.

Mineralwaſſer (oder mineraliſche Waſſer), Quellen, in deren Waſſer Gasarten oder mineraliſche Theile aufgelöſt ſind. Unter den Gasarten, welche ſolche Mineralwäſſer enthalten, ſind die vorzüglichſten: das Kohlenſtoffgas oder die ſogenannte Luftſäure, fixe Luft, und das geſchwefelte Waſſerſtoffgas, oder Hydrothionſäure (ſ. d. Art. Gasarten). Unter den Mineralien, die man in dieſen Wäſſern aufgelöſt findet, ſind die vorzüglichſten: Kalkerde, Bitterſalzerde (Magneſie), Thonerde, ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), ſalzſaurer Kalk, kohlenſaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkſtein), ſchwefelſaure Magneſie (Bitterſalz), ſalzſaures Mineralalkali (Kochſalz), ſchwefelſaures Mineralalkali (Glauberſalz), ſalpeterſaures vegetabiliſches Laugenſalz (Salpeter), Eiſen, meiſtens in Kohlenſäure aufgelöſt,

auch ſchwefelſaures Eiſen (Eiſenvitriol). Da das Waſſer ſchon bloß für ſich auflöſende Eigenſchaft hat, ſo findet man ſelten ein Quellwaſſer, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in ſich aufgelöſt erhielte. Deswegen macht man ſchon im gemeinen Leben einen Unterſchied zwiſchen hartem und weichem Waſſer. In dem erſtern iſt eine anſehnliche Menge erdiger Stoffe, meiſtens Kalkerde, in Kohlenſäure aufgelöſt, vorhanden, wovon das Waſſer einen ſalzigen, erdigen Geſchmack enthält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirkſamer iſt, zum Waſchen untauglich wird, da es die Seife ſchwer auflöſt, zum Theil zerſetzt, ſo daß die Fettflocken ſich abſondern. Hülſenfrüchte kochen darin nicht weich, weil während des Kochens das flüchtige Auflöſungsmittel (die Luftſäure) verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwiſchenräumchen der darin gekochten Erbſen u. ſ. w., verſtopfen. An den Wänden der Geſchirre ſetzen ſie ſich an, und machen den ſogenannten Waſſerſtein. Durch das Kochen ſelbſt wird alſo hartes Waſſer ſchon reiner, aber man kann es auch durch Zuſatz von Alkali oder Lauge verbeſſern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Waſſer nennt man ſolches, das wenige oder gar keine ſolcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwaſſer, Flußwaſſer. Wenn von den oben genannten Beſtandtheilen einige in ſo beträchtlicher Menge ſich in dem Waſſer aufgelöſt befinden, daß es davon einen ſehr merklichen Geſchmack enthält, dann erſt belegt man es mit dem Namen Mineralwaſſer, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilſame Wirkungen auf den menſchlichen Körper zeigt, Geſundbrunnen. (S. d. Art.) H.

Mineralwaſſer (künſtliche). Seitdem die neue Chemie den Weg zur gründlichen Unterſuchung der Mineral-Körper gebahnt hatte, und die Beſtandtheile der Mineralwäſſer mehr oder weniger genau ausgemittelt worden waren, hat man ſich mannichfaltig an der Nachbildung der letztern verſucht. Die Reſultate dieſer Bemühungen ſind jedoch wenig befriedigend ausgefallen, betrachte man ſie von Seiten der Aehnlichkeit der äußern Kennzeichen, welche die Nachbildungen mit den Originalen haben ſollten, oder von Seiten der Heilkräfte auf den kranken Körper, welche die natürlichen Quellen auszeichneten. Dieſe unvollkommnen Erfolge haben allmälig eine ungünſtige Meinung über künſtliche Mineralwäſſer verbreitet und häufig den Glauben veranlaßt, daß das Wirkende in den Mineralwäſſern etwas andres und höherer Art ſei, als was bei dem dermaligen Standpunkte der Chemie und der Phyſik ſich auffaſſen und wägbar darſtellen laſſe. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes hätte es jedoch verdient, die Gründe einer ſolchen Annahme vorher ernſter zu prüfen, und vor allen zu unterſuchen, ob das, was man künſtliche Mineralwäſſer nannte, auch wirklich verdiene, mit dem Erzeugniſſen der Natur verglichen zu werden. Wie wenig jedoch dieſe Kunſterzeugniſſe geeignet waren, ſich mit der Natur zu meſſen, wird ſelbſt aus einer flüchtigen Darſtellung der Anſichten hervorgehen, die der Verfertigung künſtlicher Mineralwäſſer zum Grunde lagen. Die höchſte Aufgabe dabei konnte ſein: die Beſtandtheile der Wäſſer in dem Mengenverhältniſſe und in derſelben Verbindung darzuſtellen, wie ſie die chemiſche Analyſe ausgemittelt hatte. Die Reſultate derſelben hielt man für, in dem umgeſetzten Waſſer befindlich geweſene Educte; von ihnen nahm man den Maßſtab her zur Beurtheilung der Heilkräfte eines Waſſers. Darum hielt man faſt durchgängig die kohlenſaure Kalk- und Talkerde für Zugaben, die in ihrem Einfluſſe auf den Körper wenig zu beachten ſeien; die Kieſel-

erde galt für etwas ganz Indifferentes; das nämliche Schickſal hatten Metalloxydule, wenn ihre Mengen höchſt gering waren, und die Waſſerfabrikanten fanden ſich um ſo geneigter, dieſe Anſicht geltend zu erhalten, je ſchwieriger es war, ja bei vielen Wäſſern unmöglich, bei den bisherigen Verfahrungsarten und Hülfsmitteln die erwähnten ſchwer löslichen Körper in denſelben Gewichtsverhältniſſen den Wäſſern einzuverleiben, welche die Unterſuchung als vorhanden beſtätigt hatte. Diejenigen, die von Kalk und Talk ihren Producten ein willkürliches Maß zugegeben hatten, glaubten ſchon überflüſſige Beweiſe ihrer Sorgſamkeit gegeben zu haben. Das höchſte Streben war, den kalten Mineralwäſſern ein tüchtiges Maß Kohlenſäure zuzutheilen; denn an eine volle Nachbildung der warmen Wäſſer hatte man ſich theils gar nicht gewagt, oder die Verfahrungsarten waren ſo roh, daß es kaum nöthig iſt, ſie zu erwähnen. Uebrigens war man unbekümmert, ob die mit einem Waſſer verbundnen Gasarten mit demſelben in inniger oder ſehr lockerer Verbindung waren, und die Beobachtungen der Aerzte über die Verſchiedenheit der Mineralquellen in dieſem Bezuge gingen für die Nachbildung verloren. Die Mängel dieſer Methode und der Anſichten, auf welche ſie ſich ſtützte, waren zu auffallend, um nicht von einer Verbeſſerung derſelben auch mehr Gleichheit der Wirkungen der Kunſtproducte auf den organiſchen Körper mit denen der Natur hoffen zu können. Es war klar, daß die Verbindungen, welche die Analyſe als in dem Waſſer vorhanden angab, nur Producte der Art der chemiſchen Behandlung waren. Eine andre Methode der Unterſuchung gab ſehr häufig auch andre Verbindungen der Kalien und Erdarten, und der Streit über Salze, die gleichzeitig in den Wäſſern beſtehen könnten oder nicht, war in den mehrſten Fällen zwecklos. Die Beſtandtheile konnten in den Wäſſern entweder zu einzelnen Verbindungen zuſammengegangen, alſo nur neben einander gelagert gedacht werden; oder ſie waren zu einer Geſammtverbindung oder zu mehrern dergleichen vereinigt. Genauere Unterſuchungen haben die erſte Annahme als unſtatthaft in den mehrſten Mineralwäſſern gezeigt, beſonders wenn die Zahl ihrer einzelnen Beſtandtheile vielfacher und das Mengenverhältniß derſelben größer, als gewöhnlich war. Directe Beweiſe gibt der von den natürlichen Wäſſern ſo ſehr abweichende Geſchmack mancher künſtlichen, die auf dem einfachen Wege der Miſchung, ohne Zuziehung andrer Hülfsmittel, bereitet werden. Für das Zuſammentreten der Beſtandtheile zu componirten Verbindungen ſprechen die Niederſchläge, die ſich aus manchen natürlichen und den ihnen treu nachgebildeten künſtlichen Wäſſern bald ſchneller, bald nach Jahren allmälig bilden, ohngeachtet die Summe der Löſungsmittel für ihre Erhaltung in flüſſigem Zuſtande mehr, als hingereicht hätte. Eine Analogie für dieſe Annahme geben die Mineralkörper, deren einzelne Beſtandtheile zur homogenen Geſammtverbindung ſich verſchmolzen haben. Da ſich jedoch dieſe flüſſigen Verbindungen direct nicht darſtellen laſſen, und ihr Beſtehen nur aus einer Menge andrer Erſcheinungen gefolgert werden kann; ſo kam es darauf an, die Bedingungen, unter denen ſie ſich bilden, möglichſt aufzuſuchen. Ich führe als ſolche das Zuſammentreten der Beſtandtheile unter beſtimmten und gemeſſnen Druckgrößen, die Ausſchließung des Einfluſſes der Atmoſphäre und eine beſtimmte Reihenfolge an, in welcher den Beſtandtheilen die Einwirkung auf einander geſtattet wird*). Zur Erreichung dieſer Bedingun-

*) Von ihnen hängt zugleich die Innigkeit der Verbindung der Gasarten,

gen ſind ſeit einigen Jahren durch Herrn D. Struve in Dresden man=nichfaltige Apparate geſchaffen, verändert und verbeſſert worden. Und ſo hat ſich allmälig eine Anſtalt gebildet, die in zwei weſentlich ver=ſchiedne Abtheilungen zerfällt. Die Aufgabe der einen iſt, mit einer ge=gebnen Menge reinem Waſſer alle die Beſtandtheile, keinen ausgeſchloſ=ſen, und in der Menge und Eigenthümlichkeit zu verbinden, wie ſie die Prüfung auf chemiſchem Wege und die Vergleichung der natürlichen Wäſſer mit den künſtlichen an die Hand gegeben hat. Als Kennzei=chen gelungner Erfolge genügt hierbei nicht bloß die Darſtellung der nämlichen Producte in Quantität und Qualität, welche die chemiſche Unterſuchung in den natürlichen Wäſſern findet; Geſchmack und Ge=ruch müſſen auf gleiche Weiſe übereinſtimmen; die Art, wie die Gasarten ſich entfernen, ob langſam oder ſchnell, in großen Blaſen und ſtürmiſch oder in kleinen Bläschen und längere Zeit hindurch dau=ernd, die Zeit und Reihenverhältniſſe, in welchen ſich Eiſen, Kalk, Talk in Verbindung mit Kieſelerde oder ohne dieſelbe allmälig aus der Verbindung trennen, müſſen die gleichen ſein. Da jedoch ein Mineralwaſſer in der geöffneten Flaſche ſich um ſo mehr von ſeiner Eigenthümlichkeit entfernt, je reicher an Beſtandtheilen, Gas und Erdarten, und je mehr die Flaſche geleert iſt, ſo bedurfte es noch einer zweiten Anſtalt, das, was in der Bereitungsanſtalt gewonnen wor=den, bis zu dem Augenblicke zu ſichern und zu erhalten, wo der Patient ſich den Becher füllen läßt. Dieſe Aufgabe löſt die zweite Abtheilung, die Erhaltungs= und Schenkanſtalt. Sie vertrit das, was in der Natur durch die ununterbrochne Erneuerung der Quel=len durch ſtetes Zuſtrömen neuer Maſſen bewirkt wird; durch ſie iſt es namentlich gelungen, den ſo leicht zerſtörbaren Charakter der warmen und heißen Wäſſer bis zum Augenblicke ihres Genuſſes in ſeiner Voll=kommenheit zu erhalten. Die Wirkung der in der ſtruve'ſchen Anſtalt bereiteten und getrunknen künſtlichen Mineralwäſſer iſt oft über=raſchend wohlthätig und im Ganzen der der natürlichen gleich. Da=rum hat auch die ſtruve'ſche Anſtalt nicht nur in ihrem Geburtsorte (Dresden) ſehr viel Theilnahme gefunden, ſondern iſt auch im Jahre 1822 nach Leipzig verpflanzt worden, wo ſie fleißig und mit dem größten Erfolge beſucht wurde. Gegenwärtig (1823) werden, wie man hört, auch in andern großen Städten (Berlin, London u. a.) unter der Leitung und auf Koſten des erſten Unternehmers ähnliche Anſtalten errichtet.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten des Olymps eine der vorzüglichſten. Die Fabel erzählt: als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrſchaft ge=langt war, erkor er ſich zur erſten Genoſſin die Metis, eine Tochter des Okeanos. Ein Orakelſpruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweiſſagt, daß Metis zuerſt eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher ihm die Herrſchaft zu entreißen be=ſtimmt ſei. Dieſem Schickſale zu entgehen, ſuchte er ſich ihrer mit Liſt und Schmeichelei zu bemächtigen, und verſchlang ſie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, em=pfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er ſich vom Vulkan mit einer ſcharfen Axt den Kopf ſpalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in voller Rüſtung herausſprang. Sie tanzte mit kriegeriſchem Muthe daher, ſchwang ihren Speer, und ſchlug da=mit auf den tönenden Schild, als ob ſie ſich zum Angriff eines Fein=

die Art, wie ſie aus dem Waſſer ſich losreißen, und die Dauer der durch derſelben bewirkten Verbindungen die Erdarten und Metalle ab.

des bereite. Als weiſe Kriegerin, im Gegenſatz von dem wilden, blutdürſtigen, rohen Mars, trit ſie zuerſt in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenſchlachten beſiegte ſie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen iſt ſie die ſtete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Herkules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegaſus zähmen und die Chimära beſiegen, begleitet Perſeus auf ſeinem Zuge gegen die Gorgonen, ſchenkt dem Tydeus Unſterblichkeit, hält den Achilles werth, begleitet den Ulyß, ſchütz deſſen Gattin und geleitet ſeinen Sohn in der Geſtalt Mentors. Eben ſo begünſtigt ſie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: ſie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erſcheint ſie aber auch als Beſchützerin der Künſte des Friedens, und zeigt ſich da zuerſt als Jungfrau in allen Geſchäften einer Fürſtentochter des heroiſchen Zeitalters. Den Webeſtuhl, die Spindel, die maleriſche Nadel finden wir in ihrer Hand, und ſo wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus ſelbſt bereiten, ſo arbeitet ſie die Gewänder der Göttinnen. Daher ſteht auch eine geſchickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf ſie ſich nicht ſtolz erheben, wie Arachne (ſ. d. A.). Von den bloß weiblichen Kunſtfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beſchäftigungen der Menſchen über, bei welchen der thätige und erfinderiſche Geiſt ſich zeigte. Jeder Künſtler, der mechaniſche und der bildende ſtand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute ſich der Denker, wie der Redner und Dichter; und da zu dem vollkommnen Glücke, welches die erfinderiſche Thätigkeit des Geiſtes gewähren ſoll, auch die Geſundheit gehört, ſo erſcheint ſie auch unter den heilenden Göttern und wird als ſolche Päoina, Higieia genannt. In allen dieſen Hinſichten iſt ſie das Symbol des aus dem Haupte entſpringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit ſelbſt, der Wiſſenſchaft und Kunſt, letztrer jedoch nur, in ſo fern Erfindung und Denkkraft dabei in Anſpruch genommen werden. Athen, dieſe Stadt der Wiſſenſchaft und Kunſt, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als ſie aber in einer Quelle wahrnahm, wie ſehr das Spiel auf derſelben ihr Geſicht entſtellte, warf ſie ſie von ſich und belegte den mit dem härteſten Fluch, der ſie aufnehmen würde. Dieſer Fluch ging an Marſyas in Erfüllung (ſ. d. Art.). Die Liebe verſchmähend, weihte ſie ſich einer ewigen Jungfrauſchaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tireſias, der ſie im Bade belauſchte, erblindete. Mit dieſem Charakter des reinen, kalten Verſtandes erſcheint die Göttin auch in den Darſtellungen der Kunſt. Kalter Ernſt des tiefen Nachdenkens, der männliche Geiſt untheilnehmender Ueberlegung ſpricht aus den Zügen einer ſchönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erſcheint ſie völlig gerüſtet, das Haupt mit einem goldnen Helm bedeckt, von welchem ein ſtolzer Mähnenbuſch herabwallt, gepanzert mit dem Harniſch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorſteherin der friedlichen Kunſtfertigkeit aber erſcheint ſie in der Tracht griechiſcher Matronen. Zu den Kennzeichen der Göttin gehören noch die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argoliſche Schild von runder Form. Zu ihrem ſymboliſchen Beiwerk gehört die Eule (auf Münzen auch der Hahn), um die Wachſamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Geſundheit füttert ſie aus der Schale den Drachen, und der Oelzweig iſt das Symbol der friedlichen Verkehrs, der durch ſie gedeiht. Ein beſondrer atheniſcher Mythus ſagt, daß, als einſt Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen

ſtritten, die Götter den Streit dahin entſchieden, ſie ſolle nach deſſen Namen genannt werden, der den Menſchen das nützlichſte Geſchenk hervorbringen würde. Neptun ſchlug mit ſeinem Dreizack in die Erde und es ſprang das kriegeriſche Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, ſproßte der friedliche Oelbaum. Ihr Geſchenk ward für das heilſamſte erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attika beſonders aber Athen ward ihr geheiligt, und ſie hatte hier viele Tempel. Ihre glänzendſten Feſte zu Athen waren die Panathenäen. Ein anderes Feſt war die feierliche Abwaſchung ihrer Bildſäule zu Athen, hauptſächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Waſſer von dem Händen keuſcher Jungfrauen geſchah. Die Römer verehrten ſie anfangs bloß als Kriegsgöttin (Bellona) ſpäter ward ſie eine Hauptſchutzgöttin Roms. Ihr war nebſt Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht, und ihr Feſt wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Mingotti (Catharina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1728 zu Neapel von urſprünglich deutſchen Aeltern geboren. Ihr Vater, der in öſterreichiſchen Militärdienſten ſtand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, ſich nach Schleſien zu begeben, und nahm ſie dahin mit. Nach ſeinem Tode that ihr Oheim ſie zu den Unſulinerinnen. Die Muſik, die man hier zuweilen gab, machte einen ſolchen Eindruck auf ſie, daß ſie die Aebtiſſin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen muſikaliſchen Unterricht geben zu laſſen, damit ſie auch im Chor mitſingen könnte. Die Aebtiſſin willfahrte ihr endlich, und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweiſung in den erſten Anfangsgründen der Muſik. Sie war vierzehn Jahre alt, als ſie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schweſtern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete ſie ſich gegen ihre Neigung, um ſich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit einem ſchon bejahrten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte ſie das allgemeinſte Aufſehn. Porpora, der damals in des Königs Dienſten war, empfahl ſie auf das Angelegentlichſte, und verſchaffte ihr eine Stelle am Theater. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Fauſtina und Haſſe waren damals ebenfalls in Dresden; entfernten ſich aber, nachdem Madame Mingotti ſich das erſtemal am Hofe hatte hören laſſen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eiferſucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete ſich bald durch Europa, ſo daß ſie nach Neapel eingeladen wurde, um daſelbſt auf dem großen Operntheater zu ſingen. Sie fand hier den ungetheilteſten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand ſie Haſſe an der Spitze der Kapelle. Dieſer war eben mit der Compoſition der Oper Demofonte (1748) beſchäftigt, und ſetzte eigens für die Mingotti das Adagio: Se tutti i mali mie, bloß mit einer Pizzicatobegleitung der Violine, damit die etwannigen Fehler im Geſang deſto merkbarer werden möchten. Sie aber, den ihr gelegten Fallſtrick wohl wahrnehmend, löſte alle Schwierigkeiten ſo vollkommen, daß ihre Feinde und ſelbſt Fauſtina verſtummten. 1751 ging ſie nach Spanien, wo ſie mit Gizziello unter der Direction des berühmten Farinelli ſang. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während deſſen ſie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, beſuchte ſie Paris und London, um auch hier ihr Talent bewundern zu laſſen. Darauf bereiſte ſie Italien. So lange

der König Auguſt lebte, hörte ſie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach ſeinem Tode 1763 aber ließ ſie ſich in München nieder, woſelbſt ſie als Hofſängerin eine Penſion genoß. Sie ſtarb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forſtinſpector Samuel von Buckingham, zu Neuburg an der Donau. Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, ſprach mehrere neuere Sprachen, verſtand viel Muſik, und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Geſangs hin.

Miniaturmalerei, diejenige Art der Waſſermalerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinſelſpitze aufträgt, welches punktiren (pointiller) heißt. Sie unterſcheidet ſich von den andern Arten der Malerei dadurch, daß ſie weit feiner iſt, und mithin in der Nähe geſehen werden muß, und daß ſie daher im Kleinen, meiſtentheils auf Pergament und Elfenbein angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man ſpart den Grund des Pergaments oder Papiers zu den höchſten Lichtern auf, einige brauchen aus dieſem Grunde ſogar kein Weiß. Die beſten Farben dazu ſind die, welche am wenigſten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke ꝛc., welche man, um ſie ſehr fein zu haben, in vielem Waſſer auflöſt, dann abgießt und trocknen läßt. Dieſe Art der Malerei erfodert übrigens, wegen der feinen Punkte, aus denen ſie beſteht, und welche ſo reinlich neben einander geſetzt werden müſſen, daß ſie verrieben und gleichſam mit einander vereinigt ſcheinen, die meiſte Zeit. Miniaturmalereien kommen ſchon aus dem neunten und zehnten Jahrh. als Verzierungen der Handſchriften in Italien und Frankreich vor. (S. Rive Essai sur l'art de vérifier l'âge des miniatures peintes dans les manuscripts. Paris 1782). Ueberhaupt war dieſe Malerei eine Beſchäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, ſo erhielten dieſe den Namen illuminatores oder miniatores, weil man ſich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieſer Art vorzüglich im 14. Jahrh. unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Carl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und durch das Emporkommen der Kupferſtecherkunſt in Verfall. In der neuern Zeit hat man ſie vorzüglich zum Porträt angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmaler der neuern Zeit: waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Weſtermann, Nixon und Shelly. Zu den theoretiſchen Schriften gehören: Violet's Anweiſung zur Miniaturmalerei, aus dem Franz. Hof, 1793, und d'Arotais de Montany's Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmalen, aus dem Franz., Straßburg, 1769. 8.

Minimen, oder mindeſte Brüder des heiligen Franziscus a Paula (daher auch Pauliner oder Paulaner), ein in der Mitte des 15. Jahrh. geſtifteter Mönchsorden, der ſich ſeit 1493 in allen Ländern anſiedelte, und ſpäterhin, namentlich in Frankreich, auch einige Frauenklöſter hatte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten die Minimen ihrem ſtrengen Faſten, da ſie nichts, als Brot, Früchte und Waſſer genießen durften. Ihre Kleidung iſt ſchwarz und, wie bei den Franziskanern, mit Leibriemen und Geißeln verſehen; ihr Leben iſt ganz der ſtillen Andacht gewidmet. Sie gehörten zu den Bettelorden, und hatten es im 18. Jahrh. auf 450 Klöſter in 30 Provinzen gebracht. Im Herbſt 1815 wurde ihnen ihr, im Neapolitaniſchen (wo ſie Paolotti heißen) gelegnes Stammkloſter von Ferdinand IV. wieder geſchenkt. (Vergl. d. Art. Franz von Paula). E.

Miniſter, Miniſterium. Mit dem Worte Miniſter bezeichnen wir die höchſten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürſten arbeiten, und in den verſchiednen Zweigen der Verwaltung die höchſten Behörden bilden, indem ſie entweder einzeln jeder an der Spitze eines beſondern Departements ſtehen, und über die daſſelbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangne Rückſprache mit ihren Collegen dem Fürſten Vorträge thun, oder gemeinſchaftlich alle wichtigern, die verſchiednen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen, und dem Regenten das Ergebniß ihrer Berathſchlagungen vorlegen. So gibt es in den verſchiednen Staaten eine mehr oder weniger ſtarke Zahl von Miniſtern, je nachdem die Ausdehnung und die beſondern Verhältniſſe des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verſchiedner Geſchäfte möglich machen. In den mehreſten Staaten gibt es daher einen Juſtizminiſter, einen Finanzminiſter, neben dem ſich noch zuweilen ein eigner Miniſter für den öffentlichen Schatz findet, einen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, einen Kriegs- und, nach Beſchaffenheit der Umſtände, einen Seeminiſter, einen Miniſter des Innern, zuweilen auch noch einen beſondren Miniſter des Handels, ingleichen einen beſondern Miniſter des Cultus und einen beſondern für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verſchieden von dem Miniſterium iſt noch in einigen Staaten das Kabinet, worunter man entweder die Behörde verſteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten beſorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptſächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Miniſter in Staats- und Kabinetsminiſter, unter welchen letztern hauptſächlich die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten verſtanden werden; außerdem in Departements- oder Provinzialminiſter, welche letztern, wie der Name ſchon angibt, in beſondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung ſtehen, jedoch in einem untergeordneten Verhältniſſe zu dem Miniſterium als einer Geſammtbehörde. In Frankreich ſtehen neben den Departementsminiſtern noch ſogenannte Staatsminiſter, welches aber dort nur ein Ehrentitel iſt, der mit keinen miniſteriellen Geſchäften nothwendig verbunden iſt. Auch bilden die Miniſter in dieſem Reiche, ſo wie in manchem neuern Staate, kein miniſterielles Collegium; ſondern jeder beſorgt für ſich die in ſein Departement einſchlagenden Geſchäfte und communicirt höchſtens, eintretenden Falls, mit einzelnen ſeiner Collegen, ohne daß jedoch collegialiſche Berathſchlagungen Statt fänden; eine Methode, der man den Vorzug ſchnellerer Beſorgung der Geſchäfte nicht abſprechen kann, die aber, in andrer Rückſicht nicht ohne Nachtheil iſt, indem das allgemeine Wohl der Geſammtverwaltung darunter nicht ſelten vernachläſſigt wird. Auch iſt es eine nicht zu überſehende Verſchiedenheit, ob die Miniſter in ihren Departements nur an der Spitze beſondrer Collegien als Präſidenten ſtehen, oder ob ſie unmittelbar und unumſchränkt im Bureau regieren. Endlich gibt es noch in einigen Staaten ſogenannte Principal- oder Premierminiſter unter verſchiednen Namen, die in der Abweſenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten deſſen Stelle verſehen, nach Gutbefinden bei allen miniſteriellen Departements den Vorſitz führen können und dieſelben controliren. Den Namen Miniſterium führt endlich auch noch das geiſtliche Conſiſtorium, ſo wie die Geſammtheit der Geiſtlichkeit in einzelnen Städten. Cz.

Miniſterialen, ſ. Lehnsweſen.

Miniſterialparthei. Mit dieſem Namen wird in England und in andern Ländern, welche ſich repräſentativer Verfaſſungen erfreuen, die politiſche Partei genannt, welche im Parlament oder in den Kammern die Maßregeln der Miniſter vorzüglich begünſtiget, und ſolche bei den Verhandlungen ſelbſt, ſo wol aus dem beſten Geſichtspunkt darzuſtellen ſucht, als beim Abſtimmen über alles was dem Miniſterium angenehm iſt und von dieſem gewünſcht wird, ſich für daſſelbe erklärt. Da ohne Stimmenmehrheit im Parlament oder in den Kammern ſich in einem conſtitutionellen Staate kein Miniſterium erhalten kann, ſo iſt natürlich, daß das jedesmalige Miniſterium ſich dieſe Stimmenmehrheit auf alle Weiſe zu erwerben und zu ſichern ſucht. An Mitteln dazu kann es einem gewandten und geſchickten Miniſterium nicht fehlen. Beſonders da nicht, wo die Beſetzung aller öffentlichen Stellen, die im weiteſten Umfang zum Staatsdienſt erfoderlich ſind, von der Regierung abhängt, und dieſe das Recht hat, darin nach Willkür Veränderungen, Ab- und Verſetzungen vornehmen zu können. In England wird nicht minder wirkſam das Syſtem der Verleihung von Sinecuren und der Ariſtocratismus der, der Regierung einmal ergebener Familien zu demſelben Zwecke angewandt; die Art der Wahlen der Repräſentanten iſt in Frankreich, wie in England zur Bildung einer Miniſterialpartei ebenfalls gleich günſtig. Dort dient dazu das Siſtem des doppelten Wahlrechts das einer Anzahl der reichſten Gutsbeſitzer in jedem Departement zuſteht, hier das Syſtem der ſogenannten, rotten boroughs (ſ. dieſen Art. im N.) Man vergl. übrigens den Art. Oppoſitionspartei.

Minne. Das alte deutſche Wort Minna und Minnen ward erſt überhaupt von Liebe und Freundſchaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutſchen Dichtern des Mittelalters eine emphatiſche Bedeutung, nämlich die der edlen, treuen und glücklichen Geſchlechtsliebe (die auch einmal vom Minneſinger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterſchieden wird). Geſpräche über dieſe Minne finden ſich im Titurel, bei Velbeck, Ulr. von Lichtenſtein, Howart und der Winsbekia. Eine Erklärung des Wortes Minne aus jener Zeit iſt zu ſchön, als daß ſie hier übergangen werden ſollte. W. v. d. Vogelweide ſagt: „Minne iſt zweier Herzen Wonne, theilen ſie gleich (d. i. theilen ſie einander gleichmäßig dieſe Wonne über ihre Herzen mit), ſo iſt die Minne da.“ Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, beſonders der Deutſchen, ſehr edel gefaßt, und ſchon damals hat ſich die Liebe bei den deutſchen Dichtern viel reiner, inniger und idealiſcher ausgeſprochen, als etwa bei den Franzoſen (vergl. Villers Abhandlung de la manière différente de traiter l'amour chez les poëtes allemands et français, deutſch in Reinhard's Polyanthea 1807, und im vaterländiſchen Muſeum 1810). Eſchelbach ſagt daher, mit Recht ſang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und reine Minne, wer die ſuchen will, der ſoll kommen in unſer Land! da iſt Wonne viel. Deutſche Zucht geht vor in Allem.“ Uebrigens kommt bei den altdeutſchen Dichtern Minna auch als Mädchenname vor, und Aphroditen nennen ſie Frau Minne (von Brenneberg auch Frau Liebe genannt), ſo wie ihren Stern den Minneſtern. F.

Minnegerichte, ſ. Gerichtshöfe der Liebe.

Minneſinger heißen die deutſchen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder; auch ſchwäbiſche Dichter, weil dieſe Mundart in ihren Gedichten vorherrſcht. Größtentheils waren ſie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetiſche, zwiſchen Krieg,

Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterſchaft zum Singen begeiſterte. Sie lebten und ſangen beſonders an den Höfen kunſtliebender deutſchen Fürſten, wie Kaiſer Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Oeſterreich, Landgraf Hermann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Feſtlichkeit und die feine Sitte (bei ihnen Hübſchheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürſten und der Frauen Wettſtreite, nach dem Beiſpiel der provencaliſchen jeux mi partis (ſ. Troubadours) gehalten, welche aber in Deutſchland öfters ziemlich ernſtlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eiferſucht der Dichter, die um die Gunſt und die Gaben der Fürſten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen, und ihre Lieder hören zu laſſen. Aber eben ſo viele waren auch reiche und kriegeriſche Ritter, die das Leben zwiſchen ritterlichen und dichteriſchen Beſchäftigungen theilten, und mit beiden abwechſelnd den ſchönen Frauen zu gefallen ſuchten, wovon Ulrichs von Lichtenſtein in ſeinem Frauendienſt geſchildertes Leben (herausgegeb. von Tieck, Tüb. 1812) ſtatt aller Beiſpiele iſt. Ja nicht wenig Könige und Fürſten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne ſelbſt zärtlich zu beſingen, und ſich in Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Geſang zu erfreuen. Da jene Poeſie, den Dichtern und dem Geiſte nach, wahre Ritterpoeſie war, ſo befremdet es nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit ſtets, und in unerſchöpflichen Variationen die Minne, die zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, dieſe Liebe der Natur, welche liebende Herzen ſo wunderbar ſympathetiſch anſpricht, beſungen zu finden; wie dagegen die epiſch-romantiſchen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Weſen der Ritterſchaft, die Lebensluſt und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesſchwärmerei, die unruhige Leidenſchaftlichkeit, den kecken Stolz und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Beſcheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebensabentheuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der objectivſten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meiſt unhiſtoriſche) Zeit der beſungnen Helden, ſondern die des Beſingenden ſpiegelnd, mit den lebhafteſten Farben uns vorführen. So eigenthümlich und ſo echter, inniger Begeiſterung Kinder jener Dichter Werke ſind, ſo haben ſie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälſchen (franzöſiſchen) Dichtern, (Troubadouren und Trouveren) gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) iſt eine höchſt kunſtreiche und dabei kindlich ſpielende Verſchlingung, Verſchränkung, Vervielfachung der Reime und Aſſonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch dieſe Gedichte gehen, und in denen die Gedanken ſich unaufhörlich herausfodern und antworten. Dabei ſind dieſe Lieder ſo mannichfaltig in Versmaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechſelung in ihren Melodien ſchließen und die Unerſchöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weiſen zum Ausſprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonſetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Naturſinn, von der Trennung dieſer Künſte keinen Begriff hat. Daher heißen ſie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und

Spielleute. Die bedeutendſte Sammlung dieſer kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir beſitzen, und die zwiſchen vierzehn und funfzehnhundert Lieder von 136 Dichtern enthält, hat Rüdger Maneſſe, des Raths zu Zürich, im Anfange des 14. Jahrh. alſo zu Ende der Blüthezeit der Minneſinger, zuſammengetragen. Sie befindet ſich urſchriftlich zu Paris, und Bodmer hat ſie in Druck gegeben. Aus dieſer maneſſiſchen Sammlung hat Tieck 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: Minnelieder aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbeitung ſich die mit dem altdeutſchen Idiom unbekannten Freunde altdeutſcher Poeſie am beſten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtuug und des Grundtons jene Dichtungen doch einen verſchiednen, die Eigenthümlichkeit ihrer Verfaſſer ausſprechenden Charakter haben. Der älteſte bekannte dieſer Liederdichter, um 1180, iſt Heinrich von Veldeck, von welchem auch eine Bearbeitung der Aeneis nach einer franzöſiſchen Ueberſetzung und das Leben Herzogs Ernſt von Baiern berühmt und ſehr geleſen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Reimar von Zweter, Ulrich von Lichtenſtein, Wolfram von Eſchenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Morungen u. A., die alle zu Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrh. lebten und ſangen; zu den letzten vorzüglichen Dichtern, aus dem Ende des 13. Jahrh., nach deſſen Ablauf ſie nach und nach verſtummten, gehören Conrad von Würzburg und Johann Hadloub. Unter den epiſchen Gedichten jener Epoche behauptet an Alter, Eigenthümlichkeit und innerer Trefflichkeit den Vorrang das Lied der Nibelungen (ſ. d. Art.), das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das ſpätere Heldenbuch umfaßt. Es hat dieſes deutſche Volksſagengedicht mit dem griechiſchen die Ungewißheit des Urhebers gemein. Sonſt haben Sagengedichte aus dieſem Fabelkreiſe aufgeſtellt: Heinrich von Ofterdingen (König Laurin), Wolfram von Eſchenbach (Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich), der Vogler (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der Fürſt der epiſchen Dichter im Fabelkreiſe von Arthur und den Pflegern des Graals iſt Wolfram von Eſchenbach durch ſeinen Titurel, Parcival und Lohengrin; an ihn ſchließen ſich Hartmann von der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Triſtan), Wirin von Gravenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälſchen Dichtern, Troubabouren und Trouveren arbeiteten. Aus dem Fabelkreiſe Carls des Großen und ſeiner Pärs dichteten, ebenfalls nach franzöſiſchen Muſtern, Conrad Flecke (Flos und Blankflos), und wieder der fruchtbare Wolfram von Eſchenbach (Wilhelm von Oranſe). So groß iſt aber der epiſche Reichthum des Mittelalters, daß dieſe Gedichte, deren Verfaſſer wir kennen, bei weitem der kleinſte Theil des ganzen Vorraths ſind (ſ. Romantiſche Poeſie). Den Verfall der Ritterſchaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Chriſtenheit in eine romantiſche Begeiſterung, den fruchtbarſten Boden der Poeſie, hingeriſſen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauſchung der ſüßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Ueberlegung der neuern, überlebte der deutſche Minnegeſang nicht; im Anfang des 14. Jahrh. hören wir nur noch wenige der ältern Minneſinger würdige Stimmen, die bald ganz verhellen. Dichtkunſt und Geſang fielen in dieſem Jahrhundert, von dem Adel, der auf's neue verwilderte, verlaſſen, den Bürgern der Städte anheim, die ſie nicht anders als handwerkmäßig zu treiben wußten, und in deren

Händen ſie zum wahren Handwerk wurden (ſ. Meiſterſänger). Bei jedem Volke, das eine wahre Nationalliteratur hat, geht dieſe von einem kindlichen, faſt verliebten Tändeln mit der Sprache aus, ſobald die Menſchen ſich dieſer bewußt werden, und fängt ſo unwillkürlich, durch das Vorherrſchen des Gemüths und der Phantaſie, mit Poeſie an; in dieſe Zeit der deutſchen Literatur fallen die Minneſänger. Später, wenn der mündig gewordne Verſtand ſich das alltägliche Werkzeug der Proſa bildet, wird über dieſe die Poeſie faſt vergeſſen, bis endlich eben dieſer Verſtand, der das Gemüth eingeſchüchtert hat, nach erlangter beßrer Einſicht und gewonnenem Bewußtſein ſeiner Einſeitigkeit, von ſelbſt zum Gemüth zurückkehrt, und aus ihrer Vermählung eine neue Poeſie erzeugt wird, die ihres Weſens, was jene frühere nicht war, ſich bewußt, und darum vielleicht einer höhern Vervollkommnung fähig, wie einer ſtrengern Kritik unterworfen iſt, deren höchſte Hervorbringungen aber nie auf die Art, wie die unnachahmliche Unſchuld und naive Genialität jener alten, rein poetiſchen Zeit rühren und erquicken können. HL.

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngſten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge deſſen der jüngſte Sohn das väterliche Gut annehmen und ſeine Geſchwiſter mit Geld abſinden kann.

Minorca, die kleinere von den auf der Oſtſeite von Spanien gelegnen baleariſchen Inſeln (ſ. Balearen). Sie gehört jetzt zu dem ſpaniſchen Königreiche Mallorca (Majorca). Der Flächeninhalt der Inſel wird zu 15 geogr. Q.M. angegeben. Die Bevölkerung ſchätzt man auf 30,000 Menſchen. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit Acker-, Wein- und Oelbau, und mit dem Handel, der, als die Inſel noch unter engliſcher Herrſchaft war, lebhaft betrieben wurde. Fiſche, Wein, Salz, Wolle, Honig, Kapern, Käſe, Obſt gibt es im Ueberfluß; dagegen reicht das Getreide nicht für das Bedürfniß hin. Die Hauptſtadt Puerto Mahon, auf der Südweſtſeite gelegen, hat einen guten und ſtark befeſtigten, durch das Fort St. Philipp vertheidigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. Der Beſitz von Minorca hat wegen des Handels im mittelländiſchen Meere immer wichtig geſchienen. Daher nahmen die Engländer im ſpaniſchen Erbfolgekriege (1708) ſie, zwar angeblich für Carl III., in Beſitz, eigentlich aber in der Abſicht, ſie für ſich zu behalten. Sie verblieb ihnen auch im utrechter Frieden. Im J. 1756 eroberten ſie die Franzoſen unter Richelieu. Der engliſche Admiral Byng (ſ. d. Art), der ſie nicht entſetzt hatte, wurde deswegen zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 kam ſie wieder an England, 1782 ward ſie von den vereinigten franzöſiſch-ſpaniſchen Truppen erobert, 1783 förmlich an Spanien abgetreten, 1798 wieder von den Engländern beſetzt, im Frieden von Amiens, 1802, aber wieder zurückgegeben.

Minorennität (Minderjährigkeit), iſt dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Dieſe beginnt nach römiſchen Rechten, ſowol bei männlichen als weiblichen Perſonen, mit zurückgelegtem 25., nach deutſchen Rechten aber ſchon mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verſchiedne Abſtufungen. Bis zum 7. Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12. bei Mädchen und bis zum 14. bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Geſetze ausnahmsweiſe in einigen Fällen die letztere bei dem männlichen Geſchlecht erſt mit dem 18., bei dem weiblichen erſt mit dem 14. Jahre eintreten laſſen, ſo gibt dieſe Unterſcheidung die Be-

griffe einer vollkommnen und unvollkommnen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität ſind im Allgemeinen, daß erſtlich minorenne Perſonen ſobald ſie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu ſtehen, in der geſetzlich angenommenen Vorausſetzung, daß ſie noch nicht hinlängliche Reife und Beſonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geſchäften und Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzuſtehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergeſtalt, daß ſie ohne deſſen Einwilligung wol Andre ſich, aber keineswegs ſich Andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon ſind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorſchrift der Geſetze, aus einer Sache ſelbſt verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geſchäft zu unſerm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier iſt auch der Unmündige ohne Unterſchied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Bemühungen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geſchäft zu ſeinem Vortheil beendigte. Sodann iſt aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig ſind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind ſie hingegen mündig, ſo ſind ſie an dieſe nur inſofern gebunden, als ſie ſich in Hinſicht ihres Vermögens, nicht bloß in Hinſicht ihrer Perſon verbindlich machen wollen, wie dieſes z. B. bei Abſchluß eines Eheverlöbniſſes der Fall iſt. Hinwieder kann ſelbſt mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundſtück eines Unmündigen, ohne hinzukommendes obervormundſchaftliches Decret veräußert werden. Sodann iſt noch beſonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommnen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der ſie verlezt hat, und gegen deſſen Erben Wiedereinſetzung in den vorigen Zuſtand ſuchen und erlangen können, und zwar auch, wenn ſie deshalb erſt nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden; ſie müßten denn während dieſer das Geſchäft genehmiget, oder daſſelbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei deſſen Abſchließung ſich böslicher Weiſe für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können ſie gegen die Ehe keine Wiedereinſetzung in den vorigen Zuſtand verlangen. Ausnahmsweiſe ertheilt die höchſte Staatsgewalt auf Berichtserſtattung der Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die veniam aetatis. Mit dem 25. Jahre fängt erſt die Wechſelmündigkeit an und die Fähigkeit, ſelbſt Vormundſchaften zu übernehmen. In den regierenden Häuſern beginnt die zu dem Regierungsantritt erfoderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, ſondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21., deshalb für die bürgerlichen Verhältniſſe vorgeſchriebenen Jahre. Ueberhaupt gibt es auch hierüber, wie man leicht von ſelbſt vorausſetzen kann, keine für alle oder nur die meiſten regierenden Häuſer allgemein gültige Vorſchrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, ſ. Franciscaner.

Minos I., ein berühmter König auf der Inſel Kreta, der um das Jahr 1406 vor der chriſtl. Zeitrechnung lebte, und mit ſeinem Enkel gleiches Namens nicht verwechſelt werden darf. Er wird als ein weiſer Geſetzgeber, und als ein Mann von ſtrenger Gerechtigkeitsliebe geprieſen. Um die Kretenſer durch Einigkeit und kriegeriſche Geſinnungen mächtig und furchtbar zu machen, ließ er ſie oft gemeinſchaftliche Mahlzeiten halten, und ſich anhaltend in den Waf-

ſen üben. Die Fabel hat die Geſchichte dieſes Königs mit mancherlei Zuſätzen ausgeſchmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchem er alle neun Jahre ſeine Geſetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach ſeinem Tode wurde Minos zugleich mit Aeakus und Rhadamanthus Richter der Unterwelt. Alle drei ſaßen am Eingange des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos ſprach als der oberſte Richter die Endurtheile. II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Kreta herrſchte, hatte zur Gemahlin die Paſiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermiſchung den Minotaurus gebar (ſ. d. Art.).

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Paſiphae und eines Stiers und gibt ihm Menſchengeſtalt mit einem Stierkopfe. Er nährte ſich von Menſchenfleiſch, weßhalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth ſperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen jährlich als Tribut zu liefernden Jünglinge und Mädchen zur Speiſe vorwarf, bis endlich Theſeus, der ſich unter dieſe Jünglinge gemiſcht hatte, durch Ariadne des Minos Tochter, belehrt und ausgerüſtet, ihn tödtete und die Athenienſer von dieſem blutigem Tribut befreite (ſ. Theſeus).

Minſtrels, ſ. Troubadour.

Minute bezeichnet überhaupt den ſechzigſten Theil eines Grades oder einer Stunde. In der Malerei und Zeichenkunſt nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers beſtimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunſt iſt die Minute der 30. Theil eines Modells. Minutenglas iſt eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft, und beſonders auf den Schiffen beim Lootſen gebraucht wird.

Miosma (griech. μιοσμα, Schmuz, Verunreinigung.) Dieſer Ausdruck wird in der Lehre von den anſteckenden und epidemiſchen Krankheiten in ſehr verſchiedner Bedeutung gebraucht. Bei einigen Schriftſtellern iſt er mit Contagium gleichbedeutend, bei andern bezeichnet er den Anſteckungsſtoff der chroniſchen Krankheiten, in andern den Anſteckungsſtoff, der ſich in die Atmoſphäre verbreitet und dadurch dieſelbe einwirkt, (ſonſt auch flüchtiges Cantagium genannt); wieder andre verſtehen darunter das Vehikel des Anſteckungsſtoffes, z. B. das Eiter der Blattern, welches den eigentlichen Anſteckungsſtoff in ſich enthält; endlich werden von andern die eigenthümlichen Stoffe, welche ſich in der Atmoſphäre befinden, ihren Urſprung theils der Fäulniß thieriſcher und vegetabiliſcher Körper, theils der Ausdünſtung der erſtern verdanken und ſpecifiſche Krankheiten erzeugen, darunter verſtanden. In welcher Bedeutung man dies Wort auch gebrauchen mag, immer wird dies mit einiger Willkühr geſchehen.

Miquelets nennt man die Bergbewohner der ſüdlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den franzöſiſchen Departements der obern und der Oſtpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Grenze zwiſchen Frankreich und Spanien bildet. Sie ſind meiſtens Hirten, Jäger, Köhler u. ſ. w., dabei kriegeriſch und räuberiſch. Auch geleiten ſie die Reiſenden auf den Gebirgswegen, und laſſen ſich ihren Schutz theuer bezahlen. Im Kriege ſind ſie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweiſe in Frankreich einfallen. In Catalonien haben ſie ſich den franzöſiſchen Truppen durch ihre Ueberfälle im letzten Kriege ſehr furchtbar gemacht.

Mirabeau (Honoré Gabr. Victor Riquetti, Graf von). Dieſer kühne Redner des dritten Standes in der erſten Nationalverſammlung wurde durch die hinreißende Kraft ſeines Worts der Hebel der fran-

zöſiſchen Revolution. Necker's Entwürfe waren die Unterlage dieſes Hebels, deſſen Ruhepunkt das Deficit und deſſen Gewichte die herrſchenden Ideen genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgebrachten Bewegung, der revolutionären Maſſe gab aber nicht Mirabeau, ſondern Sieyes die demokratiſche Richtung. Mirabeau wollte endlich die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu ſpät. Da rief er das prophetiſche Wort aus: La révolutiou de France fera le tour de l'Europe. Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, geſt. zu Paris den 2. April 1791) ſtammte aus einer berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenſchaften zu dem Körperbau eines Athleten. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können; aber man hemmte den Aufſchwung ſeines Geiſtes und verſchrob die Entwickelung ſeiner Kraft; daher ward er nur berühmt. In ihm gohr ſein ganzes Leben hindurch dieſe Miſchung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, geſpornt von ſinnlicher Genußgier. Vierzehn Jahr alt kam er in eine Penſion, wo er zwei Jahre lang Mathematik ſtudirte, und einige Fortſchritte in Muſik und Zeichnen machte. Auch trieb er mit Luſt und Leichtigkeit körperliche Uebungen. Aber da man ſeine ſittliche Bildung ganz vernachläſſigte, ſo wuchſen mit ihm die heftigſten Leidenſchaften auf. Spiel und Frauenliebe machten ihn ſpäterhin zum Sklaven ſinnlicher Luſt, die ſich an ſeiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Noch jung nach Ruhm dürſtend, gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andre Gedichte heraus. Jetzt wurde Locke ſein Führer, der ſeinen Geſchmack regelte, und ſeinen ungeſtümen Genius zügelte. Mirabeau bekannte oft, daß er deſſen Schriften alles verdankte. In ihnen fand er jene klare, unwiderſtehliche Logik, die ſeine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Beredtſamkeit gibt. Aus der Schule trat er in Kriegsdienſte; aber im Umgange mit jungen und ungebändigten Offizieren ward er mit allen von dieſen Wüſtlingen als Ehrenpunkte gefeierten Laſtern vertraut. Hier durchbrach er zuerſt die Feſſeln ſeiner harten Erziehung, welche ſeine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich ergriff ihn die Liebe, und dieſer erſte Sturm ſeiner aufgeregten Leidenſchaft trug alle Kennzeichen der Eigenheiten ſeines Charakters. Er achtete nicht den Zorn des Vaters, der dieſe Neigung unerbittlich verfolgte. Er ward daher, auf des Vaters Veranſtaltung, in die Feſtung auf der Inſel Ré eingeſperrt, und ſollte ſich nach den holländiſchen Kolonien einſchiffen. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau wußten es zu hintertreiben. Dieſer Mißbrauch der väterlichen Gewalt beſtimmte zuerſt des Sohnes Anſicht von Despotismus. Der Zwang erhöhte nur die Kraft ſeines Charakters. Nach ſeiner Befreiung ward er als Freiwilliger nach Corſica geſchickt. Er zeichnete ſich aus und bekam das Patent als Dragonerhauptmann; da ihm aber ſein Vater keine Compagnie kaufen wollte, ſo gab er, wiewol ungern, den Militärſtand auf. Nach ſeinem eignen Geſtändniß war er ganz für denſelben geſchaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunſt, das er nicht geleſen zu haben verſicherte. Während des Kriegs in Corſica ſchrieb er eine Denkſchrift über denſelben mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genueſiſchen Ariſtokratie, und übergab ſie ſeinem Vater, der ſie aber vernichtete. Nach dem Verlangen ſeines Vaters vertauſchte er jetzt das Schwert mit dem Pfluge. Aber ein Rechtshandel verbitterte ihm die an ſich ſchon läſtige Lage. Dazu kamen unglückliche häusliche Verhältniſſe. Im J. 1771 hatte er, nach langer Bewerbung

in Aix die Hand des Fräuleins von Margnane, einer jungen liebenswürdigen Dame, erhalten, mit der Ausſicht auf ein großes Erbtheil. Da er aber von 6000 Livres jährlicher Einkünfte ſeiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, gerieth er, bei ſeinem Hange zur Verſchwendung, in eine Schuldenlaſt von 160,000 Livres. Dies wurde der Grund ſeines unglücklichen Schickſals. Sein rauher, ſtreitſüchtiger, unbiegſamer Vater benutzte die Verlegenheit ſeines Sohnes und wirkte beim Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er ſeinen Sohn ſehr beſchränkte. Indeß lebte dieſer mit ſeiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen ſtrafbaren Briefwechſel derſelben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, ſtreng zu ſein, er brachte ſie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf verließ er den ihm von ſeinem Vater geſetzlich angewieſenen Ort ſeines Aufenthalts, und ein neuer Verhaftbrief ſperrte ihn 1774 in das Schloß If ein. Hier erheiterte eine hübſche Gefängnißwärterin, welche von ihrem Ehemann oft unbarmherzig geſchlagen wurde, die Einſamkeit des 24jährigen Gefangnen und verſteckte ſich ſogar bei ihm; dies zog ihm ſtrengere Aufſicht zu. Sein Vater machte ihm Vorwürfe über ſeine Unthätigkeit. Er verantwortete ſich durch die Bekanntmachung ſeines ſchon im 21. Jahre angefangnen Verſuchs über den Despotismus. Dieſes Epigramm erzürnte den Vater noch mehr. Ein junger Mann wagte, ſeine Gebieter anzuklagen, und ſogar im Gefängniß! Endlich geſtattete ihm der harte Vater 1775 nach Joux bei Pontarlier zu gehen. Hier ſah Mirabeau zuerſt ſeine Sophie. Seine Gemahlin war entfernt, und hatte ſich ſogar geweigert, ihn in ſeiner Gefangenſchaft zu beſuchen. Sophie, an den 79jährigen Präſidenten Lemonnier verheirathet, war zärtlich; Mirabeau's Leidenſchaft für ſie wurde bald äußerſt heftig. Aber unglücklicher Weiſe war St. Maurice, der Commandant der Feſtung, ſein Nebenbuhler. Um ſich daher den Verfolgungen dieſes Mannes und ſeines Vaters zu entziehen, flüchtete er nach Dijon, wohin ſeine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, ſich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen, und ſein Vater wirkte einen neuen Verhaftbrief aus. Indeß hatte der Herr von Malesherbes, der damals Miniſter war, für den jungen Mirabeau viel Wohlwollen, und ließ ihm den Wink geben, in's Ausland zu fliehen. Schon befand er ſich auf der Flucht, als ihm ſeine Sophie ſchrieb, daß ihr Mann ſie in ein Kloſter ſperren wolle; und daß ihr nichts übrig ſei, als die Flucht oder der Tod. Mirabeau entfloh alſo mit ihr. Der beleidigte Ehemann klagte auf Entführung und Raub; Mirabeau wurde zum Tode verurtheilt, und dieſem Urtheil zufolge ward ſein Bildniß an den Galgen gehangen. Er verbarg ſich damals in Holland, wo er unter dem Namen St. Mathieu unbemerkt mit ſeiner Sophie, ſeinen Büchern und einigen Freunden lebte. Während der J. 1776 und 1777 erhielt er ſich und ſeine Freundin nur durch literariſche Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Mirabeau überſetzte unter andern eine Geſchichte Englands, und ſchickte Denkſchriften gegen ſeinen Vater in das Ausland. Dieſer bewirkte dagegen, daß man das Völkerrecht verletzte, und einen Polizeidiener mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe nach Holland ſchickte. Mirabeau wurde gewarnt, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit ſeiner Sophie zu ſorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; ſie wurden 1778 ohne Einſpruch der holländiſchen Regierung verhaftet. Mirabeau ward in den Donjon zu Vincennes ge-

bracht, Sophie aber, welche hoch ſchwanger war, der Polizeiaufſicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man ſie in das St. Clarenkloſter nach Gien. In jener beinahe dreijährigen Gefangenſchaft ſchrieb Mirabeau die berühmten Lettres à Sophie (Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792. Von dieſen Lettres écrites du Donjon de Vincennes, (1777 — 1780) 3 vol. erſchien 1820 eine neue Ausgabe). Mit der Begeiſterung der Leidenſchaft, in tiefer Einſamkeit geſchrieben, athmen ſie nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. Mirabeau's Prozeß ging unterdeſſen fort, und ſeine mit Mäßigung abgefaßte Vertheidigungsſchrift gegen ſeinen Vater war ein Meiſterſtück der Beredtſamkeit und Logik. Unter vielen körperlichen Leiden ſchrieb Mirabeau damals ſeine Erotica biblion, ein originelles Werk, zu dem Calmet's Commentare über die Bibel ihm den Stoff lieferten. Zugleich entwarf er eine Grammatik und eine Abhandlung über Mythologie, überſetzte den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkürlichen Gewalt in ſeinem männlich kräftigen Werk über die Lettres de cachet. Weil man ihm Papier verſagte, ſo riß er aus den ihm verſtatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter. Seine Schriften bekamen dadurch einen noch gedrungnern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter in dem Futter ſeiner Kleider, und verließ das Gefängniß mit dem ſo eingenähten Manuſcript ſeiner Lettres de cachet. Die lange Einkerkerung hatte endlich die Verfolgung ermüdet. Auch die Richter ſahen ein, daß Mirabeau's Vater, der ſelbſt ſehr unſittlich lebte, nur von Rache und Haß ſich leiten ließ. So wurden 1780 Mirabeau's Feſſeln gelöſt, und es ſcheint, als ob er ſich mit ſeinem Vater verſöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus, um die Aufhebung des früher in Pontarlier gegen ihn geſprochnen Todesurtheils zu betreiben, welches ihm 1782 gelang. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Hierauf kehrte Mirabeau in die Provence zurück, und verſuchte ſich mit ſeiner Gemahlin auszuſöhnen. Allein nichts konnte die Hartnäckigkeit der Verwandten ſeiner Frau beſiegen. Mirabeau wendete ſich daher an die Geſetze, und es entſpann ſich ein Prozeß, der für keine Partei ehrenvoll war, und den ſeine Frau gewann. Mirabeau begab ſich jetzt nach London. Seine Briefe beweiſen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günſtig über England urtheilte. Auch ſchrieb er daſelbſt die Considérations sur l'ordre de Cincinnatus; einen Orden, den er als den Anfang einer militäriſchen Ariſtokratie für das freie Nordamerika mißbilligte. Sein Urtheil blieb von der Republik nicht unbeachtet. Noch ſchrieb er gegen Joſephs II. Plan, die Schelde frei zu machen, und gegen Linguet's bekannte Schrift ſeine Doutes sur la liberté de l'Escaut. Auch war er Mitarbeiter an der in London erſchienenen franzöſiſchen Zeitſchrift: le Courier de l'Europe. In ſeinen darauf folgenden Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, verbreitete er ſich über die Urſachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smith's Grundſätzen, mit vieler Beredtſamkeit. Dies und die ſatyriſchen Schilderungen berühmter Perſonen brachten ſeine Schriften in Ruf. Gleichwol hielt er vergebens bei dem Finanzminiſter Calonne um die Conſulſtelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne fürchtete ſein Talent, und man entfernte Mirabeau 1786 nach Preußen, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr-

als ruhmvoll war. Dort entwarf er ſein geiſtvolles aber nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la Monarchie Prussienne. Er ſammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillon's u. A.) Hülfe die nähern Umſtände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er zeigte die feinen Lenkſeile, welche jenes Räderwerk vom Staat zum Erſtaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man ſeine Schilderung Friedrichs II. Friedrich wußte Mirabeau's Genie zu ſchätzen. Aber Friedrich Wilhelm II. ſandte bald nach ſeiner Thronbeſteigung an ihn den Befehl, den preußiſchen Staat unverzüglich zu verlaſſen. Nur mit Mühe verſchaffte ſich Mirabeau das nöthige Reiſegeld. Unterwegs verweilte er in Nancy, um die Aufführung der Dido zu ſehen. Hier verliebte er ſich in eine Schauſpielerin, verlor bei ihr eine Nacht und ſeine Börſe, borgte die ſeines Secretärs, und leerte ſie faſt gänzlich. Als darauf ein Rad ſeines Wagens brach, ließ er Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen Sou baares Geld, nach Paris. Hier ſchrieb er eine Fortſetzung ſeiner dénonciation de l'agiotage. Aber die Kühnheit, mit welcher er dieſe privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu. Er entging ihm jedoch glücklich. Hierauf ſchrieb er ſeinen Avis aux Bataves und ſeine Histoire secrète de la Cour de Berlin, die ſeinen Ruf wie ſeine Feinde nur vermehrten. Denn auch gegen Necker hatte er ſich erklärt. Jene Correspondance secrète war ſein letztes Werk. Er ſagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichſte meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsverſammlung zur Folge haben. Ich ſehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus glücklich ſchätzen, die unterſte Stelle eines Secretärs in dieſer Verſammlung, von der ich die erſte Idee gehabt, zu bekleiden." Als nun die Reichsſtände wirklich berufen wurden, ging Mirabeau in die Provence, um gewählt zu werden. Unterdeſſen hatte man jener Correspondance secrète wegen einen Prozeß gegen ihn eingeleitet; allein auch vor geſprochnem Urtheil fand man für gut, den gefährlichen Mann durch einen Verhaftbrief auf die Seite zu bringen. Eine Fregatte lag ſchon in Toulon bereit, um ihn nach Indien zu führen. Bei Zeiten gewarnt, eilte er nach Paris. Hier verwandten ſich der Abbé Perigord (Talleyrand) und der Duc de Lauzun ſo lebhaft für ihn, daß der Befehl zurückgenommen wurde. Nun begab ſich Mirabeau wieder in die Provence, ſah ſich aber von der Wahl für den Adelsſtand durch die Beſitzer großer Lehnsgüter ausgeſchloſſen. Da ſchwang er die Fahne des dritten Standes und trat als ein zweiter Marius auf. Er hatte nämlich einen Tuchladen gekauft, um als Tuchkrämer gewählt zu werden. Kaum hatte er in dem Rathe der Reichsſtände geſprochen, ſo beherrſchte er die Menge durch ſeine ſtürmiſche aber lichtvolle Beredtſamkeit. Die wichtigſten Beſchlüſſe, welche die conſtituirende Verſammlung faßte, gingen auf ſeinen Antrag durch. Nach des Duc de Levis Urtheil liebte Mirabeau die Monarchie und ſelbſt den Adel, wiewol er die Neigung für den letztern geſchickt verbarg. Seine Freiheitsliebe war mehr gegen den Mißbrauch der königlichen Gewalt gerichtet, als gegen dieſe ſelbſt. Er war Royaliſt aus Grundſatz. Wenn er daher Geld vom Hofe annahm, ſo zeigte er zwar nicht das Ehrgefühl eines Biedermanns, handelte aber doch nicht gegen ſeine Ueberzeugung. Nur verlangte der Hof zu viel von ihm, ja durchaus unmögliche Dinge, und zwang ihn dadurch ſelbſt, ſich von der Hofpartei zu entfernen. Als Redner war

er groß, doch oft incorrect. Viele ſeiner Reden ſind nicht von ihm; aber überarbeitet hat er ſie gewiß. Durch ſein Genie machte er alles zu ſeinem Eigenthum. Mitten in der Parteiwuth erkannte er die Gefahren der Anarchie, und mehr als einmal ſagte er: „Es iſt nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejiſchen Felſen.“ Er war vielleicht der Einzige, der, hätte ihn Ludwig zum erſten Miniſter gemacht, der Revolution durch eine heilſame Gegenrevolution würde Einhalt gethan haben. Seine kühne Beredtſamkeit zeigte zuerſt der Reichsverſammlung das Geheimniß ihrer Kraft und die Schwäche des Hofes. „Sagen Sie ihrem Herrn,“ erklärte Mirabeau den 23. Junius 1789, dem Ober-Ceremonienmeiſter Brezé, welchen der König abgeſchickt hatte, um die Sitzung der Verſammlung aufzuheben: „daß wir hier verſammelt ſind im Namen des Volks, und daß uns nichts von dieſer Stelle vertreiben kann, als das Bajonnet.“ Schon damals hatte der Herzog von Orleans eine Partei; aber Mirabeau konnte ſich nicht an dieſen rechtloſen Mann von kleinem Herzen und ungemeßner Ehrſucht anſchließen, der nichts mit Catilina gemein hatte, als Sittenloſigkeit. Mirabeau wollte anfangs keiner Partei angehören, ſondern allein die Verſammlung lenken und den Hof bekämpfen. Doch bald bewog ihn ſein zerrütteter Vermögenszuſtand, ſich dem Hofe und den Miniſtern wieder zu nähern. Als ihm dies nicht gelang, wollte er ſich beim Volke geltend und dadurch dem Hofe nothwendig machen. Endlich entſchloß ſich der König, Mirabeau zu ſehen. Ein Erzbiſchof führte Mirabeau in die Zimmer der Königin, wo bald darauf auch der König eintrat. Mirabeau bat ſogleich den König, ihm zu ſagen, ob er hoffe, ſeine vorige Gewalt wieder hergeſtellt zu ſehen; in dieſem Falle könne er ihm keinen Dienſt erzeigen. Der Monarch geſtand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun ſchilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, und entwickelte die Art, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß ſie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber ſeine Beredtſamkeit, ſein Antheil an der Sache und ſein Mitgefühl den erſten Eindruck bald vernichtet hätten. Der Hof ſoll damals Mirabeau's Schulden, die ſich auf 207,000 Livres beliefen, bezahlt und ihm eine monatliche Penſion von 6000 Livres zugeſichert, die Königin verließ ſich ſo ganz auf Mirabeau, daß ſie ſagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, ſo lange Mirabeau lebt.“ Aber ſchon argwohnte man ſeine Verbindung mit dem Hofe, als er, 42 Jahre alt, an einem Entzündungsfieber ſtarb, das er wahrſcheinlich durch Unmäßigkeit ſich zugezogen hatte. Andre ſagen, er habe auf Anſtiften der beiden Lameths, ſeiner unverſöhnlichſten Feinde, Gift bekommen. Uebrigens iſt die Abſchaffung des Adels in Frankreich ſo wenig durch Mirabeau bewirkt worden, daß er vielmehr das Gegentheil behauptete, und zu derſelben Zeit ſeinen Bedienten Livrée gab, und ſich Herr Graf nennen ließ, als er in der Nationalverſammlung nur Riquetti heißen durfte. Um Republikaner zu ſein, war er nicht ſtreng genug ſittlich. Indeß hat er, wenn er auch, ſelbſt im reifern Alter noch von gefährlichen und erniedrigenden Leidenſchaften beherrſcht, die Tugend nicht übte, ſie dennoch, wie ſeine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erſte Held in der Rennbahn der Revolution, der beharrlich die kühnſten Entwürfe durchſetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, ſondern getrieben von Noth, Schuld und Habſucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenſchaft zu dem Bilde der Freiheit ſeinen Blick erhob. Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken

und Beſtürzung. Cerutti hielt ihm die Todtenrede. Als aber die Schreckensmänner den Convent beherrſchten, ward (im Sept. 1794) Marat's Leichnam in's Pantheon gebracht und Mirabeau's Aſche herausgenommen. Im J. 1800 befahl der erſte Conſul, ſeine Bildſäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuillerien aufzuſtellen. Wohl zeigt Mirabeau, wie die ganze franzöſiſche Revolution, was die vom Witze auf den höchſten Grad geſpannte Leidenſchaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann; darum haben wir ſo lange bei ſeiner Schilderung verweilt. Seine Reden ſind geſammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même, 1791. Vol IV. 8.; und Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean 1791. Vol. V. 8. Esprit de Mirabeau, 1804. 8. und Lettres inédites de Mirabeau, publ. par Vitry. Paris 1806. 2 Bde. und ſein Oeuvres oratoires vollſtändig zu Paris 1819. 2 vol. Ueber ſeine Verbindungen mit dem Hofe findet man unter andern in den Memoiren der Madame Campan (Paris 1823. 3 Bände) viele menſchlich und geſchichtlich merkwürdige Aufſchlüſſe. K.

Miranda (Don Francisco), der erſte Gründer der Freiheit im ſpaniſchen Amerika, ward geboren in Caraccas, und ſtammte aus einer alten ſpaniſchen Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caraccas. Zwanzig Jahr alt, durchwanderte er Amerika zu Fuß, um es kennen zu lernen; hierauf erhielt er im ſpaniſchen Heere den Grad eines Oberſten, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu beſondern Aufträgen gebraucht. Dann diente er als Freiwilliger im nordamerikaniſchen Kriege, durchwanderte nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Altſpanien, das er glühend haßte, und bereiſte auf's neue, in militäriſcher Hinſicht, Süd- und Nordamerika. 1789 befand er ſich in Petersburg, wo ihn Catharina vergebens in ihre Dienſte zu ziehen ſuchte. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution bewog ihn, ſich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Miniſter Pitt, ward auf Petions Verwendung zum Generalmajor ernannt, und befehligte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Da er als Ingenieur und Taktiker ausgezeichnete Kenntniſſe mit ſeltnen Talenten vereinigte, ſo wurde er von dem Heere eben ſo ſehr geachtet, als er in Paris die Gunſt der Republikaner beſaß. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag, Maſtricht zu belagern, mußte aber von dem General Valence zu wenig unterſtützt, die Belagerung aufheben. In der Schlacht bei Neerwinden, die Dumouriez verlor, befehligte er den linken Flügel. Dumouriez legte ihm den Verluſt derſelben zur Laſt, allein er rechtfertigte ſich durch eine eben ſo gründliche als nachdrückliche Vertheidigungsſchrift. Er hatte ſich damals, gleich Dumouriez, gegen die Partei der Jacobiner erklärt. Jetzt erſchien ihm Dumouriez ſelbſt verdächtig, und er theilte ſeinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes war, ſeine Beſorgniſſe mit. Dies ſchützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, den Oberbefehlshaber zu verhaften (ſ. Dumouriez.) Als aber darauf der Berg die Girondiſten vernichtet hatte, ward auch der General Miranda vor das Revolutionstribunal geſtellt; jedoch rettete ihm noch Thomas Payne's Beredtſamkeit das Leben. Robespierre's Sturz öffnete auch ihm das Gefängniß. In der Folge ward er abermals verdächtig, und auf Befehl des Directoriums (30. Vendemiaire 1795) verhaftet. Als Ausländer ſollte er verbannt werden; allein er machte ſein Recht

als franzöſiſcher Bürger geltend, und lebte eine Zeit lang im Verborgnen, bis das Directorium ihn, nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), au'fs neue zur Deportation verurtheilte, und da er ſich derſelben durch die Flucht nach England entzogen hatte, im J. 1799 auf die Emigrantenliſte ſetzen ließ. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward aber von neuem, weil er ſich in Verbindungen gegen den erſten Conſul eingelaſſen haben ſollte, verbannt. Jetzt beſchloß er mit der vollen Kraft ſeines Charakters die Ausführung des längſt gefaßten Gedankens, die ſpaniſche Herrſchaft auf dem feſten Lande von Amerika zu ſtürzen. In dieſer Abſicht begab er ſich nach Jamaika und Trinidad, hierauf nach Newyork, wo er 1806, im Geheimen von England unterſtützt, mit einer Summe von 60,000 Pf. drei Schiffe ausrüſtete, und 900 entſchloßne Männer zur Befreiung ſeines Vaterlandes Caraccas vereinigte. Allein das Unternehmen mißglückte. Die Spanier eroberten den 28. Apr. 1806 zwei ſeiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Von ſeinen geheimen Freunden unterſtützt, bewerkſtilligte er zwar am 1. Aug. d. J. eine neue Landung, in Venezuela; ſein Aufruf zur Freiheit machte aber ſo wenig Eindruck auf das Volk, daß er ſich ſchon den 13. mit Verluſt wieder einſchiffen mußte. Erſt am Ende des J. 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caraccas aufzupflanzen (ſ. das Weitere unter Weſtindien.) Nach mehrern Triumphen und noch größern Unfällen, verfolgt vom Haſſe der Prieſter und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, ſah er ſich zuletzt durch die Siege des ſpaniſchen Generals Monteverda genöthigt, die (a. a. O. erwähnte) Capitulation vom 26. Aug. 1812 abzuſchließen, gegen deren Inhalt ihn der ſpaniſche General treuloſer Weiſe als einen Gefangnen behandelte. Man brachte ihn endlich in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarſten Kerker der Inquiſition bei Cadix, in welchem er nach einer vierjährigen harten Einſperrung geſtorben iſt. Die Mönche ließen ſeinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben ſein Geräth den Flammen. Miranda war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürſtend, im Wollen feſt, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntniſſen. Er ſchätzte Wiſſenſchaften und Künſte, hatte einen ſcharfen Blick und viel Geſchmack, ſchrieb bündig und leicht, und war mit der Verfaſſung, den Geſezzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militäriſchen Verfaſſung genau bekannt. Plutarch und Livius waren ſeine Lieblingsſchriftſteller; Timoleon, Thraſybul und Epaminondas ſeine Helden. Ob er wol in ſeinem politiſchen Verhalten in Venezuela jacobiniſche Formen nachahmte, ſo hat er doch ohne Selbſtſucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem großen Ziele mit eben ſo viel Beharrlichkeit als Geiſt und Muth Vermögen, Kraft, Glück und ſelbſt das Leben geweiht. K.

Mirandola (Joh. Pico, Fürſt von), mit dem Beinamen der Phönix, eine der ſchönſten Zierden der Wiſſenſchaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 geboren. Er war der jüngſte Sohn von Joh. Franz von Mirandola und Julia, aus dem edlen Geſchlechte Bojardo. Eine Feuerkugel, ſo erzählen abergläubiſche Geſchichtſchreiber jener Zeit, ward über dem Bette ſeiner Mutter geſehen, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Früh genoß er den Unterricht geſchickter Lehrer, und gab die außerordentlichſten Proben von Faſſungskraft und Gedächtniß. Dem geiſtlichen Stande beſtimmt, begab er ſich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das kanoniſche Recht zu ſtudiren. Nachdem er

zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortſetzung dieſer Studien; dagegen zog ihn ſeine Neigung zur Philoſophie und zu den Geheimniſſen der Natur und Wiſſenſchaft. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiſte er Italien und Frankreich, beſuchte die berühmteſten Schulen, und hörte die ausgezeichnetſten Lehrer. Nach ſieben Jahren des anhaltendſten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verſchiedne Theſen aus allen Wiſſenſchaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, ſich mit ihm zu meſſen, und erbot ſich ſogar, den Fremden die Reiſekoſten zu erſetzen. Aber niemand wagte zu erſcheinen. Dagegen ſuchte man ſeine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola ſchlug dieſe Angriffe durch ſeine Apologia zurück; ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrſamkeit. Um ſeinen Feinden, die mit Beſchuldigungen und Anklagen nicht abließen, ſo viel als möglich jeden Anlaß zu rauben, entſchloß er ſich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüſſe nicht unempfindlich war, die ſtrengſte Lebensweiſe zu befolgen und ſich ausſchließlich mit den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen. In Folge dieſes Beſchluſſes warf er fünf Bücher italieniſcher Liebesgedichte in's Feuer, deren Verluſt allerdings zu bedauern iſt. Es hat ſich in dieſer Gattung nichts von ihm erhalten, als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darſtellt. Mirandola widmete ſich nun dem Studium der bibliſchen Literatur; die erſte Frucht deſſelben war der Heptaplus, eine myſtiſche oder kabbaliſtiſche Auslegung der Schöpfungsgeſchichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Kapiteln de Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Ariſtoteles zu vereinigen ſuchte. Er lebte jetzt abwechſelnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrteſten und ausgezeichnetſten Männern ſeiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Polizian, und war mit großen literariſchen Arbeiten beſchäftigt, zu denen ſein Werk gegen die Aſtrologie als eine Vorarbeit anzuſehen iſt, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in ſeinem 31. Lebensjahre ſtarb. Er wird von ſeinen Zeitgenoſſen als ein Wunder von Gelehrſamkeit und Genie geprieſen. Paulus Jovius ſagt von ihm, daß die unſterblichen Götter alle ſeltenſten Gaben des Körpers und Geiſtes in ihm vereinigten. Wir werden bei dem Anblick ſeiner Schriften nicht eben ſo urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zuſtand der Wiſſenſchaften erinnern.

Mirkhond oder **Mirchond**, ſ. Perſiſche Literatur.

Miſchna, Miſchnah, ſ. Talmud.

Miſerere, Erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengeſang, eigentlich der 57. Pſalm, welcher in der Vulgata anfängt: Miserere mei domine, genannt. Beſonders berühmt iſt davon die Compoſition des Allegri (ſ. d. Art.) Miſerere nennt man auch das Bild des gekreuzigten ſterbenden Heilands. Dann heißt auch ſo eine ſchreckliche Krankheit, welche durch Verſtopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Miſericordia nennt man in den Klöſtern das, was wider die Ordensregeln den Mönchen gegeben wurde. Auch der Ort wo ſie dieſe Bewilligungen genoſſen. — **Miſericordiä**, die Stühle worauf alte und ſchwache Geiſtliche beim Gottesdienſt ſaßen indeß die rüſtigern ſtehend fungirten. — **Miſericordias domini** iſt

der zweite Sonntag nach Oſtern an dem der Gottesdienſt mit den Worten: misericordias domini cantabo in aeternum anfing.

Miſſa, Miſſe, ſ. Meſſe.

Miſſalen, Miſſalbuchſtaben, nennt man die größten Buchſtaben, weil ehemals die Miſſalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Geſänge und Feierlichkeiten der katholiſchen Meſſe enthalten, damit geſchrieben und gedruckt wurden. Miſſalia heißt das für eine Seelenmeſſe an den Prieſter bei einem Begräbniſſe bezahlte Geld.

Miſſionen, Sendungen, wurden vorzugsweiſe die zur Verpflanzung des Chriſtenthums unter nichtchriſtlichen Völkern unternommenen Sendungen chriſtlicher Lehrer genannt. Schon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums gingen oft Chriſten, entweder aus eigenem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgeſehen von wenigen einzelnen Fällen, iſt das Chriſtenthum ſtets nicht durch die Waffen, ſondern durch die ſanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutſche Kirche war durch ſolche Glaubensboten, welche man ſpäter Miſſionäre nannte, namentlich durch Bonifacius im 8. Jahrh. gegründet. In den letzten Jahrhunterten geſchah von Seiten der katholiſchen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten chriſtlichen Parteien zu ihrer Gemeinſchaft zurückzuführen, Miſſionen nannte) mehr als von der proteſtantiſchen für das Miſſionswerk, weil ſich hier mit dem religiöſen Vortheil der hierarchiſche verband; weil, ehe England auf dem Meere herrſchte, das katholiſche Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das proteſtantiſche; weil die katholiſche Kirche Mönche hatte, welche der Papſt ausſenden konnte, wohin er wollte; und weil ſie endlich weit größere Reichthümer als die proteſtantiſche Kirche beſaß (ſ. Propaganda); nicht zu gedenken, daß eifrige Katholiken ſchon in dem Gedanken, daß ihr Glaube der alleinſeligmachende ſei, einen weit ſtärkern Antrieb zu dem ſchwierigen Bekehrungsgeſchäft hatten, als die Proteſtanten. Die merkwürdigſten Miſſionen der katholiſchen Kirche ſind die nach China, Oſtindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Chriſtenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden iſt. In China aber und auf der Küſte von Koromandel dauern die zur Ausbreitung des Chriſtenthums gegründeten Niederlaſſungen fort. Durch die Ereigniſſe, welche der franzöſiſchen Revolution folgten, wurden die Fonds der Miſſionsanſtalten geſchwächt und dieſe Stiftungen in ihrer Wirkſammkeit gehemmt, und da ſich überdies die Aufmerkſamkeit der katholiſchen Kirche von den entferntern Gegenſtänden ganz auf das, was in Europa vorging, lenken mußte: ſo konnte ſie nur wenig für die Ausbreitung des Chriſtenthums unter heidniſchen Völkern unternehmen. Unter den proteſtantiſchen Völkern haben ſich theils die Dänen, theils die Britten um das Miſſionswerk verdient gemacht. Die von den Dänen ſeit 1704 zu Trankebar gegründete Miſſion dauert bis auf den heutigen Tag fort, und noch in den letzten Jahren ſind die Berichte der dortigen Miſſionäre auch in Deutſchland bekannt geworden. Zu den ſeit frühern Zeiten in England vorhandenen Miſſionsanſtalten geſellte ſich 1794 eine große Miſſionsgeſellſchaft, unter deren Unternehmungen beſonders die Sendungen chriſtlicher Prediger nach Südafrika und Auſtralien bemerkenswerth ſind. Auch die Brüdergemeinde unterhält in allen Weltgegenden Miſſionäre. Wer nur einige Kenntniß von dem verderblichen Aberglauben

und der ſittlichen Verwilderung der meiſten heidniſchen Völker hat, muß dieſer Unternehmungen ſich freuen und ihnen auch für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünſchen. Ein vollſtändige Kenntniß der Miſſionen, welche auch für Länder- und Völkerkunde ſo wichtig geworden ſind, und ihrer Geſchichte erlangt man durch folgende Werke: Nachrichten von der Ausbreitung des Reichs Jeſu Chriſti überhaupt und durch Miſſionarien unter den Heiden insbeſondre. Elberfeld, 1815. Mit dieſen ſind die halleſchen Miſſionsnachrichten. (Neuere Geſchichte der evangeliſchen Miſſionsanſtalten zur Bekehrung der Heiden in Oſtindien, aus den eigenhändigen Aufſätzen und Briefen der Miſſionarien, wovon in Halle 1815 das 65. Stück von Dr. Knapp herausgegeben worden iſt) und das Magazin für die Geſchichte der neueſten proteſtantiſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften von Blumhardt. Baſel, 1816—18. zu vergleichen, welche von den däniſchen und engliſchen ältern Miſſionen Nachricht enthalten. Kürzlich iſt auch in Baſel eine Miſſionsanſtalt entſtanden. Mehr hierüber in der neuen Folge dieſes Werkes, Band XI. und XII.

Miſſiſippi, der längſte Strom in Nordamerika. Er entſpringt aus verſchiednen Seen, wird erſt ungefähr in der Mitte ſeines Laufes beträchtlich, iſt dann einen einzigen Waſſerfall, St. Antonius, ausgenommen, völlig ſchiffbar, nimt, nebſt vielen andern Flüſſen, auch die großen Flüſſe Miſſouri, Ohio und den rothen Fluß, auf, und ergießt ſich, nach einem Laufe von 820 Meilen, in den mexikaniſchen Meerbuſen. Seine Ufer ſind faſt überall fruchtbar und durch den Handel und die Dampfſchiffahrt belebt. Für die vereinigten Staaten iſt dieſer Fluß von großer Wichtigkeit, daher auch verſchiedene Forts an demſelben angelegt ſind. Die angebauten Ländereien, welche zwiſchen den Mündungen der vorerwähnten drei Flüſſe in dieſen Strom liegen, bilden den 1817 in die Union aufgenommnen Staat Miſſiſippi, der auf 4186 Q.M. über 104,000 Einwohner zählt. Die Hauptſtadt iſt Natchez. Am Miſiſippi liegt die ſeit 1803 an die vereinigten Staaten abgetretne Landſchaft **Louiſiana** (ſ. d. Art.), welche im Anfange des 18. Jahrh. durch den berüchtigten Actienhandel in Frankreich unter Law viel Aufſehen verurſachte. Neuorleans liegt 35 Stunden von ſeiner Mündung.

Miſtel, ſ. **Druiden**.

Mitau, die Hauptſtadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt ruſſiſchen Gouvernements Kurland oder Mitau, mit 12,400 Einwohnern, unter denen 5100 Deutſche, die übrigen ſind Letten, Ruſſen und Juden. Es wird hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben, welchen die aus Deutſchland nach Petersburg führende Hauptſtraße begünſtigt. Das hieſige 1775 geſtiftete akademiſche Gymnaſium hat eine Bibliothek und eine Sternwarte. Außerhalb der Stadt liegt das ſchöne Reſidenzſchloß der ehemaligen Herzoge von Kurland.

Mitbelehnſchaft, ſ. **Geſammte Hand**.

Mithra, der Genius der Sonne bei den Perſern, welcher als Hauptgottheit ſpäterhin auch in Rom und Griechenland verehrt, und als männliche Figur, mit Löwenkopf und Adlerflügeln, auf einer Kugel ſtehend, um ſeinen Körper eine Schlange gewunden, vorgeſtellt wurde.

Mithridates, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große oder der VI. der berühmteſte war. Er war bei ſeines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrſchſucht, Grauſamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenſchaften, welche ſich früh in ihm entwickelten.

Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er ſeine Mutter, welche ſein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in's Gefängniß warf, wo ſie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift ſtarb. Nicht zufrieden, ſeinen Körper gegen alle Beſchwerden abzuhärten, ſoll er ihn durch Gewöhnung ſogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithridat). Als er mündig geworden, unternahm er eine Reiſe durch Aſien, theils um die Gebräuche, Geſetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er zwei und zwanzig Sprachen geſprochen habe), theils um die Länder ſeiner Nachbarn, die er ſich zu unterwerfen ſtrebte, auszukundſchaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und beſtrafte ſeine ihm indeſſen untreu gewordene Gemahlin, die ihn zu vergiften geſucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Rüſtungen zu ſeinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit ſeinem Freunde und Bundesgenoſſen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ ſich dadurch ſo wenig ſchrecken, daß er ſich auch des unter römiſchen Schutze ſtehenden Galatiens bemächtigte. Dann richtete er ſein Augenmerk auf Kappadozien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieſes Land beſaß, und deſſen genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderiſch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nikomedes, König von Bithynien, in Kappadozien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs, und vermählte ſich mit Laodice, der hinterlaßnen Wittwe, einer Schweſter des Mithridates. Dieſer nahm hiervon Gelegenheit in Kappadozien einzufallen, eroberte es und ſetzte, gegen ſeinen anfänglichen Plan, ſeinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Großmuth, und nöthigte den jungen Fürſten durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmaſſen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, ſondern bot den Frieden an, lud den jungen Fürſten zu einer Unterredung ein, und tödtete ihn mit einem Dolche, im Angeſicht beider Heere. Die Kappadozier, die ihren Herrn fallen ſahen, befiel ein paniſcher Schrecken, und Mithridates bemächtigte ſich des Landes faſt ohne Gegenwehr. Aber Nikomedes, der mit größter Beſorgniß den Mithridates immer mächtiger werden ſah, verabredete mit ſeiner Gemahlin einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben, und dieſen die Römer um Hülfe anflehen zu laſſen. Laodice reiſte ſelbſt nach Rom, um die Ausſage zu beſtätigen. Mithridates, von allem unterrichtet, bediente ſich deſſelben Betrugs, indem er den Römern zu beweiſen ſuchte, daß der junge Fürſt, dem er Kappadozien übergab (welches ſein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariathes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes ſei. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, nahmen dem Mithridates Kappadozien, und dem Nikomedes Paphlagonien und die Kappadozier wählten Ariobarzanes zum Könige. Kaum aber hatte Sylla, deſſen Waffen ihn auf den Thron gehoben, Aſien verlaſſen, als Mithridates den König von Armenien, Tigranes, aufwiegelte, und mit deſſen Hülfe ſeinen Sohn in Kappadozien wieder einſetzte. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das Land ſeinem Bruder Sokrates Chriſtos. Bald ſetzten jedoch die Römer alles wieder in den

vorigen Stand, ohne daß Mithridates ſich widerſetzt hätte. Er rüſtete ſich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom ſelbſt, und brach, da die Römer ſeine Foderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Kappadozien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht beſtand aus 250,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den bithyniſchen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Caſſius Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den Krieg mit Glück. Er ſchlug nicht nur den Nikomedes, ſondern auch den Aquilius, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römiſchen Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er ſeine Vortheile. Phrygien, Karien, Myſien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in ſeine Gewalt und begrüßten ihn als den Schutzgott Aſiens. Die römiſchen Feldherren Oppius und Aquilius wurden ihm ſogar von dem Einwohnern von Laodicea und Lesbos als Gefangne ausgeliefert und er ließ letzterm zu Pergamus geſchmolznes Gold in den Hals gießen, die Habſucht der Römer damit verſpottend. Die aſiatiſchen Freiſtaaten Magneſia, Mitylene, Epheſus u. ſ. w. öffneten dem Sieger die Thore, der ſo große Schätze zuſammenbrachte, daß er ſeine Heere fünf Jahre lang damit unterhalten konnte. Die römiſchen Bürger, welche in Kleinaſien wohnten, ließ Mithridates ſammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionyſius gibt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, Appian auf 80,000 an. Sein Glück weiter verfolgend, eroberte Mithridates die Inſeln des ägäiſchen Meers; Rhodus widerſtand jedoch ſo kräftig, daß er von ſeinem Vorhaben abließ, und nach Pergamus zurückkehrte. Von hier ſchickte er ſeinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 Mann nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verſchiedne andre Plätze wurden erobert, während ein andrer ſeiner Feldherren, Metrophanes, Euböa verwüſtete. Auf die Nachricht, daß derſelbe einen bedeutenden Verluſt erlitten, ließ Mithridates ſeinen Sohn Ariarathes mit einem mächtigen Heere in Macedonien einfallen, welches nebſt Thrazien in Kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren ſeine Waffen ſiegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien ſelbſt bedroht werde, die Römer zu kräftigen Maßregeln aufſchreckte. Sylla begab ſich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Heer in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf, und befreite durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinaſien und belagerte in der Feſtung Pitane den Mithridates ſelbſt, der ſich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontiſche Flotte ward zweimal vom Lucullus geſchlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Archelaus auf, Frieden zu ſchließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde auf ſein väterliches Reich Pontus beſchränkt, und mußte den Römern 80 bemannte Kriegsſchiffe nebſt einer großen Summe Geldes überliefern. Kaum aber hatte Sylla Aſien verlaſſen, als Mithridates die Kolchier angriff und ſich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römiſche Feldherr Muräna, der verwüſtend in Pontus eingefallen war, wurde geſchlagen, und ſchon hatten ſich viele Städte Aſiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla geſandt, Aulus Gabinius in Aſien erſchien. Kappadozien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er die Bosporer; und kaum hatte er Sylla's Tod erfahren, als er

die Wiedereroberung der abgetretnen Provinzen beſchloß. Auf ſeinen Antrieb fiel ſein Schwiegerſohn Tigranes, König von Armenien, in Kappadozien ein, während er ſelbſt, nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung, Bithynien und die Provinz Aſien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die beiden Conſuln Lucullus und Cotta zogen gegen Mithridates aus, dieſer als Befehlshaber der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Cotta war nicht glücklich; Lucullus hingegen vermied vorſichtig eine Hauptſchlacht gegen den überlegnen Feind, erfocht aber mehrere ſo bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus ſtand. Zwar, während er Amiſus belagerte, ſammelte Mithridates ein Heer, und erfocht damit einen anſehnlichen Sieg doch wußte Lucullus das Verlorne wieder zu gewinnen, und bald ſah Mithridates ſich genöthigt, als ſein eignes Heer ſich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freundſchaftlich aufnahm, aber keine Gemeinſchaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwiſchen ganz Pontus in eine römiſche Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erklärung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige, es doch für niederträchtig halte, einen ſo nahen Verwandten ſeinen Feinden zu übergeben. Da er aber voraus ſah, daß man ſich mit dieſer Antwort nicht beruhigen werde, verabredete er mit Mithridates, daß dieſer mit 10,000 M. nach Pontus gehen, dort ein Heer verſammeln und mit demſelben zurückkehren ſolle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet ſchnell, und Lucullus ſchlug den Tigranes vor ſeiner Vereinigung mit dem Mithridates. Tigranes ſammelte jedoch ein neues Heer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar ſeine Fortſchritte durch einen Sieg, allein während des Winters verſtärkte Mithridates ſeine Macht, und bald ſchlug er die Unterfeldherren des Lucullus auf's Haupt, worauf er ſich nach Kleinarmenien wandte, um ſich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdeſſen hatte an Lucullus Stelle, der Conſul Manius Acilius Glabrio den Oberbefehl des römiſchen Heers erhalten, und die mit dieſem Wechſel verbundne Verwirrung war von den verbündeten Königen benutzt worden, ſich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Kappadozien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Spitze der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptſchlacht geſucht hatte, ſchloß er Mithridates in ſeinem Lager, nicht weit vom Euphrat ein. Dieſer ſchlug ſich zwar durch, ward aber von den verfolgenden Römern in einem engen Thale angegriffen und erlitt die entſchiedenſte Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er ſelbſt. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Kolchis; aber Pompejus folgte ihm und zwang ihn, ſich auf dem Gebiete eines ſcythiſchen Fürſten zu verbergen. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erſchien, Truppen ſammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorſchläge machte. Da ſie ſich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg auf's neue. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortſchritte. Bald aber empörten ſich die Einwohner; ſeine Nachbarn verſagten ihm ihren Beiſtand. Dennoch ſchlug ſein unbeugſamer Sinn die von Pompejus angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abentheuerlichen Entſchluß, an der Spitze ſeines Heers zu den Galliern, an die er Geſandte abgeſchickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien ein-

zubrechen. Als er ſich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze ſein eigner Sohn Pharnazes ſtand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, ſtürzte ſich Mithridates, weil genommnes Gift wirkungslos blieb, in ſein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieſer berühmte König im J. 64 v. Chr. Geb., nachdem er 59 Jahre über Pontus regiert, und die Römer unter ihren größten Feldherren oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mitlauter, ſ. Conſonanten.

Mitra, ſ. Biſchofsmütze.

Mittag iſt diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Geſtirne, von unſrer nördl. Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer ſcheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben. — Mittag oder Mittagszeit, iſt der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts trit. Die Aſtronomen fangen den Tag von Mittag an und zählen nach einander 24 Stunden bis zum nächſten Mittag fort. In Deutſchland und den mehrſten europäiſchen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung, in dem Augenblicke der Mitternacht, der Tag angefangen. Sowol die aſtronomiſche, als bürgerliche Zeitrechnung richtet ſich nach dem wahren Mittag, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren iſt der mittlere Mittag verſchieden; jener erfolgt bald früher, bald ſpäter als dieſer, und iſt nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung gibt den Unterſchied an. — Mittagsfläche heißt die Ebene, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebne ſowol des Horizonts als Aequators ſenkrecht ſteht. Der Schatten eines ſenkrecht ſtehenden Stabes befindet ſich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche. — Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wenn er bei ſeiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen iſt. — Mittagskreis oder Meridian, iſt ein angenommner größter Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelkreis geht, oder der Durchſchnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieſer Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die öſtliche und weſtliche. Es iſt für einen Ort Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denſelben trit. Außerdem gibt es auch Mittagskreiſe der Erdkugel. Dies ſind gleichfalls größte Kreiſe, welche durch die beiden Erdpole und die Scheitelkreiſe gehen. Sie ſind desjenigen Ortes der Erde, den ſie treffen, wenn ſie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagskreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Ortes redet, ſo verſteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreiſes, oder den Halbkreis, der durch beide Pole geht, und die andre Hälfte iſt in dieſem Sinne der entgegengeſetzte Meridian des Orts. Die Oerter, welche in einerlei Meridian oder Mittagskreiſe liegen, haben auch gleichen Mittagskreis am Himmel, alſo einerlei Zeit. Die Oerter des entgegengeſetzten Mittags ſind in Rückſicht der Zeit um 12 Stunden verſchieden. Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und dieſe dienen zur Beſtimmung der geographiſchen Breite (ſ. d. Art.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommne Kugel, ſondern in den Polen abgeplattet iſt: ſo folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer ſein müſſen, als gegen und unter dem Aequator. Alle

Oerter, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge. Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erſte Meridian. Er iſt willkürlich (ſ. d. Art. Länge.) — **Mittagslinie**, heißt die Durchſchnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu aſtronomiſchen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben ſehr häufig gebraucht. Ohne ſie kann man die Zeit nicht richtig beſtimmen, keine Sonnenuhr richtig bezeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht ſtellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmeſſen u. ſ. w. Man hat zu aſtronomiſchem und geographiſchem Gebrauche die Mittagslinie gewiſſer Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Eine ſolche Verlängerung der Mittagslinie der pariſer Sternwarte unternahm zuerſt Picard; J. D. Caſſini ſetzte ſich bis Callioure, und J. Caſini, Maraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreiſes der Erde. Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranſtaltung verſehen, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Auguſts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, ſpäter zu Florenz, Bologna, Paris. — **Mittagspunkt** oder **Südpunkt**, iſt der Durchſchnittspunkt des Mittagskreiſes mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm wird die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er iſt einer von den vier Kardinalpunkten. In der Schifferſprache heißt er Südpunkt.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrſchender ſinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menſchen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer ſittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Ueberlegung, mit Recht das Mannesalter der Menſchheit genannt worden iſt, ſo darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menſchen gleich gelten; nicht nur wegen ſeiner Stellung zwiſchen der alten und neuen Zeit (man gibt dieſen Namen den Jahrhunderten vom Untergange des weſtrömiſchen Reichs, oder enger von Carl d. Gr. an bis zur Reformation), ſondern ganz eigentlich zufolge ſeines Weſens; denn was dem Jüngling eigen iſt, ſtolzes Gefühl der perſönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zur Begeiſterung geſteigerte Empfänglichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das ſogenannte Mittelalter aus. Nachdem die Selbſtſucht des Alterthums in der römiſchen Univerſaldespotie und die Sinnlichkeit deſſelben in der Ueppigkeit der Welthauptſtadt ihre äußerſte, ſich ſelbſt vernichtende, Höhe erreicht hatten, da ſchleppte das Menſchengeſchlecht durch mehrere Jahrhunderte hindurch ein charakterloſes Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland ſich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einſeitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft, friſchen Leidenſchaftlichkeit, die jene allein charakteriſirten, beſaßen dieſe noch jenen Feuereifer für das Hohe und Heilige, der die Geſchichte des Mittelalters ſo anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menſchheit geben die Erklärung der vielen hervorſtechenden, ſo ganz ausſchließend eigenthümlichen Erſcheinungen jener Zeit; ſie geben dieſe Erklärung beſſer, als die, gewöhnlich zu hoch angeſchlagne Verſchmelzung des barbariſchen Charakters mit dem der Römer; denn dieſe hatten keinen, und die neuen Be-

dürfniſſe, welche die Deutſchen durch ſie kennen gelernt, haben nur die Aeußerungen ihres Weſens, nicht dieſes ſelbſt, beſtimmt. Dies gilt ſelbſt von der einflußreichſten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Chriſtenthum. Trotz auf eigne Kraft, eiferſüchtige Ueberſchätzung perſönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnsweſens und des Fauſtrechts, wie des ſtädtiſchen Lebens und der Gilden und Zünfte; die Begeiſterung jener Zeit die Quelle der lieblichen und hohen Poeſie, die damals geblüht, ſo wie ſie auf der andern Seite das Mönchsweſen und die Ausbildung des Prieſterregiments möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erſcheinung der Ritterſchaft. Wie der Deutſche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, ſich überall durch eigne Kraft ſelbſt zu helfen, wie er deswegen gegen richterlichen Zwang die hartnäckigſte Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern ſpät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfaſſung ſich ausbilden können; wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile ſeiner Uebermacht nach Gutdünken ſich bedient, und was ſeine Fauſt vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Art. Landfrieden ſo vollſtändig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Art. Lehnsweſen aber dargeſtellt, wie in jenen Zeiten jeder, der ſeine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewiſſe Macht zu behaupten dachte, eine Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehnsverhältniſſe bald über die Völker ſich ausbreiteten, und an die Stelle der Staatsgewalt traten, welche in jener Zeit nur dem Namen nach beſtand, und das Mittelalter gewiſſermaßen verſchlief, um in der neuern Zeit deſto fruchtbarer aufzuwachen; wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaßungen und Rechte der Vaſallen nach und nach die heutigen Formen unſrer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Perſon oder Idee, die wir dort als dem Lehnsweiſen förderlich vorſtellten, ſteht keineswegs im Widerſpruch mit der Hauptveranlaſſung deſſelben, der Sucht nach Ungebundenheit. Dieſe machte das Lehnsweſen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäiſchen Staaten mit einer unabſehbaren Menge reicher, und durch Heere von Vaſallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnsherren gedeckter Länderbeſitzer, die, zugleich ſtets gerüſtete Krieger, in ihrem Stolze kein Geſetz kannten, als das ſelbſtgeſchaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfne, zum Dulden geſchaffne Menſchenklaſſe verachteten. Sollte dieſe Klaſſe unter ſolchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, ſo mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herſtellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerbfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbeſitz ſich gegenüberſtellen. Dieſe Nothwendigkeit brachte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und vogteilichen Regierung derſelben Grafen, Biſchöfe und Aebte, denen ſie ſpäter ſo furchtbar wurden, entſtanden und erhoben ſich beſonders im 11. Jahrh. durch Betriebſamkeit und Kunſtfleiß zu einem Wohlſtand, der ſie in den Stand ſetzte, die Freiheit zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht ſtehen, ſondern begannen bald, kleine Staaten im Großen zu bilden, ja die meiſten durften es wagen, Niemand als Kaiſer und Reich über ſich anzuerkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunſt undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebſt der Tap=

ferkeit der Bürger, der Städte Freiheit, und ſchieben ſie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfaſſung ſicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe dieſe Anſtalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbſt viele vom Adel lockte der Wohlſtand der Städte und die Bequemlichkeit, die ſie darboten, ſich darin niederzulaſſen, ja ſie geizten darnach, in dieſem Gemeinweſen obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und bald riſſen ſie, des Befehlens gewohnt, dieſe in vielen Städten allein an ſich. So rief der Geiſt der Vereinzelung und des ſtolzen Selbſtvertrauens ſeinen Gegenſatz hervor, das Syſtem der Verbindungen und Gemeinweſen, die monarchiſche Richtung der neuern Zeit veranlaßte ſelbſt das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loſer in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Uebermuth der Großen, zu deſto größerem Flor, zu deſto anſehnlicherer Macht ſehen wir deſſen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutſchland und Italien dieſe Republiken ſelbſt dem Kaiſer furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand ſchon im 12. Jahrh. völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, ſchon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben ſie ſich dadurch, daß Ludwig der Dicke und ſeine Nachfolger, beſonders 200 J. nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, ſie gegen die Großen in Schutz zu nehmen, und ſich durch ſie gegen dieſe zu ſtärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieſer Länder zu der Macht der deutſchen und italieniſchen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardiſche Bund, in Deutſchland der hanſeatiſche, rheiniſche und ſchwäbiſche (ſ. d. Art. Italien, Hanſe und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze ſolcher Macht und hinter der Friedigung ſtädtiſcher Mauern hatten alle Künſte und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geiſtes ein fröhliches Gedeihen, ſo daß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das ſtädtiſche Weſen den Grund gelegt hat. Die wichtigſten Erfindungen, die wir jetzt ſo hochſchätzen, rühren am meiſten von Bürgern jener kleinen Freiſtaaten her, oder ſind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeiſt derſelben veranlaßt. Mit Verfaſſungen, denen des Alterthums ähnlich, ſchien auch deſſen Geiſt wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laſter Athens und Sparta's und Roms findet man beſonders in den Freiſtaaten Italiens wieder, wo auch das Klima dem der anderthalbtauſend Jahre früher untergegangnen gleich war; dieſelbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Ränke, eben die, nur anders geſtaltete, Liebe zu Künſten und Wiſſenſchaften. Aber auch die Gemeinheiten blieben ſelbſt im Innern von dem Einfluſſe des trotzigen Zeitgeiſtes, dem ſie entgegenſtrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freiſtaaten ſo gefährlich, wurde durch dieſen Geiſt doppelt furchtbar und nöthigte die ſchwächern Bürger, in derſeben Noth, die ihrer Vaterſtadt die Entſtehung gegeben, zu demſelben Auskunftsmittel: ſie verbanden ſich zuſammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Geſellſchaften, die gewöhnlich von Leuten eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regelloſen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte

man Gilden oder Zünfte (arti), und ſie wurden durch Zunftmeiſter vertreten. Die ſtrengſte Verfaſſung ſchien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewiſſer Lehrjahre und Fortrücken durch gewiſſe Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkauften ſpäter für Geld auch Andre die Aufnahme in eine Zunft, deren Hantierung ſie weder kannten noch ausübten. Denn die Zünfte wurden im 14. Jahrh. ſo ſtark und mächtig, daß ſie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige faſt allein in Händen gehabt, faſt überall ausſchließlich an ſich riſſen, und den Adel lehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbfleiß keinesweges beitrug, auch nicht zieme, ſie zu beherrſchen. Der Adel, ſo weit er nach dieſen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte ſich ebenfalls durch Zuſammentreten in nähere Verbindung (Geſchlechtergeſellſchaften), und der Landadel bildete große Bündniſſe gegen die Macht der Städte (ſ. d. Art. Landfrieden). Ueberhaupt wurde das Gildenweſen, das den Beſſern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit ſchien, ſo allgemein, daß man faſt nirgends Menſchen von gleicher Beſtimmung und Lebensart antraf, die nicht auch ſich enger verbunden und gewiſſe Geſetze und Ordnungen unter ſich beliebt hätten. Selbſt die Wiſſenſchaften mußten in der Univerſitätsverfaſſung, in dem Durchlaufen akademiſcher Grade, dieſem Geiſte huldigen, und ſelbſt die freien Künſte legten ſich im ſpätern Mittelalter den Zunftzwang an (ſ. Meiſterſänger), wodurch denn freilich Wiſſenſchaften wie Künſte hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen ſchien, weit zurückblieben; denn nichts iſt ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttiſche Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit ſich führt. Eben ſo hatte auch die merkwürdigſte Anſtalt jenes Zeitalters, die charakteriſtiſche Blüthe ſeines ganzen Weſens, die Ritterſchaft, alle Eigenheiten zünftiger Verfaſſung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht Ritter war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen, und nur Jahre langer Kriegsdienſt als Knecht oder Knappe gab auch dem Höchſtgebornen auf den Ritterſchlag Anſpruch. Aber Knecht, Ritter und Bannherr waren erfüllt von demſelben Geiſte der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie ſehr die Ehre dem kraftſtolzen Germanen das Höchſte war, ſo waren jene feurigen Menſchen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichſam religiöſer Liebe und Ehrfurcht für die Frauen, Jene ergreift, beſonders in der Geſtalt, die ſie damals, dem Zeitalter ſich anſchmiegend, gewann, mächtig jedes ſchwärmeriſche Gemüth, und die Frauen hochzuachten war uralte germaniſche Sitte. Wie konnte alſo jene Kriegerkaſte der Edeln anders, als Arm und Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegeriſchen Uebungen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrennlich, mit gleichbedeutendem Namen Chevalerie genannt hat (ſ. Ritterweſen)? Die Begeiſterung des Mittelalters für die Religion zeigte in ihren Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unſre Kühle kaum begreifen kann. Hier ſehen wir Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigſten Lebensblüthe, in finſtere Mauern ſich einſchließen, oder in wilde Einöden ſich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kaſteiungen zuzubringen; wir ſehen jährlich Tauſende barfuß und faſtend viele hundert Meilen weit über Land und

Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir ſehen von Menſchenalter zu Menſchenalter Hunderttauſende mit Kreuz und Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den ſie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend geeignet war dieſe ſchwärmeriſche Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern und menſchlich und liebenswürdig zu machen; aber eigennützige Menſchen wußten ſie auch zu ſelbſtſüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewiſſenszwang und die Ketzer- und Judenmordungen, der üppige Glanz des päpſtl. Hofes und die ganze weltumklammernde Maſchine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieſes Mißbrauches. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnsweſen, das Heer der Vaſallen, allein Feſtigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papſt aus Erzbiſchöfen, Biſchöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch ſeine Macht über die Gewiſſen und durch die geiſtlichen Waffen, die ihm und ſeinem Haupte zu Gebote ſtanden. Nach aller Glauben im Beſitz der Gewalt, für dieſe und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu löſen, beherrſchte der Papſt unumſchränkt die Gemüther der Chriſten. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Chriſti, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, faſt alle gehorſam und unterthänig, oder in kurzer Friſt unglückliche Opfer des nichtigen Kampfs gegen die Ueberlegenheit. In einer Zeit, wo man in den wenigſten Ländern daran dachte, die Fürſten durch Staatsgrundgeſetze zu binden, wo ſie, nach dem Geiſte der Zeit, alles wagten, was ſie vermochten, war es unſchätzbarer Gewinn, daß der Papſt Jahrhunderte lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaßungen ſtand; aber die Ueppigkeit, Grauſamkeit, Herrſchgier und Verfinſterungsſucht der Geiſtlichkeit, vom Papſte hinab bis zum unterſten Bettelmönch, blieb ein Fluch und Schandfleck des ſonſt an herrlichen Erſcheinungen ſo reichen Mittelalters. Vergeblich ſtrebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten Kirche Begeiſterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenſer, Wikleff und Huß und ſeine Anhänger, die Hierarchie zu ſtürzen; ſie fanden bei Zeitgenoſſen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geiſtesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edlen Streben den ſchmähligen Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzuſetzen; Bettelorden und Inquiſition mußten das aufdämmernde Licht des 13. Jahrh. verhindern, in ihr Reich der Finſterniß zu dringen; Bannſtrahlen und Interdicte erhielten die Chriſtenheit in Furcht und Zittern; bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wiſſenſchaften, eine verſtändigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiöſen Schwärmerei ſchon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende ſich neige, der einzige Luther die Mündigſprechung Europa's feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeiſterung und Andacht mußte eine poetiſche Zeit ſein; jene Menſchen, die alles, was ſie begannen, mit ſo ganzer Kraft, mit ſo kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunſt fähiger ſein, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwiſchen Krieg und Liebe, feſtlicher Pracht und religiöſen Uebungen getheiltes Leben unmittelbar und willkürlich poetiſch geſtimmt und auf poetiſche Lebensanſichten geleitet. Daher ſehen wir, vom 12. Jahrh. an, zuerſt

unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in ſo großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetiſchen Zeit ſei jeder ſinnige und ſittige Menſch ein Dichter. Im ſüdlichen Frankreich, wo das Ritterweſen ſich zuerſt ausbildete, zeigten ſich auch die erſten Funken der neuern Poeſie; die provençaliſchen Troubadours, die zumeiſt an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouſe ſangen, ſind ihre Väter. Bald ſangen ihnen die franz. Trouvères (ménétriers) und die deutſchen Minneſinger in ihren Mutterſprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençaliſchen, und die Engländer, aus gleichem Grunde in der franzöſiſchen Sprache. Aber bald bildeten auch die Minſtrels eine Nationalpoeſie, und die Italiener gewannen etwas ſpäter, ſeit der große Dante die toskaniſche Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derſelben und Feſtſtellung der Formen für die neuere Poeſie, einen hohen poetiſchen Ruhm. In Spanien war die kataloniſche Poeſie eins mit der provençaliſchen, die kaſtiliſche aber und die portugieſiſche mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutſchlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen ſelbſt die Fürſten die Muße von Waffenthaten einer Dichtkunſt, die hier von der zarteſten Galanterie, dort von der glühendſten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Weſen hatte. Daher dichteten und ſangen jene Lyriker (denn wie die alten vereinigten auch ſie dieſe Kunſtthätigkeiten, die nur Unvermögen zum Nachtheil der Kunſt getrennt hat) in ihren ſüßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieſer lyriſchen Poeſie bildete ſich auch die epiſche, die bei jeder poetiſchen Nation das dichteriſche Streben beginnt und ihm Feſtigkeit und Mittelpunkt gibt, wunderbar ſchön und groß in Kraft und Umfang aus. In vielem erinnern ihre Werke an die Epopöen der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon ſie durchdrungen ſind, berechtigt uns, dieſe Epik unter dem Namen der Romantik (ſ. d. A. Romantiſch), von der alten zu unterſcheiden und ihr gewiſſermaßen entgegenzuſetzen. Drei Fabelkreiſe ſind es, in welchen die epiſch romantiſchen Dichtungen des Mittelalters ſich hauptſächlich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer ſehr großen Menge noch vorhandener und einer nicht geringern verlorner Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd; denn dieſem galt für Alles ſein großer Dante, der hoch über und weit außer allem dieſen ſteht, ſo ſehr auch ſeine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entſpricht. Der erſte, und echt deutſche, unter jenen Fabelkreiſen iſt der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andern Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Dieſem zunächſt ſtehen die gleich alten Fabeln vom brittiſchen König Artus, ſeiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brittiſchen oder kymriſchen Sagen in Frankreich beſungen und von deutſchen Dichtern nachgeſungen wurden, und wohin Titurel, Parzival, Triſtan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu dieſen beiden kam noch der dritte, urſprünglich franzöſiſche Fabelkreis von Carl dem Großen und ſeinen Pärs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieſer drei Kreiſe gehörig iſt der Roman von Amadis von Gallien (vergl. Ritterweſen). Außer dieſen Stoffen verarbeitete die poetiſche Luſt

des Mittelalters auch hiſtoriſche Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, beſonders Alexanders d. Gr. Thaten und die Kreuzzüge, auch bibliſche Geſchichten, und ſogar die Stoffe der ältern Epopöen Homer's und Virgil's zu neuen großen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth (ſ. Minneſinger). Aber, mochte es an politiſchen Urſachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterſchaft, der Pflegerin dieſer Poeſie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindheit vor dem herannahenden Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poeſie im höchſten Grade ungünſtig. Die Geſänge verſtummten in Deutſchland, Frankreich und Spanien ſchon vom 14. Jahrh. an faſt ganz; nur Italien hatte nun erſt ſeinen Petrarca und Boccaccio, England ſeinen Chaucer. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreiſen keine Fabel geweſen war, die im 13. Jahrh. nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre; wenn die maneſſiſche Sammlung allein von 136 Dichtern dieſes Jahrhunderts über vierzehnhundert Minnelieder enthält, ſo ſtand dagegen ſeit dem 14. unter den Rittern faſt gar kein einziger Dichter mehr auf; die epiſchen Dichtungen der Alten wurden über proſaiſche Romane, in denen man ihre Fabeln verwäſſert hatte, vergeſſen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutſchland in die plumpen Hände der Meiſterſänger, die ſie zerdrückten, und durch Regelzwang und zünftige Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und vortreffliches dünkte, zu erhalten ſich mühten (ſ. Meiſterſänger). So blieb es auch im 15. Jahrh., das gleichſam nur den großen Weltbegebenheiten, die ſich vorbereiteten, aufhorchend und den Kämpfen, die ihnen vorher gingen, ſo wie der kalten Ueberlegung, die ſie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Geiſtesſpiel, von der fröhlich unbefangnen Selbſtbetrachtung und Umſchauung glücklicherer und poetiſcher Zeiten. Erſt am äußerſten Ende des Mittelalters, als der frühere Dichtergeiſt nur noch in der Erinnerung lebte, als auch jene entgegengeſetzte Begeiſterung der Reformatoren und die Bewegungen, die ſie erregte, ſich ſchon etwas gelegt hatten, rief Arioſt die Fabeln von den Pärs des großen Carl aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die Dichtkunſt, und Spanien und England erhielten jetzt erſt in Cervantes und Shakſpeare neue Nationalpoeſie. Welcher Unterſchied aber zwiſchen dieſen ſchöpferiſchen, ihre Stoffe beherrſchenden Geiſtern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausſtrömten, ſo daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem ſie gefühlt, die Phantaſie, in der ſie gebildet, oder den Verſtand, in dem ſie geordnet ſind, bewundern ſoll, und deren humoriſtiſche, oft ironiſche Nebententenz die Söhne der neuern Zeit ſogleich verkündet, und zwiſchen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters welche die Welt nahmen, wie ſie war, und, mehr Organe der Volkspoeſie als ſelbſtſtändige Dichter, treuherzig aus voller Bruſt ertönen ließen, was der Verſtand dem Gemüthe, der vorherrſchend wirkſamen Kraft in ihren Werken, unwillkürlich folgſam nachſprach! Unter den bildenden Künſten des Mittelalters zeichnet ſich beſonders die Baukunſt aus durch völlige Eigenthümlichkeit. Wenn in den herrlichſten Bauwerken des Alterthums die Form des erſten rohen Wohnhauſes, und ſomit die Entſtehung aus dem Bedürfniß unverkennbar iſt, wenn ſie nur als eine Befriedigung des letztern unter ſchöner gefälliger Form erſcheinen und nichts ſein wollen, als eben ſchöne Gebäude: ſo liegt dagegen das Weſen der ſogenannten gothiſchen Baukunſt (ſ. den Art. Baukunſt) in einer tiefen großen Idee, die

ſie wahrhaft darſtellt und ſymboliſirt. Der deutſche Eichen- und Buchenwald mit ſeinen ſchlank emporſtrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichthum von ſich verſchlingendem Geäſte ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Meiſter, die die Dome zu Mailand und Köln, den Münſter und die Weſtmünſterabtei ſchufen, und die tiefere Idee, die in der architektoniſchen Vereinigung der Erhabenheit großer Maſſen und der ſorgſamſten Zierlichkeit im Einzelnen ſich deutlich ausſpricht, war die Darſtellung d s Weltalls ſelbſt. Die andern Künſte, die erſt im 14. und 15. Jahrh. aus Griechenland in's Abendland kamen, ſah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die ſchwächſte Seite des Mittelalters iſt die wiſſenſchaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geiſt jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichtete Menſchen taugten ſchlecht zum ſitzenden Leben, zum anhaltenden emſigen Studium. Die Bemühungen, die Carl d. Gr. der Beförderung und Aufmunterung wiſſenſchaftlichen Strebens und der Volksbildung widmete, wirkte kaum ſeine Lebenszeit hindurch; denn ſie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germaniſchen Mann nicht ein, daß über die Kunde, ſeine Lanze zu führen und ſein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könne. Dieſe Barbarei ging ſo weit, daß die meiſten Laien, die Vornehmſten nicht ausgenommen, kaum leſen oder ſchreiben konnten. Wer dieſes gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu ſeltner Ausnahme, mehrere Kenntniſſe, beſonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, ſich erworben, der lief Gefahr, als Zauberer und Hexenmeiſter verbannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einſamkeit und Langeweile, ſo wie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lateiniſchen Sprache, welches der römiſche Ritus mit ſich brachte, zu einer Art von wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung getrieben, zu der ſie in Dom- und Kloſterſchulen angeleitet wurden. Aber ihre literariſchen Arbeiten beſchränkten ſich auf das Abſchreiben alter Schriftſteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meiſt magere gedankenloſe Chroniken damaliger Ereigniſſe. Gleichwol ſind wir für beider Art Arbeiten ihnen Dank ſchuldig. Durch ihren Fleiß ſind die koſtbaren Ueberreſte des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigſtens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Jahrbüchern ſchöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Da das Mittelalter nur eine Periode in der europäiſchen Geſchichte iſt, nicht in der des ewig jungen, und doch wieder ſeit der Jugend alten, unwandelbaren Morgenlandes, ſo übergehen wir die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen gleichzeitiger Araber, wovon im Art. Arabiſche Literatur die Rede iſt. Eben ſo kennt das griechiſche Kaiſerthum, die ſchwache langweilige Fortſetzung des römiſchen, kein Mittelalter; denn matte Greiſe können ſich nicht verjüngen. Daher iſt die todte Wiſſenſchaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung ſo lange fremd bis ſie, auf den edeln Stamm des Abendlands gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeiſtes keine entſchiedene Einſeitigkeit lange erträgt, ſo ward im 11. Jahrh. auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geſchmack an den Wiſſenſchaften hier und da, zum Theil von den Klöſtern aus, meiſt aber ſpäter durch den Gewerbfleiß des Bürgerſtandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenſtaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfon-

ſo's, und andere geiſtreiche Fürſten Aufmunterung. Von dieſer Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte, ihrer Zeitgenoſſen gegen die Wiſſenſchaften den Feuereifer für dieſelben nur verſtärkte. Da mochte man wol, fühlend, daß das Ueberwiegen der Phantaſie und des Gemüths bis jetzt den wiſſenſchaftlichen Geiſtesthätigkeiten im Wege geſtanden hatte, glauben, daß Umkehrung dieſes Verhältniſſes hinlänglich ſei, ſie zu fördern. Wie wäre man ſonſt auf eine neue, dem Geiſte jener Zeit eigentlich widerſtreitende Einſeitigkeit, auf bloße, nackte Schärfung des Verſtandes, oder vielmehr nur des Scharfſinns, ſo ſchnell und ausſchließend gefallen? Dieſe Richtung äußerte ſich beſonders in der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie, welche zugleich, bei der damaligen Seltenheit der Bücher, ſich durch ihre Unabhängigkeit von eigentlicher Gelehrſamkeit empfahl; dieſelbe ließ auch die Gelehrten damaliger Zeit ſo großen Geſchmack an der unerſchöpflichen Schatzkammer menſchlichen Scharfſinns, dem römiſchen Geſetzbuche, finden, welches zu ſtudiren, auswendig zu lernen, mit Gloſſen und Erläuterungen zu verſehen, beſonders die Italiener nicht müde werden konnten. Eben ſo machten es die Philoſophen mit dem ſcharfſinnigen Ariſtoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabiſchen Uebertragungen oder vielmehr Umſchmelzungen kannte, eine unbegrenzte Verehrung hatte. Das Schlimmſte aber, und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortſchritte war, daß man über jene Commentare, Gloſſen und Compendien bald die Quellen ſelbſt vernachläſſigte und vergaß. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an einem Orte ſich die Univerſitäten bildeten, trugen ſie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wiſſenſchaften ſo hinderlichen, zünftigen Form, auch in dieſer ausſchließend dialektiſchen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit. Jurisprudenz, Theologie, und was man Philoſophie nannte, oder beſſer, die Kunſt über alles dieſes ſpitzfündig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und beſonders ſeit der Mitte des 12. Jahrh. verhallten dieſe, im vorigen durch ernſtliches Quellenſtudium auf beſſere Wege gebrachten Wiſſenſchaften ganz in das leere Schellengeläute ſcholaſtiſcher Sophiſterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienſtvollen Arabern und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weiſe getrieben; ſonſt war ſie eine Sklavin der Aſtrologie und ein Gegenſtand der Speculation ſo ſchamloſer, als kenntnißloſer Betrüger, größtentheils jüdiſcher Nation. Die Philologie hatte zu Lanfrank's und Abälard's Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11. und 12. Jahrh. wieder ganz vergeſſen. Ungeachtet dieſer unfruchtbaren Behandlung der Wiſſenſchaften ſtanden die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchſte akademiſche Grad ward der Ritterwürde gleichgeſchätzt. Die Univerſitäten ihrer Seits zeigten ſich ſolcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeiſt gegen Päpſte und Fürſten. Bei aller Werthloſigkeit hatte die Disputirſucht jener Zeit doch das Verdienſt, unter dem Vorwand der Kathederfreiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachſame Hierarchie ſcheuen mußte, möglich zu machen, und ſie iſt durch Luther's in Wittenberg angeſchlagne Sätze, eine unbedeutende Veranlaſſung und Bedingung der Kirchenverbeſſerung, und ſomit des neuern Lichts in der Gelehrſamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt ſind, die Reformation allein zu einem höhern wiſſenſchaftlichen Streben und zur Frei-

heit im Denken das Zeichen gegeben; ſie ſelbſt ward vielmehr aus dieſem Streben und dieſer Freiheit erzeugt, die ſchon einige Menſchenalter früher aufgewacht, durch die aus Konſtantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunſt, durch die guten Köpfe und wiſſenſchaftliebenden Großen Italiens zumeiſt ausgebildet, und ſelbſt in Deutſchland in der Brüderſchaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erſchienen waren. Aber mit dieſer Männer Erſcheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantiſche Zwielicht des Mittelalters zu Ende. Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuerer Geſchichtſchreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienſte genannt hat. Die in unſern Tagen oft wiederholte Frage, welche Zeit wol beſſer geweſen, unſre oder jene, ſcheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünſcht nicht oft ſeine Jünglingsjahre zurück? Das Selbſtvertrauen, mit dem er, kämen ſie wieder, ſo manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, iſt freilich nur Selbſttäuſchung, inſofern Jugend und Erfahrung ſich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geſchichte des Mittelalters, das Ausführlichere den einzelnen Staaten gewidmeten Artikeln überlaſſend. Auf die Bildung der einzelnen germaniſchen Staaten, zunächſt nach der Völkerwanderung, folgt nach einigen Jahrhunderten die Univerſalmonarchie Carl des Großen. Sie hatte kurzen Beſtand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Chriſtenheit unter einem geiſtlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrſchaft des neu erweckten römiſchen Kaiſerthums; eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Geſtaltungen der europäiſchen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Sarazenen im Süden, der Normänner im Norden und Weſten, der Ungarn im Oſten, deren aller die germaniſche Kraft endlich Meiſter wird. Kolonien der Normänner in Frankreich, Italien und England. Von dieſen romantiſchen Abenteurern vornehmlich geht der Rittergeiſt aus, der ganz Europa durchdringt. Das Chriſtenthum dringt in die ſlaviſchen Länder. Kämpfe zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Arm zerrütten die Chriſtenheit. Die Idee ihrer Einheit, ſo wie des Ritterthums, wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entſtehung der Städte, des dritten Standes. Orientaliſcher Handel über Italien in den Abend und durch die Hanſe in den Norden. Verderbniß der Geiſtlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Gr. und nach Gregor VII. (nicht durch beide). Bettelorden und Inquiſition. Verfall des kaiſerlichen Anſehns in Deutſchland und Italien; Zerrüttung dieſer Länder durch das Fauſtrecht; deſto mehr Feſtigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunſt und Wiſſenſchaft; Univerſitäten. Die Päpſte durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma erniedrigt. Concilien zu Konſtanz und Baſel. Untergang des griech. Kaiſerthums, daher einer Seits Bedrohung des Abendlands durch die Türken, andrer Seits Verbreitung byzantiniſcher Gelehrſamkeit. Buchdruckerkunſt, Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Oſtindien, Reformation. Das gehaltreichſte hiſtoriſche Werk zur Ueberſicht der Begebenheiten dieſer Periode iſt: Rühs Handb. der Geſchichte des Mittelalters. Berl. 1818. HL.

Mittelländiſches Meer führt dieſen Namen von ſeiner Lage zwiſchen Europa, Aſien und Afrika. Es iſt eigentlich ein Theil des atlantiſchen Ozeans, und hängt gegen Weſten durch die 7 Mei-

len lange und 2 M. br. Meerenge von Gibraltar mit demſelben zuſammen. In der Mitte dieſer Meerenge bemerkt man einen ſtarken Strom aus dem Ozean in das mittelländiſche Meer und an jeder Seite einen andern, auch einen in der Tiefe, welche längſt der Küſte in entgegengeſetzter Richtung aus dem mittelländ. Meere in den Ozean fließen. Da aber dieſe Seitenſtröme weit ſchwächer ſind, als der mittlere Strom, und kaum das durch dieſen empfangne Waſſer wieder zurückſchicken können, daß das mittelländ. Meer noch außerdem eine ungeheure Menge Waſſer durch die vielen großen (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dniſter, Dnieper, Don, Kuban und Nil) und kleinen Flüſſe empfängt, die ſich in daſſelbe ergießen: ſo macht es große Schwierigkeit zu erklären, wo dieſe Menge Waſſer bleibe, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, ſich mit Macht in den Ozean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzuſtellen. Die wahrſcheinlichſte Meinung iſt, daß es ſich ſeines Ueberfluſſes durch eine ungewöhnlich ſtarke Ausdünſtung entledige, die, wie man glaubt, durch einen unter dem Boden dieſes Meers befindlichen großen Feuerheerd verurſacht wird; und daß ein ſolcher vorhanden ſei, ſcheinen die vielen vulkaniſchen Ausbrüche in demſelben und um daſſelbe hinlänglich zu beweiſen. Theile des mittelländiſchen Meers ſind: das etruriſche Meer, das adriatiſche Meer, der ſyrtiſche Buſen, das ägeiſche oder griech. Meer (Archipelagus), die Meerenge oder Dardanellen oder der Helleſpont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Straße von Konſtantinopel oder der Bosporus, das ſchwarze Meer, das aſow'ſche oder das faule Meer. Die Größe des mittelländ. Meeres ſchätzt man auf 40,000 Q.M. Es hat vermöge ſeiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine ſchwache Ebbe und Fluth.

Mittelſalze oder **Neutralſalze** heißen in der Chemie diejenigen zuſammengeſetzte Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugenſalzen oder mit aſorbirenden (einſchluckenden) Erden entſtehn, wenn dieſe Laugenſalze oder Erden mit Säuren geſättigt ſind. Man theilte ſie ehemals in vollkommne oder wahre, d. h. ſolche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugenſalzen entſtehen (Neutralſalze im engern Sinne), und in unvollkommne oder erdige, d. h. ſolche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entſtehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letztern Mittelſalze. Es gibt deren ſo vielerlei Arten, als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt ſie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. ſchwefelſaure Bittererde, Bitterſalz, engliſches Salz, ſchwefelſaure Alaunerde, Alaun u. ſ. w. Das Glauberſalz, das gemeine Kochſalz ſind feuerbeſtändige Mittelſalze, die mineraliſche Laugenſalze zur Grundlage haben.

Mittelſtimmen heißen in der Tonkunſt diejenigen **Stimmen** (ſ. d. Art.), welche zwiſchen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen, und ſo die Harmonie gleichſam ausfüllen; beim mehrſtimmigen Geſange ſind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Vocalmuſik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola ꝛc.

Mitteltinten oder **Mittelfarben**, ſ. **Halbſchatten** und **Mezzotinto**.

Mitternacht oder Mitternachtsgegend, in der Schifferſprache Norden. Nach dieſer Gegend hin erblicken wir auf unſrer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h.

der Punkt iſt, um welchen ſich der ganze Himmel täglich zu drehen ſcheint. Mehrere Sterne in dieſer Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. Mitternacht oder Mitternachtzeit iſt der dem Mittage, von dem ſie um 12 Stunden verſchieden iſt, gerade entgegengeſetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem ſcheinbaren Umlauf den tiefſten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von dieſem Augenblicke an nimt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnnng ſeinen Anfang. Mitternachtspunkt iſt der Durchſchnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er iſt einer von den vier Kardinalpunkten.

Mitylene, ſ. Lesbos.

Mnemonik, Gedächtnißkunſt, nennt man die Kunſt, der Kraft des Gedächtniſſes durch beſondre Methoden zu Hülfe zu kommen. So gibt es künſtliche Methoden, ſich der Orte, und andre, um ſich der Zahlen leichter zu erinnern. Dieſe Methoden ſind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verſchieden. So bedienen ſich Einige der äußern Gegenſtände (Topologie), welche am meiſten in die Augen fallen, oder willkürlich entworfner Bilder (Symbolik), welchen ſie die Gegenſtände in einer gewiſſen Ordnung anknüpfen, Andre hingegen der Zahlen. Was das erſtere dieſer Mittel betrifft, ſo iſt es z. B. für einen Redner um alle Theile ſeiner Rede im Gedächtniß zu behalten zweckmäßig, wenn er vorher den Ort beſichtigt, wo er dieſe Rede halten ſoll, hier die auffallendſten phyſiſchen Gegenſtände bemerkt, und an den Anblick eines jeden derſelben einen Theil ſeiner Rede knüpft. Will er z. B. in ſeiner Rede im Vorbeigehen von der Wachſamkeit des Turenne ſprechen, ſo nimt er ſich vor, daß einer der ihm gegenüberſtehenden Pfeiler die Tugend dieſes Feldherrn bedeuten ſoll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, ſo wie jedes andern Gegenſtandes, an welchen er einen Theil ſeiner Rede geknüpft hat, nach dem Geſetze der Ideenaſſociation jeder Gegenſtand ſeiner Rede gegenwärtig ſein. Was die Methoden betrifft, gewiſſe Zahlen im Gedächtniſſe zu behalten, ſo gibt es deren mehrere. Unter andern hat man z. B. vorgeſchlagen, gewiſſe Worte ſo zu bilden, daß ſie, nach einer vorausbeſtimmten Bedeutung der Buchſtaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geſchieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieſer Methode iſt vorzüglich bei der Geſchichte ſichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will nan nun z. B. ſeinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäſar 46 J. v. C. die Oberherrſchaft über Rom erlangt, ſo verändre man den Namen Julius in Julios. Da nun dies als der Endſylbe, nach vorſtehendem Schema, die Zahl 46 gibt, ſo wird man ſich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an dieſe Hauptzahl erinnern. Will nan nicht vergeſſen, daß Alexander d. Gr. ſeine Herrſchaft im J. 331 v. Chr. ſtiftete, ſo ſage man ſtatt Alexander Alexita, indem dieſes ita nach vorliegendem Schema, die Zahl 331 gibt. So gibt Cyrus verwandelt in Cyruts auf dieſelbe Weiſe das Stiftungsjahr ſeiner großen Monarchie. Alles dieſes ſind jedoch nur Specialme-

thoden, um das Gedächtniß für gewiſſe Gegenſtände und in gewiſſen Fällen zu unterſtützen. Andre haben verſucht, eine Mnemonik von umfaſſendrer Art nach allgemeinen Grundſätzen zu bilden. Indeſſen hat noch kein Verſuch dieſer Art etwas Vorzügliches geleiſtet, und bis jetzt haben alle diejenigen, welche ſich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieſes bloß der Natur und Uebung, nicht einer künſtlichen Methode zu verdanken gehabt. Die Alten kannten die Mnemonik; ſie ſoll, wie Einige behaupten, aus dem Orient zu den Griechen gekommen ſein; Andre geben den griechiſchen Dichter Simonides (ſ. d.) als ihren Erfinder an. Zu den Zeiten des Cicero war ſie unter den Römern bekannt; nach Quintilian's Zeiten kam ſie wieder in Verfall. An ihrer Statt kam unter den Scholaſtikern die tabellariſche Methode auf. Conrad Celtes im 15. und Schenkel im 16. Jahrh. ſtellten die Mnemonik wieder her und bildeten ſie aus. In den neueſten Zeiten haben ſich verſchiedne Gelehrte mit derſelben beſchäftigt. Die vorzüglichſten Werke darüber ſind folgende: Mnemonik oder die Gedächtnißkunſt der Alten, von Käſtner, Lpz. 1805. Syſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, vom Freiherrn v. Aretin, Sulzbach 1810. Mnemonik oder praktiſche Gedächtnißkunſt ꝛc. nach Feinaigle, Frankfurt a. M. 1811.

Mnemoſyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie iſt, wie die Mythe erzählt, die Bildnerin des menſchlichen Verſtandes und beſonders des Gedächtniſſes (daher ihr Name) welche Geiſteskraft vor Verbreitung der Schreibekunſt vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Muſen (ſ. d. A.), indem ſie neun Nächte in ſeinen Armen ruhte.

Mobilien, Mobiliarvermögen. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Beſtimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztre, welche man ſonſt auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, ſind ſolche, welche unbeſchadet ihrer Subſtanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortſchaffung ſchwer oder leicht ſei, macht, wenn die Geſetze nicht etwas Beſondres dabei beſtimmen (wie z. B. wegen der cautio pro expensis) keinen Unterſchied. Zu den beweglichen Sachen im juriſtiſchen Sinn rechnet man gewöhnlich 1. Mobilien im engern Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen ſind, und der Inbegriff derſelben macht das bewegliche oder ſogenannte Mobiliarvermögen aus; 2. Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch oft den unbeweglichen Sachen gleich geachtet werden); 3. Schuldfoderungen, wenn auch das Darlehn eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungsfriſt verfloſſen iſt, nicht aber das Kapital; 4. die aus dem Verkaufe unbeweglicher Dinge gelöſten und einige andre Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergkuxen, nicht dieſe ſelbſt; auch Klagen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. ſolche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinſamen Gebrauch beſtimmt ſind; Möbeln oder ſolche bewegliche Sachen, welche zu bequemem Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer beſtimmt ſind; Geräthſchaften, die zum Betrieb eines gewiſſen Geſchäfts oder Gewerbes beſtimmt ſind; Moventien, d. i. Sachen, die ſich ſelbſt bewegen, worunter man nutzbare lebendige Geſchöpfe verſteht; Kapitalien oder Kapitalvermögen, edle, aber

noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsſtücke, alles leinene Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilien) gehören 1. alle liegende Gründe oder ſogenannte Grundſtücke, d. h. ſolche unbewegliche Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbodens ausmachen (res soli, praedia rustica); b) alle Arten Gebäude (praedia urbana); 2. Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglich ſind, aber in der Bedeutung des Rechts dafür gehalten werden, insbeſondre a) wenn ſie durch einen künſtlichen oder natürlichen Zuſammenhang mit einer unbeweglichen Sache, oder wenigſtens durch die Eigenſchaft einer Zubehörung (accessorium) derſelben dieſen Charakter annehmen (z. B. Fenſter, Thüren, Dachziegel, Thürſchlöſſer); b) alle Foderungen und Anſprüche, Gerechtigkeiten und Klagen, welche ſich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen beziehen, z. B. Hutungsrecht, Jagdrecht u. ſ. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewiſſen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen, und als ſolche ſchwer fortzuſchaffen ſind, z. B. Bibliotheken, große Waarenlager. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter faſt nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Rechte aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es ſich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmaſſe gehören, und wo bewegliche und unbewegliche Güter getheilt werden. Mobiliarerbe heißt der Erbe des beweglichen Nachlaſſes (Mobiliarvermögens).

Mocca, Mokka oder Moka, auch Mocha, eine Stadt am arabiſchen Meerbuſen in der Provinz Jemen, mit einen geräumigen Hafen, und 5000 Einw. Sie iſt eine der vornehmſten Handelsſtädte in Arabien und den angrenzenden Ländern, welche Kaufleute aus der Barbarei, aus Aegypten, der Türkei, und von faſt allen andern Nationen beſuchen. Ehedem war dieſer Ort ein bloßes Dorf, aber im 16. Jahrh. zog der Beherrſcher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugieſen ſtörten, nach Mokka, der ſeitdem ſehr zugenommen hat. Die Europäer bringen vornehmlich indiſche Waaren und Eiſen dahin, und handeln dagegen Kaffee (welcher daher Mokka Kaffee genannt wird, obgleich zu Aden und Beith el Fakih faſt noch größere Geſchäfte mit dieſem Artikel gemacht werden), Aloe, Balſam, Gummi u. ſ. w. ein. Vom Mai bis zum Auguſt iſt der Handel am lebhafteſten, und es kommen während dieſer Zeit gewöhnlich 90 — 100 Schiffe aus allen Gegenden daſelbſt an. Die größten Geſchäfte machen die Engländer. Die Regierung zu Mokka führt ein Statthalter (Dola) des Imans oder Beherrſcher des Jemen.

Modalität. Die Modalität iſt diejenige Kategorie, welche den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt, oder das Verhältniß der Vorſtellungen des ganzen Urtheils zum Verſtande beſtimmt. Es iſt alſo die Modalität der Urtheile die Art und Weiſe des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verſtand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Fürwahrhalten unbeſtimmt läßt, wie in problematiſchen Urtheilen, oder ob er es als beſtimmt gibt, wie in aſſertoriſchen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodiktiſchen Urtheilen. Im Allgemeinen laſſen ſich die Modalitäten ſo ausdrücken: Es kann ſein, daß A das Prädicat B hat (problematiſch); alle A ſind B (aſſertoriſch), alle A ſind nothwendig B (apodiktiſch). Das allgemeine Prinzip, welches dem allen zum Grunde liegt, iſt dieſes: Alles, was von uns erkannt werden ſoll, muß mit unſerm Erkenntnißvermögen

auf irgend eine Art verknüpft ſein. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinſtimmt, oder was denkbar iſt, iſt möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zuſammenhängt, iſt wirklich, und dasjenige, deſſen Zuſammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) beſtimmt iſt, exiſtirt nothwendig.

Mode. Dieſe Tyrannin des Menſchengeſchlechts, der ſich noch kein Volk entzogen hat, und die in der alten Welt ſo gut herrſchte und herrſchen wird, wie in der neuen, iſt bereits vielfach der Vorwurf gelehrter Definitionen und ungelehrter Philippiken geweſen; auch die Sprachforſcher, deren Mode es iſt ſich häufig mehr um den Schall (das Wort) und deſſen Entſtehung als um die dadurch bezeichnete Sache mit gelehrter Emſigkeit zu bekümmern, haben nicht verfehlt in dem großen Redeſchatz aller Nationen nach der Wurzel des Wortes „Mode" zu graben, und da ſind denn in Folge aller dieſer Bemühungen zum Theil ſehr durchdachte, zum Theil ſehr wunderliche Auseinanderſetzungen erſchienen die immer wieder, oft ſammt ihren tiefſinnigen Urhebern aus der Mode kamen, während die Mode ſelbſt ſtets Mode blieb. Da hier indeß weder der Ort noch der Raum iſt, dem Leſer alle jene für, über und gegen die Mode geſagten Dinge, auch nur in extenso anzuführen: ſo müſſen wir uns bezwingen und bemerken daß das auch bei uns Deutſchen eingebürgerte, aus dem lateiniſchen ſtammende Wort „Mode," im Allgemeinen der Begriff von dem bezeichnet, was gerade eben an einem Orte Sitte und Gewohnheit, ſowol im Handeln als Benehmen, in der Art ſich zu kleiden, zu wohnen, kurz zu leben iſt. In einen engern Sinn genommen, bezeichnet es aber die gerade herrſchende Art ſich zu tragen (zu kleiden). Daß übrigens jedes Volk, auch das rohſte, ſeine eigenen Moden dem weitren Begriff nach hat, iſt eben ſo bekannt, wie daß die Mode in den beſchränktern Sinn der Art ſich zu kleiden und zu ſchmücken genommen, auch bei ihm herrſcht, ihr Wechſel, ihre Ausdehnung u. d. m. aber freilich nach dem mehr oder mindrem Grade der Bildung, der Induſtrie und des Reichthums eines Volks abhängt, eben ſo wie auch von der geographiſchen Lage und der ſtaatlichen Einrichtung eines Landes. Je ärmer, unkultivirter, unbevölkerter oder auch abgeſchnittner von dem Weltverkehr ein Volk iſt, je weniger wird natürlich bei ihm das Kind der Induſtrie, die Mode, dem Wechſel unterworfen ſein, und derſelbe Fall wird auch eintreten, wo ein despotiſches Joch ſeine freie Beweglichkeit, alſo die der Mode hemmt (wie z. B. in den mehrſten aſiatiſchen Ländern) oder ſtarres Feſthalten an alten Gewohnheiten und Einrichtungen und feindliches Abſchließen gegen alles Fremde (wie z. B. in China) den Geiſt wie in Allem, ſo auch hierin, einſeitig macht und feſtbannt. Wo hingegen mildere Regierungsformen und Geſetzgebungen herrſchen, wo der häufige und immerwährende Verkehr mit andern nahen und entfernten Nationen den Blick erweitert, wo endlich in Folge einheimiſcher Induſtrie der nationale Wohlſtand blüht, da muß natürlich und folgerechte Art und Weiſe der Einzelnen zu leben, ſich einzurichten, zu kleiden, zu ſchmücken ꝛc. den vielfachſten Wechſel haben und es gehört daher die ganze Befangenheit und Schwerfälligkeit, mancher ſo genannten Philoſophen dazu, um unbedingt das Anathema über das wechſelnde Kind des Augenblicks, die freilich oft in ihren Erſcheinungen bequem genug auftretende Mode, zu ſprechen. Daß ſie eine Beleberin der Induſtrie iſt, die ohne ſie ſich lange nicht, in dem blühenden Zuſtande befinden würde, in welchem ſie in manchen Län-

dern ſich zeigt, iſt gewiß, und eben ſo daß nur dann das Beſtreben die Aeußerlichkeit um und an ſich möglichſt zu verſchönen und ihr durch Wechſel einen Reiz zu geben, Tadel verdient, wenn die Sache bis zur ſtutzerhaften Narrheit und ſo weit getrieben wird, daß darüber Wichtigeres verſäumt, der Ruin des häuslichen Wohlbefindens herbeigeführt und die Nebenſache zur Hauptſache im Leben gemacht wird. Welche Spielereien die Sucht eitler Perſonen ſich auszuzeichnen, verbunden mit dem Speculationsgeiſt der Handelsleute, ſchon im Reiche der Mode hervorgerufen haben, was übrigens jeder und die oft ſeltſamen Formen und Schnitte der Kopfputze und Kleider, ſowol bei Männern als bei Frauen, ſo wie die manchmal höchſt lächerlichen Benennungen derſelben und der gerade getragen werdenden Farben (man denke nur an die Hüthe à la Ypſilanti und à la Quiroga, an die Stiefeln à la Suwarow, an die Uhrketten à la Nelſon ꝛc.), beweiſen dies genugſam. Als Heimath- und Geburtsland der Moden wurde bisher immer Frankreich betrachtet; doch macht England dermalen nicht weniger Anſpruch auf dieſe Ehre, und man muß geſtehen daß in der Bizarrerie und Verſchrobenheit der Art zu kleiden die brittiſchen Elegants und Petitmaitres es den franzöſiſchen in unſerer Zeit meiſt bedeutend zuvorthun, wie nicht allein die Mehrzahl der jetzt auf dem Continente umherziehenden echten engliſchen Gentlemans und Lady's dies beweiſt; ſondern auch die unechten, unſre Deutſchen nachtretenden Stutzer und Stutzerinnen. Bemerken wollen wir übrigens ſchließlich noch, daß die jetzt unter uns ſo verbreiteten, der Mode ganz oder zum Theil gewidmeten Zeitſchriften deutſchen Urſprungs ſind, (angefangen in der löblichen Abſicht, um die Erfindungen der pariſer und londoner Schneider und Putzmacherinnen möglichſt allgemein bekannt im Vaterlande zu machen), daß andre Länder uns dieſe Mode nachgemacht haben, daß die erſte Zeitſchrift dieſer Art: „Mode und Galanteriezeitung, oder unentbehrliches Handbuch" in Erfurt 1758 erſchien und daß jetzt das weimariſche „Journal des Luxus und der Moden," die wiener „Zeitſchrift für Literatur, Kunſt, Theater und Mode" und das frankfurther „Mode-Journal" darunter den erſten Platz behaupten.

Modell, Vorbild, Muſterbild, nennt man in der Malerei eine männliche oder weibliche Perſon, welche der Künſtler nackend vor ſich hinſtellt, um ſie zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen. Ein Gemälde nach ſolch einem lebenden Modell heißt eine Akademie. In der Bildhauer- und Baukunſt heißt das Modell ein künſtlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künſtler aus einem härtern Stoffe zu bilden vor hat, beſonders wenn er im vorgegebnen Maßſtabe (wie das architektoniſche Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier iſt alſo das Modell eigne Erfindung und Vorarbeitung des Künſtlers; in der Malerei etwas Gegebenes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet iſt. Das Studium nach Modellen kann und ſoll keinen andern Zweck haben, als die verſchiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geſchlechtern nach Verſchiedenheit des Alters, der Lage und Handlungen kennen zu lernen, das Auge dadurch zu ſchärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommne mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzuſtellen. Soll der Künſtler dieſen Zweck erreichen, ſo darf er ſich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, ſondern muß die Natur in ihren mancherlei Vorbildern für Geſchlecht, Alter und Charakter ſtudiren. Hat der Künſtler die

Idee irgend einer Geſtalt oder eines Charakters deutlich gedacht, ſo wird er dieſelbe bei der Ausführung überall vorwalten laſſen. Bildete er aber von mehrern Modellen verſchiedne Theile mit ſklaviſcher Beobachtung der Individualität nach: ſo müßte ein unharmoniſches Ganze entſtehen, wie es kein denkender Künſtler, ſondern bloß ein geiſtloſer mechaniſcher Copiſt liefern kann. Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Geſtalt abformen, ein Modellmacher (modeleur) iſt derjenige mechaniſche Künſtler, der Körper nach verjüngtem Maßſtabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltiſchler. Modellſchneider iſt derjenige Künſtler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüſſen ꝛc. in Holz ſchneidet. dd.

Modena und das Haus Oeſterreich - Eſte. Das ſouveräne Herzogthum Modena, liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewäſſert. Es grenzt an Toscana, Lucca, Bologna, Mantua und Parma. Mit Modena ſind durch den wiener Congreß auf's neue zu einem Ganzen verbunden Reggio (mit der Stadt gleiches Namens an den reizenden Ufern des Teſſone, Arioſto's Geburtsort), Mirandola, Correggio (wo der Maler dieſes Namens, oder Antonio Allegri, geboren iſt), Carpi und Rivoli; zuſammen 81 Q. M., mit 337,000 Einw.; ferner Maſſa und Carrara (Stadt, 8500 Einw., mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen), nebſt den vormaligen kaiſerl. Reichslehen in der Landſchaft, zuſammen 15 QM. mit 37,500 Einw.; das Ganze alſo 96 Q. M. mit 375,000 Einw. in 10 Städten, 63 Marktflecken und über 400 Dörfern. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Modena (20,000 Einw.) iſt ſchön gebaut (Strada Maestra und das an Gemälden reiche Schloß), ſehr reinlich und beſitzt mehrere Kunſtſachen. Die modeneſiſche Bildergallerie kam 1746 durch Kauf nach Dresden. Modena iſt die Geburtsſtadt des Philologen und Archäologen Sigonius, des durch ſeine Forſchungen in der italieniſchen Geſchichte berühmten Muratori, und des Dichters Taſſoni, der die erſte komiſche Epopöe in Italien ſchrieb, la Secchia rapita; ein Gedicht, zu dem ein Eimer Anlaß gegeben hat, welchen die Modeneſer 1249 bei einem Brunnen vor Bologna erbeutet und als Trophäe nach Modena gebracht hatten, wo er noch jetzt im Thurm der Domkirche aufbewahrt wird. Das Land erzeugt vorzüglich Oliven, Wein und Seide; daher Seidenfabriken und Seidenhandel, beſonders in Reggio. Der Staat hat gegen 1½ Mill. Fl. Einkünfte, und wird monarchiſch von einer Seitenlinie des Hauſes Oeſterreich, von dem Herzog von Oeſterreich-Eſte, regiert. Das Haus Eſte, eins der älteſten in Europa, ſtammt aus der Lombardei. Es beſaß ehemals Güter im Toscaniſchen. Des Markgrafen Albert (um 960) Urenkel Albert Azzo II. (†. 1097), Herr von Mailand, Genua u. ſ. w., wurde der Stammvater der Häuſer Braunſchweig und Eſte. Der mit ſeiner erſten Gemahlin, Kunigunde, Welfs II. Herzogs von Baiern Tochter, erzeugte Sohn, Welf IV., beerbte nämlich ſeinen mütterlichen Oheim Welf III. in Deutſchland, und von ſeinem zweiten Sohne, Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Baiern, ſtammt das Haus Braunſchweig ab. Der von Albert Azzo II. mit ſeiner zweiten Gemahlin, Garſende oder Irmgard Gräfin von Maine in Frankreich, erzeugte Sohn Fulko aber wurde Herr von Eſte (Ateſte, Stadt im Paduaniſchen) und Stifter des Hauſes Eſte. Die Nachkommen dieſes Fulko verwalteten in Ferrara, Modena und Parma das Amt eines Podeſta u. a. Stellen. Dadurch ſtieg ihr Anſehn, und bei den Unruhen, welche damals das republikaniſche Oberitalien zerrütteten, wählten

die Gebiete Ferrara 1288, Modena 1290, und Reggio den bisherigen Markgrafen Obizzo III. von Eſte zu ihrem Herrn. Ein Nachkomme dieſes Obizzo, Borſo von Eſte, wurde vom Kaiſer Friedrich III. 1452 zum Herzoge von Modena und Reggio erhoben. Der letzte ebenbürtige Herzog dieſes Geſchlechts Alfons II. erhielt vom Kaiſer Rudolph II. die Erlaubniß, einen in morganatiſcher Ehe erzeugten Sohn ſeines Oheims, Cäſar von Eſte, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen, der aber nur mit Modena, Reggio und Carpi beliehen wurde, indem der Papſt Clemens VIII., nach Alfons II. Tode 1598, das Herzogthum Ferrara als ein erledigtes Lehen der päpſtlichen Kammer einzog. Von dieſem Cäſar ſtammten die neuern Herzoge von Modena ab. Sie erwarben durch Belehnung vom Kaiſer 1653 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara. Der letzte Herzog, Herkules III. Reynald, verm. 1741 mit der Erbin des Herzogthums Maſſa und Carrara, Maria Thereſia von Cibo-Malaſpina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Eſte, verm. mit dem Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich (Bruder Joſephs II. und Leopolds II.). 1796 nahmen ihm die Franzoſen ſeine Länder. Der lüneviller Frieden gab ihm als Erſatz den Breisgau; allein er überließ dieſe Provinz ſeinem Schwiegerſohne, und ſtarb 1803 zu Treviſo. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den presburger Frieden 1805, und ſtarb 1806. Ihm folgte ſein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oeſterreich, geb. 1779, und verm. 1812 mit einer Tochter des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Beſitze der großväterlichen Staaten, vermöge der ſeinem Vater vom Kaiſer ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den wiener Congreß darin beſtätigt. Er nahm den Namen Eſte an, und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieſes Hauſes. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres ſchon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Maſſa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Ueberdies hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewiſſe Striche davon an Modena gewieſen, ohne daß die Lage noch ſonſt ein Grund dieſe Losreißung rechtfertigt (m. ſ. die Kritik dieſes Art. in Schöll's Traités de Paix. XI. P. 383). Der Herzog rief 1814 die Jeſuiten in ſeine Staaten zurück. Er hat einen Erbprinzen, geb. 1819, und zwei noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand von Eſte und Maximilian von Eſte. Das Haus Modena-Eſte beſitzt noch in der Provinz Treviſo die reichen Fideicommißgüter des Hauſes Obizzi, das mit dem Hauſe Eſte eines Stammes war, die 200,000 Fl. jährlich einbringen. Solche erbte der Herzog Herkules III. deſſen Erbtochter Beatrix ſie an das jetzige Haus Modena Eſte brachte. Nach dem Ausſterben dieſes Hauſes fallen dieſe Staaten an Oeſterreich. K.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (ſ. d. Art.), dem Geſchmacke und dem Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß iſt, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunſt und Aeſthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. chriſtlichen Zeit angehört, im Gegenſatz des antiken (ſ. d. Art. Antik). Die neuere Bildung, ſagt A. W. Schlegel, iſt aus den fremdartigen Beſtandtheilen der nordiſchen Stammesart und von den Bruchſtücken des Alterthums zuſamt mengeſchmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem ger-

maniſchen Völkerſtamm, deſſen Urſprung auf Oſten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrſchende ward. Auch ſcheint das Chriſtenthum nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geiſtes der neuern Zeit zu ſein; Vieles ſcheint in dem germaniſchen Charakter begründet; ja ſelbſt das germaniſche Heidenthum war ſtrenger und ernſter als das griechiſche, ſeine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, ſinnlichen Geſtaltung und Form mit dieſer zu vergleichen, aber über dieſes durch die geiſtigere, d. i. weniger materialiſtiſche Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier ſchlug die chriſtliche Anſicht leichter Wurzel. Am lebendigſten offenbarten ſich jene Züge in der romantiſchen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunſt (vom 12. Jahrh. an), denn die Kunſt iſt es, welche vorzüglich den unſterblichen Geiſt einer Zeit in ſich aufnimt, und man hat daher das Romantiſche als den Geiſt der modernen Kunſt, im Gegenſatz des Antiken, angeſehn (vergl. d. A. Romantiſch). In der chriſtlichen Kunſt aber äußerte ſich der Charakter einer von dem klaſſiſchen Alterthume verſchiednen Zeit hauptſächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darſtellung mehr verſchwand, und die Kunſtdarſtellung ſubjectiver und ſentimentaler ward, indem ſie der Schilderung des Gegenſtandes mehr den Zuſatz von dem Gefühle des Schildernden, gleichſam die Farbe ſeiner Anſicht gab, und das Körperliche überall zu vergeiſtigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern ſtrebte, ſo auch insbeſondre die Poeſie, ſogar im Epiſchen, lyriſcher und muſikaliſcher, die züchtige Malerei unter den bildenden Künſten (ſ. Malerei) die herrſchende, und die Tonkunſt zu noch nie geſehener Vollendung erhoben ward. Die Poeſie ſuchte die Wunder der Geiſterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnſucht nach dem Unendlichen fragmentariſch, aber bedeutſam darzuſtellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantaſie erzeugt, ſollte die Mythologie erſetzen. Die Kunſt erſchuf dämmernde Geſtalten, wo ſich die Phantaſie frei ergoß; wo ſie ſich aber an die Natur hielt, irrte ſie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteriſtik ab, welche die rohe Wirklichkeit ſtatt der Wahrheit ergreift. Aber die Malerei erſchuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunſtvoll verbundnen Tönen wogte und brauſte die Macht des Gefühls. Dagegen ſchloß ſich die Plaſtik mehr der Malerei an (ſ. d. A. Pittoresk), und ſtrebte mit derſelben zu jener Bedeutſamkeit des Individuellen hin, welche nur letztre zu erreichen vermag. Die Baukunſt nicht minder zeigte das Beſtreben, durch ſymboliſche Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthſelhaften und koloſſalen Gebäuden der chriſtl. Tempel. Dieſe in Allem herrſchende Sentimentalität der Darſtellung, d. i. die ſtärkere Empfindſamkeit (ſ. d. A. Sentimentalität), verbunden mit der Sehnſucht nach dem Unendlichen, äußerte ſich mit phantaſtiſchem Schwunge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, friſche Stoff der romantiſchen Geſänge und künſtlich bedeutſamen Werke. Jede Nation geſtaltete dieſen Geiſt eigenthümlich; der antiken Darſtellung verwandter der Italiener, wie überhaupt der Südländer heiterer und ſinnlicher, melodiſcher und wohllautender; gigantiſcher, ernſter und düſtrer der Nordländer. Ja ſelbſt im Komiſchen trat der Charakter des vorwaltenden Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt eine neue Epoche, in welcher der romantiſche, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des

Verſtandes und der Wiſſenſchaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunſt geringer; daher ſehen wir auch hier die Kunſt die verſchiedenſten Richtungen z. B. die moraliſche oder intellectuelle, hiſtoriſche oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verſchiedenſten Zeiten behandeln, jedoch ſo, daß auch die Behandlung der Gegenſtände des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verleugnen kann, welcher größtentheils auf Rührung und Wirkung hingeht, und einen elegiſchen Grundton hat (moderne oder ſentimentale Behandlung); ja es möchte ſelbſt das Hinneigen der Poeſie zur Philoſophie, namentlich zu dem in derſelben vorherrſchenden Idealismus, zu den weniger hervortretenden Zügen dieſer Kunſtepoche gehören, die man oft, im Gegenſatze der romantiſchen, vorzugsweiſe modern nennt. Aus jenen Zügen, ſo wie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens, erklärt ſich auch die Verbreitung des Romans, gleichſam eines Schattens der romantiſchen Poeſie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe ſagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen gebildeten Welt zu verſchaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poeſie zu erheben ſtrebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauſpiels und der Familiengemälde, die Herrſchaft der didaktiſchen und elegiſchen Poeſie, ſo wie der Landſchaft, der Proſpecte und der Porträts in der Malerei. Ueberhaupt herrſchen in dem Leben der Modernen die (mehr ſyſtematiſche) Wiſſenſchaft und die Gewerbe noch über die Kunſt, weshalb auch die Naturpoeſie ſeltner, die Knnſt mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Erzeugniß einzelner zerſtreuter Genien geworden iſt. T.

Modulation wird bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne gebraucht. Im erſten Falle verſteht man darunter die mannichfaltige und ſchickliche Abwechſelung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine ſolche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechſelt wird, oder dasjenige Verfahren, welches man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird alſo dadurch die Kunſt bezeichnet, den Geſang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten, vermittelſt ſchicklicher Ausweichungen, durchzuführen und dann wieder in den erſten, oder Hauptton, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonſtücken, die nur aus einem Satze beſtehen, oder auch in langen Stücken, wo man eine Zeit lang in dem Haupttone bleibt, ehe man in einen andern ausweicht, beſteht die gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechſelung und Mannichfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeit lang in dem angenommnen Tone fortſetzt und am Ende darin beſchließt. Hiezu wird erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang ſeiner weſentlichen Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Geſang, ſo wie die Harmonie, durch die verſchiednen Töne der angenommnen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derſelben fremde Töne, weder im Geſange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei iſt aber dennoch eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechſelung empfinde. Man muß nicht, wie wol beſchränkte Harmoniſten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder ſich in ſolchen Verſetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder deſſen erſter Abſchnitt

beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, zurückkommen, und in demſelben ſchließen. Die Regel, daß man nur ſolche Töne hören laſſe, die der angenommnen Tonleiter zugehören, iſt ſo zu verſtehen, daß die Berührung eines der Tonleiter fremden Tones nur gleichſam im Vorbeigehn Statt finde, und dieſer ſelbſt ſogleich auch wieder entlaſſen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C dur allerdings durch gis in A moll und durch fis nach der Dominante und von dieſer wieder zurück in den Hauptton gehen, ohne daß durch dieſe zwei, dem Grundtone von C dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieſer Tonleiter ſelbſt verletzt oder vernichtet würde. Nur müſſen nicht ſolche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C dur gänzlich widerſprechend ſind, wie, wenn man in dieſer Tonart cis oder dis hören laſſen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen unter Modulation verſteht, erfodert ſchon mehr Kenntniß der Harmonie, und iſt größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie beſteht nämlich in der Kunſt, längern Stücken durch öftere Abwechſelung des Tones eine nothwendige Mannichfaltigkeit zu geben. Da es nothwendig iſt, in längern Stücken Geſang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren: ſo iſt hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer ſolchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müſſe, ob die Modulation bloß eine gefällige Mannichfaltigkeit oder Abwechſelung zur Abſicht habe, oder ob ſie zur Unterſtützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen ſolle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonſetzer in beſondern Fällen die Regeln ſeines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone ſich weit entfernen, oder wo er in deſſen Nähe verweilen könne, ob er ſchnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo ſeine Ausweichungen ſanfter und allmälig ſein ſollen. Denn Ausweichungen ſind die wichtigſten Hülfsmittel des muſikaliſchen Ausdrucks. In Stücken von ſanftem und ruhigem Affecte iſt es nicht erlaubt ſo oft auszuweichen, als in denen, welche ungeſtüme und heftige Leidenſchaften auszudrücken haben. Wo alles, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation ſo durch den Ausdruck beſtimmt werden, daß jeder einzelne melodiſche Gedanke in dem Tone vorkommt, der ſich am beſten für ihn ſchickt. Zärtliche und ſchmerzhafte Melodien ſollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zuſammenhanges wegen nothwendig zu berühren ſind, ſollten gleich wieder verlaſſen werden. Es iſt einer der ſchwerſten Theile der Kunſt, in der Modulation ſtets untadelhaft zu ſein. Daher iſt es zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunſt ſchreiben, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand ſo wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn ſie zeigen, wie man mit guter Art von dem Haupttone durch den ganzen Cirkel der 24 Töne herumwandeln und am Ende wieder in den erſten Ton einlenken ſoll. Pp.

Mogul, ſ. Mongolen.

Mohacs oder Mohatſch, ein Marktflecken in Niederungarn, in der baranyer Geſpannſchaft, nicht weit von der Donau, mit einem feſten Schloſſe, wird von Ungarn, Deutſchen und Raitzen bewohnt, und iſt vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn 1526 von den Türken eine völlige Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe

Czelſe in einem Sumpfe erſtickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die Kaiſerlichen, welche der Herzog von Lothringen befehligte (1687).

Mohammed, ſ. Mahomed.

Mohn, Mohnſaft, Mohnſamen auch Magſamen, ein kleiner, weißer, ſonſt aber auch fleiſchfarbiger, ſchwarzer, aſchgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Samen aus den Fruchtbehältniſſen des zahmen Garten- und Feldmohns, wovon der weiße oder graue die gewöhnlichſten ſind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchſafte in vielen Gegenden von Deutſchland in Kohl- und Küchengärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißem Samen wird für den beſten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen, und einem bald weißen oder etwas fleiſchfarbnen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aſchgrauen Samen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Samen gepreßte treffliche Speiſeöl (welches unter allen Oelen zum Malen das vorzüglichſte iſt, gut trocknet und den Farben nicht ſchadet, es wird dadurch verbeſſert, daß man es mit weißem Sande durchſchwenken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwol etwas trübe, aber völlig flüſſig und brauchbar wird), den Samen, der einen angenehmen, ſüßen Geſchmack hat, dabei fett, ölig und nahrhaft iſt (man braucht ihn in Suppen, und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Bruſtbeſchwerden als Arznei) und das Opium (ſ. d. A.). Die Mohnpflanze wird faſt in allen Theilen der Welt gezogen. In Deutſchland liefert Thüringen, und insbeſondre die Gegend von Erfurt den meiſten.

Mola. Unter dieſem Namen kennen wir zwei ausgezeichnete Maler der italieniſchen Schule, nämlich: 1. Pietro Francesco Mola, geb. zu Coldre im Mailändiſchen 1621. Aus Albani's Schule kam er nach Venedig. Hier bildete er ſich aus des Albani und Guercino Manier einen eignen Styl, vervollkommnete ſich im Colorit, und ſah ſich durch des letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geſchichte Joſephs in der Gallerie von Monte Cavallo malen ließ, und ihn ſehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an ſeinen Hof ein, aber er ſtarb aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1666, wo man noch jetzt viele Frescobilder von ihm ſieht. Auch in dem kön. Palaſte zu Paris ſah man mehrere treffliche Bilder von ihm, z. B. den heil. Johannes in der Wüſte predigend, den heil. Bruno in einer ſchönen Landſchaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptiſche Flucht, Tancred. Er arbeitete viel und lebhaft, zeichnete richtig, und übertraf ſeinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich ſeine Schatten ein wenig ſchwarz ſind, und in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Auch bildete er mehrere Schüler. 2. Giovanni Battiſta Mola, um 1620 geboren.

Molay (Jakob Bernhard von), der letzte Großmeiſter der Templer, berühmt durch ſein Unglück, ſtammte von dem Geſchlechte derer von Longeric und Raon aus Burgund. Noch ſehr jung wurde er um's Jahr 1265 in den Orden der Tempelherren aufgenommen und nach Paläſtina geſchickt, wo er ſich im Kampf gegen die Ungläubigen

hervorthat. Als Wilhelm von Beaujou, damaliger Großmeiſter, ſtarb, ward Molay, obſchon er ſich zu der Zeit gerade nicht im Orient befand, ſeiner Tapferkeit, Rechtſchaffenheit und Klugheit wegen, einſtimmig an deſſen Stelle zum Oberhaupt des Ordens erwählt und als 1299 Jeruſalem zum zweiten Male von den Chriſten erobert wurde, zeichnete er ſich dabei durch thätige Theilnahme aus. Bald ging Jeruſalem indeß nochmals verloren und der Templerorden ſah ſich genöthigt ſich erſt nach der Inſel Arat, dann nach Cypern zurückzuziehen, wo Molay eben beſchäftigt war eine neue Ausrüſtung gegen die Sarazenen zu betreiben, als er unter dem Vorwande einer beabſichtigten Vereinigung der Templer mit dem Orden der Ritter vom Hoſpital des heil. Johannes zu Jeruſalem (die damals ihren Sitz auf Rhodus hatten) von König Philipp den Schönen nach Frankreich eingeladen wurde (1305.) Hier erwartete den unglücklichen Großmeiſter, der ſich mit 60 Rittern argwohnlos eingefunden hatte ein ſchreckliches Schickſal. König Philipp und Papſt Clemens V. beide begierig nach den Schätzen des Ordens und beide darin einverſtanden ihn durch jedes Mittel zu unterdrücken, verhingen über die Templer ein ſo furchtbares Gericht daß in wenig Jahren der ſo reiche, mächtige und zahlreiche Orden vernichtet und viele von deſſen Gliedern dem ſchauderhafteſten Tode Preis gegeben wurden. Auch Molay entging dieſem Schickſal nicht. Anfänglich von dem heuchleriſchen Philipp mit der größten Freundſchaft aufgenommen und ſogar von ihm zur Uebernahme der Pathenſtelle bei einem Prinzen vom Geblüte eingeladen, ward er mit allen in Frankreich auf ihren Comthureien und Balleien zerſtreut lebenden Rittern, am 13. October 1307 plötzlich und unvermuthet verhaftet, vor ein gedungnes Gericht geſtellt und nach Jahre langem Leiden im Kerker und nach den grauſamſten Mißhandlungen durch Tortur, am 18. März 1314 in Paris auf einer kleinen Inſel in der Seine, auf derſelben Stelle wo ſpäter die Bildſäule Heinrichs IV. ſtand, nebſt dem Großprior Guido von der Normandie, einem 80jährigen Greiſe, bei langſamen Feuer verbrannt. Früher ſchon waren 54 Tempelritter auf gleiche Art hingeopfert worden, (vergl. den Artikel: Tempelherren.) Die ſchändlichen und nie erwieſnen Beſchuldigungen welche damals und auch noch ſpäter ſo wol dem Orden als dem unglücklichen Molay gemacht wurden und die offenbar nichts anders als muthwillige Verdrehungen und Unwahrheiten waren, welche ſich die Tyrannei eines habſüchtigen Königs im Verbande mit der feilen Dienſtfertigkeit, von Clemens V. auszuſtreuen erlaubte, ſind in neuerer Zeit durch den rühmlichen Forſchungseifer einiger Gelehrten, (z. B. Raynouard's in Paris, der auch ein mit Beifall aufgenommnes Trauerſpiel: „die Templer," geſchrieben hat) in ihrer Richtigkeit dargethan und dadurch ein neuer Beweiß geliefert worden, welcher Greuelthaten unbeſchränkte Willkür und Fanatismus fähig ſind. Bemerkung verdient noch, daß Molay und ſein Todesgefährte der alte Prior Guido, im Gefühl ihrer Unſchuld und des ihnen wiederfahrenden gräßlichen Unrechts, im Sterben noch, ſowol König Philipp als Clemens V. mit lauter Stimme vor dem Throne Gottes zur Rechenſchaft foderten, und daß die beiden Genannten noch in demſelben Jahre plötzlich vom Leben ſcheiden mußten.

Moldau, eine Provinz, welche zur europ. Türkei gerechnet wird, weil ſie unter einem mittelbaren, der Pforte als Vaſall unterworfenen Fürſten oder Hoſpodar (ein ſlaviſches Wort, das ſo viel als Herr bedeutet) ſteht. Sie grenzt an das ruſſiſche Reich, die Buckowina, Siebenbürgen und die Walachei, wird in die obere und

untere Moldau eingetheilt, und ſoll, nach der 1812 an Rußland gemachten Abtretung eines beträchtlichen Theils derſelben, dermalen 570 Q. M. mit 280,000 Einw., unter welchen 4000 Bojaren, enthalten. Die Moldau hat mit der ihr benachbarten Walachei faſt ſtets gleiche Schickſale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten dieſe beide Provinzen den Namen Dacia transalpina (das jenſeits der Karpathen gelegne Dacien). Im 11. und 12. Jahrh. wohnten hier die Kumanen, und das Land hieß nach ihnen Kumanien. Als dieſe 1239 nach Ungarn gingen, ſetzten ſich die aus Thrazien angekommnen Walachen hier feſt, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Fluſſe Moldova) auf. Ob nun gleich die Moldauer und Walachen einerlei Urſprung und, einige Abweichungen in der Ausſprache abgerechnet, einerlei Sprache haben, ſo herrſcht doch zwiſchen beiden Völkern eine ſtarke Abneigung. Die Moldau hat ihre eignen Fürſten, die aber mit ihren Nachbarn öfter in Kriege verwickelt wurden. Von 1310 an fielen die Türken wiederholt in die Moldau ein, aber erſt 1503 übertrug Fürſt Bogdan III. ihnen ſein Land zu Lehn. Später fingen die Türken an, die moldauiſchen Fürſten ganz willkürlich zu behandeln, ſie nach Gefallen ein- und abzuſetzen, und ertheilten endlich, dieſe Würde einem Griechen, indeß wählte die Pforte 1822 einer Bojar Stóurza zum Hoſpodar, der aber das Land nach arger türkiſcher Verwüſtung nach der Verjagung der griechiſchen Häteriſten in Beſitz nahm. Die Moldau iſt von den Ruſſen mehreremale erobert, aber immer wieder zurückgegeben worden. Doch bei dem letzten Friedensſchluſſe zu Bukareſt 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 Q. M., in welchem die bekannte Feſtung Choczym liegt, bis an den Pruth, der nun die Grenze macht, abtreten. Schon 1777 war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau 178 Q. M., der ſeitdem den Namen Buckowina erhalten hat, an Oeſterreich abgetreten worden (ſ. Buckowina). Ein Theil der untern Moldau, der 400 Q. M. enthält, an das ſchwarze Meer grenzt und unter dem Namen Beßarabien bekannt iſt, war ſchon ſeit langer Zeit den Moldauern von den Türken entriſſen worden, wurde aber von dieſen in dem Friedensſchluſſe im J. 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. Die Moldau iſt ein äußerſt fruchtbares Land, doch zum Theil noch unangebaut, wozu die häufigen Kriege zwiſchen den Ruſſen und Türken viel beigetragen haben. Ganz vorzüglich ſind die Viehweiden dieſes Landes, und die Viehzucht jeder Art iſt daher außerordentlich ſtark. Es wurden ſonſt jährlich 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochſen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo ſie als polniſche Ochſen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Urſache des großen Ueberfluſſes an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh ſchlachtet, ſondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht iſt bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Es wird von hier viel Honig nach Konſtantinopel, das Wachs aber meiſtens nach Venedig verkauft. Eine häufige und große Plage für das Land ſind die Heuſchrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern, der Aberglaube den Einwohnern nicht geſtattet. Die Moldau iſt reich an Mineralien und edeln Metallen, aber man vernachläſſigt die Aufſuchung derſelben faſt gänzlich. Doch werden verſchiedne Salzgruben, beſonders in der Gegend bei Okna, bearbeitet, und die Ausfuhr des Steinſalzes iſt beträchtlich. Die Einwohner ſind der griechiſchen Religion zugethan.

Die Bauern ſind nicht leibeigen, ſtehen aber unter dem harten Drucke ihrer Fürſten, die nur Reichthümer zu ſammeln ſuchen, und der Edelleute (Bojaren); ſie ſind daher träge und im Ganzen von ſchlechtem Charakter. Es halten ſich viel Türken, Armenier, Griechen Juden und Ruſſen, in deren Händen der Handel ausſchließlich iſt, im Lande auf. Die Einkünfte des Fürſten betrugen 400,000 Thaler. Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Jaſſy oder Jaſchy (ſ. d. A.). Okna, an der Grenze von Siebenbürgen, iſt wegen ſeiner Salzgruben bekannt. Galacz iſt eine offne aber anſehnliche Handelsſtadt mit einem Hafen an der Donau, da wo der Pruth in dieſelbe fällt. Der Hafen iſt immer mit türkiſchen Schiffen angefüllt, die von hier auf dem ſchwarzen Meere moldauiſche Producte nach Konſtantinopel führen.

Molé, (Fr. René) ſ. pariſer Theater und franz. Lit.: 11—12. Abth. dramatiſche Poeſie und Schauſpielkunſt.

Molé (Mathieu), Präſident des Parlaments von Paris und ein ausgezeichneter Staatsmann, wurde 1584 geboren. Sein Vater, General-Procureur und ſpäter gleichfalls Parlaments-Präſident, hatte während den Kämpfen der Ligue dies Amt rühmlich verwaltet, der Sohn ſtand ihm während den Streitigkeiten der Fronde mit gleichem Ruhme vor. Seine Rechtſchaffenheit, Geradheit und Unerſchrockenheit ließ ihn ſelbſt unter dem despotiſchſten aller Miniſter, unter Richelieu, oft ſiegreich der Willkür wiederſtehen und nicht minder gelang es ihm unter den nicht weniger herrſchſüchtigen aber minder kraftvollen Mazarin, ſich die Achtung aller ſtreitenden Parteien zu erhalten. Schon im Jahr 1614 folgte Molé, damals erſt 30 Jahr alt, dem Herrn v. Bellievre, in der Stelle eines General-Procureurs und 1641 ward er durch Richelieu ſelbſt, dem er ſich eben erſt in einer Streitſache mit dem Marſchall v. Marillac wiederſetzt hatte, zum erſten Präſidenten des Parlaments ernannt. Bald darauf brachen die Händel der Fronde aus (ſ. d. Art.) und wurden für Molé der wahre Probierſtein eines klugen Staatsmannes. Mit eben ſo viel Klugheit als Geſchick wußte er in dieſem, Frankreich damals nicht wenig erſchütternden Parteikampf die Intereſſen des Rechts und der Freiheit mit denen des von allen Seiten bedrohten Hofes, zu vertreten, und ſein Benehmen, als endlich die Sache zum offenen Bruche kam und Paris der Schauplatz der tumultuariſchen Bewegungen wurde, war ſo feſt, würdevoll und muthig, daß ihm ſelbſt die erbittertſten Gegner ihren Beifall nicht verſagen konnten, und daß Condé und der Cardinal von Retz, zwei Hauptperſonen in dem damaligen politiſchen Drama, welches zum Schaden des Landes von ehrſüchtigen Parteien aufgeführt wurde, gezwungen waren ihn zu ſchätzen, obſchon Molé's unerſchütterliche Rechtsliebe und Anhänglichkeit an das Beſte des Throns und Volks, ihren Abſichten oft hemmend in den Weg trat. Eine Zeitlang hatte Molé, müde der Ränke jener Ehrſüchtigen welche nur dahin trachteten ihr Beſtes zu wahren, und ohne Schutz von Seiten des hin und herſchwankenden Hofes, freiwillig das Siegel abgegeben und die Schadloshaltung welche Anna von Oeſterreich ihm durch Verſchaffung des Kardinalshutes, ſeinem Sohne durch Ertheilung einer Staatsſecretärſtelle, gewähren wollte, abgelehnt, bald aber mußte er von neuem das ſchwere Amt übernehmen und abermals mehr wie ein Mal den Wüthenden von allen Seiten die feſte Bruſt entgegen zu ſtellen. Eher endeten auch ſeine unglücklichen Streitigkeiten zwiſchen dem Parlament, dem Hofe und den Anführern der Fronde nicht, als bis Ludwig XIV. ſelbſt das Ruder des Staates ergriff

und unter der klugen und glanzvollen Despotie dieſes Fürſten, die letzten Reſte der Freiheiten des Parlaments und des Volks dahinſchwanden. Dieſen Zeitpunkt erlebte Molé nicht ganz. Er ſtarb den 3. Januar 1656, mehrere Kinder hinterlaſſend. Ein Enkel von ihm (Mathieu-François) bekleidete gerade hundert Jahre nach ſeinem Tode, die einſt von ihm ſo rühmlich verwaltete Stelle als Präſident des pariſer Parlaments und endete während der Revolution auf dem Blutgerüſte. In den Memoiren des Kardinal von Retz, ſo wie in allen andern Geſchichtswerken jener merkwürdigen Zeit der Regentſchaft Anna's von Oeſterreich und Mazarin's, iſt überall Molé's großer Wirkſamkeit in den damaligen verwickelten Angelegenheiten des Staates gedacht, und alle ſtimmen darin überein, daß kein Würdigerer und Beſſerer in ſo unruhigen Tagen an der Spitze der Geſchäfte hätte ſtehen können.

Molière (Jean Baptiſte Pocquelin de), der berühmte franz. Luſtſpieldichter, war, wie man erſt ſeit Kurzem beſtimmt weiß, den 15. Jan. 1622 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Dienſten geweſen, und auch er wurde dieſen Geſchäften beſtimmt und erhielt eine dem angemeſſene Erziehung. Er genoß in ſeinem 14. Jahre den Unterricht der Jeſuiten und machte ſchnelle Fortſchritte. Gaſſendi, Chapelle, Bernier, Cyrano waren ſeine Lehrer. Da ſein Vater indeß ſchwach geworden war, mußte er das Amt deſſelben bei Ludwig XIII. verſehen, und begleitete den König im J. 1641 nach Narbonne. Das franz. Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühen. Molière (denn mit dieſem Namen verwechſelte er damals ſeinen eigentlichen Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für ſeine Aeltern, oder nach dem Beiſpiel andrer Schauſpieler ſeiner Zeit) gab die Stelle ſeines Vaters auf, und verband ſich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenſchaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauſpielerin Bejart zuſammen; beide bildeten eine Truppe, welche 1662 zu Lyon den Etourdi aufführte. Dies iſt die erſte von Molière in Verſen geſchriebne Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerſchöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottiſen ſeines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beſchäftigt iſt, das Anziehende der hieraus entſpringenden Situationen, haben dieſes Stück ungeachtet des Unzuſammenhangs der Szenen, der Kälte der Perſonen, und des unreinen Styls, auf dem Theater erhalten. Molière erntete als Dichter und Schauſpieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauſpielergeſellſchaft in Lyon faſt alle Zuſchauer. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrſcheinlicher Intriguen. Die Kunſt, Charaktere und Sitten auf der komiſchen Bühne darzuſtellen, war Molière aufbehalten. Dieſe Kunſt, deren Keim ſich ſchon im Etourdi zeigt, verbunden mit der Abwechſelung der Ereigniſſe, erhielt den Zuſchauer geſpannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Luſtſpiel in Beziers gegeben. Hier hatte der Prinz Conti, der Molière auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc verſammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feſte, die er gab, ſondern bot ihm auch eine Secretärſtelle an. Molière lehnte ſie ab, mit der Erklärung, daß er ein leidlicher Schriftſteller ſei, vielleicht aber ein ſehr ſchlechter Secretär ſein möchte. Le dépit amoureux und Les précieuses ridicules erſchienen auf dem Theater von Beziers und wurden bewundert. Die Ereigniſſe ſind in dem

Dépit amoureux beſſer geordnet, als in dem Etourdi. Man nimt in dem Spiel der Perſonen eine echt komiſche Ader, und in ihren Reden Geiſt und Laune wahr; aber der Knoten iſt zu verwickelt und die Auflöſung nicht wahrſcheinlich genug. Einfacher iſt die Verknüpfung in den Précieuses ridicules. Eine feine Kritik der anſteckenden Krankheit der Schöngeiſterei, des ſchwülſtigen Romanenſtyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Ziererei in Sprache, Gedanken, Putz, ſind der Gegenſtand dieſer Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man ſie in Paris gab. Man lachte, man erkannte ſich und klatſchte. Ludwig XIV. war ſo zufrieden mit den Vorſtellungen der Geſellſchaft Molière's, daß er ſie zu ſeiner Hofſchauſpielergeſellſchaft machte und ihrem Director eine Penſion von 1000 Franken bewilligte. Der Cocu imaginaire erſchien 1660. Auch in dieſem Stück iſt eine Maſſe von fröhlichem Scherz und ein gewiſſes Intereſſe, wodurch der Zuſchauer beſonders die lachluſtige Menge, beluſtigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen Don Garcie de Navarre, nach dem Spaniſchen laut. Die Ecole des Maris, wozu die Idee aus den Brüdern des Terenz, geſchöpft iſt, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Verknüpfung und eine natürliche Auflöſung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der dieſem Stück zu Theil wurde, als Les Fâcheux, binnen vierzehn Tagen entworfen, ausgeführte einſtudirt, zu Vaux, bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet, in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieſes Luſtſpiel iſt faſt ohne Verknüpfung, aber die Abſicht war, durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuſchauer anzuziehen. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehen aus der erſten Vorſtellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, anſichtig wurde, zu Molière geſagt habe: „Da iſt ein Original, das du noch nicht copirt haſt.“ In 24 Stunden war die Scene des Jägers eingeſchaltet, und da Moliere die Jagdausdrücke nicht konnte, bat er Soyecourt ſelbſt, ſie ihm anzugeben. In der Ecole des Femmes, welche 1662 gegeben wurde, ſchien alles Erzählung, und iſt doch alles Handlung. Bei dieſem Stück erhoben ſich die Tadler, welche ohne auf die Kunſt zu ſehen, die in dem Spiel der untergeordneten Perſonen und in dem natürlichen und ſchnellen Uebergang von einer Ueberraſchung zur andern herrſcht, einige Nachläſſigkeiten im Styl rügten. Molière antwortete ihnen, indem er ſelbſt eine geiſtreiche Kritik ſeines Stücks gab. Der König, welcher Molière als den Geſetzgeber der Wohlanſtändigkeit und den heilſamſten Beurtheiler der Lächerlichkeiten anſah, ſetzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an ſeiner Freigebigkeit Theil haben ſollten. Molière, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem Impromptu de Versailles die Eindrücke vernichten zu müſſen, welche das Porträt des Malers Bourſault hatte machen können. Dieſer hatte boshafter Weiſe einen Schlüſſel zu der Ecole des Femmes angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel ſehr im J. 1664 La princesse d'Elide, ein komiſches Ballet, für ein Feſt verfertigt, das der König gab. Paris, das dieſes Ballet ohne die Pracht ſah, die es in Verſailles verſchönert hatte, nahm es weniger günſtig auf. Gleiches Schickſal hatte ein anders komiſches Ballet, Le mariage forcé. Ein dem Grafen Grammont (ſ. Hamilton) zugeſtoßnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. Don Juan ou le festin de pierre machte

wenig Wirkung. Der Verf. ſtrich bei der zweiten Vorſtellung einige Läſterungen, die er einem Gottloſen in den Mund gelegt hatte. L'Amour médecin ſchien auch eins von den übereilten Werken, die man nicht ſtreng beurtheilen darf. Molière führt zuerſt in dieſem Stücke die Aerzte auf, wozu, wie man ſagt, ein unwiſſender und geiziger Arzt ihm Veranlaſſung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb ſich der Dichter durch ſeinen Misanthrope, ein Stück, das anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der ſchönſten Werke der neuern Komödie betrachtet worden iſt. Dennoch muß man geſtehen, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Verknüpfung mehr fein und ſinnreich als lebhaft und anziehend iſt, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erſcheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die obgleich ſehr geſchickt herbeigeführte Auflöſung den Zuſchauer doch kalt läßt. Er ſetzt hinzu, daß übrigens der Miſanthrop eine feinere und ſchönere Satyre ſei, als die Satyren des Horaz und Boileau, und wenigſtens eben ſo gut geſchrieben; daß es aber anziehendere Komödien gebe, und daß z. B. der Tartufe dieſelben Schönheiten des Styls mit einem viel hervorſtechendern Intereſſe vereinige. 1665 erſchien: Le Malade malgré lui, eine ſehr luſtige Farce. Le Sicilien ou l'Amour peintre iſt ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung ſtieg auf's höchſte, als der Tartufe (deutſch bearbeitet von Unger: der Betbruder, Berlin 1787) erſchien. Umſonſt erhoben ſich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfaſſer, das Stück wurde geſpielt und beklatſcht. Die Heuchelei iſt darin vollkommen enthüllt; die Charaktere ſind eben ſo mannichfaltig als wahr, der Dialog iſt gleich fein und natürlich; nur die Auflöſung genügt nicht. Anfangs wurde Tartufe verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchſt freie Poſſe, betitelt Scaramouche. Beim Weggehen ſagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wiſſen, warum die Leute ſo gewaltigen Anſtoß an Molière's Stück nehmen, und nichts über Scaramouche ſagen?“ „Die italieniſchen Schauſpieler,“ antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die franzöſiſchen aber die Frommen beleidigt.“ 1668 gab Moliere den Amphitryon, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwiſchen Jupiter und Alkmene gibt es nichts luſtigeres. L'Avare (der Geizige), eine andre Nachahmung des Plautus, iſt im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch ſtarke Züge getroffen. Schwerer möchte es ſein, Rouſſeau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Anſehn in dieſem Stück herabgewürdigt werde. George Dandin ou le Mari confondu, Monsieur de Pourceaugnac, Les Fourberies de Scapin, ſind mehr beluſtigender als belehrender Art. Le Bourgeois gentilhomme, obgleich auch mit einigen Poſſen gemiſcht, iſt ungleich komiſcher und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Molière ſeine Femmes savantes, eine ſinnreiche Satyre der falſchen Schöngeiſterei und der pedantiſchen Gelehrſamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrſchten. Die Ereigniſſe ſind, wie in manchen andern ſeiner Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegenſtand ſelbſt, ſo trocken er auch an ſich ſein mag, iſt in einer echt komiſchen Geſtalt dargeſtellt. Die Entwickelung iſt bewundernswerth und hundert Mal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem Malade imaginaire, worin die

Marktſchreierei und Schulfüchſerei der damaligen Aerzte vollkommen geſchildert wird. Mit dieſem Stücke beſchloß der Verf. ſeine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gemahlin und Baron drangen in ihn, nicht zu ſpielen. „Was würden," antwortete er ihnen, „ſo viele arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabſäumt zu haben, ihnen Brot zu geben." Die Anſtrengung, womit er ſpielte, verurſachte ihm Convulſionen, denen ein Blutſturz folgte. Er ſtarb wenige Stunden darauf den 17. Feb. 1673. Die Akademie ehrte ſich und Molière noch im J. 1778 dadurch, daß ſie ſeine Büſte mit dem Verſe von Saurin aufſtellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquait à la nôtre.

Der Erzbiſchof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König ſelbſt ſchlug ſich in's Mittel, und ſo wurde er in St. Joſeph ſtill beerdigt. In neuern Zeiten wurde ſeine Aſche in das nach der Reſtauration wieder aufgehobne Muſeum der franzöſiſchen Denkmäler gebracht, wo ſie ſich in einer antikgeformten Urne mit der Inſchrift befand: Molière est dans ce tombeau. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit ſeiner Büſte und mit der Inſchrift geziert; Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Molière's Werke als eine Geſchichte der Sitten, Moden und des Geſchmacks ſeiner Zeit und als das treueſte Gemälde des menſchlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geiſt, geſchickt, die äußern Zeichen der Leidenſchaften und ihre Bewegungen in den verſchiednen Zuſtänden aufzufaſſen, nahm er die Menſchen wie ſie ſind, und zeigte als ein geſchickter Maler die geheimſten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Gebärden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Luſtſpiele, gehörig geleſen," ſagt La Harpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, ſondern weil er den Menſchen, der ſich nicht verändert, gemalt hat. Welches Meiſterſtück iſt der Geizige! Jede Scene iſt eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos ſagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen ſei und daß man treffliche ökonomiſche Grundſätze daraus ziehen könne. Molière iſt von allen, die je geſchrieben haben, derjenige, der den Menſchen am beſten beobachtet hat, ohne ſich den Schein davon zu geben. Er ſcheint ſeine Menſchenkenntniß mehr auswendig zu wiſſen, als ſtudirt zu haben. Die Criſpine Regnard's, die Bauern Dancourt's erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verſtand in ſeiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar ſind ſchöne Werke. Aber nichts von allem reicht an Molière; er hat einen phyſiognomiſchen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in ſeinen geringſten Poſſen wider, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben ſo ſehr beim Leſen als bei der Darſtellung. Man hat wol gemeint, daß er zu ſtark auftrage und überlade. Ich habe den ſo oft wiederholten pauvre homme im Tartüffe tadeln hören; ich habe nachher dieſelbe Scene und noch ſtärker geſehen, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkeiten und Leidenſchaften nicht überladen werden können. Molière iſt ein Schriftſteller für gereifte Männer und Greiſe. Ihre Erfahrung begegnet ſich mit ſeinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit ſeinem Genie. . . Man beklagt, daß nicht mehr in Molière's Geſchmack gearbeitet wird. Ich denke man hat wohlgethan, andre Gattungen zu verſuchen. Das Feld, auf welchem er ärntete, iſt

minder groß, als man ſich einbildet.“ — In ſeinen häuslichen Verhältniſſen war Molière nicht ganz glücklich; er, der ſich auf der Bühne über die menſchlichen Schwächen luſtig machte, konnte ſich vor ſeiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, ſich mit der Tochter der Schauſpielerin Bejart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er ſo oft auf hintergangene Ehemänner geworfen hatte, auf ſich ſelbſt. Glücklicher war er in dem Umgange mit ſeinen Freunden und mit den Großen. Der Marſchall Vivonne, der große Condé, Ludwig XIV. ſelbſt, lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben ſo ſehr das Verdienſt als die Geburt ehrt. Mit Racine, deſſen Wohlthäter er geweſen, veruneinigte er ſich zwar ſpäter, aber beide achteten ſich gegenſeitig darum nicht weniger. . . Als Schauſpieler war Molière in den hochkomiſchen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. ſ. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 ſeine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit anziehenden Commentaren herausgegeben. (Molière's Luſtſpiele und Poſſen für die deutſche Bühne von Zſchokke, Zürich 1805 und 1806. 6 Bde. mit Molière's Biographie.)

Molina (Ludwig de), Moliniſten, ſ. d. Art. Gnade und Janſen.

Molinos, ſ. Quietismus.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts ſteigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt (ſ. Ton, Tonarten.)

Molla, Mallah, eine geiſtlich-richterliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Diſtricten zu verwalten, und iſt Oberrichter im Gegenſatz des Kadi's oder Unterrichters. Ueber den Molla's ſind noch die Kadileskier, oder die oberſten Rechtsbeamten im Reiche, welche auch im Divan ſitzen.

Möllendorf (Wichard Joach. Heinr. v.), königl. preuß. Generalfeldmarſchall, geb. 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute ſeines Vaters, der die Stelle eines königlichen Deichhauptmanns in dieſer Provinz bekleidete. Er beſuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis 1739. Im J. 1740 ward er von Friedrich II. als Page angenommen, und begleitete den Monarchen im erſten ſchleſiſchen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotuſitz beiwohnte. 1743 ward er Fähnrich beim erſten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs. „Der junge Möllendorf, Adjutant Sr. Majeſtät des Königs,“ ſagt Friedrich im zweiten Theile der Geſchichte ſeiner Zeit, „erhielt unter ſehr ſchwierigen Umſtänden den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Provianttransport zu decken, den Francolini der von allen öſterreichiſchen Offizieren die genaueſte Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schleſien führen, beſaß, mit 4000 Mann Panduren zwiſchen Chatzlar und Trautenau angriff. Möllendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte ſich eines Kirchhofs, der das Defilé beherrſchte. Von hier aus beſchützte er die Wagen und vertheidigte ſich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dümoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Zwar ſind,“ fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber ſie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um ſolche Thaten in Vergeſſenheit begraben zu laſſen, die bei der Nachkommenſchaft ein Keim

zur Nacheiferung werden können." Möllendorf befand ſich im zweiten ſchleſiſchen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sarr, in welcher letztern er ſtark verwundet wurde. 1746 wurde er Hauptmann und erhielt eine Compagnie in dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er ſich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, welcher Einfluß auf das Schickſal des Tages hatte, aus, und erwarb ſich dadurch den Verdienſt-Orden. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, war bei dem Ueberfalle von Hochkirch gegenwärtig, und wurde 1760 Commandeur des Garderegiments, er focht mit demſelben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Obriſtlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3. November d. J. war er es, der zu einem Manöver rieth, das die glücklichſten Folgen hatte, und das Schickſal dieſes großen Tages entſchied. Doch hatte er dabei für ſeine Perſon das Unglück, gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des J. 1761 wieder ausgewechſelt, und einige Monate darauf zum Oberſten beſtellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit ſeiner Brigade den wichtigen verſchanzten Poſten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generallieutenant. Im baierſchen Erbfolgekriege ſtand er bei dem Heere des Prinzen Heinrich in Sachſen und Böhmen und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Unternehmung bei Bautzen ausführte und zur Belohnung den ſchwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte ſehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußiſchen noch gar nicht berückſichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er ſich oft um deſſen Perſon, und war vielmals ſein alleiniger Geſellſchafter. 1787 ward er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich, und ſtand deshalb 1791 gewiſſermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog von Braunſchweig 1794 den Oberbefehl der preußiſchen Heere am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarſchall Möllendorf daſſelbe, welcher zwar (23. Mai) die franzöſiſchen Verſchanzungen bei Kaiſerslautern eroberte, aber doch im Ganzen der republikaniſchen Uebermacht nicht zu widerſtehen vermochte, und wegen der öſterreichiſchen Verluſte ebenfalls wieder über den Rhein zurückging. Der Friede zu Baſel (5. Apr. 1795) machte für dieſes Mal dem Kriege ein Ende. Obwol über 80 Jahre alt, folgte Möllendorf dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege von 1806 der Stimme des Vaterlands und dem Rufe ſeines Königs gegen ſeine Anſicht, und gerieth, nachdem ſich die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entſchieden, zu Erfurt erkrankt, in franzöſiſche Gefangenſchaft; doch wurde er mit der Achtung, die ſeinen Verdienſten und Jahren gebührte, behandelt und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er beſchloß ſeine Tage zu Havelberg, wo er Domprobſt war, im J. 1816. TH

Mollusken (im Lateiniſchen Mollusca), eine äußerſt merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeſchichte noch ſehr im Dunkeln liegt. Sie bilden, nach dem linne'ſchen Syſteme, die zweite Klaſſe der Gewürme (vermes), und unterſcheiden ſich von den in den Eingeweiden der Menſchen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich

dadurch, daß ſie Gliedmaßen beſitzen, welche dieſen fehlen. Faſt alle Arten der Mollusken ſind gänzlich ohne Bedeckung und mit Gliedmaßen verſehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern ſcheinen. Mit Ausnahme der Gartenſchnecken halten ſie ſich meiſt im Waſſer und vorzüglich im Meere auf, welches ſie durch eine phosphoriſche Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten (vergl. Meer.) Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts iſt, kennt man ſieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund ſich vorn befindet, zwei; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, verſehen ſind, ſieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo iſt ein in einem Hafen, und zwar in das Waſſer hinein, von großen Quaderſteinen aufgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich iſt, der mit einer Kette geſchloſſen werden kann. Ein ſolcher Molo iſt für den Hafen von großem Vortheil, inden er nicht nur Sand und Schlamm abhält, ſondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen ſichert.

Moloch, ein von Moſes (3. B. 18. V. 21.) erwähntes Götzenbild mehrer morgenländiſchen Völker, unter welchem ſie die Sonne verehrten und dem ſie Menſchenopfer darbrachten. Es war des metallne Bildniß eines Menſchen mit einem Ochſenkopfe. Nachdem es mittelſt eines ſtarken Feuers, das in einer unten befindlichen Oeffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer beſtimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Prieſter mit geräuſchvollen Tonwerkzeugen das Angſtgeſchrei derſelben übertäubten.

Moloſſus, ſ. **Rhythmus**.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehrere Staatsmänner und Mäcenaten der Wiſſenſchaften hervorgegangen ſind, beſonders Adam Glob Graf von Moltke, geboren 1709, geſtorben 1792, Miniſter und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V. und Klopſtock's Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf von Moltke, königl. däniſcher Conferenzminiſter und Großkreuz des Danebrogordens, ein gründlicher Kenner des Alterthums. Auch glänzte als Staatsmann und Beſchützer der Wiſſenſchaften der däniſche Graf Joachim Godske Moltke. Bloß an Legaten für die Wiſſenſchaften und Schulen hinterließ er 300,000 Reichsbankthaler. Schon im J. 1766 verließ er den Militärdienſt und widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft in Koppenhagen als Zuhörer der Profeſſoren Kofoedanker und Stampe. In Regensburg ſtudirte er als Geſandſchaftsſekretär das Staatsrecht. In Leipzig war er in der Periode ſeiner dortigen Studien Gellert's Hausgenoſſe und Erneſti's Liebling, und machte hernach Reiſen in Deutſchland und Frankreich und ſtieg im Dienſte ſeines Vaterlandes im J. 1775 bis zum geheimen Staatsminiſter. In dieſem Verhältniſſe wirkte er viel für die königliche Bibliothek. 1784 zog er auf ſeine Güter zurück und lebte dort ganz für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft. Erſt in den letzten 5 Lebensjahren kehrte er auf den Ruf ſeines Königs in den Staatsdienſt zurück, in einer Zeit die ſchlimmer für Dännemark war, als jemals eine vorhergehende. Er fand Mittel den Credit des Staats und ſeines Papiergeldes wieder herzu-

ſtellen, that viel für arme Gelehrte und Jünglinge die ohne Mittel ſtudirten, und meiſtens im Stillen ohne daß die Mitbürger es erfuhren. Selbſt Vater, opferte er 150,000 Rthlr. ſeines Vermögens zur Unterſtützung der Staatsdiener, die bei der Verſchlechterung des Geldweſens ſchnelle Hülfe bedurften und die der Staat ihnen nicht geben konnte. Moltke ſtarb 1818 und die koppenhagner Univerſität machte in einem Programm in kurzen Zügen bekannt, was der verſtorbne Miniſter für den Staat, für die Wiſſenſchaften und für die Menſchheit wirkte.

Molucken, ſ. Gewürzinſeln.

Molwitz, ein ſchleſiſches Dorf, im Regierungsbezirk Breslau, unweit Brieg, bei welchem am 10. April 1741 die bekannte Schlacht zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geſchwankt hatte, endlich durch die Anſtrengung Schwerin's zum Vortheil der Preußen entſchieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr perſönlich bei. Der König ſagte ſelbſt, daß er den Krieg damals noch nicht verſtanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber dieſe Schlacht für ihn und ſeine Truppen eine Schule geweſen ſei.

Molyn (Peter), ſ. Tempeſta.

Molza (Francesco Maria), geb. zu Modena 1489, verdient unter den italieniſchen Dichtern vom zweiten Range eine ehrenvolle Erwähnung. Er ſtammte aus einer angeſehnen Familie, brachte ſeine Lebenszeit meiſtens zu Rom hin, und ſtand mit den größten damals lebenden Gelehrten, in freundſchaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm gewiß eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht ſeine Ausſchweifungen ihm geſchadet hätten. Unter ſeinen Poeſien werden beſonders die Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga und die Ninfa Tiberina, ein poetiſches Gemälde in Ottave rime, geſchätzt. Sein Capitolo in lode dei fichi iſt ein ſchmutziges Gedicht; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lateiniſcher Dichter hat ſich Molza vortheilhaft bekannt gemacht. Er ſtarb 1544. Erſt 1747 iſt eine vollſtändige Sammlung ſeiner Werke erſchienen, welche der Abt Seraſſi zu Bergamo nebſt einer weitläufigen Biographie des Dichters herausgegeben hat; der zweite Band des Werks enthält übrigens die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenoſſen von Molza. Ein Enkel des eben genannten Molza, Namens Tarquinio Molza, der als ein Mann von großer Gelehrſamkeit in hohem Anſehn ſtand und von Taſſo, Guarini und Andern zu Rathe gezogen wurde, hat ebenfalls italieniſche und lateiniſche Poeſien hinterlaſſen.

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelſucht und Satyre, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit ſchonungsloſem Witze tadelt er ſelbſt die Götter. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht. Einige bildeten ihn als hagern Jüngling mit einem Satyrgeſichte und der Narrenkappe oder dem Narrenſtocke.

Monaco, (franz. Mourgues), ein kleines italieniſches Fürſtenthum, von der Grafſchaft Nizza umgeben, an der Meeresküſte. Es iſt ein fruchtbares Ländchen von 2½ Q. M. mit 8000 Einwohnern und reich an edeln Südfrüchten, Obſt und beſonders Olivenöl. Die ganze Bevölkerung wohnt in den drei Gemeinden Monaco, Mentone und Roque Brune, davon Monaco ein befeſtigtes Städtchen mit 1200 Einwohnern und einem Hafen, und Mentone eine nahe am Meere liegende Stadt mit 3000 Einwohnern iſt. Die Familie Grimaldi ſoll das Ländchen ſeit Otto's I. Zeiten beſeſſen haben. 1731 ſtarb der Mannsſtamm aus. Die Erbin des letzten Fürſten, Anton

Grimaldi, der zugleich Herzog von Valentinois war, vermählte ſich 1716 mit Franz de Matignon, der die Namen Fürſt von Monaco und Herzog von Valentinois nebſt der mit letzterm verbundnen Pärwürde erhielt. Seit 1641 hatte Frankreich das Beſatzungsrecht in der Feſtung Monaco und 1815 ging das Recht an Sardinien über.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Subſtanzen, aus welchen die zuſammengeſetzten entſtänden, die Lehre von dieſen einfachen Subſtanzen aber Monadologie, welche ſeitdem einen Theil der Metaphyſik ausmachte. Das Daſein der Monaden bewies er folgendermaßen: Eine Theilung der Körper in's Unendliche läßt ſich nicht denken, weil ſonſt ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen beſtehen müßte, welches nicht denkbar iſt. Man muß alſo zuletzt bei ſolchen Theilen ſtehen bleiben, die ſich nicht mehr theilen laſſen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, ſo konnten ſeine Monaden auch nicht die Eigenſchaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile ſchloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflöſung fähig, nicht aus zuſammengeſetzten Dingen entſtehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten ſie alſo entſtehen, ſo müßten ſie aus nichts entſtehen, und ſollten ſie untergehen, ſo könnte dies nur durch Vernichtung geſchehen. Indem er ſo den Monaden alle dieſe Eigenſchaften abſprach, bleibt nichts Poſitives bei ihnen zu denken übrig, als daß ſie Kräfte und zwar Vorſtellkräfte wären. Sie müßten jedoch noch durch gewiſſe andre Eigenſchaften von einander unterſchieden ſein, weil in der Natur nicht zwei einander völlig gleiche Dinge gefunden würden, und weil ſonſt kein Mittel vorhanden ſei, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, indem dasjenige, was in einem Körper vorgehe, ſeinen Grund in den einfachen Theilen deſſelben haben müßte. Kant machte dagegen auf die Amphibolie der Reflexionsbegriffe vom Innern und Aeußern aufmerkſam. Dieſe Amphibole entſteht überhaupt durch Verwechſelung des empiriſchen Verſtandesgebrauchs mit dem transſcendentalen. Leibnitzen's Monaden entſtanden, indem er das Innere der Körper ſuchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieſes Innere bloß im Verhältniß auf den Verſtand vorſtellte. Das Innere dieſes Zuſtandes konnte nun nicht in Ort, Geſtalt, Berührung oder Bewegung beſtehen, weil dies äußerliche Verhältniſſe ſind. Freilich blieb dieſen Subſtanzen nur der Zuſtand der Vorſtellungen übrig, und ſie waren nichts anders als Vorſtellungskräfte, wodurch ſie eigentlich nur in ſich ſelbſt wirkſam ſind und den Grundſtoff des ganzen Univerſums ausmachen mußten. Dieſe einfachen Weſen waren bloße intelligible Gegenſtände, dagegen die zuſammengeſetzten, die Materie, Erſcheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das bloß Intelligible, bloß für den reinen Verſtand Gehörige als Erſcheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein ſinnliches, ſondern durch ein intellectuelles Anſchauungsvermögen erkannt, in deſſen Ermangelung wir von dergleichen Gegenſtänden gar nichts wiſſen können. Man vergl. den Art. **Leibnitz**.

Monaldeſchi, ſ. **Chriſtine**, Königin von Schweden.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrſchaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegenſatze von Ariſtokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen, oder diejenige Regierungsform, in welcher die oberſte, d. h. vorzüglich die vollziehende Gewalt in der Hand eines Einzelnen, oder einer phyſiſchen Perſon

vereinigt iſt, dieſe jedoch in der Ausübung derſelben ſich durch den Zweck und das Wohl beſchränkt. Iſt letztres nicht der Fall, ſo entſteht, als Ausartung der Monarchie, Despotie oder Despotismus (ſ. d. Art.) Die Monarchie, ſelbſt wird wieder verſchieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der oberſten Staatsgewalt, in unumſchränkte, wo zwar der Monarch an Grundgeſetze gebunden iſt, aber die drei Zweige der oberſten Gewalt, die geſetzgebende, richterliche und vollziehende Macht, alle in ſeiner Hand vereinigt, und beſchränkte Monarchie, wo der Monarch die oberſte Gewalt, vorzüglich die geſetzgebende Macht, mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Vertreter entweder nur eine berathende, oder eine entſcheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannsſtamme, oder auch in der weiblichen Linie, ſo wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge beſtimmt iſt, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemiſchte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhängt; ſo z. B. in Rußland, vor der Erbfolgeordnung Pauls I., ſo noch jetzt in der Türkei. Unter allen Regierungsformen befördert die Monarchie am meiſten den Frieden im Innern, ſo wie dieſelbe am meiſten Kraft beſitzt, ſich durch ſchnell ausgeführten Willen nach außen zu behaupten. Aber die Herrſchaft des Einen artet auch leicht in unumſchränkte Willkür — Despotie — und Eroberungsſucht nach außen hin aus. Die Beſchränkungen durch Conſtitutionen, Wahlcapitulation, Landſtände, Ephoren ꝛc. befördern, wo die öffentliche Meinung mächtig geworden iſt, das Wohl des Staats aber gewähren nicht Sicherheit vor der Willkür, und die Trennung der geſetzgebenden und ausübenden Gewalt iſt kein vollkommnes Sicherheitsmittel. Doch gewährt die Monarchie große Vortheile wenn in ihr die Achtung des Rechts auf dem Throne und im Volke herrſchend iſt.

Monaſterium, (Münſter) bezeichnet im engern Sinne die Zelle die der Mönch bewohnt. Coenobium bedeutet ſchon mehr, nämlich überhaupt die Verhältniſſe der mönchiſchen Congregation. Im weitern Sinne nannte man Monaſterium, die Wohnung der Clericorum regularium und eben daher zuletzt die Kathedralkirchen ſelbſt Münſter.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um die Erde. Da der Umlauf des Mondes aus mehrern Geſichtspunkten betrachtet werden kann, ſo unterſcheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er ſeinen Lauf aus der Gegend irgend eines in ſeiner Nähe ſtehenden Firſternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derſelben Stellung gegen jenen Firſtern geſehen wird, ſo iſt dies ſein ſideriſcher Umlauf, und die Periode deſſelben wird der ſideriſche Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte gibt den periodiſchen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechſel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, iſt der ſynodiſche Monat. Der Umlauf von dem aufſteigenden Knoten bis wieder zu demſelben, heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomaliſtiſche Monat. Kein einziger dieſer fünf verſchiedenen Monate bleibt ſich gleich, ſondern die Dauer von allen iſt bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt ſich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwi-

ſchen der größten und kürzeſten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar beſtimmt auf dieſe Weiſe Lalande

den ſideriſchen Monat	auf	27	Tage	7	Stunden	43	Min.	12	Sec.
den periodiſchen	—	—	27	—	7	—	43	—	5	—
den ſynodiſchen	—	—	29	—	12	—	44	—	3	—
den Knotenmonat		—	27	—	5	—	6	—	56	—
den anomaliſtiſchen M.		—	27	—	13	—	18	—	35	—

Außer dieſen Mondenmonaten gibt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entſtanden iſt, daß man den Mondwechſel mit dem ſcheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Verbindung gebracht hat. Man nahm wahr, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnenmonat, der eigentlich 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten und 37 Secunden (als den zwölften Theil des Jahres) beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in ſich ſchließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerſt (erleuchtet) wieder erſcheint, bis zu demſelben Zeitpunkte, und welcher in den Neumond, das erſte Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. Da nächſt Tag und Nacht der Mondwechſel die auffallendſte Himmelserſcheinung iſt, und die regelmäßige Wiederkehr derſelben ſich ſehr bald bemerklich macht, ſo gab er ſchon in den älteſten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbeſtimmung ab. Die noch üblichen Namen der Monde rühren von den Römern her, bei denen Romulus das Jahr in 10 Monate abgetheilt hatte, welche mit dem März anfingen, daher auch der Name September, October, November, December, der ſiebente, achte, neunte, zehnte Monat. Aber ſchon Numa fügte die beiden Monate, Januar und Februar, hinzu. Carl der Große ſoll ſtatt dieſer Namen die jetzt weniger üblichen deutſchen, z. B. Chriſtmonat, Hornung ꝛc. erfunden haben.

Monboddo, einer der ideologiſchen Sonderlinge und wüthenden Nachahmer des Alten unſrer Zeit, aber dabei ein ſehr moraliſcher Menſch und Lord-Richter des höchſten ſchottiſchen Tribunals. In der Sprachforſchung hat er viel geleiſtet. Er ſtammte aus einem alten Herrengeſchlechte Schottlands und war die klaſſiſche Literatur der Griechen und Römer damals noch mehr als jetzt unter ſeinen Landsleuten, ein Gegenſtand wahrer Abgötterei. Sein Beruf und ſein Amtsgewerbe war die Rechtswiſſenſchaft. 1767 wurde er ſchottiſcher Tribunalsrichter der höchſten Inſtanz. Die Weisheit und Beredtſamkeit der Alten überſchätzte er mächtig in Bänden: on the origine and progress of language, die C. A. Schmidt in's Deutſche übertrug. Man bewunderte in jedem neuem Theile die Originalität und Genialität des Verfaſſers, bedauerte aber auch ſeine Verirrungen. Aber der Zurechtgewieſne beharrte bei ſeinen Träumen in 5 andern Bänden die 1787 bis 1797 unter dem Titel: ancient Metaphysic on the science of Universals erſchienen, worin er das Sonderbare ſeiner Anſichten noch weiter trieb. So ſollte der Orang Utan zur Gattung Menſch gehören und der Mangel an Sprache nur zufällig ſein. In's peinliche Tribunal für Schottland wollte er bei der Kleinheit ſeines Privatvermögens (300 Pfund Sterling Renten), demnach nicht treten, um mehr Muße für ſeine gelehrten Speculationen zu haben, obgleich er mehrere Kinder hatte. In den Gerichtsferien lebte er auf ſeinen Gütern ganz der Landwirthſchaft und wie er auf ſeinem Erbgute ſeine Bauern und Pächter glücklicher und arbeitſamer machen könne. Oft reiſte er nach London aber immer

zu Pferde, denn die Wagenfuhre ſchien ihm weibiſch, weil ſolche die Griechen und die Römer nicht gekannt hatten. Dies thätige Leben ſetzte er bis zum 79 Jahre fort. Er lebte ſehr mäßig bewegte ſich viel zu Fuße oder zu Pferde, nahm viele Luft- und Waſſerbäder. 88 Jahr alt ſtarb er, als Gegenſtand allgemeiner Verehrung zu Edinburgh 1799. Seine Denkungsart war religiös. Beim Frühſtück las er ſeiner Familie ein Kapitel des griechiſchen Teſtaments vor und es war ſein Haus und ſeine kleine Kaſſe keinen Unklücklichen zu irgend einer Stunde verſchloſſen.

Mönchslatein, ſ. Philologie.

Mönchsſchrift iſt die deutſche, im gemeinen Leben übliche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handſchriften des Mittelalters vom 13. bis 16. Jahrh. geſchrieben ſind, und welche man in der diplomatiſchen Kunſtſprache eckige Minuskel, gothiſche oder neugothiſche Schrift nennt. Sie iſt der früher üblichen römiſchen oder runden Schrift entgegengeſetzt, und wurde noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt über anderthalbhundert Jahre häufig im Druck gebraucht (wo ſie am reinſten und ſchönſten in der ſogenannten Miſſaltype erſcheint), bis ſie in ausländiſchen Sprachen durch die römiſche und in der deutſchen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibſchrift, welche ſich im Laufe des 16. Jahrh. aus ihr bildete, verdrängt wurde. In neuerer Zeit machten die Engländer zuerſt wieder den Anfang, ſich ihrer (unter dem Namen black letter) bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, und haben auch in andern Ländern häufige Nachahmung gefunden.

Mönchsweſen findet man ſchon in der vorchriſtlichen Zeit. Die Neigung zum einſamen Leben entſtand mit den Verderbniſſen des geſellſchaftlichen. Beſſergeſinnte, die ſich dem Kampfe gegen dieſe Verderbniſſe nicht gewachſen fühlten, ſuchten in der Einſamkeit einen Schutz gegen das andringende Böſe. Ob Henoch, weil er ein göttlich Leben führte, der erſte Einſiedler geweſen ſei, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem ſtillen, zur Unthätigkeit und ſtillen Anſchauung geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, ſchon unter den früheſten Bewohnern des ſüdlichen Aſiens der Keim jener älteſten orientaliſchen Philoſophie, deren Richtung zum beſchaulichen, aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufſtrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer beſondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am beſten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menſchen büßen, und, nach einer alten, im ganzen Orient verbreiteten Idee die Gottheit verſöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen ſich daher ſchon im vorchriſtlichen aſiatiſchen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnoſophiſten), und jetzt ſind die Länder, die ſich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mohammed bekennen, voll Fakirs und Santons, Tanirs, oder Songeſſen, Talapoinen, Bonzen und Derwiſche, deren Schwärmereien und unſinnige Büßungen mehr heilige Schauſpiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit ſind. Auch das alte hebräiſche Volk hatte ſolche Gottgeweihte in ſeinen Nazaräern denen Moſes beſondre Rechte zugeſtand, und das Leben der Eſſäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jeſu in Paläſtina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Abſonderung aus der Welt, und von klöſterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man ſpäter in der beſſern Periode des chriſtlichen Mönchsweſens obwalten ſieht. Denn unter den

Chriſten, deren Religion an ſich ſchon die Gegenſätze des Körperlichen und Geiſtigen ſcharf beſtimmt, und überdies ſeit dem 3. Jahrh. mit gnoſtiſchen und neuplatoniſchen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geſchwängert wurde (vergl. den Art. Heilige), fing das einſame Leben ſchon im 4. Jahrh. an, Beifall zu finden (vergl. den Art. Chryſoſtomus). Seit dem 5. Jahrh. trit das Mönchsweſen als ein kirchliches Inſtitut hervor, das ſich in mannichfaltigen Verzweigungen ausbildete und bis in's 17. Jahrh. an Einfluß auf Bildung und Sitten und an politiſcher Geltung gewachſen iſt. Ueber die Entſtehung, Ausbreitung, Oekonomie und welthiſtoriſche Bedeutung des chriſtlichen Mönchsweſens ſ. d. Art. Klöſter und geiſtliche Orden. Eine ſehr anziehende, mit großer Sachkenntniß verfaßte, nur im Styl vernachläſſigte und nicht ernſt genug gehaltne Geſchichte des Mönchsweſens erſchien 1820 zu Stuttgart unter dem Titel: Die Möncherei, oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt, 3 Bde. 8. Eine gleich wichtige Abhandlung über das Mönchsweſen findet ſich auf Veranlaſſung vorſtehenden Werkes im Hermes XV.

Moncrif (François Auguſtin Paradis de), geboren zu Paris 1687 geſtorben daſelbſt den 13. November 1770 war der Sohn eines dortigen Rechtsgelehrten mit Namen Paradis und erhielt den Zunamen de Moncrif von ſeinem Aelternvater mütterlicher Seite, der ein Engländer war. Der junge Moncrif zeichnete ſich früh durch Geiſt und liebenswürdigen Charakter aus, und hatte das Glück durch beides ſich die fortdauernde Gunſt der Großen des Hofes zu erwerben. Durch die Gewogenheit des Herrn v. Maurepas und des Großpriors von Orleans in die erſten Cirkel eingeführt, machte er ſich hier bald durch ſeine vielfachen Talente in der Poeſie, Muſik und ſelbſt in der mimiſchen Kunſt, ausgeübt in den Privatzirkeln und Geſellſchaftstheatern der Vornehmen, zur Seele der geſelligen Unterhaltung und die Freundſchaft des Hauſes Argenſon, vollendete ſein Glück. Er wurde erſt geheimer Sekretär bei dem Grafen d'Argenſon, als dieſer in's Miniſterium trat, hierauf bei dem Grafen v. Clermont (einem Prinzen von Geblüte) und dann von Ludwig XV. ſelbſt mit dem ehrenvollen Amt bekleidet, der Vertheiler der Geſchenke zu ſein, welche dieſer König machte. Später erhielt er als Lector der Königin Maria Leszczynska, Zutrit bei Hofe, eine Vergünſtigung die Voltaire damals umſonſt hoffte, weil der König ſich vor ſeinen Sarkasmen ſcheute. Als Herr v. Argenſon zum Kriegsminiſter erhoben wurde, beförderte derſelbe, da er zugleich die Verwaltung der Poſten mit überkam, ſeinen Günſtling Moncrif zum General-Sekretär bei dieſem Büreau, und bereits im Jahre 1733 ward er an Caumartin's Stelle zum Mitglied der Akademie ernannt. Eben ſo vielfach wie ſeine Verbindungen mit Hof- und Staatsmännern, waren auch die mit den Gelehrten ſeiner Zeit, und Marmontel, Grimm und Voltaire ſchätzten ihn. (Beſonders leztrer ließ es ſich angelegen ſein, mit ihm in einen freundſchaftlichen Verhältniß zu ſtehen, da Moncrif ihm vermöge ſeiner Stellung bei der Königin vielfach nützlich ſein konnte). Rühmliche Erwähnung verdient die dankbare Anhänglichkeit, welche Moncrif gegen dem Gründer ſeines Glücks, den Grafen d'Argenſon zeigte, als dieſer in Ungnade fiel und aus der Hauptſtadt verwieſen wurde. Er begleite ihn nicht allein auf ſeinen Landſitz d'Ormes, ſondern fuhr auch fort, ihn alle Jahre mehrere Wochen lang zu beſuchen, auf die Gefahr hin dem Monarchen und der damals allmächtigen Pompadour zu mißfallen; und nicht minder

ſchätzenswerth iſt der Gebrauch den er von dem bedeutenden Einkommen machte, welches ihm die verſchiednen, von ihm bekleideten Stellen abwarfen. Er unterſtützte nicht allein ſeine Verwandten auf's Großmüthigſte, ſondern erwieß auch vielen Unglücklichen bedeutende Wohlthaten. Unter den von ihm herausgegebnen Schriften, iſt ſein: „Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire“ (ein Werk in welchem er die Kunſt zu entwickeln ſucht, die ihm angeboren war und ſein Glück machte), das bekannteſte geworden. Ein andres Werk von ihm, „les ames rivales,“ in welchem er den indiſchen Mythos der Metempſychoſe als Grundidee mit eingewebt hatte, ward zufällig einem gelehrten Braminen Hindoſtans, der die franzöſiſche Sprache kannte, bekannt, und machte den ehrlichen Hindus, der in dem Verf. einen der größten und tiefſinnigſten Unterſucher der Lehre von der Seelenwanderung zu entdecken glaubte, ſo viel Freude, daß er Moncrif einen ſehr artigen Brief und ein Geſchenk überſendete. Erwähnen wollen wir noch, das Moncrif auch eine Zeit lang Lector bei der Dauphine war, und außer der pariſer Akademie auch von denen in Berlin und Nancy als Mitglied aufgenommen wurde.

Mond nennen wir vorzugsweiſe den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich ſeinen Stand unter den Fixſternen am Himmel, und binnen einem Monat (ſ. d. Art. Monat) ſcheint er ſeinen Umlauf um den ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich unter den übrigen Geſtirnen der täglichen ſcheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von ſeinen verſchiednen Geſtalten iſt unter dem Art. Mondphaſen die Rede. Der Mond iſt unter allen Himmelsplaneten der uns bei weitem nächſte; ſeine Entfernung aber iſt, da die Erde nicht im Mittelpunkte ſeiner Bahn liegt, (welche mit der Ekliptik einen Winkel von $5\frac{1}{2}°$ macht) und die Mondbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis, ſondern eine Ellipſe iſt, nicht immer gleich. Man beſtimmt ſeine mitlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmeſſer, oder 51,570 geogr. Meilen. Bei jedem ſeiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem er der Erde näher oder entfernter iſt, erſcheint auch ſein Durchmeſſer, beſonders wenn man ihn durch Ferngläſer betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derſelbe 31 Minuten und 9 Secunden. Der wahre Durchmeſſer des Mondes wird nach aſtronomiſchen Berechnungen auf $3\frac{2}{7}$ Mal kleiner als der Erddurchmeſſer beſtimmt; alſo hat der Mond vierzehnmal weniger Oberfläche und einen 50mal geringern körperlichen Inhalt hat, als die Erde. Setzt man den Durchmeſſer der letztern auf 1,719 geogr. Meilen, ſo beträgt der Durchmeſſer des Mondes etwas über 463 ſolcher Meilen. In Anſehung ſeines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten. Dieſe rühren meiſt von der ſtarken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in ſeinen verſchiednen Stellungen gegen die Erde her. Erſt nach Newton's Entdeckung des Geſetzes von der allgemeinen Schwere klärte ſich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die erſten genauen Mondstafeln. Da der Mond ſeinen periodiſchen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 St., oder genau gerechnet, in 27 Tagen 7 St. 43 Min. und 5. Sec. zurücklegt, ſo durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13° 10′ 35″ ſeiner Bahn, welches in jeder Zeitſecunde 3,132 pariſer Fuß beträgt. Außer der doppelten Bewegung, mit welcher der Mond ſich um unſre Erde und nebſt dieſer um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um

ſeine Axe. Er vollendet dieſelbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Urſache dieſer Gleichheit der Zeit zwiſchen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde ſtärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieſer Richtung eine länglichere Geſtalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß ſich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodiſch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte ſichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr ſüdwärts, auch öfters bald mehr oſtwärts, bald mehr weſtwärts treten. Dieſe Erſcheinung hat man das Schwanken des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden ſind die Urſachen durch die Aſtronomen unterſucht und entdeckt worden. Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen ſeiner großen Nähe am genaueſten. Daß er ein dunkler Körper ſei und ſein Licht von der Sonne empfange, ſieht man aus den Sonnen= und Mondfinſterniſſen, beſonders aber aus den verſchiednen Lichtgeſtalten (ſ. Mondphaſen). Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehrere Flekken (Mondflecken), die ſich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Grenzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Unebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröter's haben das Daſein derſelben außer allen Zweifel geſetzt und ihm iſt es gelungen, ſogar die Höhen der Mondberge zu beſtimmen. Die Methode, welcher ſich dieſer unermüdliche Forſcher dazu bediente, iſt ſo ſicher und genau, als man nur wünſchen kann. Er maß die ſüdliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieſer Gegend und nach dem Schatten, den ſie wirft, und fand ſie 25,000 pariſer Fuß hoch, mithin faſt ſo hoch, als die Spitzen des Himalaya. Die großen dunkeln Flecken des Mondes ſtellen ſich, wenn ſie von der Grenzlinie der Erleuchtung durchſchnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrſcheinlichen Schluß, daß es Ebenen ſind, deren Oberfläche aus einer Materie beſteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob ſie aber Meere ſind, iſt ſehr ungewiß und wird dadurch ſehr unwahrſcheinlich, daß Huygens große Einſenkungen und Schröter in mehreren dieſer Einſenkungen deutliche Spuren von verſchiednen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einſenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehrere dieſer Einſenkungen maß, fand ihre Durchmeſſer von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja eine hat viertehalb geogr. Meilen im Durchmeſſer und über 30,000 Klaftern Höhe. Sonſt kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt, und viele davon genau unterſucht und beſchrieben. Einen zuſammenhängenden Ozean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Teleſkop keine Spur von Flüſſen. Die zuſammenhängenden Bergketten ſind nach Schröter's wahrſcheinlichen Vermuthungen Anſchwellungen der Mondsrinde; die Einſenkungen aber mit ihren Wall= und Randgebirgen betrachtet er als Krater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anſchwellungen veranlaßt wurden. Die großen grauen Flecke ſcheinen ihm minder zerſtörte Gegenden zu ſein, wo vielleicht einige Vegetation Statt findet. Auch nahm er Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr, welche vulkaniſchen Urſprungs zu ſein ſcheinen.

Aus allem ſcheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen ſei, die ihre allmälige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Mondes Oberfläche noch von heftig brennenden Vulcanen und von Erdbeben aufgeriſſen und angeſchwellt wird, wie dies ehedem mit unſrer Erde ebenfalls geſchehen ſein mag. Man hat die wahrſcheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unſern Tagen zur Erklärung des ſeit einigen Jahren ſo viel Auffehn erregenden Steinregens benutzt, und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallnen mineraliſchen Maſſen bei heftigen Ausbrüchen der Mondvulkane auf unſre Erde geworfen worden wären (vergl. Meteorſteine). Der Hirt Endymion ſoll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerſt den Lauf des Mondes und deſſen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinſten unter allen Planeten, und für den nächſten bei der Erde; ſie wußten, daß er ein erborgtes Licht habe, beſtimmten die periodiſche Wiederkehr der Mondphaſen mit vieler Richtigkeit, und leiteten die Mondfinſterniſſe vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt ſei, ſoll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfaſſer des unter ſeinem Namen vorhandnen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenoſſe des Servius Tullius, die Umlaufszeit deſſelben beſtimmt haben. Die Pythagoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menſchen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, deſſen Entfernung von der Erde und wußte, daß er ſein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge ſichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere.

Mondcirkel, Mondcyklus, ſ. Cyklus.

Mondenjahr, ſ. Jahr.

Mondfinſterniß. Der Mond verfinſtert ſich, wenn die Erde dergeſtalt zwiſchen den Mond und die Sonne trit, daß ſie dem erſtern das Licht der letztern entzieht. Es ſcheint eine dunkle Scheibe von Oſten nach Weſten her über der Mondſcheibe hinzugehen. Dieſe dunkle Scheibe iſt nichts anders als der kegelförmige Schatten der Erdkugel, deſſen Länge ungefähr 215 Erdhalbmeſſer beträgt, und deſſen Größe da, wo er den Mond trifft, die Größe des Mondes ohngefähr dreimal übertrifft, woher es dann kommt, daß derſelbe nicht nur gänzlich davon verfinſtert werden, ſondern auch eine Zeit lang unſichtbar bleiben kann. Man unterſcheidet partielle Mondfinſterniſſe, wo nur ein Theil des Mondes verfinſtert erſcheint; totale, wo die Mondſcheibe einen Augenblick ganz verfinſtert iſt; totale mit Dauer, wo dieſe gänzliche Verfinſterung eine Zeit lang dauert, und centrale Mondfinſterniſſe, wo der Mittelpunkt des Durchſchnitts des Erdſchattenkegels mit dem Mittelpunkte des Mondes zuſammenfällt. Eine Finſterniß der letzen Art kann $1\frac{3}{4}$ Stunden dauern. Aus den angegebnen Bedingungen der Mondverfinſterung ergibt ſich, daß ſie nur zur Zeit des Vollmondes Statt haben kann. Man beſtimmt die Größe einer Mondfinſterniß nach Zollen u. ſ. w., indem man die Mondſcheibe in 12 Zolle, den Zoll aber wieder in 60 Minuten eintheilt. Eine totale Mondfinſterniß beträgt gerade 12 Zoll, iſt ſie zugleich von Dauer, ſo rechnet man noch die Zolle hinzu, um welche ſich der Mond weiter in den Erdſchatten hineintaucht und ſo kann es Finſterniſſe von 20 und mehr Zollen geben.

Mondflecken, ſ. Mond.

Mondgöttin, bei den Aſſyrern Mylitta, bei den Phöniziern Aſtarte, oder in der Mehrzahl Aſtaroth. Sie iſt die Himmelskönigin, die Urania, auch die ſyriſche Mutter oder Göttin genannt.

Ihre Eigenſchaften trugen die Aegypter auf die Iſis über, Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Die letztern verglichen ſie auch mit der Juno.

Mondkalb wird die falſche Frucht genannt, die nicht zum ſelbſtſtändigen Leben gelangt und daher auch nicht gehörig ausgebildet wird, ſelten nur irgend Spuren von menſchlicher Geſtalt zeigt. Sie verurſachen Zufälle, welche mehr oder weniger, bisweilen eine ſo große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerſchaft haben, daß ſie nicht einmal davon unterſchieden werden können; nur nimt der Leib ſchneller an Umfange zu, und die Ernährung des Körpers wird geſtört; öfters kommen auch Blutflüſſe, krampfhafte Beſchwerden von dieſer Urſache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten endlich wehenartige Zuſammenziehungen des Uterus ein und dieſe ſchaffen, nicht ſelten unter manchen Beſchwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutſtürzen, die falſche Frucht fort. Eine noch lang andauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben gar oft zurück.

Mondphaſen, oder Mond- und Lichtgeſtalten, ſind die abwechſelnden Geſtalten der erleuchteten Mondſcheibe. Sie rühren von der Stellung her, welche der an ſich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich ſehen wir den Mond zu gewiſſen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten ſichelförmig, bald als halbe Scheibe, und endlich ganz erleuchtet. Wenn ſich der Mond zwiſchen der Sonne und Erde befindet, (mit der Sonne in Conjunction ſteht), ſo wendet er ſeine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm ſehen. Dieſe Mondgeſtalt heißt Neumond. Bald darnach entfernt ſich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil ſeiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte ſichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde iſt er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erſcheint ein Theil ſeiner erleuchteten Fläche in Sichelgeſtalt mit der erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt ſich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimt ſeinen Weg immer mehr von Weſten nach Oſten, erſcheint daher Abends immer weiter gegen den öſtlichen Horizont, und der erleuchtete ſichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde an gerechnet, iſt er ſchon 90° von der Sonne entfernt, wenn dieſe untergegangen iſt, und nun ſtellt er ſich als eine erleuchtete halbe Scheibe dar. In dieſem Zuſtande wird er in den Kalendern das erſte Viertel oder die erſte Quadratur genannt. So wie der Mond ſich fortwährend von der Sonne entfernt, nimt er immer mehr zu, d. h. ſein erleuchteter Theil nähert ſich immer mehr der Geſtalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Sonne gerade gegenüber ſteht, und in vollem Lichte, als völlig kreisrunde Scheibe erſcheint. In dieſer Geſtalt kehrt er ſeine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieſer Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und ſcheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächſt der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmondes aber nimt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengeſetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er ſich der Sonne in eben dem Maße, wie er ſich beim Zunehmen von ihr entfernte. 7 bis 8 Tage nach dem Vollmonde iſt er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erſcheint er auf der

linken Seite halb erleuchtet, welches in der Kalenderſprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieſer Geſtalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er ſich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der ſichelförmigen Geſtalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengeſetzten Seite gekrümmt erſcheint, geht immer ſpäter und immer mehr öſtlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne ſo nahe gekommen iſt, daß er mit ihr in Conjunction trit, und alſo der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und das letzte Viertel werden auch Syzygien, und die ganze Erſcheinung der Mondwechſel genannt. Sowol vor als nach dem Neumond ſehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondſcheibe durch ein blaſſes Licht erleuchtet. Dieſes rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade wenn es am deutlichſten in die Augen fällt, iſt bei uns die Sonne Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längſt aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unſre Erde als erleuchtete 14mal größere Scheibe am Himmel erſcheint, als der Mond ſich uns darſtellt.

Mondſteine, ſ. Meteorſteine.

Mondſüchtig nennt man Perſonen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondwechſel, im Schlafe aufſtehen, gleichſam in einem lebhaften Traume umherwandeln und verſchiedne Verrichtungen vornehmen, als wenn ſie wirklich wachten. Ihre Augen ſind dabei meiſtens geſchloſſen; wo dieſe aber offen ſind, ſehen ſie deſſen ungeachtet nicht wie man durch mancherlei Verſuche beſtimmt weiß. Man hat Beiſpiele, daß ein ſolcher Mondſüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgeſtanden, in die Schenke gegangen iſt, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hauſe gegangen iſt und ſich zu Bette gelegt hat; alles mit verſchloßnen Augen. Andre ſind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenſter hinaus auf das Dach, geſtiegen, und ſind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, ſoll man ſie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil ſie dann leicht in der erſten Beſtürzung unglücklich ſein können. Doch ſoll man ihnen, wenn ſie ſich ſchlafen gelegt haben, ein mit Waſſer benetztes Tuch vor das Bette legen, um ihnen das Nachwandeln abzugewöhnen, indem ſie, ſobald ſie beim Herausſteigen auf das Tuch treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen zur Beſinnung kommen, und in's Bette zurückgehen. Die Mondſucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beſchaffenheit des Nervenſyſtems, vermöge welcher ein natürliches, wahrſcheinlich vom Einfluß des Mondes entwickeltes magnetiſches Schlafwachen eintrit. S. d. Art. Magnetismus. H.

Mondsviertel, ſ. Mondphaſen.

Mondtafeln ſind Tafeln, in welchen der jedesmalige Stand des Mondes am Himmel im voraus berechnet iſt. Tobias Mayer löſte zuerſt dieſe ſchwierige Aufgabe und mit ihr die eben ſo ſchwierige Aufgabe der Findung der Meereslänge. S. d. Art. Länge (geogr.) und Mayer (Tobias).

Mondwechſel, ſ. Mondphaſen.

Monge (Gasp.), Graf von Pelouſe, geb. 1746 war der Sohn eines Gaſtwirths zu Beaune in Frankreich, und hatte ſich ſchon durch bedeutende wiſſenſchaftliche Leiſtungen bekannt gemacht, als die Re-

volution ausbrach. Er war insbeſondre mit Condorcet genau verbunden, durch den er auch 1792 den Führern und den Häuptern der republikaniſchen Partei bekannt wurde. Nach dem Sturze des Throns, 10. Aug. 1792 erhielt er auf einmal die wichtige Stelle des Marine-Miniſteriums und ſogar, bei Servans, des Kriegsminiſters, Abweſenheit das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Prozeß Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung ſetzen zu müſſen. Er zog ſich jetzt bei den ſich immer mehr entwickelnden Revolutionsgreueln, nach und nach von den Geſchäften zurück, um mit deſto mehr Eifer ſich wieder den Wiſſenſchaften zu widmen, die er beſonders in dieſer ſchrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als eine Million Krieger hatte, auf die ſchnelle Fabrikation aller Arten von Vertheidigungsmitteln anwendete. Nur dadurch entging er dem furchtbaren Fallbeile. Auch ward in dieſer Zeit vorzüglich durch ihn die Normal-, und dann die treffliche polytechniſche Schule eingerichtet, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinſtituts geworden war. In dem erſten italieniſchen Feldzuge Buonaparte's war er Mitglied der Commiſſion, welche in Italien die Kunſtwerke zu beſtimmen hatte, die nach Paris in's Nationalmuſeum gebracht werden ſollten. Er ſchloß ſich hier an Buonaparten an, der ihn ſeiner Seits gleichfalls auszeichnete, und ihm unter andern den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Aegypten begleitete Monge ebenfalls Buonaparte, und ward eins der thätigſten und wirkſamſten Mitglieder des ägyptiſchen Inſtituts. Auch war er einer der wenigen Erkornen, welche Buonaparte auf ſeiner Rückkehr nach Frankreich begleiteten. Dieſer überhäufte ihn ſeitdem mit Vertrauen und Ehre. Nach der Reſtauration wurde Monge deshalb auch vom Könige aus allen öffentlichen Verhältniſſen und ſogar aus dem Nationalinſtitut entfernt, worauf er 1818 ſtarb. Man hat von Monge eine große Menge Schriften von denen wir hier nur anführen wollen: Traité élémentaire de statique 1788—1799. Description de l'art de fabriquer le Canon. 1794. Géometrie descriptive 1812. Sein trefflicher Schüler Dupin hat einen Essai histor. sur les services et les traveaux scientifiques de Gaspard Monge herausgegeben, der ſehr leſenswerth iſt.

Mongolen, ein großer Völkerſtamm im nordöſtlichen Aſien, der in der Geſchichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle geſpielt hat, und in zwei verſchiednen Zeiten erobernd aufgetreten, aber ſeit beinahe drei Jahrhunderten in Unthätigkeit verſunken, jetzt faſt nur noch den Namen nach in Europa gekannt iſt. Die Mongolen ſind häufig mit den ſüdweſtlich in Aſien wohnenden Tataren verwechſelt worden, mit denen ſie jedoch nur die nomadiſche Lebensart, und die regellos wilde, bloß auf Verwüſtung gerichtete Weiſe Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch eine ſchmutzige Geſichtsfarbe, kleine Augen, ſo wie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, weſentlich verſchieden ſind. Ihre frühere Geſchichte iſt dunkel. Im 13. Jahrh. verbreiteten ſie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördlichen Aſien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche ſie noch bis jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördlich von der großen chineſiſchen Mauer, zwiſchen der jetzigen Oſttatarei und der Bucharei. Ihre Macht und ihr Anſehn verdankten ſie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten **Dſchingis-Khan** (ſ. d. Art.), der, anfangs bloß Ober-

haupt einer einzelnen mongoliſchen Horde, die übrigen Horden nöthigte, ſich ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen, und dann 1206, den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In kurzer Zeit unterjochte er zwei große tatariſche Reiche in Oſten und Weſten Aſiens, vernichtete in ſechs Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkeſtan und ganz Perſien bis nach Indien hin beherrſchten, und ließ während dieſer Zeit durch einen Theil ſeiner Völker, unter der Anführung ſeines älteſten Sohnes (1223) einen verwüſtenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dſchingis-Khan's Tode (1227) ſetzten ſeine Söhne die Eroberungen fort, unterwarfen ſich ganz China, ſtürzten das Kalifat zu Bagdad und machten ſich die ſeldſchuckiſchen Sultane von Ikonium zinsbar. Ein mongoliſches Heer drang 1237 auf's neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüſtete einen großen Theil des Landes. Nachdem ſich die Mongolen Rußland unterworfen hatten, drangen ſie (1240) auch in Polen ein, verbrannten Krakau, und gingen nach Schleſien bis Liegnitz, wo ſie auf der Wahlſtatt den 9. April 1241 den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht beſiegten. Weiter drangen ſie jedoch nicht, und verließen aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die ſie durch Rauben, Morden und Brennen verwüſtet hatten. Aber in Deutſchland, und ſelbſt in Frankreich, war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen ſo groß, daß man Faſten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß ſie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dſchingis-Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entſtanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beiſammen, und ſtand am Ende des 13. Jahrh., auf dem höchſten Gipfel der Macht. Es erſtreckte ſich damals vom chineſiſchen Meere und von Indien bis tief in Sibirien und bis an die Grenze von Polen. Der Hauptſitz des großen oder Oberkhans war China; die andern Länder wurden von Unterthanen, die alle von Dſchingis abſtammten, und mehr oder weniger von dem großen Khan abhängig waren, beherrſcht. Die mächtigſten derſelben waren die von Kaptſchak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dſchagatai, welche von dem Oxus bis in die Tatarei wohnten. Aber eben dieſe Vertheilung des Reichs unter mehrere Fürſten wurde die Veranlaſſung, daß das Anſehen und die Macht der Mongolen im 14. Jahrh. nach und nach ſank. Im 15. Jahrh. wurden verſchiedne Horden dieſer Nation von den Ruſſen, deren Beſieger ſie früher geweſen waren, unterjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mongolen ſchon 1368 durch eine Revolution zerſtört worden. Es trat aber (ungefähr 1360) aus dem Stamme der Dſchagatai ein zweiter furchtbarer Eroberer auf, Timurlenk, (Tamerlan, ſ. d. Art.) auch Timur Begh genannt. Von dunkler Herkunft ſchwang Timur, als die Dynaſtie der Mongolen von Dſchagatai in Verfall gerathen war, ſich durch Talent und Kühnheit zum Oberherrn der ganzen Nation auf. 1369 wählte er die Stadt Samarkand zum Sitze ſeiner neuen Herrſchaft. Die übrigen mongoliſchen Stämme, Perſien, Mittelaſien und Hindoſtan, wurden nach einander von ihm unterjocht. Im J. 1400 griff er auch den bis dahin gegen die Chriſten in Europa ſiegreichen osmaniſchen Sultan, Bajazet I., vor dem Conſtantinopel zitterte, in ſeinen Staaten in Natolien an. Eine blutige und entſcheidende Schlacht, welche 1402 bei Ancyra (Anguri) geliefert wurde, fiel für Bajazet

unglücklich aus; er erlitt eine gänzliche Niederlage, und wurde ſelbſt Timur's Gefangner. Der Erzählung von der harten Behandlung, welche der Sieger gegen ſeinen Gefangnen ausgeübt haben ſoll, mangelt es jedoch an gehörigen Beweiſen. Für die chriſtl. Mächte war dieſer Vorfall ſehr wichtig, weil er ſie auf einige Zeit von einem furchtbaren Feinde befreite. Nachdem Timur ganz Natolien erobert und verwüſtet hatte, ſtarb er auf dem Zuge nach China, den 19. März 1405, 69 Jahr alt. Nach ſeinem Tode kam die Monarchie der Mongolen wieder in Verfall, und wurde in mehrere Staaten zertheilt. Aber einer ſeiner Nachkommen, Baber (Babur), gründete 1519 in Indien eine neue, mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bekannt wurde und jetzt ebenfalls aufgehört hat zu ſein (ſ. den Art. Hindoſtan). Die noch jetzt vorhandnen mongoliſchen Völkerſchaften, von denen jedoch nur unvollſtändige Nachrichten bekannt ſind, leben theils unter ruſſiſcher, theils unter chineſiſcher Herrſchaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptſchaken übrig geblieben ſind, wohnen, mit Kalmücken vermiſcht, in der Statthalterſchaft Irkutzk; ihre Volksmenge wird mit den Kalmücken zu 300,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chineſiſcher Oberherrſchaft ſtehen, aber von vier verſchiednen Khanen regiert werden, leben in der Mongolei (53,000 Q. M.) welche von Tunguſien, China, der kleinen Tatarei und Sibirien begrenzt wird. Sie bekennen ſich alle zur Lehre des Fo (ſ. den Art.), führen ein nomadiſches Leben, treiben aber doch durch Karavanen einigen Handel nach Rußland mit ſelbſtverfertigten wollnen und baumwollnen Zeugen.

Moniteur. Mit dem 24. Nov. 1789 entſtand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die ſowol über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalverſammlung Rechenſchaft abzulegen beſtimmt war, und am 7. Nivôſe des J. VIII. förmlich für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieſer Zeit iſt ſie das wichtigſte und das einzige durchaus officielle Blatt der franzöſiſchen Regierung geblieben. Seit dem 1. Jan. 1811 hat ſie den Titel Gazette nationale weggelaſſen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung ſind nachmals in einer, im J. IV. (Paris, Agasse. 1. Band. in Fol.) erſchienenen Introduction nachgetragen, auch erſchien über das geſammte Blatt im Jahr IX. (Paris, Girardin 2 Bde in Fol.) die Révolution française, ou Analyse complète et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique, und im folgenden Jahre ebendaſelbſt, gleichfalls in zwei Fol. Bdn., Table alphabétique du Moniteur; aber leider gehen beide nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muſter des franz. Moniteurs entſtanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demſelben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutſchland iſt vorzüglich der weſtphäliſche Moniteur bekannt geworden. Der pariſer Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen ſtark, oft noch mit Beilagen verſehen, erſcheint, enthält in zwei Abtheilungen für das Innere und für das Ausland nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Abſetzungen, Standeserhöhungen u. ſ. w., ferner artiſtiſche, literäriſche und dramaturgiſche Artikel, ſondern auch diejenigen politiſchen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß ſie in Frankreich als officielle Nachrichten angeſehen werden ſollen. Der Moniteur hatte nicht nur in Frankreich und Europa überhaupt,

ſondern auch nach Amerika einen ſolchen Abſatz, daß 1793 eine Druk-kerei für denſelben angelegt werden mußte. Vollſtändige Exemplare des Moniteur ſind ſo ſelten, daß ſchon 1809 ein ſolches zu Paris mit 600 Thalern bezahlt wurde. Vorzüglich oft fehlen die Jahre VII und VIII (1798—1800), von denen eine geringere Auflage gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptet der Moniteur eine traurige Berühmtheit. Denn in dem Zeitraume von etwa 25 Jahren ſtellt er uns unter einer und derſelben Nation das Gemälde der unbeſtändigſten Volkswuth und des ärgſten monarchiſchen Despotismus dar, und enthält zugleich die Geſchichte des Untergangs des europäiſchen Gemeinweſens, der ſchamloſeſten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundſätze, auf welche ein Staatenſyſtem gebildeter Völker gebaut ſein muß. In jeder Rückſicht bleibt er eine der wichtigſten Sammlungen von Actenſtücken für den Geſchichtſchreiber der großen Kataſtrophe, welche Europa im Innern und Aeußern ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution in allen ſeinen Theilen erlitten, namentlich aber als Archiv der neuern franzöſiſchen Geſchichte, unentbehrlich. Der jetzige Redacteur iſt Suavo. Cz.

Monk (George, ſpäter Herzog von Albemarle). Dieſer in der Geſchichte Cromwell's und der Stuarte berühmte, und in neueſter Zeit vielfach als Muſter zur Nacheiferung aufgeſtellte Mann, wurde den 6. December 1608 zu Pothandge bei Torrington geboren, und ſtammte aus einer altadeligen aber unbegüterten Familie. Ungefähr 16 Jahr alt vertheidigte er einſt ſeinen Vater, der Schulden halber verhaftet werden ſollte, gegen den Scherif, verjagte letztern mit Stockſchlägen und mußte natürlich hierauf aus dem väterlichen Hauſe fliehen. In das Regiment ſeines Verwandten, des Sir Richard Grenville, tretend, machte er einen Seefeldzug gegen die Spanier, ward hierauf bei der Expedition gegen die Inſeln Rhe und Oleroa gebraucht, und erwarb ſich während des darauf folgenden Kriegs in Flandern, gute militäriſche Kenntniſſe. Als die Unruhen in Schottland ausbrachen, kehrte er in ſein Vaterland zurück, und wurde in der von Carl I. gegen die Inſurgenten geführten Armee als Oberſt-Lieutenant angeſtellt. Hierauf als Oberſter zu dem Regiment Leiceſter nach Irland kommend, half er dort die Rebellen bekämpfen, bis endlich der Vice-König, Marquis v. Ormond 1643 eine Art von Frieden mit den Aufrührern ſchloß, um den unterdeß mit dem Parlament in offnen Hader gerathnen Carl I. beiſtehen zu können. Ein Verdacht, welchen man in England gegen ihn faßte, als neige er ſich zu ſehr auf die Seite des Parlaments, machte daß Monk einige Zeit außer Activität kam, bald ward er aber von neuem als General bei der irländiſchen Brigade angeſtellt, mit welcher er indeß gleich darauf von Fairfax gefangen wurde (1644). Er wurde nun als Staatsgefangner in den Tower geſetzt, wo er bis 1646 blieb, und um ſich die Zeit zu vertreiben ein Werk, „Bemerkungen über militäriſche und politiſche Gegenſtände," betitelt ſchrieb, welches aber erſt 1671 nach ſeinem Tode von dem Lord Lisle herausgegeben wurde, übrigens aber von keinem beſondern Werthe iſt. Durch denſelben Lord Lisle, der damals ſehr in Gunſt bei dem Parlamente ſtand, erhielt Monk endlich auch, unter der Bedingung ſich der Sache der Covenants zu ergeben, ſeine Freiheit wieder und ging nun mit ſeinem Beſchützer abermals nach Irland, wo er nicht ohne Auszeichnung gegen die Königlichen focht, dennoch aber, da manche Unfälle die republikaniſche Partei in jenem Lande trafen, nur mit Mühe einer Verantwortlichkeit gegen das Par-

lament entging. Nach England zurückgekommen ward er nun von Cromwell als General-Lieutenant und Commandeur der Artillerie angeſtellt und mit nach Schottland marſchirend, that er ſich beſonders in der Schlacht bei Dunbar vor. Als Cromwell aber wieder nach England ging um Carl II. zu bekämpfen, da übernahm Monk einſtweilen den Oberbefehl in Schottland, eroberte Dunde und ließ die Beſatzung nieder machen. 1652 kehrte er ſeiner Geſundheit wegen, einige Zeit nach England zurück, wurde hierauf Mitglied der Commiſſionen, welche die Vereinigung der beiden Reiche Schottland und England beſorgten, und ward hierauf vom Protector beauftragt, unter Blake zur See gegen die Holländer zu fechten. Mit der unter ſeinem Befehl ſtehenden Flottenabtheilung, beſtand er hierauf ein ſiegreiches Gefecht gegen den holländiſchen Admiral Tromp (Mai 1653), den er zwei Monate darauf, in einer offnen Seeſchlacht, in welcher Tromp ſeinen Tod fand, beſiegte und dem Feinde 30 Schiffe vernichtete. Für dieſen Sieg von Cromwell mit einer goldnen Kette belohnt, kehrte Monk hierauf nach geſchloßnem Seefrieden, nach Schottland zurück, wo er den Protector in Edimburg proclamiren ließ, die ſtets unruhigen Hochländer zügelte und alles that, um ſich als den eifrigſten Anhänger Cromwell's zu zeigen, nach deſſen Tode er ſogar für deſſen Sohn (Richard Cromwell) ſich erklärte. Erſt 1660 und nachdem Richard Cromwell das Ruder niedergelegt hatte, begann Monk, ſeinen, wie Einige behaupten, ſtets gehegten Plan, die Stuarts auf den Thron zurückzuführen, zu entfalten, doch handelte er hierbei im Ganzen mit ſo vieler Berückſichtigung aller den Augenblick gerade obwaltenden Umſtände, und zeigte ſich überhaupt mehrmals bei dem ganzen Unterhandlungsgeſchäft ſo zweideutig, daß man viel eher mit viel Wahrſcheinlichkeit ſchließen darf, wie es ihm hauptſächlich nur darum zu thun war, ſich ſelbſt bei dem Umſchwung der Dinge (die er erſt zum Theil durch gewaltſame Auflöſung des ihm in der letzten Zeit feindlich geſinnten langen Parlaments, herbeigeführt hatte), ſicher zu ſtellen. Als endlich Carl II. am 8. Mai 1660 feierlich in London als König proclamirt wurde, war Monk der erſte, welcher ſich dem in Dower landenden Monarchen vorſtellte und Carl war auch ſo überzeugt, daß er ſeinen Thron dem Einfluſſe dieſes Mannes verdankte, daß er ihn ſogleich zum Ritter des Hoſenbandes, zum Mitglied des geheimen Rathes, zum Oberſtallmeiſter, Kammerherrn, Schatzmeiſter und endlich zum Herzog von Albemarle und Gouverneur der Grafſchaften Devonſhire und Middeleſſex ernannte. 1666 commandirte Monk noch unter dem Oberbefehl des Herzogs von York, die Flotte gegen die vereinigten Holländer und Franzoſen, ſtarb aber ſchon am 3. Januar 1670 an der Waſſerſucht. Sein unermeßliches Vermögen kam auf ſeinen einzigen Sohn, den die Geſchichte nur inſofern kennt, als er Schuld an der Niederlage mit war, welche die vereinigte engliſch-holländiſche Armee ſpäter durch den Marſchall Villars bei Denain erlitt. Auf König Carls Befehl, ward Monk nebſt ſeinem Bruder Nikolas, Biſchof von Hereford, auf's prachtvollſte in der Weſtminſter-Abtei beerdigt, das ihm von der Dankbarkeit des Königs zuerkannte Denkmal, wurde indeß erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter errichtet. Im Ganzen war Monk keineswegs ein großer Charakter, ſondern er kann höchſtens nur als ein die Umſtände mit ziemlicher Weltklugheit benutzender Mann betrachtet werden, der nicht ohne Feldherrntalent war, und in ſeinen Unternehmungen vom Glück begünſtigt wurde. Daß man ihn, wie wir bereits bemerkten, in neuern, den ſeinen einigermaßen ähnlichen Zeiten, häufig als

Muſter eines edlen und treuen Helden aufſtellte, konnte nur in Folge des eben in ſolchen Zeiten nothwendig beſonders erregten Geiſtes der Parteiſucht und des Eigennutzes geſchehen, wo ſich denn freilich einem befangnen Blick leicht alles ſo geſtaltet, wie er es gerade zu ſehen wünſcht.

Monnier (Pierre-Charles-Le), berühmter Aſtronom, Mitglied der Akademien zu Paris, London und Berlin, war 1715 in Paris geboren, zeigte früh einen entſchiednen Hang zur Aſtronomie, machte ſchon im 16. Jahre Beobachtungen über den Saturn, und übergab im 20. der pariſer Akademie der Wiſſenſchaften ſeine Nouvelle Figure de la Lune, avec la description de ses taches; worauf ihn dieſe zu ihrem Mitglied ernannte. 1735 begleitete er Maupertuis auf ſeiner Reiſe nach Lappland. Mit Lord Macclesfield beobachtete er am 25. Juli 1748 in Schottland die ringförmige Sonnenfinſterniß, und vermaß dort zuerſt den Durchmeſſer des Mondes auf der Sonnenſcheibe ſelbſt. 1750 zog er, auf Befehl Ludwig's XV., einen Meridian durch das Luſtſchloß Bellevue. Le Monnier war Lalande's Lehrer, mit dem er aber zuletzt in Feindſchaft lebte. Doch hat Lalande ſtets mit der höchſten Achtung und Dankbarkeit von ihm geſprochen. Uebrigens war er heftigen Gemüths und eigenſinnig. So hat man erſt nach ſeinem Tode mehrere anziehende Werke von ihm gefunden, die er, troz aller Auffoderungen, im Leben ſtets hartnäckig verweigert, und ſogar zu verbrennen gedroht hatte. Darunter befindet ſich ſein Sternenverzeichniß, deſſen Plan er ſchon 1741 der Akademie vorgelegt hatte. Unverdroſſen in der Arbeit, lebte er ganz für ſeine Wiſſenſchaft, welche ihm bedeutende Fortſchritte verdankt. Er hat zuerſt die Verſchiedenheit der Strahlenbrechung im Sommer und im Winter beſtimmt, die Sonnentafeln und das Sternenverzeichniß verbeſſert, die Neigung der Ekliptik und die Polhöhe von Paris feſtgeſtellt. Er führte das von Graham verfertigte engl. Inſtrument zur Beobachtung der Durchgänge in Frankreich ein, und bewies die durch die Anziehung des Jupiter erzeugten Ungleichheiten des Saturn. Auch für die Seefahrer und andre mit der Aſtronomie in Verbindung ſtehende Wiſſenſchaften hat er nützliche Entdeckungen gemacht und treffliche Werke geſchrieben. Er ſtarb den 5. Jan. 1799.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezognes, hohles Inſtrument, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf vermittelſt des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemeſſen werden kann. Dieſe Seiten nannten die Alten den Kanon. Es pflegt ein ſolches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemeßner Länge jeder Saite den Grundton mit ſeiner vollen Harmonie zu haben, ſo wie man auch daſſelbe, um des beſſern Klangs willen mit einem Reſonanzboden und mit Taſten zum Anſchlagen verſieht. Der Gebrauch dieſes Inſtruments, deſſen Erfindung dem Pythagoras zugeſchrieben wird, dient beſonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abſtand weniger als einen halben Ton beträgt, wiewol die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entſtehende Berechnung mehr dem Verſtande einzuleuchten, als durch ihren merklichen Abſtand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden ſcheint.

Monochromen, monochromatiſche Bilder, ſind einfarbige Malereien. Sie ſind die einfachſte und älteſte Art der Malerei, und man bediente ſich zuerſt beſonders der rothen Farbe, als der auf-

fallendſten. So finden wir ſie noch auf den älteſten Vaſengemälden, entweder roth auf ſchwarzen Grund, oder umgekehrt (ſ. Malerei).

Monodrama, ſ. Melodrama.

Monogamie, ſ. Ehe.

Monogramm (signum, manus propria, chiffre, Namenszug, Handzeichen) iſt, im eigentlichen diplomatiſchen Sinne genommen, eine Figur oder ein Schriftzug, welcher alle (oder auch nur einige) einzelne Buchſtaben eines oder mehrerer, den Namen, Titel ꝛc. bezeichnender Worte, in verſchiedner Ordnung geſtellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verſchiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteſte, und der in Urkunden, in welchen ſich nicht nur geiſtliche und weltliche Fürſten, ſondern auch Magiſtratsperſonen und Notare ihrer bedienten, der jüngſte war. Das erſte bis jetzt bekannte Monogramm iſt vom oſtrogothiſchen König Theodorich (493—526); ihr beſtändiger Gebrauch aber wurde erſt durch Carl's des Großen Beiſpiel, der ſich ihrer ſtets bediente und ihnen eine ſchöne Geſtalt gab, eingeführt, und erhielt ſich in allen den Ländern, welche zu dem ehemaligen großen Frankreich gehört hatten, mehrere Jahrhunderte, bis er vom 12. Jahrh. an, wegen des veränderten Geſchäftsgangs, abkam. Am längſten erhielt er ſich in Deutſchland, wo er 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeſchafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieſer Art iſt für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit, und bildet daher einen beſondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieſes Wort auch auf alle und jede Namenschiffern, Züge und ſonſtige Zeichen, mit welchen Künſtler, vorzüglich Maler und Kupferſtecher, ihre Arbeiten bezeichnet haben, übertragen. Eine ſehr ſchätzbare, wiewol bei weitem noch nicht vollſtändige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern findet ſich in Joh. Fr. Chriſt's Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc. Leipzig 1747. 8. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Alten jeden Umriß, jede Zeichnung Monogrammen nannten (ſ. Malerei). A — s.

Monographie (von μονος und γραφειν), wird eine Schrift genannt, welche einen beſondern Gegenſtand einer Wiſſenſchaft abhandelt. Man ſetzt zugleich voraus, daß ein ſolcher Gegenſtand in einer vollſtändigen Monographie nach allen Richtungen und Beziehungen und ganz im Detail betrachtet werde. Auf der andern Seite aber iſt zu erinnern, daß dies nicht geſchehen ſolle, ohne auch die allgemeinen Beziehungen zu beruhen, in welchen derſelbe mit der Wiſſenſchaft ſteht, aus welcher er entlehnt iſt. Die Monographien in ſtrengerm Sinne ſind ein Erzeugniß der neuern Zeit, und es iſt nicht zu leugnen, daß ſie der Wiſſenſchaft ſehr förderlich geweſen. Jetzt aber werden ſie ſo häufig, daß es Noth thut, daran zu erinnern, daß man über dem Beſondern das Allgemeine der Wiſſenſchaft nicht gar zu ſehr aus den Augen verlieren möge.

Monokratie wird zwar zuweilen für Monarchie geſagt, iſt aber eigentlich davon verſchieden. Die Endungen Archie und Kratie bedeuten nämlich die äußere und die innere Staatsform oder die Darſtellungsart und die Ausübungsart der höchſten Gewalt. Der Monarchie ſteht alſo die Polyarchie entgegen. In jener wird die höchſte Gewalt durch einen, in dieſer aber durch Mehrere oder Viele dargeſtellt. Wie ſie aber von dem Einen oder von Vielen verfaſſungsmäßig ausgeübt werde, beibt dabei unbeſtimmt. Wird ſie von dem Ei-

nen oder den Vielen ungetheilt und ganz allein ausgeübt, ſo daß das Volk oder die übrigen Bürger als Unterthanen keine an der Ausübung theilnehmenden Stellvertreter haben, ſo iſt der Staat eine Autokratie, und zwar entweder eine monarchiſche oder eine polyarchiſche. Sind aber dergleichen an der Ausübung der höchſten Gewalt theilnehmende Stellvertreter des Volks vorhanden, ſo iſt der Staat eine Synkratie, die ebenfalls entweder monarchiſch oder polyarchiſch ſein kann. So war Frankreich unter dem Directorium von fünf Männern eine polyarchiſche Synkratie, jetzt aber iſt es eine monarchiſche Synkratie. Dieſe heißt nun auch eine beſchränkte oder conſtitutionelle Monarchie. Eine unbeſchränkte aber, wo gleichſam der Monarch ſelbſt die Stelle der Conſtitution vertrit, heißt eine abſolute Monarchie oder eine monarchiſche Autokratie, kürzer aber und zuſammengezogen eine Monokratie (ſ. den Art. Synkratie.).

Monolog, Selbſtgeſpräch, heißt in der Schauſpielkunſt diejenige Rede, welche ein Schauſpieler für ſich ſelbſt ſpricht, und iſt dem Dialoge, in welchem ſich mehrere Perſonen unterreden, entgegengeſetzt. Da in den Dramen Umſtände eintreten können, wo die handelnden Perſonen Gedanken, welche ſie gegen einander nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müſſen, um den nothwendigen Zuſammenhang der Handlung zu erhalten: ſo haben ſich die Dramatiker in Nothwendigkeit verſetzt geſehen, die Monologe zu erfinden. Als in der Kritik noch das Geſetz der materiellen Wahrſcheinlichkeit herrſchte, war man geneigt, über die Monologen überhaupt den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, dieſem oder jenem berühmten Monolog, wie z. B. dem im Hamlet, nothgedrungen ſeinen Beifall zu ſchenken. Man meinte nämlich, daß niemand im wirklichen Leben geneigt ſein dürfte, eine fortgeſetzte, lange Unterredung mit ſich ſelbſt zu halten, und daß nur der höchſte Grad von Leidenſchaftlichkeit im Stande wäre, gleichſam aus dem Uebermaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus ſich ſelbſt hervorzuſtoßen. Dabei hat man aber nicht bedacht, daß es doch wahrlich der Natur ihr Recht nicht nehmen heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehen, ſich auch durch die Zunge ausſprechen und verſinnlichen läßt, da ſie in der Natur beſtimmt daſſelbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlaſſung dazu gegeben worden wäre. Nun iſt die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet iſt, ſeine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder ſie in ſein Herz zu verſchließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunſt nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), ſondern eine durch äußere Veranlaſſungen bedingte Nothwendigkeit, und es iſt gerade die Pflicht jeder künſtleriſchen Beſtrebung, an die Stelle des Bedingten, welches in der Natur, die nach keinen Grundſätzen verfährt, vorhanden ſein darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles deſſen, was künſtleriſch iſt, zu ſetzen. Obgleich alſo die Monologen, ſtreng genommen, als Monologen in der Natur nicht vorhanden ſind: ſo können ſie doch füglich ein Gegenſtand der dramatiſchen Kunſt werden, weil die zufällige Veranlaſſung, jemand neben ſich zu haben, dem man ſeine Gedanken mittheilt, keineswegs gegen die Möglichkeit, ſie ſich ſelbſt mitzutheilen, entſcheiden kann. Die dramatiſche Kunſt muß ein Mal von außen her zur Verſtändlichkeit, dann aber auch zweitens in wahrhaft künſtleriſchem Sinne ſich der Monologen bedienen, um ihre möglichſten Zwecke zu erreichen. Darum muß auch der Inhalt des Monologs eben ſo ſehr dramatiſcher als lyriſcher Natur ſein. Doch dürfen wir nicht leugnen,

daß die gewöhnlichen dramatiſchen Schriftſteller einen argen Mißbrauch mit dem Monologen treiben, und daß ſie ihnen oft zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentloſigkeit und Geiſtesarmuth dienen. Denn es ſcheint allerdings leichter zu ſein, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung ſtehende Ausrufungen und Reflexionen zu erſinnen und dieſe einer dramatiſchen Perſon in den Mund zu legen, als ein Geſpräch zu führen, in welchem der Austauſch und der Wechſel der gegenſeitigen Vorſtellungen doch eine Art von freier Kunſtbehandlung vorausſetzt. Da nun ſolche Monologe, inſofern ſie die äußere, ſo nothwendige Abwechſelung hindern, im Ganzen genommen, auch nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den Dialog erreicht werden kann: ſo folgt daraus, daß auch die genialſten Dramatiker ſich derſelben mit weiſer Sparſamkeit zu bedienen und denſelben einen innern und nothwendigen Zuſammenhang mit dem dramatiſchen Ganzen zu geben haben, um nicht aus ihnen außerweſentliche Dinge zu ſchaffen, welche den Zuſchauer den Zuſammenhang und die Theilnahme an der Darſtellung verlieren laſſen und langweilen. In künſtleriſcher Hinſicht dürfte vielleicht noch zu erinnern ſein, daß der Inhalt des Monologs, um die gehörige Theilnahme zu erregen, mehr dramatiſcher als lyriſcher Natur ſein müſſe. Pq.

Monomanie (von μονος und μανια). So nennen einige franzöſiſche Aerzte die Form des Wahnſinns, welche vorzugsweiſe auf einen einzelnen Gegenſtand gerichtet iſt, wo z. B. der Kranke glaubt, er ſei Gott, Jeſus oder der heilige Geiſt, Kaiſer, König, Fürſt, der Aermſte oder der Reichſte, ein großes Genie u. ſ. w. Man ſieht, daß bei dieſer Form das Bewußtſein der Perſönlichkeit geſtört iſt.

Monophyſiten heißen die Anhänger derjenigen chriſtl. Partei, die nach dem im 5. Jahrh. aufgekommnen und beſonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine (Menſch gewordne göttliche) Natur in der Perſon Chriſti annahm, und die Orthodoxie dieſes Sprachgebrauchs auf der ſogenannten Räuberſynode zu Epheſus 440 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Konſtantinopel, und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenverſammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Beſtimmung dieſes Conciliums, daß in Chriſto zwei Naturen ohne Vermiſchung, Verwandlung und Trennung zu einer Perſon und Subſtanz vereinigt ſeien, der Streit nicht ausgemacht werden. Die aſiatiſche und ägyptiſche Geiſtlichkeit war meiſt monophyſitiſch geſinnt, dagegen die occidentaliſche den chalcedoniſchen Beſchluß verfocht. Des Kaiſers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, ſie zu verſöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen, über dieſe verſchiednen Anſichten verſchuldete die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophyſiten ſich förmlich von ihr abſonderten. Dieſe Trennung entſchied ſchon in der erſten Hälfte des 6. Jahrh., da der Schutz, den die Monphyſiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe von Konſtantinopel gefunden hatten, ſeit der feſten Vereinigung des Kaiſers Juſtinian mit der römiſchen Kirche aufhören mußte. Auch unter ſich ſelbſt blieben ſie nicht einig. Schon 483 hatte ſich ein Haufe von Mönchen und Prieſtern zu Alexandrien von dem monophyſitiſch geſinnten Patriarchen daſelbſt, Petrus Mongus, weil er das Henotikon annahm, ohne die chalcedoniſchen Beſchlüſſe ausdrücklich zu verdammen, losgeſagt und eine ſtrengere Monophyſitenpartei gebildet, die wegen dieſer Trennung von dem rechtmäßigen kirchlichen Oberhaupte den Namen Akephaler, Hauptloſe,

erhielt, und der eigentliche Kern des Monophyſitismus wurde. Neue Streitigkeiten erhoben ſich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Chriſti verweslich ſei oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgeſetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der ſich zu den Akephalern hielt, bejaheten ſie; die Julianiſten oder Gajaniten, Anhänger der Biſchöfe Julianus und Gajanus, verneinten ſie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticolä, Verweslichkeitsdiener), dieſe Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantaſiaſten, genannt, welche wieder über die Frage, ob der Leib Chriſti erſchaffen geweſen, in Aktiſteten, die ihn für unerſchaffen, und Ktiſtolatrer, die ihn für erſchaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Biſchöfe auch Theodoſianer genannt, behielten die Oberhand, und belegten auch die unter ihnen entſtandnen Agnoeten (ſo genannt, weil ſie Chriſto, als Menſchen, die Allwiſſenheit abſprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophyſit Askusnages, und nach ihm Philoponus, der größte chriſtliche Philoſoph dieſes Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Perſonen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Dieſe Tritheiten und ihre Anhänger waren ſelbſt in den Augen ihrer Partei die ärgſten Ketzer, und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophyſiten ſich zu den Katholiſchen wandten. In Aegypten, Syrien und Meſopotamien blieben jedoch die monophyſitiſchen Gemeinen die ſtärkſten, erhielten durch ihre, nun unterbrochen neben den kaiſerlichen oder orthodoxen beſtehenden, Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jacob Baradai (ſtarb 558) ihre Religionsverfaſſung befeſtigt hatte, die ſelbſtſtändigen Kirchen der **Jacobiten** und **Armenier** (ſ. d. Art.), die, von der griechiſchen Kirche eben ſowol als von der römiſchen getrennt, ſich eben darum ſeit dem 7. Jahrh. auch unter der Herrſchaft der Mohammedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von einer Natur in Chriſto ſtimmten ſie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griech. Kirche überein; auch ihr Gottesdienſt iſt dem griechiſchen ähnlicher, als dem römiſchen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Abweichungen erhalten, welche ſich am auffallendſten in der Religionsverfaſſung der Jacobiten in Aegypten zeigen. Dieſe heißen Kopten, ſtehen mit den ſyriſchen Jacobiten noch in Glaubensgemeinſchaft, haben aber ihren eignen Patriarchen zu Kairo, der den Titel des alexandriniſchen führt, und zehn Biſthümer unter ſich hat. Die Bibel und liturgiſchen Bücher beſitzen ſie noch in der alten koptiſchen Sprache, welche die zur Zeit der Herrſchaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptiſche und daher der griechiſchen verwandt iſt, aber jetzt unter die todten Sprachen gehört. Die Kinder werden bei ihnen nur in der Kirche und nie vor dem 40. Tage nach der Geburt, oft erſt im 7. Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten ſie nur in den großen Faſten brauchen dabei geſäuertes Brot, welches gebrochen wird und genießen den Wein mit Löffeln. Ihren Gottesdienſt begehen ſie, nach einer in Zeiten der Verfolgung entſtandnen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende zum Sonntage. Er beſteht nur aus dem Altardienſte, Geſang, Gebet und Vorleſungen der Prieſter, welche übrigens ſehr unwiſſend ſind und nicht predigen können. Der Patriarch thut es nur ein Mal im Jahre. Die Beiwerke des Aberglaubens, Reliquien, ſchlechte Bilder in ihren Kirchen, Heiligendienſt u. ſ. w. haben ſie mit den Griechen gemein. Die Beſchneidung iſt nur noch bei den Kopten in Oberägypten gebräuchlich. In ihren

ſchwachbeſetzten Klöſtern wohnen Mönche mit Weibern und Kindern. Die Kopten machen immer noch den größten Theil der Bevölkerung Aegyptens aus, und werden von der türkiſchen Regierung gedrückt wie die Griechen. In Cairo wiſſen ſie ſich den Türken als Schreiber und Agenten unentbehrlich zu machen. Eine vierte monophyſitiſche Kirche iſt die abyſſiniſche, welche von den Kopten ihr geiſtliches Oberhaupt erhält (ſ. den Art. Habeſch). Verwandt mit dem monophyſitiſchen Streite war die im Anfange des 7. Jahrh. angeregte Frage, ob die in Chriſto vereinigte Gottheit und Menſchheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entſtand ein Zank, den der Kaiſer Conſtans durch ſeine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen ſuchte. Die Beſtimmung der trullaniſchen Kirchenverſammlung zu Konſtantinopel 680., daß zwei Willen in Chriſto wirkſam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, ſo nannten ſich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberreſten die Sekte der Maroniten (ſ. den Art.) ſich bildete.

Monopole. Unter Monopol (Alleinhandel, Alleinverkauf) verſteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausſchließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden ſonſt öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufakturen und Fabriken. Sie können auf gewiſſe, beſtimmte, oder, wie man ſagt, auf ewige Zeiten gelten. Erſtre laſſen ſich in gewiſſen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelswegs ſehr wohlthätig wirken, eben ſo wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichteſten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorſicht gebraucht werden. Letztre ſind immer höchſt ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die ſie ausſchließen, ſondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken ſehr verderblich auf den Nationalreichthum eines Landes.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengeſetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die älteſten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Ueberlieferungen der älteſten Völker laſſen uns dieſe Religion als die älteſte und urſprüngliche betrachten. Die moſaiſche Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Weſen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichſam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchſten Gottes angeſehen werden, nämlich dem Parabrama, den ſie durch alle Prädicate der Gottheit ſehr rein und vollkommen ſchildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches ſie der Finſterniß gegenüberſtellten, noch an ein höheres, unentſtandnes Licht, das ewig, allmächtig, weiſe und gütig iſt, und aus welchem erſt das körperliche Licht hervorging. Die Perſer ſtellten über ihrem Orimuzd und Ahriman noch den Mithras, als höchſten Gott, ein beſeeltes und verſtändiges Feuer, deſſen Strahlen durch die ganze Welt ſtrömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpunkte ſich vereinigten. Selbſt die Aegypter hatten an ihrem Eiktou ein höchſtes Grundweſen wenigſtens für ihre geheime Religion. Alle dieſe verſchiednen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit ſie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchſten, mehr oder weniger beſtimmt, ſtets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Und überall

ſehen wir in dieſen Mythologien die Götter ſich erſt allmälig vermehren, ſo wie der Menſch ſich immer weiter von der einfachen und urſprünglichen Offenbarung in die Vielheit der ſinnlichen Anſchauung verlor. Aber auch abgeſehen von dieſen hiſtoriſchen Andeutungen, ſo iſt der Menſch zur Wahrheit beſtimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit ſchon vorausſetzt, iſt in ſeinen Ueberzeugungen das Urſprüngliche und Erſte, weil ſie einfach iſt, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchſtrömt. Nur in der Auffaſſung der Wahrheit verirrten ſich die Menſchen, wenn ſie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken verſuchten. Erſtres war die frühere, die in der alten Welt verbreitete, Verirrung, weil ſich Sinn und Phantaſie früher zur Herrſchaft erheben, und daraus entſprang der in der alten Welt herrſchende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienſt, der in der Vergötterung des Körperlichen, als dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, ſich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, ſondern durch Zeugungen Alles entſtand. Doch konnte auch in dieſen Verirrungen die Wahrheit nicht ganz verſchwinden. Spuren derſelben erblicken wir in den oben angeführten Thatſachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidniſchen Philoſophen, eines Plato, und vieler ſpätern Platoniker, des ägyptiſchen Philoſophen Pſammon, der, nach Plutarch (Leben Alexanders) die mit dem Chriſtenthum ganz übereinſtimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menſchen ſei, der ſich die beſſern derſelben zu ſeinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir bei den Hebräern, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen ſie durch das umgebende Heidenthum hauptſächlich veranlaßt wurden, die Ueberlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufbewahrten, bis ſich aus ihrer noch etwas engherzigen Anſicht von dem Jehovah, den ſie doch größtentheils nur als Stammgott des erkornen Volks betrachteten und verehrten, der reinere und umfaſſendere Monotheismus des Chriſtenthums entwickelte, welcher die herrſchende Religionsanſicht in der neuern Welt wurde. T.

Monotonie, Eintönigkeit. Unter dieſem Worte verſteht man eigentlich den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verſchiedenheit der Empfindungen und Vorſtellungen verſchieden ſein muß. Dieſer Fehler z. B. ein ſingender, ſchneidender, gezogner oder gerader Ton im Reden, findet ſich bei einzelnen Menſchen wie bei ganzen Völkern, und iſt gewöhnlich eine Folge der Unbiegſamkeit der Sprachwerkzeuge, oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl. Wenn dieſe Monotonie ſchon in der gewöhnlichen Rede unangenehm iſt, ſo iſt ſie ein noch auffallenderer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredtſamkeit. Unter den politiſchen, gerichtlichen, geiſtlichen Rednern, Schauſpielern und Deklamatoren fallen die Kanzelredner bekanntlich am häufigſten in den Fehler der Monotonie, welcher am meiſten auffällt, wenn er ſich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erſcheinung iſt es auch, daß alle Kinder in ihren erſten Leſeübungen ſich gleichſam von Natur zur Monotonie hinneigen. In einer andern, hiervon abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den ſchönen Künſten eine gewiſſe Einförmigkeit der Manier, die ſich in der Behandlung und Darſtellung der Gegenſtände offenbaret. Auch hat man es auf Gegenſtände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet. Im Grunde gibt es äußerſt wenige Schriftſteller und Künſtler, welche

jene Vielſeitigkeit des Genies beſitzen, mit der man allein eine gewiſſe Monotonie vermeiden kann. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer ſchönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der franz. Tragödie.

Mons, oder Bergen, iſt die befeſtigte Hauptſtadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Hennegau. Sie liegt auf einer Anhöhe, wird vom Fluſſe Trouille durchfloſſen, und iſt ziemlich hübſch gebaut. Die Bevölkerung beläuft ſich auf 20,000 Seelen. Man findet hier viele öffentliche Gebäude, darunter 6 Pfarrkirchen, den Gouvernementspalaſt und das anſehnliche Rathhaus auf dem großen Platze. Die Einwohner unterhalten eine große Baumwollenſpinnerei, Baumwollenfabriken und einen ziemlich beträchtlichen Handel, beſonders mit Getreide und Steinkohlen. Auch iſt hier eine Börſe, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Nähe ſind Steinkohlenbrüche.

Monſieur, wörtlich mein Herr, ein Titel, welcher ohne Zuſatz dem älteſten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von ſeinen Kindern und Enkeln mit Monſieur angeredet.

Monſigny (Pierre-Alexandre), ein vormals beliebter franz. Tonſetzer, den man als den Stifter der komiſchen Oper der Franzoſen anſieht, 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, und wurde in dem Rechnungsbureaux der Geiſtlichkeit angeſtellt; aber das in ihm ſchlummernde Talent für die Muſik erwachte plötzlich, als er einer Vorſtellung der Serva Padrona von Pergoleſi beiwohnte. Er beſchloß, ſich der Muſik ausſchließlich zu widmen, und ſtudirte die Compoſition unter Giannotti. Nach fünf Monaten entließ ihn ſein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie ſehr erſtaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abſchiede ſeine Oper, Les aveux indiscrets, zeigte, die er componirt hatte. Drei Jahre nachher (1759) brachte er dieſe Oper gänzlich umgearbeitet auf's Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall, gab er 1760 Le Maitre en droit und Le Cadi dupé. Die niedliche Oper: On ne s'avise jamais de tout, welche 1761 erſchien, vollendete die muſikaliſche Revolution auf dem Theater de la Foire, welches damals den Namen der italieniſchen Oper annahm. Monſigny ſetzte hierauf: Le Roi et le Fermier; Rose et Colas; Aline, reine de Golconde; L'isle sonnante; Le Déserteur; Le Faucon; Félix ou l'enfant trouvé; La belle Arsène, welche großen Beifall fanden. Am 22. Sept. 1798, als am Neujahrstage der franz. Republik, ward er nebſt Cherubini, Leſueur und Martini, auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Tonkünſtler, erſt vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen, und erhielt zugleich eine Penſion von 2400 Livres auf Lebenszeit. 1800 erhielt er, nach Piccini's Tode, deſſen Directorſtelle am Conſervatorium zu Paris. Er ſtarb 1817.

Monſoons, engl., oder Mouſſons franz., ſind die in Indien herrſchenden Paſſatwinde (ſ. d. A. Wind).

Monſtranz, das bei den Katholiken in dem Tabernakel des großen Altars verſchloſſne Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wol auch mit Edelſteinen beſetzt, in welchem die geweihte Hoſtie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Prieſter darf ſie anrühren und jeder Katholik muß ſie mit Kniebeugen verehren (ſ. d. A. Meſſe.)

Monſtrum iſt jeder Organismus oder Theil deſſelben, deſſen

Bildung von der, ſeiner Art eigenthümlichen, Form abweicht, alſo Mißgeburt. Monſtröſen Thieren legt man höchſtens anatomiſchen oder phyſiologiſchen Werth bei; gewöhnlich ſind ſie ein Gegenſtand des Ekels. Monſtröſe Pflanzen (gefüllte Blumen) ſind dagegen beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumiſten alle Mühe anwenden. Was die monſtröſen Thiere betrifft, ſo kann man ſie in zwei Abtheilungen bringen: in ſolche, denen irgend ein Theil fehlt, und in ſolche, welche ſich durch überflüſſige Bildung auszeichnen. Zu den erſtern gehören vorzüglich diejenigen menſchlichen Früchte, die man Acephali oder Kopfloſe nennt, und welche das Gehirn in einem häutigen Sacke, der ſtatt des Schädels dient, tragen. Oft fehlt ihnen das Gehirn ganz, meiſtens aber der obere und vordre Theil deſſelben. In die andre Abtheilung ſind diejenigen zu ſtellen, welche als Zwillinge empfangen wurden, ſich aber während ihrer weitern Ausbildung im Leibe der Mutter in einanderſchoben, ſo daß die eine Frucht, welche ſich ziemlich ungeſtört ausbildet, die zweite in ihre Bauchhöhle aufnahm und ihren Wachsthum verhinderte. Der zweite Fötus bleibt nach der Geburt mehrere Jahre im Leibe des erſtern verborgen, wird aber als etwas Fremdes durch ein Geſchwür theilweis, als Haare Knochen, Zähne, ausgeſtoßen. Hieher gehören die Geſchichten von Knaben, die menſchliche Früchte bei ſich getragen haben. F.

Montague (Marie Wortley), Tochter des Herzogs Evelyn von Kingſton, war um das J. 1690 zu Thorosky in Nottinghamſhire geboren. Sie zeigte ſchon früh ganz beſondre Anlagen, und wurde demzufolge zu allem Unterricht, den ihr Bruder in alten und neuen Sprachen erhielt, mit zugelaſſen. So ward ſie eine wirkliche Gelehrte, wovon ſie in ihrem 20. Jahre einen Beweis durch ihre Ueberſetzung von Epiktet's Enchiridion lieferte. 1712 heirathete ſie den Esquire Eduard Wortley Montague, und begleitete ihn 1716 auf ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach Konſtantinopel. Während einer Abweſenheit ihres Gemahls hatte ſie die Neugier, den Serail zu ſehen. Sie ward auch wirklich in das Innere deſſelben gelaſſen, doch, wie man ſagt, gegen Erfüllung einer gewiſſen, von dem Großherrn gemachten Bedingung. Nach zwei Jahren kehrte ſie mit ihrem Gemahl über Genua, Turin, Lyon, Paris nach London zurück, und erlangte dort durch ihren Geiſt, ihre Kenntniſſe und die wohlgenützten Erfahrungen ihrer Reiſen einen verdienten Einfluß auf den Ton des Hofes und der beſten Geſellſchaften. Die ſchönen Geiſter huldigten ihr, unter ihren Verehrern zeichneten ſich Addiſſon, Congreve und Pope aus. Letztrer ward aber, wahrſcheinlich aus gereizter Eitelkeit und wegen Verſchiedenheit ihrer politiſchen Meinungen, plötzlich ihr bitterſter Feind. Seine bekannte grobe Satyre der Sappho ſollte gegen ſie gerichtet ſein; allein ſie bezog ſich auf eine Miſtris Thomas. Ueber Pope und Montague's Verbindung ſagt das Quart. Rev. Nr. 46. S. 416 fg. viel Intereſſantes. Ein bleibendes Verdienſt um die Menſchheit hat ſie ſich durch die bei den Türken erſehene, und an ihrem Sohne zuerſt erprobte Einimpfung der Blattern erworben, welche ſie, trotz allem Widerſtande des Vorurtheils, in England einzuführen wußte (vergl. den Art. Blattern). 1739 verließ ſie England und ihren Gemahl, von welchem ſie 5000 Pf. Sterl. als Jahrgehalt empfing, und hielt ſich größtentheils in verſchiednen Gegenden von Italien auf, bis ſie nach ſeinem Tode 1751 wieder nach England kam, und 1762 daſelbſt ſtarb. Außer mehrern mittelmäßigen Gedichten hat ſie ſich durch ihre, während der Reiſen von 1716 — 1718 geſchriebnen Briefe berühmt

gemacht. Sie erſchienen 1763 in 3 Bdn. wozu 1768 noch ein 4. Band kam, und enthalten die anziehendſten Nachrichten und Bemerkungen, vorzüglich über Konſtantinopel und die Türkei, ſind Muſter eines eleganten, leichten und einnehmenden Styls, und wurden bald in die meiſten gebildeten lebenden Sprachen überſetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts iſt jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden, namentlich von dem Ritter Tott (ſ. deſſen Nachrichten über die Türken ꝛc. 1. Th.). Eine vollſtändige, ſehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. The letters and other works of the R. H. Lady Mary Wortley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the Marquis of Bute u. ſ. w., 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern, jetzt zuerſt bekannt gemachten, ſind von den Jahren 1739 — 1760 geſchrieben. Ueberall verräth ſich die Frau von gebildetem, und man kann ſagen, männlichem Geiſte; überall fällt ſie ſcharfe und beſtimmte Urtheile. Ihre gelehrten Kenntniſſe bewieſen die meiſten ihrer Briefe; nie aber prunkt ſie damit. Nicht minder berühmt iſt ihr Sohn, der Sonderling Eduard Wortley Montague, um das J. 1714 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, ſeines Vaters Landgut, geboren. Das volle Gemälde ſeines Lebens erhält durch die bunte Miſchung der Farben eine anziehende Lebendigkeit. Einige haben ihn, jedoch wahrſcheinlich mit Unrecht, für eine Frucht des oben erwähnten Beſuchs des Serails ausgegeben. Nach der Meinung dieſer Letztern war er 1718 in Konſtantinopel geboren, und die Veranlaſſung, daß ſein Vater, der ihn nicht anerkennen wollte, ſich von ſeiner Gattin ſcheiden ließ. Der junge Montague war der Liebling ſeiner Mutter, die ihm allen Willen ließ. Sein ſeltſamer Charakter zeigte ſich ſchon in der Kindheit. Von der Weſtminſterſchule entlief er drei Mal, und wurde drei Mal zurückgebracht; zuerſt zu einem Schornſteinfeger, bei dem er auch die Eſſen kehrte; dann zu einem Fiſcher, mit dem er Plattfiſche durch die Straßen ausrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffsjungen nach Spanien trug, wo er ſich bei einem Maulthiertreiber verdingte. Nachdem der engliſche Conſul ihn entdeckt und ſeinen Aeltern zurückgeſandt hatte, gaben ihm dieſe einen Hofmeiſter, und ſandten ihn dann mit demſelben auf Reiſen, namentlich nach Weſtindien. Einige Jahre war er ein geſchätztes Mitglied des Parlaments und mehrerer gelehrten Cirkel in London. Aber die Unruhe trieb ihn wieder in die Weite. Er durchſtreifte die Welt bis an ſeinen Tod. „Ich bin," ſagt er in einem ſeiner Briefe, „mit dem deutſchen Adel umgegangen, und habe auf ſeinen Landſitzen mein Lehrgeld in der edeln Reitkunſt gegeben. Ich bin in der Schweiz und in Holland ein Ackersmann geweſen, und habe die beſcheidnen Dienſte eines Poſtillions und eines Pflügers nicht verſchmäht. Ich habe mich in Paris in das läppiſche Gewand eines Stutzers gehüllt. Ich bin in Rom ein Abbé geweſen. Ich habe in Hamburg mit der lutheriſchen Prediger-Krauſe, dreigefaltetem Kinn und ſolcher Kanzelſalbung das Wort Gottes ausgeſpendet, daß die Geiſtlichkeit neidiſch geworden." Er beſuchte den ganzen Orient, und nahm in der Türkei den Turban, wie es ſcheint, aus reiner Ueberzeugung; denn er befolgte überall auf ſeinen Reiſen die Religions- und alle übrigen Gebräuche der Mohammedaner mit der pünktlichſten Gewiſſenhaftigkeit. Graf Lamberg und Dr. Moore ſahen ihn in Venedig, und geben, erſterer im Mémorial d'un Mondain,

und letztrer im View of Society and Manners of Italy, anziehende und übereinſtimmende Nachrichten über ihn. Er kleidete ſich, ſaß, aß, trank ꝛc. auf orientaliſche Weiſe, trug einen langen Bart, ließ ſich jederzeit beim Ausgehen, ſelbſt am Tage, zwei brennende Fackeln vor-, und durch einen kleinen Neger, der ſein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, ſeine Nahrung Reiß, ſein Getränk Waſſer, ſein Vergnügen Kaffee und Tabak. Die vorgeſchriebnen Reinigungen und Gebete verſäumte er nie. Auch unterhielt er neben ſeiner geſetzmäßigen Frau noch einen Harem. Er war ein guter Geſellſchafter, und wußte auf eine eigne anziehende Weiſe heitere Laune, franzöſiſche Lebhaftigkeit und türkiſchen Ernſt in der Unterhaltung zu vereinen. Er ſtarb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Wiſſenſchaft, beſonders die Archäologie, verdankt ihm einige ſchätzbare Bereicherungen. Er hat in Paläſtina mehrere koſtbare Alterthümer aufgefunden und beſchrieben, viele wichtige Medaillen an die londoner Akademie (Royal-Society) geſchickt, deren Verhandlungen von 1766 einen anziehenden Brief von ihm über Kairo, die Wüſte Sinai, das rothe Meer ꝛc. enthalten. Außer verſchiednen, beſonders den Orient betreffenden, Abhandlungen hat man von ihm noch Reflexions on the Rise and the Fall of the ancient Republics, 1759. Bemerkungen über die Erdbeben, und über eine vorgeblich antike Büſte in der kön. ſardin. Sammlung.

Montaigne (Michel de), einer der geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller, war den 28. Februar 1533 auf dem ſeiner Familie gehörigen Schloſſe gleiches Namens in Perigord geboren, und ſtarb daſelbſt den 13. September 1592. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, ein Engländer von Geburt und tapfrer Krieger, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf die Ausbildung der glücklichen Anlagen des jungen Montaigne die größte Sorgfalt, ſchlug aber freilich hierzu einen etwas eignen Weg ein. Um nämlich ſeinem Sohne das ihm ſelbſt ſchwer gewordne Studium der Latinität zu erleichtern, nahm er, ehe der Knabe noch den Händen der Amme entſchlüpfte, einen Hofmeiſter (einen Deutſchen von Geburt) an, der keine Sylbe franzöſiſch, deſto beſſer aber Latein verſtand und indem nun alles im Hauſe, ſo gut oder ſchlecht wie es gehen konnte, ſich in dieſer Sprache ausdrücken mußte, hatte er die Freude den Knaben ſo völlig in dem Idiom des alten Rom erwachſen zu ſehen, daß er ſpäter die Sprache ſeines Volkes, gleich einer fremden lernen mußte. Montaigne ſagt hierüber ſelbſt: „wir lateiniſirten uns Alle dermaßen im Schloſſe, daß dies auch auf die dazu gehörigen Dörfer Einfluß hatte und in die Sprache des Volks der Umgegend mancher lateiniſche Ausdruck überging und wurzelte.“ Das Griechiſche lernte der Knabe dagegen mehr ſchulmäßig und nicht ſo ex usu. Aber auch in andern Dingen befolgte Montaigne der Vater eine eigenthümliche Methode in ſeiner Erziehung. So ließ er z. B. den Knaben des Morgens durch muſikaliſche Inſtrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiſte der Kinder nachtheilig ſei, geſtattete ihm in ſeinen Spielen die größte Freiheit, ſuchte ihn nur durch Erweckung des Rechtgefühls zur Erfüllung der Pflichten zu führen ꝛc. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichſte Verehrung für das Andenken ſeines Vaters. In einem Alter von 13 Jahren hatte er ſeine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Crouchy, Buchanan und Muret beendigt. Sein Vater beſtimmte ihn hierauf für den richterlichen Stand, und verheira-

thete ihn ſpäter mit Françoiſe de la Chaſſaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenntniß des Menſchen war das Studium, das ihn vor Allem anzog. Um ſeine Kenntniſſe hierin zu erweitern, theils aber auch um ſeine, durch ein in ſeiner Familie erbliches Uebel (den Stein) erſchütterte Geſundheit wo möglich wieder herzuſtellen, ging er auf Reiſen. Er beſuchte Deutſchland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römiſchen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieſer Stadt waren mit ſeiner Verwaltung ſo zufrieden, daß ſie ihn 1584 an den Hof ſandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieſer Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er ſagt, darum angehalten hatte, geſchmückt. Nach verſchiednen Geſchäftsreiſen kehrte er endlich auf ſein Schloß zurück, um ſich dort ganz der Philoſophie zu widmen. Indeß wurde hier ſeine Ruhe durch den blutigen Parteikampf geſtört, welcher Frankreich in Folge des grauſamen Verfahrens gegen die Hugenotten, zerriß. Sein Schloß wurde von den Liguiſten geplündert, er ſelbſt von den Gegnern derſelben verfolgt, und er ſagt hierüber ſelbſt: „ich ward gleich einem Ball betrachtet: den Ghibellinen galt ich für einen Guelfen, den Guelfen für einen Ghibellin.“ Da nun zu dieſen Uebeln ſich noch die Peſt geſellte, welche 1586 in Guyenne ausbrach, ſo war er gezwungen ſein Erbe zu verlaſſen und mit den Seinen eine Zeit lang in dem durch Greuel aller Art heimgeſuchten Lande herumzuziehen, bis er endlich 1588 abermals nach Paris kam und dort einige Zeit lebte, hierauf ſich aber wieder in ſeine Heimath begab, woſelbſt er dann, wie gemeldet, im J. 1592 allgemein betrauert, nach vielen körperlichen Leiden, mit der Ruhe eines Weiſen ſtarb *). Montaigne hat ſich in ſeinen mit Recht ſo berühmt gewordnen „Verſuchen“ ſelbſt geſchildert, aber er geſteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, welche mancher ſich zum Vorzuge anrechnet. Er gibt zum Beiſpiel zu, daß er indolent und träge ſei, daß er ein ſehr untreues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang haſſe. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten Freunden hing er mit Leidenſchaft. Er ſuchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er ſich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de gaieté et d'amitié. Auch liebte er den Umgang mit ſchönen und ſittſamen Frauen, wiewol man dabei, wie er ſagt, doch ein wenig auf ſeiner Hut ſein müſſe. Die Phantaſie betrachtet er als eine reiche Quelle von Uebeln. Ueber die Erziehung hat er Ideen, die man wie manche andre in unſern Tagen, ohne ihn zu nennen, wieder in Anregung gebracht hat. Er wollte, daß ſich die Freiheit der Kinder auf das Moraliſche und Phyſiſche erſtreckte. Das Einwindeln und Einbündeln ſah er als ſchädlich an, und meinte ſelbſt, daß wir durch Gewöhnung aller Kleider entbehren könnten. So tadelte er ferner eine zu ängſtliche Lebensweiſe, wodurch der Körper unfähig werde, Beſchwerden zu ertragen. Seine Anſichten über Geſetzgebung und Rechtsverwaltung ha-

*) Sein Widerwille gegen die Aerzte und ihre Kunſt war übrigens ſo groß, daß er ſich nie ihres Rathes bediente und ſelbſt in den letzten Tagen ſeines Lebens lieber die furchtbarſten Schmerzen ſeines alten Stein- und Nierenübels trug, als Hülfe bei ihnen ſuchte.

ben ſeine Zeit aufgeklärt und der unſrigen vielfach genutzt. Sein Streben ging auf die Vereinfachung der Geſetze und Formen und er bemerkte ſehr richtig, daß die Geſetze oft durch ihre Strenge unnütz und ſchädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen," ruft er aus, „habe ich geſehen, die verbrecheriſcher waren, als das Verbrechen!" Seine faſt immer nachſichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten ſehr ſtreng. Die ſpeculative Philoſophie verwarf er. Erfahrung, vorurtheilsfreie Anſicht über dieſelbe, mit vorzüglicher Neigung ſeines Temperaments zum Epikurismus, war ſein Gebiet. Ein beſondres Vergnügen fand er darin, den Menſchen in Kindern und unverdorbnen Landleuten zu beobachten und zu ſtudiren. Eben ſo weit entfernt von denen, die Alles für ungewiß, wie von denen, die Alles für gewiß halten, gefällt er ſich, Möglichkeiten ſtatt Behauptungen aufzuſtellen, und ſeinen Gegenſtand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Deviſe war nach dem damaligen Gebrauch: Que sais-je? Das Hauptwerk Montaigne's ſind ſeine Essais (die 1580 zuerſt und nachher noch oft, beſonders von Pierre Coste, London 1724, 3 Vol. 4.; deutſch von Bode, Berlin 1793 u. f. 6 Bde. 8. herausgegeben worden ſind) und die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart iſt allerdings zwar nicht immer rein und correct, genau und edel, aber ſie iſt originell, einfach, lebhaft, keck und energiſch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und dieſe altnationale, joviale Naivetät gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfaſſers lieb, unterhält ſich gern mit ihm und folgt ſeinen Meinungen. Ein geiſtreicher Dichter hat ihn in folgenden Verſen geſchildert:

> Plus ingénu, moins orgueilleux,
> Montaigne sans art, sans système,
> Cherchant l'homme dans l'homme même,
> Le connait et le peint bien mieux.

Montaigne iſt vielleicht der ungezwungenſte Schriftſteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenſtand, und ſchreibt ſie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leiſeſten Berührung ſteht, ſo verfolgt er dieſen, kehrt zu ſeinem Gegenſtande zurück und verläßt ihn auf's neue, oft ohne dann wieder darauf zurückzukommen. Er berührt Alles, was ihm aufſtößt; unaufhörlich ſchweift er ab von ſeinem Wege, und mit Recht ſagt Balzac, daß er einem Führer gleicht, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er verſprochen hat. Da nur ein freier Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, ſo hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigſten Zeugen haben ſein hohes Verdienſt anerkannt. „Montaigne hatte viel geleſen," ſagt La Harpe in ſeinem Urtheil über ihn, „aber er verbreitete ſeine Gelehrſamkeit über ſeine Philoſophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er ſich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu ſprechen, und verliert den aufgeſtellten Punkt der Unterſuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungne oder falſche Anwendung. Er beſchränkt zu ſehr die Grenzen unſrer Kenntniſſe von verſchiednen Gegenſtänden, die ſpäter Erfahrung und Verſtand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, iſt Alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie ſehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schrift-

ſteller hat er der franzöſiſchen Sprache eine Energie aufgedrückt, die ſie vor ihm nicht beſaß, und die nicht gealtert iſt, weil ſie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiſte der Sprache angemeſſen iſt. Als Philoſoph hat er den Menſchen geſchildert, wie er iſt. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Charakter von Redlichkeit, den man nirgend ſonſt findet. Man glaubt nicht ein Buch zu leſen, ſondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er ſpricht oft von ſich, aber auf eine Weiſe, um uns mit uns ſelbſt zu beſchäftigen. Er iſt weder eitel, noch heuchleriſch, noch langweilig; drei ſchwer zu vermeidende Dinge, wenn man von ſich ſelbſt ſpricht. Er iſt nie trocken; allenthalben iſt er mit ſeinem Herzen, mit ſeiner Geſinnung, und welche Maſſe von Gedanken über alle Gegenſtände! welcher Schatz von Verſtand! welche vertraute Mittheilungen, wo ſeine Geſchichte auch die unſrige iſt! Glücklich, wer ſeine eigne in dem Kapitel von der Freundſchaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund (Etienne la Boëtie) unſterblich gemacht hat." — Außer den Essais verdienen noch ſeine Voyages Erwähnung, in denen viel Anziehendes und Belehrendes iſt, ob ſchon das Ganze die Spuren großer Flüchtigkeit an ſich trägt.

Montalembert (Marce-René, Marquis de) geb. zu Angouleme d. 15. Juli 1714, trat mit ſeinem 18. Jahre in die Armee, machte den Feldzug von 1736 mit und zeichnete ſich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empfing er einige Zeit nachher die Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er ſeine Muſe den Wiſſenſchaften und 1747 trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieſer Geſellſchaft mit einer Menge von Aufſätzen bereichert, die ſich eben ſo ſehr durch neue Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Während des ſiebenjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den ruſſiſchen und ſchwediſchen Heeren angeſtellt. Nachher wurde er nach Bretagne und nach der Inſel Oleron geſchickt, welche letztre er nach ſeinem Syſtem befeſtigte. 1779 ließ er auf der Inſel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Feſtigkeit und Vollkommenheit in Erſtaunen ſetzte. Durch Aufwand hatte er ſeine Vermögensumſtände zerrüttet, und mußte 1790 ſein Gut in Angoumois verkaufen. Es ward ihm in Aſſignaten bezahlt, und ſo verlebte er den Reſt ſeiner Tage in Dürftigkeit. Als ein Anhänger der Revolution hatte er 1789 der Nationalverſammlung die Penſion überlaſſen, die ihm für den Verluſt eines Auges war bewilligt worden. Er bot mehrere Male den verſchiednen Geſetzgebungskörpern ſeine Arbeiten an; erſchreckt jedoch durch die Fortſchritte der Revolution ging er mit ſeiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieſelbe, kam in dem ſtürmiſchſten Zeitpunkte nach Paris zurück und wurde verhaftet. Nachdem er ſeine Freiheit wieder erlangt hatte, ließ er ſeine Scheidung ausſprechen und verheirathete ſich wieder. 1795 erwähnte der Convent ſeines Art défensif supérieur à l'art offensif auf ehrenvolle Weiſe und bewilligte ihm Aufmunterungen. 1796 geſchah ein Gleiches von Seiten des Raths der Fünfhundert in Anſehung ſeiner Werke. Er ſtarb d. 26. März 1800, nachdem er noch kurz vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Inſtitut vorgeleſen hatte. Er hat auch Réflexions sur le siége de Saint Jean d'Acre geſchrieben. Außer den verſchiednen Memoiren oder Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1761 jusqu'en 1791, einem großen Werke über die perpendiculäre Befeſtigung und des Art défensif

hat Montalembert auch einige kleine Komödien, Erzählungen und Chanſons hinterlaſſen, die eine heitere Phantaſie verrathen.

Montanus, um die Mitte des 2. Jahrh. Biſchof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, gab ſich für den von Jeſu verheißnen Parakleten (Tröſter) aus, welcher das vollkommne Mannesalter des Chriſtenthums oder die Reife der chriſtlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Chriſten Eingebungen des heil. Geiſtes empfingen und Erſcheinungen hätten, von der herrſchenden Meinung ab; die chiliaſtiſchen Hoffnungen und die Neigung zum ſteifen Buchſtabenglauben hatte er mit den judaiſirenden Chriſten gemein, und auch die moraliſche Eigenthümlichkeit der nach dieſen Grundſätzen von ihm geſtifteten Sekte beſchränkte ſich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die ſie in häufigen Faſten, in der Verachtung heidniſcher Gelehrſamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum eheloſen Leben und zum Märtyrertode ſuchte. Die Montaniſten, ſo hießen ſeine Anhänger, nannten im Dünkel ihrer höhern ſittlichen Vollkommenheiten ſich ſelbſt Pneumatici (Geiſtiggeſinnte); ſonſt hießen ſie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinaſien der Schauplatz ihrer ſchnellen Ausbreitung war. Tertullian, ſelbſt Montaniſt, hat ihre mönchiſche Strenge vertheidigt. Die mehr zur Gnoſis geneigte alexandriniſche Schule beſtritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das 4. Jahrh., in deſſen Mitte ſie erloſchen und nur in Gallien durch phrygiſche Koloniſten noch einige Zeit erhalten worden zu ſein ſcheinen. E.

Montblanc, der höchſte unter allen europäiſchen Bergen, indem er ſich nach Sauſſüre 14,676, nach Tralles 14,793 Fuß über die Oberfläche des mittelländiſchen Meers erhebt, gehört zu den grajiſchen, einer Kette der penniniſchen Alpen, liegt mit ſeinen drei von ewigen Schnee bedeckten Gipfeln in Savoyen zwiſchen den Thälern Chamouny und Entreves. Seit 1760, wo Sauſſüre einen Preis darauf geſetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, waren viele vergebliche Verſuche dazu gemacht worden. Erſt 1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Balmat; im folgenden Jahre beſtieg ihn Sauſſüre ſelbſt und ſtellte verſchiedne Beobachtungen an; einige Andre ſind ihm nachgefolgt, indeſſen ſind die Schwierigkeiten ungeheuer, und erfodern koſtbare Anſtalten, große Anſtrengungen und mehrere günſtige Tage. Den 12. Juli 1819 erreichten den Gipfel Howard und van Renſſelaer aus Newyork. Dagegen verunglückte die Reiſe des ruſſ. D. Hamel und A. im Auguſt 1820, wo drei Führer in den Abgrund ſtürzten. Der höchſte mit einem feſten Schneelager bedeckte Gipfel des Montblanc iſt ein ſchmaler Rücken, ungefähr ſechs Fuß breit, nach Norden ſteil abgeſchnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt.

Monte Caſino iſt eine im Königreiche Neapel, in Terra di Lavora an den Apenninen, neben dem Städtchen S. Germano, auf einem ſteilen Berge gelegne, uralte und berühmte Benediktiner-Abtei, in einer reizenden Gegend, vom heil. Benedikt von Nurſia ſelbſt 529 geſtiftet; nach mancherlei ungünſtigen Schickſalen erwarb ſie viele Freiheiten und große Reichthümer, und der Abt, gleichſam Patriarch des Ordens, nannte ſich Abt der Aebte, Patriarch der heil. Religion, Kanzler beider Sicilien, Graf von Campanien ꝛc. Im 11. u. 12. Jahrhunderte blühten hier die Wiſſenſchaften, namentlich die Arzneikunde, und die im Mittelalter ſo berühmte ſalernitaniſche Schule

wurde von Monte Caſino aus geſtiftet. Höchſt prächtig, wenn gleich ziemlich überladen und geſchmacklos verziert iſt die Kirche, mit dem Grabmal des Heiligen; ſehr reich (war wenigſtens ehemals) die Sakriſtei und Bibliothek; mit Gemälden überhäuft das Zimmer und der Thurm, welche der heil. Benetikt bewohnt haben ſoll. Mit hoher Gaſtfreundſchaft wurden ſonſt alle Reiſende und Pilger hier beherbergt und bewirthet, ja ſogar ſchon in S. Germano wurde ein Hospiz mit vier Mönchen unterhalten, die Fremden zu empfangen und mit Maulthieren hinauf in die Abtei zu befördern. Jetzt wird die Straße, an welcher Monte Caſino liegt, nur wenig von Reiſenden befahren, und die alte Abtei, deren Reichthümer die Zeit größtentheils zerſtreut hat, erfreut ſich nur ſeltner Beſuche. — xx.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modeneſiſchen 1628, trug anfänglich die Waffen als ein gemeiner Soldat unter ſeinem Oheim, Ernſt Montecuculi, welcher die kaiſerl. Artillerie befehligte, und ging alle Militärgrade durch. Die erſte glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im J. 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarſch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihr Gepäck und Geſchütz ab. Banner eilte auf die Nachricht dieſes Ereigniſſes herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Muſe ſeiner zweijährigen Gefangenſchaft, durch beharrliches Studium ſeine militäriſchen Kenntniſſe zu bereichern. Kaum hatte er ſeine Freiheit wieder erlangt, als er ſich 1646 durch die Niederlage des Generals Wrangel bei Triebel rächte. Nach dem weſtphäliſchen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte, und das Unglück hatte, in einem Carouſſel ſeinen Freund, den Grafen Manzani zu tödten. Der Kaiſer knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an ſeinen Dienſt. Dem König Johann Kaſimir von Polen, der von Ragozy und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe geſendet, ſchlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Krakau. Als König Carl Guſtav von Schweden darauf ſeine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi ſo glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Kopenhagen von der Landſeite zu befreien, ehe die Holländer zur See Verſtärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf ſeine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Beſieger Ragozy's wurde deſſen Beſchützer gegen die Türken. Er zwang ſie, Siebenbürgen zu verlaſſen und vereitelte durch eine weiſe Langſamkeit alle Unternehmungen eines furchtbaren Heers bis zur Ankunft der Franzoſen, die ihm den großen Sieg bei St. Gotthard 1664 erfechten halfen. Dieſer Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präſidentenſtelle des kaiſerl. Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwiſchen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche ſich den Fortſchritten der Franzoſen widerſetzen ſollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung ſeines Heers mit dem Heere des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortſchritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre den Oberbefehl, aber 1675 erhielt er ihn wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, ſagt Voltaire, hatten den Krieg zu einer Kunſt gemacht. Vier Monate wandten ſie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was ſein Gegner thun werde,

nach dem, was er an ſeiner Stelle thun würde; und ſie täuſchten ſich nie. Sie ſetzten einer dem andern Geduld, Liſt und Thätigkeit entgegen, und waren eben im Begriff eine Schlacht zu wagen, als eine Kanonenkugel den franzöſiſchen Feldherrn tödtete. In dem Briefe an den Kaiſer, worin Montecuculi von dem Tode ſeines großen Nebenbuhlers ſpricht, ſetzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Verluſt eines Mannes zu beklagen, welcher der Menſchheit ſo ſehr zur Ehre gereichte. Dieſe Worte hatte er bei der Nachricht von dem Tode Turenne's mehreremale wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Ueberlegenheit ſtreitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieſer Fürſt am Rhein einige Verluſte, bald aber hielt er den kaiſerlichen Feldherrn auf, welcher dieſen letzten Feldzug als den glorreichſten ſeines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger geweſen, ſondern weil er nicht beſiegt worden. Montecuculi verlebte den Reſt ſeiner Tage am kaiſerlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beſchützte die Wiſſenſchaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforſchung geſtiftet wurde. Montecuculi ſtarb zu Linz 1680 an einer Wunde, die er von einem herabſtürzenden Balken empfangen hatte. Er verſtand nicht nur Krieg zu führen, ſondern auch ſehr gut darüber zu ſchreiben. Seine Memoiren, die er italieniſch ſchrieb, ſind gelehrt und gründlich, kurz und deutlich. Nachdem ſie früher nur in einer franzöſiſchen Ueberſetzung bekannt waren, hat Ugone Foſcolo auch das italieniſche Original herausgegeben (Mailand, 1807 — 8. 2 Bde. Fol.).

Montemayor (Jorge de), ein berühmter Dichter, geb. um 1520 zu Monte-Mayor in Portugal, woher er den Namen annahm. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde dafür einigermaßen durch ſein angebornes Genie entſchädigt. Er verſtand vollkommen mehrere lebende Sprachen, und überſetzte ſie mit eben ſo viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In ſeiner Jugend betrat er die militäriſche Laufbahn, obgleich ſeine Neigung ihn einzig zur Muſik und Poeſie hinzog. Darauf begab er ſich nach Caſtilien und ließ ſich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Muſiker in die Kapelle aufnehmen, die Philipp II. auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach ſeiner Rückkehr ſcheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er ſeine berühmte Diana. Die Königin Catharina, Schweſter Carls V. und Regentin dieſes Reichs berief den Dichter zu ſich, und ertheilte ihm einen ſehr ehrenvollen Poſten an ihrem Hofe. Aus einer Elegie von Francisco Marcos Dorantes, die ſich in allen Ausgaben der Diana findet, erſieht man, daß er ſchon im J. 1562 ſeine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugieſe, wird Montemayor doch in der ſpaniſchen Literatur genannt, da er in der caſtilianiſchen Sprache geſchrieben hat. Er war durch ſeine Diana der Erfinder des ſpaniſchen Schäferromans. Cervantes nennt die Diana das ſchönſte Muſter ihrer Gattung. Außerdem beſitzen wir von ihm eine Gedichtſammlung (cancionero) und die Werke des Troubadouren Auſias March.

Montenegriner heißen die Bewohner des Gebirges Montenegro (der ſchwarze Berg, in der Landesſprache Tſchernagora), in der türkiſchen Provinz Albanien, von der Seeküſte bei Antivari an gegen Bosnien hin. Sie ſind ein freies Räubervolk, das 15,000 waffenfähige Männer hat, nicht unter der Oberherrſchaft der Türken ſteht, aber wegen der natürlichen Beſchaffenheit des Landes, das auf 150 Q. M. in 116 Dörfern 60,000 Einw. hat, nie von ihnen hat bezwungen werden können. Das Gebiet erſtreckt ſich von Cattaro

bis an die See von Scutari. Die Montenegriner haben den Türken, durch öftere Einfälle in das Gebiet derſelben, viel Schaden zugefügt. Ihr Vorſtand iſt ein geiſtlicher Vladicki, doch hat die Civilverwaltung einen von jenem abhängigen Statthalter aus einem thatenreichen Geſchlecht. Beide genießen eine Penſion aus dem Auslande, die zu Anſchaffung von Armaturen für die Aermern verwandt zu werden pflegt. Bisher hat dieſes Volk wider ſeine Gewohnheit am Türkenkriege der Griechen keinen Theil genommen. Sie ſprechen illyriſch-ſlavoniſch, ſind der griechiſchen Religion zugethan, und haben ihren eignen Patriarchen. Der Hauptort ihres Landes iſt Atigne. Im J. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der ſich für den ruſſiſchen Kaiſer Peter III. ausgab und einen Aufſtand anſtiftete, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montereau, ſ. Chatillon.

Monte Santo, ſ. Athos.

Monteſpan, ſ. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de), ſtammte aus einer vornehmen Familie von Guienne, und war den 18. Jan. 1689 auf dem Schloſſe Brede bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte ſich ſein philoſophiſcher Geiſt. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren ſammelte er Materialien zu ſeinem Esprit des lois. Ein Oheim, welcher Präſident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge ſein Vermögen und Amt. In dem ihm ſich dadurch darbietenden Wirkungskreis ſuchte Montesquieu vielfach zu nützen. So brachte er es durch ſeine Vorſtellungen bei der Regierung dahin, daß der das Volk ungemein drückende Weinzoll aufgehoben wurde, (leider dauerte dieſe Erleichterung aber nicht lange, und man legte um den ewigen Geldbedürfniſſen und der Verſchwendungsſucht des Hofes zu genügen, andre Laſten dafür auf), bewog einen in Bordeaux ſich gebildeten Verein, deſſen Zweck es war, die ſchönen Künſte zu pflegen, ſich auch mit ernſtern Dingen zu beſchäftigen, wodurch denn eine Akademie entſtand in welcher er ſelbſt manchen gediegnen Vortrag über Geſchichte ꝛc. hielt, ſuchte das zu ſeiner Zeit noch faſt ganz vernachläſſigte Fach der Naturwiſſenſchaften zu heben und entwarf deswegen den Plan zu einer „Histoire physique de la terre ancienne et moderne“ (die jedoch da ſich ſpäter ſein Streben nach andern Richtungen wandte, nie ausgeführt wurde) u. ſ. f. Im J. 1721 trat er zuerſt mit ſeinen Lettres persanes, die er auf dem Lande angefangen und in den Erholungsſtunden, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieſes bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftſteller an. Er liefert darin das lebendigſte und wahrſte Gemälde der franzöſiſchen Sitten; mit leichtem und keckem Pinſel ſchildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laſter, und weiß Allem einen originellen Charakter zu geben. Indeß ſind nicht alle Briefe von gleichem Werth; einige ent-enthalten auch Paradoxen und zu derbe Satyren auf Ludwig XIV. und ſeine Regierung. Dieſe Briefe öffneten Montesquieu die franzöſiſche Akademie, obgleich gerade dieſes Inſtitut wenig darin geſchont wird, und der Kardinal Fleury, den die Spöttereien des Perſers über die chriſtliche Religion mit Recht verdroſſen hatten, ſich ſeiner Aufnahme widerſetzte. Die Rede, welche er bei ſeinem Eintritte (1728) hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Abſicht, welche Montesquieu hatte, in ſeinem Esprit des lois die Nationen zu ſchildern, nöthigte ihn, ſie gründlich zu ſtudiren. Er hatte demnach

ſchon 1726 ſeine Stelle in Bordeaux niedergelegt, und begann nur nach ſeiner Aufnahme in die Akademie, Deuſchland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England zu bereiſen. Im letztern Lande verweilte er gegen 2 Jahre, und ward in London zum Mitglied der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften aufgenommen. Das Reſultat ſeiner Beobachtungen war, daß Deutſchland geeignet ſei, um daſelbſt zu reiſen, Italien, um daſelbſt zu verweilen, England, um daſelbſt zu denken, und Frankreich, um daſelbſt zu leben *). Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland und auf ſein Schloß la Brede, legte er die letzte Hand an ſein Werk: Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains, welches 1734 zuerſt erſchien. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben dieſem oft behandelten Gegenſtande den Werth der Neuheit. Der Verfaſſer findet die Urſache der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdisciplin; in dem Grundſatze, nur nach erfochtnen Siegen Frieden zu ſchließen. Die Urſachen ihres Verfalls findet er in der Vergrößerung des Reichs; darin, daß man ſo vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in dem durch den Luxus Aſiens verurſachten Sittenverderbniß; in den Proſcriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundſätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Tiberius bis auf Conſtantin faſt ununterbrochen regierten; endlich in der Verlegung der Reſidenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geiſt, der in dieſem Werke glänzt, erſcheint noch mehr in dem Esprit des lois, welcher 1748 herauskam. In dieſem Werke, das mehr den Geiſt der Nationen als der Geſetze darſtellt, unterſcheidet der Verfaſſer drei Arten der Regierungsform: die republikaniſche, monarchiſche und despotiſche, und zeigt, daß die Geſetze den Principien dieſer Form angemeſſen ſein müſſen. Die Unterſcheidung iſt von großer Wichtigkeit, und führt den Verfaſſer auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu ſein, iſt kraftvoll. Man kann dieſes Werk das Geſetzbuch des Völkerrechts und ſeinen Verfaſſer den Geſetzgeber des Menſchengeſchlechts nennen, und fühlt, daß es aus einem freien, das Menſchengeſchlecht mit Liebe umfaſſenden Herzen entſprungen iſt. In Rückſicht auf dieſe Geſinnungen hat man es Montesquieu verziehen, daß er Alles auf ein Syſtem zurückführen wollte, daß er dem Klima und den phyſiſchen Urſachen vor den moraliſchen zu viel Einfluß zugeſchrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und allzuoft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geſchloſſen hat. Dagegen war man unzufrieden, in dieſem Meiſterwerke manche zu lange Abſchweifungen über die Lehnsgeſetze und Zeugniſſe unzuverläſſiger Reiſender, ſo wie mitunter Paradoxen ſtatt Wahrheiten, Scherze ſtatt Reflexionen zu finden, und hat ihm deswegen Unbeſtimmtheit, Mangel an Zuſammenhang und geſuchte Wendungen vorgeworfen. Dennoch iſt unumſtößlich, daß dies Buch für den Philoſophen eine Quelle von Forſchungen iſt und anerkannt, daß Niemand ſo tief wie Montesquieu über die Natur, Principien, Sitten, Klima, Umfang, Macht und eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und ſchlechten Geſetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Han-

*) Scherzweiſe pflegte er auch manchmal über ſein eignes Benehmen in den bereiſten Ländern zu ſagen: „In Frankreich war ich der Freund von Jedermann, in England von Keinem; in Italien mußte ich aller Welt Complimente machen und in Deutſchland wo ich hin kam trinken.“

del nachgedacht hat. Nichts deſto weniger fehlte es nicht an ſtrengen Kritiken; eine derſelben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete Montesquieu, der ſchon 7 Jahre nach der erſten Erſcheinung ſeines großen Werkes, den 10. Februar 1755, in einem Alter von 66 Jahren in Paris ſtarb, mit ſeiner Défense de l'Esprit des lois. Ob er gleich von Natur ökonomiſch war, verſtand er doch auch großmüthig zu ſein. Die edle Handlung, die er zu Marſeille ausübte, indem er einem jungen Schiffer ſeine Börſe gab und insgeheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der Seeräubern in die Hände gefallen war, loszukaufen, iſt durch die Zeitungen bekannt geworden und hat zu dem Schauſpiele: Le Bienfait anonyme, Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren ſtets gleich; ſeine Unterhaltungen leicht, lehrreich und anziehend. Man hat nach ſeinem Tode zu London eine Sammlung ſeiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erſchien eine gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den 1798 erſchienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollſtändigſten Ausgaben ſind die basler von 1799 in 8. B. und die pariſer von 1796 in 5 B. Es finden ſich darin noch andre Schriften von Montesquieu, z. B. der Temple de Gnide, eine Art von Gedicht in Proſa, das zwar bei ſeiner Erſcheinung (1727) Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz iſt. Eine Geſchichte Ludwigs XI., welche Montesquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfaſſer ſie aus Irrthum verbrannte. Von ſeinen Lettres familières, welche 1767 erſchienen, gewähren mehrere eine intereſſante Lectüre. Im 26. Jahr ſeines Alters verheirathete ſich Montesquieu, und aus dieſer Ehe entſprangen 1 Sohn und 2 Töchter. Erſtrer gab nach ſeines berühmten Vaters Tode (1783) einen Roman „Arſace und Ismene" heraus, den Montesquieu wahrſcheinlich in jüngern Jahren geſchrieben hatte, und der vielleicht wie Grimm vermuthet, urſprünglich beſtimmt war eine Epiſode in der Lettres persanes zu bilden.

Montezuma, war Kaiſer von Mexiko, als Cortez im J. 1518 in dies Reich einfiel. Jene kriegeriſchen Thiere, auf welchen ein Theil der Spanier ritt, jener künſtliche Donner, der ſich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlöſſer, welche ſie über das Meer gebracht, das Eiſen, worein ſie gekleidet waren, waren den Mexikanern ſo unerklärliche Wunder, daß Cortez mit ſeinem kleinen Heere bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daſelbſt von Montezuma als ſein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menſchliche Natur der Ankömmlinge. Montezuma der ſich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, ſuchte ſie durch Freundſchaftsbezeigungen in Mexiko ſicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung ſann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaiſers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff ſie an und tödtete, obgleich er zurückgeſchlagen wurde, drei bis vier Spanier. Der Kopf eines derſelben wurde an Montezuma geſchickt, um ihn unwiderſprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zum Kaiſer, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen, ſich in ſeine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Feſſeln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Carls V. anzuerkennen. Zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber ward er

ein Opfer ſeiner Nachgibigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenſchaft ihres Kaiſers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvara. Montezuma wollte ſich ſeinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu ſtillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sklaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden; aber untröſtlich über die von ſeinen eignen Unterthanen erlittne Beſchimpfung, riß er den Verband ab, und ſtarb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die chriſtliche Religion annahmen. Der älteſte erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), ein berühmter franzöſiſcher Alterthumsforſcher, war 1655 auf dem Schloſſe Soulage in Languedoc geboren, und widmete ſich in ſeiner Jugend den Waffen. Nach dem Tode ſeiner Eltern aber zog er ſich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benediktiner in der Congregation von Saint-Maur. Seine Talente erwarben ihm bald, ſowol in ſeinem Orden als in ganz Europa, einen berühmten Namen. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philoſophie, Theologie, bibliſche und Profangeſchichte, alte und neue Literatur, todte und lebende Sprachen. 1698 machte er eine gelehrte Reiſe nach Italien, um die dortigen Alterthümer zu ſehen, und die ihm bei ſeinen Arbeiten nützlichen alten Handſchriften zu unterſuchen. Am längſten verweilte er zu Rom. Papſt Innocenz XII. und die vornehmſten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem er ſeine Forſchungen beendigt hatte, und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daſelbſt ſein Diarium italicum heraus, worin er eine genaue Beſchreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechiſchen und lateiniſchen Handſchriften liefert, und beſchäftigte ſich unabläſſig bis an ſeinen Tod mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte ſind ihm an Fleiß und Fruchtbarkeit an die Seite zu ſtellen. Die Zahl ſeiner Werke in Folio ſteigt allein auf 44. Wir nennen von ſeinen Schriften nur 1. Analecta graeca, gemeinſchaftlich mit Pruget und Lopin; 2. Palaeographia graeca, ein treffliches Werk; 3. L'Antiquité expliquée et représentée en figures, Paris 1719 u. ff. (lateiniſch und franzöſiſch). Dieſes Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden beſteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30 bis 40,000 Figuren abgebildet ſind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es geſammelt wurde, an ſich; nichts deſto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man anderswo vergebens ſuchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt (es gibt auch einen deutſchen Auszug von Schatz und Semmler, Nürnb. 1797, umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807.); 4. eine Ausgabe des Johannes Chryſoſtomus und des heiligen Anaſtaſius. Montfaucon hat zu viel geſchrieben, um ſeinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Als gelehrter Sammler hat er die entſchiedenſten und bleibendſten Verdienſte. Er ſtarb in der Abtei St. Germain des Prés zu Paris 1741.

Montgelas (Maximil. Joſeph, Graf von), geb. zu München, 1759, gehört unſtreitig in die Reihe der erſten Staatsmänner Deutſchlands. Sein Vater war kurfürſtl. baieriſcher General. Seine Voraltern (genannt Garnerin, Herren von Thuiller, Freiherren von Montgelas) ſtammten aus Savoyen. Nach dem Genuſſe einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung und eines vortheilhaften Gymnaſialunterrichts in München, bei welchem ſich die hervorſtechenden Talente

ſeines Geiſtes ſichtbar und glücklich entwickelten, reiſte er nach Frankreich, um dort die höhern Studien zu treiben, und bereicherte ſich mit Kenntniſſen in allen Fächern der Rechtsgelehrſamkeit, vorzüglich aber durch das Studium aller Zweige der Geſchichte, in deren Heiligthum er durch den gelehrten Profeſſor Koch zu Straßburg eingeführt wurde. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien erhielt Montgelas 1777 eine Hofrathsſtelle in München; 1779 ward er kurfürſtlicher Kämmerer und Büchercenſurrath. 1785 ging er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. zum Hofcavalier annahm. Letzerm folgte in der Regierung deſſen Bruder, Maximilian Joſeph, jetziger König von Baiern, welcher den Freiherrn von Montgelas ſchon früher in ſeine Dienſte genommen hatte. Dieſer verſchaffte dem jungen thätigen Manne die erwünſchte Gelegenheit, durch ſeine tiefen Einſichten, ſeine Gewandtheit in Geſchäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals wegen franzöſiſcher Einmiſchungen in ſein Erbe in keiner beneidenswerthen Lage war, gleich anfangs treffliche Dienſte zu leiſten. Einige Tage nach dem Hintritte des Kurfürſten Carl Theodor, 16. Febr. 1799, zog Montgelas, in Begleitung ſeines Herrn, als neuen Kurfürſten von Pfalzbaiern, in München ein, und wurde zum Miniſter der auswärtigen Verhältniſſe ernannt. Von nun an erſcheint er als treuer, weiſer Rathgeber ſeines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; 1802 ward er zum kurfürſtlichen Commiſſär ernannt, bei den Maltheſerordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgiſchen Landtage beordert, 1803 ward ihm die concentrirte Finanzverwaltung der kurfürſtlichen Staaten, übertragen; 1806 ward er zum Miniſter des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Vertrags zwiſchen den Königreichen Baiern und Italien in Bezug auf Feſtſetzung der Militärlinien in dem italieniſchen Tyrol, als Grenze des Königreichs Italien; 1807 zum Comiſſär bei verabredeter Aufhebung des in den königlich baieriſchen und k. k. öſterreichiſchen Staaten auf das Vermögen der Privaten und beſtehenden Stiftungen gelegten Sequeſters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Oeſterreich zu ſchließenden Uebereinkunft über die freie Benutzung der Familien- oder Localſtiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzminiſters, Freiherrn von Hompeſch, zum Miniſter der Finanzen ernannt. Dieſe wichtigen Aemter verwaltete Montgelas bis 1817, wo der König ihm mit einer Penſion von 30,000 Fl. erlaubte, ſich in den Ruheſtand zurückzuziehen. Er machte bald darauf eine Reiſe durch die Schweiz und Savoyen. 1819 nahm er in der erſten Kammer (der Reichsräthe) an der baieriſchen Ständeverſammlung Antheil. In der Ueberzeugung von der bewährteſten Treue und Anhänglichkeit und von den wichtigſten Dienſten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, ſelbſt in den gefahrvollſten Zeiten dem Vaterlande geleiſtet, hat ſein König ihn 1810 in den Grafenſtand erhoben.

Montgolfier (Jacques Etienne), berühmt durch ſeine Erfindung des Aëroſtats, wurde 1745 zu Vidalonles-Annonai geboren, woſelbſt ſein Vater (der 1793 ſtarb) eine anſehnliche Papiermanufaktur beſaß. Er und ſein älterer Bruder Joſeph Michael (geb. 1740, geſt. 1810) legten ſich früh, wider den Willen des Vaters, der gern Teologen und Rechtsgelehrte aus ſeinen Söhnen machen wollte, auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Phyſik und Chemie, und beide übernahmen, nachdem ſie (beſonders Joſeph) mancherlei Fata und jugendliche Verirrungen beſtanden hatten, die väterliche Papier-

fabrik, welche ſie bald durch ganz vorzügliche Leiſtungen und beſonders durch die Erfindung des Velin-Papiers auszeichneten. Den erſten Gedanken zu ſeiner Luftmaſchine ſoll Etienne Montgolfier ein Zufall eingegeben haben. Nach Einigen bemerkte er, daß ein über einen Kaffeetopf gelegter papierner Deckel in die Höhe getrieben wurde. Nach Andern war es ein Weiberrock, den Montgolfier auf einen dort zum Wäſche trocknen gebräuchlichen Korb gelegt hatte, und welcher durch die von der Hitze verdünnte Luft bis an die Decke des Zimmers gehoben wurde. Noch Andre behaupten, daß Betrachtungen über das Aufſteigen des Rauchs und der Wolken, und das emſige Studium von Prieſtley's Werk: „sur les différentes espèces d'air" ihn darauf geführt haben. Wie dem nun ſei, er theilte ſeine Idee dem Bruder mit, der ſogleich darauf einging und beide machten um (1782) eine Menge Verſuche mit Ballons von grauem Papier, welche denn nach und nach zur völligen Endeckung des unter dem Namen Montgolfiere bekannten Luftſchiffes führen (ſ. d. Art. Aëroſtat). Den erſten großen Verſuch machten die Brüder Montgolfier 1783 zu Annonai mit einem Ballon von 110 Fuß im Umkreis und 500 Pfund Gewicht, und da dieſer auf's glücklichſte ausſchlug, ſo begab ſich Etienne noch in demſelben Jahre nach Paris, woſelbſt er, ſo wie in Verſailles vor dem Hofe, das Experiment wiederhohlte, mehrere Thiere mit aufſteigen ließ (wodurch denn erforſcht wurde, daß auch wol Menſchen unbeſchadet der Geſundheit, die Luftfahrt wagen könnten), und mit ſeinem Bruder in die Akademie aufgenommen wurde, für ſich ſelbſt aber eine Penſion von 2000 Livres und den Orden des heil. Michael' erhielt. Der Enthuſiasmus welchen die neue Erfindung damals in Frankreich erregte, war außerordentlich, und er ſtieg noch, als Pilatre de Rozier (ſ. d. Artikel.) zuerſt mit dem Marquis d'Arlande es wagte, eine ſolche Luftfahrt zu unternehmen, ein Beginnen welches Joſeph Montgolfier in Januar 1784 zu Lyon nachahmte, wobei denn auch hier, wie überall in Frankreich, wo dergleichen Experimente unternommen wurden, der Andrang derer, die eine ſolche Reiſe mitmachen wollten, ſo groß war, daß die kühnen Luftſchiffer (Rozier, Montgolfier, Charles, Blanchard u. A.) ſich oft genöthigt ſahen die Hülfe der Behörden zur Abwehr aufzufordern (ſ. über das Weitre der Aëroſtats, den bereits erwähnten gleichnamigen Artikel.) Bemerken wollen wir noch daß ſich an die Erfindung der Brüder Montgolfier auch die erſten Verſuche mit dem Fallſchirm anſchloſſen und daß Joſeph, nachdem er Mitglied des Inſtituts geworden war, in Jahre 1807 die erſte Idee zur Errichtung der Geſellſchaft zur Ermunterung der Induſtrie gab. Ludwig XVI. begünſtigte übrigens die Unternehmungen der Gebr. Montgolfier ſehr und ſetzte ſelbſt eine Summe von 40,000 Livres aus, um die Erfindung wo möglich zu einem nützlichen Zweck zu leiten; die ausbrechende Revolution hemmte jedoch die weitere Ausführung. Den ihm von Ludwig XVI. noch ertheilten Adelsbrief, wies Etienne Montgolfier in ſo weit zurück, daß er die dadurch ihm gewordnen Rechte auf ſeinen alten Vater übertrug, für ſich ſelbſt aber nie Gebrauch davon machte. Er ſtarb den 2. Auguſt 1799, nachdem er noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, viel von den Stürmen der Revolution zu leiden gehabt hatte. Sein, ihn überlebender Bruder Joſeph, hat ſich außerdem noch durch mehrere eigne Erfindungen, worunter beſonders die der Waſſerſchraube (pelier hydraulique), welche das Waſſer bis auf 60 Fuß hebt, und mehrere Mittel zur Vervollkommnung des Papiers berühmt gemacht. Man hat drei Schriften von ihm, über

die aëroſtatiſche Maſchine und die Luftreiſen. Er zeichnete ſich durch ſeine, keine Gefahr achtende Menſchenliebe während den Gefahren der Revolution, durch ſeine Kaltblütigkeit und Leibesſtärke und durch ſeine geiſtigen Vorzüge aus. Als die Revolutionsſtürme ſeine Gewerbe ſtörten, begab er ſich nach Paris, wartete friedlich die Wiederkehr der Ordnung ab, und fand die gebührende Belohnung ſeiner Verdienſte, indem man ihn beim Büreau der Künſte und Manufakturen, ferner als Adminiſtrator am Kunſt- und Gewerbsconſervatorium anſtellte, und zum Mitglied des Inſtituts und der Ehrenlegion ernannte.

Montgomery (Gabriel, Graf von), ein franzöſiſcher Ritter, berühmt durch ſeine Tapferkeit und durch ſeine Schickſale. Er ward in ſeiner Jugend die unſchuldige Urſache an dem Tode Heinrich's II. Dieſer Fürſt hatte in einem Tournier am 26. Jun. 1559, das bei der Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgomery, damals Lieutenant der ſchottiſchen Garde, machen wollte. Als habe er eine böſe Ahnung, weigerte ſich Montgomery mehrmals, und gab erſt nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf ſo heftig auf das Viſir des Königs, daß daſſelbe aufſprang und ein Splitter der Lanze in das rechte Auge des Königs drang. Der König ſtarb nach eilf Tagen, verbot aber, Montgomery im geringſten wegen dieſes Vorfalls zu beunruhigen. Dieſer zog ſich auf ſeine Güter in die Normandie zurück, ging ſodann auf Reiſen und kam zur Zeit der erſten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Proteſtanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen das königl. Heer. Als die Stadt endlich erſtürmt worden, flüchtete er ſich glücklich nach Havre. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war Montgomery zu Paris. Er wurde noch zeitig genug benachrichtigt, um ſich retten zu können, und ging nach England. 1573 führte er eine bedeutende Flotte, welche er zum Theil ſelbſt ausgerüſtet hatte zum Beiſtand von Rochelle herbei, das von den Katholiken belagert wurde, jedoch ohne Erfolg; darauf ging er nach der Normandie, und verband ſich mit dem proteſtantiſchen Adel dieſer Provinz. Nach verſchiednen Gefechten wurde er genöthigt, ſich in das Schloß Domfront zu werfen, wo der königliche General Matignon ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, am 27. Mai 1574 überwältigte und zum Gefangnen machte. Wider ſeinen Willen mußte Matignon, auf Befehl der Catharine von Medicis, den gefangnen Montgomery nach Paris liefern, wo ihm der Prozeß gemacht, und er am 26. Jun. 1574 enthauptet wurde. Er bewies bei ſeiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. Seine hinterlaſſnen neun Söhne zeigten ſich alle als tapfre Krieger.

Monti (Vincenzo), einer der berühmteſten neuern Dichter Italiens, iſt geboren zu Fuſignano im Ferrareſiſchen um das J. 1753. Er ſtudirte zu Ferrara. Darauf begab er ſich nach Rom, wo er Gönner fand, und von Luigi Braſchi, einem Neffen des Papſtes, zum Sekretär ernannt wurde. Da er ſich als Geiſtlicher keidete, nannte man ihn Abbate Monti. Die Arcadia nahm ihn zum Mitglied auf. Durch Alfieri zum Wetteifer angereizt, dichtete er zwei Tragödien: Galeotto Manfredi und Ariſtodemo, an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des franzöſiſchen Geſandten Baſſeville zu Rom gab ihm Veranlaſſung

zu einem Gedichte, Basvilliana betitelt, worin er ſich als einen Nachahmer Dante's zeigt. Dieſes Werk, das ſich durch einzelne glänzende Stellen auszeichnet, erwarb ihm einen großen und verdienten Ruhm. Zwei andre Gedichte, die Muſogonia und Feroniade, ſind in ihrer urſprünglichen Geſtalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzoſen nach Rom kamen, unterdrückte der Verfaſſer die erſte Auflage und beſorgte eine zweite, in der die früher gegen Buonaparte und deſſen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürſten zugetheilt wurden. Monti begab ſich nach Mailand, wo er Sekretär des Directoriums der ciſalpiniſchen Republik wurde. Zwar ward er angeklagt, ſich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben; allein ſeine Verſe, in denen er den Machthabern gewandt zu ſchmeicheln wußte, erhielten ihn in ſeinem Amte. Der Feldzug Suwarow's in Italien 1799 nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten; die Schlacht von Marengo führte ihn nach Mailand zurück, wo er drei Geſänge eines Gedichts auf den Tod Maſcheroni's herausgab. Sie erregten faſt eben ſo viel Bewunderung als die Basvilliana; da jedoch einige ſatyriſche Züge mißfallen hatten, hielt er es für gerathen, ſein Gedicht nicht zu vollenden. Kaum zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an dem Collegium Brera ernannt, erhielt er einen Ruf als Profeſſor der Beredtſamkeit nach Pavia. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit; denn Napoleon, der ſich 1805 zum König von Italien gemacht hatte, ernannte ihn zum Hiſtoriographen dieſes Königreichs und trug ihm auf, ſeine Thaten zu beſingen. Dem gemäß verfaßte der Dichter ſeinen Bardo della Selva Nera, wovon 1806 ſechs Geſänge erſchienen. Dieſes höchſt ſeltſame Werk fand heftigen Tadel, wogegen ſich Monti in einem an Bettinelli gerichteten Briefe zu vertheidigen ſuchte. Aus Verdruß begab er ſich nach Neapel zu Joſeph Buonaparte. Hier erſchien der ſiebente Geſang des Bardo, der nicht günſtiger aufgenommen wurde. Seine Tragödie Cajo Gracco fand eben ſo wenig Beifall, als einige muſikaliſche Dramen. Man fand die Poeſie zu dantesk, wiewol nicht ohne einzelne Schönheiten. Monti überſetzte darauf die Satyren des Juvenal und ohne, (nach ſeinem eignen Geſtändniß) Griechiſch zu verſtehen, die Iliade des Homer. 1815 dichtete er, in Auftrag der Stadt Mailand, eine Cantate für den Kaiſer Franz. Er iſt jetzt mit einer Umarbeitung oder Ergänzung des Wörterbuchs der Cruſca beſchäftigt. Eine Sammlung ſeiner Werke iſt kürzlich in Mailand erſchienen. Ein großes Dichtertalent iſt Monti nicht abzuſprechen; ſeine Landsleute nennen ihn il Dante engentilito.

Montmartre, ein Dorf und Anhöhe nahe bei Paris, die beſonders in der neuſten Zeit durch die kriegeriſchen Ereigniſſe bei der zweimaligen Beſetzung von Frankreichs Hauptſtadt, im Auslande berühmt geworden ſind. Der Urſprung der Benennung Montmartre wird verſchiedentlich angegeben. Nach Einigen ſoll einſt ein Tempel des Mars auf dem Gipfel der Höhe geſtanden und dieſe daher den Namen Mons Martis erhalten haben. Später hat ſich dieſer Name in Mons Mercurii gewandelt (vermuthlich weil der Dienſt dieſes Gottes, dem des Krieges in jenen Tempel folgte); als aber der heilige Dionyſius und ſeine Jünger auf dieſen Anhöhen den Tod erlitten hatten, da iſt der einſtige Mons Martis in Mons Martyrum verwandelt und an die Stelle des Götzentempels eine Kapelle geſetzt worden. Im Jahr 978 ließ Kaiſer Otto II., in Krieg begriffen mit dem Frankenkönig Hugo Capet, von der Höhe des Montmartre durch

eine Schaar Mönche ein Hallelujah mit ſolcher Gewalt abſingen, daß, wie die Chroniken jener Tage ſagen, über das entſetzliche Gebrüll Hugo Capet und ganz Paris in Schrecken geriethen, und 1096 gründete Burkhardt von Montmorency, dem die Hügelreihe damals gehörte, ein Mönchs-Kloſter daſelbſt, welches jedoch nur bis 1133 von ſeinen Bewohnern beſeſſen wurde, indem die Königin Adelheid (Gemahlin Ludwig des Dicken), dieſe auf ſie gefallne Beſitzung in ein Nonnenkloſter nach der Regel des heil. Benedikt umſchuf und reich begabte. Bald ward die Abtei Montmartre indeß aus einem Aſyl der Frömmigkeit und Keuſchheit in einen Tempel der zügelloſeſten Sitten verwandelt und die franz. Geſchichte weiß, beſonders in den Tagen der Ligue und Heinrichs IV. viel von den Ausſchweifungen aller Art zu berichten, die hier von den ſogenannten heil. Schweſtern begangen wurden, die am Ende ihr Kloſter ganz verließen und mit dem Heere Heinrichs IV. zogen, der eben ſo viel Geſchmack an der jungen Aebtiſſin, wie ſeine Krieger an den Nonnen fanden, welche damals ſämmtlich jung waren, indem die betagten ſich kurz vor der Ankunft des ketzeriſchen Heers, nach Paris geflüchtet hatten. Später wurden die Sitten in dieſem Frauenzwinger zwar wieder hergeſtellt, aber ſo verſichert ein neuer franz. Schriftſteller, als ſie eben auf dem Punkte ſtanden recht gut zu werden, brach die böſe Revolution aus und das Kloſter wurde eingezogen. Als 1814 die Alliirten in Frankreich einrückten, ließ Napoleon die Höhen von Montmartre befeſtigen und übergab die Vertheidigung dieſer Linien ſeinem Bruder Joſeph. Im folgenden Jahre wurden die Werke zur Beſchützung von Paris noch vermehrt, nach den Unfällen bei Waterloo und nach einer tapfern, wie wol fruchtloſen Vertheidigung, gingen indeß dieſe mühſam aufgerichteten Verſchanzungen abermals verloren und wurden von den Engländern beſetzt. Im Jahr 1816 machten einige Deputirte in der Kammer den lächerlichen Vorſchlag, auf dem Gipfel des Montmartre eine 300 Fuß hohe Säule zu errichten und auf dieſelbe die Statue Ludwig XVI. zu ſtellen, was ſich, wenn es wäre ausgeführt worden, ſehr vortrefflich hätte ausnehmen müſſen und wenigſtens beweiſt, daß der Herren Vorſchläge Verehrung für den unglücklichen König größer war, als ihre Kenntniß von dem was ausführbar und ſchön iſt. Bemerkenswerth iſt der Montmartre noch durch ſeine Kalk- und Gipsbrüche, die einen ſo reichen Ertrag geben, daß nicht allein ganz Paris damit verſorgt, ſondern auch noch viel davon verführt wird. Cuvier und Brogniart haben in einer eignen Schrift ihre geologiſchen Unterſuchungen über die Höhen von Montmartre bekannt gemacht.

Montmorency (Anne de), Pär, Marſchall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherrn des 16. Jahrh., war 1493 geboren. Er zeichnete ſich unter Franz I. in den Kriegen gegen Carl V. aus, folgte ihm als Marſchall nach Italien und nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen ſeinen Rath geliefert wurde, und wurde nebſt dem Könige, zum Gefangnen gemacht. Für die wichtigen Dienſte, die er in der Folge dem Staate leiſtete, ertheilte ihm Franz 1538 die hohe Würde eines Connetable von Frankreich. Doch verlor er ſpäter die Gunſt des Königs, weil er dieſem gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei ſeiner Reiſe durch Frankreich die Rückgabe von Mailand verſprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann Montmorency ſein ganzes Anſehn wieder, und hatte den größten Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte. Dagegen haßte ihn die Königin Catharina von Medici, und ſein Ein-

fluß ging daher unter Franz II. ganz verloren. Die Unruhen, welche die Hugenotten erregten, veranlaßten, daß Monmorency unter Carl IX. wieder an den Hof zurückgerufen wurde. Er verband ſich mit dem Herzog von Guiſe wider den Prinzen von Condé, der an der Spitze der Hugenotten ſtand, und die Folge davon war ein bürgerlicher Krieg, der 1562 begann. In der Schlacht bei Dreux wurde Montmorency von den Hugenotten, und ſein Gegner, der Prinz von Condé von den königl. Truppen gefangen. Montmorency erhielt zwar im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder, und erfocht, als der zweite bürgerliche Krieg ausbrach, den 10. Nov. 1567 bei St. Denys einen wichtigen Sieg über die Hugenotten, ward aber tödtlich verwundet, und ſtarb zwei Tage nachher, in einem Alter von 74 Jahren. Man feierte zu Paris ſein Leichenbegängniß mit der größten Pracht, doch ſchien der königliche Hof ſelbſt es nicht zu bedauern, daß ein Mann, der ſo viel Anſehn und Einfluß gehabt, nicht mehr war.

Montmorency (Henri II., Herzog von), geb. 1595 und in ſeinem 18. Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calviniſten in Languedoc geſchlagen und ihnen verſchiedne feſte Plätze entriſſen hatte, beſiegte er ſie zur See bei der Inſel Ré, die er ihnen wieder entriß. 1628 erhielt er einen bedeutenden Vortheil über den Herzog von Rohan, Anführer der Hugenotten. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont geſchickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürſtin Doria an und ſchlug ſie, ob ſie ihm gleich an Anzahl überlegen waren. Dieſem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Caſal; ſein Lohn war der Marſchallſtab. Sein Glück erhob ſeinen Muth, er ſchmeichelt ſich, der Gewalt Richelieu's Trotz bieten zu können. Gaſton, Herzog von Orleans, gleich unzufrieden mit dem Kardinal, begab ſich zu ihm nach Languedoc; und dieſe Provinz wurde der Schauplatz des Kriegs. Der König ſchickte die Marſchälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Caſtelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten ſah, ſtürzte ſich mitten in die königl. Bataillone, ward geſchlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das ſeiner Dienſte, ſeiner Tugenden und ſeiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Geſetze zu ſeinen Gunſten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beſchloſſen, an dem ſchönſten, liebenswürdigen, tapferſten und freigebigſten Manne von Frankreich ein Beiſpiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouſe den Prozeß machen, und dieſes verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geſchehen ſollte; ſo geſchah ſie 1632 im Stadthauſe zu Toulouſe. Er litt den Tod mit gefaßter Seele; ſein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüſt begleitete, geſtand, daß dieſe Augenblicke ihm lehrreicher geweſen wären, als alle Betrachtungen während ſeines ganzen Lebens.

Montpellier, die Hauptſtadt des Departements Herault, liegt in einer reizenden Gegend, zwiſchen den Flüſſen Moſſon und Lez, auf einer Anhöhe, welche rund umher von einem eine Stunde breiten angenehmen Thale eingeſchloſſen wird. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 8000 Häuſer und 33,000 Einw., worunter viele Reformirte, die auch hier eine eigne Kirche haben. Die vielen Kirchen geben ihr von außen ein vortreffliches Anſehn, auch ſind die Vorſtädte regelmäßig; aber die Stadt ſelbſt iſt ein Labyrinth von engen ſteilen, winkligen und ſchmutzigen Gaſſen mit zum Theil altmodiſchen Häuſern. Eine vorzügliche Zierde der Stadt iſt der prächtige Spazier-

platz Peyrou, einer der ſchönſten Plätze Europa's. Dieſer Platz beſteht in einer ſchönen Terraſſe am Gipfel eines ſanften Hügels mit Baumreihen, einem weiten Waſſerbecken und einem Tempel, von wo das Auge die Pyrenäen, die Alpen, das Meer und die Cevennen erblickt. Unten am Fuße des Peyrou läuft die Esplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden zeichnen ſich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertſaal auf dem Platze Peyrou und das Gouvernementshaus; merkwürdig iſt auch die drei Meilen lange Waſſerleitung, welche Montpellier mit Waſſer verſorgt. Die Univerſität, ſeit 1196 geſtiftet, zählte 1819 an 1200 Studenten. Sie hat drei Facultäten: die mediciniſche, welche von jeher berühmt war, die mathematiſche und die der ſchönen Wiſſenſchaften. Zu der mediciniſchen Facultät gehört ein anatomiſches Theater, welches 2000 Menſchen faſſen kann, und ein trefflicher botaniſcher Garten, der erſte öffentliche in Frankreich. Ihn legte Rüher de Belleval unter Heinrich IV. an. Von den übrigen wiſſenſchaftlicheu Anſtalten bemerken wir noch die öffentliche Bibliothek von 42,000 Bänden, das Muſeum und das Lyceum. Montpellier iſt auch der Sitz eines Biſchofs, welcher unter dem Erzbiſchof von Toulouſe ſteht. In den hieſigen Fabriken verfertigt man jährlich über 2000 Centner Grünſpan, mehrere chemiſche Produkte, Liqueurs und wohlriechende Waſſer, die in ganz Frankreich für die beſten gehalten werden, und wozu die Thäler um Montpellier mannichfaltige wohlriechende Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollne Tücher, Siamoiſen und ſämiſches Leder verfertigt. Mit dieſen Fabrikaten, Wein und Sämereien wird ein beträchtlicher Handel getrieben, welchen der bis an's Meer führende Canal Grave ſehr befördert.

Montpenſier (Anne-Marie-Louiſe von Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiſelle de), war die Tochter Gaſtons, Herzogs von Orleans und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein ſonderbarer, ungeſtümer und ränkevoller Fürſt, vererbte ſeine Fehler auf ſeine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde, und hatte die Kühnheit, von der Baſtille aus die Truppen Ludwigs XIV. beſchießen zu laſſen. Dieſe gewaltſame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, die ſich einer jeden Vermählung, welche ſie annehmlich fand, widerſetzten, und ihr dagegen ſolche Vorſchläge machten, die ſie ablehnen mußte. Endlich, in einem Alter von 44 Jahren, beſchloß ſie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demſelben ein Vermögen von 20,000,000 Franken, vier Herzogthümer, die Herrſchaft Dombes, die Grafſchaft Eu, und das Palais Luxemburg zu. Auch behielt ſie ſich nichts vor, indem ihr die Idee ſchmeichelte, daß ſie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geſchloſſen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorſtellungen, wie ſehr dieſe Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV. bewogen, die ſchon gegebne Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthige die unglücklich Liebenden, ſich heimlich zu vermählen. Aber Lauzun, der ſich gegen Frau von Monteſpan (der er ſeine Widerwärtigkeiten zuſchrieb) Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er 10 Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt ſeine Freiheit nur unter der Bedingung, daß ſeine Gemahlin die Herrſchaft Dombes und die Grafſchaft Eu dem Herzog von Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit dieſem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten

vereint zu leben; aber auch ſo war dies Glück von ſehr kurzer Dauer. Lauzun ſah in ihr nur ein heftiges, eiferſüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenſchaft glühendes Weib, ſie in ihm einen unſcheidnen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverſchämtheit erbitterte die Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie ihm endlich verbot, je wieder vor ihr zu erſcheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und ſtarb 1693, wenig bedauert und faſt vergeſſen. Man hat von ihr anziehende Memoiren.

Montroß oder Montroſe (James Graham, Graf und Herzog von), durch ſeine Anhänglichkeit an ſeinen König, den unglücklichen Carl I., und ſeine Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Als Generalliſſimus und Vicekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieſes Reichs, that ſich in der Schlacht von York hervor, ſchlug Cromwell mehrere Male und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlaſſen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch ſein Geld und Anſehn ein Heer zuſammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, ſchlug den Grafen Argyle und machte ſich zum Meiſter von Edinburgh. Als Carl ſeine Zuflucht zu den Schotten genommen, und dieſe ihn auszuliefern beſchloſſen hatten, erhielt er Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig, und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutſchland. Um die Sache Carls II., der von ſeinen Anhängern als König ausgerufen worden war, zu unterſtützen, landete Montroß mit einem kleinen Heere in Schottland (1650). Allein er wurde geſchlagen und ſuchte ſich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, ſich einem Schotten, der einſt unter ihm gedient hatte, zu entdecken. Dieſer Elende lieferte ihn dem General Leslei aus, der ihn nach Edinburg bringen, daſelbſt richten und zu Folge des Urtheils 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte ſich eben ſo groß in dieſem Unglück, als er ſich groß im Glück gezeigt hatte.

Montſerrat, eine uralte, berühmte, im J. 1812 von den Franzoſen zum Theil zerſtörte Benedictiner-Abtei in der ſpaniſchen Provinz Catalonien, hat ihren Namen von den vielen, den Zacken einer Säge ähnlichen Spitzen des Berges an und auf welchem ſie gelegen iſt. Nicht jeder iſt im Stande, die gefährlichen, in den ſchroffen Fels gehauenen Stufen zu den 13 Einſiedleien, welche einen Theil des Kloſters ausmachen, zu erklimmen. Die jüngſten Mönche wohnen am höchſten und horſten, wie die Adler, 3—4000 Fuß hoch über andere Menſchenkindern. Vom Kloſter aus werden ſie durch abgerichtete Mauleſel mit Lebensmitteln verſorgt; ſie hören den Schall der Glocken, die Töne der Orgel und den Geſang im Chor; aber nur an Feſttagen verſammeln ſie ſich zum gemeinſchaftlichen Gottesdienſt in der Kloſterkirche. — Manche dieſer Einſiedeleien haben nicht mehr Raum, als die kümmerliche Hütte einnimt, manche aber noch ein Gärtchen daneben; einige ſcheinen in der Luft zu hängen, und man kommt nur mittelſt Leitern und Brücken, über ſchauerliche Abgründe zu ihnen. Immer weiter rücken die Bewohner derſelben mit den Jahren herab, in die dem Kloſter näher liegenden Einſiedeleien, ſo wie deren Inhaber abſterben, immer tiefer und näher dem Kloſter, und endlich gelangen ſie in das Kloſter ſelbſt, wo die Gräber ſind.

Monument, ſ. Denkmale.

Moor. Das Moor nennt man ſumpfiges, moraſtiges Land mit einem ſchwarzen Boden, in welchem gewöhnlich Torf gegraben wird; Hochmoor, wenn es hoch liegt und bloß Heide oder Strauchwerk trägt, im Gegenſatz von niedrigem oder Leegmoor.

Moore (Sir John), ein durch ſeine Thaten und ſeinen Tod in Spanien berühmt gewordner engliſcher General: geb. 1760 zu Glasgow. Nach einigen in's Ausland gemachten Reiſen nahm er Kriegsdienſte, und ging alle Grade durch. Die erſte Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, fand er als Oberſtlieutnant 1793. Er wurde von Lord Hood beauftragt, um wegen der Uebergabe der Inſel Corſica an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln. In Folge dieſer Unterhandlungen ward ein engl. Corps unter General Dundas auf Corſica gelandet, wobei ſich auch Moore befand. Dieſer eroberte nach großen Anſtrengungen den befeſtigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erſtürmung von Calvi den entſchiedendſten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze ſeiner tapfern Grenadiere in den Platz. Die Unterwerfung der ganzen Inſel war die Folge dieſer glücklichen Unternehmungen, eine General-Conſulta unter Paoli's Vorſitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Moore wurde 1795 zum Oberſten ernannt; und ging darauf mit der Armee, die unter Abercromby's Befehl ſtand, nach Weſtindien. Im Jan. 1796 ward er zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach ſeiner Rückkehr nach Europa ward er abermals unter dem tapfern Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angeſtellt, hatte aber, da dieſe völlig mißlang, weniger Gelegenheit ſich auszuzeichnen. Inzwiſchen eroberte Buonaparte Aegypten; England ſchickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzoſen aus dieſem Lande ab. Moore, der kurz zuvor Generalmajor geworden war, befand ſich bei demſelben. Er erhielt zunächſt den Auftrag, ſich zum Groß-Vezier nach Jaffa zu begeben, brachte aber von dort nur die Ueberzeugung mit, daß auf das türkiſche Heer nicht zu rechnen ſei. Der engliſche Feldherr beſchloß demnach, allein zu handeln, und bewerkſtelligte am 5. März 1801 bei Abukir die Landung ſeiner Truppen. Moore befehligte die Reſerve, und war kaum an's Land geſtiegen, als er an der Spitze ſeiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgeſtellten Franzoſen angriff und nach Alexandria zurückwarf. In dem blutigen Gefecht am 21. März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reſerve den Hauptangriff zu beſtehen, und wurde, wiewol nicht gefährlich, verwundet. Er genaß zeitig genug, um an der Belagerung von Kairo und den folgenden Ereigniſſen bis zur Capitulation des franz. Heers Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, dieſes Heer bis an den Ort ſeiner Ausſchiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooße ſeiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzoſen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über ein in Kent zuſammengezognes Heer. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, ward aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geſchickt, um dem jungen Könige zur Seite zu ſein. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, ſeine Verhaftung und ſeine Flucht ſind Ereigniſſe, deren Aufklärung erſt von der Folgezeit zu erwarten iſt. Wenige Tage nach ſeiner Rückkunft in England, ging Moore mit einem Truppencorps nach Portugal. Er war kaum an's Land geſtiegen, als er ſich zur Unterſtützung der Spanier in Marſch

ſetzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Tora; den 21. Dec. 1808 ſtand er bei Sahague und beſchloß, den Marſchall Soult, der bei Saldana ſtand, anzugreifen. Aber die erhaltne Nachricht von der großen Ueberlegenheit des Feindes veranlaßte Moore, der das Gefährliche ſeiner Lage vollkommen einſah, ſogleich den Rückzug nach Coruña anzutreten, um ſich dort einzuſchiffen. Selten hat ein Heer mit ſo großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf dieſem Marſch. Mit dem Verluſt des größten Theils ihrer Pferde und ihres Gepäckes kamen ſie endlich 16. Jan. 1809 vor Coruña an. Um aber die zum Einſchiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht auf der Ferſe folgende Feind zurückgeſchlagen werden. Moore ſtellte um Mittag ſeine Truppen in Schlachtordnung, und vereitelte durch ſeine meiſterhaften Anordnungen alle Angriffe der Franzoſen. Aber in dem Augenblicke, wo er an der Spitze des 42. Regiments gegen den Feind vordrang, ſchmetterte ihn eine Kanonenkugel nieder. Er ſtarb als Held mit der Beruhigung, geſiegt und ſein Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte ſein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein andres Denkmal errichtete ihm ſeine Vaterſtadt Glasgow.

Mooſe machen in dem Syſtem der Botanik die zweite Ordnung der 24. Klaſſe aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimt das Wort in einem weitern Sinne und begreift darunter auch die Aftermooſe, welche jedoch von den eigentlichen Mooſen ſehr verſchieden ſind. Wiewol ſich dieſe Gewächſe ihres einfachen Baues wegen allmälig nach der Grenze der unorganiſchen Körper zu neigen ſcheinen, ſo herrſcht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannigfaltigkeit, beſonders wenn man ſie durch Vergrößergläſer betrachtet. Man bemerkt an ihnen die weſentlichen Theile einer Pflanze: Wurzel, Stengel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztre waren zu Linné's Zeiten noch wenig unterſucht, und ſind erſt durch die Bemühungen Hedwig's genauer bekannt geworden. So verſchieden die einzelnen Gattungen unter ſich gebildet ſind, ſo unterſcheiden ſie ſich doch von andern, ihnen zunächſt ähnlichen Gewächſen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern beſetzt iſt, und die Wurzel eben da ſteht, wo ſie ſich an andern Pflanzen befindet. Die mehrſten bekannten Mooſe tragen büſchelartige verſchloßne Kapſeln, die wie kleine geſtielte Knöpfchen erſcheinen. In denſelben ſind gleichſam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroſkopiſche Samenkörnchen enthalten, welche vermittelſt des kleinen ſpitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsſtoffe befruchtet werden. Dieſer erzeugt ſich auf beſondern theils roſenförmigen, theils ſternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapſel enthaltnen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt ſind, hebt ſich der Deckel, und der Same wird verſchüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Faſt alle Mooſe haben eine ſehr dauerhafte Natur; ſie ſind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Mooſe können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Morabiten, ein eigner arabiſcher Stamm, der eine beſondre Klaſſe der mauriſchen Nation ausmacht. Sie ſind die Ausleger der Geſetze, die Prieſter, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können leſen

und ſchreiben. Die Würde des Chefs iſt erblich und der Aelteſte in der Familie iſt jedesmal der Nachfolger.

Moral, Moralphiloſophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateiniſchen Worte mores, Sitten, bezeichnete man die Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit ſelbſt, indem man Moral ſtatt Moralität gebraucht). Da man aber fand, daß der Sprachgebrauch des Wortes Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anſtandes als auf die Geſinnung des Rechten und Guten hindeute, wonach ein ſehr geſitteter Menſch doch ein unmoraliſcher Menſch ſein könnte: ſo ſuchte man einen angemeßnern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engrer, bald in weitrer Bedeutung genommen wurden. Das, worauf es weſentlich ankommt, iſt Folgendes. Der Menſch iſt ein empfindendes begehrendes, denkendes Weſen; ſein Daſein iſt mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von dieſen ſoll er die Zügel anvertrauen? Es iſt angenehm, ſich ſeinen Gefühlen hinzugeben; es iſt angenehm, ſeine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maß, ſondern auch über die Art und Weiſe dieſer Hingebung und Befriedigung die geſetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entſteht eine Art von Zwieſpalt in unſerm innern Weſen, ein Streit unſrer Empfindungen und Neigungen mit unſerm denkenden, überlegenden, prüfenden Geiſt, kurz zwiſchen unſrer ſinnlichen und unſrer vernünftigen Natur. Dieſer Zwieſpalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine beſtimmte Ausmittelung des Verhältniſſes, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und zu den Handlungen der Menſchen überhaupt ſteht. Das Geſchäft dieſer Ausmittelung hat die Moralphiloſophie, welche aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt die Geſetze für die Handlungen und Beſtrebungen der Menſchen in Beziehung auf die höhere Beſtimmung des Menſchen entwickelt, und auch praktiſche Philoſophie genannt wird, weil ſie es mit den Vernunftgeſetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeſchloſſen iſt. Aus dieſem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwiſchen den Auffoderungen der Vernunft und denen der Neigungen, Begierden und Leidenſchaften (oder überhaupt der Sinnlichkeit) beſtimmtes, mit Freiheit und Bewußtſein geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphiloſophie alles dieſes ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel geſtellt, ſo läßt ſich die Moral ſelbſt aufſtellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menſchen gegebnen und mit freien Willen zu erfüllenden Geſetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menſchen liegt (denn ſonſt wäre ſie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend), wird der Menſch beurtheilt als ein moraliſches Weſen, d. h. als ein Weſen, welches, des Guten oder Böſen, der Tugend oder des Laſters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgeſetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in ſeine Geſinnung aufnimt oder von ihr ausſchließt. — Einige Philoſophen gebrauchen Moralphiloſophie und Moral als gleichbedeutend, Andre nehmen Moral als einen Theil der Moralphiloſophie, und nennen das, was wir Moralphiloſophie nannten, Metaphyſik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphiloſophie in weiterm Sinne genommen, ſo kann man ſie abtheilen: 1. in die Metaphyſik der Sitten, welche die Geſetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchſten Gründe aller

Moralität aus der moraliſchen Natur des Menſchen entwickelt; 2. in die Ethik oder Moral, welche ein vollſtändiges Syſtem der Vernunftgeſetze für das Handeln der Menſchen, ihrer Pflichten, der aus dieſen folgenden Tugenden und deren Verhältniſſe gegen einander aufſtellt; 3. in die Aſcetik, d. h. ein Syſtem der Tugendmittel. Wird dieſe Wiſſenſchaft in der höchſten Allgemeinheit dargeſtellt, wie ſie aus dem Weſen der Vernunft für alle vernünftige Weſen verbindend ſich ergibt, ſo nennt man ſie die reine Moralphiloſophie; wird ſie dargeſtellt in beſondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beſchaffenheit und Lage des Menſchen, die angewandte Moralphiloſophie, die ſich wieder in die allgemeine und beſondre eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder beſondern menſchlichen Verhältniſſe darin berückſichtigt werden. Man ſpricht auch wol in eben ſolcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck reine Moral bezeichnet man öfters auch eine ſolche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundſätze und Regeln aufſtellt, als die ſich in der That aus dem höchſten Grundſatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegenſatz ſolcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Lieblingsneigungen und Leidenſchaften, dem irdiſchen Vortheil und Gewinn, gleichſam unter der Decke ſpielen läßt. Zu beſtimmen, welches der höchſte Grundſatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip ſei, iſt demnach für die Moralphiloſophie von höchſter Wichtigkeit. Wir beſitzen darüber zwei beſondre Werke von Kieſewetter und Henrici, welchen beizufügen iſt Garve's Ueberſicht der vornehmſten Principien der Sittenlehre (Breslau 1798). Ein Hauptwerk ſind Schleiermacher's Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berl. 1805.). Eine ſehr faßliche Darſtellung der Moral findet man in Dreve's Reſultaten der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit (Jena 1797). dd.

Morales (Criſtobal Perez, nach Andern Luis de), 1509 zu Badajoz geb., kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Malers aus Brüſſel, welcher nach Spanien berufen worden. Durch verſchiedne Werke gelangte er in ſeiner Vaterſtadt zu großem Ruhme. Man gab ihm den Beinamen des Göttlichen, entweder wegen ſeiner trefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöſe Gegenſtände zur Bearbeitung erwählte; auch nannte man die Straße, wo er wohnte, nach ſeinem Namen. Dieſes Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er ſeine Gemälde ſo fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinſels, mit der fleißigſten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen ſeine Arbeiten vortheilhaft aus. Man ſieht mehrere davon in Toledo, Valladolid, Burgos und Granada. Er ſtarb zu Badajoz, 1586.

Moraliſch wird in ſeiner weiteſten Bedeutung dem Phyſiſchen entgegengeſetzt und bezeichnet alles das, was durch die Geſetze der Freiheit beſtimmt oder auf ſie bezogen wird. In dieſem Sinne iſt alles moraliſch, was der Menſch mit Willkür und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moraliſch das, was ſich auf das Sittengeſetz bezieht und in dieſem Sinne ſind Handlungen und Charaktere moraliſch gut oder böſe, je nachdem das Sittengeſetz ſie billigt oder verwirſt. In der engſten Bedeutung heißt moraliſch das, was aus Achtung für das Sittengeſetz, um der höhern Vollkommenheit willen geſchieht.

Moraſpiel, ein ſchon im Alterthum bekanntes Spiel, welches darin beſteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder

weniger eingeſchlagnen Fingern ausſtreckt und ein Andrer in demſelben Augenblicke angibt, wie viel Finger jener nicht eingeſchlagen hat. Es iſt in Italien ſehr gewöhnlich.

Moraſt, Moräſte. Wenn ein thonartiger, leimigter Boden, wenig Fall hat, Bäume und Sträucher die Austrocknung verhindern: ſo lockert das Waſſer, welches entweder durch den Regen oder von andern Orten her ſich anſammelt, zuerſt den Boden dadurch auf, daß es in denſelben eindringt. An ſolchen Stellen wachſen nicht nur viele Vegetabilien ſehr üppig, ſondern es häufen ſich auch eine Menge Thiere aus den niedern Klaſſen an, beide ſterben denn aber auch in großer Anzahl ab und gehen unter Begünſtigung der Wärme leicht und ſchnell in Fäulniß über, deren Reſiduen wiederum mit den Beſtandtheilen des Bodens ſich vermengen, ſo entſteht der Moraſt, der eben der Fäulnißprozeſſe wegen, welche ununterbrochen in demſelben vor ſich gehen, einen großen Einfluß auf die Geſundheit derjenigen hat, welche in oder neben demſelben wohnen. Die pontiniſchen Sümpfe in Italien, Gegenden Aegyptens, welche vom Nil überſchwemmt werden, viele Gegenden an großen Flüſſen, am Senegal, Po u. ſ. w., faſt ganz Weſtindien, Holland, Ungarn, Polen, in Deutſchland Hannover ꝛc. geben die Belege dafür. Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Stoffe, welche den Moräſten ihren Urſprung verdanken und der Geſundheit der Menſchen ſo nachtheilig ſind, iſt freilich nicht bekannt; man muß jedoch vermuthen, daß ſie gasartig, dem Sauerſtoffgas entgegengeſetzt ſind, und vorzüglich aus Waſſer=, Kohlen= und Stickſtoff beſtehen. Man faßt ſie unter der Bezeichnung von Sumpfluft (ſ. d. A.) oder Sumpfmiasma zuſammen. Die Art und der Grad der Einwirkung auf den menſchlichen Körper, wird aber vorzüglich durch den Grad der Wärme modificirt, welche zugleich vorhanden iſt. Moräſte die gefroren ſind, ſchaden gar nicht; bei mäßiger Wärme erzeugen ſie Wechſelfieber, welche leicht bösartig werden, immer ſehr hartnäckig ſind; bei höherm Wärmegrade bösartige, gaſtriſche, galligte, ſchleimige, renittirende Fieber und Ruhren; bei großer Hitze endlich die orientaliſche Peſt und das gelbe Fieber, das man als occidentaliſche Peſt bezeichnen kann, ferner die Cholera (Cholera morbus), welche in den neueſten Zeiten ſo große Verheerungen veranlaßt hat und bösartige Unterleibsentzündungen, vorzüglich der Leber, des Magens und Darmkanals. Ueberhaupt hat man beobachtet, daß der Unterleib bei allen Sumpfkrankheiten vorzüglich leidet. In der Gegend von Moräſten herrſchen dieſe Krankheiten endemiſch und werden unter begünſtigenden Umſtänden leicht anſteckend. Aber auch die Einwohner ſolcher Gegenden, welche geſund genannt werden, haben ein elendes dürftiges Anſehn, ſie bleiben klein, ſind ſchwach, blaß, ſchlecht genährt; auch ihre Geiſtesfähigkeiten werden niedergedrückt; ihre Gemüthsſtimmung iſt traurig und ſinkt endlich zur Indifferenz. Im mildern Fall herrſcht die lymphatiſche Conſtitution, im ſchlimmern erhebt die venöſe unter böſen Modificationen ihr Gorgonenhaupt. Um ſo großen Uebeln entgegenzuwirken, darf die Regierung keine Koſten ſcheuen, welche erfoderlich ſind, wenn das Uebel von Grund aus vernichtet werden ſoll. Koſtbare Waſſerbaue ſind erfoderlich, um das Zuſtrömen, da Waſſer von der Niederung abzuhalten, dasjenige, was ſich hier angehäuft hat, oder vom Regen herrührt, wegzuleiten und den Moraſt auszutrocknen. Dann kann aber auch der Einfluß der Sumpfluft auf die Erzeugung von Krankheiten dadurch vermindert werden, daß man den Körper ſelbſt weniger empfindlich dafür zu machen ſucht. In dieſer Hinſicht werden folgende Regeln gegeben:

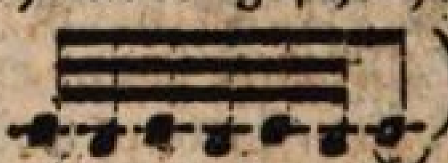
Der Fremde, der gewöhnlich leichter erkrankt, muß es ſo einzurichten ſuchen, daß er nicht während der Zeit, wo die Krankheiten vorzüglich graſſiren, in die gefährliche Gegend kommt, ſondern während des Winters, damit er ſich nach und nach an das Klima gewöhnt. Er muß in ſolchen eine ſtrenge Diät führen, ſehr mäßig im Eſſen und Trinken, enthaltſam in der Liebe ſein und ſich vor Gemüthsbewegungen hüten; die Abendluft, den Schlaf in freier Luft und die moraſtigen Gegenden muß er gänzlich zu vermeiden ſuchen. Alle Regeln der Diätetik ſind vorzüglich ſorgfältig zu der Zeit zubefolgen, wo die Krankheit zu herrſchen pflegt. Iſt ſie aber ausgebrochen, ſo muß die Hülfe der Kunſt ſo frühzeitig, als möglich, geſucht werden.

Moratorium, Anſtandsbrief, auch eiſerner Brief, iſt ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft deſſen ein Schuldner zur Berichtigung ſeiner Angelegenheiten einige Zeit ungekränkt am Orte bleiben kann. Soll durch ein ſolches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Gläubiger entſtehen, der während dieſer Zeit den Schuldner nicht auspfänden, noch ſich an ſeine Perſon halten darf, ſo muß Letztrer nachweiſen können, daß ſein Paſſivſtand den Activſtand nicht überſteigt, ob für den Augenblick gleichwol eine Zahlung aus Gründen unmöglich iſt. Im entgegengeſetzten Falle würde ein ſolches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkoſten eines andern begünſtigen.

Mord. Das grauſamſte Thier iſt der Menſch. Der Fluch, der den erſten Mörder traf, verfolgt unſer Geſchlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichſtes Triumphgelächter, der Krieg, ſchallt durch alle Menſchenalter hin. Das uralte Geſetz: du ſollſt nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die moſaiſche Strafe: wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen werden, ſchreckte keinen Ravaillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Coligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtſchlage aus Nachläſſigkeit und Schuld, bis zum Meuchel, bis zum Vatermorde! Der Todtſchlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hieher. Den Selbſtmord richtet der ewige Richter (ſ. Selbſtmord). Der Todtſchlag aus vernachläſſigter Pflicht, aus keckem Leichtſinn (culposum), aus blinder Leidenſchaft, iſt höchſt ſtrafbar, und für das Bewußtſein eine unabwälzbare Laſt, aber kein Mord. Dieſer raubt das Leben mit Vorſatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entſchluſſes, das Mittel und die Art der Ausführung unterſcheiden den Todtſchläger durch vorſätzliches Unterlaſſen (wenn man abſichtlich einen Menſchen, den man retten könnte, umkommen läßt) von dem Todtſchläger durch abſichtliche That; den Mörder aus Leidenſchaft (Eiferſucht, Zorn, Rache, Blutdurſt, Wolluſt), von dem, der kalt, mit Klugheit und Liſt einen Zweck des Verſtandes beabſichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten (einen Banditen) mordet, von dem unmittelbaren, der ſelbſt vollbringt, was er beſchloſſen; den qualificirten oder gefährlichen Todtſchlag des Straßenräubers, des grauſamen und hinterliſtigen Meuchelmörders, des Giftmiſchers, des muthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grauſamkeit begangen wird. Das perſönliche Verhältniß des Gemordeten endlich beſtimmt den Unterſchied zwiſchen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Gatten- und Kindermörder, dem Regicida (Königsmörder) und jeden andern Todtſchläger. Ueber das Maß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der Thatſache (corpus delicti), über Beweisführung,

Zurechnung, Urtheil, Strafe u. ſ. f. belehrten Quiſtorp, Grolmann, Feuerbach, Stübel u. A. Vergl. Michaelis Moſaiſches Recht, Th. 6. Auf die beim Morde vorkommenden pſychologiſchen Erſcheinungen machen Feuerbach's Criminalrechtsfälle aufmerkſam; insbeſondre auf die ſchrecklich ſeltſame Verwandtſchaft zwiſchen Mordluſt und Wolluſt, welche ſchon die indiſche Mythe von Siwah und Durga (Tod und Wolluſt) ausgeſprochen hat. Doch drängt ſich hier die Bemerkung auf, daß unſre Staatskunſt die Aufgabe der Geſetzgebung, was Mord und wie er zu beſtrafen ſei, in den meiſten Ländern nur ſehr unvollkommen gelöſt hat, und daß die Geſetze über den Mord mit den Ausſprüchen der ſittlichen Vernunft nicht allemal übereinſtimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward noch im J. 1814. der, welcher einen Sklaven geſtohlen hatte, gehangen, der Mörder ſeines eignen Sklaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. Auch das Alterthum hielt die Ermordung eines Sklaven für kein Verbrechen. Man erinnere ſich z. B. an die berüchtigte Kryptia bei den Spartanern (ſiehe Plutarch's Lykurg c. 28.) und an das Loos der Sklaven bei den Römern (Seneca de ira, l. III. c. 40.). Das Chriſtenthum macht keinen Unterſchied zwiſchen Freien und Sklaven. Wie ſchwach iſt der weltliche Arm der Kirche in Rom, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die ſogenannten Bravi, die Banditen ausrotten kann; und was vermag die Weisheit europäiſcher Geſetzgeber gegen den Mordſinn des Zweikampfs? Die Montenegriner halten (wie unlängſt noch die Korſen) die Blutrache für erlaubt, und rohe Mütter glauben auch unter uns, das Tödten oder Abtreiben der Leibesfrucht ſei kein Todſchlag. — Der Geſetzgeber wird nur dann, wenn er genau Leidenſchaft vom Affecte trennt, einen ſichern Unterſchied zwiſchen Mord, der mit Leidenſchaft, aber Vorbedacht und Ueberlegung begangen wird, und Todtſchlag, welcher im Affect, oder einer Aufwallung der innern Empfindung verübt wird, auffinden. Will der Richter den einzelnen Fall richtig beſtimmen, ſo hat er auf die Seelenſtimmung des Verbrechers, auf die Zwecke, welche er ſich vorſetzte, auf die Zeit zwiſchen Entſchluß und Ausführung, auf die Art der Ausführung ſelbſt und auf das Benehmen des Verbrechers nach der That zu ſehen. Hiernach hat Egger (über Mord und Todtſchlag nach Rechtsprincipien. Landsh. 1816.) den 123. §. des öſterr. Strafgeſetzbuchs geprüft und widerlegt. — Noch gibt es beſondre Fälle, wo Umſtände und Abſichten die Schuld deſſen, der einem Andern das Leben nimt, ſehr mildern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus Verabſcheuung einer bevorſtehenden Entehrung deſſelben begangen wird. Wenn Virginius ſeine Tochter mordet, damit ſie nicht als Sklavin der Wolluſt eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn Jubellius bei der Einnahme von Capua aus gleichen Urſachen Frau und Kinder tödtet; wenn die cimbriſchen Weiber, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geſchlagen iſt, ihre Kinder und ſich ſelbſt entleiben, um nicht in die römiſche Gefangenſchaft zu gerathen; wenn die amerikaniſchen Wilden ihren betagten Aeltern das Leben nehmen, um ſie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langſam verſchmachten zu laſſen; wenn jemand einem Unglücklichen, der verſtümmelt auf dem Schlachtfeld ihn ſelbſt um den Gnadenſtoß anfleht, aus Mitleiden ſeine Qual verkürzt: wer möchte dieſe Todtſchläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unſchuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie, die Gewiſſensruhe eines Menſchen mordet: der tückiſche Verleumder, der einſchmei-

chelnde Verführer, der gefühlloſe Richter und Scherge, ſind die keine Mörder? Ja der Seiltänzer und Equilibriſt, der Kinder durch Mißhandlungen zu ſeinen Künſten abrichtet; der Uebermuth, welcher ſonſt ſo viele männliche Geſchöpfe entmannte, um ſie zu Sängern zu beſtimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Geſundheit, die das Schwert des Geſetzes nicht erreicht, ſind oft ſtrafbarer als der Todtſchläger, den die Verzweiflung zum Aeußerſten trieb. War endlich Cäſar, der um der Herrſchaft willen Bürgerblut vergoß, oder war Brutus ein Mörder?

Mordant oder **Mordent**, in der Tonkunſt eine Spiel- oder Singmanier, welche darin beſteht, daß man mit dem angebnen Ton und dem unter demſelben liegenden Tone ſchnell aber ſo abwechſelt, daß man wiederum zu dem erſten zurückkehrt. Die Alten nannten ihn auch Kräuſel, oder wörtlich Beißer, die Franzoſen pince. Er iſt einfach oder kurz, wenn der untre Ton nur ein Mal gehört wird und wird dann ſo gezeichnet ⁎ (z. B. , ausgeführt), oder ein langer, doppelter Mordent, der nur bei längern Noten ſtatt finden kann, wenn jene Abwechſelung mehrmals geſchieht. Letztre wird bezeichnet ⁑ (z. B. ; ausgeführt ).

Mordſchlag, iſt eine mit einer kurzen Brandröhre verſehne hohle metallne Kugel mit einem platten Boden, welche in Feuerkugeln gelegt wird, und durch ihr Zerſpringen großen Schaden anrichtet. Auch nennt man ſo kurze eiſerne Läufe, mit Flintenſchüſſen geladen, und welche, mittelſt eines Zünders, nach einander losgehen und das Annähern verhindern.

Morea, ſonſt Peloponneſos genannt, iſt eine bergige Halbinſel, die zwiſchen dem 38° bis 41° öſtlicher Länge, und 36° bis 38° nördl. Breite, im Nord-Weſten an den Meerbuſen von Baliebadra, im Norden an den Buſen von Ainabachti, im Nord-Oſten an die Landenge von Kordos (den Iſthmus von Korinth), im Oſten an das ägäiſche, im Süden und Weſten aber an das Mittelmeer grenzt, und einen Flächenraum von 360 Q. M. hat. Sie wird nur durch einen ſchmalen Landſtrich (den korinthiſchen Iſthmus) mit dem eigentlichen Griechenland (mit Livadien) verbunden, und die Zahl der Einwohner betrug nach ohngefähren Berechnungen (da genauere vermöge der elenden Wirthſchaft im osmaniſchen Reiche eine Unmöglichkeit ſind), vor dem Ausbruche der jetzigen Unruhen in Griechenland, aus 350,000 Griechen, (die ſtets unabhängigen Mainotten eingeſchloſſen) 20,000 Türken und 4 — 5000 Juden. Den jetzigen Namen hat die Halbinſel unter den letztern griech. Kaiſern bekommen, wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im griech. Morea heißt. Die Luft iſt warm aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getreide, edeln Baumfrüchten, Wein, Oel, Seide (Moreaſeide), Baum- und Schafwolle, Galläpfel u. ſ. w. Der wichtigſte Ausfuhrartikel ſind die unter dem Namen Korinthen bekannten kleinen Roſinen, deren jährliche Ausfuhr Pouqueville auf 42,500, Scrofani aber, auf 480,000 Centner ſchätzte. So lange Morea unter türkiſcher Herrſchaft ſtand (was jedoch nie ganz der Fall war, indem die tapfern Bergvölker von Maina immer in ihren rauhen Schluchten bald mehr, bald minder unabhängig ſich behaupteten) ward es in 2 Sandſchakate getheilt: das von Morea, deſſen Sitz zu Tripolitza war, und das von Miſtra. Die Einkünfte des ganzen

Landes mochten 2 Mill. Piaſter betragen. Bekannt ſind die Anſtrengungen welche auf Rußlands Anregung im J. 1770 von den Moreoten gemacht wurden, um das immer unerträglicher werdende Türkenjoch abzuſchütteln, und eben ſo der unglückliche Ausgang dieſer Unternehmung. Seit dieſer Zeit verödete die Halbinſel unter dem Drucke der Barbaren immer mehr, und die wenigen Ueberreſte von Freiheit und Wohlſtand aus dem Zeiten der venetianiſchen Herrſchaft über Morea (der Achmet III. im J. 1715 durch das Schwerdt ein Ende machte), verſchwanden nach und nach gänzlich in den Städten und auf dem platten Lande, und nur noch ein ſchwacher Schimmer von nationaler Unabhängigkeit blieb noch in den Gebirgen der kriegeriſchen und räuberiſchen Mainotten. Erſt im Jahre 1821 zeigte ſich auf ein Mal und in der That aller Welt unerwartet, das Streben nach volksthümlicher Unabhängigkeit und Befreiung von dem Drucke der Aſiaten, unter den ſo lange und ſo tief erniedrigten Griechen wieder, und zwar mit einer ſolchen Extenſion, Kraft und Beharrlichkeit, daß nunmehr, nach einem 2 jährigen blutigen und furchtbaren Kampfe, und obſchon dem gedrückten Volke von außen keine Unterſtützung in ſeinem edeln Beginnen gewährt wurde, faſt kein Zweifel mehr übrig iſt, daß der Peloponnes, die Inſeln und vielleicht das geſammte alte Griechenland die Selbſtſtändigkeit erringen werden, um welche Entartung und Unglück die Nachkommen der alten Hellenen brachten. Was dieſen Entſchluß, lieber zu ſterben, als ferner unter der barbariſchen Herrſchaft der Osmanen zu leben, in dem unglücklichen Volke erregte und befeſtigte, ſo wie, mit welchem Glück, welchen Mitteln und welchen Opfern der Kampf begonnen und bisher geführt wurde, dies iſt zerſtreut in mehrern öffentlichen Blättern und einzelnen Schriften (hiſtoriſch geordnet aber in dem Werke: „Der Kampf der Griechen um Freiheit, von D. Fried. Gleich),“ zu finden, und bleibt uns hier in dieſer Hinſicht nur zu bemerken übrig, daß Morea, mit Ausnahme von ein Paar an den Küſten liegenden Feſtungen, (wie Modon, Patras und einige andre) dermalen von den Türken befreit iſt und, daß ſich in der Halbinſel eine Central-Regierung für das geſammte in Waffen gegen die Türken ſtehende Griechenland (ſowol auf dem Continent als den Inſeln) gebildet hat, an deren Spitze die tapfern Vertheidiger der Freiheit ihre Landsleute, Maurokorbatos, Kolokotroni und Demetrius Ypſilanti ſtehen, und die ihren Sitz zu Argos hat. Die von dieſem Senate ausgegebne proviſoriſche Verfaſſungsurkunde und Unabhängigkeitserklärung von Hellas, d. d. Epidauros vom 1. Januar 1822 findet ſich in der in Zürich zum Beſten des dortigen Hülfsverein für die Griechen, herausgegebnen „Sammlung der Verfaſſungsurkunden des befreiten Griechenlands,“ vollſtändig abgedruckt. Mehreres von und über den jetzigen Kampf der Griechen, gegen ihre Unterdrücker ſiehe theils in den angeführten Werken, theils in dem Artikel Griechenland. Ueber die Sitten und den Charakter der Moreoten findet man in Pouqueville's großem Reiſewerke, in D. Chriſtian Müller's Reiſe nach Kalamata und in vielen andern, neuerdings ſehr zahlreich erſchienenen Schriften, bald mehr, bald minder treue und gewichtige Nachrichten. Von der Geſchichte Morea's erwähnnn wir hier nur in allgemeinen Umriſſen Folgendes: Ihre erſte Bevölkerung erhielt die Halbinſel von den phöniziſchen und ägyptiſchen Küſten; zugleich auch von hier aus, ihre erſte Kultur in Wiſſenſchaft, Kunſt und Handel. In den ſchönen Tagen des alten Griechenlands blühten hier Sparta, Argos, Meſſene (von wo aus eine Kolonie nach Sicilien ging und Meſſina gründete), Ko-

rinth, Argolis, Elis, Achaja ꝛc. Als Hellas Freiheit ſank und das Land römiſche Provinz ward, da theilte auch der Peloponnes dies Geſchick und blieb ſpäter ſo lange ein Theil des griechiſchen Kaiſerreichs, bis dieſes ſelbſt in Trümmer zerfiel und ſtückweiſe eine Beute der Osmanen wurde. Im 16. Jahrhundert bemächtigte ſich die damals mächtige Republik Venedig der Halbinſel und ſie blieb nun ſo lange gleich mehrern andern griechiſchen Inſeln und Landſtrecken am adriatiſchen Meere, Eigenthum dieſes Freiſtaates, bis ſie, wie bereits erwähnt, Achmet III. 1715 von neuem unter türkiſche Bothmäßigkeit brachte, von welcher ſich den jetzt das erwachte Volk der Griechen, mit Heldenmuth dauernd zu befreien ſtrebt.

Moreau, genannt, der Jüngere, war zu Paris 1741 geboren, und ein Schüler des Le Lorain, und ging, als derſelbe zum Director der petersburger Kunſtakademie nach Rußland berufen wurde, als deſſen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erſt 17 Jahre alt war. Zwei Jahre darauf ſtarb Le Lorrain und Moreau kehrte nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Malerei, und erlernte unter Lebas die leichter nährende Kupferſtecherkunſt, zumal da er zugleich ein ſehr geſchickter Zeichner war, und, was er in Kupfer ſtechen wollte, ſelbſt zeichnete. Er erlangte in ſeiner neuen Laufbahn bald einen ſolchen Ruf, das, wenn ein Buch mit Kupfern geziert erſcheinen ſollte, dieſe von Moreau gezeichnet und geſtochen ſein mußten, wenn es Glück machen ſollte. Er hat zu nachſtehenden Werken franzöſiſcher und alter klaſiſcher Autoren Kupferſtiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crebillon, Rouſſeau, Montesquieu, Marmontel, Raynal, Mably, Greſſet, Barthelemy, Saint Pierre, Voltaire und Molière, zu jedem der beiden letztern zwei verſchiedne Folgen von Kupfern (die zuſammen aus mehr als hundert Blättern beſtehen), ferner 60 Blätter zu Geßner's Schriften, 80 für das neue Teſtament und 160 zur franzöſiſchen Geſchichte. Die große Verſchiedenheit in dieſen Gegenſtänden ſetzt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen voraus; auch konnte Moreau gleichſam für eine lebendige Kunſt-Encyklopädie gelten. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Feſten erfoderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königl. Prinzen. 1775 gab er ſeine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen, von ihm ſelbſt in Kupfer geſtochen, heraus, und ward darauf zum Mitgliede der Malerakademie aufgenommen, und zum königl. Kabinetszeichner ernannt. Von ſeinem ungeheuern Fleiße zeigt die Menge ſeiner Kunſtarbeiten; denn nächſt dem, was er als königl. Kabinetszeichner gefertigt hat, beläuft ſich die Zahl ſeiner zu Kupferſtichen gelieferten Zeichnungen auf 2400 Blätter. 1784 unternahm er eine Reiſe nach Italien, die in ſeinen Kunſtanſichten und Arbeiten Epoche machte. Alles, was er ſeit dieſer Zeit lieferte, iſt freier, edler und weniger manierirt. Noch 1810 zierte er die Kunſtausſtellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Vermögen zu ſammeln. Er ſtarb zu Paris 1814.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, geb. zu Morlaix im jetzigen Departement Finisterre 1761, hatte zu Rennes die Rechte ſtudirt. Im Mai 1788 trat er an der Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die

Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Miniſters auf. Als aber dieſelben Stände den königl. Befehl in Anſehung der von der Nation gefoderten Verſammlung der Reichsſtände aus Kaſtengeiſt ſich zu vollziehen weigerten, da nöthigte Moreau ſie im Namen der bewaffneten Bürger zum Nachgeben. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurden Kriegskunſt und Geſchichte ſeine Hauptſtudien. In der Nordarmee gab er zuerſt bei der Schlacht von Neerwinden (18. März 1793) Beweiſe ſeines militäriſchen Talents. Er kam in Suham's Generalſtab, unter Pichegrü's Oberbefehl. Im April 1794 ward er Diviſionsgeneral; dann führte er den rechten Flügel der Nordarmee über die zugefrorne Waal. Schon damals bewies er ſich eben ſo ſtreng und redlich im Dienſte, als menſchlich und gebildet in jedem Verhältniſſe. Er verwarf die Blutbefehle Robespierre's und ahmte nie die Sprache der Sansculotten nach. Sein Ruhm als Feldherr blieb makellos von dem Tage an, wo er an die Spitze dec Rhein- und Moſelarmee trat (24. April 1796), bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenſtillſtand zu Speier den Frieden von Lüneville ſeinem Vaterlande gab (25. Dec. 1800). Drei Mal führte er im Angeſichte des Feindes das Heer über den Rhein: im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breiſach. Eben ſo gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Dieſe Uebergänge und ſeine Rückzüge, im Oct. 1796 vom Lech bis Hüningen, und im Mai 1799 von der Etſch bis Turin und Genua, ſtellten ihn eben ſo ſehr den größten Feldherren gleich, als die Kunſt ſeiner Märſche, die Umſicht ſeiner Entwürfe, die Kühnheit ſeiner Angriffe, die Vorſicht ſeiner Bewegungen und die Beſtimmtheit ſeiner Anordnungen. Er rettete drei Mal Frankreichs Heer, und bildete zwei Mal aus den Trümmern des geſchlagnen ein neues. So ſchlug Moreau den 5. Jul. 1796 den General Latour bei Raſtadt, am 9. Jul. den Erzherzog Carl bei Etlingen; ſo ſiegte er auf ſeinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach den 2. October; ſo drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; ſo behauptete er, ſelbſt geſchlagen, wie bei Emmendingen den 19. Oct. und bei Schliengen den 24. Oct., ſeinen Ruhm vor Kehl und Hüningen durch die wichtige Vertheidigung dieſer ſchlecht befeſtigten Plätze. Dabei war Moreau mitten in Feindesland menſchlicher und uneigennütziger als irgend ein andrer Feldherr der Republik. Er verſchmähte, ſich zu bereichern; er jagte räuberiſche Generale, wie Vandamme, von ſeinem Heere weg; er ſtrafte betrügeriſche Beamte nach der Strenge des Kriegsgerichts. So ſtreng er war in der Kriegszucht, ſo mild war er im Umgange mit ſeinen Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit ſeinen Soldaten Mangel und Noth. Daher die begeiſterte Liebe für ihn. In Frankreich ſchwur der Krieger bei Moreau's Namen. Aber ſeine Mäßigung und ſeine Freundſchaft für Pichegrü machten ihn verdächtig. Der Director Rewbel war ſein Feind. Moreau verlor daher nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den Oberbefehl. Doch ſchon im Nov. 1798 ſah das Directorium ſich genöthigt, ihn als zweiten Generalinſpector bei der italieniſchen Armee unter Scherer wieder anzuſtellen. Zu ſpät übergab man ihm den Oberbefehl. Mit einem geſchlagnen Heere von 28,000 Mann mußte ſich Moreau vor 80,000 Ruſſen und Oeſterreichern, welche Suwarow anführte, nach Piemont und in das Genueſiſche zurückziehen. Er that dies ſo, daß er dem in Unteritalien

abgeſchnittnen Heere unter Macdonald den Rückzug ſicherte, indem er ſelbſt in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang und den 19., 20. und 21. Junius in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf ſchlug. Dadurch zog er Suwarow von der Verfolgung des an der Trebia (17. 18 19. Jun.) geſchlagnen Macdonald ab, und nahm hierauf, im Beſitz der Bocchetta bei Novi mit 14,000 Mann eine Stellung, wo Macdonald mit den Trümmern ſeines Heers ihn erreichen konnte. Er ſtellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben. Als dieſer in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) blieb, ſtellten ſich die franzöſiſchen Generale einmüthig unter Moreau's Oberbefehl, und nach zwanzigſtündigem Kampfe, in welchem er ſelbſt verwundet wurde und drei Pferde verlor, ſicherte er den Rückzug des Heers. Hierauf ging Moreau nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm damals die erſte Stelle im Staate an. Allein er lehnte ſie ab, und unterſtützte Buonaparte'n am 18. Brumaire, weil er ſah, daß dieſer die Mehrheit für ſich hatte. Hierauf gab ihm Buonaparte den Befehl über die Rheinarmee, welche aber erſt von Carnot und Moreau gebildet werden mußte. Mit ihr drang Moreau nach den Siegen bei Engen, 3. Mai 1800, bei Möskirch d. 5., bei Biberach d. 9. Mai, und bei Memmingen bis an den Lech vor, zwang den öſterreichiſchen Obergeneral Kray, die feſte Stellung bei Ulm zu verlaſſen, ging über die Donau, ſchlug ihn bei Hochſtädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor und beſetzte München. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden, ihm Regensburg, den tyroler Paß Reutti, Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt zu übergeben. Nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes ſchlug er das öſterreichiſche Heer unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden, d. 3. Dec. (wo General Richepanſe den Sieg entſchied), ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und ſchloß mit dem Erzherzog Carl einen Waffenſtillſtand zu Steyer den 25. Dec., durch den er die Feſtungen Würzburg, Braunau, Kufſtein und Scharnitz erhielt, und den lüneviller Frieden vorbereitete. Nach dem Frieden lebte er mit ſeiner Gemahlin, einer geb. Hulot, auf ſeinem Landgute Grosbois bei Paris, von ſeinem rechtlich erworbnen Vermögen. Er vermied den Oberconſul, lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, und erklärte ſich gegen Vertraute u. A., gegen Garat, mit Offenheit über die Lage der Republik Doch ſprach er nie das Wort aus, das man ſo oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Ergebung zum Sturze des Unterdrückers. „Wir taugen nicht zu Verſchwörungen," war ſeine Aeußerung, „aber ich kenne einen Verſchwörer, dem Buonaparte nicht entgehen wird, der iſt er ſelbſt! Er wird ſich in ſeinen Thorheiten vernichten." So lebte Moreau ſchuld- und furchtlos. Aber der Oberconſul haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigſten an die Spitze der Gegenpartei ſtellte. Er umgab ihn daher mit Aufpaſſern. Darauf zeigte ein Verbrecher, um ſich von der Todesſtrafe zu retten, an, Georges Cadoudal und Pichegrü ſeien in Paris verſteckt, und Moreau wiſſe darum. Auch hatte ſich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinſchaftliche Freund Pichegrü's und Moreau's, an letztern geſchrieben, um ihn mit Pichegru auszuſöhnen, damit er deſſen Ausſtreichung von der Emigrantenliſte befördern möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen. Nun ließ der Ober-

conſul Morreau ſofort als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen (15. Febr. 1804). Zugleich verbreitete die Regierung die gehäſſigſten Beſchuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei dem Heere herabzuſetzen, hob durch einen Senatsbeſchluß vom 28. Febr. das Gericht der Geſchwornen bei Unterſuchungen von Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Doch Moreau wollte ſich dem Oberconſul unmittelbar mittheilen; er ſchrieb ihm daher den 8. März, vor dem Anfange der gerichtlichen Unterſuchung: „Eröffnungen ſeien ihm gemacht worden; er habe ſie zurückgewieſen; dergleichen anzuzeigen, ſei ſeinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für ſchändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit ſchuldig ſei, oder mit denen er ehemals in freundſchaftlichem Verhältniſſe geſtanden." Indeß wurden erſt den 26. Mai die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageacte trug gegen Moreau und Georges, als die Häupter der Verſchwörung, und bei 42 Mitverſchwornen, auf die Todesſtrafe an. Pichegrü (ſ. d. Art.) leugnete jede Verbindung mit Moreau, Georges u. A. Georges geſtand frei, er habe ſein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, leugnete aber ebenfalls jede Verbindung mit Moreau. Als nun Moreau von dem Oberconſul auf ſeinen Brief keine Antwort erhielt, erklärte er ſchon am 11. April offen vor den Richtern, Pichegrü ſei zwei Mal zu ihm gekommen, habe ihm beim zweiten Beſuche einige Eröffnungen in Abſicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlaſſen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Uebrigens ſagte kein Zeuge gegen Moreau aus und kein ſchriftlicher Beweis ward gegen ihn aufgefunden. Die Anklage beruhte einzig auf widerſprechenden und unzuſammenhängenden Beſchuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber ſchon im erſten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Ausſagen als erzwungen oder entſtellt zurücknahmen. Gleichwol beſtand der Generalprocurator am 3. Juni. auf ſeiner Anklage, daß Moreau die Bourbons habe wiederherſtellen, oder ſich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztre Beſchuldigung war einem Mitangeklagten, Namens Rolland, welchen Pichegrü als Unterhändler an Moreau abgeſchickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre in den Mund gelegt worden. Rolland ſagte nun aus, daß Moreau ſich gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von ſich gewieſen habe, weil er ſelbſt nach der höchſten Würde ſtrebe. Aus allen Umſtänden ergab ſich, das Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegrü zuſammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen ſeinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegrü gerathen, nach Deutſchland zu gehen, um von dort ſeine Ausſtreichung zu bewirken, daß er beiden ſein Haus verboten, und da Pichegrü dennoch ein zweites Mal zu ihm gekommen und zu erforſchen geſucht, ob er den Bourbons geneigt wäre, ihm widerſprochen, und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegrü darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeſchickt, der aber ebenfalls abgewieſen worden, wobei Moreau jede Unternehmung für die Bourbons ihm als thöricht vorgeſtellt habe. Auch war Moreau nicht einmal wegen Unterlaſſung der Anzeige ſtrafbar; denn dieſe war durch kein franzöſiſches Geſetz geboten. Die öffentliche Meinung erklärte ſich daher laut für ſeine Losſprechung; ſo auch die Generale Macdonald und Lecourbe. Man drang ſogar des Nachts in ſein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Bluts für ihn vergoſſen würde. — Endlich ward nach acht-

zehnſtündiger Berathung das Urtheil d. 10. Juni geſprochen. Von zwölf Richtern erklärten ſieben den General Moreau für unſchuldig und frei; fünf aber für ſchuldig. Allein Savary, Real und andre Boten gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau durfte nicht losgeſprochen werden; doch wagte es der Kaiſer nicht, den edelſten Bürger Frankreichs zum Tode verurtheilen zu laſſen. Endlich verurtheilte die Mehrheit der Richter Moreau zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie ſie ſagten, ſein Leben zu retten. Nur Lecourbe, Rigoud und Dameuve beharrten bei ihrer Abſtimmung für gänzliche Freiſprechung. Moreau hörte ruhig das Urtheil und begab ſich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: Keine Haft, Freiheit für Moreau! in das Gefängniß zurück. Der Kaiſer beſchloß hierauf, den gefürchteten Mann zu verbannen; und der Juſtizminiſter machte den 21. Junius bekannt, der Kaiſer habe Moreau die verlangte Erlaubniß ertheilt, nach Amerika zu gehen, doch dürfe er, ohne des Kaiſers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn nach Spanien, und Moreau ſchiffte ſich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm ſeine Gemahlin folgte. Nach mehrern Reiſen in dem Freiſtaate kaufte er ſich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia an. Der Winter über lebte er in Neu-York, im Sommer beſchäftigten ihn Jagd, Fiſcherei und Landbau. Unter den wenigen Freunden, mit denen er umging, befand ſich auch ſein Adjudant, der Obriſt Rapatel. Im Dec. 1811 verlor er durch Brand ſein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Bald darauf ſtarb ſein Sohn. — Jetzt lud ihn ſein Freund, der Kronprinz von Schweden, zu ſich nach Stockholm ein. Allein Moreau konnte erſt im Juni 1813, auf des Kaiſers Alexander Einladung, ſich entſchließen, ſeine Freiſtätte zu verlaſſen. Er landete d. 26. Julius 1813 in Gothenburg; d. 7. Auguſt kam er in Stralſund an, wo der Kronprinz drei Tage mit ſeinem alten Freunde im innigſten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in ſein Hauptquartier nach Oranienburg, und Moreau über Berlin nach Prag. Hier beſuchte ihn den 17., am Tage nach ſeiner Ankunft, der Kaiſer Alexander. Moreau trat nicht in ruſſiſche Dienſte, ob er wol die Uniform eines kaiſerlichen Generaladjutanten trug. Alexander behandelte ihn wie ſeinen Freund, und Moreau begleitete den Kaiſer auf dem Marſche gegen Dresden; doch war der Angriff auf dieſe Stadt nicht Moreau's Plan geweſen (S. Dresden im J. 1813.) — Als man Dresden am 26. Auguſt vergebens beſchoſſen hatte, ſchlug man ſich am 27. für den Rückzug. Moreau befand ſich mitten im Feuer. Da er ſah, daß Napoleon den linken Flügel der Oeſterreicher umging, ſo eilte er zum Kaiſer Alexander. Er traf ihn Mittags hinter einer preußiſchen Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen ſich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiſer ſprach, ſtürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel aus einer in einem Hohlwege ſeitwärts aufgefahrnen franzöſiſchen Feldbatterie hatte ihm beide Beine zerſchmettert. Ruhig ertrug er die Ablöſung. Er ward über das Gebirge getragen, klagte nie, tröſtete ſeine Freunde und ſtarb am 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen. Seine abgelöſten Beine wurden unter dem Denkmale beigeſetzt, welches ihm Fürſt Repnin, als Generalgouverneur von Sachſen, auf der Höhe von Dresden, wo er gefallen, am 4. Nov. 1814 errichten ließ. (S. deutſche Blätter. V. 32.) Sein Leichnam wurde am 4. Nov. 1814 in Petersburg feierlich beerdigt, und Ludwig XVIII. ließ 1819 ſeine Bildſäule aufſtellen. Als Menſch, Bürger und Feld-

herr vereinigte Moreau in ſich die einfache Größe der erſten Männer des Alterthums mit dem Reichthume neuer Bildung und mit der Anmuth des franzöſiſchen Charakters. Er kämpfte nie als Soldat, ſondern ſtets als Bürger, den Blick gerichtet auf ſein Vaterland. Seine Größe war ſeine Menſchlichkeit. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm ſich öffnete, im Angeſichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu ſein, und der Wiederherſteller der Freiheit. Seine Wittwe und Tochter leben jetzt in Paris. — Jene hat Moreau's Säbel ſeinem Freunde, dem König von Schweden verehrt. M. ſ. die Biograghie: Victor Moreau und ſeine Todtenfeier, vom Prof. Haſſe, m. e. Abbild des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals. K.

Morellet (André) Abbé und Mitglied der Akademie, wurde den 7. März 1727 zu Lyon geboren, wo ſein Vater Papierhändler war. Seinen erſten Unterricht empfing der junge Morellet in dem Jeſuitercollegium ſeiner Vaterſtadt, da er aber hier, ſeiner Dürftigkeit wegen von den Lehrern (die da Lehrer waren, wie ſie nicht ſein ſollen) zurückgeſetzt wurde: ſo bewieß er ſich träge und hartnäckig und wurde dafür regelmäßig alle Sonnabende den andern Kindern zum Exempel ausgepeitſcht. Erſt als ein neuer vernünftigerer Lehrer in die Klaſſe kam, in welcher er ſich befand, milderte ſich ſein Loos und ſogleich machte der Knabe auch Fortſchritte, ſo daß man ihn ſchon im 14. Jahre nach Paris ſenden konnte, wo ſelbſt ihm ein Verwandter, der ſich etwas mit der Gelehrſamkeit abgab, eine Freiſtelle im Seminar der Dreiunddreißiger verſchafft hatte. Fleiß, die Unterſtützungen eines wohlhabenden Verwandten in Paris, Sittlichkeit und Ordnung, halfen auch hier dem Jüngling endlich die Schwierigkeiten überwinden die ihm ſeine Armuth ſo oft in den Weg legte, und er gelangte in das Inſtitut der Sorbonne (nicht zu verwechſeln mit der theologiſchen Facultät der pariſer Univerſität, deren Mitglieder ſich Doctoren der **Sorbonne** nannten, vergl. dieſen Artikel) wo die nachher ſo berühmt gewordnen **Türgot** und **Lomenie de Brienne** (ſ. d. b. Art.) ſeine Schulgefährten und Freunde wurden. Fünf Jahre blieb Morellet hier, emſig den Wiſſenſchaften lebend, dann übernahm er — da ſeine Vermögensumſtände ihm nicht erlaubten, den Doctor-Grad zu erringen was zum fernern Bleiben in der Anſtalt unumgänglich war — die Führung des Sohnes von dem polniſchen Kanzler in Lothringen, dem Herrn de la Galaiziere und bezog mit dieſem das Collegium du Pleſſis. Hier bildete ſich bei der Muße welche er hatte, ſeine Neigung für die philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften aus, und ſeine Bekanntſchaft mit Diderot, d'Alembert u. A. damals berühmten Männern verſchaffte ihm gleichſam Zutrit in die literariſche Welt. Später mit ſeinem Zögling Italien bereiſend (1758), machte er in Rom aus Nicolaus Eymeric's Directorium Inquisitorum einen geiſtreichen Auszug, welcher das ganze ſchändliche Verfahren jener heilloſer Ketzergerichte aufdeckte, und 1762 unter dem Titel: „Manuel des Inquisiteurs“ erſchien; eine Arbeit für welche ihn Friedrich II. und Voltaire auf's Schmeichelhafteſte belobten. Nach ſeiner Rückkehr nach Paris (1759) wurde er in dem Hauſe der berühmten Mad. Geoffrin, dem Sammelplatz der geiſtreichen Köpfe in der Hauptſtadt, bekannt, und als er bald darauf zu des berüchtigten Paliſſot Luſtſpiel „die Philoſophen“, in welchem Paliſſot die berühmteſten Männer jener Zeit, einen Rouſſeau, Helvetius u. A. dem Gelächter der Menge Preis gab, eine ſogenannte Vorrede ſchrieb in der er den Vf. jenes Libells abfertigte,

da ward er auf betrieb der Prinzeſſin von Robecq in die Baſtille geſetzt, aus welcher ihn erſt nach Verlauf eines halben Jahres die Fürſprache der Marſchalin von Luxemburg wieder erlöſte. Sein literariſcher Ruf hatte durch dieſen Vorfall übrigens ſehr gewonnen, und von nun an in den Geſellſchafften mehr denn je geſucht werdend, beſuchte er häufig das Haus des durch Rouſſeau ſo bekannt gewordenen Baron von Holbach und Necker's, der um dieſe Zeit anfing, die Blicke des Publikums auf ſich zu ziehen. 1766 gab er auf Malesherbes Veranlaſſung ſeine geiſtreiche Ueberſetzung von Beccaria's Werk (Traité des délits et des peines) heraus, und 1769 ſeinen Prospectus d'un nouveau Dictionaire de commerce; ein Unternehmen, welches ihn 20 Jahre lang beſchäftigte und erſt durch den Ausbruch der Revolution unterbrochen wurde. Durch ſeine, im ſelben Jahre herausgegebnen Bemerkungen über die indiſche Compagnie (in Frankreich) trug er viel dazu bei, daß die dem Allgemeinen ſchädlichen Privelegien dieſer, in ihren Angelegenheiten ganz zerrütteten Geſellſchaft aufgehoben wurden. Bei Gelegenheit einer Reiſe, die Morellet 1772 nach England machte, knüpfte er mit Franklin, dem Markis Lansdown und dem Lord Shelbourne dauernde freundſchaftliche Verbindungen an, und einige Jahre darauf machte er in Ferney Voltaire's Bekanntſchaft, der ihn ſehr ſchätzte. Auch mit Marmontel, der ſpäter eine Nichte Morellet's heirathete, ſtand er in den freundlichſten Beziehungen. Als 1783 der Friede zwiſchen England und Frankreich geſchloſſen wurde, bekam Morellet, deſſen Bekanntſchaft mit dem Lord Shelbourne (welcher von Seiten Englands die Unterhandlungen betrieb) günſtig auf den Gang der ganzen Sache eingewirkt hatte (wie dies Shelbourne ſelbſt an Ludwig XVI. verſicherte) von dieſem König eine Penſion von 4000 Livres ausgeſetzt, und im folgenden Jahre ward er an die Stelle des Abbé Millot in die Akademie aufgenommen. Bei dem Ausbruch der Revolution gab er hierauf mehrere kleine Schriften über verſchiedne Staatsgegenſtände heraus, und als die heftigen Revolutionsmänner (unter Ander Chamfort und Mirabeau) auf die Aufhebung der Akademien drangen, da nahm er ſich nicht nur mit Eifer dieſer gelehrten Anſtalt an (welche indeß dennoch eingezogen und erſt ſpäter unter dem Namen: National-Inſtitut, wieder errichtet wurde), ſondern rettete auch die Archive derſelben vor dem Vandalismus ſeiner Zeit. Sein Benehmen während der Revolution, ſo wie die offne und freimüthige Vertheidigung der Rechte der Kinder und Nachgelaſſenen derer welche als Opfer der Schreckenszeit fielen (in dem Werke: Cri des familles) erwarben ihm die größte Hochachtung, und das eben genannte Werkchen trug beſonders mit dazu bei, daß man darauf zu denken anfing, den Hinterlaſſenen jener Unglücklichen die früher eingezognen Güter der Hingerichteten zurückzuerſtatten. Eben ſo nahm ſich Morellet, oft mit großer Gefahr für eigne Sicherheit, der Sache der Emigranten in einem Schriftchen „cause des pères" betitelt, an, dem bald mehrere, in ähnlicher Abſicht geſchriebene, folgten, die viel Gutes wirkten. Der Verluſt des größten Theils ſeiner Penſion zwang Morellet damals, ſich auf das Fach der Ueberſetzungen aus dem Engliſchen zu werfen, und mehrere Reiſen, Geſchichtswerke und Romane wurden ſo von ihm auf franzöſiſchen Boden verpflanzt. Gegen die Loi des otages erhob er ſich 1799 mit derſelben Freimüthigkeit, wie früher gegen den Mißbrauch der Gewalt in Betracht der Verwandten der Ausgewanderten und der Revolutions-Schlachtopfer. Bei der erſten Organiſation des Inſtituts (1796) war Morellet übergangen worden; 1803 wurde

er und ſeine alten Gefährten in der Akademie aber aufgenommen, und 1807 kam er in das Geſetzgebende=Corps. Einige Jahre darauf (1815) hatte er das Unglück durch einen Fall den Schenkelknochen zu zerbrechen, welches ihm große Schmerzen machte und bei ſeinem vorgerückten Alter (er war damals ſchon 88 Jahr) wenig Hoffnung zur Geneſung ließ; dennoch fuhr er unermüdet in ſeinen Arbeiten fort und noch 1818 gab er die 4 Bände ſeiner „Mélanges de littérature et de philosophie du 18. siecle“ heraus. Sein Tod erfolgte endlich am 12. Januar 1819. Er hinterließ den Ruhm ein eben ſo geiſtreicher als liebenswürdiger Mann geweſen zu ſein. Die von ihm geſchriebnen Denkwürdigkeiten aus ſeinem Leben, die bald nach ſeinem Tode erſchienen und auch unter uns durch Ueberſetzung und einzelne Auszüge in Zeitſchriften (z. B. dem Converſationsblatte) ſehr bekannt geworden ſind, geben ein geiſtreiches Bild von dem Leben und Treiben vieler berühmten Männer ſeiner Zeit. An der Encyklopädie war Morellet einer der thätigſten Mitarbeiter. Eine ausführliche Biographie von ihm findet übrigens der Leſer in dem 10. Hefte der neuen Reihe der Zeitgenoſſen.

Morelli (Jakob) durch die geachtetſten Stimmen im gelehrten Europa lange Zeit für den erſten unter allen Bibliothekaren im umfaſſendſten Sinne des Wortes und für einen Fürſten im Reiche der Literatur erklärt, war zu Venedig geboren, das Kind armer, aber redlicher Aeltern, gegen deren Willen er zwar den geiſtlichen Stand erwählte, ſo treu er auch ſonſt alle Sohnespflichten erfüllte. Der Mangelhaftigkeit des Schulunterrichts, der ihm nur die Kenntniß des Lateiniſchen gegeben hatte, half bald eine unermüdliche Liebe zu gelehrten Beſchäftigungen ab, deren Richtung auf Kritik ein zufälliger Umſtand in ſeiner Jugend beſtimmte. Er kaufte einſt eine Handſchrift der lat. Briefe des Francesco Barbaro, die weſentliche Abweichungen vom gedruckten Texte der quiriniſchen Ausgabe, Breſcia 1743, darbot. Beim Vergleichen, Berichtigen und Abwägen durch genaue Erklärung lernte er ausübend gelehrte Kritik, die er ſonſt kaum dem Namen nach kannte. Faſt täglich beſuchte er, durch dieſe Beſchäftigung angezogen, die zeniſche Bibliothek, wo ſein Eifer und die Wahl ſeiner Beſchäftigungen bald die Aufmerkſamkeit des Bibliothekars auf ihn leitete. Der P. de Rubeis gewann M. lieb, machte ihn zum Theilnehmer ſeiner eignen Studien, half rathend und zurechtweiſend, und begünſtigte ſeinen Liebling durch die Mittheilung von Apoſtolo Zeno's handſchriftlichem Nachlaſſe. Durch dieſe Auszeichnung lernte Morelli vorzüglich die Kunſt ſich literariſche Sammlungen anzulegen und bald übertrafen Morelli's Zibaldoni, (dies der Name, den die Italiener den gelehrten Excerptenbüchern geben) an Umfang der Gegenſtände, an Genauigkeit und Reichthum, die ſeines Muſters. Sie ſind noch im Beſitze der Marcusbibliothek zu Venedig, aus deren Schätzen er die ſeinen zuſammentrug, und glücklicher Weiſe durch die Humanität des jetzigen Präfekten der Marciana nicht ſo hinter Schloß und Riegel verborgen, daß es erſt eines ſchwarzen Bocks oder goldnen Fuchſes bedürfe, um ihn zu heben. Kommt ſolcher Fleiß, zu einem ſo geübten und nüchternen Urtheil, als Morelli ſtets zeigte, bei einem treuen und leicht faſſenden Gedächtniß: ſo iſt der Gelehrte fertig, der im Gebiete der Literatur, wie Cook auf dem Weltmeer, erſt da umkehrt, wo die Natur die Wege verſagt hat. Unerſättlich im Studiren reichte ihm die zeniſche Bibliothek nicht allein aus; alle andern Büchersammlungen in der Stadt und auf den Inſeln durchforſchte er mit einem allgemein beachtetem Eifer, und bald hatte er durch die

Menge der Handſchriften, die er überall antraf, eine ſolche Sicherheit in Beurtheilung der Schriftzüge zur Zeitbeſtimmung, beſonders der lateiniſchen und italieniſchen erlangt, daß ſein Ausſpruch den Vorſtehern für Autorität galt. Aber noch fehlte ihm die Kenntniß des Griechiſchen. Gallicioli ward ihm in der Erlernung Beiſtand und Vorbild; und um die Minuten nicht zu verlieren, lernte er in den Sakriſteien nach dem Meſſeleſen, wenn die andern Geiſtlichen plaudernd umherſtanden, von einem Bekannten franzöſiſch. Bald zog ſein gelehrter Fleiß ihm allgemeine Auszeichnung zu. Es geſchahen ihm vortheilhafte Anträge von reichen Bibliophilen Venedigs; aber aus Liebe zur Unabhängigkeit, bei der allein Gelehrſamkeit gedeiht, ſchlug er alle aus. Nur mit dem Patrizier Farſetti verband er ſich näher, deſſen reiche Manuſkriptenbibliothek er durch eine gelehrte Verzeichnung bekannt machte (Biblioteca manoscr. del Bali T. G. Farsetti, Venezia 1771—80. 2. B. 12. wozu noch ſpätere Nachträge kamen). Bald darauf folgte ſeine Beſchreibung der S. Marcusbibliothek (Diss. storica intorno alla pubblica libreria di S. Marco. Ven. 1774. 8.) auf der er, nicht mehr ausgezeichnet, als jeder andre Leſer, ſich häufig eingefunden hatte. Dieſe Geſchichte der Marciana bot ihm Gelegenheit ſo viele literargeſchichtliche Fragen zu beantworten und Zweifel zu löſen, daß ſie als muſterhaft in dieſem Fache gerühmt werden kann. Durch gehaltreiche Zuſätze und Nachträge bereitete Morelli während ſeines ganzen übrigen Lebens eine bald nothwendig gewordene neue Ausgabe derſelben vor, die aber ſo viel uns bekannt, noch nicht erſchienen iſt. Man darf ſie vom Erben des ehrwürdigen Mannes, vom Ab. Bettio, hoffentlich bald erwarten. Gleiches Verdienſt wollte ſich Morelli um die Bibliothek der Akademie zu Padua erwerben, wohin er den Balley Farſetti begleitet hatte, aber durch uneigennützige Mittheilung ſeiner Papiere an den Hiſtoriographen der Lehranſtalt von Padua, Fr. Colle ſind alle Papiere ſpurlos verloren gegangen. Nur zwei Jahre ſpäter als die Bibliothekbeſchreibung folgte das Verzeichniß der naniſchen Handſchriften (Codd. MSS. lat. Bibliothecae Nanianae relati, c. Opusculis ineditis ex iisdem depromtis Ven. 1776. 4. zu denen ſpäter das Verzeichniß der italieniſchen hinzukam.) Schon dieſe Werke hätten ausgereicht, ihm den europäiſchen Ruhm zu verſchaffen, der ihm von Marini, Villoiſon, Wyttenbach, Heyne zuerkannt wurde, und ſeine Würdigkeit an der Marciana Antonmaria Zanetti zu erſetzen, erwieſen; aber die glücklichſten Funde in der alten und neuen Literatur (Aristidis orat. adv. Leptinem, Libanii declam. pro Socrate etc. Ven. 1785. 8. Lettere di Apost. Zeno emendate ed accresciute di molte inedite. Ven. 1785. Della istoria Viniziana di Pietro Bembo libri XII., Ven. 1790. Monumenti Veneziani di varia letteratura, V. 1796. 4. Dionis Cassii historiar. Romanorum Fragmm. Bassani 1798. Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI. esistenti in Padova etc. Bass. 1800. 8.) rechtfertigten durch immer neue Auszeichnungen, die ſie ihrem Verf. verſicherten, die Behauptung, daß in Sachen der Literaturgeſchichte der Dreifuß in Venedig zu ſuchen ſei. Seiner Beleſenheit entgingen die Verſuche nicht durch eingeſchlichnes Gut den Markt der alten Literatur zu erweitern; aber bald waren die Sinonen von ſeinem Scharfſinne durchſchaut. (Man denke an ſeinen Brief an D'Auſſe de Villoiſon über die Progne des Greg. Corrario, die man für den Tereus des L. Varius ausgeben wollte, Ven. 1792 und wieder abgedruckt in den Epp. VII. variae eruditionis, Patav. 1819. 8.) Die

Berühmtheit der Marcus Bibl. ward von dem Augenblicke an, wo er ihr Vorſteher ward, während der ganzen 41 Jahre, die er mit ihr lebte, der Angelpunkt ſeines Strebens und Waltens. Ihrer Erweiterung und Vervollſtändigung mit allen Kräften befliſſen, hatte er die Freude ſie durch die Zeitumſtände mit allem vermehrt zu ſehen, was die Archive darboten, inſofern dies nicht rein politiſche Verhältniſſe betraf, aber auch den Schmerz, die Verlegung der Sammlung aus ihrem berühmten alten Gebäude, von Sanſovino, bewerkſtelligen zu müſſen, die von den franz. Behörden befohlen wurde. Nur die Pracht und Bequemlichkeit des neuen Locals konnte den Greis tröſten, daß Er gerade eine Aenderung hatte leiten müſſen, von der er ſich mit Recht Verluſte für die Sammlung ſelbſt vorausſagte, und die ihm wegen der gelehrten Erinnerungen, die am Gebäude zu ſchweben ſchienen, außerdem ſchon ſchmerzlich und entheiligend vorkam. So wie er die pinelliſche vortreffliche Bibliothek, deren Katalog und innere Anordnung Morelli beſorgt hatte (Biblioth. Maphaei Pinelli Veneti etc. Ven. 1787. 6 B. 8.) im J. 1788. zerſtreuen ſah, ſo beſorgte er in den Zeiten der Auflöſung die Vertrödelung ähnlicher Schätze. Durch allen Einfluß, den er aufbieten konnte, ſuchte er das zu hindern; vielleicht lag aber in dem theilweiſen Mißlingen ſeines Beſtrebens und in manchen ähnlichen Urſachen der Grund, warum von ſeiner Bibliotheca manuscripta gr. et lat. Bassani 1802. 8. nur der erſte Band erſchien, zu deſſen Fortſetzung doch ſo vieler Stoff ſchon ganz vorbereitet da lag. Dieſe Bibl. manuscripta iſt wol am meiſten geeignet, das Urtheil über Morelli's kritiſchen Scharfſinn und ſein alles umfaſſendes Wiſſen feſtzuſtellen. Die herrlichen Schätze der Marcusbibliothek gewannen bei dieſer Darſtellung an Verherrlichung. Durch ſeine Epp. septem variae eruditionis, Pat. 1819. 8. nahm Morelli von den Gelehrten Europas, die bei ihm Rath und Hülfe niemals vergeblich geſucht hatten, gleichſam Abſchied. Geehrt durch den Orden der eiſernen Krone, durch die Mitgliedſchaft des franz. und lombard. venetian. National-Inſtituts und durch die Liebe und Anhänglichkeit aller, welche dem wahrhaft humanen Greiſe näher kamen, ſtarb Morelli am 5. Mai 1819 in einem Alter von 75 Jahren. Das vollſtändige Verzeichniß ſeiner Schriften findet man den oftexwähnten ſieben Briefen beigegeben und einige hier benutzte Nachrichten über ihn ſelbſt in der Orazione recitata nelle solenne esequie celebrate nella chiesa patriarcale di Venezia. Ven. 1819. 8 vom Ab. Bettio, der durch gleiche Vorzüge an ſeinen Freund und Vorgänger erinnernd, durch gleiche Gefälligkeit die Beſucher der Marciana über Morelli's Verluſt zu tröſten ſucht.

Mören, Moiren, ſ. Parzen.

Moreri (Louis), Doctor der Theologie, geb. 1643 zu Bagemont in Provence, ſtudirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controverspredîger. Durch eine ſchlechte Allegorie, Le Pays d'Amour betitelt, hatte er ſich ſchon in ſeinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. 1673 erſchien in einem Foliobande das Dictionnaire, das ſeinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erſte Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte daſſelbe aus Dankbarkeit dem Biſchof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schweſter dieſes Prälaten verſchaffte ihm eine Stelle bei dem Staatsſekretär Pompone, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber ſein ununterbrochner Fleiß, womit er an einer neuen Auflage ſeines Dictionnärs arbeitete, erſchöpfte ſeine Kräfte, ſo daß

er ſchon 1680 zu Paris ſtarb. Der erſte Band der neuen Auflage war bereits erſchienen; der zweite folgte einige Monate nach ſeinem Tode. Moreri war ein ſehr beleſener Literator; aber es fehlte ihm an Geſchmack und Phantaſie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch ſeinen Namen, iſt aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverläſſige Genealogien, Artikel über unbekannte Perſonen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik und Geſchmack haben dieſem Werke geſchadet. Die geographiſchen Artikel ſind beſonders mangelhaft. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind vom J. 1718 (5 B.), von 1725 (6 B.) und von 1732 (ebenfalls 6 B.). Der Abt Gouget hat ein Supplement in 4 Foliobänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 B. 1759 umgearbeitet hat. Die übrigen Werke Moreri's ſind unbedeutend.

Moresken, Arabesken, ſ. Grotesken.

Moreto, mit ſeinem ganzen Namen Auguſtin Moreto y Cavana, ein vorzüglicher dramatiſcher Dichter der Spanier, welcher zu König Philipps IV. für die Dichtkunſt ſo glorreichen Zeit lebte. Von ſeinem Leben iſt uns weiter nichts bekannt, als daß er unter beſonderer Gunſt des Königs für das Theater, bald einzeln, bald mit andern Dichtern verbunden ſchrieb, ſpäter aber in den geiſtlichen Stand trat, und die dichteriſche Laufbahn ganz aufgab. Im Luſtſpiele, worin er vorzüglichen Ruhm erlangt hat, ziehen ihn viele dem Calderon noch vor, wiewol ſie Fehlerhaftigkeit der Plane und Incorrectheit an ihm tadeln. So Bouterweck in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie und Beredtſamkeit, und Sismondi in ſeinem Werke de la Litterature du midi de l'Europe T. III. Erſterer ſagt von ihm: Einige ſeiner Stücke ſind durch und durch komiſch, und zugleich Charakterſtücke, wenn gleich in der Form des ſpaniſchen Intriguenſpiels. In ſeinem Luſtſpiele: de fuera vendra, quien de casa nos echara; (ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hauſe treibt), welches, nebſt mehrern andern ſeiner Stücke in Huarte's Theatro Espanol ſteht, ſind unter andern die Charaktere einer alten Kokette, eines ſoldatiſchen Wüſtlings und eines feigen, pedantiſchen und dabei verliebten Doctors der Rechte, freilich im Karrikaturſtyl, aber treffend und mit einer komiſchen Kraft gezeichnet, die nicht leicht zu erreichen iſt. Ueberhaupt nähert ſich Moreto weit mehr als Calderon dem Terenz; aber ſein Grazioſo (der ſcherzhafte Bediente in den Mantel- und Degenſtücken) macht zu oft fade Späße. Auch Sismondi legt ihm das Verdienſt einer auf dem ſpaniſchen Theater ſeltenen Charakteriſtik, und überdies noch eine größere Laune als dem Calderon bei, welche ſich auch in ſeinen zu luſtigen Situationen führenden Intriguen zeigen ſoll. So wie die franzöſiſchen Luſtſpieldichter, oft ohne ihre Quelle zu nennen, die ſpaniſche Bühne geplündert haben, ſo iſt dies häufig dem Moreto geſchehen. So führt z. B. Sismondi den Marques del Cigarral an, der faſt wörtlich in dem Faſtnachtsſpiel: Don Japhet von Armenien von Scarron überſetzt worden ſein ſoll. So iſt ferner das noch ausgezeichnetere Intriguenſtück Moreto's No puede ser (Es kann nicht ſein), in welchem eine Frau ihrem eiferſüchtigen Liebhaber durch einen von ihr geleiteten Liebeshandel mit ſeiner Schweſter beweiſt, daß es unmöglich ſei, eine kluge Frau zu bewachen, von Dumaniant in dem bekannten Luſtſpiel Guerre ouverte (deutſch von Huber in der offnen Fehde bearbeitet) auf die franzöſiſche Bühne übertragen, und von Molière in ſeiner Männerſchule benutzt worden. Auch ſcheint ihm

Quinault einige Sujets zu ſeinen Opern zu verdanken. Befremdend iſt es daß keiner der genannten Geſchichtſchreiber der ſpaniſchen Poeſie Moreto's: El desden con en desden, eines der berühmteſten und beliebteſten Luſtſpiele der ſpaniſchen Bühne anführt, welches durch Weſt's (Schreivogels) deutſche Bearbeitung unter dem Namen Donna Diana, oder Stolz und Liebe (in drei Aufzügen) ſeit 1816 auf der deutſchen Bühne Moreto's Andenken rühmlich erneuert hat. Der einfache, aber ſchwierige Plan dieſes Luſtſpiels beſteht darin, daß Donna Diana, eine ſpaniſche Prinzeſſin, die vom philoſophiſchen Wahn über die Niedrigkeit der Liebe beherrſcht, alle fürſtliche Freier mit ſtolzer Sprödigkeit verſchmäht, endlich von Don Ceſar, der auf ſeines Vertrauten Rath ſeine glühende Leidenſchaft hinter dem Schein der ſpröden Gleichgültigkeit verbirgt, durch ihre eignen Waffen bekämpft, und indem ſie mit gereiztem Stolz ſein ſcheinbar kaltes Herz zu überwinden ſtrebt, ſelbſt unvermerkt durch die Gewalt der Liebe überwunden wird. Und dieſer Plan iſt mit einer feinen, ſich echt dramatiſch entwickelnden Charakteriſtik der auf einander einwirkenden Perſonen, mit meiſterhafter Schattirung der in ihnen wechſelnden Zuſtände, und mit ſo leichtem und feinem, den Kampf der Liebe ſelbſt meiſterhaft nachbildenden Dialog ausgeführt, daß dieſes Luſtſpiel zu den geiſtreichſten dramatiſchen Seelengemälden gehört. Den Franzoſen iſt dieſes Stück durch Moliere's Princesse d'Elide, und den Italienern durch Carlo Gozzi's Principessa filosofa o il contraveleno (1772 mit großem Beifall in Venedig aufgeführt) bekannt worden. Die Deutſchen lernten dieſes Stück zuerſt durch Werthe's Ueberſetzung dieſer gozzi'ſchen Bearbeitung (ſchon vor faſt 40 Jahren in Wien und auf andern ſüddeutſchen Theatern geſehen) kennen. Was die Ausgaben ſeiner Luſtſpiele anlangt, ſo iſt ein Band derſelben (Comedias de Moreto) zu Madrid 1654 erſchienen. Die beſte Ausgabe derſelben ſoll zu Valencia 1676 und 1677 in drei Quartbänden erſchienen ſein, und eine Auswahl von 36 Luſt- und Schauſpielen enthalten.

Morgagni (Giambattiſta), einer der gelehrteſten Mediciner und Anatomen Italiens, wurde 1682 zu Forli im Kirchenſtaat geboren und ſtudirte auf der hohen Schule zu Bologna, woſelbſt der berühmte Valſalva ſein Freund und Lehrer wurde. Hier war ſein Fleiß ſo groß, daß er ſich bald ſowol in der Phyſik als Medicin und ſelbſt in der Aſtronomie auszeichnete, und in Kurzem ſeinem Lehrer bei deſſen Vorleſungen helfen konnte. Vorzüglich aber legte ſich Morgagni auf das Studium der Anatomie und bereits im 24. Jahre trat er mit einigen, dahin einſchlagenden und Aufſehn erregenden Abhandlungen auf. Von Bologna begab er ſich nach Venedig und Padua, und hier ſich mit Männern wie Guglielmini und Lanciſi verbindend, überließ er ſich ganz dem Studium der vergleichenden Anatomie. Nachdem er hierauf einige Jahre in ſeiner Vaterſtadt als ausübender Arzt zugebracht hatte, nahm er das ihm von der Regierung in Venedig angetragne Lehramt als Profeſſor der Medicin, in Padua an, und kehrte im J. 1712 dorthin zurück. Sein Name als großer Anatom wurde bald in ganz Europa bekannt und die erſten Männer ſeines Faches in allen Ländern, ſo wie viele Große, beeiferten ſich ihm Beweiſe ihrer Hochachtung zu geben; auch nahmen ihn die Akademien von Paris, London, Berlin, Petersburg u. a. O. in die Zahl ihrer Mitglieder auf. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir hier aus: 1. Adversaria anatomica omnia. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet ſich überdies noch: Nova insitutionum me-

dicarum idea; 2. Epistolae anatomicae; 3. De sedibus et causis morborum, per anatomen indagatis, libri V.; 4. Verſchiedne Briefe in der neuen Ausgabe von Valſalva. Seine ſämmtlichen Werke, unter denen ſich auch einige kritiſch-hiſtoriſche Abhandlungen befinden, wurden kurz vor ſeinem Tode, von ſeinen Schüler Anton Larber, unter dem Titel: Morgagni Opera omnia, in einer Geſammtausgabe 1765 herausgegeben. Er ſelbſt ſtarb beinahe 90 Jahre alt, am 6. December 1771. Eine von ihm entdeckte kleine Oeffnung an der Zungenwurzel und ein Muskel des Zapfens, ſind unter den Anatomen ihm zum Andenken mit ſeinem Namen belegt worden.

Morgana, ſ. Fata Morgana.

Morganatiſche Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand genannt, iſt diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepakten ausgemacht wird, daß die Frau und die Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeſchloſſen ſein ſollen. Das preußiſche Landrecht erlaubt ihre Abſchließung Adeligen und königlichen Räthen.

Morgarten. An der Grenze des Kantons Schwyz befindet ſich der Aegeri-See. Er iſt nur eine Stunde lang, aber ſehr tief, und reich an Fiſchen allerlei Art. An der Oſtſeite dieſes Sees erhebt ſich der Berg in dem Morgarten, deſſen größter Theil dem Kanton Zug angehört. Er iſt durch eine Schlacht merkwürdig, welche die helvetiſche Geſchichte ruhmvoll auszeichnet. Die verbündeten drei Kantone hingen dem Kaiſer Ludwig von Baiern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiſer Friedrich von Oeſterreich in hohem Grade erzürnt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Biſchof von Konſtanz ſchleuderte gegen ſie den Bannſtrahl. Kaiſer Ludwig und der Erzbiſchof von Mainz ſprachen ſie aber von beiden los. Friedrich zog nunmehr ein Heer von 20,000 Mann zuſammen, deſſen Oberbefehl ſeinem Bruder, Leopold von Oeſterreich, anvertraut wurde, und rückte damit gegen die Waldſtädte vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dieſes Häuflein beſetzte einen ſchmalen Weg, der ſich zwiſchen dem Berge Morgarten und dem Aegeri-See hinſchlängelte; ein Theil deſſelben ſtand an der Seite des ſteilen Berges. So ſah man dem Feinde entgegen, der unvorſichtig genug war, ſich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu ſeiner Grabſtätte beſtimmt zu ſein ſchien. Kaum war Leopolds Heer, wo man es erwartete, als die Schweizer große Steinmaſſen auf ſelbiges herabrollten, dadurch die Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Oeſterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und ſo eine furchtbare Macht vernichteten. Dieſer Sieg vom 15. Nov. 1315 legte einen feſten Grund zu dem Bunde der Schweiz. Die drei Kantone, die ſich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden ſich nun zu Brunnen d. 9. Dec. 1315 auf immer. Ihnen ſchloſſen ſich demnächſt die andern Kantone an. So entſtand und wuchs der im J. 1815 erneuerte Eidgenoſſen-Bund. DH.

Morgen oder Morgengegend iſt diejenige Himmelsgegend, in welcher die Geſtirne aufgehen. Bei den Schiffern führt ſie den Namen Oſten. Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verſtehen. — Morgenpunkt iſt der Durchſchnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehen. Er iſt einer von den vier Kardinalpunkten, welche die Lage der vier

Welt- oder Himmelsgegenden beſtimmen, und heißt bei den Schiffern Oſtpunkt oder Oſten. Die nach dieſem Punkte hin liegende Gegend iſt die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, alſo um den 21. Sept. und 20. März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, ſo wie ſie in dieſen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahres geht ſie im Sommer jenſeits des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesſeits deſſelben nach Süden auf. Am längſten Tage iſt ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weiteſten gegen Norden, und am kürzeſten Tage am weiteſten gegen Süden entfernt.

Morgen, ein Morgen Landes; ein Feld, oder Ackermaß, welches ungefähr ſo viel umfaßt, als ein Mann mit einem Geſpann in einem Tage bearbeiten kann; alſo faſt ſo viel als Juchart, Jauchart, Joch. Es iſt in verſchiednen Ländern verſchieden. Ein rheinländiſcher Morgen hat 600 Ruthen, oder zwei Jucharten. In der Mark Brandenburg rechnet man auf den großen Morgen 2290 Klafter (die Klafter zu 39 □ Fuß alten pariſer Maßes), oder 400 Quadratruthen (die Ruthe zu 15 Schuh 2 Zoll leipz. Maßes); den kleinen zu 724 Klafter, oder 180 Ruthen. Im königlichen Sachſen rechnet man den Morgen zu 300 Ruthen; Morgen und Acker ſind hier gleichbedeutend, und man rechnet auf einen Acker ungefähr zwei Scheffel Ausſaat; 30 Morgen betragen eine Hufe. Im Hannöveriſchen rechnet man den Morgen zu 120 Ruthen oder 707 Klafter; in Hamburg 3308 Klafter; in Strasburg 527; in Franken 608; in Danzig 705; in Magdeburg 360.

Morgengabe, urſprünglich, nach gemeinem deutſchen Privatrecht, das Geſchenk, welches der neue Ehemann der Frau am Tage (Morgen) nach der Hochzeit macht, und deſſen freies Eigenthum auch folglich auf ſie übergeht. Man nennt dieſes die vertragsmäßige Morgengabe, inſofern ſie in einem Ehevertrage verſprochen wird, und aus demſelben, obgleich ſie in der Form eines Geſchenks eingekleidet iſt, auch rechtlich gefodert werden kann. Bei ſogenannten unſtandesmäßigen Ehen bekam ſie die Frau gewöhnlich ſtatt alles übrigen, und mußte durch dieſelbe für ſich und ihre Kinder ſorgen. Schon in den älteſten Geſetzen der deutſchen Nation kommen Spuren derſelben vor. Sie fand gewöhnlich beim Adel, weniger unter dem Bürgerſtande Statt. Ihre Größe hing in der Regel vom Vertrage ab. Unter der geſetzlichen oder ſächſiſchen Morgengabe aber verſtand man gewiſſe Dinge, welche eine adelige Wittwe nach dem Tode ihres Gemahls aus ſeinem Landgute nothwendig bekommen muß. Sie ſoll ihren Grund in einer falſchen Erklärung des Sachſenſpiegels haben, die aber durch neuere Geſetze und Herkommen beſtätigt worden iſt. Die wichtigſten jener Sachen ſind: alles feldgängige Vieh weiblichen Geſchlechts, Schafe und Gänſe, zugelegtes Bauholz und nicht eingefügte Zaunſtöcke. Selten wird die ſächſiſche Morgengabe in Natur gegeben, ſondern es vergleichen ſich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über eine gewiſſe Geldſumme, die ſie erhält.

Morgenröthe. Dieſe herrliche Erſcheinung am Oſthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne, iſt eben das, was die Abendröthe am Weſthimmel, kurz nach dem Untergange derſelben iſt. Daß die Sonnenſtrahlen und Dünſte oder Wolken zur Entſtehung beider nöthig ſind, lehrt der Augenſchein. Nicht immer ſind Morgen- und Abendröthe gleich ſchön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter iſt, nur eine ſchwache Röthe. Es iſt wahrſcheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her, und alſo durch

eine große Strecke von Luft kommt, zuerſt die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verloren gehen; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigern Gegenden gelblich und an der Grenze des Horizonts röthlich erſcheint, und Dünſte und Wolken auf gleiche Weiſe färbt. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben, regenhaften, und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meiſtentheils mit Grunde angeſehen. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmaſſe verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Oſten nach Weſten über den Horizont heraufziehe; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte ſich entfernende Wolkenmaſſe andeute.

Morgenſtern, — ſ. Lucifer, Planeten und Streitkolben.

Morgenweite, der Abſtand eines Punktes, in welchem ein Geſtirn aufgeht, von dem Morgenpunkte.

Morghen (Raphael), berühmter Kupferſtecher zu Florenz, geb. zu Neapel 1758. Die Künſtlerfamilie der Morghen ſtammt aus den Niederlanden, und ließ ſich zuerſt in Frankreich nieder. Raphaels Großvater hatte ſich von Montpellier nach Florenz gewendet, wo er Handlung trieb. Seine beiden Söhne, Philipp und Johann Elias, wurden Künſtler; jener, Raphaels Vater, wurde Kupferſtecher, der andre Zeichner. Beide arbeiteten zu Neapel mit an dem Prachtwerke über die herkulaniſchen Alterthümer. Raphael Morghen wurde von ſeinem Vater und Oheim im Zeichnen und in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet. Er legte ſich vorzüglich auf Landſchaftszeichnung, und ſtach 1775 verſchiedne Anſichten aus den Umgebungen Neapels, die er ſelbſt nach der Natur gezeichnet hatte. Um den jungen Raphael in ſeiner Kunſt mehr zu vervollkommnen, ſchickte ihn der Vater 1778 nach Rom zu Joh. Volpato, welcher damals der berühmteſte Kupferſtecher in Italien war. Morghen bildete ſich in der Schule dieſes großen Meiſters, den er in der Folge übertraf, zum vollkommnen Künſtler, verband ſich genauer mit ihm zu gemeinſchaftlichen Arbeiten, und heirathete 1781 Volpato's Tochter. 1792 erhielt er einen ſehr vortheilhaften Ruf nach Neapel, zog aber eine Anſtellung vor, welche ihm der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., 1793 zu Florenz gab, und iſt ſeitdem beſtändig in dieſer Stadt als Profeſſor der Kupferſtecherkunſt bei der daſigen Akademie der Künſte geblieben. Er hat ſehr viel, beſonders Porträts berühmter Männer, geſtochen. Einige ſeiner vorzüglichen Arbeiten ſind die Madonna della Seggiola nach Raphael, und die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto. Sein berühmteſtes Blatt iſt bis jetzt das Abendmahl nach Leonardo da Vinci, wovon Theodor Matteini die Zeichnung gemacht hatte. Morghen arbeitete drei Jahre an dieſem Blatte, das 1800 zuerſt erſchien. Es wird ſehr geſchätzt und theuer bezahlt, vorzüglich die erſten Abdrücke mit der Schrift, die ſich durch ein Komma nach dem Worte Vobis auszeichnen. Andre ausgezeichnete Arbeiten von ihm ſind: die Verklärung nach Raphael, und die Porträts von Dante, Petrarca, Arioſto, Taſſo ꝛc. Er iſt jetzt (1818) im Begriff, das vortreffliche Gemälde der dresdner Gallerie, die Nacht von Correggio, nach der Zeichnung des Profeſſors Seydelmann, zu ſtechen, — eine ſehr ſchwierige Aufgabe, die der große Künſtler gewiß befriedigen löſen wird. — Sein Bruder, Antonio, hat verſchiedenes mit ihm zugleich gearbeitet. Ein vollſtändiges Verzeichniß von Raphael Morghen's Blättern, deren Zahl gegen 200 beträgt, hat N. Palmerini zu Florenz 1810 herausgegeben.

Morhof (Dan. Georg), ein berühmter Literator, wurde 1639 zu Wismar geboren, beſuchte die Schule ſeiner Vaterſtadt und das Pädagogium zu Stettin, und ſtudirte ſeit 1657 zu Roſtock die Rechte, wobei er auch die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften trieb. Ein lateiniſches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Profeſſur der Dichtkunſt zu Roſtock, welche er nach ſeiner Zurückkunft von einer Reiſe nach Holland und England antrat, aber ſchon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunſt auf der neugeſtifteten Univerſität zu Kiel vertauſchte, wo er großen Beifall fand. 1670 machte er eine zweite Reiſe nach Holland und England, ward nach ſeiner Rückkehr 1673 zugleich Profeſſor der Geſchichte, 1680 Bibliothekar und ſtarb 1691 auf der Rückreiſe nach Pyrmont, wohin er wegen ſeiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck. Durch ſein allbekanntes Werk: Polyhistor (Lübeck 1688, 4. 4te Ausgabe ebendaſ. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutſchland zuerſt ein vollſtändigeres und planmäßigeres Studium der Literargeſchichte an. Er war lange Zeit die Hauptquelle aller literariſchen Notizen, und iſt unzählig oft benutzt, ſtudirt und ausgeſchrieben worden. Wirklich enthält es einen bedeutenden Reichthum literariſcher Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle Urtheile des Verf. die Probe halten, und namentlich ſeine Anſichten von der Literargeſchichte als Wiſſenſchaft noch ſehr dürftig ſind: ſo macht es doch noch mancher methodologiſcher Wink (z. B. über die Kunſt des Lullus) auch für unſre Zeiten ſchätzbar. Sein Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprung, Fortgang und Lehrſätze, ſammt deſſen deutſchen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) iſt beſonders von der hiſtoriſchen Seite wichtig. Seine deutſchen, ſo wie ſeine lateiniſchen Gedichte (Lübeck 1697, 8.) hingegen ſind von geringem Belang.

Möris, ſ. Aegypten.

Moriskos, ſ. Mauren.

Moritz, Kurfürſt von Sachſen, war der Sohn Herzog Heinrichs zu Sachſen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in ſeiner Jugend kündigte er ſich als den Fürſten an, der einſt der Retter ſeines Vaterlandes ſein ſollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit raſtloſer Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Dieſe Eigenſchaften ſchienen nicht wohl vereinbar mit der Beſchränkung, die das kleine väterliche Erbe ihm anwies. Sein aufſtrebender Geiſt wurde noch mehr geweckt, als er verſchiedne deutſche Höfe beſuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er ſich mit der Tochter des berühmten Philipp, Landgrafen von Heſſen. In demſelben Jahre ſtarb ſein Vater, und er übernahm zu einer Zeit, wo die Religionsſtreitigkeiten Deutſchlands Fürſten entzweit hatten, die Regierung ſeiner Lande. Obgleich ſelbſt ein Bekenner des Lutherthums, weigerte er ſich dennoch, dem (ſchmalkaldiſchen) Bunde der übrigen proteſtantiſchen Fürſten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, beizutreten, entweder weil er ſchon damals geheime Abſichten auf die Kurwürde hatte, und ſich daher dem Kaiſer gefällig machen wollte, oder weil er vorausſah, daß die ſchlechte Organiſation dieſes Bundes den baldigen Fall deſſelben nach ſich ziehen würde. Carl V. freute ſich der Ergebenheit des tapfern Moritz, belohnte ihn durch vielfache Gunſtbezeigungen, foderte ihn ſogar auf ſich der Lande des Kurfürſten Johann Friedrichs, der des Bundesheers Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1548 auf dem Reichstage zu

Augsburg feierlich die Kurwürde. Der Kaiſer, der einen der mächtigſten Reichsfürſten für ſich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß ſeine ehrgeizigen Plane, die Rechte und Freiheiten der deutſchen Fürſten zu vernichten und ſich zum unumſchränkten Beherrſcher Deutſchlands zu machen. Aber wie künſtlich er auch ſeine Abſicht verbarg und unter dem Schein, die Katholiken zu beſchützen, nur für ſich handelte: ſo erkannte der in den krummen Gängen der Politik wohlerfahrne Moritz doch bald genug das eigentliche Ziel des herrſchſüchtigen Carls. Er ſah ein, daß ihm nur mit offner Gewalt zu widerſtehen ſei, und trug nun kein Bedenken, als Feind des Kaiſers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne Liſt. Seine Rüſtungen betrieb er 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiſer übertragne Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, ſchloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutſchen Fürſten 1551 geheime Bündniſſe, und wußte ſeine Maßregeln ſo geſchickt zu nehmen, daß er Carln, der zu Inſpruck am Podagra darniederlag, faſt gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieſer unerwarteten Fehde führte Moritz an, daß der Kaiſer gegen ſein ausdrückliches und feierliches Verſprechen den Landgrafen Philipp von Heſſen (Moritzens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiſer, den Krankheit beugte, eilte, durch ſeinen Bruder Ferdinand Vorſchläge zur Ausſöhnung thun zu laſſen. In Folge dieſer Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Paſſau am 31. Juli. 1552. zu Stande. Moritz, der ſich dadurch mit den Proteſtanten ausgeſöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiſer einen Beweis ſeiner Anhänglichkeit geben zu müſſen, und wohnte noch in demſelben Jahre einem Zug gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachſen zurück. Bald darauf verlor er am 9. Jul. 1553, zu frühzeitig für ſeine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wie man auch über den Charakter dieſes erſten Kurfürſten in Sachſen aus der albertiniſchen Linie urtheilen mag, ſo muß man doch geſtehen, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er ſchlau die Umſtände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente beſaß, die ihn zu einem der erſten deutſchen Fürſten machen. Ungeachtet ſeiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachſen viele nützliche Einrichtungen. Um die Bildung ſeines Volks und um die Wiſſenſchaften erwarb er ſich hohe Verdienſte durch die Stiftung der Fürſtenſchulen und mancher nützlichen Inſtitute der leipziger Univerſität. Deſto weniger that er indeß für die Bildung der untern Volksklaſſen.

Moritz, Graf von Sachſen, bekannt unter dem Namen des Marſchalls von Sachſen. Dieſer große Feldherr war der natürliche Sohn des Königs Auguſt II. von Polen und der ſchönen Gräfin Aurora Maria von Königsmark, die ihn 1696 d. 15. Oct. auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Er zeigte früh einen feurigen Geiſt und eine ungewöhnliche, von ſeinem Vater geerbte Stärke. 1711 ertheilte ihm Auguſt II. als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachſen und machte ihn bald darauf zum Oberſten über ein neu errichtetes Küraſſierregiment. Die erſten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille, und zeichnete ſich ſowol bei den Belagerungen von Tournay und Mons, als in der Schlacht bei Malplaquet aus. Neuen Ruhm und öffentliche Lobſprüche von Eugen und Marlborough erwarb er ſich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr darauf belagerte

der König von Polen Stralſund; der junge Graf zeigte hier die größte Unerſchrockenheit. Er ſetzte im Angeſicht des Feindes durch den Strom. Nach dieſem Feldzuge verheirathete ihn ſeine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; er liebte jedoch zu ſehr das Vergnügen und den Wechſel, um ſich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter den Ausſchweifungen, denen er ſich zuweilen ergab, verlor er das Waffenhandwerk nicht aus den Augen. Stets hatte er eine militäriſche Bibliothek bei ſich, mit der er ſich täglich, wenn auch nur eine oder zwei Stunden, beſchäftigte. 1717 nahm er in Ungarn unter Eugen an der Belagerung von Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als er 1718 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von Polen den weißen Adlerorden. Der in ganz Europa wieder hergeſtellte Friede bewog ihn 1720, nach Frankreich zu gehen, da er die geſelligen Eigenſchaften der Franzoſen liebte. Hier beſchäftigte er ſich eifrig mit dem Studium der Mathematik, der Kriegs- und Befeſtigungskunſt, und der Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Schon in ſeinem 16. Jahre hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachſen anwenden laſſen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es ſelbſt nach ſeiner neuen Methode. 1726 wählten die Stände von Kurland ihn zu ihrem Fürſten. Allein Menzikoff, der nach dem Herzogthum ſtrebte, ſchickte 800 Mann Ruſſen nach Mitau, die den Grafen in ſeinem Palaſt belagerten. Dieſer, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte ſich mit großem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Ruſſen entfernten ſich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht im Stande war, zwei ſo mächtigen Reichen die Spitze zu bieten, ſo ergriff er 1729 eine günſtige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Man behauptet, daß die verwitwete Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, zweite Tochter des Zaars Iwan Alexiowitz, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nachher aber wegen ſeiner Unbeſtändigkeit entſagt, und mithin letztre ihn nicht nur Kurland, ſondern auch um den Thron von Rußland gebracht habe, den jene Fürſtin in der Folge beſtieg. Angeführt zu werden verdient es, daß, als der Graf, von Kurland aus, nach Frankreich um Unterſtützung an Geld und Menſchen ſchrieb, die berühmte Schauſpielerin Le-Couvreur alle ihre Koſtbarkeiten zum Verſatz ſchickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres überſandte. Nach ſeiner Zurückkunft in Frankreich beſchäftigte ſich Moritz wieder eifrigſt mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers ſeine Rêveries (beſte Ausgabe, Paris 1757, 2 Bände 4.), die er nachher ausfeilte. Dieſes Werk, würdig eines Cäſar und Condé, iſt keineswegs in einem fehlerfreien, aber in einem männlichen Styl geſchrieben, und voll kühner und neuer Anſichten in der Kriegswiſſenſchaft, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegführens bewährt hat. Er beweiſt die Nützlichkeit der leichten Artillerie, den ſichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewiſſe Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn ſie den Angriff derſelben mit Entſchloſſenheit erwartet, ſo wie ihren ſichern Untergang, wenn ſie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, ſeines Vaters, entzündete 1733 den Krieg in Europa. Der Kurfürſt von Sachſen bot dem Grafen, ſeinem Halbbruder, den Oberbefehl aller ſeiner Truppen an, dieſer aber zog es vor, als Maréchal-de-camp in dem franzöſiſchen Heere zu dienen, und ging zur Armee des Marſchalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Etlin-

gen an, in der er, an der Spitze eines Grenadierdetachements, durch ſeine Tapferkeit den Sieg entſchied. Mit gleicher Unerſchrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn ſeiner Dienſte. Dem Tode Carls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demſelben Monat nahm es der Graf von Sachſen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marſchalls von Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte ſich der Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marſchall von Frankreich geworden war (doch konnte er als Proteſtant nicht in dem Marſchallstribunal ſeinen Sitz nehmen), befehligte er ein Armeecorps in Flandern. Dieſer Feldzug, ein Meiſterſtück der Kriegskunſt, ſtellte den Marſchal von Sachſen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegnen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das J. 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warſchau zwiſchen der Königin von Ungarn, England und Holland ein Bündniß geſchloſſen worden. Trotz einer ſchweren Krankheit übernahm der Marſchall den Oberbefehl der franzöſiſchen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi, 11. Mai 1745. Er ſchien dem Tode nahe; dennoch ſtieg er während des Gefechts zu Pferde; aber ſeine Schwäche ließ jeden Augenblick für ſein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Oſtende, Ath und Brüſſel folgte. Letztre Stadt ergab ſich den 28. Febr. 1746. Im April d. J. ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturaliſationspatent in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocoux, den 11. Oct. 1746, ſchenkte ihm der König ſechs Kanonen, das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marſchall aller ſeiner Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberten Niederlanden. Dieſes Jahr wurde mit den glänzendſten Erfolgen, vornehmlich mit der Einnahme von Maſtricht; das Jahr vorher durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Berg-op-Zoom bezeichnet. Holland, für ſeine Staaten zitternd, bot den Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18 Oct. 1748 zu Achen geſchloſſen. Sein Name erſcholl durch ganz Europa. Moritz zog ſich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlaſſen hatte, und machte von hier eine Reiſe nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollſten Auszeichnung behandelte. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in der Geſellſchaft von Gelehrten, Künſtlern und Philoſophen, und ſtarb an einem Blutſturz den 30. Nov. 1750. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Straßburg in der lutheriſchen Kirche St. Thomas beigeſetzt, und ihm 1777 auf Ludwigs XV. Befehl durch Pigalle ein Denkmal daſelbſt errichtet. Zum Erben hatte er den ſächſiſchen Grafen Frieſe eingeſetzt. Den Preis, welchen die franzöſiſche Akademie auf die ſchönſte Lobrede des Marſchalls ſetzte, gewann Thomas. Man erzählt, daß ihn mehrere chimäriſche Plane beſchäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald ſich zum König von Corſica zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Braſilien, zu gründen.

Moritz von Naſſau, Prinz von Oranien, der jüngſte Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren

zu Dillenburg 1567, ſtudierte zu Leyden, als ſein Vater 1584 meuchelmörderiſch erſchoſſen wurde, worauf ihn in ſeinem 18ten Jahre die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüſtet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen, und verlieh durch ſeine Siege und Eroberungen der neuen Republik Feſtigkeit. Er machte mit dem Ueberfall von Breda 1590 den Anfang zu einer Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch Geldern, Ober-Yſſel, Friesland und Gröningen von den Spaniern befreit wurden. Dadurch erlangte er, nebſt dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen, zugleich die Statthalterſchaft von Geldern und Ober-Yſſel, dagegen die von Friesland und Gröningen ſeinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Naſſau, zu Theil wurde. Moritz nahm den Spaniern unter beſtändigen Kriegen, bis zu dem 1609 auf zwölf Jahre geſchloſſnen Waffenſtillſtand, gegen 40 Städte und mehrere Feſtungen ab, und ſchlug ſie in drei Feldſchlachten, ungerechnet die Siege zur See, die die republikaniſchen Viceadmirale an den ſpaniſchen und flandriſchen Küſten erfochten. Seine Tapferkeit und ſein Waffenglück lockte alle, die als Krieger glänzen wollten, zu ſeinem Heere, als zur erſten Schule der Kriegskunſt. Er war der Gegenſtand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks; auf letztre baute ſein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrſchaft. Dienlich zur Erreichung ſeiner längſt genährten Abſichten ſchien ihm eine kluge Benutzung der theologiſchen Zänkereien der Arminianer und Gomariſten, oder der Remonſtranten und Contra-Remonſtranten. Er unterſtützte die Gomariſten mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (vergl. Barnevelbt), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteiſucht zu untergraben, ſah er ſich endlich doch genöthigt, von der Ausführung ſeiner ehrgeizigen Entwürfe abzuſtehen. Er ſtarb im Haag den 23. April 1625, und hatte ſeinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger. Das Leben dieſes Statthalters, war eine ſelten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Den Krieg verſtand er meiſterhaft, und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben ſeinen Ruhm vermehrt. Wie Montecuculi beſaß er die ſeltne Kunſt der Märſche und Läger; wie Vauban das Talent der Befeſtigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geſchicklichkeit, die zahlreichſten Heere in den unergiebigſten und erſchöpfteſten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei den Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé, jenen untrüglichen Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entſcheidet; wie Carl XII. die Fähigkeit, die Truppen faſt unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beſchwerden zu machen; wie Türenne, das Menſchenleben zu ſchonen. Nach Folard's Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral ſeit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunſt von den Alten gelernt, und erweiterte ſie durch Anwendung eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Carl Phil.), ein genialer deutſcher Schriftſteller. Geboren 1757 zu Hameln von armen Aeltern, kam er zu einem Hutmacher in die Lehre. Sein unruhiger Geiſt, verbunden mit der Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen, ließ ihn aber nicht dort bleiben. Er verließ ſeine Heimath, erfuhr mannichfaltige Schickſale, ſchwankte lange in der Wahl eines Lebensplans und fand endlich ſo viel Unterſtützung, um zwei Jahre in Wittenberg ſtudiren zu können. Er betrieb indeß ſeine Studien mit großer Unregelmäßigkeit,

und folgte dann einem Rufe Baſedow's nach Deſſau, wo er ſich auch nur kurze Zeit gefiel. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerſtelle zu erhalten, ſchlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnſinne nahe, als er durch Teller und Büſching eine Lehrerſtelle an dem grauen Kloſter zu Berlin erhielt. Aber auch dieſer Lage bald überdrüßig, unternahm er 1782 eine Reiſe nach England, die er ſogleich, auf einem Spaziergange, ganz unvorbereitet antrat. Nach ſeiner Rückkehr überfiel ihn neuer Unmuth. Er ſah ſich in mancher Hoffnung getäuſcht, und glaubte tödtlich krank zu ſein. Indeß genas er, und erhielt 1784 eine außerordentliche Profeſſur am berliniſchen Gymnaſium, hielt Vorleſungen über deutſche Sprache und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſtudirte eifrig Geſchichte. Die Redaction der voſſiſchen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er ſich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte. Eine Reiſe in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach ſeiner Rückkehr faßte er eine ſchwärmeriſche Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu ſeltſamen Verirrungen verleitete. Er gefiel ſich in der Rolle eines zweiten Werther, und wäre vielleicht im Stande geweſen, wie ſein Vorbild zu enden, wenn nicht die längſt erſehnte Reiſe nach Italien ſeinem Geiſte eine andre Richtung gegeben hätte. Er trat ſie 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet ſeiner Thätigkeit, blieb dieſer Aufenthalt doch ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in ſeinen Studien zu unſtet und phantaſtiſch war. Göthe, der ihn hier kennen lernte, nahm ſich ſeiner freundſchaftlich und thätig an, und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf deſſen Verwendung Moritz Mitglied der berliner Akademie wurde. Im Winter von 1788 bis 1782 kam er nach Deutſchland zurück. Ein Streit, in den er mit Campe gerieth, ward wieder ausgeglichen. Moritz erhielt jetzt die Profeſſur der Alterthumskunde und der Theorie der ſchönen Künſte bei der Akademie der bildenden und mechaniſchen Künſte; zugleich aber ſchloß er eine Ehe, die unglücklich ausfiel. So ſtarb er den 26. Juni 1793. Ohne Einheit und feſten Lebensplan war Moritz eigentlich nie zu einer klaren und einfachen Anſchauung ſeiner ſelbſt und der Welt gekommen; ſein ganzes Leben war eine Reihe von Inkonſequenzen; ja man darf ſagen, er lebte in einer ſteten Unwahrheit, und machte faſt immer den Schauſpieler eines fremden Lebens. Daher ſein ſteter Kampf mit den Menſchen und den äußern Verhältniſſen. Seine zahlreichen Schriften (mythologiſchen, antiquariſchen, pſychologiſchen, grammatiſchen Inhalts, ferner Reiſebeſchreibungen durch England und Italien u. ſ. w.) tragen das Gepräge ſeines Geiſtes und ſind zum Theil ſehr anziehend und belehrend. Wir übergehen ihre Aufzählung und führen nur an, das er in Anton Reiſer, in Andreas Hartknopf und in Andreas Hartknopf's Predigerjahren ſein eigenes Leben zu beſchreiben verſucht hat.

Moritzburg, Amt und Schloß, drei Stunden von Dresden, nahe an der großenhayner und berliner Straße, bei dem Flecken Eiſenberg, im meißner Kreiſe des Königreichs Sachſen. Das Schloß fing Kurfürſt Moritz 1542 an zu bauen. Kurfürſt Chriſtian I. vollendete den Bau 1589. Seitdem ward es erweitert und unter Friedrich August I. ſehr verſchönert. Dieſer prachtliebende Fürſt (als König von Polen Auguſt II., der Starke) und ſein Nachfolger gaben hier feſtliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen. Oft waren ſchöne Frauen die Königinnen des Feſtes. Die Umgebungen, große Teiche mit Schwänen beſetzt, Waldungen, ver-

ſpectiviſch durchſchnitten, ein reicher Faſanengarten mit dem neuen Schloſſe, die Menagerie, mehrere ſchöne Privatgebäude, und ein Park für Rehe, Damhirſche und wilde Schweine machen das alte bethürmte Schloß, welches wie eine Inſel aus einem ſchönen Waſſerſpiegel ſtattlich ſich erhebt, zu einer wahren Dianenburg. So heißt auch das Schloß auf Kupferſtichen von 1734. Außer ſieben großen Sälen, einer Kapelle und mehrern Gewölben, enthält es über 200 Zimmer mit Geräthe und Wandbekleidung (vergoldeten Ledertapeten) in altfranzöſiſchem Geſchmack. Viele, zum Theil ſehr koſtbare Ueberreſte, vorzüglich künſtreiche Pokale, ſind noch jetzt Zeugen der fürſtl. Trink- und Jagdluſt jener Zeit. Den Tanzſaal, welcher 24 Ellen lang, 30 Ellen breit und 24 Ellen hoch iſt (indem er durch zwei Stockwerke geht), hat man ganz weiß gelaſſen, aber mit 72 vergoldeten Hirſchköpfen mit ſeltnen Geweihen von 24 bis 50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht ſich faſt aller Schmuck auf die königliche Jagdfreude des 17. und 18. Jahrh. Unter mehrern Gemälden ſchätzt man eins von Lucas Cranach: die Jagd in der annaburger Heide, mit 40 Perſonen nach dem Leben gemalt. Auch ein Chriſtus nach der Geißelung, von fleiſchfarbenem Marmor, hat Kunſtwerth. Das neue Schloß, welches der jetzt regierende König 1769 bauen ließ, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag ſonſt eine Fregatte. Mitten im Thiergarten ſteht das achteckige Hellhaus, von welchem man über die Bäume weg in die acht Alleen ſehen kann, welche den Thiergarten durchſchneiden. Außer dem großen Teiche gibt es bei Moritzburg noch 61 Teiche, welche zum Theil mit Kranichen, Schwänen, wilden Gänſen und Enten beſetzt, ſo wie ſämmtlich ſehr fiſchreich ſind. Das Ganze iſt von dem Friedewalde eingeſchloſſen, und noch immer in ſeiner altfürſtlichen Pracht, mit den großen Waſſerſpiegeln und den einſamen Schattengängen, nicht bloß für Waidmänner, deren Aufmerkſamkeit auch die Einrichtung des Zwingers mit vielen wohl abgerichteten engliſchen Jagdhunden nicht entgehen wird, ſondern für jeden Beſchauer ein eben ſo reicher als anmuthiger Kunſt- und Naturpark.

Morlachen, ſ. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr von Pleſſis-Morly, geb. zu Buhy oder Bisbuy in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte ſchnelle Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, namentlich in der Theologie. Man beſtimmte ihn anfänglich der Kirche, aber ſeine Mutter, eine heimliche Proteſtantin, verſchloß ihm die geiſtliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereiſte er Italien, Deutſchland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der damals das Haupt der proteſtantiſchen Partei war, diente er mit ſeinem Degen und ſeiner Feder. Er war ſein Geſandter bei der Königin Eliſabeth und betrieb die Angelegenheiten ſeines Herrn, an den ihn wahre Freundſchaft knüpfte, mit Treue und Glück, und wirkte aus allen Kräften mit, dieſen Fürſten auf den Thron zu heben. Als dieſer aber zur katholiſchen Religion übertrat, zog er ſich vom Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Proteſtanten; man nannte ihn ihren Papſt. Er verfocht die Lehrſätze ſeiner Partei mündlich und ſchriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete Mornay eine Akade-

mie für ſeine Glaubensgenoſſen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine ſeiner Schriften über die Mißbräuche der Meſſe empörte die ganze katholiſche Geiſtlichkeit; Mornay wollte ſeinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Dieſe fand 1600 in Fontainebleau Statt. Du Perron, Biſchof von Evreux, war ſein Gegner, dem es theils durch überlegne Gelehrſamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunſtgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch dieſen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er ſpäter gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm ſehr dringende Vorſtellungen machte, um ihn von gewaltſamen Maßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 ſein Gouvernement von Saumur. Er ſtarb 1623. Ein ſchönes Denkmal hat ihm Voltaire in der Henriade geſetzt; weniger günſtig beurtheilt ihn Huet, und er hat Recht, wenn er ihm Mangel an gründlicher Gelehrſamkeit vorwirft. Unter Mornay's Schriften war die über die Wahrheit des Chriſtenthums (La vérité de la religion chrétienne) die geſchätzteſte; aber die über das Abendmahl (De l'instruction, usage et doctrine de l'Eucharistie) machte das meiſte Aufſehn. Schätzbar für den Hiſtoriker ſind ſeine Memoiren, 4 Bände in Quart, ſo wie ſeine Biographie.

Morpheus (der Nachbildende), war nach der Mythologie der Griechen und Römer ein Diener des Schlafs, und wohnte bei demſelben in Cimmerien in einer ſtillen, dämmernden, nie von den Sonnenſtrahlen erleuchteten Höhle. Er war Vorſteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafs (mit welchem er häufig verwechſelt wird) zahllos umſchwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, beſonders zu den Vornehmen geſandt, um ihnen auf Befehl der Götter im Traume ihr Schickſal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menſchliche Geſtalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten ſich die Götter des Phöbetor oder Icelos, und um lebloſe Gegenſtände darzuſtellen, des Phantaſus. Er wird dargeſtellt als ein ſchöner Jüngling, mit Mohn gekrönt, in der Hand ein Füllhorn, woraus er mannichfaltige Geſtalten ſchüttet.

Morphologie, vom griechiſchen Worte μορφή, (morphe) die Geſtalt, und λόγος, (logos) die Lehre, abgeleitet, bezeichnet die Lehre von der Bildung und Umbildung der organiſchen Körper und iſt dem Worte, wie der Sache nach, zuerſt von Göthe in die Reihe der techniſchen Ausdrücke in der Naturgeſchichte aufgenommen worden. Er machte zuerſt darauf aufmerkſam, wie alle, und beſonders die organiſchen Körper, ihre Geſtalt immerfort umbilden; wie ſie in einer ſtäten Bewegung ſind; wie ſie auch da, wo ſie als ein Individuum erſcheinen, doch nur aus mehrern lebendigen Weſen beſtehen, die für ſich ſelbſtſtändig ſind. Dieſe Weſen ſind, meint er, entweder urſprünglich vorhanden, oder aber ſie finden ſich zu einander. Sie trennen ſich und ſuchen ſich wieder und bewirken ſo eine unendliche Production nach allen Seiten und auf alle Weiſe. Den Beweiß führt er bei den Pflanzen durch die Fortpflanzung mittelſt der Abſenker und Augen und, wie bei dieſen letztern, iſt ihm auch die Fortpflanzung durch den Samen nur eine Entwickelung vieler gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze. Bei den Thieren führt er als Beiſpiel die Infuſionsthierchen an, wie ſie bei Mangel an Feuchtigkeit vertrocknen, zerplatzen und eine Menge Körner ausſchütten, in die ſie wahrſcheinlich bei dem naturgemäßen Gange ſich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und auf ſolche Weiſe fortgepflanzt hätten. Vielleicht hätte die Erfahrung, die man bei den Polypen

(ſ. Polypen) und Regenwürmern gemacht hat, wo Zerſchneidung neue gleiche Weſen ſchafft, hier ebenfalls angeführt werden können. Göthe's Beiträge zur Naturwiſſenſchaft überhaupt und zur Morphologie insbeſondre, Tübingen 1817 und ff. J. geben über dieſen Gegenſtand die anziehendſten Mittheilungen und ſind zum größten Theile aus eigner Beobachtung geſchöpft.

Morriſon (Robert), ein proteſtantiſcher Miſſionär, der acht Jahre zu Kanton und Makao in den engliſchen Faktoreien daſelbſt gelebt hat. Die Bibelgeſellſchaft hatte ihn dahin geſandt, damit er das Chineſiſche erlernen und die heilige Schrift in dieſe Sprache überſetzen ſollte. Er hat die Geſandtſchaft des Lord Amherſt nach China begleitet. Seine Kenntniß des Chineſiſchen hat er durch mehrere Schriften bewieſen, namentlich durch ſeine Horae sinicae (London 1812), eine chineſiſche Grammatik (Serampore 1815) und ein chineſiſch-engliſches Wörterbuch, von welchem letztern der 1ſte Theil ſeit 1815, der 2te ſeit 1819 zu Makao erſchienen iſt, und welches aus fünf oder ſechs Quartbänden beſtehen wird. Auch hat er gemeinſchaftlich mit Milne das alte und das neue Teſtament in einer chineſiſchen Ueberſetzung geliefert; der des neuen liegt eine, unter Hodgſon's Leitung von einem zur katholiſchen Religion bekehrten Chineſen in den Jahren 1737 und 38 verfertige Ueberſetzung, die ſich handſchriftlich im brittiſchen Muſeum findet, zum Grunde. Der Druck iſt in China beſorgt worden, und beſteht, wie bei allen chineſiſchen Büchern, in Holzſchnitt. Im J. 1820 errichtete Dr. Morriſon zu Malakka ein Anglo-Chinese College für engliſche und chineſiſche Literatur und zur Verbreitung des Chriſtenthums, deſſen Präſident Dr. Milne iſt.

Mörſer, ein Wurfgeſchütz, aus welchem größere Hohlkugeln, Bomben, geworfen werden, und das deshalb zunächſt nur bei Belagerungen in Anwendung kommt. Das Rohr iſt gewöhnlich drei Kaliber lang, die Kammer, d. i. der Theil des Keſſels, in welchen die Pulverladung kommt, iſt jetzt faſt überall koniſch, und mehr oder weniger abgeſtumpft. Unmittelbar über derſelben iſt das Lager, wo die Bombe aufgeſetzt wird; der übrige Theil des innern Raums heißt der Keſſel oder Flug. Der Mörſer ruht auf einem Stuhl oder Schemel, der entweder aus einem ſtarken eichenen Blocke, oder aus zwei kurzen, ſtarken, feſt verbundnen Pfoſten beſteht; der Transport der Mörſer erfolgt auf ſogenannten Sattelwägen. Das Kaliber der Mörſer wird bei den meiſten Artillerien nach dem Steingewicht einer für ihre Bohrung geeigneten Kugel benannt. So hat man 30, 48, 60 pfündige Mörſer; bei der engliſchen und franzöſiſchen Artillerie wird das Kaliber nach dem Durchmeſſer der Mündung in Zollen benannt, z. B. 8, 10, 18zöllige Mörſer (Ueber die Wurfweiten der Mörſer bei verſchiedenen Artillerien, vergl. Scharnhorſt's Handbuch 1. Th. 112). — Es mag hier noch des ſogenannten Erdmörſers gedacht werden, eines ſchräg in die Erde gegrabnen Faſſes, das, mit einer angemeſſnen Pulverladung verſehen (die durch eine Leitung entzündet wird) und darauf mit Kugeln, Steinen und dergleichen auf einem Spiegel angefüllt, dieſe gegen den Feind ſchleudert. — Das Alter der Erfindung der Mörſer läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben; nur ſo viel wiſſen wir, daß ſie ſchon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodus gebraucht wurden.

Mortier (Eduard Adolf Caſimir Joſeph), Herzog von Treviſo, Marſchall und Pär von Frankreich ꝛc. Er iſt 1768 zu Cambrai geboren, genoß eine ſorgfältige Erziehung, betrat die militäriſche Lauf-

bahn 1791 als Lieutenant in einem Carabinier-Regimente, dann trat er als Hauptmann zu dem erſten Bataillon Freiwilliger des Norddepartements, focht mit bei Quiberon (30. April 1793), bei Jemappes, Nerwinden, Hondschooten und zeichnete ſich bei jeder Gelegenheit aus. Im J. 1794 umging er die Oeſterreicher bei Altenkirchen, und unterhandelte mit dem Kurfürſten die Uebergabe von Mainz. Im J. 1799 wurde er Brigade-, bald darauf Diviſionsgeneral. Den 15. März 1800 erhielt er das wichtige Commando von Paris und zeigte ſeine Anhänglichkeit an Buonaparte nach dem verunglückten Verſuch auf das Leben des erſten Conſuls am 3. Nivose. Nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten mit England 1803, beſetzte er ohne Widerſtand das Kurfürſtenthum Hannover. Nach ſeiner Rückkunft ward er einer von den vier Generalen der Conſulargarde, und den 19. Mai 1804 Reichsmarſchall. Im September übernahm er den Oberbefehl einer Diviſion der großen Armee, ging im October auf das linke Donauufer und wurde in dem blutigen Gefechte vor Dürnſtein von Kutuſow geſchlagen. In dem darauf folgenden Kriege mit Preußen nahm er am 1. Nov. 1806 das Kurfürſtenthum Heſſen in Beſitz, zog ſich ſodann durch Hannover an die Küſten der Oſtſee, beſetzte die Hanſeſtädte, und leitete die Feindſeligkeiten gegen Schweden, bis Napoleon ihn gegen Ende des Feldzugs zur großen Armee berief, wo er an der Schlacht bei Friedland Theil nahm, ſodann in Spanien befehligte, mit Lannes Saragoſſa nahm, die Spanier bei Ocana ſchlug; und Soult in ſeinen Operationen gegen Badajoz unterſtützt., 1812 befehligte er mit in Rußland, und ward von Napoleon, nach deſſen Ausmarſch aus Moskau, im Kreml mit dem Befehl zurückgelaſſen, ihn in die Luft zu ſprengen. Bei Wiedereröffnung des Feldzugs 1813 ward er an die Spitze der jungen Garde geſtellt, focht bei Lützen, Bautzen, Dresden, Hanau, und 1814 in den verſchiednen Schlachten in Frankreich mit, bis er am 8. April ſeine Zuſtimmung zur Entſetzung Napoleons einſandte. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pär von Frankreich. Er befand ſich in Lille, als der König 1815 ſich dorthin flüchtete, und machte dieſen mit der ungünſtigen Stimmung der Garniſon bekannt. Der König ging nach Gent, und Mortier trat in Napoleons Dienſte. Nach der zweiten Reſtauration verlor er die Pärswürde, wurde aber zum Befehlshaber der Militärdiviſion Rouen ernannt. 1816 war er in die Deputirtenkammer gewählt und 1819 auf's neue zum Pär ernannt.

Mortificiren heißt für ungültig erklären. So wird ein Wechſel, der verloren gegangen iſt, mortificirt, indem der jetzige Inhaber gerichtlich vorgeladen, um ſeinen rechtmäßigen Beſitz zu beweiſen, außerdem aber der Wechſel für ungültig erklärt wird. Ein gewöhnlicher Schuldſchein, der nicht, ohne vorgängige Genehmigung des Ausſtellers aus einer Hand in die andre gehen kann, wird gültiger Weiſe auch außergerichtlich mortificirt. — Ferner heißt Mortificiren und Mortification die Ertödtung des Fleiſches, und man verſteht darunter vornehmlich das Selbſtquälen durch Kaſteien, Geißeln, Faſten und dergl., das bei Mönchen, Einſiedlern u. ſ. w. Statt fand, und zum Theil noch Statt findet.

Mortuarium oder manus mortua, die todte Hand, ſ. Todte Hand.

Morus (Thomas), Kanzler von England unter Heinrich VIII. und einer der Richter der Kingsbench, gleich ausgezeichnet durch ſeine Staatskenntniſſe, wie durch ſeine Rechtſchaffenheit, war im J. 1480 zu London geboren und ſtudirte zu Oxford. Wiſſenſchaft und Tugend waren die

einzigen Gegenſtände ſeines Beſtrebens. Er ging, wiewol ungern, an den Hof, wo er ſich viel Anſehn und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthum Lancaſter erwarb. Heinrich VIII. übertrug ihm verſchiedne Geſandtſchaften. Beſonders zeigte Morus ſeine glänzenden Talente in den Berathſchlagungen über den Frieden von Cambrai 1529. Das Amt des Großkanzlers und Siegelbewahrers war der Lohn für ſeine Dienſte. Morus verwaltete dieſen wichtigen Poſten mit der ſtrengſten Rechtſchaffenheit, und benutzte ſein Anſehn nicht einmal zur Beförderung ſeiner Kinder. Auch beſaß er, als er von ſeinem Poſten abtrat, nichts, als ſein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geſchenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieſer Umſtand iſt um ſo bemerkenswerther, als Morus damals die Gunſt des Königs im höchſten Grade beſaß. Zum Beweiſe dieſer Gunſt empfing er das Reichsſiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in ſeinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenſchaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römiſche Kirche knüpften. Morus war genöthigt, 1533 ſein Amt niederzulegen, da er auf keine Weiſe zu bewegen war, den Supre-matseid, den der König von allen ſeinen Unterthanen foderte, zu leiſten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man ſetzte ihn in's Gefängniß; man beraubte ihm ſeiner Bücher, ſeines einzigen Troſtes. Weder ſeine Freunde, noch ſeine Gattin vermochten ihn gegen ſeine Ueberzeugung zu der Eidesleiſtung zu bewegen. Sein Todesurtheil ward ausgeſprochen. Am Vorabend der Vollziehung ſchrieb er an ſeine Tochter Margaretha einen Brief, worin ſich ſeine chriſtliche Faſſung auf das Deutlichſte ausſpricht. Denſelben Gleichmuth zeigte er, als er am 6. Jul. 1535 das Blutgerüſte beſtieg. Er hinterließ folgende Werke: 1. Utopia, worin er ſein Ideal einer Republik aufſtellt; 2. die Geſchichte Richards III. und Eduards V.; 3. eine lateiniſche Ueberſetzung dreier Dialogen Lucian's; 4. eine ſehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Roſſeux; 5. einen Dialog: Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epigramme. Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, entwirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches und treues Gemälde von ihm.

Morus (Samuel Fried. Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, geboren den 30. November 1736 zu Lauban in der Oberlauſitz, erhielt auf der dortigen Stadtſchule ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung, und bezog 1754 die Univerſität zu Leipzig. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, kam er als Hauslehrer zu dem Profeſſor der Medicin in Leipzig, Ludwig. 1760 ward er Magiſter, und las ein Jahr ſpäter, nachdem er ſeine Schrift: Ueber die Verwandtſchaft der Geſchichte und Beredſamkeit mit der Dichtkunſt, öffentlich vertheidigt hatte, Collegia über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller. Indeſſen erwarben ihm ſeine vorzüglichen Kenntniſſe und die Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung. 1763 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürſtencollegio, 1768 eine außerordentliche philoſophiſche Profeſſur, 1771 ward er ordentlicher Profeſſor der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und 1780 Ephorus der kurfürſtlichen Stipendiaten zu Leipzig. In allen dieſen Aemtern ſetzte er ſein eignes Studium mit unermüdlichem Eifer fort, und war ſo mehr als hinreichend vorbereitet, 1782, beim Tode Erneſti's, eine Lehrſtelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologiſche Profeſſur einrückte, Decemvir der Akademie,

Domherr des hohen Stiftes Meißen und 1787 auch Beiſitzer im leipziger Conſiſtorium wurde. Es iſt ſchwer, die einzelnen Eigenſchaften eines ſo geiſtig ausgebildeten und in ſeinen Verhältniſſen als Menſch und Gelehrter ſo ausgezeichneten Mannes in der Betrachtung zu ſondern. Denn eben darin beſtand ſein Hauptvorzug, daß alles in ihm zu einem ſchönen moraliſchen Ganzen verbunden war, wo jede Eigenſchaft mit der andern in der engſten Verbindung ſtand, wo eine durch die andre erhöht wurde, und wo Vernunft und Ueberlegung ſelbſt aus den zufälligſten Umſtänden allen Vortheil gezogen hatten, um den in aller Rückſicht vortrefflichen Mann zu vollenden, den ſeine Zeitgenoſſen in ihm verehrten. Seine gründlichen Kenntniſſe in den philoſophiſchen und theologiſchen Wiſſenſchaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, ſondern die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßigen Studiums. Es lag in ſeiner geiſtigen Anlage das Vermögen und die Neigung, ſich durch gründliches Wiſſen, ſorgfältige Unterſuchung und vorſichtige Prüfung ein Verdienſt um die Wiſſenſchaften zu erwerben, nicht aber durch Aufſtellung neuer und kühner Geſichtspunkte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen ſich auszuzeichnen. Dieſes Urtheil wird beſtätigt theils durch die Wahl der Schriftſteller, die er zur Auslegung wählte, wie des Kaiſers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabne, Plutarch über den Unterſchied zwiſchen einem Freund und Schmeichler, theils durch ſeine Bearbeitung einiger Klaſſiker, und durch einige in die Philoſophie und Aeſthetik einſchlagende Aufſätze, beſonders ſeinen Libellus animadversionum ad Longinum 1773, bei welchem ſich eine Abhandlung über den verſchiedenen Begriff des Erhabenen findet, ferner ſeine Aufſätze in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und unter dieſen die bereits angeführte Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi. Unter ſeinen übrigen Schriften wird beſonders ſeine Ueberſetzung des Briefs an die Hebräer, ſo wie ſeine, 1789 erſchienene Epitome Theologiae Christianae geſchätzt. Er ſtarb 1792 in Folge eines Schlagfluſſes.

Moſaik, moſaiſche, muſaiſche, muſiviſche Arbeit, iſt die Art Malerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas- und Marmorſtücken, ja ſelbſt Hölzern von verſchiedner Farbe durch einen Kitt ſo fein und künſtlich zuſammengeſetzt iſt, daß man in einiger Entfernung ſie mit dem Pinſel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moſes, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Muſa, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit gedacht ward, bald von *μουσειον*, Muſeum (eine den Muſen geweihte Grotte), vielleicht weil man in ſolchen Grotten ſolche Arbeit zuerſt anbrachte. Das italieniſche Musaico, ſo wie das franzöſ. Mosaïque, ſind von dem Worte Muſaikon entſtanden, deſſen ſich die byzantiniſchen Griechen bedienten, welche dieſe Kunſt nach Italien brachten; nicht viel Gewiſſeres wiſſen wir von der Erfindung und Geſchichte dieſer Kunſt im Alterthume. Wahrſcheinlich entſtand ſie im Morgenlande, erhielt aber bei den Griechen ihre Ausbildung und kam von dieſen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Als im 5. Jahrh. die Künſte und Wiſſenſchaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt ſich auch dieſe Kunſt unter den byzantiniſchen Griechen, und kam von ihnen zu Ende des 13. Jahrh. wieder nach Italien zurück, wo ſie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, beſonders ſeit Clemens VIII. zu Anfange des 17. Jahrh. die ganze innere Kuppel der Peterskirche mit ſolcher Arbeit ſchmücken ließ. Giambattiſta Calandra verbeſſerte

die Moſaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehrere nachfolgende Künſtler wendeten dieſe Kunſt an, Originalgemälde berühmter Meiſter zu copiren, und dadurch in ihrer urſprünglichen Friſche und Schönheit zu verewigen, denn eine faſt unverwüſtliche Dauer dieſer Art Gemälde iſt einer ihrer größten Vorzüge. Auf dieſe Weiſe erhielten ſich des Guercino Marter der heiligen Petronilla und des Dominichino Abendmahl des ſterbenden heiligen Hieronymus. Peter Paul von Chriſtophoris legte zu Anfang des 18. Jahrh. zu Rom eine Kunſtſchule in Moſaik an, und hat viele große Schüler erzogen, welche die Kunſt zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neuern Zeiten ſind beſonders zwei Arten der Moſaik berühmt, die römiſche und florentiniſche. Bei jener ſetzt man die Gemälde aus kleinen Steinen zuſammen, wodurch man eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht, und in den Stand geſetzt wird, größere hiſtoriſche Gemälde zu verfertigen; die florentiniſche, welche ſich größerer Steine bedient, iſt ungleich mühſamer, und kann nur kleine Gemälde darſtellen. Moſaik in Holz, welche im 15. Jahrh. Phil. Brunelleſchi und Joh. de Varrone zu großer Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener Tanſia oder Tarſia, die Franzoſen Marqueterie. Das mechaniſche Verfahren bei der Moſaik iſt folgendes. Man legt einen Grund von ſtarken Plattſteinen, und klammert dieſe mit Eiſen zuſammen. Dieſer Grund wird von einer noch dickeren Einfaſſung eingeſchloſſen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen. So lange dieſer weich iſt, werden die Marmor- oder Glasſtücke, der auf demſelben vorgezeichneten Figur gemäß, eingeſetzt, wobei der Künſtler das zu copirende Gemälde beſtändig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt ſo feſt, wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neueſten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Moſaikgemälde in zwei bis drei Platten quer durchzuſägen, und auf dieſe Weiſe das Gemählde zu vervielfältigen. Sollte daher Rauch, Schmutz oder ſonſt etwas die Oberfläche verdorben haben, ſo braucht man ein ſolches Gemälde nur abſchleifen zu laſſen, um es wieder in ſeiner urſprünglichen Schönheit zu erhalten. Eine Art deutſcher Moſaikmalerei hat im J. 1819 Franz Xaver Fernbach aus dem Badenſchen, geb. zu Waldkirch im Breisgau, erfunden. Er hat es durch das Studium der Mineralogie, Phyſik und Chemie in dieſer ganz neuen Gattung bis zu der täuſchendſten Nachahmung der Farbe, des Gefuges, des Schillerns ꝛc. der Mineralkörper auf ſeinen Moſaikgemälden gebracht.

Moſaiſche Religion, ſ. Moſes.

Moſaiſches Recht, Moſaiſche Geſetzgebung, der Inbegriff der Geſetze und Rechte, welche in den Schriften Moſis (im Pentateuch) enthaltend ſind. (S. d. Art. Moſes.) Die Verbindlichkeit des moſaiſchen Rechts iſt nach Erlöſchung des jüdiſchen Staats keine vollkommne mehr. Selbſt die Juden ſind an daſſelbe nicht durchaus, ſondern nur in religiöſer und ceremonieller Hinſicht gebunden, worin die Rabbiner ihre Richter ſind. In den chriſtlichen Staaten ſind nur einzelne Vorſchriften deſſelben, namentlich die Ehe und die verbotnen Grade betreffend, beibehalten worden. S. Michaelis moſaiſches Recht.

Moſaisk, auch Moshaisk, Kreisſtadt im ruſſiſchen Gouvernement Moskau, an der Mündung der Moſchaika in die Moskwa, zwölf Meilen von Moskau, mit 4000 Einw., iſt bekannt durch die Schlacht, welche Napoleon am 7. Sept. 1812 den Ruſſen lieferte.

Sie heißt richtiger die Schlacht an der Moskwa, unter welchem Namen ſie weiter unten beſchrieben wird.

Moſchee (eigentlich Medſched, Mesdſchijet), ein türkiſches Bethaus. Im Aeußern unterſcheiden ſich die Moſcheen von andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. ſ. w. Sie ſind viereckig und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abwaſchen. Die Eingänge ſind von außen dergeſtalt mit Ketten verhangen, daß man nur gebückt hindurchkommen kann. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einigen Sprüchen des Korans, die an die weiße Wand geſchrieben ſind. Der Boden iſt meiſtentheils mit Tapeten belegt, ohne Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südoſten iſt ein Stuhl, auf welchem der Iman ſitzt, wenn er das Gebet ablieſt. Nach der Gegend zu, wo Mekka liegt, iſt eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abſchriften des Korans liegen, zum Zeichen, daß nach dieſer Gegend die Betenden ihren Blick richten ſollen. Dieſes heißt die Kebla. Unterſchieden von den Moſcheen ſind die Dſchami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienſt, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiſer (Kutba) verrichtet wird. Die ſchönſte unter den kaiſerlichen Moſcheen in Konſtantinopel iſt die Sophienmoſchee. Gewöhnlich darf Niemand, als wer ſich zur Religion Mohammed's bekennt, in eine Moſchee gehen. Doch leidet dies ſeine Ausnahmen. So wurde die Sophienmoſchee, einem alten Herkommen zu Folge, jedem venetianiſchen Geſandten, für einige Dukaten, auch wol andern Perſonen, geöffnet. Die kaiſerlichen Moſcheen ſind vielfältig mit öffentlichen Schulen (Mädräs), Hoſpitälern (Imârets), auch wol Küchen verbunden, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte ſind auf gewiſſe Bezirke und Grundſtücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, angewieſen.

Moſcheroſch (Joh. Michael), einer der vorzüglichern deutſchen Schriftſteller des 17 Jahrh., war 1600 zu Wilſter, einem Flecken im Badiſchen, wo ſein Vater Prediger war, geboren, ſtudirte zu Straßburg, wurde 1624 Magiſter, 1626 Hofmeiſter der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Krichingen und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernſt Bogislaus von Croi zu Vinſtingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungemach des Kriegs, in welchem er ſchon ſein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehen. Darauf ward er königl. ſchwediſcher Kriegsrath, wie auch ſpäterhin Sekretär und Fiscal zu Straßburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedrich Caſimir von Hanau zu ſeinem Rathe, und in der Folge zum Präſidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Conſiſtorium zu Hanau. Er ſtarb 1669 zu Worms. Moſcheroſch war ſeit 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu ſeiner Zeit ein ſehr beliebter Schriftſteller unter dem angenommnen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigſte, was wir von ihm haben, iſt folgendes ſatyriſche Werk: „Wunderliche und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt, Straffſchriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſter, in welcher aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel geſtellet und geſehen werden u. ſ. w. Straßburg 1650." (Eine andre Ausgabe, Leyden 1646 und 47, die ungleich mehr enthält, wurde von dem Verfaſſer nicht anerkannt.) Moſcheroſch hat zwar die Idee

zu ſeinen Geſichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denſelben bloß nachgeahmt. Man erkennt darin viel eigenthümliche Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geiſt der Satyre, der ſich bald ernſthaft, bald komiſch und burlesk äußert. Die Schreibart iſt körnicht und lobenswerth, wiewol nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechſeln iſt übrigens dieſer Schriftſteller mit ſeinem Bruder Quirinus Moſcheroſch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war, und ein poetiſches Blumenparadies drucken ließ.

Moſchus, ein griechiſcher Idyllendichter, aus Syrakus gebürtig. Er war, wie ſein Zeitgenoſſe Bion, ein Nachahmer des Theokrit. Die von ihm noch vorhandnen Poeſien ſind mehr epiſch-mythiſche und zum Theil elegiſche Schilderungen, oder lyriſche Herzensergießungen und hymniſche Darſtellungen, als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatiſche Lieder und poetiſche Tändeleien. Seine Werke ſind gewöhnlich mit denen von Bion zuſammengedruckt. Eine der beſten Ausgaben iſt die von Heſkin, 8. Oxford. 1748.

Moſchus oder Biſam, eine ſtarkriechende Subſtanz, welche von dem männlichen Biſamthiere gewonnen wird. Urſprünglich iſt ſie weich; getrocknet iſt ſie zerreiblich, von Farbe ſchmutzig. ſchwarzbräunlich, und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geſchmack iſt etwas harzig und bitterlich. Der Moſchus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Oſtindien und Perſien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus ſeinen aſiatiſchen Provinzen viel Biſam; allein dieſer, ſo wie der oſtindiſche, iſt viel ſchlechter als der tibetaniſche. Wegen ſeiner Koſtbarkeit wird er auf verſchiedne Weiſe verfälſcht. In der Medicin bedient man ſich des Moſchus als eines auf die Nerven wirkenden Mittels.

Moſcovade, ſ. Zucker.

Moſel (Moselle), die, ein Nebenfluß des Rheinſtroms, entſpringt in Frankreich am Berge Faucilles in dem Wasgaugebirge, nahe bei der Quelle der ſüdlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mouſſon ſchiffbar, und ergießt ſich bei Koblenz, Ehrenbreitenſtein gegenüber, in den Rhein. Sie durchfließt die franzöſ. Departements des Wasgaus, der Meurthe und der Moſel, einen kleinen Theil des Großherzogth. Luxemburg die preußiſche Provinz Niederrhein. Die Länge ihres Laufes, den ſie überhaupt von Süden nach Norden nimt, beträgt an 50 Meilen. Ihr vornehmſter Nebenfluß iſt: die Meurthe, und die Saar. Von Metz bis Trier fließt die Moſel in einem weiten Thale ohne Einſchränkung fort, weiter hin aber verengt ſich durch die Abzweigungen des Hundsrücks das Thal derſelben, und ſie macht nun ſo große Krümmungen, daß ſie zu ihrem Laufe von Trier bis Koblenz, der in gerader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms iſt zwiſchen Trier und Trarbach 430 und zwiſchen Trarbach und Koblenz 595 Fuß. Die Tiefe iſt zwiſchen 15 und 7 Fuß. Die Schiffahrt iſt wegen der vielen Krümmungen langſam; gefährliche Stellen ſind das Müdenloch und das Sommerloch, ſo wie die Felſen bei Briedern und Alff. Die Moſelſchiffe haben gewöhnlich 80 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, und tragen 1400 bis 1800 Centner. Die Waſſerreiſe auf der Moſel von Trier bis Koblenz iſt äußerſt anziehend, denn die Ufer zeigen die mannichfaltigſten Anſichten, und faſt jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landſchaft. Eine der ſchönſten Moſelgegenden iſt

die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen ſich daſelbſt, und mehrere Waldbäche ſtrömen hier in die Moſel. Die vornehmſten an der Moſel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe ſind: Pont=à=Mouſſon, Metz, Thionville, Trier und Koblenz.

Moſer (Joh. Jacob), einer der fruchtbarſten Publiciſten Deutſchlands, wurde zu Stuttgart 1701 geboren, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt, und bezog 1717 die Univerſität Tübingen, wo er 1720 Licentiat, und noch in demſelben Jahre außerordentlicher Profeſſor der Rechte wurde. Da er hier nicht den gehofften Beifall fand, ſo ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher, auf ſein Anſuchen, der Charakter eines herzogl. würtembergiſchen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, ſein vorzüglicher Gönner. Da derſelbe jedoch nichts für ihn wirken konnte, ſo kehrte er zwar in ſein Vaterland zurück, verließ daſſelbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiſerlichen Hofes anſah, und ging auf's neue nach Wien. Eine nochmalige Reiſe nach Würtemberg überzeugte ihn, daß daſelbſt für ihn nichts zu hoffen ſei; er wendete ſich daher 1725 ganz nach Wien, und legte ſeine würtenbergiſchen Dienſte nieder. Weil aber das würtembergiſche Miniſterium von ſeinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land beſorgte, ſo ward er ſchon 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Profeſſor der Rechte bei dem fürſtlichen Collegium in Tübingen beſtellt. Der Fleiß, welchen er hier auf ſeine Vorleſungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten ſeiner Collegen zu, welche ihn endlich ſogar bewogen, ſeine Stelle niederzulegen. Unterdeſſen ward er ſchon 1733 von dem neuen Herzog, Carl Alexander, wieder in ſeine vorige Regierungsrathsſtelle eingeſetzt, welche er 1736 mit der eines preußiſchen Geheimeraths, Directors der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauſchte. Verſchiedne Verdrießlichkeiten, beſonders über eine ſtaatsrechtliche Diſſertation, bewogen ihn, dieſe Aemter 1739 niederzulegen. Er lebte nun 8 Jahre zu Ebersdorf, im reußiſchen Voigtlande, ſehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutiſchen Sekte an dieſem Orte, welche ihn und ſeine Familie vom Abendmahl ausſchloſſen, auch von hier vertrieb, und ihn bewog, 1747 die von dem Landgrafen zu Heſſen=Homburg ihm angebotne Stelle als Geheimerath und Chef der Kanzlei anzunehmen; allein wegen des Widerſtandes, den er hier in der Ausführung ſeiner Cameral= und andern Grundſätze erfuhr, gab er auch dieſen Platz bald wieder auf, und lebte ſeit 1749 zu Hanau wo er für junge Leute eine Staats= und Kanzleiakademie anlegte, welche ihm ſeine Tage ſehr angenehm machte, und von welcher ihn nur der Ruf, den er 1751 als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland erhielt, abzuziehen vermochte. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden allerhand Irrungen und Streitigkeiten entſtanden und Moſer, der die Sache der Landſtände vertheidigte, für den Verfaſſer der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, ſo ließ ihn der Herzog 1759 durch einen geheimen Kabinetsſekretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm ſelbſt den Feſtungsarreſt an. Noch am ſelbigen Tage ward er unter ſcharfer Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in ſehr enger Haft gehalten, in welcher ihm, außer der Bibel, einem Predigt= und Geſangbuch, weder Bücher, noch Feder, Dinte und Papier zugeſtanden wurden. Seine Erzählung, wie er ſich in dieſer über fünf Jahre

dauernden Lage die Zeit zu vertreiben ſuchte, iſt ſehr anziehend. Ohne ein einziges Mal während ſeiner Gefangenſchaft verhört worden zu ſein, mußte er 1764 auf Befehl des Reichshofraths losgelaſſen werden. Er begab ſich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für ſchuldlos erkannt, ſondern auch als Landſchaftsconſulent wieder eingeſetzt zu werden, wiewol er als ſolcher nachher wenig, und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Penſion von 1500 Gulden den Reſt ſeiner Tage größtentheils unter ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, verlebte. 1785, in ſeinem 84ſten Jahre beſchloß er ſein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geſchäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen ſichern praktiſchen Blick, der gegen die ſchwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abſtach. Durch dieſen, ſo wie durch ſeinen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er ſeinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verſchiedenartigſten Geſchäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland, Tübingen 1754, 8.; deutſches Staatsrecht, 50 Theile nebſt 2 Bänden Supplemente und einem Band Regiſter, Nürnberg 1737 ff. 4; ein ausführliches und vollſtändiges Werk vom ganzen deutſchen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutſches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. ſ. w., und mehrere Schriften des poſitiven europ. Völkerrechts, welches er zuerſt in ein Syſtem brachte. Seine eigne Lebensbeſchreibung (3. Aufl.) erſchien in 4 Theilen, Frankfurt und Leipzig 1777—83. 8.

Möſer (Juſtus), geſchicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann, mit Recht Deutſchlands Franklin genannt, war geb. 1720 zu Osnabrück, und ſtarb daſelbſt 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Conſiſtorialpräſident; die Mutter unterrichtete den gutmüthig feurigen Juſtus in der franzöſiſchen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutſchen Sinn zu verſchrauben. Der talentvolle Knabe faßte ſchnell und verwandelte das Erlernte bald in ſein Eigenthum. Schon im 12. Jahre errichtete er mit ſeinen Geſpielen eine gelehrte Geſellſchaft, in der er ſich einer eignen, von ihm erfundnen Sprache bediente. 1740—1742 ſtudirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswiſſenſchaft; aber das wichtigſte Studium für ſeinen Beobachtungsgeiſt war das offne Buch des menſchlichen Lebens. Zugleich bildete er ſeinen Geſchmack durch das Leſen der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Klaſſiker. Als Sachwalter nahm er ſich mit Wärme und Freundſchaft der unterdrückten Unſchuld an; er allein widerſtand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen ſeiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landſtände zum Sekretär und zum Syndikus der Ritterſchaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangſalen des ſiebenjährigen Kriegs. Er erſparte durch weiſe und redliche Thätigkeit ſeinem hartbedrängten

Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslaſten mehrere hunderttauſend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungs-Zahlgeſchäft für das von England beſoldete verbündete Heer. Dieſer Aufenthalt gab ſeinem Geiſte einen ſeltnen Reichthum praktiſcher Erfahrung. Ueberall im bürgerlichen Geſchäftsleben ſah er klar den innern Zuſammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht bloß, ſondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und ſein edles Herz erhielt ihn ſtets auf der Höhe des Weltbürgers und Menſchenfreundes. Als Schriftſteller brachte er aus dem Lande der Freiheit jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die ſeinen Schriften klaſſiſchen Werth gibt. Möſer war 20 Jahre hindurch, ſo lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als proteſtantiſcher Biſchof 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derſelbe. Nur Möſer's ausgezeichnetes Talent, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß und ſein Fleiß, verbunden mit unerſchütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen und verſtändig, welterfahren und unterrichtet, verſchmähte er den Schleichweg, entdeckte ſchnell den Irrthum, und beförderte feſt und großherzig alles Gemeinnützige. Von 1762 an war er 6 Jahre lang Juſtitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er dieſe Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an ſeinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er 1783 den Titel eines geheimen Juſtizraths an. So groß ſein Ruf in ſeinem Wirkungskreiſe war, ſo liebenswerth erſchien er in dem engern Kreiſe des Hauſes und der Geſellſchaft. Für geiſtigen Genuß ſtets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande, wie er ſelbſt mit Rührung bekannte, erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode ſeiner trefflichen Gattin, 1787 und ſeines hoffnungsvollen Sohns, weihte ſich mit der liebevollſten Treue ſeine Tochter, vermählte von Voigt. Im Jahre 1792 feierte die osnabrückiſche Ritterſchaft ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum, mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte. Möſer war ein großer, ſtark und ebenmäßig gebauter Mann. Er flößte ſchon durch ſein Aeußeres Achtung ein. Sein Gang war feſt und ſicher; ſein Weſen ernſt und freundlich; ſein Geſicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Möſer lachte ſelten, aber faſt immer ſchwebte auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund ein heitres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur geſunde Luft und geiſtig heitres Geſpräch. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe beſiegen; denn er meinte, die Natur kämpfe ſelbſt das Uebel nieder, daher dürfe er ſie nicht ſtören. Erſt in ſeiner letzten Krankheit, im 74. Jahre erkannte er ſeinen Irrthum; er fühlte die Nähe ſeines Todes, und ſagte, wiewol mit Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ ſeiner Tochter danken, ſagte: er ſei nun müde und wolle ſchlafen, und entſchlief. Ohne Schriftſtellerruhm zu ſuchen, fand er ihn durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Bruſt und mit unerreichbarer Laune ſchrieb er über Feh-

ler und Verbeſſernng der Sitten, über öffentliche Anſtalten, über Geſchichte, Staats- und bürgerliches Recht; und ſowol der innere Gehalt ſeiner Schriften, als ſeine eigenthümliche Schreibart ſichern ihm unter den deutſchen Proſaiſten eine der erſten Stellen. Seine osnabrückiſche Geſchichte, 2 Thle bis zum J. 1192 (3. Aufl. Berlin 1820, unveränderter Abdruck der 2. von 1780), iſt voll von ſcharſinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutſche Geſchichte manchen Aufſchluß geben. Vortrefflich iſt, was Möſer in der Vorrede über die Idee einer Geſchichte von Deutſchland ſagt. Als Nationalwerk verdienen ſeine patriotiſchen Phantaſien, herausgegeben von ſeiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bde 8., 3. Aufl. Berlin 1804, mit Möſer's Bildniß), ſtets geleſen und beherzigt zu werden. Sie entſtanden aus den Intelligenzblättern, welche Möſer für Osnabrück von 1766—1782 ſchrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weiſe bekannt zu machen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und von ſeiner Lektüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernſt aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menſchliche ſich ausſprach. Alle, die für die Nation ſchreiben, ſollten Möſern ſtudiren. Seine vermiſchten Schriften, 2 Thle, nebſt Möſer's Leben, herausgegeben von Fr. Nicolai, Berlin 1997 folg., enthalten Aufſätze voll Laune und Menſchenkenntniß, z. B. der auch in's Engliſche überſetzte Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen, über die deutſche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Die Vertheidigung der Leibeigenſchaft ſteht mit Möſer's Geiſt und Herzen nicht ganz im Widerſpruch, denn Möſer hat das Eigenthümliche, daß er alles nach den Erfahrungen, die er von ſich hatte und nicht nach fremden betrachtet, und zufällig war auf der ganzen deutſchen Erde nirgends die Leibeigenſchaft milder, als gerade in Osnabrück. Zu bedauern iſt, daß ſeine gelehrte Tochter niemand fand, der aus ſeinen geſammelten Materialien und andern, woran Osnabrück ſo reich iſt, den Schluß der Geſchichte Osnabrücks von 1192 bis 1806 lieferte. Das wäre für die vaterländiſche Geſchichte intereſſanter geweſen, als die Phantaſien die das wahre Volksleben des Vaterlandes nicht ſo darſtellten, als jene fehlende Geſchichte dazu im Stande geweſen wäre, wenn ſie im Geiſte der erſten Bände fortgeſetzt würde. Man vergl. Möſer's Leben in Schlichtegroll's Nekrolog 1794 II. K.

Moſes wurde um 1600 vor Chriſtus unter dem damals hart bedrückten hebräiſchen Volke in Aegypten geboren. Schon drei Monate nach ſeiner Geburt mußten ſeine Aeltern, der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi, zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling ausſetzen, der aber wunderbar gerettet wurde. Die luſtwandelnde Tochter des ägyptiſchen Königs (Thermutis nennt ſie die Sage beim Joſephus) findet im wohlverwahrten Rohrkäſtchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt ſich ſein und gibt es, da ſeine nabeſtehende Schweſter Mirjam die Mutter herbeiruft, dieſer zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle ſeines unglücklichen Volks eingeflößt, und erſt als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Waſſer Geretteten (Mo-üdſche im Aegyptiſchen, daher das hebräiſche Moſcheh), nannte und an Kindesſtatt annahm. Dadurch wurde er dem Prieſterſtande, zu dem die königliche Familie gehörte, einge-

'weiht und konnte nun als Prieſterlehrling zu allen Künſten und Wiſſenſchaften, die dieſer erſte Stand des Reichs in ſtreng verhüllten Myſterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchſte, was jene Zeit an Bildung und Einſicht beſaß; und daß Moſes ſich ihrer bemächtigte und noch tiefer als ſeine Lehrer in die Geheimniſſe ihrer Religion, Naturkunde, Geſetzgebung und Regierungskunſt eindrang, leuchtet aus ſeinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge in Aethiopien, bei dem er in ſeinem vierzigſten Lebensjahre, als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der beſiegten Prinzeſſin Tharbis erobert und dieſe zum Weibe genommen haben ſoll, ſpricht nur die jüdiſche Sage bei Joſephus, wahrſcheinlich aber machen die großen taktiſchen Kenntniſſe, die ſeine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer vorausſetzen, daß er im ägyptiſchen Heere diente und ſich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes ſein Volk nicht vergeſſen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägytiſcher Vogt ſich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich um. Aber dieſe That wurde bekannt, und er entging den Nachſtellungen des Königs nur (die Apoſtelgeſchichte ſagt im vierzigſten Lebensjahre) durch eine ſchnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitiſchen Hirtenfürſten und Prieſter, Aufnahme, und erhielt deſſen Tochter Zipora, die er beim erſten Zuſammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Pflegeſohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers und die Geſchichte ſagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorſchweben mußte ihm das Elend ſeines Volks, und nicht umſonſt konnte er, auf dem ungewöhnlichſten Wege in das Heiligthum der ägyptiſchen Weisheit geführt und mit den ſeltenſten Kräften und Kenntniſſen ausgeſtattet worden ſein. Sie beſchäftigten ſeinen Geiſt in der Einſamkeit, ſie deuteten ihm die Natur, die ihn, an Räthſeln und Wundern reich, mit Schrecken und Pracht in den Wüſten und Gebürgen Midians umgab, und erhoben ſein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als ſeine Väter. Doch lange bildete ſich bei dieſem ſtillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in ſeiner Bruſt, ehe er hervorbrach und die Geſtalt eines tief durchdachten Plans annahm. Moſes halte ſchon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geſchah. Am Horeb weidend, ſieht er einſt einen Dornbuſch im Feuer und forſchend, warum der Buſch nicht verbrenne, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der ſich ihm als den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, ſein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehovah, unter dem ſich Gott ihm offenbart, war ihm ſchon aus den ägyptiſchen Myſterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieſer Name in ſich ſchließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Beſorgniſſe der Vorſicht und Beſcheidenheit, entſchließt er ſich dieſem Rufe zu folgen: Pharao iſt hart und ungläubig, er ſelbſt geächtet, ſein Volk roh und unfähig, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen ſoll, zu faſſen; man wird den Worten ſeines unberedten Mundes, den eine ſchwere Zunge im Sprechen hindert, ohne ſinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt ihm Gott die Macht, ſeine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und ſtellt ihm ſeinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüſtet kehrt Moſes im Glauben, daß es

ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht ein Greis von achtzig Jahren, an's Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgeſehen, ſtellen ſich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron ſein Mund, und das Volk Israel muß in ſeinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtſchaft entmuthet und ausgeartet, ſchwankt es zwiſchen Glauben und Zweifel. Umſonſt bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberſtab in ſeiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunſt der ägyptiſchen Weiſen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höhrer Kräfte erkennen muß; erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinſterben aller Erſtgeburt, bewegt Pharao's verſtocktes Herz, die Hebräer ziehen zu laſſen. Moſes ſtellt ſich an ihre Spitze, und führt ſie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabiſchen Meerbuſen, in dem der treulos nachſetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch dieſe Rettung von dem furchtbarſten Feinde iſt nur der Anfang ſeines Unternehmens; gährend wogt um ihn die rohe Maſſe eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüſte erregte lautes Murren, das Zuſammenſtoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eiferſucht neidiſcher Aelteſten innere Empörungen wider den Führer; ſein Leben kommt nicht ſelten in Gefahr, und die Macht, die ſein Beruf erfodert, kann er oft nur durch Zwang und ſchreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewundernswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindſamkeit verfolgt er troz alles Widerſtrebens ſeinen Plan, die ſtörriſche Menge zum geſitteten, frommen und ſelbſtſtändigen Volke zu machen. Er ſchafft den Hungrigen Brod vom Himmel *) und öffnet den Durſtigen neue Quellen aus den Felſen Horebs, nicht als ein Zauberer mit betrüglichen Künſten, ſondern als einer Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf ſein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moſes nicht angeſehen ſein, bei allen ſeinen Anordnungen beruft er ſich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernſt väterlich an ſich ziehen und bilden will. Religion iſt der Geiſt des Geſetzes, das Moſes im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk ſich lagern, er ſelbſt aber beſteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner, unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Geſetzen Israel leben ſoll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, ſind dieſe Geſetze mehr eine Herſtellung der einfachen Wahrheiten, durch die ſich die Urwelt zum Höchſten erhob, als eine neue Religion. Moſes hat das Verdienſt, ſie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin ſie unter den Händen abgöttiſcher Völker faſt untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfniſſen der aus einer Familie zum großen unbändigen Volke angewachſenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt ſeiner Geſetzgebung iſt die Lehre, daß Jehovah der einige Gott, der weder einen ander Gott neben ſich, noch ein ſinnliches Bild ſeines Weſens dulde, ſelbſt König ſeines Volks ſein, und es durch Prieſter

*) Man oder Manna, ein vegetabiliſcher Saft, den die Iſraeliten vom Cameelſtaude (arabiſch Charti Schuter) in der arabiſchen Wüſte ſammelten und zur Speiſe bereiteten. Er ſieht wie Korianderſaamen aus, ſchmeckt ſüß wie Honig, und heißt jetzt bei den Perſern Terengabina.

regieren wolle. Daher haben die Geſetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfaſſung und Rechtspflege, die Sitten- und Geſundheitspolizei der Hebräer beſtimmte, insgeſammt göttliches Anſehn und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grundfoderungen der ſittlichen und ſinnlichen Natur des Menſchen ausgehend, ſind ſie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politiſche Lage des ihm zum Wohnorte beſtimmten Landes, und auf den Plan der Vorſehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einſt über das ganze Menſchengeſchlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermiſchung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein ſcharf abgeſchloßner Gottesſtaat ſoll er abgeſondert von allen Nachbarvölkern, ſelbſtſtändig, wie Gott und Herr, frei und allein ſtehen. Sie nöthigen es durch feſt beſtimmte, bis in die geringſten Einzelheiten der täglichen Lebensordnung und der geſelligen und häuslichen Verhältniſſe eingehende Vorſchriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speiſen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergeſſen iſt, zur Gewöhnung an die ſeinem Charakter und ſeiner religiöſen Beſtimmung angemeſſne Bildung. Sie legen ihm durch ein ſtreng geregeltes Ritual, das, aus tauſend an ſich kleinlichen und in die Sinne fallenden Gebräuchen zuſammengeſetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darſtellt und bedeutſam von Handlung zu Handlung fortſchreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geſchäftigkeit im Dienſte ſeines himmliſchen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moſes angehört, überträgt er die Verwaltung dieſes Dienſtes und die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und nicht ſeinen Söhnen, die er mit weiſer Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, ſondern dem Geſchlechte ſeines Bruders Aaron, das mit der oberſten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum (vergl. den Artikel Hoherprieſter). Dieſem von allem Grundeigenthume ausgeſchloßnen Stamme macht er die übrigen zwölf Stämme zehntflichtig, untergibt ſie eignen Stammälteſten und Richtern und ſichert die Feſtigkeit ihres politiſchen Verbandes durch gemeinſam zu feiernde Feſte und durch ausſchließliche Einheit des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geſchmückte, und im Innerſten nur dem Hohenprieſter zugängliche Wohnung Jehovah's, das einzige Heiligthum und, vermöge der ihm zufließenden Steuern, der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wird. Dies ſind die Hauptpunkte der Geſetzgebung Moſis, die, wenn auch Züge ägyptiſcher Bildung daraus hervorblicken, doch das Beſtreben, die Hebräer von den ägyptiſchen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen, und zur politiſchen und religiöſen Selbſtſtändigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umſtände ihrer Entſtehung an Eigenthümlichkeit und Hoheit der Grundſätze, an Folgerichtigkeit, Nachdruck und Dauer und, was am meiſten für ihren göttlichen Urſprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die geprieſenen Geſetzgebungen Solon's und Lykurg's weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht ſogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan, ſah Moſes ſich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüſte zurückzuführen und vierzig Jahre eines mühſeligen Umherziehens in der Wüſte mußten vergehen, die harten Strafen die ſein Geſetz dem

Uebertreter droht, mußten mit eiſerner Strenge vollzogen werden, alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten abſterben, ehe das Geſetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachſenen Geſchlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde, Moſes, der mit Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte ſelbſt um eines einzigen Zweifels willen, den er ſich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen laſſen, die vollkommne Ausführung ſeiner Idee nicht ein Mal erleben. Nachdem er den Feldherrn Joſua zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und von dem Volke feierlich Abſchied genommen hatte, beſteigt er einen Berg in Peräa jenſeit des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er ſelbſt nicht betreten ſollte, überſchaut und ſein mühevolles Leben im 120. Jahre beſchließt. Der abergläubiſchen Verehrung ſeiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und Niemand kennt die Stätte ſeines Grabes. Das herrlichſte Denkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Verdienſte enthalten die Bücher, die unter ſeinem Namen an der Spitze des alten Teſtaments ſtehen. Weil darin ſein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer ſpätern Zeit angehört, weil das Material, auf das er ſchrieb, Stein, und daher kaum möglich war, auf demſelben Schriften von ſo großem Umfange, wie die Moſaiſchen Schriften ſind, aufzubewahren, mußte die Kritik allerdings ihre Abfaſſung und Anordnung in die fünf Bücher (daher der Name Pentateuchos, mit dem ſie im Griechiſchen bezeichnet werden), einem ſpätern Schriftſteller aus dem davidiſchen oder ſalomoniſchen Zeitalter zuſchreiben. Dennoch bleibt es immer gewiß, daß Moſes die Nachrichten von der Geſchichte der Urwelt, die das erſte Buch (Geneſis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beſchreibung der Zuges der Iſraeliten durch die arabiſche Wüſte im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und ſolche Geſetze, die er der unſichern Sage nicht überlaſſen konnte, in dieſen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) ſelbſt aufgeſchrieben hat. Nicht weniger gewiß gehören ihm die herrlichen Lieder an, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor ſeinem Tode ſegnet und entläßt. Die Sammlung dieſer Bruchſtücke, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandnen Ueberlieferungen mag freilich das Werk einer ſpätern Zeit ſein, die ſich nicht genauer, als oben geſchehen iſt, angeben läßt. (Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes Th. 1. Abth. 1. §. 32. fg. Astruc Conjectures sur les Mémoiries originaux, dont il paraît, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse, 1753. Ilgen's Urkunde des jeruſalemiſchen Tempelarchivs, Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alten Teſtaments. Jena 1804, Vater's Commentar über den Pentateuch, Halle 1805. Eichhorn's, Auguſti's, Berthold's Einleitungen in das Alte Teſtament). Aber vergeblich hat die Kritik der Neueſten ſich bemüht, dieſe Bücher in den Nebel der mythiſchen Dichtung zu ſtellen. Dem Unbefangnen haben ſie die Geltung einer hiſtoriſchen Wirklichkeit, und er überzeugt ſich bald, daß nur Moſes, und auch dieſer nur, um das Geſchehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darſtellungsweiſe, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Aechtheit an ſich tragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtauſenden nach einem Mährchen ihre Verfaſſungen ordnen und die zehn Grundgebote

aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengeſetze von einem Andern annehmen mögen, als von dem erhabenen Geſandten Gottes, den in der Geſchichte der Menſchheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. E.

Moſes Mendelsſohn, ein berühmter jüdiſcher Philoſoph, war den 12. Sept. 1729 zu Deſſau geboren. Sein Vater Mendel, daſelbſt Schulmeiſter und Zehngebotſchreiber (Sopher), gab ihm trotz ſeiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächſt dem war das alte Teſtament die Quelle ſeines Unterrichts und ſeiner Bildung. Beſonders zogen ihn die poetiſchen Bücher deſſelben an. Das berühmte Werk des Maimonides, More Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Er ſtudirte dieſes Buch mit einem Fleiße und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachläſſige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrat und eine ſtets ſchwächliche Geſundheit behielt. Da ſein Vater ihn nicht ernähren konnte, ſo mußte er 1742 nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenoſſen verſchiedne Jahre in äußerſter Dürftigkeit lebte. Das Schickſal führte ihn hier mit Iſrael Moſes, einem tiefſinnigen Denker und großen Mathematiker, zuſammen, der, wegen ſeiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieſer Mann disputirte oft mit Mendelsſohn nach Maimonides Grundſätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräiſchen Ueberſetzung in die Hände, und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verſtand des Jünglings ſchärfte und ausbildete. Ein junger jüdiſcher Arzt, Namens Kiſch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateiniſchen und gab ihm ſelbſt einigen Unterricht darin; durch den Doctor Aaron Salomon Gumperz bekam er Gelegenheit, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verſchiedne talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte Mendelsſohn der Weisheit und Wiſſenſchaft ohne andre Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabricant ſeiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder, und nach und nach zum Aufſeher, Factor, und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. 1754 ward er Leſſing bekannt, welches auf ſeine Bildung den vortheilhafteſten Einfluß hatte Leſſing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerkſam. Auch wurde nun die Philoſophie ſeine Hauptbeſchäftigung. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Uebung des hebräiſchen Philoſophen in der deutſchen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai trat er in Verbindung. Die abbtiſche Correſpondenz iſt ein herrliches Denkmal und von der Freundſchaft und Vertraulichkeit dieſer trefflichen Männer. An der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo wie an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, nahm Mendelsſohn thätigen Antheil, und lieferte auch für die erſten Bände der Allgemeinen deutſchen Bibliothek einige ſehr vorzügliche Recenſionen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philoſophiſcher Schriftſteller mit Werken auf, die ſeinen Ruhm nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande verbreiteten. Ohne Originalphiloſoph zu

ſein, gehörte er doch zu den ausgezeichnetſten Denkern ſeiner Zeit, und war eben ſo ſehr durch Scharfſinn und Thätigkeit, als durch ſeine Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit verehrungswerth. Die Auffoderungen und dringenden Vorſtellungen des feurigen Lavater, der ihn dem Chriſtenthum gewinnen wollte, wußte Mendelsſohn mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe angegriffen zu ſehn, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In ſeinem Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum, legte er nachher 1783, der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deswegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angriffen. Er hatte ſeinem älteſten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems, beſonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenſtunden aus einander geſetzt. Die Erzeugniſſe ſeiner Unterſuchungen machte er daher in einem Werke unter dem Titel: Morgenſtunden, bekannt, von dem, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, nur der erſte Band 1785 erſchien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelsſohn glaubte ſeinen todten Freund Leſſing gegen die Beſchuldigung, ein Anhänger des Spinozismus geweſen ſein, vertheidigen zu müſſen. Ohne ſeiner erſchöpften Kräfte zu achten, eilte er, den erſten Eindruck der jacobiſchen Beſchuldigung durch die Schrift: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſing's, zu vertilgen. Er befand ſich in einem ſo gereizten Zuſtande, daß eine Erkältung hinreichend war, ſeinem Leben, 1786, ein Ende zu machen. Deutſchland hat dieſem großen Lehrer ſeiner Nation, deſſen Vorbild Sokrates war, um ſo williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hinderniſſe er zu überwältigen hatte. Die deutſche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philoſophiſchen Unterſuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philoſophiſchen Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungnen Verſuch, indem er denſelben dem Plato und Xenophon nachbildete. Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: ſeine philoſophiſchen Schriften, Berlin 1761 und 1771, 2 Bände; und ſein Meiſterwerk: Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele, welches, ſeit 1767 mehrere Auflagen erhielt und faſt in alle neuern Sprachen überſetzt wurde, und ſeine Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis und der Pſalmen u. ſ. w.

Mosheim (Johann Lorenz), einer der berühmteſten deutſchen Theologen, aus einem ſteiermärkiſchen Geſchlechte entſproſſen und 1694 zu Lübeck geboren. Er ſtudirte zu Kiel, ward daſelbſt 1718 Magiſter und 1719 Beiſitzer der philoſophiſchen Facultät. Der Ruf ſeines Vortrags als akademiſcher Lehrer, Prediger und Schriftſteller verſchaffte ihm mehrere ehrenvolle Dienſtanträge, die er aber aus verſchiednen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Profeſſor der Theologie nach Helmſtädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Conſiſtorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelſtein wurde. Nachdem er in Verbindung mit dieſen Stellen zuletzt noch das Generalinſpectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und ſich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetſten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Univerſität (die vor und nach ihm Niemand bekleidet) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorleſungen über die Kirchengeſchichte und über die meiſten Theile der Theologie bis an ſeinen Tod, 1755, fortfuhr. Große Verdienſte

um alle Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften machen ihn unſterblich. Er war der Vater und Wiederherſteller der Kirchengeſchichte. Er gab ihr neben der Zuverläſſigkeit eine pragmatiſche Geſtalt, und verbeſſerte Arnold's nicht allzuglücklich gerathnen Verſuch. In der Ketzergeſchichte war er gleichſam ein neuer Schöpfer, und wußte die künſtlichſten Syſteme aus den Lehren der Ketzer zuſammenzuſetzen; wenn er dabei irrte, ſo geſchah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in dieſem Fache ſind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmſtädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Geſtalt erſchienen ſind, nachher auch deutſch überſetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4. Aufl. 5 Theile. Helmſtädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollſtändigkeit und wegen ihrer durchaus praktiſchen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und ſein geſchickter Fortſetzer, J. P. Miller, hatte noch vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedtſamkeit machte Mosheim, theils durch ſeine Anweiſung, erbaulich zu predigen, 2. Aufl. 1771, 8., vornehmlich aber durch ſeine für die Zeit ihrer Erſcheinung muſterhaften Religionsvorträge (Heilige Reden, Hamb. 1732 und ff. 3 Bde.) ſolche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutſchen Kanzelberedtſamkeit genannt hat, ſo wie er überhaupt um die didaktiſche Proſa der Deutſchen große Verdienſte hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Gemeinverſtändlichkeit, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur iſt der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunſt der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leiſtete er wichtige Dienſte. Seine lateiniſche Schreibart iſt ſchön, und ſein akademiſcher Vortrag floß ohne Anſtoß, bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch ſein moraliſcher Charakter war alles Lobes werth.

Moskau (Moskwa), an der Moskwa und Neglina, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45′ Br.), die alte und erſte Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs; noch jetzt die Krönungsſtadt, einſt auch die Reſidenz der Zaare, bis Peter der Große St. Petersburg dazu erhob, ward vom Großfürſten Jurge I. ſeit 1147 gegründet, und vom Großfürſten Daniel um 1300 erweitert. In den J. 1383 und 1571 ward ſie von den Tataren gänzlich zerſtört, aber jedes Mal bald wieder aufgebaut. Ein drittes Mal, im J. 1611, ward ſie von den Polen verbrannt. Auch die Peſt richtete daſelbſt oft große Verwüſtungen an, das letzte Mal 1771. Unter Catharina II. ward ſie ſehr erweitert und verſchönert. Sie enthielt im J. 1812 in einem Umfange von 6 deutſchen Meilen, 4 Haupttheile: 1. den Kreml, d. i. Feſtung (ſ. d. Art.); 2. Kitaigorod; 3. Bielgorod, mit den Gebäuden der 1755 von der Kaiſerin Eliſabeth geſtifteten Univerſität und 4. Semlänoigorod. Die geſammte Stadt zählte nebſt ihren 30 Sloboden oder Vorſtädten über 10,000 Häuſer, darunter 288 Kirchen, ohne die zahlloſen Buden, und über 250,000 Einwohner. In ihr befinden ſich verſchiedene hohe Reichscollegien, mehrere Erziehungs- und wiſſenſchaftliche Anſtalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, ſo wie die wichtigſten Fabriken und Manufakturen des Reichs; auch war und iſt ſie fortdauernd der Mittelpunkt des innern Handels, und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies Alles, ſo wie die Palläſte und der Luxus des hohen ruſſiſchen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und ſich beſonders den Winter in Moskau aufhält

machten ſie zu einer der reichſten und prächtigſten Städte der Welt. Auch haben ſich daſelbſt die Nationalſitten und der Volkscharakter am längſten unvermiſcht erhalten. Die neueſte Zeit gab dieſer Stadt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für das unterjochte Feſtland von Europa. Als im J. 1812 Napoleon mit dem zahlreichſten Heere, welches Europa ſeit der Völkerwanderung geſehen, in das Innere des ruſſiſchen Reichs vorgedrungen und an der Moskwa bei Borodino (ſ. d. Art. Moskwa), vergebens aufgehalten worden war, da beſchloß Kutuſow, ungeachtet des Widerſpruchs mehrerer Mitglieder des verſammelten Kriegsrathes die Hauptſtadt Preis zu geben, und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Zeughauſes und die öffentlichen Schätze aus Moskau weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit ſeinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. An Verwundeten wurden gegen 17,000 auf 4000 Wagen fortgeſchafft, ſo daß nur 2000 ſchwer Verwundete und Kranke in den Hospitälern zu Moskau zurückblieben. Das Heer zog ſich nach Kaluga, um im Beſitze der reichen Hülfsquellen fruchtbarer Provinzen zu bleiben und die Verbindungslinie des Feindes mit Smolensk durchſchneiden zu können. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Roſtopſchin, traf Anſtalten, um dem Feinde die Möglichkeit, ſich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerſt ließ ſein prächtiges Landhaus bei Moskau anzünden, was einzelne Bewohner Moskau's, die ihre Vorräthe nicht in Feindes Hand fallen laſſen wollten, aus eignem Antriebe ebenfalls gethan haben. Denn der Ruſſe zerſtört lieber ſelbſt ſein Eigenthum, als daß er es dem Feinde Preis gäbe, und mehrere Bürger äußerten laut den Wunſch, es ſei beſſer Moskau zu verbrennen, als es zu verlaſſen. Indeß bewirkte Graf Roſtopſchin bloß, daß alle Civil- und Militärbehörden Moskau verließen; darunter befanden ſich auch die Aufſeher der Feuerlöſchanſtalten, die nebſt 2100 Spritzenleuten und 96 Feuerſpritzen, am Tage vor dem Einrücken des Feindes, aus Moskau abzogen. Die Gefängniſſe wurden nicht geöffnet, ſondern geräumt, und 810 Verhaftete, unter Bedekkung, zwei Tage vor der Ankunft des Feindes, nach Niſchnei-Nowgorod abgeführt. Doch beſtand die Hälfte der in Moskau zurückgebliebnen Einwohner (12 — 15,000) aus Geſindel, von dem mehrere die allgemeine Unordnung und einzelne Brände benutzt haben können, um hier und dort Feuer anzulegen, damit ſie beſſer plündern konnten. Der Brand von Moskau, welcher in drei Tagen ſechs Achtel aller Häuſer verzehrte, war alſo etwas Zufälliges, kein vorherberechneter Plan, und eben ſo wenig das Werk Roſtopſchin's, als das Werk der Franzoſen. Napoleons Armeeberichte nannten zwar als den Urheber deſſelben den Grafen Roſtopſchin. Er habe, führten ſie an, einem gewiſſen Schmidt die Verfertigung eines mit Brennſtoff angefüllten Luftballons, der die Stadt anzünden ſollte, aufgetragen; auch habe man Sprengbüchſen in den Oefen des roſtopſchin'ſchen Pallaſtes zu Moskau gefunden, und an 300 Uebelthäter, welche an 500 Orten Feuer angelegt hätten, ergriffen, und auf ihr Geſtändniß, daß ſie dazu Befehl gehabt, erſchoſſen; allein Graf Roſtopſchin widerlegt in einer kürzlich von ihm herausgegebnen Schrift: La vérité sur l'incendie de Moscou, par le Comte Rostopchine (Paris 1823. 47. S. 8.), dieſe franzöſ. Armeeberichte auf das Beſtimmteſte, und lehnt den Ruhm jener vermeintlichen Großthat ganz von ſich ab. Es ſei Zufall, ſagt er, wenn man einige Flintenpatronen in ſeinem Palaſte gefunden habe. Allerdings ſeien Brandſtifter vor

den Franzoſen ertappt worden, die Raketen und Brände bei ſich gehabt hätten; allein dieſe könten ſie nur aus den Vorräthen der Feuerwerker in Moskau an ſich genommen haben. Nach dem gedruckten Verhöre ſeien zwar von den Franzoſen 30 genannte Perſonen verhaftet und dreizehn davon, als überführt, auf Roſtopſchin's Befehl Feuer angelegt zu haben, erſchoſſen worden; allein drei von den Freigelaſſnen, die man ſpäterhin darüber mehrmals befragt habe, hätten ausgeſagt, daß kein ordentliches Verhör Statt gefunden habe. Ueberhaupt ſei das Verbrennen Moskau's kein Mittel zu dem beabſichtigten Zwecke geweſen; die Franzoſen hätten in den ſtehen gebliebnen zwei Achteln der Stadt Raum genug gehabt, um ſich einzuquartieren. An Lebensmitteln aber ſei wenig vorhanden geweſen; denn die Zufuhr nach Moskau habe ſeit dem Vordringen der Franzoſen über den Dnepr aufgehört, alles Mehl, das ſich noch in den Speichern der Regierung vorgefunden, ſei größtentheils zu Brot und Zwieback für das ruſſiſche Heer verbacken, und während der 13 Tage vor dem Einrücken des Feindes in die Stadt, ſeien täglich 600 Wa- mit Zwieback, Mehl und Hafer, zum Heere abgeſchickt worden. Das erſte Feuer ſei durch Zufall entſtanden; doch wiſſe man, daß die Eigenthümer der Wagenmagazine, welche in Moskau eine ganze Straße einnehmen, als ſie geſehen, daß die franzöſiſchen Offiziere gleich nach ihrer Ankunft dieſe Wagen für ſich in Beſchlag genommen, einmüthig, um dem Feinde dieſe Beute zu entreißen, des Nachts ihre Magazine in Brand geſteckt hätten. Auch nennt Roſtopſchin mehrere Kaufleute, die daſſelbe mit ihren Häuſern gethan haben, wobei einige ertappt und auf der Stelle erſchoſſen worden ſind. Endlich mögen einzelne Franzoſen, aus Nachläſſigkeit oder abſichtlich, um plündern zu können, Feuer angelegt haben. So geriethen ſchon in der erſten Nacht die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand; hierauf gab es Feuer in mehrern Gegenden der Stadt; aber erſt am fünften Tage nach dem Einrücken der Franzoſen, verbreitete ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten, ſo daß binnen drei Tagen 7932 Häuſer in Aſche lagen. Da Napoleon erlaubt hatte, die bereits brennenden Häuſer zu plündern, ſo war der Eifer der Soldaten beim Löſchen nicht ſehr groß. Die Ruſſen behaupteten daher, der Brand von Moskau ſei ganz das Werk der Franzoſen, wodurch der Volkshaß gegen den Feind noch mehr entflammt wurde. Selbſt Kutuſow erklärte gegen Lauriſton, er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt wurden. Das Uebrige hätten die Franzoſen gethan*). Ueber den Einzug der Franzoſen in Moskau führen

*) Daß Roſtopſchin's Bericht über den Brand von Moskau ſchon die innere Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, ergibt ſich auch aus folgenden Bemerkungen. Vor der Schlacht bei Borodino war das Schickſal von Moskau zu ungewiß, als daß man ſich zu dieſer unerhörten Maßregel, welche nur die wildeſte Verzweiflung eingeben konnte, hätte bewogen finden können. Unmittelbar nach der Schlacht, ward zwiſchen dem Militärgouverneur von Moskau, Grafen Roſtopſchin, und dem Feldmarſchall Kutuſow über die Möglichkeit berathſchlagt, Moskau durch Aufſtellung der ruſſiſchen Armee vor der Stadt mit Hülfe der Einwohner zu vertheidigen. Nicht eher, als bis die Umgebungen von Bennigſen aufs genaueſte recognoscirt waren und die ruſſiſchen Generale die Vertheidigung unthunlich gefunden hatten, ward die von dem größten Theil der Einwohner bereits verlaſſene Stadt auch von dem geſammten Regierungsperſonal geräumt.

Der Abzug der mit der Feuerpolizei beauftragten Perſonen erklärt ſich natürlich aus dem des Perſonals der geſammten Polizei, wozu ſie gehörten. Hätten die Ruſſen nach der Verzichtleiſtung auf die Vertheidigung der Stadt den Plan gemacht ſie zu verbrennen, ſo hätte dies am leichte-

wir noch Folgendes an. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüſſel von Moskau überbringen ſollten. Endlich erſchien eine Art von Deputation, die aus etwa zwölf ſchlecht gekleideten Leuten aus dem Volke beſtand, daher Napoleon

ſten, am ſicherſten und am nachtheiligſten für den Feind durch die ruſſiſche Armee ausgeführt werden können. Dieſe zog mit der größten Ruhe und Ordnung durch die Stadt. Napoleon war ſo weit entfernt ſie zu verfolgen, daß er anfangs nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, wo ſie ſtand. Eine ſo weit ausgedehnte Feuersbrunſt auf den Fall der wirklichen Beſetzung Moskau's durch die Franzoſen, vorzubereiten und während ihrer Abweſenheit auszuführen, ohne daß ſie Kunde davon erhalten oder ſolche verhindern konnten, dazu gehörten Zeit, geheime Anſtalten und vor allen Dingen eine große Anzahl ſchlauer und abgerichteter Wagehälſe, welches Alles beim Drange der Zeitumſtände ſchwerlich zu vereinigen war.

Nicht minder grundlos iſt der Schluß, daß der Brand von Moskau durch Napoleon und ſeine Feldherren abſichtlich angeſtiftet oder befördert ſei, indem ſie die nöthigen Mittel denſelben zu hemmen, unangewendet ließen. Sehr bald mußte Napoleon die Folgen dieſes Ereigniſſes einſehen; auch that er Alles, was ohne Feuerſpritzen und Waſſer, welches ein großer Theil der Stadt aus bedeutender Ferne erhält, und beim Mangel an Einwohnern mit einer plündernd umherſtreifenden, berauſchten Armee geſchehen konnte. Erſt kurz vor ſeinem Abzuge gab er aus leicht erklärbarem Ingrimm beſtimmten Befehl, die Verwüſtung der ihm ſo verderblich gewordnen Stadt zu vollenden.

Nach einſtimmigen Nachrichten mehrerer Augenzeugen lag in Moskau, ſo wie (nach Livius V. 41.) einſt im alten Rom, als es durch die Gallier der Vorzeit eingenommen und geplündert ward, die Urſache des Ausbruchs der Feuersbrunſt in mehrern zufällig zuſammentreffenden Umſtänden. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen, ſo zerſtreuten ſich ſeine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden ſolche verſchloſſen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelaſſen hatten. Dies Alles verzögerte den Anfang der eigentlichen Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon ſie, um die eingetretne Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bayonette ſteckten und mit dieſen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheinen umherliefen. Niemand, der dieſe Thatſache mit anſah, wunderte ſich, daß in mehreren dieſer Läden Feuer ausbrach, welches ſich, da die Plünderer nicht an's Löſchen dachten (und in dieſer Verwirrung noch weniger die Moscowiten), ſchnell verbreitete, ſo daß noch an dem nämlichen Abend der Rauch in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogne kaiſerliche Burg zu räumen. Selbſt ſein Gefolge ſchrieb damals den Brand der Unvorſichtigkeit der franzöſiſchen Soldaten zu. Dieſe, welche die großen Häuſer von den Bewohnern verlaſſen fanden, mußten ſelbſt Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuſer, die ruſſiſchen Feuerheerde und Kachelöfen, ſo wie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweiſe zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten ſie, größtentheils berauſcht, beim Scheine brennender Holzſpäne, ihre Pferde; ſehr begreiflich war es daher, wenn ihnen, ohne daß ſie ſelbſt die Urſache begreifen oder anerkennen wollten, die Häuſer über dem Kopf in Brand geriethen. Hierzu kommt noch folgender allgemeine Grund gegen die Wahrſcheinlichkeit einer abſichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der ruſſiſchen Regierung. Dieſe ſchreckliche Maßregel war eben ſo unſicher als unnöthig zur Vernichtung des franzöſiſchen Heers. Mit dem Centrum deſſelben nach Moskau vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offnen Augen in ſein Verderben und bereitete den Moment ſeiner nachherigen Entſchließung vor, ſo daß er, wäre auch Moskau unverſehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieſer Stellung offenbar verloren war. Es konnte ſogar die Verbrennung von Moskau eine für die Ruſſen ſehr nachtheilige und die franzöſiſche Armee rettende Folge haben. Nichts ward dieſer ſo verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Moskau's Schutthaufen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge geweſen ſein, wenn er, was jeder andre Heerführer gethan haben würde,

gar nicht auf ſie achtete. Ein junger Ruſſe, der den Einfall gehabt hatte, einen Aufruf im Namen Napoleons zu verfaſſen, ward vom Volke ermordet. Unterdeſſen rückte ſchon am 14. Sept. die Vorhut des franzöſiſchen Heers in Moskau ein, und zog nach dem Kreml. Da ſtürzte plötzlich ein ruſſiſcher Bauer hervor, und erſchlug einen reich gekleideten polniſchen Offizier, den er für Napoleon gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Mürat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Erſt am folgenden Tage, den 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit ſeinen Garden in die verlaſſne Stadt, und begab ſich in den Kreml. Aber ſchon ſtiegen in der Ferne Rauchſäulen auf, und bald brannte es zugleich an fünfhundert Orten. Vergeblich ſuchte man zu löſchen und die Ordnung wieder herzuſtellen. Bald ſtand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml, und eilte nach dem Luſtſchloſſe Petrowskoi, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: Wo ihr nicht retten könnt, da plündert! Nun folgten Gräuel auf Gräuel! Moskau brannte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. Oktober mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandſtätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzoſen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte es in fünf Wochen an 40,000 Mann verloren. Alſo ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22. Oct., und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der Roheit und Raubſucht. Am letzten Tage ſollte auch der Kreml in die Luft geſprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 3000 ſteinernen Häuſern waren 525, und von 6900 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Der geſammte Verluſt an Brand- und Kriegsſchäden in der Stadt und dem Gouvernement Moskau ward auf 321 Mill. Rubel geſchätzt. Die Regierung ernannte eine Entſchädigungs-Commiſſion; allein mehrere Eigenthümer, die das Meiſte verloren hatten, reichten ihre Angaben nicht ein. So betrug u. a. der Verluſt der beiden Grafen Razumowski, des Generals Apraxin, des Grafen Buturlin, deſſen auf eine Million geſchätzte Bibliothek ganz verbrannte, und des Grafen Roſtopſchin, an Häuſern und Geräthe über fünf Mill. Rubel. Seit der Befreiung des Landes haben die Ruſſen ſo thätig an der Wiederherſtellung von Moskau gearbeitet, daß es bin-

beim Anblick eines Schutthaufens, anſtatt eines wohlbebauten, wohlverſehnen Ruhepunktes, ſich auf der Stelle an die polniſche Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte ſeine Armee behalten und die Ruſſen im nächſten Frühling auf's neue angegriffen, während dieſen von ihrer ſchrecklichen Heldenthat nichts geblieben wäre, als der Untergang ihrer Hauptſtadt. Staats- und Kriegskunſt riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moskau anziehend zu machen und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum ſchnellen Abzuge zu zwingen. Allein angenommen, daß Moskau's Untergang zum Verderben der franzöſiſchen nöthig geachtet ward, ſo war das ergriffne Mittel eben ſo unſicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltſtadt wie Moskau abzubrennen, iſt nicht ſo leicht geſchehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unverſehrt zu laſſen, ſo ließ ſich vorausſehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorräthe genug für Napoleons Heer übrig blieben. Dies war ſelbſt noch jetzt der Fall, obwol das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, ſich viel weiter verbreitete, als man mit Grund vorausſehen konnte. Und wer konnte vollends der Ausführung gewiß ſein, wenn man die Vollziehung eines ſolchen Plans bis nach dem Einzuge der Franzoſen verſchob?

nen 9 Jahren ſich ſchöner als vorher aus ſeiner Aſche erhoben hat. Schon iſt es ſo volkreich wie vorher, (11,314 Häuſer, 6911 Kramladen, 312,000 Einw.); die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml (mit einem Aufwande von 500,000 Franken) ſind prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, und die Lehranſtalten, z. B. die Univerſität mit ihren Sammlungen auf's neue hergeſtellt. Zum Andenken an das neueſte Schickſal der Stadt, hat der Kaiſer Alexander am 24 Oct. 1817, am Jahrestage der Befreiung der Stadt, den Grund zum Bau einer neuen Kirche gelegt zu der des Erlöſers, welche der größte Tempel der Chriſtenheit in Europa werden ſoll. Stolzer als je, blickt nun der Ruſſe auf ſeine heilige Stadt, wo auch das kürzlich errichtete Denkmal des Bürgers Minin und des Fürſten Poſharski, die 1612 ihr Vaterland von der polniſchen Herrſchaft befreiten, dem Fremden ſagt, welcher Muth der Vaterlandsliebe die ruſſiſche Nation beſeelt. K.

Moskwa, die Schlacht an der, 7. Sept. 1812 von den Ruſſen nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt, ward von Napoleon Buonaparte über die Ruſſen unter Kutuſow gewonnen. Nach der Räumung von Smolensk (18. Aug.) und nach dem unentſchiednen Kampfe des ruſſiſchen Nachtrabs unter Korf gegen Ney bei Valontina (19. Aug.), zog ſich das ruſſiſche Heer unter Barclay de Tolly langſam gegen Moskau zurück. Am 29. übernahm Fürſt Kutuſow den Oberbefehl, der, um die heilige Stadt zu retten, am 1. Sept. bei dem Dorfe Borodino, 2 Meilen von Moſaisk unfern der Moskwa, nachdem er die Heerhaufen unter Miloradowitſch und die Landwehr unter dem Grafen Markow an ſich gezogen, das Heer zur Schlacht aufſtellte. Die Ortslage ward gut benutzt: die Ruſſen beſetzten nämlich einen ſanft anſteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieſes Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die kalugaer Straße geht; der rechte Flügel ward durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer (2000 Schritte von der Moskwa) vortheilhaft gelegne Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritte links rückwärts auf flach abfallender Höhe befand ſich eine große Schanze, und zwiſchen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern ein zerſtörtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Mitteltreffen; 1500 Schritte von der letztern Schanze machte das Dorf Seminofka an dem großen Walde, den Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und deſſen Verbindung mit dem Centrum durch eine rechts gelegne Schanze geſichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutuſow auf der von dem linken Flügel vorſpringenden Höhe ein Werk bauen laſſen, das die in den Wald führende Straße und die Uebergänge über die Kaluga beſtrich, und jeden Angriff auf die Hauptſtellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Auf dem rechten Flügel unter Barclay de Tolly ſtand das zweite (Baggovouth in und bei Borodino) und das ſechſte Infanteriecorps (Docktorow bis an die große Redoute), im Centrum, unter Bennigſen, das vierte Infanteriecorps (Tuſchkow) und ein Theil des ſiebenten Infanteriecorps (Rajewski) auf dem linken Flügel, unter Bagration, das dritte Corps (Oſtermann), an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdiviſionen und moskowſche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke ſtanden zwei Diviſionen; ein zweites Treffen unterſtützte das erſte; die Gardeinfanterie war in Reſerve hinter dem Centrum, ein Theil bei der großen Redoute, die Garde-

cavallerie, und Küraſſierdiviſionen mehr gegen den linken Flügel, Koſaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Als Napoleon am 5. September vor dieſer Stellung angekommen war, erkannte er ſogleich, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in ſeinem Beſitz ſein müſſe, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ ſie deshalb gegen Abend von zwei Diviſionen des erſten Corps (Davouſt) erſtürmen, während das fünfte (Poniatowski) gegen den dahinter gelegnen Wald vorrückte. Der 6. September verſtrich unter gegenſeitigen Rüſtungen zur Schlacht; die Ruſſen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzoſen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten ſie folgende Stellung: auf dem rechten Flügel das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Diviſionen des erſten Corps; im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney geſtellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erſte, zweite, vierte Cavalleriereſervecorps (Nanſouty, Montbrun, Latour-Moubourg) die Garden in Reſerve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Diviſionen des erſten Corps und das dritte Cavalleriereſervecorps (Grouchy). Am 7. September früh um 6 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps ſuchte in den Wald einzudringen, das erſte zog den Waldſaum entlang gegen Seminofka, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch bloß durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um ſein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Diviſion drang in das Dorf, ward aber zurückgeworfen. Während hier vergebliche Anſtrengungen gemacht wurden, drang der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeſchickt, hielten endlich dieſe Bewegung, jedoch mit großem Verluſte, auf; Davouſt war jetzt bis dicht an Seminofka, Poniatowski in den Wald gedrungen; auch Ney ging mit dem Mitteltreffen langſam vorwärts. Napoleon ließ nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs angreifen; allein ſie wurden beinahe aufgerieben. Mit eben ſo wenig Erfolg und nicht minderm Verluſt ſtürzt ſich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf. Während deſſen ward Ney vor dem zerſtörten Dorfe in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; wiederholte Angriffe auf Borodino wurden abgeſchlagen, Ney's Heerhaufe litt ſehr durch kreuzendes Feuer, Davouſt vermochte nicht weiter vorzudringen und Poniatowski ward im Walde zurückgeworfen. Jetzt, um drei Uhr Nachmittags, ſandte Napoleon das vierte Cavalleriecorps gegen die große Redoute, und die ſächſiſche Brigade unter Thielemann drang ſtürmend in dieſelbe ein, die nun ſogleich mit Infanterie beſetzt und behauptet ward. Unter dem Schutze dieſes wichtigen Werkes beſchloß nun der franzöſiſche Feldherr, das Centrum zu durchbrechen, die Garden rückten daher vor; allein ſie kamen nicht in's Gefecht, denn Ney, durch 80 Kanonen verſtärkt, bemächtigte ſich des zerſtörten Dorfs, und ſuchte nun links die Verbindung mit dem eroberten Werke. Kutuſow, die Gefahr, die ihm drohte, wohl erkennend, ſetzte ſogleich ſeine Reſerven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig ſie auch vordrangen, ſo fanden ſie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderiſchſte Gefecht des Tages endete mit ihrem Rückzuge, da auch der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davouſt ebenfalls Terrain ge-

wonnen hatte. Nach 6 Uhr gingen die Ruſſen gegen Moſaisk zurück. Davouſt rückte in gleiche Höhe mit Ney, und Poniatowski, aus dem Walde vordringend, vereinigte ſich mit jenen. Der Rückzug der Ruſſen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verluſt, die Franzoſen zogen langſam nach in drei Colonnen; denn erſt am Abende des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Moſaisk beſetzen. Nach Kuſuſow's Bericht ſollten die Franzoſen geſchlagen und von den Koſaken ſieben Werſte weit verfolgt worden ſeyn. Die Stärke der franzöſiſchen Armee kann man ungefähr 150,000 Mann annehmen; die Ruſſen mögen nicht ſehr viel ſchwächer geweſen ſein. Das Schlachtfeld war mit 50,000 Todten nnd Sterbenden bedeckt. Die Ruſſen gaben ſelbſt ihren Verluſt zu 25,000 Mann an; der franzöſiſche iſt jedoch größer geweſen. Ruſſiſcher Seits ward der kühne Feldherr Bagration (S. d. A.) tödtlich verwundet. Vergl. Moskau.

Moſt, Traubenſaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterſcheidet man in Weinländern dieſen ungegohrnen, ſüßen Moſt vom einjährigen, noch trüben Weine oder ſauern Moſte. Der friſche Moſt enthält viel Zucker und Gallerte, letztre macht ihn zur Gährung ſehr geneigt; daher denn Moſt nicht gut anders, als nachdem dieſe Gallerte ſich als weißer Satz abgeſondert hat, in wohl verſchloßnen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch ſchon ſyrupsdick eingedampft aus ſüdlichen Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zucker hat.

Moſtowski (Graf Thadäus), geb. 1766 in Warſchau, gegenwärtig Miniſter des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetſten und kenntnißreichſten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geiſt großen Einfluß hatte. An der Abfaſſung der Conſtitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der targowitzer Conföderation ward er nach Paris geſchickt, um eine Verbindung mit der neuen franzöſiſchen Republik anzuknüpfen. Er ſchloß ſich hier den Häuptern der Gironde-Partei an und ward in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Während der polniſchen Revolution im J. 1794 war er Mitglied des großen Raths, und nach Kosciuszko's Fall, unter Wawrecki, deſſen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Moſtowski den kühnen Vorſchlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raſchen Zuge Deutſchland zu durchziehen und ſich am Rhein mit den Franzoſen, die in dieſem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan ward angenommen, und Dombrowski an die Spitze geſtellt: indeſſen ſcheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Moſtowski in Warſchau, ward von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens beſondern Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf ſeine Güter zurück, wo er ſich dem Ackerbau und den Wiſſenſchaften widmete, und unter andern die Herausgabe der polniſchen klaſſiſchen Schriftſteller begann, von welchen bis 1805 26 Bände erſchienen waren. 1806 machte er eine zweite Reiſe nach Frankreich, wo er ſich 1809 ſogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt ward er von Alexander nach Warſchau gerufen, und ihm die obengenannten Miniſterien übertragen.

Sein Bruder Joſeph hat ſich in den politiſchen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. Unter andern war er 1792 mit Adam Czartorinski in Dresden, um dem Kurfürſten von Sachſen, die polniſche Königskrone anzubieten. Er lebt jetzt auf ſeinen Gütern bei Wilna.

Motette iſt bei uns ein über einen bibliſchen Text in Proſa, meiſtens nur für Singſtimmen, geſetztes und figurirtes Tonſtück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, ſechsſtimmig, auch mit abwechſelnden Chören. Von einer andern Gattung ſind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich ſind; dieſe werden alle mit Inſtrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, beſonders aus den Pſalmen, jedoch meiſtentheils in gereimten lateiniſchen Verſen, ſo daß ſie mit Arien und Recitativen abwechſeln und am gewöhnlichſten nur von einer Stimme geſungen werden.

Motiv Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Urſachen angeben). Dieſen Ausdruck gebraucht man insbeſondere von Kunſtwerken, deren Darſtellung ſucceſſiv iſt, und bezeichnet damit die innere Vorbereitung eines Momentes der Darſtellung, durch einen vorhergehenden, oder einen bei der Darſtellung gewählten und in dieſelbe verwebten Umſtand, durch welchen eine bedeutende Veränderung oder eine hervortretende Aeußerung und Wirkung des Ganzen begründet und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenſtandes iſt der unbeſtimmten Willkür entgegengeſetzt, welche nichts zuſammenhängendes und nothwendig Organiſirtes liefert, dagegen in einem wahren Kunſtwerke jeder einzelne Moment der Darſtellung durch das Ganze und ſeine weſentlichen Theile beſtimmt iſt. (Vergl. d. Art. Anordnung.)

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator aus den letzten Zeiten Ludwigs XIV., wurde 1672 zu Paris geboren und machte ſeine erſten Studien bei den Jeſuiten. Sein Vater, ein Hutmacher, der zu Troyes ein kleines Grundſtück beſaß, welches die Benennung la Motte führte (daher der Zuname der Familie), beſtimmte ihn für die Rechtsgelehrſamkeit; die Neigung des Sohnes wandte ſich aber auf die Dramatik, und nachdem er ſelbſt als Jüngling fleißig auf Privattheatern in molière'ſchen Stücken aufgetreten war, brachte er 1693 ſein erſtes Stück auf die Bühne (les Originaux), welches indeß ſo wenig Glück machte, daß der junge Dichter aus Verdruß ſich entſchloß Trappiſt zu werden. Der berühmte Abbé Bouthillier de Rancé (ſ. d. Artikel), die Uebereiltheit dieſes Vornehmens einſehend, wieß ihn und einen Gefährten, der dieſelbe Thorheit zur Geſellſchaft mit begehen wollte, aber ab, und la Motte, nach Paris zurückkehrend, begann nach und nach ſeine alte Vorliebe für das Theater wieder zu faſſen, und fing von neuem an für die Bühne (namentlich für die Oper) zu arbeiten und dies Mal mit beſſerm Erfolge wie das erſte Mal. Eine Menge Singſpiele wurden von ihm in die Scene gebracht, und bald räumte ihm die Kritik den erſten Rang nach Quinault ein. Später wagte ſich la Motte nun auch in das Feld der Komödie und Tragödie, wo der Beifall, den ſeine Sachen erhielten, meiſt ſehr abwechſelnd, bei einigen derſelben wenig, bei ſeinem Trauerſpiel Ines de Caſtro dagegen aber glänzend und entſchieden war, obgleich die Kritik an all dieſen Productionen nicht ohne Recht immer viel auszuſetzen fand. Auch in der Gattung der Oden machte la Motte mit Glück vielfältige Verſuche, beſonders zeichnete er ſich jedoch als Fabeldichter, neben Fontenelle, rühmlich

aus. Als er es aber ſpäter unternahm die Iliade zu überſetzen, eine Arbeit zu welcher ihm aller Beruf und ſogar die nöthige Sprachkenntniß fehlte, da erhob ſich zuerſt auf Anregung der geiſtreichen Mad. Dacier, ein gewaltiger Sturm gegen ihn, und zwar nicht ſowol wegen des verfehlten Unternehmens ſelbſt (das Voltaire ſehr richtig mit dem Ausſpruch bezeichnete, er habe ein friſches, lebensvolles Bild ſkeletiſirt), als wegen einer dem Werke vorgeſetzten Einleitung, in welcher er ſich herausnahm, den König der Dichter, den alten Homer, herabzuſetzen. Zwar antwortete la Motte auf der Dacier heftige Schrift: des causes de la corruption du goût ſehr gemäßigt in ſeinen Réflexions sur la critique; doch dauerte der einmal angeregte Streit unter den Gelehrten (der durch ſeine, in gleicher Zeit erſcheinenden Discours sur la tragédie, sur l'éloge, sur l'ode, sur la fable etc. immer neue Nahrung erhielt) noch ein hübſches Weilchen, bis endlich Fenelon, der zum Richter war aufgerufen worden, die Sache vermittelte und J. B. Rouſſeau durch ein beißendes Epigramm die Ehre Homers an ſeinem ungriechiſchen Verunglimpfer rächte. Manche andere paradoxe Behauptungen, wie z. B. ſein Verwerfen der Verſe, da er doch ſelbſt faſt alles in Verſen geſchrieben hatte, und hierin weit glücklicher war, wie in der Proſa, u. dgl. m. zogen ihm in der Folge noch eine Menge Streitigkeiten und Epigramme zu; doch behielt la Motte bei alle dieſen Anfechtungen ſtets ſeine ihm angeborne Gutmüthigkeit, und ob er ſchon zu den geleſenſten und gefeiertſten Autoren ſeiner Zeit gehörte, ſo rächte er ſich doch nie durch ſtacheliche Gegenſchriften an ſeinen literariſchen Verfolgern. In ſeinen beſten Jahren hatte er übrigens, in Folge der ihn früh befallenen Gicht, das Unglück zu erblinden und ſeine Geſundheit war ſo wankend, daß er ſich nur mit der einfachſten Koſt behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 Jahre lang verlebte er in dieſer traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth ſeines Geiſtes dadurch litt, und ein Verwandter verſah in dieſer Zeit die Stelle eines Lectors und Sekretärs bei ihm. Im 59. Jahre ſeines Alters (den 26. Decemb. 1731.) machte endlich der Tod ſeinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende. La Motte war Mitglied der Akademie und eine oft zwiſchen ihm als Fabeldichter, und Fontenelle (ſeinem Freunde) gezogne Parallele iſt um ſo wichtiger, da ſich in dem Charakter dieſer beiden Männer, ſo wie in ihren gegenſeitigen Meinungen und Anſichten eine große, oft überraſchende Uebereinſtimmung findet.

Motte (Gräfin de la), ſ. Lamothe.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkſpruch (ſ. auch Epigraph), heißt bei uns beſonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftſtellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift dem Ganzen vorſetzt.

Motu proprio heißt im römiſchen Kirchenrecht die Entſchließung des Papſtes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlaſſung durch eigenen innern Antrieb erfolgt iſt. Da die römiſchen Kanoniſten den Grundſatz von der Untrüglichkeit des Papſtes damit verbanden: ſo behaupteten ſie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen beſtand, alle Vorbehalte und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine in Rechten geltende Einrede, als die der Erſchleichung verſtatte.

Mounier (Jean Joſeph), Sekretär der Provinzialſtände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieſer Provinz zu den

Generalſtänden, ein Mann von ſeltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beſte, wurde 1758 zu Grenoble geboren, woſelbſt ſein Vater Kaufmann war. Mehrere Umſtände vereinigten ſich um früh in der Seele des jungen Mounier die glühende Liebe für Freiheit und den Haß gegen alles, was Willkühr und Unterdrückung hieß, zu pflanzen, die ihn durch ſein ganzes Leben charakteriſirten. Erzogen von einem überſtrengen, pedantiſchen Lehrer, deſſen Eigenſinn und Launenhaftigkeit dem Knaben oft das größte Unrecht zufügte, ſpäter abgewieſen von dem Militär, weil ihm der Vorzug einer adeligen Geburt fehlte, lernte er ſo die Privilegienſucht des Adels und den geiſtlichen Despotismus des Klerus verabſcheuen, und die Kleinlichkeit, welche oft im Handelsſtande herrſcht, den ſein Vater ihn wünſchte ergreifen zu ſehen, zog ihn gleichfalls nicht an. Er widmete ſich daher endlich der Rechtswiſſenſchaft auf der Univerſität zu Orange, und hier in den Fächern der Staatswiſſenſchaft und Rechtskunde, war er endlich an dem Platz in welchem er glänzen ſollte. Durch ſeine offne und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundſteuern, wie ſie damals in Frankreich waren, und gegen die ſchlechte Finanzwirthſchaft, gab er 1787 den erſten Anſtoß mit zu der allgemeinen Opponirung gegen dieſen Druck, und als im folgenden Jahre durch die harten und unüberlegten Maßregeln der Regierung, Unruhen in Grenoble ausbrachen, da ward er, durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieſer Angelegenheit aufgerufen. In den erſten Berathſchlagungen der Nationalverſammlung (deren Mitglied er hierauf ward) ſpielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20. Juli war er einer von den Anſtiftern der Sitzung und des Eides im Ballhauſe, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereigniſſen des 5. und 6. Octobers nahm er an allen Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung lebhaften Antheil und die Feſtigkeit und Redlichkeit, mit welcher er ſich, zum Präſidenten dieſer Verſammlung erhoben, bei allen ſchwierigen Verhältniſſen benahm, und eben ſo ſehr die Sache der Nation vertheidigte, wie das Unrecht zurückwieß, welches man im Begriff ſtand gegen den Herrſcherſtamm auszuüben, erwarben ihm für immer die Achtung aller Beſſern. Als aber endlich der Strom wilder Anarchie unaufhaltſam überhand nahm und keine Hoffnung mehr war, das wilde Treiben mehr zügeln zu kennen, da zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück, begab ſich in die Dauphiné und forderte von hier aus im November (1789) ſeine Entlaſſung. Zugleich gab er eine Darſtellung ſeines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er ſich ſpäter, um den Verfolgungen der Jacobiner zu entgehen, begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit Freiheit und Kühnheit geſchriebnes Werk drucken, worin er die Ereigniſſe des 5. und 6. Oktobers entwickelte und den Bericht Chabroud's zu Gunſten des Herzogs von Orleans und ſeiner Mitſchuldigen widerlegte. Von der Schweiz aus machte er 1793 eine Reiſe nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterſtelle in Canada mit gutem Gehalte antrug, was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiederſehen zu können nicht aufgebend, ablehnte und ſich hierauf, da Genf, ſein bisheriger Wohnort, in den Strudel der Revolution war gezogen worden, von da aus mit ſeiner Familie im J. 1795 nach Deutſchland wandte, woſelbſt ihn der Herzog von Weimar mit Güte aufnahm, und ihm das Luſtſchloß Belvedere (nahe bei Weimar) einräumte, um

dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt für junge Leute aus den höhern Ständen (namentlich für junge Engländer) zu begründen. Mounier war hier auf's Vielfachſte thätig und nützlich und arbeitete unter andern auch hier die Schrift: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminées, sur la Revolution de France" aus, welche zuerſt 1801 in Tübingen und jetzt neuerdings in Paris (1821) erſchienen iſt. Nach dem 18. Brümaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfekten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er ſtarb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienſte des Staats; er war erſt Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 kam er aber in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemiſchte Commiſſion zu präſidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte. Später wurde er zum Pär des Reichs erhoben.

Mouradgea d'Ohſſon, geboren zu Konſtantinopel, trat frühzeitig in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte und ſchwang ſich durch ſeine Talente zu den erſten diplomatiſchen Würden empor. Er wurde zum Geſchäftsträger, zum Ritter des Waſaordens und endlich zum bevollmächtigten Miniſter und außerordentlichen Botſchafter ernannt. Seine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache ſetzte ihn in den Stand, aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er nahm ſich vor, eine Geſchichte Selims II. zu ſchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomaniſchen Reichs. Der Ausführung dieſer Unternehmung widmete er ſich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moſcheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubiſchen, knechtiſchen und mißtrauiſchen Volke die erſten zuverläſſigen Nachrichten einzuſammeln. Mit den zuſammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete ſie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände ſeines Tableau général de l'Empire ottoman erſcheinen. Dieſes Werk entſprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographiſche Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Abſatz nicht decken konnte, allein d'Ohſſon, der ein bedeutendes Vermögen beſaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausſchmückung ſeines Werks brachte. Die Revolution unterbrach ſeine litterariſche Thätigkeit; er begab ſich wieder nach Konſtantinopel. Selim III., der die Gelehrſamkeit ſchätzte, nahm ihn günſtig auf, ließ ſich die beiden erſchienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimniſſe unzufrieden zu ſein, daß man den gelehrten Forſcher bei ſeiner Arbeit durch willfährige Mittheilung der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterſtütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Konſtantinopel kam d'Ohſſon nach Paris zurück, wo er von ſeinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbſt die Niederlagen, worin er die Exemplare ſeines Werks nebſt den Platten, Zeichnungen u. ſ. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne ſich durch dieſe Unfälle niederſchlagen zu laſſen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein hiſtoriſches Gemälde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung deſſelben beſchäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique

de l'Orient erſcheinen laſſen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung ſeiner Arbeit fürchten ließ. Er ſuchte und erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß, ſich auf's Land zurückziehen zu dürfen. Hier ſetzte er ſeine Beſchäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Beſtrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für ſich beſtehenden Abtheilungen eine vollſtändige Darſtellung des ottomaniſchen Reichs enthält. Dieſe drei Abtheilungen führen die beſondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geſchichte aller Völker unter ottomaniſcher Botmäßigkeit; Tableau général de l'Empire ottoman, eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohſſon 1807 ſtarb.

Moxa, ein ſichres Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche, noch nicht eingewurzelte Gicht, iſt ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, welches auf den leidenden Theil geſetzt oben angezündet wird, und dann langſam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer zuerſt das Fleiſch und dann das Perioſtium (die Knochenhaut) ergreift, ſind ſehr ſchmerzhaft, die übrigen faſt gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meiſtens in Eiterung über. Die Moxa ſtammt aus Oſtindien. Bei den Türken wird ſie häufig angewandt, und neuerdings iſt ihr Gebrauch von franzöſiſchen Aerzten ſehr empfohlen worden.

Mozambik, Küſtenſtrich an der Oſtſeite von Südafrika, welcher ſich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambeſefluſſes (8—15° S. Br.) in einer Länge von etwa 140 Meilen erſtreckt. Längs der Küſte hin iſt das Land meiſt eben, zum Theil auch ſumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden iſt jedoch beinahe durchgehends ſehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fiſchen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieſer Küſte, und in der noch ſüdlicher liegenden Küſte Sena oder Sofala, ſo wie auf einigen daſelbſt liegenden Inſeln haben die Portugieſen einige Beſitzungen und Niederlaſſungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden (50 Q. M. mit 60,000 Einw.). Während der Blüthe der portugieſiſchen Monarchie waren dieſe Niederlaſſungen von wirklicher Wichtigkeit. Jetzt iſt nur noch ein Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik ſteht in ſeinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Biſchof, dem Miniſter (ſo heißt der Präſident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen beſteht. Der Sitz des Gouverneurs iſt in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küſte entfernten Inſel Mozambik gelegnen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika iſt, und einen ſehr feſten und ſichern Hafen, 350 Häuſer und 2800 Einwohner hat, worunter ſich 500 Portugieſen und Abkömmlinge derſelben befinden. Die Portugieſen fanden ſchon 1498 auf ihrer erſten Fahrt nach Indien auf dieſer Inſel eine Stadt, die anſehnlichen Handel trieb, und einen arabiſchen König, der ſie beherrſchte. Die Inſel hatte wegen ihrer Lage, und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugieſen, als daß ſie nicht bald hätten ſuchen ſollen, ſich derſelben zu bemächtigen. Dies geſchah auch, und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugieſen wieder zu vertreiben. Der Handel von Mozambik hat vorzüglich

drei Hauptgegenſtände, nämlich Negerſklaven, Elfenbein und Goldſtaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Chriſten in Spanien zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom faſt aufgelöſt war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabiſche genannt wurde. Gregor VII. ſchaffte ſie ab, und drang ihnen dafür die römiſche auf; nur in einer Kapelle der Kathedrale von Toledo iſt der mozarabiſche Ritus noch beibehalten. Vergl. Spanien. E.

Mozart (Leop.), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er ſtudirte zu Salzburg und trat 1743 als Hofmuſikus in die Kapelle des Erzbiſchofs. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirektors der Kapelle dieſes Fürſten. Die Zeit, welche ſeine Amtsgeſchäſte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Compoſition und auf der Violine. 1756 erſchien zu Augsburg ſein Verſuch einer gründlichen Violinſchule; ein Werk, das, nach dem Zeugniſſe der größten Meiſter, von dem ausgebreitetſten Nutzen geweſen. Außerdem hat er Oratorien und andre Kirchenſtücke, Theatermuſiken u. ſ. w. geliefert.

Mozart (Joh. Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus), der größte deutſche Componiſt, ward zu Salzburg 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, freute er ſich ſchon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Klavier gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing ſein Vater gleichſam ſpielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Klaviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, um ſie mit der vollkommenſten Nettigkeit und mit dem feſteſten Takte zu ſpielen. Von nun an machte er ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er ſeinem Vater vorſpielte und dann von dieſem zu Papiere bringen ließ. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß er früher ſich für alle Kinderſpiele ſo empfänglich zeigte, daß er Eſſen und Trinken und alles Andre darüber vergeſſen konnte; aber von der Zeit an, wo er Muſik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; ſo blieb doch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſein ſchien. Mit Rieſenſchritten ging er darin vorwärts, ſo daß ſelbſt ſein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe ſeiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überraſcht wurde. Dies war einſt der Fall mit einem Klavierkoncerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunſt geſetzt, aber auch zugleich ſo ſchwer war, daß es nur ein geübter Künſtler hätte ſpielen können. In ſeinem ſechsten Jahre war der junge Mozart bereits ſo weit fortgeſchritten, daß ſein Vater bewogen wurde, mit ihm und ſeiner Schweſter, Maria Anna, welche ebenfalls ein muſikaliſches Genie war, eine Reiſe nach München, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuoſen dem kaiſerlichen Hofe vorgeſtellt wurden. Die beiſpielloſe Fertigkeit, die bei einem ſolchen Alter von Allen als ein Wunder angeſtaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas ſehr Anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Kennern ſpielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiſer Franz, daß er Wagenſeil holen laſſen ſollte; dies geſchah, und der junge Mozart trug nun

eins ſeiner Concerte mit bewunderns würdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt ſich lediglich auf das Klavier beſchränkt. In Wien ſchenkte man ihm eine kleine Geige, und er hatte auf derſelben, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wiſſen des Vaters, bereits ſolche Fortſchritte gemacht, daß er zum Erſtaunen aller Anweſenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präciſion und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es ſich, daß das ganze innere Sein des jungen Mozart der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden ſei; denn nur Muſik beſchäftigte ihn ganz. Auch iſt es ſchon aus dieſer Zeit höchſt bemerkenswerth, daß ſeinem Gehöre jeder Mißklang, jeder rauhe, ſchmetternte und durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er ſogar einſt bei demſelben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde ſank. Finden wir die Wirkung von dieſem, nur für das Schöne der Kunſt empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrſcht nicht, trotz der gewohnten Vollſtimmigkeit, in jedem Takte derſelben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die ſelbſt in ihren kühnſten Uebergängen und Fortſchreitungen auch dem ungebildetſten muſikaliſchen Sinne zur Wolluſt wird? — Bewirkt nicht eben dieſe klare Vollſtändlichkeit der mozart'ſchen Werke, daß ſie alle, ohne Ausnahme, dargeſtellt, geſungen und von Allen mit gleichem Entzücken genoſſen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieſer Zeit, daß er einſt die um einen halben Viertelton verſchiedne Stimmung ſeiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hauſe geſpielt hatte, zum Erſtaunen der Anweſenden, welche dieſe Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im J. 1763, alſo im ſiebenten Jahre des jungen Mozart, machte die Familie die erſte große Reiſe außer Deutſchland, wodurch ſein Ruhm ſich allgemein verbreitete. Nachdem ſie mehrere große Städte beſucht, kam ſie im Nov. d. J. in Paris an, wo ſie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterſtützung gleichſam überſchüttet wurde, und wo der junge Mozart ſeine erſten Klavierſonaten herausgab. 1764 reiſte die Familie nach England, und ließ ſich am königlichen Hofe hören, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung ſpielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von ſeiner Compoſition vorgetragen. Hier ſowol als in Paris wurden ihm die ſchwerſten Klavierſachen von Bach, Händel u. ſ. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präciſion vortrug. Während ſeines Aufenthalts in England componirte er ſechs Sonaten, die er in London ſtechen ließ und der Königin widmete. Im Juli 1765 reiſte die Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbſtatthalter ſpielte. Hierauf ging er wieder nach Paris und, nachdem ſie zwei Mal in Verſailles geweſen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürſt dem jungen Mozart ein Thema vorſang, welches dieſer, in ſeiner Gegenwart, ohne Klavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Kurfürſten und aller Anweſenden vortrug. Endlich kam ſie, zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an, wo ſie bis 1768 blieb und darauf eine zweite Reiſe nach Wien machte. Hier ſpielten die beiden Geſchwiſter vor dem Kaiſer Joſeph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komiſche Oper, la finta Semplice, in Muſik zu ſetzen. Sie erhielt den Beifall des Kapellmeiſters Haſſe und Metaſtaſio's, ward aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waiſenhauskirche ſetzte er das Amt, das Offertorium und

ein Trompetenconcert, und leitete als zwölfjähriger Knabe dieſe feierliche Muſik in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes. 1769 trat Mozart, der Koncertmeiſter beim ſalzburgiſchen Hoforcheſter geworden war, in Geſellſchaft ſeines Vaters eine Reiſe nach Italien an. In Bologna bewunderte beſonders der berühmte Pater Martini den Knaben, der unter andern ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle bearbeitete und es auf dem Klaviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andre Weiſe die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miſerere, welches alljährlich in der Charwoche in der ſixtiniſchen Kapelle geſungen wird und damals noch ſehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergeſtalt gelang, daß, als er es in einer Geſellſchaft am Klaviere ſang, der Sopraniſt Chriſtofori, der es in der Kapelle geſungen hatte und in der Geſellſchaft zugegen war, die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della Pietà, in ſeinem Ringe ſtecke die Zauberkunſt ſeines Spiels: er zog ihn ab, und nun erſt wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papſte das Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns; in Bologna ward er, nachdem er bei verſchloßnen Thüren in einer halben Stunde eine vierſtimmige Antiphonie geſetzt hatte, einſtimmig als Mitglied und Kapellmeiſter der philarmoniſchen Akademie aufgenommen. Da er ſich bereits zur Compoſition der erſten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, ſah er ſich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müſſen. Er kam zu Ende Oct. 1770 in Mailand an und componirte daſelbſt in ſeinem 14. Jahre die erſte Oper, Mithridat, die ſchon am 26. Dec. aufgeführt und dann mehr als zwanzigmal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den dieſe Oper erhielt, kann man auch ſchon daraus ſchließen, daß die Unternehmer ihm ſogleich auch die Compoſition der Oper 1773 ſchriftlich zuſagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit Ehre überhäuft, und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm in Namen der Kaiſerin Maria Thereſia die Compoſition der großen theatraliſchen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm dieſen Auftrag und reiſte im Auguſt wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten ſtets Mozart's Serenata und eine von Haſſe componirte Oper abwechſelnd aufgeführt wurden. Im Winter 1773 ſetzte er darauf eben daſelbſt die ihm übertragne Oper: Lucio Silla, welche ſechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komiſche Oper: la finta Giardiniera (1775), zwei große Meſſen, eine Serenate, il Re pastore, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel geſetzt hatte, ging er in ſeinem 24. Jahre nach Wien, wo er in kaiſerliche Dienſte trat und auch ſeit dieſer Zeit ſtets geblieben iſt. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen ſein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Raphael der Tonkünſtler. So wie dieſer ſeltne Geiſt aber früh ſchon in ſeiner Kunſt Mann wurde, ſo blieb er hingegen in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſtets Kind. Er lernte nie ſich ſelbſt

regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und beſonnene Wahl im Genuſſe hatte er keinen Sinn. Allein eben dieſer immer zerſtreute, immer in ſich zurückgezogne Menſch ſchien ein ganz andres, ein höheres Weſen zu werden, ſobald er ſich an das Klavier ſetzte. Dann ſpannte ſich ſein Geiſt, und ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ungetheilt auf den einen Gegenſtand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebſten ſpielte er bei Nacht und bis zum früheſten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Klavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von ſechs oder ſieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meiſtentheils im Bette; dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Muſik ſchien er nur noch eine Leidenſchaft zu haben, das Billard. Was ſeine Körperbildung betraf, ſo zeichnete ſich dieſe durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in ſeiner Phyſioanomie. Von den Werken, die ſich auf den Bühnen von ganz Deutſchland erhalten haben, und ſtets das Entzücken der deutſchen Nation ſein werden, componirte er ſeinen Idomeneo, Re di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, ſagte Joſeph II. zu Mozart: „dieſe Muſik iſt zu ſchön für unſre Ohren, doch ſind gewaltig viel Noten darin!“ „Gerade ſo viel, als ſich gehört,“ antwortete der Künſtler. Den ausgezeichnetſten und allgemeinſten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daſelbſt componirte Mozart in demſelben Winter ſeinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts deſtoweniger wollte man dieſer Muſik in Wien während der erſten Vorſtellungen keinen Geſchmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieſer Gelegenheit Mozart'en für den größten aller damals lebenden Componiſten erklärte. Nachdem er noch 1790 Cosi fan tutte und während der Krankheit, die ſeinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem geſetzt hatte, ſtarb er am 5. Dec. 1792 im 36. Jahre ſeines Alters. Auch in ſeinen Inſtrumental-Compoſitionen (ſeinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Klavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten ſein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmuſik, zu welcher beſonders ſeine großen Hymnen und Miſſen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Urſprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Compoſition einer Seelenmeſſe auf, für welche Mozart den Preis ſelbſt beſtimmen ſoll. Dieſer fodert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will ſich aber, um der Arbeit die möglichſte Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts deſtoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im Voraus, und verſpricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu ſchreiben, und iſt eben im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um ſich dorthin zu begeben, als jener Bote erſcheint und an das Requiem mahnt. Mozart entſchuldigt ſich, verſpricht, nach ſeiner Zurückkunft aus Prag ſogleich an die Arbeit zu gehen und ſich alsdann durch nichts an deren Vollendung ſtören zu laſſen. Der Bote ſcheidet. Mozart beginnt nach ſeiner Zurückkunft aus Prag die Compoſition der Seelenmeſſe mit ei-

nem Feuer, mit einem Intereſſe, welches ihm bis dahin noch keines ſeiner Werke eingeflößt hat, ſo daß ſeine Gattin von ſo ungewöhnlicher Anſtrengung für ſeine ohnehin ſchon kränkliche Geſundheit Alles befürchten zu müſſen glaubt; ja, Mozart äußert einſt mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur, und gibt ſie ihm nur auf ſein inſtändiges Bitten nach anſcheinend völlig wiederhergeſtellter Geſundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in ſeine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und ſtirbt. Gleich nach ſeinem Tode erſcheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es iſt. Süßmayer ſoll hernach zu dem Sanctus die Inſtrumente, welche noch fehlten, hinzugeſetzt und das Werk ſo eingerichtet haben, wie es gedruckt in unſern Händen iſt. Dies die Entſtehung dieſes Werks, die aber auf verſchiedne Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meiſterwerken, welche Mozart während eines ſo großen Lebens geliefert hat, betrachtet: ſo kann man ſich der innigſten, tiefſten Klage über ſeinen ſo frühen Tod kaum enthalten. Uebrigens will Mozart nicht beſprochen, nicht erklärt, ſondern genoſſen werden: er iſt ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verſtande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neuerſchaffnen, alle bis dahin betretnen Bahnen verlaſſenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunſt erſchöpfende und doch zugleich himmliſch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Muſiker, gleich mächtig an. So iſt namentlich ſein Don Juan ein Werk, in dem alles erſchöpft iſt, was die Seele des Menſchen in ihrer tiefſten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchen uns der ewige Geiſt der Welt ſelbſt mit ſeinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das ſelbſt in ſeiner ſittlichen Richtung zu einem jüngſten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewiſſen die Poſaune (denn was iſt die mit der Erſcheinung des Geiſtes ertönende Muſik anders?) in ſchrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch ſein Requiem, in welchem Mozart's Geiſt ſeine eigne Verklärung feiert. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den erſten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit ſeines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porſenna, König der Etrusker, ein Bundesgenoſſe des vertriebnen Tarquin, belagerte im Jahr der Stadt 246 Rom, und ſchon litt man hier an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen ſollte, den römiſchen Senat um die Erlaubniß bat, ſich in das feindliche Lager zu begeben. In der Abſicht, den König zu ermorden, bewaffnete er ſich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete ſtatt des Königs deſſen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da ſprach er mit unerſchrocktner Miene zu Porſenna: „Ich bin ein römiſcher Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unſern Feind, tödten wollen, und ſo viel Muth ich zum Tödten hatte, ſo viel habe ich auch zum Tode. Ich bin nicht der Einzige, der dieſen Entſchluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römiſcher Jünglinge wird nach mir denſelben Ruhm erſtreben. Dieſen Krieg kündigt dir die römiſche Jugend an.“ — Zornig und erſchrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anſchläge gegen ihn im Werke ſeien. Mu-

cius erwiederte: „Damit du ſiehſt, wie wenig diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm ſtreben, ſo ſiehe, was ich thue.“ Mit dieſen Worten hielt er ſeine Hand in eine auf dem Altar ſtehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porſenna ließ ihn gewaltſam hinwegreißen. „Gehe fort von hier,“ ſagte der König zu ihm, „der du feindſeliger gegen dich ſelbſt als gegen mich handelſt. Ich würde dich belohnen, wenn dein Muth ſich ſo für mein Vaterland gezeigt hätte; ſo aber ſchenke ich dir die Freiheit und entlaſſe dich.“ Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſich dreihundert Jünglinge verſchworen hätten, ihn zu ermorden „Mich,“ ſagte er, „hat das Loos zuerſt getroffen. Die übrigen werden ſo wie das Loos ſie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günſtiges Schickſal dich einem überliefert.“ Geſchreckt durch dieſe Worte, hob Porſena die Belagerung auf und ſchloß Frieden. Mucius erhielt, weil er ſich nur noch mit der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrenſäule vom Senat belohnt.

Mücken gehören zu den Inſekten mit durchſichtigen, unbedeckten Flügeln, und unterſcheiden ſich durch den Saugrüſſel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchſen beſetzt iſt. Bekannt ſind ſie alle durch ihren Biß und deſſen unangenehmes Jucken. Vorzüglich unerträglich ſind deshalb die amerikaniſchen Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (Culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (C. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage ſind. Dieſe erſcheinen des Jahrs zwei Mal in dichten Schwärmen, gegen die man ſich nur durch Dampf ſchützt; ſie tödten dann oft das Vieh, welchem ſie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken ſtechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Geſtalt eines kolbenförmigen Medicinglaſes, und werden von ihnen in zuſammengeklebten Reihen in's Waſſer gelegt, wo ſie ſich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Dieſe ſind wurmförmig, haben am Kopfe zwei Zangen, am Hintertheil zwei Schwänze und bewegen ſich äußerſt ſchnell; nachdem ſie ſich einigemal gehäutet haben, erſcheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und ſchwarz, ſie freſſen nichts mehr, können aber nicht unter Waſſer bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus dieſen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts ſehr ſchnell heraus, was man in einem Glaſe voll faulen Teichwaſſers, das im Junius geſchöpft und im Sonnenſchein erwärmt wird, ſehr leicht beobachten kann. F.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Scheik-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), iſt in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Geſetze, und folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier. Er genießt ſogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieſer nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiſer ab; ſo lange er in ſeinem Poſten ſteht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur abſetzen kann ihn der Kaiſer, und ohne ſein Vermögen dabei einzuziehen. Der Mufti wird als Ausleger des Koran über alle gerichtliche Handlungen, beſonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und gibt gewöhnlich ſeine Meinung ganz kurz und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen ſetzt er noch hinzu: „Gott weiß, was beſſer iſt.“ In der Unterſchrift nennt er ſich den armen Knecht Gottes. Ein ſolcher ſchriftlicher Ausſpruch heißt Fetfah; und daher der Mufti ſelbſt Sahibi-Fetive, d. h. Herr der richterlichen Ausſprüche, und ſein Sekretär Fetfah-Emini. Die-

ſer geht ihm an die Hand, ſetzt auch wol in Sachen womit ſich der Mufti nicht ſelbſt bemüht, den Spruch auf and legt, ihm denſelben zur Unterſchrift vor. Die feſtgeſetzten Einkünfte des Mufti belaufen ſich täglich auf 2000 Aſper (ungefähr 21 Thaler). Da er aber viele Stellen an den kaiſerlichen Moſcheen zu beſetzen und bei allen Beförderungen der Geſetzverſtändigen zu thun hat, ſo fließen ihm noch anſehnliche Neben-Einnahmen zu. In großen Städten iſt ein Untermufti, der ſeine Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geſchenke erhält.

Muggendorf, ein kleiner Flecken in einem tiefen Thal an der Wieſent, jetzt zum baierſchen Obermainkreiſe, Landgericht Ebermanſtadt, gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den ringsumhergelegnen Bergen befindlich ſind Die ſchönſte und größte iſt die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit beſetzte Roſenmüllers-Höhle; die für die Naturforſcher merkwürdigſte aber iſt die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beſchwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felſengängen große Maſſen halbverhärteten Thons, und in demſelben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Roſenmüller und Goldfuß haben Beſchreibungen dieſer Höhlen geliefert.

Muhamed, Muhammedaner, ſ. Mahomet.

Mühlberg, die Schlacht bei, gehört zwar nicht zu denen, wo viele Tauſende verſtümmelt und getödet den Boden decken, allein ſie hatte in politiſcher Hinſicht die entſchiedenſten Folgen und würde ſie ſelbſt in religiöſer, in Beziehung auf Proteſtantismus gehabt haben, wenn nicht zur rechten Zeit noch der Kurfürſt Moritz, der die Früchte derſelben auf Koſten ſeines Verwandten, einen kühnen Entſchluß gefaßt und ſich zum Gegner Carls V. erklärt hätte. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte hatten ſich bereits unter dem Kurfürſten Johann von Sachſen 1531 zu Schmalkalden zu einem Bunde vereint, an deſſen Spitze, als er bald dauf ſtarb, der fromme, gute, perſönlich tapfre, aber nicht umſichtige Johann Friedrich der Großmüthige, ſein Sohn, der ihm in der Kurwürde folgte, mit dem Landgraf Philipp von Heſſen ſtand. Dieſem Bunde Trotz zu bieten, war ein dadurch 1538 veranlaßter heiliger Bund zwiſchen den katholiſchen Fürſten Deutſchlands geſchloſſen worden, der ungleich mehr Einheit und Kraft hatte und dem Kaiſer Carl V. dazu diente, den ſchmalkaldiſchen m Zaume zu halten, bis endlich der letztre gänzlich aufgelößt wurde. Dies wurde beſonders dadurch befördert, daß der junge Herzog Moritz von Sachſen, obſchon ein Proteſtant, 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiſer Carl V. abſchloß, und als der Kaiſer den Kurfürſten Johann Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derſelben übernahm. Die Streitkräfte des Kurfürſten ſtanden, mit denen des Bundes vereint, im ſüdlichen Deutſchland, als Johann Friedrich erfuhr, wie ſein Vetter ſelbſt, dem er die Bewachung und Beſchützung ſeiner Länder anvertraut hatte, in dieſe eingefallen ſei und ſie binnen 15 Tagen bis auf drei feſte Städte eingenommen habe. Der Erſtere eilte ſchnell zurück, eroberte ſein Land wieder, drohte ſogar Leipzig zu nehmen, das er (Jan. 1547) hart belagern ließ; allein ſtatt den Herzog Moritz nicht neue Kräfte ſammeln zu laſſen, ging er mit ihm einen Waffenſtillſtand auf 4 Wochen ein, der dem Kaiſer Carl und ſeinem Bruder Zeit gewährte, ihre Streitkräfte heran zu bringen. An dieſe Annäherung des kaiſerlichen Heers dachte er ſo wenig, daß es ihn ganz unvorbereitet überraſchte. Sein

ganzes Heer zählte nur 13,000 Mann und ſtand zwiſchen Mügeln und Meißen. Er ließ es ſogleich bei Meißen über die Elbe gehen und brannte die Brücke hinter ſich ab; daſſelbe geſchah mit der Schiffbrücke, die er bei Mühlberg hatte und ſo zog er raſch nach Torgau und Wittenberg hin. Unter den Kanonen des letztern hoffte er der Uebermacht Trotz bieten zu können. Allein die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die ganze Reuterei durch die Elbe gehen konnte und indeß die Schiffbrücke für's Geſchütz wieder hergeſtellt wurde, ſchwammen die Spanier in Menge durch den Fluß. So gelang es Carl V., den Kurfürſten (am 24. April 1547) ſchnell hinter Mühlberg mit der Reuterei einzuholen. Die ſächſiſchen Völker zeigten wenig Tapferkeit. Sie flohen durch die lachauer Heide der Veſte Wittenberg zu; der Kurfürſt ſelbſt gerieth nach tapfrer Gegenwehr mit dem Herzog von Braunſchweig in Gefangenſchaft und ward ſelbſt mit dem Tode bedroht. Die Verwendung vom Herzog Moritz und andern deutſchen Fürſten verhütete nun zwar dieſes Geſchick, deſſen Umdrehung durch nur Wittenberg zur Uebergabe beſtimmt werden ſollte. Allein es konnte nicht verhindert werden, daß der Kurfürſt auf alle ſeine Staaten verzichten und froh ſein mußte, für ſeine Kinder ſo viele Aemter, Städte und Flecken angewieſen zu ſehen, als nöthig waren, ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden zu erhalten. Alle übrigen Ländereien Sachſens gingen nebſt der Kurwürde auf ſeinen Vetter Moritz über. Damit hatte die ſächſiſche erneſtiniſche Linie zu regieren aufgehört, inſofern ſie die Kurwürde beſaß, und es bildeten ſich daraus die herzoglichen ſächſiſchen Staaten, während die bisherige albertiniſche herzogliche Linie die Kurwürde und ganz Sachſen mit Ausnahme der Landestheile erhielt, die Moritz zur Aufbringung jener 50,000 Gulden abtreten mußte. Wenn die mühlberger Schlacht nicht ſolche wichtige nachtheilige Folgen, die durch die Einnahme von Heſſen und ſo ferner noch größer wurden, für die Religionsfreiheit hatte: ſo verdankte dies der Proteſtantismus bloß dem jungen, gewandten Moritz, der Carls V. Vertrauen beſaß und bei vieler Wärme für Luther's Lehre dennoch nicht den blinden Eifer zeigte, welcher den armen Johann Friedrich geſtürzt hatte.

Mühlen, Mühl nregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung. Mühlen nennt man in der weiteſten Bedeutung des Woets ſolche Maſchinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung geſetzt werden; im engern Sinne ſolche, durch welche etwas zerſtückt oder zerrieben wird, namentlich ſolche, die zu Zermalmung des Getreide zur Bereitung des Oels zum Schneiden des Holzes u. ſ. w. dienen. Man kann daher die Mühlen ſehr verſchieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck ſind ſie: a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne), wenn ſie zu Bearbeitung des Getreides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Oelmühlen; d) Schneidenmühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. ſ. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Waſſermühlen, und zwar wenn das Waſſer auf das Rad fällt: a) oberſchlächtige, und wenn es nur durch den Stoß von unten her wirkt: b) unterſchlächtige; je nachdem ſie feſt ſtehen oder nicht: a) Pfahlmühlen, b) Schiffsmühlen. Erſtere ſind entweder Panſtermühlen, wenn das Waſſer mit ſeiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Waſſers höher oder niedriger geſtellt werden kann; oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befeſtigt ſind, oder Straubemühlen', deren Schaufeln zwiſchen zwei Reifen ſtehen. Bei

allen Waſſermühlen unterſcheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug befindlich iſt, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Waſſer zugeführt wird. Letztres ſetzt nicht ſelten bedeutende Waſſerbauten voraus. B. Windmühlen. Dieſe ſind entweder ſo eingerichtet, daß das ganze Mühlgebäude ſammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude ſteht feſt und nur das Dach (Haube), nebſt der Welle und den Flügeln wird nach dem Winde gedreht, holländiſche Windmühlen. Letztre haben unſtreitig vor den erſtern bedeutende Vorzüge, denn ſie ſtehen ungleich feſter gegen den Wind, und enthalten im Innern viel mehr Raum, auch können bei ihnen alle Arten von Mühlwerken, als Oel-, Schneide-, Papiermühlen u. ſ. w. angelegt werden, während man in den erſtern ſelten mehr als Mehl- und Graupenmühlen anlegen kann. Man nennt dieſe Mühlen holländiſche Mühlen, weil ſie zuerſt als eine Verbeßerung der Bockmühlen in Holland erfunden wurden und dort überhaupt ſehr üblich ſind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht ſind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entſprochen. C. Hand- und Roßmühlen werden bloß durch thieriſche Kräfte in Bewegung geſetzt. Die Handmühlen ſind ſelten von großem Nutzen, daher man ſie nur zum Schroten oder höchſtens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leiſten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochſen bewegt werden, nicht ſelten ſehr gute Dienſte. Sie ſind ſo eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maſchine bewegt. Außer dieſen genannten Kräften, welche man zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man ſich in neuerer Zeit auch der Dampfmaſchinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer gewöhnlichen Mahlmühle iſt meiſt ſehr einfach. An einer Welle befindet ſich das Waſſerrad und hinten ein Kammrad; dieſes greift in ein Getriebe am Mühleiſen, welches in dem obern Mühlſtein (Läufer) befeſtigt iſt, der ſich dadurch auf dem untern Stein (Bodenſtein) dreht, und zwiſchen dieſen Steinen wird das Getreide zermalmt und dann das Mehl durch eine andre Vorrichtung von der Kleie abgeſondert. Der Müller kann den Bodenſtein höher und tiefer ſtellen, und ſo das Getreide entweder ganz zu Mehl zerreiben, oder es bloß ſchälen, Graupen oder Grütze daraus bereiten. Die Erfindung der Mühlen iſt für die Menſchheit eine der wohlthätigſten. Die erſten Mühlen waren Handmühlen, und höchſt wahrſcheinlich unſern Koffeemühlen nicht unähnlich: darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Waſſermühlen. Letztre hatten die Römer, nach Vitruv, ſchon zu den Zeiten Auguſts. Oeffentliche Waſſermühlen kommen erſt unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen ſind 536 von Beliſarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrſcheinlich in's 11. Jahrh., die der Graupenmühlen in's 16. Die Schneidemühlen ſind eine Erfindung des 14. Jahrh. — Mühlenregal heißt das vom Staate ſich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu beſitzen, oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt, oder durch Kauf einer Mühle erworben. — Mühlenzwang heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt ſind, ihr Getreide auf derſelben mahlen zu laſſen, und eine ſolche Mühle heißt Zwangmühle. Mühlenord-

nung, das ſchriftliche Verzeichniß aller Geſetze und Vorſchriften, welche das Mühlenweſen betreffen. — Mahlmetze iſt der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getreides als Lohn. Sie iſt nicht aller Orten gleich hoch. In einigen Ländern beträgt ſie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es iſt billig, ſie bei Getreidetheuerung geſetzlich zu vermindern. — Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entſtehneden Verluſt an Mehl durch Verſtäuben verſteht, iſt in den meiſten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch geſetzlich beſtimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutſchland 1 Procent. Letztres genügt.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch ſeltner der Fall iſt. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her. In Weſtindien ſind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen geweſen ſind, weil dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Müller (Carl Wilh.), kurſächſ. geh. Kriegsrath und Bürgermeiſter zu Leipzig, verdient durch ſeine kräftige und umſichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Stifter und Begründer trefflicher Volkserziehungsanſtalten und als Verſchönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, wo ſein Vater Gerichtshalter war, 1728 geboren. Er kam auf die Landſchule Pforta und bezog in ſeinem 18. Jahre die Univerſität zu Leipzig, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, begann 1752 als Sachwalter zu prakticiren, und erhielt durch Vertheidigung der trefflich gearbeiteten Diſſertation: de crimine termini moti, die juriſtiſche Doctorwürde. In dem vertrauten Umgange der trefflichſten Geiſter, welche damals in Leipzig lebten, bildete er ſeinen Geſchmack in der Poeſie und Kunſt aus. 1755 gab er einen Verſuch in Gedichten ohne ſeinen Namen heraus. Ferner unternahm er, unterſtützt von einigen andern Gelehrten, ſeit 1756 die brittiſche Bibliothek (bis 1767, 6 Bde), Beurtheilungen und Auszüge ausgewählter Schriften der neuen engliſchen Literatur enthaltend, und lieferte dazu ſelbſt die meiſten Beiträge. 1759 ward er Mitglied des Raths zu Leipzig und hatte das Unglück, im ſiebenjährigen Kriege, nebſt mehrern ſeiner Amtsgenoſſen, in das daſige Schloß als Geiſel von den Preußen geworfen zu werden, was ihm auch eine ſehr unangenehme Krankheit zuzog. Außer einigen ſchriftlichen Arbeiten über den Prozeß, gab er 1768 eine Ueberſetzung der Eugenie des Beaumarchais, und 1776 von Grey's Gedichten, alles anonym, heraus. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magiſtrats, und wurde 1778 Bürgermeiſter und Beiſitzer des Schöppenſtuhls; das erſtre in der Regierung abwechſelnde Amt hat er zwölf Mal mit Ruhm verwaltet. Bald nachher erhielt er den Titel eines kurfürſtl. ſächſiſchen geheimen Kriegsraths. In Fleiß und ſtrenger Pünktlichkeit bei ſeinem Untergebnen, ſo wie in der Genauigkeit und Schnelligkeit der Geſchäftsverwaltung übertraf ihn keiner ſeiner Subalternen. Aber ſein Wahrheitsſinn und ſeine Gerechtigkeitsliebe nahm, beſonders wenn es Handlungen übermüthiger oder leichtſinniger Unterbeamten galt, oft den Schein despotiſcher Strenge an. Doch wußte er auch vernünftigen Rath und gegründete Einwendungen zu achten, und zeigte ſich ſonſt gegen jedermann höflich und beſcheiden. Ein ſcharfer, ſchneller Blick, welcher ihn dennoch vor manchen Mißgriffen in den Perſonen nicht verwahren konnte, ein treffendes Urtheil, ein glückliches Gedächtniß er-

leichterten ihm ſeine Berufswirkſamkeit. Er machte ſich mit den merkwürdigſten Erſcheinungen ſeiner Zeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt bekannt, ſo wie er in dem klaſſiſchen Alterthum durch fortgeſetztes Leſen und archäologiſche Kenntniß bewandert war, und ſuchte die Ausbeute ſeiner ausgebreiteten, alles Menſchliche umfaſſenden Lectüre in ſeinem Kreiſe anzuwenden. Er ſtand mit vielen geiſtvollen Männern ſeiner Zeit, mit Leſſing, Käſtner, von Blankenburg in Verbindung, und pflegte mit Weiße, Morus und Roſenmüller einen freundſchaftlichen Umgang. Mit des Letztern Berathung entwarf Müller den Plan der Freiſchule in Leipzig. Sie wurde 1792 eingeweiht und genoß fortdauernd ſeiner vorzüglichen Pflege. Durch Roſenmüller ließ er auch 1796 die Einführung eines neuen leipziger Geſangbuchs bewirken. Eben ſo faßte er den herrlichen Plan einer Bürgerſchule, deren Bau aber noch nicht vollendet iſt. Nicht minder ſind die prächtige Wiederherſtellung der Nicolaikirche, die Einrichtung des geſchmackvollen Concertſaals, ſo wie die von ihm geſchaffnen, wenn auch botaniſch mancher Verbeſſerung fähigen Anlagen um Leipzig Denkmäler, die ſeinen Namen noch lange in dankbarem Andenken erhalten werden. Er entſchlief 1801. Man hat ihm in dem ſogenannten Park, einem Theil jener Anlagen ein Monument errichtet.

Müller (Johannes von), der berühmte deutſche Geſchichtſchreiber, wurde 1752 zu Schafhauſen geboren, wo ſein Vater Prediger und Lehrer an der lateiniſchen Schule war. Mehr als von dieſem redlichen, doch ſonſt nicht ausgezeichneten Manne ging von dem aufgeweckten Geiſte und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über, und der letztern Vater, ein geſchichtskundiger Geiſtlicher, Johannes Schoop, gab ihm zuerſt die Richtung auf den nachmaligen Beruf ſeines Lebens. Noch ehe der Knabe leſen konnte, hatte er aus den Geſprächen dieſes freundlichen Greiſes, um den er am liebſten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeſchichte gelernt, und das Alles umfaſſende Wohlwollen, die heitre Weltanſicht und leidenſchaftliche Neigung zur Geſchichte blieb ihm als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge ſeines Alters ſuchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Uebungen ward er durch ſeine zappelnde Lebhaftigkeit, ſein kurzes Geſicht und ſeine kleine zarte Geſtalt ein Gegenſtand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von ſeiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geiſteskraft die ſchönſten Hoffnungen faßten. Uebrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe, und bildete unter dem Einfluſſe einer ſchlichten, alterthümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen ſeiner Vaterſtadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, ſchnell und richtig aufzufaſſen, leicht und treu zu behalten und ſinnreich zuſammenzuſtellen, bewies er ſchon im 9. Jahre durch einen Verſuch, auf eigne Hand die Geſchichte von Schafhauſen in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier zu ſchreiben. Aus dieſem Hiſtoriker hatte er bald die Epochen der Univerſal- und Staatengeſchichte inne, Rollin und Boyſen fielen ihm glücklicher Weiſe in die Hände; um dies Fachwerk auszufüllen und den alten Klaſſikern, die er im 13. Jahre verſtohlen zu leſen begann, verdankte er Begeiſterung für Freiheit und ſittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geſchmack und Kraft im Ausdruck; Eigenſchaften, deren Spuren ſchon aus ſeinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie beſtimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in deſſen Hauſe er wohnte, ſeine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, ſein Ziel, Exegeſe

und Kirchengeſchichte ſeine Lieblingswiſſenſchaften wurden. In ſeiner Diſſertation: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum 1770, ſpricht noch ganz der Eifer für das alte Syſtem; erſt Schlözer's Umgang gewann ihn für immer der hiſtoriſchen Forſchung. Sichtbar iſt dieſer Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutſch von Dippold 1810), der erſten Probe, die Müller, nachdem er 1771 in's Vaterhaus zurückgekehrt war, von ſeinen hiſtoriſchen Studien gab, und deren gezwungnes Latein die Kenner nicht hinderte, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfaſſers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall, und übernahm 1772 die Profeſſur der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Schafhauſen; ſeine Theilnahme an der allgemeinen deutſchen Bibliothek und der Briefwechſel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden, und ſeine Muße gehörte ſchon jetzt den ſchweizeriſchen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entſchluß, die Geſchichte ſeines Volks zu ſchreiben, erſt durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonſtetten auf den Gang ſeines Geiſtes und ſeiner Schickſale gewann. Mit dieſem um ſieben Jahr ältern, höchſt liebenswürdigen Manne ſchloß Müller den berühmt gewordnen Freundſchaftsbund, deſſen Denkmale in den herrlichen Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund (herausgg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten ſind. Auf Bonſtetten's Empfehlung kam Müller 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder ſeinem Geiſte angemeſſen war, mußte er bald inne werden, und vertauſchte ſchon 1775 Tronchin's Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinſchaftlichen Studien zog. Zu Chambeiſy, einem Landhauſe am Genfer See, brachte er mit dieſem gleichgeſinnten Jünglinge das glücklichſte Jahr ſeines Lebens zu, und ſtiftete mit ihm und ſeinen Verwandten in England eine dauernde Freundſchaft. Voltaire und mehrere andre Heroen der neuen franz. Literatur wurden ihm damals perſönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforſcher Bonnet, der zu Genthod am Genferſee einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in ſein Haus. Stärkende Fußreiſen in der Schweiz zu und mit Bonſtetten wechſelten in den J. 1777 und 78 mit dieſem reizenden Aufenthalte im Kreiſe der feinſten Geſelligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er ſich auf Bonſtetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die ſchon 1774 angefangnen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der haller'ſchen Urkundenſammlung und andern Handſchriften zur Schweizergeſchichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in deſſen Umgange an Schärfe des politiſchen Ueberblicks und Einſicht in das Weſen der Staatskunſt gewann. Um ſich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meiſt Engländer, unter denen ſich auch der nachmalige (?) Sprecher des Unterhauſes, Charles Abbot, befand, Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Er trug ſie erſt ethnographiſch, dann ſynchroniſtiſch in franz. Sprache vor, arbeitete ſie 1779 zu Genf, 1781 zu Caſſel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und ſchrieb ſie endlich 1797 zu Wien in deutſcher Sprache auf, in welcher Geſtalt ſie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geſchichten in den drei erſten Bänden ſeiner Werke 1810 erſchienen ſind. Der Beifall

ſeiner Zuhörer belohnte ihn für dieſe Arbeit, die in ihrer letzten Geſtalt zwar noch die Spuren jener erſten flüchtigen Entſtehung, aber auch das Gepräge ſeines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt hiſtoriſchen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erſcheinung in der Geſchichte nach Zeit, Ort und Umſtänden würdigt, an ſich trägt. Seinen Rang unter den Hiſtorikern ſollte jedoch ein andres größeres Werk beſtimmen. Während jener Abwechſelungen, die ſeine Lage in den J. 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geſelligkeit, abhängig von edelgeſinnten, doch nicht ſelten launiſchen Beſchützern, mehrere Male zu ſtörenden Nebengeſchäften um Gunſt und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Begeiſterung bedurfte, um ſein Talent zu behaupten, hielt er doch, durch Bonſtetten's aufopfernde Freundſchaft und die bereitwillige literariſche Unterſtützung vieler ſchweizeriſchen Geſchichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert, ſein Ziel, die Geſchichte der Schweiz, zu ſchreiben, unverrückt im Auge. Den mehrjährigen Kampf mit den Zumuthungen ſeines Vaters, der ihn immer noch dem geiſtlichen Stande zu erhalten und nach Schafhauſen, wo ihm ſeine Profeſſnr offen gelaſſen worden war, zurückzuziehen dachte, endigte 1779 der Tod dieſes allzuſorgſamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes. Unter mehreren Zerſtreuungen dieſes Jahres, deſſen Sommer er im Saanenlande mit Bonſtetten nicht ohne eine ſchöne Frucht (die Geſchichte der Landſchaft Saanen im 12. Bd. ſ. Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den erſten Band der Schweizergeſchichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reiſe in Geſchäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienſt der Dankbarkeit geleiſtet, wandte er ſich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Cenſur ſein Werk endlich unter dem falſchen Verlagsorte in Boſton 1780 an's Licht kam. Ein beßrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reiſe, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei ſechs Monate blieb, ſeine Essais historiques herausgab, und in Folge derſelben mit Friedrich II. eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuſchter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anſtellung in der berliner Akademie gefaßt, ſah er ſich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch ſchon 1773 das ihm auf Nicolais und Merian's Empfehlung angetragne Rectorat am joachimsthalſchen Gymnaſium ausgeſchlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämiſche Recenſion in den göttingiſchen Anzeigen und vaterländiſche Mißurtheile über ſeine Schweizergeſchichte, endlich die Unruhen in Genf. In Gleim's Armen zu Halberſtadt und in der Auszeichnung des herzogl. Hofes zu Braunſchweig fand er daher den Troſt, deſſen ſein reizbares Herz ſo ſehr bedurfte, und nahm nun ohne Bedenken die Anſtellung, die ihm der General und Staatsminiſter von Schlieffen als Profeſſor der Geſchichte am Carolinum zu Caſſel verſchaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundſchaft dieſes großen Kenners der Geſchichte und des klaſſiſchen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in ſeinen Vorleſungen gaben hier ſeinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht ſeiner Aufnahme in die Société des Antiquités zu Caſſel waren zwei, im 8. Bde. ſeiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié

du 8. siècle. Immer geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publikum zu ſprechen, wie er ſchon in ſeinen Essais über die genfer Unruhen gethan, ſtellte er 1782 in den Reiſen der Päpſte, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürſtl. Gewaltherrſchaft dar. Sie verſchaffte ihm in dem durch Kaiſer Joſephs Reforme geängſtigten Rom und katholiſchen Deutſchland bald viele Freunde, und eine Anſtellung in Rom würde ihm damals offen geſtanden haben, wenn er der päpſtl. Gunſt ſeinen Proteſtantismus hätte aufopfern wollen. Wie ſehr es ihm aber mit dieſem und mit der Religion überhaupt Ernſt war, zeigen ſeine Briefe aus dieſer Zeit, und ein Geſpräch mit Aglaja über das Chriſtenthum, das er 1782 niederſchrieb. Seine, noch in dieſem Jahre erfolgte Anſtellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffen's Fürſorge zu danken; als aber dieſer die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältniſſe zu Caſſel auf, ihm zu behagen, und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 ſeine Entlaſſung, um bei Robert Tronchin als Vorleſer und Geſellſchafter zu bleiben, und ſeine Schweizergeſchichte in der Nähe der Quellen fortzuſetzen. So trat er nun, nach einer dreijährigen Abweſenheit, reifer und ruhiger in die alten Verhältniſſe zurück, und wiederholte zu Genf ſeine Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Aber je ſtärker inzwiſchen im öffentlichen Amte und bei ſteigendem Beifall das Gefühl ſeines Werthes und Berufes bei ihm geworden war, deſto drückender empfand er auch bald die alten Uebel dieſer Lage: Zeitverluſt in der Geſellſchaft, und des gealterten, kränklichen Tronchin's Launen, der die Erfüllung ſeines Verſprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufſchob. Müller ging daher im Okt. 1784 auf Bonſtetten's Gut Valeires in die Einſamkeit, wo er den erſten Band der Schweizergeſchichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten raſch vorwärts rückte, um ſich dann im Sommer 1785 durch Reiſen Erholung zu ſchaffen und den Winter in Bern zu ſein. Kaum hatte er hier die während der Fortſetzung ſeiner Hauptarbeit um ſeines Fortkommens willen gehaltenen Vorleſungen über die alte Geſchichte mit einer Abſchiedsrede voll des glühendſten Patriotismus (ſ. den 12. Bd. ſeiner Werke) beendigt, als ihn der Kurfürſt Friedrich Carl Joſeph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Caſſel her befreundeten Anatomen Sömmering hatte dieſen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil eine angemeſſene feſte Anſtellung in der Schweiz ſich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Penſion vom berner Adel ab, und trat im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in dieſem Jahr die neue Ausgabe des erſten und den zweiten Band der Schweizergeſchichte zu Stande brachte und vom Kurfürſten immer mehr in die öffentlichen Geſchäfte gezogen wurde. Hiedurch in die Verhandlungen über den Fürſtenbund verwickelt, ſuchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutſchen Muſeum 1786: Zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darſtellung des deutſchen Fürſtenbundes 1787, welcher Geiſt ihn beſeelen ſolle, und ſprach in den Erwartungen Deutſchlands vom Fürſtenbunde 1788 das Leid der Edlen über die Trümmer dieſes loſen Gebäudes aus. In dieſen anonym erſchienenen Schriften erkannte man bald die Meiſterhand des ſtaatsklugen Geſchichtſchreibers und den Grund des ſeltnen Vertrauens, mit dem ſein Kurfürſt ihn beehrte.

Obgleich reformirter Proteſtant und Laie ward er von dieſem 1787, wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf ſeines Bibliothekariats entledigt und in der Kabinetskanzlei angeſtellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannigfaltigſten, das ihm neue Studium des deutſchen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeſchäften, für deren Mühſeligkeit ihn die väterliche Freundſchaft des Kurfürſten nicht ganz entſchädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürſtenbund und den Briefen zweier Domherren 1787, worin er den veralteten Domkapiteln eine veredelte, zeitgemäßere Beſtimmung anwies, auch die erſte Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewiſſenhaften Gebrauch ſeiner Zeit und für die Anſtrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiſerwahl 1790 ſich wieder in das Gewühl der Geſchäfte zu ſtürzen. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten, und beſonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieſes Jahres ſeinen Abſchied zu ſuchen. Doch hier zeigte ſich, in welchem Grade Müller wegen ſeiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Kurfürſten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Penſionen anzuziehen ſuchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Kurfürſt durch die Beſtallung zum geheimen Staatsrath, Referendar und Director der kurrheiniſchen Kreisarchive feſt, und eine ganz ungeſuchte Gunſt des Kaiſers erhob den ſchlichten Johannes Müller im Jan. 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in dieſem weit umfaſſenden Wirkungskreiſe bald zu Mainz, bald zu Aſchaffenburg, gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskriegs über Deutſchland hereinbrach. Bei ſeiner Rückkehr von einer Geſchäftsreiſe nach Wien fand Müller im Okt. 1792 Mainz in franz. Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das ſeine Verdienſte um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergeſſen konnte, und Cüſtine's Einladung, ſich an die Spitze der neuen Verwaltung zu ſtellen, kamen ihm hier entgegen. Müller aber, der franz. Revolution vom Anfange an abhold, und ſeinem für die Erhaltung der alten Verfaſſungen entſchiednem politiſchem Charakter getreu, verweigerte jede Theilnahme und ging mit ſeinen, größtentheils geretteten literariſchen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem ſein Kurfürſt ihn endlich dem Kaiſer überlaſſen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine ſeinen Fähigkeiten mehr als ſeiner Neigung angemeßne Anſtellung fand. Daß Georg Forſter, den Müller in Caſſel kennen gelernt und in ſeinen Platz als Bibliothekar zu Mainz gezogen hatte, ſich von republikaniſcher Schwärmerei verleiten ließ, die Mainzer mit dem grundloſen Vorgeben zu täuſchen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte dieſem in Wien weit weniger ſchaden, als ſeine Abneigung gegen einen Uebertritt zur kathol. Kirche, der daſelbſt zuverſichtlich erwartet worden war. Gleichwol hatte Oeſterreich an dieſem freimüthigen Proteſtanten und Schweizer den treueſten Diener. Die Flugſchriften von 1795, die Uebereilungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens von 1796, die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797

das ſicherſte Mittel zum Frieden, waren Meiſterſtücke der politiſchen Beredtſamkeit, den demoſtheniſchen Philippiken vergleichbar. Müller ſprach darin für Oeſterreichs und Deutſchlands Ehre und Rettung kühn, ſtark und herzandringend, leider aber auch vergeblich. In jenen unruhiger Tagen, wo nur die Stimme der Leidenſchaft gehört ward, und unter dem Zwange einer ängſtlichen Cenſur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte ſich ſeiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewiſſe Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen ſprechen zu können, fleißig Recenſionen in die jenaiſche Literaturzeitung, unter der Chiffre: Ths. Neuen Kummer machte ihm das Schickſal der Schweiz. Da Oeſterreich 1796 im Begriffe ſchien, ſie zu beſetzen, begehrte der gewiſſenhafte Mann ſeinen Abſchied, weil, wenn ſein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oeſterreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch 1798, da er im Jammer über das untergehende Vaterland faſt ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des oberſten helvetiſchen Gerichtshofes, wozu Schafhauſen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den franz. Terrorismus und in der Hoffnuug ab, der Schweiz beſſer in Wien die Dienſte zu leiſten, die ſeine Stellung möglich zu machen ſchien. In der That war er den Eidgenoſſen, die ſich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beſchützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden ſchweizeriſchen Jünglingen der ſorgſamſte Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch ſein Einfluß am kaiſerl. Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgab und die meiſten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da ſein Widerſtand gegen die wiederholten Bekehrungsverſuche ihm jede Ausſicht auf höhere Beförderung verſchloß, trat er im Herbſte 1800 in Denis Stelle als erſter Cuſtos der kaiſ. Bibliothek Hier fühlte er ſich wieder in ſeinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realkatalog dieſer prächtigen Bibliothek aus, und ſetzte dabei ſeine Schweizergeſchichte munter fort. Dies Behagen wurde jedoch 1803 ſchmerzhaft zerſtört. Ein junger Menſch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte brachte ihn durch den unerhörteſten Betrug vermittelſt falſcher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundſchaft eines geachteten Mannes von hohem Stande geſehen, um den größten Theil ſeines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anſchlag, den man zu derſelben Zeit auf ſein Leben gemacht hatte. Da an Erſatz nicht zu denken war, ſo mußte er für ſeinen argloſen Glauben an die Menſchheit durch Geldverlegenheiten bis an ſeinen Tod büßen. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er ſich überdies durch die Cenſur in der Fortſetzung der Herausgabe ſeiner Schweizergeſchichte gehemmt, und wegen ſeines Proteſtantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeſchnitten ſah, glaubte er den Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Hiſtoriographen des Hauſes Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literariſchen Wirkſamkeit im Ganzen genommen armen Aufenthalte, der ihm erſt gegen das Ende durch Anerkennung und Freundſchaft der Edlern angenehmer zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, ſah in der Schweiz noch ſeinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch

den in Genf anweſenden Amerikaner Kinloch zum letzten Male, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben. Neben ſeinen Privatſtudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geſchichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Verſuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt im 8. Bde. ſeiner Werke abgedruckt ſind, waren hier die Herausgabe der herderſchen Werke, zu denen er die Geſchichte des Cid und ſchätzbare Noten über Perſepolis lieferte, der 4. Band der Schweizergeſchichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei erſten Bände, welche 1806 erſchien, die Frucht ſeines Fleißes. In dieſem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geſchichte Friedrichs II. zu ſchreiben, und war eben daran, die ſchwer erhaltne Erlaubniß (der letzte Kabinetsbefehl darüber war vom 6. Oct. 1806) zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltſam entſcheidende Gegenwart zog. Wie in Müller's Vaterlande verſchiedne Sprachgenoſſen, die Deutſchen aber die zahlreichſten ſind, ſo hatte auch in ſeinem, die ganze europäiſche Menſchheit umfaſſenden Gemüthe Deutſchland das Uebergewicht. Er war aber lange genug in Deutſchland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerriſſen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabſäumt zur Eintracht zu ermahnen, und vor fremdem Uebergewicht zu warnen, ja noch zur letzten Zeit, da andre Wege verſperrt wurden, in der Vorrede zu Mohammed's Poſaune des heiligen Kriegs von Hammer, und in ſeinen Recenſionen kräftig auf den Nationalgeiſt zu wirken geſucht. Daß die Stimme der Geſchichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerkſamen nicht? — wurde jetzt klar, die Zeit der alten, ſo lange ſie beſtanden, von ihm hochgehaltnen Formen ſei nun vorüber, und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Faſſung und Hoffnung auf Gott, der ſie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unſinnig wider eine Gewalt anzuſtürmen, der das von ſich ſelbſt verlaßne Volk nichts mehr entgegenzuſetzen wußte. Die Sorge für ſein literariſches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der ſie ihm vor den Laſten des Kriegs ſchützten, erheiſchte ſeinen Dank; der Geiſt und die Kenntniſſe, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20. Nov. berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Verſprechungen noch Geſchenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den verſtändigen Politiker in ihm, der nur gegen das Syſtem, nie gegen Perſonen geſprochen; von den Privatabſichten und Planen, die den Kaiſer und ſeine Diener bei dieſem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug ſich zu, ohne daß er es im mindeſten geſucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Jan. 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den geſunknen Muth der Preußen durch ſtärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen anſprechen zu müſſen. Dieſe Rede, an Kunſt und Gemüth dem Trefflichſten, was die Alten in derſelben Gattung geleiſtet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger, den Zeitumſtänden ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutſchland ſie mit Bewunderung aufnahm und Göthe ſie überſetzte, ein Anlaß zu den

gehäſſigſten Verleumdungen gegen den Verfaſſer in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäſar obſiegte, dem Schickſale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und ſeinen Neigungen ganz entſprechend ſeine Lage in Berlin geweſen war, konnte es ihm unter ſolchen Umſtänden und Ausſichten doch nicht ſchwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Univerſität zu Tübingen, wenn auch mit weniger Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber ſeine wiederholt geſuchte Entlaſſung von Memel erſt im Oktober. Auf der Reiſe nach Tübingen erreichte ihn ein franz. Courier, der ihn ſchon dort und in Berlin aufgeſucht hatte, in Frankfurt, mit dem Befehl, ſchleunigſt nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtigs Amt zu übernehmen. Müller, von einem Rufe, an den er ſo wenig gedacht, daß er ſogar ſeine ganze fahrende Habe, nach Tübingen vorausgeſchickt hatte, auf's Aeußerſte überraſcht, gab im erſten Erſtaunen, daß Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, ſich auf der Stelle zu erklären die Antwort: er komme. Am 12. Nov. war er in Fontainebleau und ſchon mit ſich einig, Tübingen und die literariſche Thätigkeit jeder andern Beſtimmung vorzuziehen. Allein umſonſt wendete er ſich mit den dringendſten Gegenvorſtellungen an den Miniſter Maret; der Wille des eben in Italien beſchäftigten Kaiſers, der den Weſtphalen einen angenehmen Miniſter zu geben dachte, litt keinen Widerſpruch, und ſchon den 17. Nov. erhielt Müller zu Paris die Beſtallung als kön. weſtphäl. Miniſter-Staatsſekretär. In dieſem mit Scheu und Gram übernommnen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holl. Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im December nach Caſſel gehen. Allein hier zeigte es ſich bald, wie ſehr der Beruf, dies neue Königreich zu organiſiren und Geſchäfte zu führen, zu denen eben ſo viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, ſeiner ganzen Natur widerſtrebte. Seine Geſundheit litt, mehrere Male verlor er die Beſinnung, und einſt mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden ſeine dringenden Bitten um Entlaſſung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieſer ſeinen Wünſchen angemeßnern Stelle ſah er ſich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, ſchmerzlich getäuſcht. Die Hinderniſſe, die dem Gedeihen der Wiſſenſchaft im vormaligen Königreich Weſtphalen in den Weg gelegt wurden, ſind bekannt. Anſtatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltſames Zerſtören ankämpfen und für ſeine Amtstreue die bitterſten Kränkungen erfahren; doch erhielt er noch manche zum Untergang beſtimmte wiſſenſchaftliche Anſtalt durch ſeine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg ſein Beſtehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen, und das Corps der Profeſſoren von den aufgelöſten Univerſitäten neue Anſtellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Deſſen ungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlaſt, in welche ihn die letzten Veränderungen geſtürzt haten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franz. Geiſtesdruck um ſich greifenden Barbarei an ſeinem Leben, und brachen die Kraft ſeines Innerſten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erſchienenen 1. Abthl. des 5. Bandes der Schweizergeſchichte aufflammen. Rührende Zeugen von dem Kampfe ſeines ſonſt ſo freudigen Herzens mit ſeinen Erfahrungen ſind ſeine vertrauten Briefe aus

dieſer Zeit. Noch einen Troſt gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt ſeiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Penſion in's Vaterland zu ziehen, wo er ſich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung ſeiner Schweizergeſchichte widmen ſollte. Er war bereit; die Tagſatzung, die hierüber Beſchluß faſſen wollte, verſammelte ſich den 5. Juni 1806 und erfuhr den 8. ſeinen Tod. An den Folgen ſeiner ſitzenden Lebensart und ſtarken Anſtrengung hatte Müller ſchon in frühern Jahren gelitten und ſeine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflöſung vertrauter, und ſchrieb in dieſem Gefühle ſein Teſtament, das unverdächtigſte Zeugniß ſeiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewiſſenhaftigkeit eines einfachen, rechtlichen Bürgers ſein Haus beſtellte und über die Tilgung ſeiner Schulden verfügte. In ſolchen Sorgen, doch geſtärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtarb er in ſeinem 57. Jahre an einem, mit Entzündung des Geſichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mais 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was iſt, iſt von Gott und Alles kommt von Gott. Bei ſeiner Beerdigung hielt der Miniſter Simeon, der nebſt dem franz. Geſandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Boſſe, Müller's Sekretär und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu ſeinen wenigen Vertrauten in Caſſel gehörte, eine Standrede, voll von Beweiſen, wie ſehr ſein Werth auch auf dem letzten Schauplatze ſeines Wirkens anerkannt ward. Müller's Aeußeres war mehr einnehmend, als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine fleiſchige Geſtalt, ein rundes Geſicht, eine heitre, erhabne Stirn und ein Paar hervorſtehende, große, blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Mit dem Anſtande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden zu erfreuen und in die angenehmſte Lage zu verſetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menſchenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu raſch im Vertrauen wol zuweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Ränke anzuſpinnen und Beleidigungen zu erwidern. Beſonders nahm er ſich gern aufkeimender Talente an und ſtand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die ſich ihm anſchloſſen. Der berühmte Orientaliſt von Hammer in Wien, ein junger Theolog Stäkling in Prenzlau, die Hiſtoriker Pfiſter, von Hormayr und Dippold, von denen der erſtere im Quellenſtudium, die beiden andern in der Manier der Darſtellung ſeine Schüler wurden, bildeten ſich unter ſeiner aufopfernden, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie; die Stelle der Weiberliebe füllten die Wiſſenſchaften und die Freundſchaft in ſeinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgeſinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die beſten unter den Zeitgenoſſen ſtanden mit ihm in dieſem glücklichen Verhältniſſe; am nächſten ſein würdiger Bruder, der Oberſchulherr und Profeſſor Joh. Georg Müller zu Schafhauſen (Herausgeber der Werke ſeines Bruders und Verf. mehrerer trefflicher Schriften, geb. 1759, geſt. den 20. Nov. 1819), außer ihm Bonſtetten, Gleim, H. Fr. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraigues, Alexander v. Humboldt, Niclas Voigt, Heyne und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen ſeine vertrauten Briefe, die im 4. bis 7. und 13. bis 18. Bde ſeiner Werke aufbewahrt ſind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch

der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Baiern unter ſeine Freunde gehörten, gereicht dieſen Prinzen nicht weniger, als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl ſeines eignen Werthes nicht ohne Antheil an dieſen Bündniſſen und ſeine, von Jugend auf entſchiedne Vorliebe für den Umgang der höchſten Stände, ſeine Freude an hohen Ehrenſtellen, ſein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht ſelten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wiſſen wollte, wirklich beſaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eiſernem Fleiß und ſchöpferiſcher Phantaſie, von kritiſchem Scharfſinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernſt und glühender Empfindung, Eigenſchaften, wie die Natur und der menſchliche Wille ſie ſelten hervorbringt und noch ſeltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die ſich entſchieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wiſſens und führte die Werke ſeiner hiſtoriſchen Kunſt auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten ſelbſt auf, die er beſchrieb. So entſtanden die Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft; ein Werk, das von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug iſt, ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Selbſtſtändigkeit, Tiefe, Vollſtändigkeit, ein reines, ſtarkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienſtbar ward, und eine Beſcheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verſchrieenen Quelle noch Goldkörner hiſtoriſcher Wahrheit finden ließ, zeichnen ſeine Forſchung, hohe Würde und Eigenthümlichkeit, Leben und Feuer, gedrungne Kraft und fruchtbare Kürze ſeinen Vortrag aus. Was dieſer hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müller's Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu ſagen, als irgend einer Nachahmung zugeſchrieben werden. Die durch eigne Studien erworbne Kenntniß der Kriegskunſt und die lebenvolle Anſchaulichkeit in ſeiner Beſchreibung der Schlachten iſt ganz einzig in ihrer Art; und unter den Vorzügen ſeiner hiſtoriſchen Methode hervorragend das Verdienſt, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen ſeinen Bedingniſſen in das Gebiet der Geſchichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menſchengeſchlechts wiedergegeben zu haben. In dieſem Sinne wollte er die Weltgeſchichte ſchreiben, und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meiſten und beſten ſchon ſeine Vertrauten waren, von Moſes und Homer an nach der Zeitfolge in den Urſprachen zu leſen und hiſtoriſche Materialien daraus zu excerpiren. Bei dieſem großen Unternehmen ging ihm aus den bibl. Schriften über den unendlichen Werth der poſitiven Religion und des Chriſtenthums inſonderheit, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franz. Literatur ſeit 1771 in Etwas verſchattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeiſterung der Religioſität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerſchütterlichen Frömmigkeit heran, die ſeinem nie unterlaßnen Morgengebete erfriſchende Kraft, ſeinem Innern die Weihe eines heiligen Ernſtes und ſeinem Leben mit der Welt die bei großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feſte Haltung des guten Chriſten und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geſchäften und Zerſtreuungen ſeiner äußern Verhältniſſe, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebräiſchen, griech. und

römiſchen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftſteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor excerpirt, als der Tod dieſe unermeßliche hiſtoriſche Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeſchriebne Folioſeiten anfüllt, unterbrach. Dieſem Hauptgeſchäfte ſeines Lebens, auf welches der Plan ſeiner geſammten geiſtigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrſamkeit, in der kein Hiſtoriker ſeiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtauſende der Vergangenheit waren in ſeinem bewunderungswürdigen Gedächtniſſe vollkommen geordnet; eine Welt von Thatſachen und Daten ſtand vor ſeiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von geſtern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geſchlecht, deſſen Geſchichte er nicht wußte. Bei gründlichem Wiſſen des wirklich Geſchehnen und einer gereiften Einſicht in den Zuſammenhang aller menſchlichen Dinge konnte ſein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünſtler und gegen den Terrorismus philoſophiſcher Conſtruenten in der Geſchichtſchreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre ſcholaſtiſche Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Grundſätze der höhern Kritik und der innern Gründe auf dieſem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwol voll Achtung für wahre Philoſophie, und der Unzulänglichkeit ſeines Talents zu ſpeculativen Forſchungen gern geſtändig, ſich laut und ſtark erklärt. Gerecht und mit Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Heeren, in ſeiner Schrift: Müller, der Hiſtoriker, Leipz. 1809, und der Akademiker Roth zu München in ſeiner Lobſchrift auf Müller das Verdienſt und die Mängel dieſes großen Geſchichtsſchreibers gewürdigt, den der Parteigeiſt und die Unbilligkeit einiger kritiſchen Blätter wol verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenoſſen erreichen konnte. Mit den unſterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächſten ſteht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muſe der Geſchichte begeiſtern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben ſeines Geiſtes, ſeiner Kenntniſſe und Entwürfe zu hinterlaſſen.

Müller (Joh. Gottwerth), geb. 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holſtein, wo er jetzt als Privatgelehrter lebt, war in den achtziger Jahren des vor. Jahrh. einer unſrer geleſenſten Romanendichter. Sein Kreis iſt der des täglichen Lebens, welches er im Siegfried von Lindenberg (zuerſt 1779), im Ringe (1777) und in den komiſchen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784 ff. 8 Bde), ſtets in den Schranken ſittigen Anſtands ſich haltend, mit vieler Wahrheit und Natürlichkeit, oft auch mit Witz und guter Laune ſchildert. Aber ſeine Wahrheit verſchmäht mit zu großer Spröde den Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit, ſeiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu ſehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moraliſche Abſchweifungen. In ſeinem nahen Umgange, behauptete man, daß er die Originale mancher Schilderungen fand, die ihn deshalb anfeindeten. Weniger lebendige Darſtellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten ſeinen ſpätern Schriften (Selim der Glückliche, 1792, Friedrich Brack 1793 u. a.) eine ſo kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienſtliche ſeiner frühern Werke faſt vergeſſen worden zu ſein ſcheint.

Müller (Joh. Gotth. v.), Profeſſor und Ritter in Stuttgart,

einer der trefflichſten jetzt lebenden Kupferſtecher Deutſchlands, wurde 1747 zu Bernhauſen in Würtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunſt führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er ſich widmen ſollte, ab, und nach Stuttgart. Da ſein großes Talent ſich bald entwickelte, ſo erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand ſetzte, 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unſers berühmten Landsmannes Wille Leitung die ſchnellſten Fortſchritte. Sechs Jahre ſpäter nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitgliede auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildniſſe der beiden Profeſſoren dieſer Akademie, des Lerambert und Galoche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Profeſſor der daſigen Kunſtſchule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit die Meiſterwerke, durch die er ſich berühmt gemacht hat. Vor allen verdient den Vorzug ſein Bildniß Ludwigs XVI., welches in Hinſicht der Reinheit und Zartheit des Grabſtichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den berwik'ſchen Kupferſtich noch übertrifft, ungeachtet man letztern hinſichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Seine Hauptblätter im hiſtoriſchen Fache ſind: das Treffen bei Bunkershill, wobei Gen. Waren ſein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbull's; und die Madonna della Sedia, nach Raphael, die er für das Musée français lieferte. Für das becker'ſche Auguſteum hat er ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. In der, von ihm in Stuttgart geſtifteten Kupferſtecherſchule haben ſich mehrere treffliche Künſtler gebildet, vorzüglich ſein Sohn. (ſ. d. fg. Art.)

Müller (Joh. Fried. Wilh.), des Vorigen Sohn, kön. würtemberg. Hofkupferſtecher und Profeſſor an der kön. ſächſ. Akademie der Künſte in Dresden, war geb. zu Stuttgart 1782. In früher Jugend untergruben die bösartigſten Pocken ſeine Geſundheit und ließen den Keim einer unheilbaren Kränklichkeit zurück, die ſich ſchon in ſeinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Aber dieſe Hinderniſſe hemmten keineswegs die frühe Entwickelung ſeines tiefgreifenden, lebendigen Geiſtes. Er beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart bis zu ſeinem 18. Jahre, und empfing nebenher von ſeinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perſpective. Immer mehr neigte er ſich aus freiem Triebe der Kunſt zu. Seine Verſuche mit dem Grabſtichel gelangen über Erwarten, wie eine Copie nach Edelink und eine zweite nach Macret bezeugt. Gleich darauf ſtach er das gekannte Porträt von Hufeland, nach Tiſchbein. Aber nicht auf das kunſtgerechte Eingraben in Kupfer beſchränkte er ſich; er hatte nach ſeines Vaters Anweiſung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigern Theil ſeiner Kunſt erkannt und wandte allen Fleiß an, ſich immer mehr darin zu vervollkommnen. Zwanzig Jahre alt, ging er nach Paris, um dort den akademiſchen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunſt verleitete ihn hier ſchon zu übermäßigen Anſtrengungen, die eine ſehr bedenkliche Erſchlaffung ſeines Geiſtes und Körpers zur Folge hatten. Ein wackerer Freund, der Maler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerſtreute, theils ihm durch leichtere Beſchäftigungen mit der Oelmalerei Unterhaltung verſchaffte. Müller malte zu ſeiner Zeit drei Bildniſſe nach der Natur, darunter ſein eignes, und hatte den für ſeine Kunſt ſo unſchätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Oelmalerei praktiſch kennen zu lernen. So geſtärkt und an Kenntniſſen bereichert, kehrte er nach Paris zurück, und ſtach für das Musée de Paris die Vénus d'Arles, und für Robillard eine Statue,

mit der Unterſchrift: La Jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchſt glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. 1805 malte und ſtach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing den ſo berühmt gewordnen Johannes nach Dominichino an und zeichnete die heil. Cäcilia nach demſelben Meiſter, die nachher ſein Vater in Kupfer ausführte. 1806 ging er nach Stuttgart zurück und beendigte ſeinen herrlichen Johannes. 1808 ward ihm von dem Kunſthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende ſeines Lebens beſchäftigte. Durchdrungen von der Größe dieſer Unternehmung, beſchloß er, ihr ſeine ganze Kraft, ſein ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunſt auf's neue an der Quelle ſelbſt, in Italien, zu ſtudiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der raphael'ſchen Madonna aus Dresden erhalten hatte, genügte ſeinem geübten Auge nicht; ſeine eignen Studien nach dem Urbilde bezeugen, wie er nicht nur die äußern Umriſſe treu, ſondern auch das Eigne der ganzen maleriſchen Schöpfung im Geiſte des Malers wieder zu geben ſtrebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunſt kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm ſogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das ſein raſtloſer Fleiß bald ſichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichſam zur Erholung, als die Bildniſſe von Jacobi, Schiller (nach Dannecker's koloſſaler Büſte) und Hebel (nach dem Leben), und ein größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem raphael'ſchen Deckengemälde in den vatikaniſchen Logen. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunſtakademie in Dresden, den er um ſo lieber annahm, als er dort im täglichen Anſchauen des herrlichen Urbildes ſeine große Kupferplatte vollenden konnte, und die Hoffnung hatte, durch Unterricht auch Andern zu nützen. Leider ſollte ſeine Wirkſamkeit nur von kurzer Dauer ſein. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszuſtatten, erſchöpfte er auch den letzten Funken von Geiſtes- und Körperkraft. Um ſo empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältniſſe. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er faſt ganz ohne Nahrung hinſchmachtend einem Träumenden, von dunkeln Phantaſien Bewegten glich, löſte ſeinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines eben ſo berühmten, als liebreich bemühten Arztes auf dem Sonnenſchein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Geneſung zu faſſen, als er am 3. Mai 1816 entſchlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck ſah, wird ſtets als ein Edelſtein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden. Er hinterließ eine Frau, eine Nichte von Dannecker, mit der er ſich 1811 verheirathet hatte, und zwei Kinder. Ein chronologiſches Verzeichniß ſämmtlicher, von ihm in Kupfer gebrachten Werke, nebſt einigen ſeiner hinterlaßnen Zeichnungen, ſiehe im tübinger Morgenblatt, Kunſtblatt Nr. 1., Jahrg. 1817; vergl. mit Nr. 7., 1816, und Morgenblatt, Nr. 290. 1816.

Müller (Friedr.) unter dem Namen Maler Müller bekannt, verdient als Maler, Kupferſtecher und Dichter eine rühmliche Auszeichnung. Er iſt 1750 zu Kreuznach geboren, ſtand früher in herzogl. zweibrück'ſchen Dienſten, und gab ſchon von ſeinen 18. Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie ſtellen meiſt Thiere, Compoſitionen in niederländiſchem Geſchmack, Hirtenſcenen u. ſ. w. vor, und wurden wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und

der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. 1776 ging er nach Rom, und ſtudirte dort beſonders nach Michel Angelo. Allein auch er ſcheint an dieſer, für junge Künſtler ſo gefahrvollen Klippe geſcheitert zu ſein. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen faſt alle Mal, anſtatt der wirklichen echten Großheit ſeines Styls, bloß ſeine Manier aufgreifend, in's Uebertriebne zu verfallen." So kam es, daß die Hoffnung, welche ſein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine ſpätern Arbeiten, welche ſich durch wilde romantiſche Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Deſto größere Verdienſte hat ſich Müller als Dichter erworben, ungeachtet auch ſie nicht ſogleich und nach Verdienſt anerkannt worden ſind. Zu einer Zeit, wo ſich unſre Literatur in einer faden Langweiligkeit gefiel, und wo die Dichtkunſt größtentheils in eine verſificirte Proſa ausgeartet war, trat unter den kräftigen Geiſtern, welche einen neuen Schwung in unſre Literatur brachten (Göthe, Bürger, Herder, Stolberg, Heinſe, Klinger), auch unſer Müller auf, welcher mit den meiſten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, einige ſeiner Gedichte bekannt machte, ſchienen ſeine Poeſien noch zu früh gekommen zu ſein; ſie wurden nur unter großem Widerſtreit und mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erſt ſpäterhin und nachdem Müller mit ſeinen, nunmehr geſammelten Poeſien (Maler Müller's Werke, 3 Bde, Heidelb. 1811.) auf's neue hervorgetreten iſt, hat man ſein Verdienſt gebührend gewürdigt. Schon unter ſeinen Idyllen findet man einige vortreffliche Stücke, wie z. B. die echt deutſchen, „Ulrich von Koßheim," „die Schafſchur," und „das Nußkernen." Allein ſeine Meiſterwerke bleiben doch die „Niobe," ſodann „Fauſt," und ſeine „Genovefa;" Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen in eignem Werthe beſtehen und ſeine ſchöpferiſche Kraft beurkunden. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeiſterung der Leidenſchaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und zerriſſen. (Vgl. Schlegel's deutſ. Muſeum, Sept. Heft, 1813. S. 247.) Müller lebt gegenwärtig in Rom, und beſchäftigt ſich beſonders damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunſt vertrauter zu machen.

Müller (Adam), vorzüglich durch ſeine Vorleſungen und Schriften über Gegenſtände der Staatskunſt bekannt, iſt geb. 1779 zu Berlin, erzogen, wiſſenſchaftlich vorgebildet und für das Studium der Theologie beſtimmt von ſeinem mütterlichen Großvater, dem als Orientaliſten und Ueberſetzer des Hiob und Jeſaias bekannten Prediger Cube zu Berlin; dann des Philologen Wetzel (durch ſein antiquariſches Lexikon und mehrere Ausgaben des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spalding's und Heindorf's Schüler. Durch die Leidenſchaft für das Studium der damals herrſchenden Philoſophie von den poſitiven Wiſſenſchaften abgeleitet, führte ihn in ſeinem 18. Jahre die Freundſchaft von Fried. Gentz zu dem Intereſſe an den großen politiſchen Begebenheiten der Zeit zurück. So betrat er in ſeinem 19. Jahre ſeine dreijährige akademiſche Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des abſoluten Eigenthums ſeinem ganzen Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutſche und das Lehnsrecht, und das brittiſche Privatrecht neben dem röm. nicht zu verſäumen. Burke's Werke griffen um dieſe Zeit mächtig und nachhaltig in ſein Leben: ſo entſtanden die Vorleſungen gegen die franz. Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er 1800 zu Göttingen einigen ſeiner Freunde hielt. Aehnliche Forſchungen

in der Philoſophie des Rechts, führten ihn zur Idee des Gegenſatzes, als Grunderſcheinung der Welt, daher nach ſeiner Rückkehr nach Berlin, zu einem zweijährigen Studium der Naturwiſſenſchaften. Seine Anſtellung als Referendar in Berlin, konnte ſeinen wiſſenſchaftlichen Trieb nicht niederhalten. Eine Reiſe nach Schweden und Dänemark, und hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, um ſeine politiſchen und religiöſen Ueberzeugungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Entſchloſſen, an die Ausarbeitung großer, umfaſſender Werke ſein Leben zu ſetzen, begab er ſich, um Gentz wieder zu ſehen, nach Wien, trat am 30. Apr. 1805 zur röm. kathol. Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Als jetzt die Wendung der europ. Angelegenheiten einige Ausſicht zu praktiſcher Wirkſamkeit zeigte, begab er ſich nach Dresden, wo er größtentheils im Umgange von Gentz drei Jahre verlebte, und 1806 Vorleſungen über die deutſche Literatur, 1807 über die dramatiſche Poeſie, 1808 über die Idee der Schönheit, und 1809 über das Ganze der Staatswiſſenſchaften hielt. Sie ſind ſämmtlich gedruckt; die letzten unter d. Titel: Elemente der Staatskunſt. Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn nach Berlin. Von den preuß. Miniſtern, wie ſpäterhin von Hardenberg mit Auszeichnung behandelt, konnte unter den politiſchen Verhältniſſen dennoch ſeine Anſtellung nicht erfolgen, und er hat, außer ſeinen Vorleſungen über Friedrich II. während ſeines Aufenthalts daſelbſt in keiner öffentlichen Beziehung geſtanden. Im Mai 1811 ging Ad. Müller nach Oeſterreich und lebte zwei Jahre, mit dem Wohlwollen des Erzh. Maximilian von Oeſterreich-Eſte beehrt, in deſſen Hauſe den Wiſſenſchaften. Im J. 1812 hielt er vor einer zahlreichen Verſammlung Vorleſungen über die Beredtſamkeit. Das J. 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirkſamkeit. Er wohnte als k. k. Landeskommiſſär und tirol. Schützenmajor der Befreiung von Tirol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erſter Referent bei der Organiſation dieſes Landes gebraucht, bis er im Apr. 1815 vom Fürſten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaiſers nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem Generalconſul in Sachſen; zugleich iſt er kaiſ. öſtreich. Geſchäftsträger an den herzogl. anhaltiſchen und fürſtl. ſchwarzburgiſchen Höfen. 1819 wohnte er den Miniſterial-Conferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei. Er lebt zu Leipzig, wo er (1816 — 1818) ſeine Staatsanzeigen, und 1819 ſeine Schrift: Von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft, herausgab. Auch ſtehn von ihm Beiträge im wiener deutſchen Beobachter, in Fr. Schlegel's Concordia, in den Zeitgenoſſen (Franz I., Kaiſer von Oeſterreich und Horner) und in andern Zeitſchriften.

Müllner (Adolph) k. preuß. Hofrath, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schweſterſohn des berühmten Bürger, iſt einer der erſten jetzt lebenden deutſchen dramatiſchen Dichter. Wieland's Oberon, Bürger's Lenore, Schmidt's Unterricht in Pforta und Schiller's Werke erweckten Müllner's Dichtergeiſt. Zugleich ſtudirte er mit Liebe Mathematik, hierauf in Leipzig die Rechte, und lebte ſeit 1798 als Advocat in Weißenfels. Später machte er ſich als juriſtiſcher Schriftſteller bekannt und ward Dr. der Rechte. Vertraut mit den franzöſiſchen Klaſſikern errichtete er 1810 in Weißenfels ein Privattheater. Bald zeichnete er ſich als Luſtſpieldichter aus, durch ſeine „Vertrauten" (1811), „die großen Kinder", „die Onkelei"

u. a. m., zum Theil nach franzöſiſchen Originalen und meiſtens in Verſen, welche M. ſehr geſchickt zu behandeln weiß, verfaßt. (S. Spiele für die Bühne. Lpz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Lpz. 1817). Werner's vier und zwanzigſter Februar veranlaßte ihn 1812, ſeine erſte Tragödie, den neun und zwanzigſten Februar zu dichten. In demſ. J. ſchrieb er ſeine zweite: „die Schuld" (ſeit 1816 viermal aufgelegt, auch in's Engl., Franz. und von Döbrentei in's Ungar. überſ.); im folgenden Jahre die dritte: „König Yngurd" (Lpz. 1817); ſpäter die „Albaneſerin" (Tüb. 1820). — Reichthum an Wiſſenſchaft, kritiſchen Blick, Freimüthigkeit und Witz hat er als Redacteur des Tüb. Literaturblattes (ſeit 1820) und der Hekate (ſeit 1823) auch als Mitarbeiter an vielen Zeitſchriften, beſonders im dramatiſchen Fache, gezeigt; doch ſtreift ſein Witz oft an die Perſon. Anerkannt iſt ſein Talent als Luſtſpieldichter. Erfindung, ſtechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menſchenkenntniß, ſind ihm nicht abzuſprechen. Eine tiefe und große Anſicht der Welt und des Lebens, ein ſinnreicher Plan, eine ächt poetiſche Sprache, die reich an glänzenden Bildern, jedoch zu epigramatiſch iſt, zeichnen ſeine Trauerſpiele aus, in denen Gedankenernſt ein düſtres Schickſal bisweilen mehr künſtlich als einfach vor dem Zuhörer entfaltet. M. vgl. d. Art. **Deutſche dramatiſche Dichter** in der 3. Liefer. der neuen Folge.

Mumien, einbalſamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalſamiren vor der Verweſung geſchützt worden ſind. Ihre Farbe iſt braun, der Körper ſo trocken und hart, wie Holz, und von einem ſchwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper iſt in ſchmale Binden aus Baumwolle von verſchiednen Farben über und über eingewickelt. Gewöhnlich iſt das Geſicht freigelaſſen, welches bisweilen ſo gut erhalten iſt, daß die Augen ihre völlige Geſtalt behalten haben. Die Binden ſind ſo feſt umgewikkelt, und durch die Länge der Zeit von den Balſamen ſo durchdrungen, daß ſie mit dem Körper in eine Maſſe verwandelt zu ſein ſcheinen. Man findet die Mumien in den mittlern Theile Aegyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdiſchen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalſamirens war ungefähr folgende: eigens dazu beſtimmte und unterrichtete Menſchen entledigten den todten Körper ſeiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Naſenlöcher mit einem eiſernen Haken, und goſſen balſamiſche Flüſſigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man ſie mit Palmwein gewaſchen hatte, wieder in den Leib geſteckt, hierauf der ganze Körper ſiebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geſchah das eigentliche Einbalſamiren; der Unterleib wurde mit Balſamen verſehen, und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balſamiſchen Oelen getränkt waren. Die Koſten waren bedeutend, daher auch nur die Leichen der Vornehmern und Reichen auf dieſe Art einbalſamirt wurden. Der Körper ward nun in einen ausgeſchnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt, und mit einer Decke umgeben, die oft ſelbſt ſehr koſtbar war. Sie beſtand aus vielfach zuſammengepapptem Byſſus, war ſehr künſtlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei verſehn, oft ſogar mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem

Körper genommen wurden, ſondern derſelbe bloß mit Zedernharz ausgeſpritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überſtrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper bloß ſiebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. Außer den menſchlichen Körpern, machten die alten Aegypter den Körper eines gewiſſen von ihnen verehrten Vogels, die Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbniſſen angebracht ſind. Noch zu unſrer Zeit werden zuweilen die Leichen fürſtlicher Perſonen durch Einbalſamiren der Verweſung entriſſen (ſ. Balſamiren). Auch iſt in einem Kapuzinerkloſter bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unſrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es iſt nämlich in demſelben ein unterirdiſches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt iſt. An den Wänden ſind nach der Reihe hohe, ſchmale Niſchen angebracht, in welchen mehrere hundert menſchliche Körper aufrecht ſtehen, die hinten an der Wand befeſtigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet ſind. Die Mönche dieſes Kloſters wiſſen durch beſondre Mittel, die ſie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verweſung zu verwahren, und es werden deren noch immer daſelbſt aufgeſtellt. Außer den künſtlich bereiteten Mumien gibt es auch an verſchiednen Orten natürliche, welche es durch Austrocknung der Luft geworden ſind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin ſchmelzte, die nach der Zeit darin beigeſetzten Leichen noch unverweſt. In dem St. Bernhardskloſter auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reiſenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen ſind, in einer Kapelle, welche mit Gittern verſehne offne Fenſter hat, verſammelt, wo ſie in ſitzender Stellung, einer an des andern Bruſt lehnend, aufbewahrt werden. Die ſcharfe, kalte Luft verhindert die Verweſung der Körper, und läßt ſie nur langſam eintrocknen. Die Mumien wurden ſonſt, ihres Balſams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längſt abgekommen iſt. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten ſind, und zu den koſtbarſten gehören. Ihre treuen Abbildungen nebſt einer ausführlichen Schilderungen der verſchiednen Einbalſamirungsarten, ſiehe in Becker's Auguſteum, 1r Bd. Auch in der leipziger Rathsbibliothek bewahrt man eine auf.

München, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Baiern, breitet ſich auf dem linken Ufer der Iſar in einer Ebene aus, welche nur auf der öſtlichen Seite von niedrigen Hügeln umgrenzt iſt, und hat 65,000 Einwohner. Das Klima iſt, der ſüdlichen Lage der Stadt (48° 8′ 20″ N. B.) ungeachtet, wegen ihrer bedeutenden Erhöhung über die Meeresfläche, und wegen der Nähe der tiroler Gebirge, mehr rauh als mild, auch wegen Veränderlichkeit der Luft der Geſundheit nicht beſonders zuträglich. Im 11., und im Anfange des 12. Jahrh. war München ſchon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Die Stadt iſt unausgeſetzt in ihrer Vergrößerung und Verſchönerung begriffen. Ueberall zeigt ſich an den Gebäuden ein guter Geſchmack und der Ausdruck beſcheidner Bequemlichkeit. Die vorzüglichſten öffentlichen Plätze ſind: der Marktplatz, auch ſchlechthin Platz genannt, der Max-Joſephplatz, der Promenadeplatz, der Maximilians-, der Carolinen-, der Königs- und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetſten Kirchen gehören: die Theatiner,

oder katholiſche Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau mit dem Grabmale Kaiſer Ludwigs des Baiern, die St. Stephanskirche, mit einem ſchönen Begräbnißplatze und Leichenhauſe, die Peterskirche, die königl. Hofkirche zum h. Michael, einer der ſchönſten Tempel in Deutſchland, die königliche Hofkapelle und die evangeliſche Hofkirche in der Reſidenz. Unter den Paläſten zeichnen ſich aus: das königliche Reſidenzgebäude, ein herrlicher, weit umfaſſender Palaſt, voll Würde und Hoheit, im doriſchen Style, im Innern auf das Prächtigſte und Geſchmackvollſte geſchmückt, 540 Fuß lang und 280 Fuß breit mit 4 Höfen, mit einem ſchönen Luſtgarten, der herzogl. eichſtädtſche Pallaſt; der Herzog-Maxpalaſt, der fuggerſche oder Herzog-Wilhelmspalaſt, der Ständeſaal, der Bürgerſaal und mehrere Hotels des hohen Adels. München iſt der Sitz der fünf Miniſterien, des Oberappellationsgerichts, und eines Erzbiſchofs, ſo wie aller obern Behörden und Einrichtungen. In der Reihe der Anſtalten für Beförderung der Wiſſenſchaft ſteht die königl. Akademie oben an, welche ſchon 1759 vom Kurf. Maximilian Joſeph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfaſſung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufſicht der Akademie ſtehen: die Bibliothek (400,000 Bde. 8500 Handſchriften), das Muſeum der Naturgeſchichte, und die phyſikaliſchen, mathematiſchen und polytechniſchen Sammlungen, der botaniſche Garten, das Münzkabinet, das Antiquarium u. A. Die königl. Studienanſtalt, als Lehranſtalt für höhere Bildung, beſteht aus einem Lyceum, Gymnaſium und Realinſtitute; ferner blühen hier als beſondere Lehr- und Erziehungsanſtalten die königl. Pagerie, das Cadettencorps, das ſtatiſtiſch-topographiſche Büreau, mit einer topograph. Schule, die Blindenanſtalt, die Erwerbſchule, das Studenten-Seminar, das Athenäum für Neugriechen, mehrere Volks- und Feiertagsſchulen und die Maximilians-Anſtalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranſtalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinärſchule, die männlichen und weiblichen Feiertagsſchulen. Unter den Anſtalten zur Bildung in Künſten ſteht obenan die Akademie der bildenden Künſte, mit der Kunſtcomité; hierzu gehören: der Antikenſaal, nebſt der vom Kronprinzen errichteten Glyptothek, welche Bildhauerwerke enthält, die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferſtichkabinet. Die koſtbaren Sammlungen der königl. Bildergallerie ſind in ſieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine planmäßige Art vertheilt. Sehr anziehend ſind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Muſivgemälden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen Kunſtanſtalten bemerken wir noch das mechaniſche Inſtitut von Reichenbach und Utzſchneider, wo vortreffliche aſtronomiſche und mathematiſche Inſtrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedikt-Bayern gehört; ferner die lithographiſchen Anſtalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter ſich ausdehnen und an Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit gewinnen. München beſitzt zwei ſtehende Theater (das königl. Nationaltheater und das Theater am Iſarthor), und an dem Muſeum und der Harmonie, zwei Geſellſchaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geiſtes auch den Genuß geſelliger Unterhaltungen verſchaffen. Die münchner Kapelle iſt eine der vorzüglichſten in Deutſchland; der engliſche Garten iſt das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin iſt. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevals-Beluſtigungen den erſten Platz. Die beſuchteſten Vergnügungsörter in der Nähe ſind:

Großheſellohe, Obervöhring, Bogenhauſen, Hartaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die königl. Luſtſchlöſſer: Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerreſidenz des königl. Hofes, Schleisheim (mit einer ausgezeichneten Gemäldeſammlung, welche den Beſuch jedes reiſenden Kunſtfreundes verdient) und Fürſtenried Ausgezeichnete Erwähnung verdienen auch die Unterſtützungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten. Die wichtigſte und zugleich umfaſſendſte Anſtalt dieſer Art iſt das allgemeine Krankenhaus. Es enthält einen Raum für 7 bis 800 Kranke, 54 Commun-Krankenſäle, und überdies 60 abgeſonderte Zimmer für Gäſte, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anſtalten dieſer Art ſind: das Militär-Lazareth, das heilige Geiſt-Spital, das Joſeph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waiſenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanſtalt. Das königl. Strafarbeits- (Zucht-) Haus iſt beſtimmt zur Strafe und Beſſerung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichſten und kunſtvollſten Anſtalten ſind die Waſſerleitungen und Brunnenwerke. Das Waſſer wird von der Iſar hergeleitet; die Kanäle, ungemein zahlreich und mit vielen Koſten unterhalten, treiben Maſchinen, Mühlen, bewäſſern Wieſen und Gärten, dienen zum Flößen und ſichern vor Ueberſchwemmungen. Fabriken und Manufakturen ſind in München nicht zahlreich; man findet daſelbſt einen Kupfer- und zwei Eiſenhämmer, eine Kattun- und Zitzfabrik, zwei leoniſche Spitzenfabriken, drei Möbelnfabriken, zwei Siegellack- und fünf Tabaksfabriken, Hauteliſſetapetenfabriken, ſechs Lederfabriken, unter welchen ſich die von utzſchneider'ſche auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten und zwei Seidenſtrumpffabriken, eine Farben- und eine Pinſelfabrik u. a. Die Papierfabrik in München (ſeit 1347) iſt wahrſcheinlich die älteſte in Deutſchland. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen ſieben. München hält des Jahres zwei große Dulten (Meſſen), um heilige Dreikönig und um Jacobi, jede dauert vierzehn Tage. Die neueſte Beſchreibung von München iſt D. Müller's Gemälde von München und Baiern.

Münchhauſen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat ſich als hannöverſcher Miniſter und als Curator der Univerſität Göttingen dauernden Ruhm erworben. Er ſtammte aus einem der älteſten adeligen Geſchlechter, und ward 1688 geboren. Nachdem er ſeine Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, ward er 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannöverſcher Comitialgeſandter in Regensburg. Von 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienſte, die er entwickelte, erhoben ihn 1765 zum Premierminiſter, in welcher Stelle er 1770 zu Hannover ſtarb. Mann kann mit Wahrheit ſagen, daß die blühende Periode der 1734 geſtifteten Univerſität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhauſen's Werk war. Eine Menge von Inſtituten dieſer Univerſität, als z. B. die Errichtung der Akademie der Wiſſenſchaften, die Feſtſetzung der von ihr vertheilten Preiſe, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die göttingiſchen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptſaal ſein wohlgetroffnes Bildniß zeigt, verdanken ihm theils ihre Entſtehung, theils ihren Flor. Beſonders wohlthätig für die Blüthe der Univerſität aber, war der lieberale große Geiſt, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anſtellung der Lehrer leitete. Münchhauſen's Scharfblicke und ſeiner Wahl iſt es zuzuſchreiben, daß Göttingen unter ſeiner Curatel eine ſo große Anzahl von ausgezeichneten Männern aufzuweiſen hatte. In

der Verwaltung des Landes zeichnete er ſich durch Milde und Sorgfalt für Alles aus, was zum Flor des Landes beitragen konnte.

Mund iſt diejenige natürliche Oeffnung des menſchlichen Kopfes, welche zum Athmen, zum Eſſen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut bekleidet iſt und ſich in die Luftröhre und den Schlund fortſetzt. Man unterſcheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Erſterer reicht von den Lippen bis zur Baſis der Zunge, enthält dieſes Organ, und iſt von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beſtändig von dem aus den Drüſen (deren äußere Kanäle ſich in ſeinem Innern öffnen) fließenden Speichel angefeuchtet. Letztrer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln ſich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der euſtachiſchen Röhre. Durch letztre hängt der Mund mit dem Ohre zuſammen; eine andere Verbindung findet mit der Naſe Statt durch die innern Naſenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verſchiednen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleiſch, die ſogenannte Fröſchleingeſchwulſt, die Verletzungen der Speichelkanäle und die pathologiſchen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerſtörung der Gaumendeckung und die Durchbohrung ſeines Knochengewölbes in ſyphilitiſchen Kankheiten. Bei Flüßen nennt man die Ausſtrömung Mündung.

Mündigkeit, ſ. Majorennität und Minorennität.

Municipal, Municipalitäten. Das Wort municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit ſtädtiſch gleichbedeutend gebraucht, ſo Municipalverfaſſung ſtatt ſtädtiſche Verfaſſung, Municipalbehörde ſtatt ſtädtiſche Behörde. Eben ſo verſteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unſern Tagen hat jedoch dies zuerſt in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine ausgedehntere Bedeutung erhalten, indem man mit dieſem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zuſammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rückſicht zu nehmen, ob dieſe Oerter Städte waren oder nicht. So beſteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, deſſen Adjunkten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehrern Polizeicommiſſären, neben welchen Behörden, die zuſammengenommen den Titel der Municipalität führen, ſich noch ein Municipalrath findet, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts zu führen, und zugleich über die Bedürfniſſe der Gemeinde Vorſchläge zu thun hat. Cz.

Municipien, municipia, hießen diejenigen Städte im römiſchen Reiche, welche unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten (Duumviri, collegium decurionum) entweder nach römiſchen, oder nach eignen Geſetzen regiert wurden, und im erſtern Fall das römiſche Bürgerrecht im weiteſten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militäriſchen Ehrenſtellen gelangen konnten.

Münnich (Burkhard Chriſtoph Graf von), ruſſiſcher Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall, ward zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg 1683 geboren, wo ſein Vater als oſtfrieſiſcher Geheimerath und Deichgräfe lebte. Nach einem ſorgfältigen Unterrichte machte er eine Reiſe nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmſtädtiſchen Truppen. 1705 begab er ſich in caſſelſche Dienſte, ſtieg in denſelben, nach ſeiner Befreiung aus der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei

Denain gerathen war, bis zum Oberſten, und baute den Kanal und die Schleuſe zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberſter in polniſch-ſächſiſche Dienſte, und ward 1717 Generalmajor. Von hier durch die Ränke des Generalfeldmarſchalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in ſchwediſche, und nach Carls XII. Tode 1720 in ruſſiſche Dienſte, wo ihn ſein Glück erwartete. Schon am 22. Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, ſondern auch 1728 in den ruſſiſchen Grafenſtand; 1731 ward er, unter Anna Generalfeldzeugmeiſter, Generalfeldmarſchall und Präſident des Reichskriegscollegiums. Als ſolcher gab er dem ruſſiſchen Landheere eine neue Verfaſſung, und richtete das adelige Cadettencorps ein. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei ſeiner Rückkehr nach Warſchau geſandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In dieſem Kriege verwüſtete er 1736 die Krimm, eroberte 1737 Otſchakow, ging 1739 bei Sinkowza über den Dneſtr, ſchlug die Türken bei Stewutſchan, bemächtigte ſich der Feſtung Chotſchim und beſetzte die Moldau. Seine weitern Pläne wurden durch den Frieden, den der deutſche Kaiſer mit den Türken ſchloß, vernichtet, worauf denn auch der Friede zwiſchen Rußland und der Türkei am 18. Sept. 1739 zu Belgrad erfolgte, deſſen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden iſt. Münnich wurde bei ſeiner Rückkehr zum Oberſtlieutenant der preobraſchenskiſchen Garde erklärt, auch überreichte ihm die Kaiſerin eigenhändig einen koſtbaren Degen, ein diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte ſeinen Gehalt. Als dieſe Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernſt Johann von Kurland von ihr zum Regenten des ruſſiſchen Reichs in Vormundſchaft des minderjährigen Thronfolgers, Iwan, erklärt wurde, weil er hoffte, der Herzog ſolle bloß den Namen führen, er ſelbſt aber die Gewalt haben. Da er ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht fand, ſo ſtürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzeſſinn Anna, Iwans Mutter, dem Scheine nach die Regentſchaft führte. Da Münnich nicht Generalliſſimus werden konnte, ſo ließ er ſich zum Premierminiſter erklären, und betrieb als ſolcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er ſich ſo beleidigt, daß er im Mai 1741 ſeinen Abſchied foderte. Ehe derſelbe erfolgte, ſchenkte ihm die Großfürſtin die biron'ſche Herrſchaft Wartenberg, und nach demſelben verlieh ſie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, ſo daß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demſelben Jahre erhob ihn auch der Kurfürſt von Sachſen, als Reichsvicarius in den deutſchen Reichsgrafenſtand, er erhielt aber die Urkunde erſt 1762. Denn als er nach Erhaltung ſeines Abſchieds nach Königsberg wollte, wurde er auf Befehl der Kaiſerin Eliſabeth, die ſich im Dec. 1741 auf den Thron geſchwungen hatte, verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber mit Verluſt ſeiner Güter begnadigt und nach Pelim in Siberien gebracht, wo er mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln und ſeinen oldenburgſchen Einkünften lebte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24. Mai 1762 in Petersburg eintraf, ſchickte ihm der Kaiſer ſeinen Degen, ſetzte ihn wieder in den Beſitz ſeiner vorigen Würden und gab ihm den Andreasorden. Catharina II. ernannte ihn 1762 zum Generaldirector der Häfen am baltiſchen Meere. Er ſtarb 1767 in der Reſidenz, im 84. Lebens-

jahre, und war der Stifter des großen im Oldenburgſchen belegnen Familienfideicommiſſes, daß ſeine Kollateralen nützen. Dies mit ſeinen großen Einkünften blieb dem Grafen als er nach Siberien geſchickt wurde. Folgte Kaiſer Peter III. ſeinem Rath, ſo nahm wahrſcheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andre Wendung. Der Tod vereitelte den Plan des Grafen, ſeine Tage in ſeinem Vaterlande zu beſchließen. Wegen der Herrſchaft Wartenberg in Schleſien entſagte der Graf Münnich ſeinen Anſprüchen zum Vortheil der Familie Biron nachdem er aus Siberien zurückgekehrt war. Man hat von ihm: Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie. Copenh. 1774. 8. A—s.

Muñoz (Juan Baptiſta), ein berühmter ſpaniſcher Gelehrter, geboren 1745 zu Muſeros bei Valencia, ſtudirte zu Madrid und wurde ſchon in einem Alter von zwanzig Jahren Profeſſor der Philoſophie zu Valencia. Er war es, der die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie ſtürzte und eine geſunde Logik, eine gründliche Phyſik und eine ſichere Methode, in die Wiſſenſchaften einzubringen, an ihre Stelle ſetzte. 22 Jahre alt, ſchrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfaſſende Gelehrſamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Kosmographen von Indien, welchem Amte er mit Auszeichnung vorſtand, bis der Miniſter Galvez ihm den Auftrag gab, die Geſchichte von Amerika zu ſchreiben. Um die Materialien dafür zu ſammeln, unterſuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Liſſabon u. ſ. w., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt und ſeinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieſer Nachforſchungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. ſ. w. Auf dieſer Grundlage begann er ſein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach (19. Jul. 1799) ſeine Arbeit, von der nur der erſte Band erſchienen iſt (Historia del nouvo mundo, Madr. 173, deutſch von Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte faſt ganz beendigt hinterlaſſen.

Münſter (Monasterium), Hauptſtadt der königl. preuß. Provinz Weſtphalen, liegt am Fluſſe Aa, der ungefähr drei Stunden davon in die Ems fällt und am Kanal der nach Maxhafen führt, in einer ebnen mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die ehemaligen Feſtungswälle, welche einen Kreis von ungefähr einer Stunde Umfang bilden, ſind unter dem verewigten Miniſter von Fürſtenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, von vier Reihen Linden beſchatteten Allee umgeſchaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürſtbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 1500 großen Theils gut gebaute Häuſer, wovon die am Markt ſtehenden mit Arkaden verſehen ſind, reinliche, breite Straßen, 15,100 E. Zu den vornehmſten Kirchen gehören die Domkirche, auf dem geräumigen, von anſehnlichen Gebäuden umgebnen Domplatz, mit ſehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer eigenen beträchtlichen Bibliothek; wie auch die im ſchönſten gothiſchen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, an deren hohem Thurm man noch die drei eiſernen Käfige ſieht, in welchen die Leichname Johanns von Leiden, Knipperdollings und Krechtings (1536) aufgehangen worden (ſ. Wiedertäufer). Außerdem hat die Stadt noch ſechs Pfarrkirchen, eine Gymnaſiumskirche, zwei Spitalkirchen und mehrere (aufgehobne) Klöſter, von denen einige ſchon Ruinen ſind. Von weltlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: das Rathhaus mit ſeiner hohen echt gothiſchen Façade,

worin der noch unveränderte Saal, auf welchem 1648 den 24. October der weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde, mit den Porträts der ſämmtlichen Geſandten ausgeziert iſt; ferner die Paläſte der Freiherrn von Romberg und Droſte, und die Wohnhöfe mehrerer andrer Adeligen. Die katholiſche Univerſität ward 1818 aufgehoben, und ihre Fonds wurden dem biſchöflichen Seminarium für katholiſche Geiſtliche und dem Gymnaſium in Münſter und Paderborn zugetheilt. Das Gymnaſium in Münſter hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden zählt, in fünf Klaſſen über 250 Schüler und hat neun Lehrer nebſt einem Director. Die vorherrſchende Religion iſt die katholiſche, doch haben die die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Proteſtanten ſehr vermehrt Den Verluſt, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochſtifts und reichen Domkapitels erlitten haben, erſetzt ihnen jetzt das bedeutende Perſonale der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräſidiums und Militärgouvernements der Provinz Weſtphalen, und mehr als alles dieſes der ſeit 20 Jahren ungemein geſtiegne Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ams und durch die Verbindung derſelben mit der Lippe über Münſter, alſo durch 2 neue Kanäle die mit der Ems bei Rheina und nach der Lippe von Marhafen aus correſpondiren (woran ſchon vorgearbeitet wird) noch höhern Flor erhalten, und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückverſetzen wird, worin ſie, als Mitglied des Hanſebundes, die erſte Handelsſtadt zwiſchen Weſer und Rhein war.

Münſter-Meinhövel, ein altes deutſches Geſchlecht, welches ſich vormals in mehrere Linien theilte, und deren gemeinſchaftlicher Ahnherr, Hermann, welcher im J. 781 von Carl dem Großen bei Harſtatt erſchlagen wurde, der Heerführer der Sachſen geweſen ſein ſoll. Es blüht jetzt nur eine Linie dieſes Geſchlechts, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Nünen, 1522 ſtarb. Dieſe Linie, die 1794 von Kurpfalzbaiern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde, theilt ſich in drei Aeſte: Langelage, Königsbrück und Lodenbura. Aus dem letzten Zweige ſtammt Friedr. Herbert, Reichsgraf zu Münſter, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte u. ſ. w., geboren 1766 im Hannöverſchen. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienſtes durchgemacht, war zuerſt Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner kurhannöverſcher Geſandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender kurfürſtlicher Miniſter in London. So hat er ſich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet. Er war als königl. hannöverſcher Geſandter beim Wiener Congreß. Die ihm von ſeinem Souverän verliehene Ehrenſtelle eines Landmarſchall des Königreichs Hannover iſt eine neue Würde, indem es ſonſt nur Special-Marſchälle gab. Auch iſt er Kanzler des im J. 1815 errichteten Guelfen-Ordens. Seine Gemahlin iſt eine Prinzeſſin von Bückeburg.

Münſter (Straßburger). Der Name Münſter iſt aus dem lateiniſchen verdorbenen Worte monasterium (Kloſter) entſtanden, und bedeutet alſo eigentlich einen abgeſchloſſenen Ort, wo Mönche zuſammen leben. Sodann hat man auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen dieſen Namen beigelegt, weil nämlich ehemals die Geiſtlichen und Stiftsperſonen bei ſelbigen unter einer gewiſſen Regel, wie die Mönche, zuſammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt iſt das Straßburger Münſter, nebſt dem Kölner Dom und einigen andern Rieſengebäuden, welche der Nachwelt die hochſinnige Religioſität unſerer Altvordern bewähren, das erhabenſte Denk-

mal der ſogenannten gothiſchen, richtiger altdeutſchen Baukunſt, und in welchem, wie Göthe ſagt, die Aufgabe der unnatürlichen und ſcheinbar unmöglichen Verbindungen des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöſt iſt. Im Grundriſſe hat der Münſter nichts von ähnlichen Gebäuden bedeutend Abweichendes. Von Morgen trit man in einen Hofraum, der ungefähr dreimal ſo breit als tief iſt, und von des Biſchofs Wohnung und den dazu gehörigen Gebänden, ſo wie der Geiſtlichen Zellen umſchloſſen wird. Von da ſtößt man auf die Kirche ſelbſt, in welche drei in gleichmäßige Zwiſchenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelſten iſt der Chor der Geiſtlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen; zwiſchen ihnen iſt der Predigtſtuhl, dem gegenüber an der entgegengeſetzten Wand eine Thür gegen Abend in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten. Aus dieſem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren, rechts und links von jener mittlern, ſind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsſeite die für die Frauen beſtimmte Abtheilung der Kirche, gegen Mitternacht die für die Mannsperſonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt, neben dem beſchriebenen Raum für die Büßenden, gegen Abend eine Thür. Zu der Thurmkrone des Münſters führen 725 Stufen. — Ueber die Ausführung des Gebäudes läßt ſich ſchwerlich etwas Beſſeres ſagen, als was ſich in Göthe's Leben B. 2. S. 411 ff. darüber findet, ſo wie in deſſen dem Baumeiſter des Münſters, Erwin von Steinbach, gewidmetem Aufſatz, welcher ſich in Herder's Schrift von deutſcher Art und Kunſt findet. Wir begnügen uns, hier nur das Ergebniß ſeiner Anſchauung mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was man ſonſt ohne allen Unterſchied jedem Werk der ſogenannten gothiſchen Baukunſt vorwerfen zu können glaubte) „nicht nur das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis in das kleinſte, er erkennt auch die Verknüpfung dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Hauptheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger an Geſtalt, aber doch höchſt abwechſelnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken." Schon 504 nach Chr. Geb. ward, wo jetzt das Münſter ſteht, ein ſolcher unter dem fränkiſchen König Chlodwig erbaut und in ſechs Jahren, ſchlecht aus Stein und Holz aufgeführt, vollendet. 1015 ward der Grund zu dem jetzigen Münſter gelegt. Der Bau ſelbſt ward unter gottesfürchtiger Unterſtützung und Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt; 260 Jahre wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des ſogenannten neuen Thurms anhub, welcher von Erwin von Steinbach viſirt und angelegt worden iſt. Nach deſſen Tode, 1318, ſetzte ſein Sohn Johannes das Werk fort. Er ward von ſeiner Schweſter Sabine dabei unterſtützt, welche der Vater ebenfalls in der Baukunſt unterrichtet hatte. Von ihrer eigenen Hand iſt das ſchöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräben bei dem Uhrwerke gehauen. Hier iſt zur rechten Hand die chriſtliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargeſtellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdiſche Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgeſenktem Haupte und verbundnen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der Linken die Geſetztafeln Moſis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten ſtehen die heiligen zwölf Apoſtel. Auch Johannes von Steinbach erlebte

die Vollendung des Werks nicht. Er, ſein Vater und ſeine Mutter liegen im Kreuzgange begraben. Erſt 1365 war das Münſter zu ſeiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeiſter Johann Hiltzen von Köln, nebſt noch einem andern Meiſter aus Schwaben deſſen Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münſterſcher Friede, 1648, ſ. Friedensſchlüſſe.

Münter (Balthaſ.), geb. zu Lübeck 1735, der Sohn eines reichen und angeſehnen Kaufmanns daſelbſt, der aber in ſeinen Glücksumſtänden plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen Münter ein Sporn zu doppelter Anſtrengung in den Wiſſenſchaften. Er beſuchte zuerſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich beſonders in der lateiniſchen Beredtſamkeit und Poeſie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Nachdem er ſich durch mehrere akademiſche Schriften, meiſt philoſophiſchen Inhalts, und ihre öffentliche Vertheidigung ſchon als Student bekannt gemacht hatte, ward er 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät in Jena und erhielt 1760 einen Ruf als Waiſenhausprediger und Hofdiakonus nach Gotha. Hier genoß er die Gunſt des Hofes und die Liebe Aller und mußte auch, als er drei Jahre ſpäter als Superintendent nach Tonna verſetzt wurde, jeden Monat ein Mal vor dem Herzoge predigen. Er verheirathete ſich hier mit einem Fräulein von Schlottheim, und erhielt den Ruf als Prediger bei der deutſchen Petrigemeinde in Kopenhagen. Dieſes Amt bekleidete er bis an ſeinen Tod den 5. Okt. 1793 zur großen Zufriedenheit ſeiner Gemeinde. Er hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutſchland mächtig beigetragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtſammlungen, die er ſelbſt herausgab, zeichnen ſich beſonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jeſu nach den vier Evangeliſten aus, welche einen Schatz von praktiſchen Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopſtock, Gerſtenberg ꝛc. erwachte ſein poetiſcher Geiſt auf's neue. Zuerſt gab er 1769 ſeine geiſtlichen Kantaten, dann 1773 und 74 zwei Sammlungen geiſtlicher Lieder heraus, die poetiſcher und ſtärker, als Gellert's, weniger lyriſch und wortreich, als Cramers, aber ihrer Beſtimmung zum Gottesdienſte vielleicht angemeſſener als Beider Lieder ſind. Sie ſind zum Theil von den beſten Meiſtern der damaligen Zeit in Muſik geſetzt worden. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struenſee zum Tode auf dem Blutgerüſte vorzubereiten, und die Bekehrungsgeſchichte dieſes Staatsmanns, welche er bald darauf herausgab und welche faſt in alle Sprachen überſetzt und mit Begierde geleſen wurde, machte ſeinen Namen in Europa berühmter, als alle ſeine übrigen zahlreichen Schriften. In ſeinen letzten Lebensjahren erwarb ſich Münter durch Einrichtung des Armenweſens in ſeiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freiſchule für Töchter ein neues und großes Verdienſt. Sein Sohn iſt der als Theolog, Orientaliſt und Alterthumsforſcher rühmlich bekannte Friedrich Münter, geboren zu Gotha 1761, gegenwärtig Biſchof des Stiftes Seeland, und Ordensbiſchof und Kommenthur des Danebrogordens; ſeine Tochter die durch ihre Reiſebriefe und gefühlvollen Lieder bekannte Friederike Brun. Jener Sohn bereiſte in ſeiner Jugend Italien und erhielt Zugang zu den dortigen Bibliotheken und Archiven. Beſonders ſchätzt man ſeine Geſchichte des Prozeſſes der Tempelherren, Berlin 1794, ſeine Abhandlung über die Gräber der Familie David

auf dem Berge Sion, ſeine Uebertragung der Apokalypſe in gereimte Verſe (Kopenhagen 1784 und 1806) ſeine Reiſe nach Neapel und Sicien in den J. 1785 und 1786. 2 B. in deutſcher und däniſcher Sprache, ſeine fragmenta patrum graecorum, Kopenhagen 1788, ſein Magazin für die Geſchichte und beſonders für die nordiſche Kirchengeſchichte, in däniſcher Sprache, Handbuch der alten Kirchengeſchichte und über die Religion der Skandinaven in Odin's Vorzeit u. ſ. w.

Münzbedarf (nach dem gemeinen Sprachgebrauch Geldbedarf.) Die Maſſe von Münze, deren ein Volk in einem gewiſſen Zeitraume zu ſeinem Verkehr bedarf, richtet ſich nicht nach der Menge und Größe der Tauſchgeſchäfte überhaupt, ſondern vielmehr nach der Menge und Größe derjenigen Tauſchgeſchäfte, welche vermittelſt Münze abgemacht werden müſſen, denn in unzähligen Fällen vertrit der Kredit die Stelle der Münze; die Tauſchgeſchäfte kommen ſchon vermöge gegenſeitiger Beſprechungen zu Stande, und wirkliche Zahlungen finden gar nicht Statt. Namentlich werden beim Weltverkehre die großen Tauſchgeſchäfte meiſtentheils durch Wechſel abgemacht. Wird nun bei zwei mit einander verkehrenden Nationen das Wechſelgeſchäft mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben, ſo bedarf es zu dieſem Verkehre keiner größern Münzmaſſe, als gerade erfoderlich iſt, um den Unterſchied der gegenſeitigen Schulden auszugleichen. Auch im National-Verkehre werden unzählige Handelsgeſchäfte bloß mittelſt der Wechſelbriefe abgemacht, und es treten bloße Foderungen einzelner Privatleute an einander häufig an die Stelle wirklicher Münze; je öfter aber ein ſolcher Fall eintrit, deſto weniger Münze wird zur Ausgleichung der in den Tauſch gebrachten Werthe erfodert. Auf gleiche Weiſe können auch alle Arten von Bankaktien, Privat- und Staatsſchuldſcheine, welche einen anerkannten Kredit haben, in vielen Fällen bei Zahlungen die Stelle der Münze vertreten; daher bedarf man in Ländern, wo viele dergleichen Papiere umlaufen, bei weitem nicht ſo viel Münze, als anderswo. Es iſt jedoch nicht bloß die Menge wirklicher Zahlungen, welche in einem gewiſſen Zeitraume mittelſt Münze zu leiſten ſind, wodurch der Bedarf der letztern in einem Lande beſtimmt wird, ſondern zugleich die Anzahl der Male, da die zur Zahlung anzuwendenden Münzſtücke während deſſelben Zeitraums ihren Eigenthümer verändern; je öfter eine ſolche Veränderung eintrit, deſto geringer iſt der Bedarf an Münze. Es geht zugleich hieraus hervor, wie unmöglich es iſt, über den Münzbedarf eines Volkes zu ſeinem innern und auswärtigen Verkehre ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, und wie trüglich die Berechnungen ſind, welche man hin und wieder in dieſer Hinſicht anzuſtellen verſucht hat; denn als weſentliche Bedingungen hierzu ſind erfoderlich nicht nur eine vollkommne Kenntniß vom Umfange des wertherzeugenden Bodens des Volks, der Höhe ſeiner Bevölkerung und der Maſſe ſeiner Erzeugniſſe, ſondern zugleich eine genaue Bekanntſchaft mit dem Grade ſeines Kunſtfleißes, ſeinem Hange zum Lebensgenuſſe, ſeiner ſittlichen Bildung und vorherrſchenden Leidenſchaften; Bedingungen, deren Daſein in dem erfoderlichen Grade nirgends zu erwarten ſteht. Wem möchte es wol gelingen, nur die Summe von Ausgleichungen in Erfahrung zu bringen, welche in einer einzigen kleinen Stadt an einem einzigen Tage vorfallen, und wie oft dort dieſelben Zahlungsmittel an dieſem Tage ihren Eigenthümer verändern? Und iſt dieſes ſchon in Hinſicht des eintägigen Verkehrs einer einzigen kleinen Stadt ſehr ſchwer, wie unendlich ſchwerer, ja un-

möglich muß es ſein, die Münzmaſſe in Erfahrung zu bringen, welche ein ganzes Land an jedem Tage des Jahrs zu ſeinem innern ſowol als auswärtigen Verkehre nöthig hat, und aus dem Bedarfe der einzelnen Tage den Durchſchnittsbedarf für das ganze Jahr auszumitteln (ſ. Münze.). KM.

Münze (im weitern Sinne) oder allgemeines Werthausgleichungsmittel iſt derjenige ſinnliche Gegenſtand, welcher eine nach dem allgemeinen Werth- oder Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnete Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter oder Genußmittel jeder Art enthält. Es gehört alſo zum Weſen der Münze: 1. daß ſie etwas Sinnliches oder Körperliches, kein bloßer Begriff ſei, wie es beim Gelde der Fall ſein kann; 2. daß ſie eine Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter jeder Art enthalte und und 3. daß dieſe Anweiſung nach dem allgemeinen Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnet ſei. Aber es liegt nicht nothwendig in dem Weſen der Münze, daß ſie die Eigenſchaft eines wirklichen Genußmittels beſitze, und daß ſie einen Vermögenstheil nicht bloß ausdrücke, ſondern auch wirklich enthalte. Die Eigenſchaft klebt der Münze nur inſofern an, als ſie zugleich Waare iſt, als reines Tauſchmittel hingegen betrachtet, bedarf ſie derſelben durchaus nicht. Staaten älterer und neuerer Zeit liefern uns Beiſpiele genug von Münzen, welche, ohne zugleich Waare zu ſein, den Dienſt allgemeiner Werthausgleichungsmittel verrichteten. Das Weſen der Münze, als reines Tauſchmittel betrachtet, ſpricht ſich lediglich in der Anweiſung aus, welche ſie ihrem Beſitzer auf den Erwerb der in den Verkehr kommenden Güter gibt; in ihr erſcheint bloß etwas Ideales, und in dem Augenblicke, wo irgend eine Waare in den Kreis der allgemeinen Tauſchmittel übertrit, hört ſie auf Genußmittel zu ſein, wenn ſie es auch ihrem Stoffe nach vorher war, und demnächſt, wenn ſie nicht mehr Münze iſt, wieder werden kann. Beſitzt der ſinnliche Stoff, woraus das allgemeine Tauſchmittel verfertigt iſt, einen eigenthümlichen Tauſchwerth, ſo ſchadet dieſe Nebeneigenſchaft, welche daſſelbe zugleich zur Waare macht, ſeiner Haupteigenſchaft als Münze zwar durchaus nicht, ja ſie iſt derſelben vielmehr in den meiſten Fällen ſogar nützlich, aber im Augenblicke des Tauſches, alſo gerade da, wo die Münze ihren Dienſt verrichtet, kommt jene Nebeneigenſchaft gar nicht in Betracht, und iſt ſo gut wie gar nicht vorhanden. Inzwiſchen ſind die Wirkungen, welche das Daſein oder die Abweſenheit jener Nebeneigenſchaft in andrer Beziehung hervorbringt, ſo mannichfaltig und bedeutend, daß es nothwendig ſcheint, hiernach verſchiedne Klaſſen von Münzen feſtzuſetzen. Am paſſenſten laſſen ſich in dieſer Hinſicht drei Hauptgattungen von allgemeinen Tauſchmitteln annehmen, nämlich: 1. ſolche, welche bloße Anweiſungen auf in den Tauſchverkehr kommende Güter, alſo reine Tauſchmittel ſind; man nennt dieſelben Ideal-Münzen; 2. ſolche, welche neben der ihnen als Münze zukommenden Eigenſchaft einer allgemeinen Anweiſung auf die in den Verkehr gebrachten Güter zugleich die Eigenſchaft einer Waare, und zwar einer ſolchen beſitzen, deren verglichener Tauſchwerth dem verglichenen Tauſchwerthe der Güter, worauf ſie eine Anweiſung geben, gleichkommt oder denſelben überſteigt; dieſe heißen Realmünzen; 3. ſolche, welche neben der als eigentlicher Münze ihnen zukommenden Eigenſchaft zwar gleich den Realmünzen die Eigenſchaften einer Waare beſitzen, aber einer ſolchen, deren verglichener Tauſchwerth geringer iſt als der verglichene Tauſchwerth der zum Theil als reine Tauſchmittel (Idealmünze), zum Theil als

gemiſchte Tauſchmittel (Realmünze) den Dienſt der Werthausgleichung verrichten; dieſe Münzgattung läßt ſich am beſten durch Güter, worauf ſie als Münze eine Anweiſung enthalten, die alſo Idealrealmünze bezeichnen. Die Münze muß, ſoll ſie anders ihren Zweck erfüllen, nämlich den verſchiednen verglichenen Tauſchwerth der Güter, deren Beſitz ſich verändert, auszugleichen, als Anweiſung auf den möglich-geringſten Vermögenstheil vorhanden ſein, d. h. ſie muß ſo weit abgetheilt werden können, daß der geringſte Vermögenstheil durch ſie vorgeſtellt werden kann. Geld (Vermögensmeſſer) läßt ſich recht wohl denken ohne Münze (Vermögensausgleichungsmittel); zum Begriff der Münze aber iſt der Begriff von Geld weſentlich nothwendig. Man kann alle Güter der Erde nach einem idealen Maßſtabe ſchätzen, z. B. nach Makuten, wie die Neger an der Goldküſte von Afrika thun, ohne dabei auf irgend eine Gattung von Münze Rückſicht zu nehmen; um ſich aber eine richtige Vorſtellung von einer Münze, z. B. von einem Speciesthaler, zu machen, muß man die Idee vom Gelde zum Grunde legen, muß man wiſſen, daß der Speciesthaler eine nach dem Vermögensmeſſer (dem Gelde) beſtimmte Anweiſung auf in den Tauſchverkehr kommende Genußmittel enthalte, deren Tauſchwerth nach demſelben Maßſtabe (dem Gelde) berechnet iſt. Geſetzt alſo, da, wo Silber zum allgemeinen Werthmeſſer (Geld) und Tabak zum allgemeinen Werthausgleichungsmittel (Münze) gewählt worden, ſei ein Münzſtück, welches in einem Pfund Tabak beſteht, eine Anweiſung auf 20 kleinſte Vermögenstheile, ſo können wir uns keinen Begriff vom verglichenen Tauſchwerthe der Güter machen, worauf dieſe Anweiſung lautet, wenn wir nicht eine klare Idee vom verglichenen Tauſchwerthe des Stückchens Silber haben, welches als kleinſter Vermögenstheil zum Werthmeſſer der Güter iſt angenommen worden (ſ. Geld.). Auf doppelte Weiſe wirkt die Münze höchſt wohlthätig auf den Tauſchverkehr: 1. indem ſie die Vergleichung des Tauſchwerthes der in den Verkehr gebrachten Güter erleichtert, und 2. indem ſie eine Anweiſung, nicht auf ein beſtimmtes, ſondern auf alle in den Verkehr kommende Genußmittel von gleichem Tauſchwerthe mit der Münze enthält; denn ad 1 wird der Umtauſch der Waaren dadurch häufig erſchwert, daß die Tauſchenden über den Tauſchwerth der in den Verkehr gebrachten Genußmittel verſchiedenartig urtheilen, und daß es nicht ſelten viel Mühe und Zeit erfodert, ehe beide Parteien in dieſer Hinſicht ſich vereinigen können; trit aber an die Stelle der einen Waare, wofür die andere eingetauſcht werden ſoll, die Münze: ſo wird die Schwierigkeit, welche vorher Statt fand, ſogleich zur Hälfte gehoben, denn es kommt dann nur darauf an, ſich über den Tauſchwerth der zu vertauſchenden Waare zu vereinigen; der Tauſchwerth derjenigen Waare hingegen, worauf die Münze eine Anweiſung enthält, iſt keinem Zweifel unterworfen, da dieſe nach dem allgemein bekannten Werthmeſſer, dem Gelde, berechnet iſt; ad 2. iſt es beim Umtauſche von Waaren eine Hauptſchwierigkeit, denjenigen aufzufinden, der des Genußmittel, welches man gerade braucht, überflüſſig beſitzt und zugleich desjenigen Genußmittels bedarf, welches man ihm zum Tauſche anzubieten vermag. Noch ſchwerer iſt es für den, der nicht Waare, ſondern nur Dienſte und Arbeit anbieten kann, den aufzufinden, der ſeine Dienſte braucht und ihm dafür das geben kann, was er nöthig hat; und vollends unmöglich iſt es, ein Tauſchgeſchäft zu Stande zu bringen, wenn ſich keine zweckmäßige Theilung der in den Verkehr gebrachten Waaren denken läßt, z. B. wenn man ein lebendes Thier beſitzt und einen

Scheffel Salz dafür umzutauſchen ſucht. Dieſe Schwierigkeit verſchwindet größtentheils, ſo bald die Ausgleichung vermittelſt der Münze geſchieht, welche in der Regel Jeder gern gegen Waaren und Dienſte anzunehmen bereit, und von der Jeder zugleich gewiß iſt, daß er wieder bei Andern ſeine Bedürfniſſe jeder Art dagegen einzutauſchen vermöge. Der Spielraum einer Münze iſt entweder auf den gegenſeitigen Tauſch einzelner Privaten beſchränkt, oder er dehnt ſich über den Handel ganzer Nationen aus, oder er umfaßt endlich den Verkehr der geſammten gebildeten Menſchheit. Die Münze der erſten, Art heißt Privatmünze, die der zweiten National- oder Staatsmünze und die der letzten Weltmünze. Jede Weltmünze kann zu gleicher Zeit Privat- und Nationalmünze ſein, aber nicht umgekehrt kann jede Privat- und Nationalmünze zugleich den Dienſt der Weltmünze verrichten, und eben ſo wenig läßt jede Privatmünze zugleich als Nationalmünze ſich gebrauchen (ſ. Privatmünze — Nationalmünze — Weltmünze). Münze, im engern Sinne, Metallmünze, iſt diejenige Gattung der Münze, zu deren ſinnlichem Stoffe irgend eine Art von Metall gewählt worden iſt. Die Metalle, beſonders die edeln, vereinigen in ſich alle Eigenſchaften, welche zu einer guten Realmünze erfoderlich ſind, denn: 1. ſie beſitzen ſowol einen poſitiven als auch einen hohen relativen Werth und zugleich einen ziemlich regelmäßigen und dauerhaften Tauſchwerth; ſie ſind nämlich im Verhältniſſe andrer Güter ſelten, und verdanken ihr Daſein nicht dem bloßen Zufalle; ohne einen bedeutenden Aufwand von Fleiß und Kapital laſſen ſie ſich dem Schooße der Erde nicht entreißen und zu der Feine bringen, welche ſie für menſchliche Zwecke brauchbar macht; die Zwecke ſelbſt aber, zu welchen ſie als Mittel taugen, ſind höchſt mannichfaltig; wegen ihrer Schönheit und ihres innern Adels befriedigen ſie zu Schmuck verarbeitet die Eitelkeit, wie ſie als Werkzeug und Hausgeräth zur Bequemlichkeit des Lebens und zur Verbeſſerung unſres äußern Zuſtandes dienen; 2. ſie ſind leicht von einem Orte zum andern ſchaffen; denn ſie beſitzen in einem kleinen Umfange einen großen verglichenen Tauſchwerth, daher ſind die wirklichen Preiſe derſelben faſt in allen Ländern gleichförmig; 3. ſie ſind faſt in's Unendliche theilbar, alle ihre Theile haben gleiche Natur mit dem Ganzen, ſo daß ſich der Tauſchwerth der einzelnen Stücke bloß durch das Verhältniß ihrer Größe beſtimmt, und wie ſie ohne Verluſt vielfach getheilt werden können, ſo können ihre Theile auch ohne Verluſt wieder vereinigt werden; 5. ſie ſind höchſt dauerhaft, verlieren durch den Gebrauch äußerſt wenig und widerſtehen jeder Art von Zerſtörung. Bei dieſen vortrefflichen Eigenſchaften der Metalle iſt es kein Wunder, daß die Metallmünze im Weltverkehre wie im Binnenverkehre eine ſo große, vor allen übrigen Gattungen der Münze ausgezeichnete Rolle ſpielt. Im beſondern Sinne nennt man Münze gewöhnlich auch die von Korn geringere Scheidemünze im Gegenſatze des groben klingenden Current. Erſtre iſt immer ſchlechter, weil die Ausprägung derſelben mehr Koſten macht. S. Büſch's Abhandlung über den Geldumlauf, 2. Auflage (Kiel und Hamburg 1800); Adam Müller's Verſuch einer neuen Theorie des Geldes (Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1816) und Carl Murhard's Theorie des Geldes und der Münze (Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1817). KM.

Münzen, antike, moderne, griechiſche, römiſche, conſulariſche, Kaiſermünzen, ſiehe den Artikel **Münzkunde.**

Münzer (Thomas). Dieſer berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geboren. Wäre die unverbürgte Sage wahr, daß ſein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechter Weiſe hingerichtet worden: ſo würde ſich daraus die Richtung, die ſein Geiſt ſpäter nahm, um ſo leichter erklären laſſen. Wahrſcheinlich ſtudirte er zu Wittenberg, wo er auch Magiſter ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aſchersleben. In Halle war er Kaplan in einem Nonnenkloſter, ging dann wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte, ward 1520 als erſter Prediger nach Zwickau berufen, ging ſchon 1521 nach Prag, um ſich unter den Huſſiten Anhänger zu verſchaffen, und ward ein oder zwei Jahre ſpäter Prediger zu Altſtedt. Allenthalben zeigte er ſich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden Gegner des Papſtthums. Anfangs erwärmte ihn die Leſung myſtiſcher Schriften. Sein Eifer gegen ſcholaſtiſche und päpſtliche Theologie brach zuerſt in ſeinen Predigten aus, und in Böhmen ſchlug er einen noch vorhandnen heftigen Aufſatz contra Papistas an, den er mit eigner Hand geſchrieben hatte. Luther's Lehre fing um dieſe Zeit an die Gemüther von der Tyrannei des päpſtlichen Gewiſſenszwanges zu entfeſſeln, aber auf der andern erhob ſich der Geiſt der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der Wartburg lebte, und Karlſtadt in Wittenberg die ausſchweifendſten Gewaltthätigkeiten beging, bildete ſich zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, ſtand, und zu welcher ſich bald Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer geſellten. Sie drangen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch ſieben Predigten ſo weit, daß Storch und Karlſtadt Wittenberg verlaſſen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen Münzer ſeine Lehre zu Altſtedt in Thüringen aus, wo er ſeit 1523 Prediger war. Er beſtrit nicht nur das Papſtthum, ſondern auch Luther's Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorſam gegen ihre Obrigkeiten, beſonders wenn ſie ihnen verboten, ſeine geiſtlichen Reden zu beſuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott ſeine Chriſtenheit bald von dem Joche, unter welchem ſie ſeufze, befreien werde. Mit jedem Tage vermehrten ſich ſeine Anhänger, und wuchſen bald ſo ſehr an, daß der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar ihm 1524 nach Weimar fodern ließen, um ſich zu verantworten. Man begnügte ſich indeß, dem Amtmann und Rath zu Altſtedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe ſo gefährlichen Schwindelkopf zu entfernen. Münzer entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von ſich hören, und trat zuerſt wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhauſen, wo er ſich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachſen zurück, predigte zu Mühlhauſen, gewann die Volksmenge, ſetzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöſter und die Häuſer der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinſchaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit ſeinem räuberiſchen Anhang in's Eichsfeld und vereinigte ſich mit Münzer. Dieſer Vorfall und die Nachricht, daß ſich 40,000 Bauern in Franken zuſammengerottet, 150 adelige Schlöſſer und 23 Klöſter geplündert und verbrannt hatten, entflammten Münzer's Muth. Er rief ſeine Anhänger in Frankenhauſen, die Bergleute im Mannsfeldiſchen und ſämmtliche Bauern zu Mühlhauſen, Langenſalza und Tennſtedt auf, und rüſtete ſich eiligſt zum Kriege. Er verſprach ihnen, ſie ſämmtlich in den Herren-

ſtand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhauſen zurückgelaſſen, begab er ſich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhauſen, brach die von dem Frankenhäuſern mit dem Grafen von Mannsfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte auf's neue die Gemüther. Jetzt ſtarb Kurfürſt Friedrich der Weiſe. Sein kräftiger Nachfolger, Johann, der Herzog Georg zu Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig verbanden ſich und ſchickten 1500 Reiter und ein'ge Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Dieſe waren gegen 8000 Mann ſtark, und ſtunden vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen, geſchützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürſten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, ſondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendſten Reden und verſprach ihnen den Beiſtand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geſchlagen wurden. Nach Einigen verloren ſie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Uebrigen, worunter auch Münzer war, warfen ſich nach Frankenhauſen. Muthlos verbarg er ſich hier auf dem Boden eines Hauſes, warf ſich in ein Bette und ſtellte ſich krank. Die fürſtlichen Truppen beſetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in ſeiner Reiſetaſche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieſer Zufall entdeckte ihn. Er ward gefangen genommen und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter ſeine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der ſich von Mühlhauſen hatte flüchten wollen, ward bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern, nebſt vierundzwanzig andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor ſo trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth, er konnte die Glaubensartikel nicht ſelbſt ausſprechen, ſondern der Herzog Heinrich von Braunſchweig betete ſie ihm vor. Sein Körper wurde nach der Enthauptung geſpießt, und ſein Kopf auf einen Pfahl geſteckt. Die Städte Langenſalza, Mühlhauſen und Tennſtedt wurden um anſehnliche Geldſummen geſtraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeiſter und Rathsherrn, hingerichtet (vergl. d. Art. Bauernkrieg.).

Münzfuß heißt die geſetzliche Beſtimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korn) der Metallmünze. Beſtänden die Metallmünzen aus reinem edeln Metall, ſo könnte von einem Münzfuße gar nicht die Rede ſein. Da es aber faſt in allen Staaten für nützlich erachtet wird, dem edeln Metall ein unedles beizumiſchen, ſo iſt die Unterſcheidung des Münzfußes überall von Wichtigkeit. Ein ſchwerer Münzfuß unterſcheidet ſich vom leichten dadurch, daß nach dem erſtern weniger Stücke von gleicher Benennung aus einem beſtimmten Gewichte edeln Metalls, z. B. einer Mark fein geprägt werden, nach dem letztern mehrere. Das charakteriſche Unterſcheidungszeichen beider beſteht alſo eigentlich nur in der Größe des Maßſtabes für die in den Verkehr kommenden Güter. Daß für den Welt-Verkehr, wo jede Münze bloß als Waare erſcheint, die Abtheilung, Form und Benennung der Metallmünze, mit einem Worte, der Münzfuß ganz gleichgültig ſei, iſt einleuchtend, aber auch im National-Verkehre kann es, wenn nur Wahrheit und Redlichkeit dem Ausmünzungsſyſteme zum Grund liegt, in der Regel keinen Unterſchied machen, ob die Münze nach einem ſchweren oder leichten Fuße geprägt worden, ob z. B. aus einer Mark Silber 20 oder 21 Gul-

den verfertigt werden; denn ein Gulden, von welchem 21 auf die Mark fein gehen, wird natürlich nie ſo viel gelten, als ein Gulden, deren 20 eine Mark fein ausmachen. Indeſſen wird überall einerlei Werth weggegeben werden, wenn eine gleiche Anzahl feiner Marken gezählt wird, man mag eine Mark fein 20, 21 oder 24 Gulden benennen. Höchſt wünſchenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker ſich eines und deſſelben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenſeitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Eben ſo wäre es, wenn ſämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzſtück das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der geſetzlichen Prägkoſten aufzudrücken. Die Geſchichte des Ausmünzungsweſens zeigte bisher ein ewiges Ringen der Regierungen, ſich wechſelsweiſe zu täuſchen und von einander zu gewinnen, und es iſt zwiſchen den verkehrenden Nationen eine Gattung Krieg ausgebildet worden, um durch die Formen der Werthsausgleichungsmittel (Münze) ſich gegenſeitig zu plündern. Kein Wunder iſt es daher, wenn die Geltung mancher Metallmünzen oft nur auf den Umfang der Stadt beſchränkt iſt, wo ſie geprägt worden, wenn jede Regierung die Münzunternehmungen ihrer Nachbarn mit der größten Sorgfalt belauſcht, und oft wegen Mangels an einerlei Münze der Verkehr zwiſchen zwei Ländern nicht gedeiht, zwiſchen welchen er ihrer Lage und ihren übrigen Verhältniſſen nach äußerſt lebhaft ſein könnte. So lange ſich aber die Nationen noch nicht wegen Annahme eines gemeinſchaftlichen Ausmünzungsſyſtems vereinigt haben, iſt es einem jeden Volke zu rathen, ſich desjenigen Münzfußes zu bedienen, welcher in dem Lande Statt findet, mit welchem es ſeinen Hauptverkehr treibt. Uebrigens bleibt es ausgemacht, daß jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geſchäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich beſtimmte, auf richtige Grundſätze gebaute Regeln feſtſetzt, wonach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geſchloſſen werden, geordnet ſein müſſen. Es iſt ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß angenommen worden, der gemeine Mann, welcher ſeine Metallmünze im kleinen Verkehr ausgibt, für weniger Silber lebe, als in demjenigen, deſſen Metallmünze nach einem ſchweren Fuße geprägt wird; hieraus hat man dann gefolgert, daß es den Ländern, welche einen ſchweren Münzfuß haben, rückſichtlich ihrer Gewerb-Erzeugniſſe unmöglich falle, im auswärtigen Verkehre mit denen Preis zu halten, welche den Tagelohn der Arbeiter in geringhaltiger Münze bezahlen, und eine Beſtätigung dieſes Satzes darin zu finden geglaubt, daß im ſüdlichen Deutſchlande, wo ein leichter Münzfuß Statt findet, die Manufakturen beſſer gedeihen, als im nördlichen, welches einen ſchweren Münzfuß hat. Aber der Grund, warum in Norddeutſchland der Arbeitslohn in Metallmünze ausgedrückt beträchtlicher ſein muß, als in Süddeutſchland, iſt nicht in der Verſchiedenheit des Münzfußes, ſondern vielmehr in der Verſchiedenheit der Sachpreiſe aller Lebensbedürfniſſe zu ſuchen. Zwar kann es geſchehen, daß nach erfolgter Vertauſchung des ſchweren Münzfußes gegen einen leichten der gemeine Mann einige Zeit hindurch fortfährt, für die leichtere Münzeinheit daſſelbe zu thun, zu leiſten und zu geben, was er für bisherige ſchwerere that, leiſtete und gab; allein es wird dies nicht von langer Dauer ſein; der Kaufmann, welcher bei den vom Auslande bezognen Waaren bloß nach reinem Gold und Silber rechnen und daher ſeine Waaren um ſo viel ſteigern muß, als die Münze

leichter geworden, wird bald auch ſeine übrigen Mitbürger über das wahre Verhältniß der Dinge aufklären und die Preiſe aller Waaren gegen Metallmünze werden bald um ſo viel höher werden, als ſich der Münzfuß verringert hat. Den Beleg hierzu liefert die Geſchichte. Jede Verringerung des Münzfußes hat eine Erhöhung der Metallpreiſe der Waaren zur Folge gehabt; unter übrigens gleichen Verhältniſſen aber lebt der gemeine Mann um eben ſo viel Silber in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß Statt hat, als in dem, wo ein ſchwerer angenommen iſt, wie man dies überall an der Grenze derjenigen Länder bemerken kann, von welchem das eine einen ſchweren, das andre einen leichten Münzfuß hat. Die merkwürdigſten Veränderungen des deutſchen Münzfußes ſind folgende: 1. der zinniſche Fuß von 1667, wonach Sachſen und Brandenburg (zu Zinna, einem brandenburgiſchen Städtchen und Kloſter) die feine Mark Silber zu 10½ Rthlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2. der leipziger Fuß von 1690, oder der 18 Guldenfuß, zwiſchen Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig feſtgeſetzt, wonach die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. in Zweidritteln und Eindritteln ausgeprägt wurde. 1738 ward dieſer zum Reichsfuß angenommen; 3. der preußiſche oder graumann'ſche Fuß, wonach 1750 die feine Mark Silber zu 14 Rthlr. ausgeprägt wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Guldenfuß von 1753, wonach vermöge einer zwiſchen dem wiener und münchner Hofe geſchloſſnen Convention die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. $3\frac{44}{77}$ Pf., und die feine Mark Silber zu 20 Fl. oder 13⅓ Thaler ausgeprägt wird. Ihn hat ganz Deutſchland bis auf Holſtein, Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Bremen, Oldenburg und Preußen angenommen. Der ſogenannte 24 Guldenfuß iſt kein beſondrer Münzfuß, ſondern nur eine Erhöhung des äußern Werthes der nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Münzen. Darnach werden alſo 20 Fl. für 24, die 20 Kreuzerſtücke werden für 24 Kr., die 10 Kr. für 12 Kr. und die 5 Kr. für 6 Kr. gerechnet. Dieſe Rechnungsart ward 1776 von Baiern und den benachbarten Staaten angenommen, wiewol ſie nichts Weſentliches ändert. — KM.

Münzkunde, Numismatik (l'art du numismatiste oder auch numismatographie), iſt die Wiſſenſchaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallſtücke nach ihren techniſchen und geſchichtlichen Beziehungen. Sie belehrt alſo zunächſt über den Stoff derſelben und ſeine Miſchungen, über das mechaniſche Verfahren der Prägung u. ſ. w., dann gibt ſie den einzelnen Stücken ein Datum, bezeichnet die Behörde, die ihnen geſetzlichen Charakter gab und deutet die Embleme, Typen, Inſchriften. Die Münzkunde iſt folglich durchaus an das Materielle der Münzen gebunden, und überläßt der Theorie der Gelder die geſetzlichen oder konventionellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als allgemein verbreiteten Tauſchmittels, von Zeit zu Zeit ſich begeben. Als hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft beſchäftigt ſie ſich zunächſt mit den Münzen und Medaillen des Alterthums und näherverfloßner Zeiten, mit Denkmünzen und ſeltner gewordnen gangbaren Geldſorten neuerer Tage. Bei der Menge des Stoffs dieſer Wiſſenſchaft hat man verſchiedne Eintheilungen deſſelben verſucht; nach der Materie der Münzen, nach der Form, nach Darſtellung und Kunſtwerth. Erleichternder für die Ueberſicht iſt, wenn man die vorkommenden Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Hervorbringung ſondert und drei Hauptklaſſen annimt, alte, mittlere und neuere, die ſich dann durch geographiſche und chronologiſche Zuſammenſtellung noch über-

ſchaulicher machen laſſen. An dieſe 3 Hauptklaſſen ſchließen ſich die barbariſchen Münzen und die orientaliſchen Münzen als eigne Abtheilungen an. Die geprägten Metallmarken (Pseudomoneta) wie Contorniaten, Spintrien, Teſſeren, Jettons, Rechenpfenige, welche die Numismatik eben ſo wenig unbeachtet läßt, als die Nothmünzen von Leder, Holz (m. ſ. Duby Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité. Paris 1786. 4.) und die Münzen vorſtellenden Muſcheln auf der Küſte von Koromandel, reihen ſich den Ländern an, aus deren Münzſtätten ſie hervorgingen. Alle dieſe Klaſſen mit Fertigkeit zu unterſcheiden, iſt die nächſte Anfoderung an den Numismatiker, der ſich für ſein mühſames Geſchäft durch eine Menge folgenreicher Aufſchlüſſe über Zeitbeſtimmung, Ortskunde und Namenangabe wird belohnt ſehen, und Zuverläſſigkeit bei manchen bisher ſtreitigen Angaben wird ausmitteln können. Am reichſten wird dieſer Gewinn bei eigentlich alten Münzen ſeyn, d. h. bei Münzen der Städte, Länder und Könige der griechiſch und lateiniſch redenden Völker, mit Inbegriff aller derer, welche das weltherrſchende Rom ſeiner Macht unterworfen hatte. Der Anfang dieſer Klaſſe verliert ſich in das Dunkel, das ſo viele Erfindungen bedeckt; ſie beginnt mit den Inkunabeln der Prägkunſt, und endet in Rom mit dem Untergange des Reichs unter Romulus Auguſtulus und im zweiten Aſte des römiſchen Weltreichs, im Oſten, mit dem Untergange der Komnenen 1453. Dieſer Theil der Münzkunde, die vorzüglichſte Quelle unſrer Kenntniſſe von vergangnen Städten, Reichen, Sprachen, zuweilen die einzige, hat vorzugsweiſe und mit Recht die Aufmerkſamkeit der Forſcher erregt. Die Klaſſe der Münzen der mittlern Zeit umfaßt die Münzen, welche nach der Auflöſung des römiſchen Reichs in den neu ſich bildenden europäiſchen Staaten in Umlauf kamen, die Inkunabeln der jetzt eben vergeßnen Prägkunſt, Brakteaten, Soliden, Tournoſen ꝛc. Die Klaſſe der neuern Münzen fängt in den verſchiednen Ländern zu verſchiednen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wol überall als Epoche angeſehen werden. Ein artiſtiſches Intereſſe wird hier beinah vorzugsweiſe in Anſpruch genommen. Die Münzkunde als gelehrte Beſchäftigung ſcheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu ſein. Bei keinem alten Schriftſteller findet ſich eine Spur, daß die Kunſtſammler der alten Welt zur Zeit des Auguſtus oder der Antonine auf Münzen Werth gelegt hätten, und doch gab es ſchon damals Münzreihen von Sädten, die uns zum Theil noch erhalten, durch Alter und Schönheit des Gepräges die Aufmerkſamkeit anziehen mußten. So die Münzen von Sybaris und den großgriechiſchen Städten, die mit ihrer Autonomie das Prägerecht verloren hatten. Dieſe Nichtbeachtung wird um ſo auffallender, da die ſo verwandten geſchnittnen Steine ſo beliebt waren. Dafür erwachte im funfzehnten und noch mehr um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ein ſolcher Sammlereifer, daß die damals gewiß weit ergibigern Länder der römiſchen Welt kaum ausreichten um alle Wünſche zu befriedigen. Fürſten und Privatleute wetteiferten beſonders in Italien, Frankreich und Deutſchland Münzſammlungen anzulegen, zunächſt um aus authentiſchen Bildniſſen die Hauptperſonen der römiſchen Geſchichte kennen zu lernen. Dieſen erſten Sammlungen, wo man begreiflich zunächſt auf auffallende Typen achtete, folgten bald gelehrte Erläuterungen. Die frühſte Anleitung zur Münzkunde gab 1577 der Spanier Antonio Agoſtino in ſeinen in alle Sprachen überſetzten Dialogen. Jac. und Octav Strada hatten durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen für das

Sammeln gewonnen. Wolfgang Lazius, Ferdinands I. Leibarzt machte Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geſchichte. Fulvio Orſini und ein Arzt zu Augsburg Ad. Occo wandten ihren Fleiß auf römiſche Familien- und Kaiſermünzen, und man muß bedauern, daß der letztre ſich in ſeinen Fortſchungen ſo beſchränkte, da ſein Verfahren, in Hinſicht auf chronologiſche Anordnung anerkannt gut war. Nur war in jener Periode, wo beſonders Hub. Goltz, der Sohn eines Malers zu Würzburg erwähnt werden muß, weil er zuerſt auch die griechiſchen Münzen vorzüglich beachtete, eine Ungenauigkeit in den Angaben im Schwange, die einen großen Theil jener Arbeiten uns völlig unbrauchbar macht. Goltz vereinigte das doppelte Talent eines Zeichners und Kupferſtechers, ließ ſich aber dadurch verführen auf ſeinen Kupfern ſo viel Eigenmächtiges anzubringen, daß ſein Zeugniß, wenn es allein ſteht, jetzt auch da verdächtig iſt, wo er ehrlich geweſen ſein mag. Unterdeß hatte man gelernt die antiken Muſter nachahmend, Münzen zu prägen, die den echten täuſchend ähnlich waren. Anfangs keineswegs in der Abſicht damit zu hintergehen, wollten die geſchickten Stempelſchneider, Cavino, Belli u. ſ. w. die zu Padua, Parma, Vicenza ſich niedergelaſſen hatten (daher Paduaner, Parmeſaner) bloß der Nachfrage abhelfen; bald machte man aus dem erkünſtelten Betruge ein einträgliches Gewerbe. Die Menge der unechten Münzen ſchreckte zwar während der Periode, die nun eintrat, einigermaßen von der Numismatik ab, wenigſtens beſchränkte ſie die Liebhaberei, die ohnehin an dem immer fühlbarer nothwendigen gelehrten Apparat zur Erklärung einen Anſtoß nahm; aber deſto umfaſſender waren die Forſchungen die man einzelnen Münzklaſſen zuwandte und die Namen Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin, ſo vieler Andrer zu geſchweigen, die in der Erforſchung und Erklärung einzelner Münzegebiete einen Ueberfluß von Gelehrſamkeit aufboten, macht die Schriften dieſes Zeitraums noch ſehr beachtenswerth, doch nicht durchaus zuverläſſig. Der Stoff hatte ſich ſo gehäuft durch fortwährendes Herbeiſchaffen aufgefundner Münzen (Vaillant war zu wiederholten Malen im Oriente; Pellerin brachte dem pariſer Kabinette allein 33000 antike Münzen zu), daß eine kritiſche Sichtung des durchaus Echten und eine Anordnung, die eine Ueberſicht geſtattet, doppelt Bedürfniß ward. Der Mann, der dieſer großen Arbeit gewachſen war, der Linnäus der Münzkunde, ward Joſeph Eckhel, der durch eine ſtreng durchgeführte geographiſch-chronologiſche Methode auf einmal in dieſes bisher ſo ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge bisher dunkelgebliebner hiſtoriſcher oder archäologiſcher Unterſuchungen ein überraſchendes Licht verbreitete. Sein Syſtem hatte er praktiſch zuerſt bei der Anordnung des wiener Kabinets bewährt, dann ſtellte er es noch ausgeführter in ſeinem großen Werke der Doctrina Numorum veterum, Vindebonae 1792—98. VIII. 4. dar, die von allen nachfolgenden Bearbeitern dieſes Fachs ſo dankbar anerkannt worden iſt, daß alle ſpätere Forſchungen nur als Zuſätze, Erweiterungen, hie und da auch wol als Berichtigungen angeſehen werden konnten. Dieſem Syſtem ſich anſchließend, gab Sestini ſeine einzelnen Werke über ſeitdem bekannt gewordne numismatiſche Hermäen; gab Mionnet ſeine Descr. des médailles grecques antiques, die durch beträchtliche Münzfunde im Oriente die genauern Abbildungen, oft in Abgüſſen dargeſtellt, die Summe der Aufklärungen über hiſtoriſche Zweifel bedeutend vermehrt haben. Zwar iſt der Umfang dieſer Wiſſenſchaft fortwährend im Wachſen; doch dürften in ihren Beſtandtheilen keine weſentlichen Veränderungen denkbar ſein.

Die Unterſuchungen über die Miſchung der Metalle, das Verfahren der Prägung; über Form, Größe, Gewicht, Werth und Menge der alten Münzen; über Echtheit und Unechtheit kommen durch den Zuwachs an Belegen allmälig dem Abſchluß näher; die Verſtändniß der Typen und Legenden wird erleichtert durch übereinſtimmende oder ähnliche Vorkommenheiten. Nothwendig mußte der mannichfaltige Gewinn, den das gründliche Studium dieſer geſchichtlichen Denkmäler verſchaffte, auch die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf die Münzen der mittleren Zeit richten, die zufällig hie und da zum Vorſchein kamen, und heut zu Tage beinah mit demſelben Eifer geſucht werden, wie die römiſchen, die freilich in der Liebhaberei durch die griechiſchen ſehr verdrängt worden ſind. Man verfuhr mit ihnen nach derſelben Methode, die ſich bei den alten Münzen bewährt hatte, ordnete ſie ſtreng chronologiſch und ſo halfen auch ſie oft aus, wo Pergamente im Zweifel oder völlig im Stiche ließen. Die einzelnen Werke über die Münzen der einzelnen Länder, ſo von Laſtonaſo für Spanien; von Zanetti für Italien; von Le Blanc für Frankreich; von Leake für England; von Bircherodt für Dänemark u. ſ. w. von Becker für Deutſchland; von Voigt für Böhmen u. A. lieferten des Stoffes die Menge, der zum Theil aber die Kritik aufregte, da gerade in dieſem Theile der Münzkunde ſich empiriſche Liebhaberei mehr angemaßt hatte, als ihr zugeſtanden werden darf. Die Münzen der neueren Zeit werden mehr aus artiſtiſchen Rückſichten beachtet, als aus geſchichtlichen. Sie ſind, was auch Herder dagegen deklamirt hat, ein ſehr in die Augen fallender Beleg für die Umwandelungen des Geſchmacks, da wir unter neuen Münzen vorzugsweiſe die Schau- oder Denkmünzen verſtehen. Noch fehlt viel, daß das gründlichere Studium der antiken Münzen auf unſre Schaumünzen ſo eingewirkt hätte, wie wol zu wünſchen und zu hoffen wär. Der Erreichung ſteht vieles entgegen, was ſchwer zu beſeitigen iſt. Die Ueberſicht der Fortſchritte erleichtern hier mehrere Prachtwerke, die unter dem Namen Histoires métalliques bekannt ſind (z. B. von Ludwig XIV. XV. von Napoleon ꝛc.) Aus der Reihe dieſer Münzen haben einzelne Schriftſteller einzelne Klaſſen ausgehoben (Lilienthal's Thalerkabinett, Köhler's Dukatenkabinet, Böhme's Groſchenkabinett u. ſ. w.) wodurch dann tiefere Ergründung möglich war. Voll der intereſſanteſten, keineswegs genug gewürdigten Nachrichten ſind die bekannten Sammlungen von Münzen dieſer Klaſſe: Köhler's Münzbeluſtigungen, Joachim's Medaillenkabinet und ähnliche. Ein recht belehrendes Handbuch um ſich in dem Strome dieſer Münzen auf der Fläche zu erhalten, iſt L. Ch. Schneider's Handwörterbuch der geſammten Münzkunde. Halle und Berlin 1811—15. 8. Ueberreich iſt die Literatur der Numismatik und ihrer Natur nach wächſt ſie fortwährend meiſt durch ſehr kleine Schriften. Zu ihrer Ueberſicht gibt es mehrere Hülfsbücher (z. B. Banduri Bibliotheca numaria s. auctorum qui de re numaria scrips. ed. a. I. A. Fabricio; Hamb. 1719. 4. Lipsius Bibliotheca numaria etc. L. 1801. II. 8.) noch fehlt aber doch ein Werk der Art, das die Summe des wirklich Wiſſenswürdigen zuſammenſtellend, das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfniſſe wahrhaft abhülfe. Nach einem ſehr wohlerſonnenen Plane waren Schlichtegroll's Annalen der geſammten Numismatik eingerichtet, die leider ſchon mit dem zweiten Jahrgang aufhörten. Ihre Fortſetzung wäre ſehr zu wünſchen, da ſie für wiſſenſchaftliche Erörterung eben ſo gut Raum geben, als für die Anzeige von Kurioſitäten und vorübergehender Erſcheinungen. Für die Kurioſitäten wäre das auch

darum zu wünſchen, weil die Ernſthaftigkeit unſrer Zeit ganz vergißt warum unſre Aeltern durch die vollſtändige Reihe der Glockenthaler glücklich wurden, warum Rabendukaten ſo in Ehren ſtanden und die Nurmahalrupien ſo theuer bezahlt wurden. Da es jetzt unmöglich ſcheint Vollſtändigkeit in irgend einem Privatkabinette zu erlangen, ſo wäre zu empfehlen, daß Liebhaber wie einſt die Holländer, ſich auf Vereinigung von nicht zu zahlreichen Münzklaſſen legten, z. B. Eheſtands- oder Freimaurermedaillen. Wie viele erbauliche Betrachtungen hinterläßt der Sammler dann mit ihnen ſeinen Erben! —

Münzreduction, ſo viel als Münzdevalvation; ſiehe Devalvation.

Münzregal. Höchſt zweckmäßig iſt das Recht, Münzen zu ſchlagen, ein Regal (ſ. d. Art.) Denn da die Münze mit dem Wohlſtand eines Volkes in ſo naher Verbindung ſteht, und Kredit dazu gehört, den Münzen Umlauf zu verſchaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute beſitzt, im Gegentheile aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz ſo leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer iſt, als der auf dem Stempel angezeigte Werth; auch die Aufſicht hierüber, wenn dies Recht mehrern Privaten zuſtehen ſollte, ſchwer, ja faſt unmöglich ſein würde: ſo wird daſſelbe weit ſichrer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. Daraus ergibt ſich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (ſ. d. Art. Münzfuß).

Münzſtätte, der Ort, wo Münzen geſchlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geſchlagen worden, gewöhnlich an einem darauf geſetzten Buchſtaben, der ihr eigen iſt. So bezeichnet A auf franzöſiſchen Münzen Paris, auf öſterreichiſchen Wien, auf baieriſchen Bamberg, auf preußiſchen Berlin; B auf franzöſiſchen Rouen, auf preußiſchen Breslau, auf öſterreichiſchen Kremnitz; BB auf franzöſiſchen Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf öſterreich. Prag; CC auf franz. Beſançon; D auf franzöſiſchen Lyon, auf preußiſchen Aurich, auf öſterreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf öſterreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf öſterreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Settin, auf öſterreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franzöſiſchen Rochelle, auf öſterreich. (ſonſt) Günzburg; I auf franzöſiſchen Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouſe; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Pervignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf, Cours (gewöhnlich, wiewol unrichtig, Geldumlauf genannt). Die Münze läuft um, ſofern ſie wiederholt veräußert wird; jede Veräußerung derſelben macht gleichſam einen Schritt ihres Umlaufes und die Aufeinanderfolge ſolcher Veräußerungen macht den Umlauf ſelbſt aus. Die Menge der Veräußerungen und folglich auch die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs hängt größtentheils ab von der Theilung der Arbeit, der Verbreitung des Wohllebens, dem Anwachſe des Nationalvermögens und der Zunahme der Bevölkerung. Die Maſſe der bei einer Nation vorhandnen, zur Ausgleichung der in den Verkehr gebrachten Güter beſtimmten Münzen iſt die Umlaufsmünzmaſſe der Nation. Mit der Zunahme und Abnahme der Umlaufsmaſſe eines Volks hat die Zunahme und Abnahme ſeiner Kapitalmünzmaſſe durchaus nichts gemein, beide beruhen vielmehr auf völ-

lig verſchiednen Grundſätzen. Es kann in einem Lande die Maſſe der umlaufenden Münze bedeutend zunehmen, während die Maſſe der Münzkapitale abnimt, und umgekehrt. Die Beantwortung der Frage, ob die Maſſe von umlaufender Münze bei einem Volke groß oder gering ſei, beruht auf einer Kenntniß ſowol des Umfangs und der Ausdehnung der Tauſchgeſchäfte, als auch der Beſchaffenheit des Umlaufs; die Größt oder Geringfügigkeit des Kapitalmünzvorraths hingegen iſt lediglich zu beurtheilen nach dem Verhältniſſe, welches Statt findet zwiſchen Angebot und Nachfrage von Münzkapitalien. Die Verwechslung beider Begriffe hat häufig zu Irrthümern und Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Manchem wird es bei aller Sicherheit, welche er zu leiſten vermag, ſchwer, zu geringen, wenigſtens mäßigen, Zinſen Münzkapitale zu erborgen, während alle Tauſchgeſchäfte im Lande mittelſt gewöhnlicher Münze abgemacht werden und es einem Jeden, welcher Waaren anzubieten hat, leicht wird, dieſelben zu hohen Preiſen zu verkaufen. Die Schwierigkeit, welche jener Münzſuchende antraf, iſt nicht im Mangel an Münze überhaupt, ſondern vielmehr darin zu ſuchen, daß entweder gerade zu der Zeit, da er das Darlehn zu erhalten wünſchte, wenige Münzkapitale unbenutzt vorräthig lagen, oder, daß viele Staatsbürger Gelegenheit fanden, Münzkapitale auf eine vortheilhafte Weiſe anzulegen. Im Gegentheil können in demſelben Lande zu einer andern Zeit, wenn weit weniger Münze überhaupt dort vorhanden iſt, Münzkapitale zu geringern Zinſen und mit mehr Leichtigkeit, als vorher, zu bekommen ſein. In ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht hat die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes nur inſofern einen Werth, als die Veräußerungen einen ſolchen haben, von welcher jener Umlauf die Folge iſt. Geſchehen die Veräußerungen ohne allen, oder wenigſtens ohne hinlänglichen Gegenwerth, wie z. B. bei zweckwidrig verwandten öffentlichen Abgaben, bei Theuerung ꝛc., geſchehen ſie ſo, daß das Nationalkapital dabei gefährdet iſt, ſo ſind ſie keineswegs zu rühmen und die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes iſt vielmehr eine traurige als erfreuliche Erſcheinung. Geſchehen dieſelben auf ſolche Weiſe, daß dabei das Kapital und eben dadurch das Einkommen der Nation vermehrt wird, ſo ſind die Veräußerungen und der durch ſie veranlaßte Münzumlauf höchſt preiswürdig. Ein lebhafter Münzumlauf beweiſt auch nicht immer einen hohen Wohlſtand des Volkes, ſondern nur einen bedeutenden Umfang von Tauſchgeſchäften, welcher bei ihm Statt hat. Zu einer Zeit, da der Wohlſtand des Volkes im höchſten Grade zerrüttet iſt, kann ein ſtarker und lebhafter Münzumlauf bei ihm Statt finden, während zu einer andern, da derſelbe in ſeiner Blüthe ſteht, nur wenig Münze im Umlauf ſein kann. So iſt während eines das Land mit allen erſinnlichen Drangſalen heimſuchenden Krieges viel Münze im Umlauf, und dennoch ſinkt der Nationalwohlſtand von Tag zu Tag tiefer herab, während in den glücklichen Zeiten des Friedens, wenn der Wohlſtand im Wachsthum begriffen iſt, wenigſtens ſtill ſteht, weit weniger Münze umläuft. Die Zunahme des Münzumlaufes kann zwar eine Folge des erhöhten Nationalwohlſtandes ſein und iſt es in der That auch gewöhnlich, aber ſie kann auch in ganz andern Urſachen ihren Grund haben. Der Irrthum, als ob die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes an ſich wohlthätig auf den Nationalreichthum wirke, hat die Regierungen zu den verkehrteſten Maßregeln verleitet. Man wähnte, die Nation ſchon bereichern zu können, wenn man nur den Münzumlauf verſtärkte, und dieſen Zweck ſuchte man insbeſondre dadurch zu erreichen, daß man die ländlichen und

ſtädtiſchen Gewerbe und die verſchiednen Gewerbsarten ſelbſt ſcharf von einander trennte, und auf ſolche Weiſe die Bürger zu häufigen Ausgleichungen mittelſt Münze nöthigte. Auch meinte man, die Finanzüberſchüſſe nicht nützlicher verwenden zu können, als auf öffentliche Bauten und Anſtalten ähnlicher Art, wobei eine große Maſſe von Münze in Umlauf geſetzt wird, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, in wiefern die Anſtalten ſelbſt nothwendig, wenigſtens nützlich waren oder nicht. Selbſt Friedrich der Große wähnte den Nationalwohlſtand in dem lebhaften Umlaufe der Münze zu finden und verwendete einen großen Theil des Staatseinkommens auf Errichtung öder Palläſte und andre nutzloſe Bauten. Der Nationalreichthum kann auf keine andre Weiſe erhöht werden, als durch Vermehrung der Güter; von der Vermehrung der letztern aber iſt die Belebung des Münzumlaufes ſtets die unmittelbare und natürliche Folge. Denn je mehr Güter oder Genußmittel vorhanden ſind, deſto ſtärker iſt auch der Reiz zum Genuß, deſto mehr Ausgleichungen und Veräußerungen müſſen Statt finden. Auf dieſem Wege wird daher immer der Zweck, den Münzumlauf zu verſtärken, am ſicherſten und ſchnellſten erreicht. Aber Auflagen erheben, alſo den Staatsbürgern einen Theil ihres Privateigenthums entziehen, um es ihnen für Müßiggang oder werthloſe Arbeit wieder zurückzugeben, iſt eine Taſchenſpielerei, durch welche die werthſchaffende Arbeit gelähmt wird, und bei der auf jeden Fall die Erhebungs- und Verwaltungskoſten für den Nationalreichthum verloren gehen. Beſſer wäre es, wenn der Staat dergleichen Auflagen gar nicht erhöbe, ſondern die Münze in den Händen der Bürger ließe, welchen es wohl nie an Gelegenheit fehlen wird, davon einen für den Nationalwohlſtand nützlichern Gebrauch zu machen, als der Staat. Mit der Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufes iſt jedoch nicht die Schnelligkeit oder Raſchheit deſſelben zu verwechſeln. Es kann nämlich bei einem Volke wenig Münze im Verkehre ſein, aber ſie kann ſchnell umlaufen, und umgekehrt. Die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes richtet ſich nach der Menge und dem Umfange der Veräußerungen überhaupt, welche mittelſt Münze vorgenommen werden; die Schnelligkeit deſſelben hingegen beruht auf der Menge von Veräußerungen, welche während eines gewiſſen Zeitraums mittelſt eines und deſſelben Münzſtückes geſchehen. Wenn, wie oben gezeigt worden, die Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufes an ſich keinen Einfluß auf den Nationalwohlſtand hat: ſo iſt dagegen der wohlthätige Einfluß, welchen die Schnelligkeit des Umlaufes in dieſer Hinſicht äußert, ganz unverkennbar. Es bewirkt derſelbe nämlich, daß die Münzmaſſe nicht in demſelben Verhältniſſe vergrößert zu werden braucht, als die Maſſe der Veräußerungen zunimt, daß alſo ein Volk, wenn die Maſſe der Veräußerungen ſich verdoppelt, die Münzmaſſe nicht ebenfalls zu verdoppeln, ſondern vielleicht nur um die Hälfte zu vermehren braucht alſo die Anſchaffungskoſten der Hälfte von der vorigen Münzmaſſe zu erſparen und auf andere Gattungen der Wertherzeugung zu verwenden im Stande iſt. (S. Münze.) KM.

Münzwardein (Guardein), derjenige Münzbeamte, welcher das Korn und Schrot der Münzen (ſ. Münzfuß) beſtimmt, berechnet und probirt, wogegen der Münzmeiſter die Aufſicht über das Mechaniſche des Münzens führt.

Murat (Joach.), der Sohn eines Gaſtwirths zu Cahors, geb. 1771, war ein ſchöner Mann voll Feuer und Leben, allein er beſaß mehr Muth und Einbildungskraft, als Scharfblick und Charakter;

daher ward er endlich ein Opfer ſeines abentheuerlichen Schickſals. Als Knabe entlief er aus dem Collegium zu Toulouſe, wo er ſich dem geiſtlichen Stande widmen ſollte; ſpäter wurde er gemeiner Chaſſeur und deſertirte, diente in der konſtitutionellen Garde Ludwigs XVI., trat dann als Lieutenant in das 12. Regiment Jäger zu Pferde, ſtieg als eifriger Jakobiner in der Arme bis zum Obriſtlieutenant, ward als Terroriſt abgeſetzt und irrte hin und her, bis ihn ſein Stern in Buonaparte's Nähe führte. Er war ſein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete ſich als Cavallerieoffizier durch kühne Entſchloſſenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entſchied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Diviſionsgeneral mit Buonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Caroline, die Schweſter des Oberconſuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Korſen. Er kämpfte für ihn bei Marengo, und ward 1804 Reichsmarſchall, Großadmiral und Prinz des franzöſiſchen Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Oeſterreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavallerie unaufhaltſam die Siege ſeiner Meiſters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem franzöſiſchen Heere 1808 Madrid zu beſetzen, und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (den 15. Jul.) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. Napoleon genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgeſtellt; aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte ſeine Gemahlin, eine Frau von Geiſt und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn Murat ſelbſt mußte, an der Spitze der geſammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehen. Hier ward er bei Tarutina (18. Okt.) geſchlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im December den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichſel zu behaupten; aber der Kaiſer klagte deshalb im Moniteur die Unfähigkeit des Joachim an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück, und ſuchte ſeitdem Oeſterreichs Freundſchaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entſcheidungskampf in Deutſchland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er ſich mit ſeinem Contingent in ſein Königreich zurück, und unterhandelte für deſſen Fortdauer mit Oeſterreich und England. Jenes ſchloß auch wirklich mit ihm (11. Jun. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenſtillſtand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundsgenoſſe, wollte für Neapel keine Entſchädigung annehmen. Dadurch wurde Murat's Lage zweideutig. Zwar rückte er mit ſeinem Heere im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber ſein Zögern, die Franzoſen anzugreifen, erregte eben ſo ſehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenoſſen anzuſehen, das ſeinige erregt hatte. Daher ſein diplomatiſches Abenteuer auf dem wiener Congreſſe, wo die Bourbons ſeine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beſchuldigte. Er trat alſo, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 mit Napoleon auf Elba in geheime Verbindung, und machte Plane, Italiens (wenigſtens bis an den Po) ſich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er mit einem Heere über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oeſterreicher an und rief die Völker Italiens

zur Unabhängigkeit auf, und das in demſelben Augenblicke, wo endlich Oeſterreich und die Verbündeten in Wien, auf Murat's im März wiederholte Verſicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen ſich entſchloſſen hatten. Es war zu ſpät! Alſo mußte Oeſterreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeſchlagen von Bianchi (12. Apr.) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geſchlagen von Bianchi bei Macerata (2. u. 3. Mai), ward Murat vom größten Theile ſeines Heeres verlaſſen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufſtande. Alſo entwich er er verkleidet auf die Inſel Iſchia, von wo er nach Frankreich abſegelte. Seine Familie begab ſich auf die engliſche Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oeſterreich. Ihm ſelbſt erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt alſo von Toulon aus einen Briefwechſel mit ſeinen Anhängern in Italien. Nach Napoleons Sturz rettete er ſich mit vielfacher täglicher Lebensgefahr nach Corſica, während ſein Agent Macironi für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corſica als Rebell verfolgt, von ſeinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entſchloß er ſich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küſte von Neapel zu ſegeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war alles bereit, als ſein Generaladjutant, Macirone, ihm öſterreichiſche Päſſe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oeſterreich brachte. Abermals zu ſpät! In derſelben Nacht (28. Sept.) ſegelte Murat ab. Ein Sturm zerſtreute ſeine Fahrzeuge. Mit 30 Offizieren ging er endlich bei Pirzo (8. Okt.) an's Land. Aber ſein Ruf: Ich bin Joachim, euer König! bewirkte keinen Aufſtand. Man verfolgte ihn. Er ſchlug ſich durch, warf ſich in ein Boot, um zu ſeinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt, und gefeſſelt nach Pizzo geführt wo man ihn vor ein Kriegsgericht ſtellte. Er ward nach dem Ausſpruche deſſelben den 13. Okt. erſchoſſen. (Vergleiche die Skizze vom Leben Murat's in den Zeitgenoſſen, Heft XVI., und des Generals Orloff Memoiren über Neapel.) K.

Muratori (Lodovico Antonio) war zu Vignola im Modeneſiſchen 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichſten Fähigkeiten ertheilt; geſchickte Lehrer entwickelten ſie. 22 Jahr alt ward er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des ambroſianiſchen Collegiums und der damit verbundnen Bibliothek. Hier ſtudirte er die Alten, und machte ſich mit dem Vorzüglichſten der neuern Zeit bekannt. Im J. 1700 rief ihm der Herzog von Modena als ſeinen Unterthanen zurück, und machte ihn zu ſeinem Bibliothekar und Archivar. Der berühmte Kardinal Noris, die Ciampini und Magliabecchi, die Benediktiner Mabillon und Montfaucon, der Jeſuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Kardinal Quirini und viele andre ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien der Arkadier und der Cruſca, die etruſciſche Akademie zu Cortona, die königliche Geſellſchaft zu London, die kaiſerliche Akademie zu Olmütz überſandten ihm faſt zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verläumdungen ſeiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheiſt ſei, fanden bei einem ſo aufgeklärten Papſte, wie Benedikt XIV., keinen Eingang, welcher ihn ſogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori ſtarb 1750. Er beſaß die umfaſſendſten Kenntniſſe in der Jurisprudenz, Philoſophie, Theologie, Poeſie, Alterthumskunde, neuern

Geſchichte u. ſ. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Oktavbände enthalten ſeine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende nahmhaft machen wollen: 1. Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores; 4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Muret, mit der lateiniſchen Endung **Muretus** (Marc Antoine), wurde 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch ſeinen Namen haben ſoll), geboren. Seine erſten Studien trieb er wahrſcheinlich zu Limoges. Von ſeinem 18. Jahre an lehrte er die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zu Agen, dann zu Villeneuve, Poitieres, Bordeaux, Paris und Toulouſe, an welchem letztern Orte er ſich auch auf Rechtswiſſenſchaften legte. 1554 ging er nach Venedig. Hier und zu Padua lebte er wechſelsweiſe ſechs Jahr, und theilte ſeine Zeit zwiſchen Unterricht und Bücherſchreiben, bis ihn der Kardinal Hippolyt von Eſte zu ſich nach Rom berief. Mit dieſem machte er 1562 eine Reiſe nach Frankreich, und fing nach ſeiner Rückkehr nach Rom 1563 an, ſowol über Klaſſiker und Philoſophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er ſich zum Prieſter weihen, und 1584 legte er ſeine Lehrſtelle nieder und brachte in ſtiller und frommer Ruhe ſein übriges Leben zu, das er 1585 beſchloß. Er war ohne Widerrede einer der trefflichſten lateiniſchen Styliſten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfſinn und Geſchmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben ſeinen variis lectionibus (von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr. 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Klaſſiker hat er ſich vorzüglich durch ſeine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des klaſſiſchen Alterthums an ſich tragen. Seine ſämmtlichen Werke ſind zuſammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derſelben enthält und äußerſt nachläßig gemacht iſt. Weit vollſtändiger, genauer und kritiſcher iſt die ſchöne von David Ruhnken zu Leyden 1789, in 4 Großoctavbänden beſorgte Ausgabe. A — s.

Murias (franzöſiſch muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzſäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt; daher muriatiſch, z. B. muriatiſche Waſſer, Salzſäure enthaltend.

Murillos (Bartolomeo Eſteban), ein berühmter ſpaniſcher Maler, geboren zu Sevilla 1618, empfing den erſten Unterricht im Zeichnen von ſeinem Verwandten, Juan del Caſtillo, machte ſchnelle Fortſchritte, arbeitete, als ſein Lehrer ſich in Cadix niedergelaſſen hatte, für ſich allein, und erwarb ſich eine große Fertigkeit des Pinſels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Aus dieſer erſten Periode ſieht man Mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge ſeiner Heiligenbilder ging nach Indien; von dem daraus gelöſten Gelde erſparte er ein hinlängliches Reiſegeld, um nach Madrid zu gehn, wo ſein Landsmann Velasquez ihn 1643 ſehr wohlwollend aufnahm und ihm die Erlaubniß verſchaffte, die Meiſterwerke eines Titian, Rubens, Van Dyk, Ribera zu kopiren 1645 kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er durch ſeine Gemälde im Kloſter Franzisco allgemeines Erſtaunen erregte. Sie waren in dem dort noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollſte

Periode war indeß von 1670—80, während welcher er, neben andern, acht große Werke für die Kirche des Hoſpitals San Jorge della Caridad malte. In dieſen Bildern zeigt ſich ſein großes Verdienſt; ſeine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die ſchönen Maſſen ſeines Licht- und Schattenſpiels in der Erſcheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter ſeiner Köpfe, beſonders des Chriſtus und Moſes und in dem Vater des verſchwenderiſchen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieſes Letztern; die herrliche Compoſition, die richtige Perſpective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnliches Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloſter der Kapuziner. Für eben dieſen Orden malte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollerdung deſſelben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und ſtarb daſelbſt 1682. Er brachte aber nicht allein durch ſeine zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Malerkunſt in Spanien in Aufnahme, ſondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hinderniſſe gelang, und deren Präſident er ſeit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meiſters ab, um ſich einem bequemern Naturalismus zu überlaſſen. Viele ſeiner Werke ſind nach Frankreich und England gegangen. Auch in der dresdner Gallerie findet ſich von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde.

Murky iſt eine veraltete Art kleiner Tonſtücke für das Klavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Oktaven beſteht, daher Murkybäſſe. Ihr Charakter iſt luſtig.

Murner (Thomas), als deutſcher Satyriker des 16. Jahrh. ausgezeichnet. Er war, wie ſein Muſter in der didaktiſchen Satyre, Sebaſtian Brand, zu Straßburg geboren (1475), ſtudirte Theologie, wurde dann Franziskaner und hatte die Ehre, vom Kaiſer Maximilian I. 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Seine ſatyriſchen Schilderungen, beſonders ſeine Angriffe auf die damals verderbten Geiſtlichen, zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er ein eifriger Katholik und Gegner Luther's, wie ſeine Schriften gegen dieſen, namentlich ſein Kirchen- und Ketzeralmanach von 1536, zeigen. Auch folgte er der Einladung Königs Heinrich VIII. nach England und nahm an den Disputationen über Katholicismus und Proteſtantismus Theil. Nachher hielt er ſich in der Schweiz auf, predigte gegen den Proteſtantismus, wurde aber auch von den katholiſchen Kantonen dieſes Landes verwieſen, und ſtarb als Doktor der Theologie um 1536, nach Einigen ſchon 1531. Er war überhaupt ein Kopf, voll redlichen Eifers, aber heftig, ungeſtüm, derb, grob und perſönlich, und in dem Bedürfniß, ſeinen Witz auszuſchütten, umſtändlich und geſchwätzig. Seine Sprache iſt kräftig und oft neu. Die vorzüglichſte ſeiner Satyren iſt die Narrenbeſchwörung, Straßburg 1512, und nachher mehrmals; hier zeigt er ſich als Kenner der menſchlichen Narrheiten, die er ohne Schonung geißelt, und liefert manches kräftige Sittengemälde ſeiner Zeit. Seine Schelmenzunft (1512. 4. und ebenfalls in mehrern ſpätern Ausgaben, mit Erklärungen und Gloſſen, Halle 1788. 8.) entlarvt den Orden der Betrüger. Zu ſeinen übrigen Schriften, die man in Koch's Compendium der deutſch. Lit., Th. I. S. 154 findet, gehört auch die Gäuchmatt oder die Geckenwieſe, und ſeine geiſtliche Badefahrt (Straßb. 1514), ein religiöſes Gedicht in Reimen. Auch hat er den Tyll Eulenſpiegel be-

cavallerie, und Kürassierdiviſionen mehr gegen den linken Flügel, Koſaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Als Napoleon am 5. September vor dieſer Stellung angekommen war, erkannte er ſogleich, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in ſeinem Beſitz ſein müſſe, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ ſie deshalb gegen Abend von zwei Diviſionen des erſten Corps (Davouſt) erſtürmen, während das fünfte (Poniatowski) gegen den dahinter gelegnen Wald vorrückte. Der 6. September verſtrich unter gegenſeitigen Rüſtungen zur Schlacht; die Ruſſen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzoſen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten ſie folgende Stellung: auf dem rechten Flügel das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Diviſionen des erſten Corps; im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney geſtellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erſte, zweite, vierte Cavalleriereſervecorps (Nanſouty, Montbrun, Latour-Moubourg) die Garden in Reſerve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Diviſionen des erſten Corps und das dritte Cavalleriereſervecorps (Grouchy). Am 7. September früh um 6 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps ſuchte in den Wald einzudringen, das erſte zog den Waldſaum entlang gegen Seminofka, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch bloß durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um ſein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Diviſion drang in das Dorf, ward aber zurückgeworfen. Während hier vergebliche Anſtrengungen gemacht wurden, drang der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeſchickt, hielten endlich dieſe Bewegung, jedoch mit großem Verluſte, auf; Davouſt war jetzt bis dicht an Seminofka, Poniatowski in den Wald gedrungen; auch Ney ging mit dem Mitteltreffen langſam vorwärts. Napoleon ließ nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs angreifen; allein ſie wurden beinahe aufgerieben. Mit eben ſo wenig Erfolg und nicht minderm Verluſt ſtürzt ſich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf. Während deſſen ward Ney vor dem zerſtörten Dorfe in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; wiederholte Angriffe auf Borodino wurden abgeſchlagen, Ney's Heerhaufe litt ſehr durch kreuzendes Feuer, Davouſt vermochte nicht weiter vorzudringen und Poniatowski ward im Walde zurückgeworfen. Jetzt, um drei Uhr Nachmittags, ſandte Napoleon das vierte Cavalleriecorps gegen die große Redoute, und die ſächſiſche Brigade unter Thielemann drang ſtürmend in dieſelbe ein, die nun ſogleich mit Infanterie beſetzt und behauptet ward. Unter dem Schutze dieſes wichtigen Werkes beſchloß nun der franzöſiſche Feldherr, das Centrum zu durchbrechen, die Garden rückten daher vor; allein ſie kamen nicht in's Gefecht, denn Ney, durch 80 Kanonen verſtärkt, bemächtigte ſich des zerſtörten Dorfs, und ſuchte nun links die Verbindung mit dem eroberten Werke. Kutuſow, die Gefahr, die ihm drohte, wohl erkenneud, ſetzte ſogleich ſeine Reſerven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig ſie auch vordrangen, ſo fanden ſie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderiſchſte Gefecht des Tages endete mit ihrem Rückzuge, da auch der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davouſt ebenfalls Terrain ge-

wonnen hatte. Nach 6 Uhr gingen die Ruſſen gegen Moſaiſk zurück. Davouſt rückte in gleiche Höhe mit Ney, und Poniatowski, aus dem Walde vordringend, vereinigte ſich mit jenen. Der Rückzug der Ruſſen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verluſt, die Franzoſen zogen langſam nach in drei Colonnen; denn erſt am Abende des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Moſaiſk beſetzen. Nach Kuſuſow's Bericht ſollten die Franzoſen geſchlagen und von den Koſaken ſieben Werſte weit verfolgt worden ſeyn. Die Stärke der franzöſiſchen Armee kann man ungefähr 150,000 Mann annehmen; die Ruſſen mögen nicht ſehr viel ſchwächer geweſen ſein. Das Schlachtfeld war mit 50,000 Todten nnd Sterbenden bedeckt. Die Ruſſen gaben ſelbſt ihren Verluſt zu 25,000 Mann an; der franzöſiſche iſt jedoch größer geweſen. Ruſſiſcher Seits ward der kühne Feldherr Bagration (S. d. A.) tödtlich verwundet. Vergl. Moskau.

Moſt, Traubenſaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterſcheidet man in Weinländern dieſen ungegohrnen, ſüßen Moſt vom einjährigen, noch trüben Weine oder ſauern Moſte. Der friſche Moſt enthält viel Zucker und Gallerte, letztre macht ihn zur Gährung ſehr geneigt; daher denn Moſt nicht gut anders, als nachdem dieſe Gallerte ſich als weißer Satz abgeſondert hat, in wohl verſchloßnen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch ſchon ſyrupsdick eingedampft aus ſüdlichen Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zucker hat.

Moſtowski (Graf Thadäus), geb. 1766 in Warſchau, gegenwärtig Miniſter des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetſten und kenntnißreichſten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geiſt großen Einfluß hatte. An der Abfaſſung der Conſtitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der targowitzer Conföderation ward er nach Paris geſchickt, um eine Verbindung mit der neuen franzöſiſchen Republik anzuknüpfen. Er ſchloß ſich hier den Häuptern der Gironde-Partei an und ward in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Während der polniſchen Revolution im J. 1794 war er Mitglied des großen Raths, und nach Kosciuszko's Fall, unter Wawrecki, deſſen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Moſtowski den kühnen Vorſchlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raſchen Zuge Deutſchland zu durchziehen und ſich am Rhein mit den Franzoſen, die in dieſem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan ward angenommen, und Dombrowski an die Spitze geſtellt: indeſſen ſcheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Moſtowski in Warſchau, ward von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens beſondern Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf ſeine Güter zurück, wo er ſich dem Ackerbau und den Wiſſenſchaften widmete, und unter andern die Herausgabe der polniſchen klaſſiſchen Schriftſteller begann, von welchen bis 1805 26 Bände erſchienen waren. 1806 machte er eine zweite Reiſe nach Frankreich, wo er ſich 1809 ſogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt ward er von Alexander nach Warſchau gerufen, und ihm die obengenannten Miniſterien übertragen.

Sein Bruder Joſeph hat ſich in den politiſchen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. Unter andern war er 1792 mit Adam Czartorinski in Dresden, um dem Kurfürſten von Sachſen, die polniſche Königskrone anzubieten. Er lebt jetzt auf ſeinen Gütern bei Wilna.

Motette iſt bei uns ein über einen bibliſchen Text in Proſa, meiſtens nur für Singſtimmen, geſetztes und figurirtes Tonſtück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, ſechsſtimmig, auch mit abwechſelnden Chören. Von einer andern Gattung ſind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich ſind; dieſe werden alle mit Inſtrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, beſonders aus den Pſalmen, jedoch meiſtentheils in gereimten lateiniſchen Verſen, ſo daß ſie mit Arien und Recitativen abwechſeln und am gewöhnlichſten nur von einer Stimme geſungen werden.

Motiv Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Urſachen angeben). Dieſen Ausdruck gebraucht man insbeſondere von Kunſtwerken, deren Darſtellung ſucceſſiv iſt, und bezeichnet damit die innere Vorbereitung eines Momentes der Darſtellung, durch einen vorhergehenden, oder einen bei der Darſtellung gewählten und in dieſelbe verwebten Umſtand, durch welchen eine bedeutende Veränderung oder eine hervortretende Aeußerung und Wirkung des Ganzen begründet und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenſtandes iſt der unbeſtimmten Willkür entgegengeſetzt, welche nichts zuſammenhängendes und nothwendig Organiſirtes liefert, dagegen in einem wahren Kunſtwerke jeder einzelne Moment der Darſtellung durch das Ganze und ſeine weſentlichen Theile beſtimmt iſt. (Vergl. d. Art. Anordnung.)

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator aus den letzten Zeiten Ludwigs XIV., wurde 1672 zu Paris geboren und machte ſeine erſten Studien bei den Jeſuiten. Sein Vater, ein Hutmacher, der zu Troyes ein kleines Grundſtück beſaß, welches die Benennung la Motte führte (daher der Zuname der Familie), beſtimmte ihn für die Rechtsgelehrſamkeit; die Neigung des Sohnes wandte ſich aber auf die Dramatik, und nachdem er ſelbſt als Jüngling fleißig auf Privattheatern in molière'ſchen Stücken aufgetreten war, brachte er 1693 ſein erſtes Stück auf die Bühne (les Originaux), welches indeß ſo wenig Glück machte, daß der junge Dichter aus Verdruß ſich entſchloß Trappiſt zu werden. Der berühmte Abbé Bouthillier de Rancé (ſ. d. Artikel), die Uebereiltheit dieſes Vornehmens einſehend, wieß ihn und einen Gefährten, der dieſelbe Thorheit zur Geſellſchaft mit begehen wollte, aber ab, und la Motte, nach Paris zurückkehrend, begann nach und nach ſeine alte Vorliebe für das Theater wieder zu faſſen, und fing von neuem an für die Bühne (namentlich für die Oper) zu arbeiten und dies Mal mit beſſerm Erfolge wie das erſte Mal. Eine Menge Singſpiele wurden von ihm in die Scene gebracht, und bald räumte ihm die Kritik den erſten Rang nach Quinault ein. Später wagte ſich la Motte nun auch in das Feld der Komödie und Tragödie, wo der Beifall, den ſeine Sachen erhielten, meiſt ſehr abwechſelnd, bei einigen derſelben wenig, bei ſeinem Trauerſpiel Ines de Caſtro dagegen aber glänzend und entſchieden war, obgleich die Kritik an all dieſen Productionen nicht ohne Recht immer viel auszuſetzen fand. Auch in der Gattung der Oden machte la Motte mit Glück vielfältige Verſuche, beſonders zeichnete er ſich jedoch als Fabeldichter, neben Fontenelle, rühmlich

aus. Als er es aber ſpäter unternahm die Iliade zu überſetzen, eine Arbeit zu welcher ihm aller Beruf und ſogar die nöthige Sprachkenntniß fehlte, da erhob ſich zuerſt auf Anregung der geiſtreichen Mad. Dacier, ein gewaltiger Sturm gegen ihn, und zwar nicht ſowol wegen des verfehlten Unternehmens ſelbſt (das Voltaire ſehr richtig mit dem Ausſpruch bezeichnete, er habe ein friſches, lebensvolles Bild ſkeletiſirt), als wegen einer dem Werke vorgeſetzten Einleitung, in welcher er ſich herausnahm, den König der Dichter, den alten Homer, herabzuſetzen. Zwar antwortete la Motte auf der Dacier heftige Schrift: des causes de la corruption du goût ſehr gemäßigt in ſeinen Réflexions sur la critique; doch dauerte der einmal angeregte Streit unter den Gelehrten (der durch ſeine, in gleicher Zeit erſcheinenden Discours sur la tragédie, sur l'éloge, sur l'ode, sur la fable etc. immer neue Nahrung erhielt) noch ein hübſches Weilchen, bis endlich Fenelon, der zum Richter war aufgerufen worden, die Sache vermittelte und J. B. Rouſſeau durch ein beißendes Epigramm die Ehre Homers an ſeinem ungriechiſchen Verunglimpfer rächte. Manche andere paradoxe Behauptungen, wie z. B. ſein Verwerfen der Verſe, da er doch ſelbſt faſt alles in Verſen geſchrieben hatte, und hierin weit glücklicher war, wie in der Proſa, u. dgl. m. zogen ihm in der Folge noch eine Menge Streitigkeiten und Epigramme zu; doch behielt la Motte bei alle dieſen Anfechtungen ſtets ſeine ihm angeborne Gutmüthigkeit, und ob er ſchon zu den geleſenſten und gefeiertſten Autoren ſeiner Zeit gehörte, ſo rächte er ſich doch nie durch ſtacheliche Gegenſchriften an ſeinen literariſchen Verfolgern. In ſeinen beſten Jahren hatte er übrigens, in Folge der ihn früh befallenen Gicht, das Unglück zu erblinden und ſeine Geſundheit war ſo wankend, daß er ſich nur mit der einfachſten Koſt behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 Jahre lang verlebte er in dieſer traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth ſeines Geiſtes dadurch litt, und ein Verwandter verſah in dieſer Zeit die Stelle eines Lectors und Sekretärs bei ihm. Im 59. Jahre ſeines Alters (den 26. Decemb. 1731.) machte endlich der Tod ſeinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende. La Motte war Mitglied der Akademie und eine oft zwiſchen ihm als Fabeldichter, und Fontenelle (ſeinem Freunde) gezogne Parallele iſt um ſo wichtiger, da ſich in dem Charakter dieſer beiden Männer, ſo wie in ihren gegenſeitigen Meinungen und Anſichten eine große, oft überraſchende Uebereinſtimmung findet.

Motte (Gräfin de la), ſ. Lamothe.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkſpruch (ſ. auch Epigraph), heißt bei uns beſonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftſtellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift dem Ganzen vorſetzt.

Motu proprio heißt im römiſchen Kirchenrecht die Entſchließung des Papſtes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlaſſung durch eigenen innern Antrieb erfolgt iſt. Da die römiſchen Kanoniſten den Grundſatz von der Untrüglichkeit des Papſtes damit verbanden: ſo behaupteten ſie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen beſtand, alle Vorbehalte und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine in Rechten geltende Einrede, als die der Erſchleichung verſtatte.

Mounier (Jean Joſeph), Sekretär der Provinzialſtände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieſer Provinz zu den

Generalſtänden, ein Mann von ſeltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beſte, wurde 1758 zu Grenoble geboren, woſelbſt ſein Vater Kaufmann war. Mehrere Umſtände vereinigten ſich um früh in der Seele des jungen Mounier die glühende Liebe für Freiheit und den Haß gegen alles, was Willkühr und Unterdrückung hieß, zu pflanzen, die ihn durch ſein ganzes Leben charakteriſirten. Erzogen von einem überſtrengen, pedantiſchen Lehrer, deſſen Eigenſinn und Launenhaftigkeit dem Knaben oft das größte Unrecht zufügte, ſpäter abgewieſen von dem Militär, weil ihm der Vorzug einer adeligen Geburt fehlte, lernte er ſo die Privilegienſucht des Adels und den geiſtlichen Despotismus des Klerus verabſcheuen, und die Kleinlichkeit, welche oft im Handelsſtande herrſcht, den ſein Vater ihn wünſchte ergreifen zu ſehen, zog ihn gleichfalls nicht an. Er widmete ſich daher endlich der Rechtswiſſenſchaft auf der Univerſität zu Orange, und hier in den Fächern der Staatswiſſenſchaft und Rechtskunde, war er endlich an dem Platz in welchem er glänzen ſollte. Durch ſeine offne und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundſteuern, wie ſie damals in Frankreich waren, und gegen die ſchlechte Finanzwirthſchaft, gab er 1787 den erſten Anſtoß mit zu der allgemeinen Opponirung gegen dieſen Druck, und als im folgenden Jahre durch die harten und unüberlegten Maßregeln der Regierung, Unruhen in Grenoble ausbrachen, da ward er, durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieſer Angelegenheit aufgerufen. In den erſten Berathſchlagungen der Nationalverſammlung (deren Mitglied er hierauf ward) ſpielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20. Juli war er einer von den Anſtiftern der Sitzung und des Eides im Ballhauſe, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereigniſſen des 5. und 6. Octobers nahm er an allen Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung lebhaften Antheil und die Feſtigkeit und Redlichkeit, mit welcher er ſich, zum Präſidenten dieſer Verſammlung erhoben, bei allen ſchwierigen Verhältniſſen benahm, und eben ſo ſehr die Sache der Nation vertheidigte, wie das Unrecht zurückwieß, welches man im Begriff ſtand gegen den Herrſcherſtamm auszuüben, erwarben ihm für immer die Achtung aller Beſſern. Als aber endlich der Strom wilder Anarchie unaufhaltſam überhand nahm und keine Hoffnung mehr war, das wilde Treiben mehr zügeln zu kennen, da zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück, begab ſich in die Dauphiné und forderte von hier aus im November (1789) ſeine Entlaſſung. Zugleich gab er eine Darſtellung ſeines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er ſich ſpäter, um den Verfolgungen der Jacobiner zu entgehen, begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit Freiheit und Kühnheit geſchriebnes Werk drucken, worin er die Ereigniſſe des 5. und 6. Oktobers entwickelte und den Bericht Chabroud's zu Gunſten des Herzogs von Orleans und ſeiner Mitſchuldigen widerlegte. Von der Schweiz aus machte er 1793 eine Reiſe nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterſtelle in Canada mit gutem Gehalte antrug, was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiederſehen zu können nicht aufgebend, ablehnte und ſich hierauf, da Genf, ſein bisheriger Wohnort, in den Strudel der Revolution war gezogen worden, von da aus mit ſeiner Familie im J. 1795 nach Deutſchland wandte, woſelbſt ihn der Herzog von Weimar mit Güte aufnahm, und ihm das Luſtſchloß Belvedere (nahe bei Weimar) einräumte, um

dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt für junge Leute aus den höhern Ständen (namentlich für junge Engländer) zu begründen. Mounier war hier auf's Vielfachſte thätig und nützlich und arbeitete unter andern auch hier die Schrift: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminées, sur la Revolution de France" aus, welche zuerſt 1801 in Tübingen und jetzt neuerdings in Paris (1821) erſchienen iſt. Nach dem 18. Brumaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfekten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er ſtarb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienſte des Staats; er war erſt Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 kam er aber in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemiſchte Commiſſion zu präſidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte. Später wurde er zum Pär des Reichs erhoben.

Mouradgea d'Ohſſon, geboren zu Konſtantinopel, trat frühzeitig in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte und ſchwang ſich durch ſeine Talente zu den erſten diplomatiſchen Würden empor. Er wurde zum Geſchäftsträger, zum Ritter des Waſaordens und endlich zum bevollmächtigten Miniſter und außerordentlichen Botſchafter ernannt. Seine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache ſetzte ihn in den Stand, aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er nahm ſich vor, eine Geſchichte Selims II. zu ſchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomaniſchen Reichs. Der Ausführung dieſer Unternehmung widmete er ſich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moſcheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubiſchen, knechtiſchen und mißtrauiſchen Volke die erſten zuverläſſigen Nachrichten einzuſammeln. Mit den zuſammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete ſie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände ſeines Tableau général de l'Empire ottoman erſcheinen. Dieſes Werk entſprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographiſche Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Abſatz nicht decken konnte, allein d'Ohſſon, der ein bedeutendes Vermögen beſaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausſchmückung ſeines Werks brachte. Die Revolution unterbrach ſeine litterariſche Thätigkeit; er begab ſich wieder nach Konſtantinopel. Selim III., der die Gelehrſamkeit ſchätzte, nahm ihn günſtig auf, ließ ſich die beiden erſchienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimniſſe unzufrieden zu ſein, daß man den gelehrten Forſcher bei ſeiner Arbeit durch willfährige Mittheilung der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterſtütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Konſtantinopel kam d'Ohſſon nach Paris zurück, wo er von ſeinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbſt die Niederlagen, worin er die Exemplare ſeines Werks nebſt den Platten, Zeichnungen u. ſ. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne ſich durch dieſe Unfälle niederſchlagen zu laſſen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein hiſtoriſches Gemälde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung deſſelben beſchäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique

de l'Orient erſcheinen laſſen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung ſeiner Arbeit fürchten ließ. Er ſuchte und erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß, ſich auf's Land zurückziehen zu dürfen. Hier ſetzte er ſeine Beſchäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Beſtrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für ſich beſtehenden Abtheilungen eine vollſtändige Darſtellung des ottomaniſchen Reichs enthält. Dieſe drei Abtheilungen führen die beſondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geſchichte aller Völker unter ottomaniſcher Botmäßigkeit; Tableau général de l'Empire ottoman, eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohſſon 1807 ſtarb.

Moxa, ein ſichres Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche, noch nicht eingewurzelte Gicht, iſt ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, welches auf den leidenden Theil geſetzt oben angezündet wird, und dann langſam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer zuerſt das Fleiſch und dann das Perioſtium (die Knochenhaut) ergreift, ſind ſehr ſchmerzhaft, die übrigen faſt gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meiſtens in Eiterung über. Die Moxa ſtammt aus Oſtindien. Bei den Türken wird ſie häufig angewandt, und neuerdings iſt ihr Gebrauch von franzöſiſchen Aerzten ſehr empfohlen worden.

Mozambik, Küſtenſtrich an der Oſtſeite von Südafrika, welcher ſich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambeſefluſſes (8—15° S. Br.) in einer Länge von etwa 140 Meilen erſtreckt. Längs der Küſte hin iſt das Land meiſt eben, zum Theil auch ſumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden iſt jedoch beinahe durchgehends ſehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fiſchen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieſer Küſte, und in der noch ſüdlicher liegenden Küſte Sena oder Sofala, ſo wie auf einigen daſelbſt liegenden Inſeln haben die Portugieſen einige Beſitzungen und Niederlaſſungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden (50 Q. M. mit 60,000 Einw.). Während der Blüthe der portugieſiſchen Monarchie waren dieſe Niederlaſſungen von wirklicher Wichtigkeit. Jetzt iſt nur noch ein Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik ſteht in ſeinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Biſchof, dem Miniſter (ſo heißt der Präſident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen beſteht. Der Sitz des Gouverneurs iſt in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küſte entfernten Inſel Mozambik gelegnen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika iſt, und einen ſehr feſten und ſichern Hafen, 350 Häuſer und 2800 Einwohner hat, worunter ſich 500 Portugieſen und Abkömmlinge derſelben befinden. Die Portugieſen fanden ſchon 1498 auf ihrer erſten Fahrt nach Indien auf dieſer Inſel eine Stadt, die anſehnlichen Handel trieb, und einen arabiſchen König, der ſie beherrſchte. Die Inſel hatte wegen ihrer Lage, und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugieſen, als daß ſie nicht bald hätten ſuchen ſollen, ſich derſelben zu bemächtigen. Dies geſchah auch, und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugieſen wieder zu vertreiben. Der Handel von Mozambik hat vorzüglich

drei Hauptgegenſtände, nämlich Negerſklaven, Elfenbein und Goldſtaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Chriſten in Spanien zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom faſt aufgelöſt war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabiſche genannt wurde. Gregor VII. ſchaffte ſie ab, und drang ihnen dafür die römiſche auf; nur in einer Kapelle der Kathedrale von Toledo iſt der mozarabiſche Ritus noch beibehalten. Vergl. Spanien. E.

Mozart (Leop.), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er ſtudirte zu Salzburg und trat 1743 als Hofmuſikus in die Kapelle des Erzbiſchofs. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirektors der Kapelle dieſes Fürſten. Die Zeit, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Compoſition und auf der Violine. 1756 erſchien zu Augsburg ſein Verſuch einer gründlichen Violinſchule; ein Werk, das, nach dem Zeugniſſe der größten Meiſter, von dem ausgebreitetſten Nutzen geweſen. Außerdem hat er Oratorien und andre Kirchenſtücke, Theatermuſiken u. ſ. w. geliefert.

Mozart (Joh. Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus), der größte deutſche Componiſt, ward zu Salzburg 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, freute er ſich ſchon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Klavier gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing ſein Vater gleichſam ſpielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Klaviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, um ſie mit der vollkommenſten Nettigkeit und mit dem feſteſten Takte zu ſpielen. Von nun an machte er ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er ſeinem Vater vorſpielte und dann von dieſem zu Papiere bringen ließ. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß er früher ſich für alle Kinderſpiele ſo empfänglich zeigte, daß er Eſſen und Trinken und alles Andre darüber vergeſſen konnte; aber von der Zeit an, wo er Muſik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; ſo blieb doch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſein ſchien. Mit Rieſenſchritten ging er darin vorwärts, ſo daß ſelbſt ſein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe ſeiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überraſcht wurde. Dies war einſt der Fall mit einem Klavierkoncerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunſt geſetzt, aber auch zugleich ſo ſchwer war, daß es nur ein geübter Künſtler hätte ſpielen können. In ſeinem ſechsten Jahre war der junge Mozart bereits ſo weit fortgeſchritten, daß ſein Vater bewogen wurde, mit ihm und ſeiner Schweſter, Maria Anna, welche ebenfalls ein muſikaliſches Genie war, eine Reiſe nach München, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuoſen dem kaiſerlichen Hofe vorgeſtellt wurden. Die beiſpielloſe Fertigkeit, die bei einem ſolchen Alter von Allen als ein Wunder angeſtaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas ſehr Anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Kennern ſpielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiſer Franz, daß er Wagenſeil holen laſſen ſollte; dies geſchah, und der junge Mozart trug nun

eins ſeiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt ſich lediglich auf das Klavier beſchränkt. In Wien ſchenkte man ihm eine kleine Geige, und er hatte auf derſelben, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wiſſen des Vaters, bereits ſolche Fortſchritte gemacht, daß er zum Erſtaunen aller Anweſenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präciſion und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es ſich, daß das ganze innere Sein des jungen Mozart der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden ſei; denn nur Muſik beſchäftigte ihn ganz. Auch iſt es ſchon aus dieſer Zeit höchſt bemerkenswerth, daß ſeinem Gehöre jeder Mißklang, jeder rauhe, ſchmetternte und durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er ſogar einſt bei demſelben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde ſank. Finden wir die Wirkung von dieſem, nur für das Schöne der Kunſt empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrſcht nicht, trotz der gewohnten Vollſtimmigkeit, in jedem Takte derſelben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die ſelbſt in ihren kühnſten Uebergängen und Fortſchreitungen auch dem ungebildetſten muſikaliſchen Sinne zur Wolluſt wird? — Bewirkt nicht eben dieſe klare Vollſtändlichkeit der mozart'ſchen Werke, daß ſie alle, ohne Ausnahme, dargeſtellt, geſungen und von Allen mit gleichem Entzücken genoſſen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieſer Zeit, daß er einſt die um einen halben Viertelton verſchiedne Stimmung ſeiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hauſe geſpielt hatte, zum Erſtaunen der Anweſenden, welche dieſe Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im J. 1763, alſo im ſiebenten Jahre des jungen Mozart, machte die Familie die erſte große Reiſe außer Deutſchland, wodurch ſein Ruhm ſich allgemein verbreitete. Nachdem ſie mehrere große Städte beſucht, kam ſie im Nov. d. J. in Paris an, wo ſie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterſtützung gleichſam überſchüttet wurde, und wo der junge Mozart ſeine erſten Klavierſonaten herausgab. 1764 reiſte die Familie nach England, und ließ ſich am königlichen Hofe hören, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung ſpielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von ſeiner Compoſition vorgetragen. Hier ſowol als in Paris wurden ihm die ſchwerſten Klavierſachen von Bach, Händel u. ſ. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präciſion vortrug. Während ſeines Aufenthalts in England componirte er ſechs Sonaten, die er in London ſtechen ließ und der Königin widmete. Im Juli 1765 reiſte die Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbſtatthalter ſpielte. Hierauf ging er wieder nach Paris und, nachdem ſie zwei Mal in Verſailles geweſen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürſt dem jungen Mozart ein Thema vorſang, welches dieſer, in ſeiner Gegenwart, ohne Klavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Kurfürſten und aller Anweſenden vortrug. Endlich kam ſie, zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an, wo ſie bis 1768 blieb und darauf eine zweite Reiſe nach Wien machte. Hier ſpielten die beiden Geſchwiſter vor dem Kaiſer Joſeph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komiſche Oper, la finta Semplice, in Muſik zu ſetzen. Sie erhielt den Beifall des Kapellmeiſters Haſſe und Metaſtaſio's, ward aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waiſenhauskirche ſetzte er das Amt, das Offertorium und

ein Trompetenconcert, und leitete als zwölfjähriger Knabe dieſe feierliche Muſik in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes. 1769 trat Mozart, der Koncertmeiſter beim ſalzburgiſchen Hoforcheſter geworden war, in Geſellſchaft ſeines Vaters eine Reiſe nach Italien an. In Bologna bewunderte beſonders der berühmte Pater Martini den Knaben, der unter andern ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle bearbeitete und es auf dem Klaviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andre Weiſe die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miſerere, welches alljährlich in der Charwoche in der ſixtiniſchen Kapelle geſungen wird und damals noch ſehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergeſtalt gelang, daß, als er es in einer Geſellſchaft am Klaviere ſang, der Sopraniſt Chriſtofori, der es in der Kapelle geſungen hatte und in der Geſellſchaft zugegen war, die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della Pietà, in ſeinem Ringe ſtecke die Zauberkunſt ſeines Spiels: er zog ihn ab, und nun erſt wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papſte das Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns; in Bologna ward er, nachdem er bei verſchloßnen Thüren in einer halben Stunde eine vierſtimmige Antiphonie geſetzt hatte, einſtimmig als Mitglied und Kapellmeiſter der philarmoniſchen Akademie aufgenommen. Da er ſich bereits zur Compoſition der erſten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, ſah er ſich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müſſen. Er kam zu Ende Oct. 1770 in Mailand an und componirte daſelbſt in ſeinem 14. Jahre die erſte Oper, Mithridat, die ſchon am 26. Dec. aufgeführt und dann mehr als zwanzigmal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den dieſe Oper erhielt, kann man auch ſchon daraus ſchließen, daß die Unternehmer ihm ſogleich auch die Compoſition der Oper 1773 ſchriftlich zuſagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit Ehre überhäuft, und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm in Namen der Kaiſerin Maria Thereſia die Compoſition der großen theatraliſchen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm dieſen Auftrag und reiſte im Auguſt wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten ſtets Mozart's Serenata und eine von Haſſe componirte Oper abwechſelnd aufgeführt wurden. In Winter 1773 ſetzte er darauf eben daſelbſt die ihm übertragne Oper: Lucio Silla, welche ſechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komiſche Oper: la finta Giardiniera (1775), zwei große Meſſen, eine Serenate, il Re pastore, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel geſetzt hatte, ging er in ſeinem 24. Jahre nach Wien, wo er in kaiſerliche Dienſte trat und auch ſeit dieſer Zeit ſtets geblieben iſt. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen ſein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Raphael der Tonkünſtler. So wie dieſer ſeltne Geiſt aber früh ſchon in ſeiner Kunſt Mann wurde, ſo blieb er hingegen in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſtets Kind. Er lernte nie ſich ſelbſt

regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und besonnene Wahl im Genuſſe hatte er keinen Sinn. Allein eben dieſer immer zerſtreute, immer in ſich zurückgezogne Menſch ſchien ein ganz andres, ein höheres Weſen zu werden, ſobald er ſich an das Klavier ſetzte. Dann ſpannte ſich ſein Geiſt, und ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ungetheilt auf den einen Gegenſtand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebſten ſpielte er bei Nacht und bis zum früheſten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Klavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von ſechs oder ſieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meiſtentheils im Bette; dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Muſik ſchien er nur noch eine Leidenſchaft zu haben, das Billard. Was ſeine Körperbildung betraf, ſo zeichnete ſich dieſe durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in ſeiner Phyſiognomie. Von den Werken, die ſich auf den Bühnen von ganz Deutſchland erhalten haben, und ſtets das Entzücken der deutſchen Nation ſein werden, componirte er ſeinen Idomeneo, Re di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, ſagte Joſeph II. zu Mozart: „dieſe Muſik iſt zu ſchön für unſre Ohren; doch ſind gewaltig viel Noten darin!“ „Gerade ſo viel, als ſich gehört,“ antwortete der Künſtler. Den ausgezeichnetſten und allgemeinſten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daſelbſt componirte Mozart in demſelben Winter ſeinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts deſtoweniger wollte man dieſer Muſik in Wien während der erſten Vorſtellungen keinen Geſchmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieſer Gelegenheit Mozart'en für den größten aller damals lebenden Componiſten erklärte. Nachdem er noch 1790 Cosi fan tutte und während der Krankheit, die ſeinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem geſetzt hatte, ſtarb er am 5. Dec. 1792 im 36. Jahre ſeines Alters. Auch in ſeinen Inſtrumental-Compoſitionen (ſeinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Klavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten ſein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmuſik, zu welcher beſonders ſeine großen Hymnen und Miſſen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Urſprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Compoſition einer Seelenmeſſe auf, für welche Mozart den Preis ſelbſt beſtimmen ſoll. Dieſer fodert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will ſich aber, um der Arbeit die möglichſte Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts deſtoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im Voraus, und verſpricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu ſchreiben, und iſt eben im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um ſich dorthin zu begeben, als jener Bote erſcheint und an das Requiem mahnt. Mozart entſchuldigt ſich, verſpricht, nach ſeiner Zurückkunft aus Prag ſogleich an die Arbeit zu gehen und ſich alsdann durch nichts an deren Vollendung ſtören zu laſſen. Der Bote ſcheidet. Mozart beginnt nach ſeiner Zurückkunft aus Prag die Compoſition der Seelenmeſſe mit ei-

nem Feuer, mit einem Intereſſe, welches ihm bis dahin noch keines ſeiner Werke eingeflößt hat, ſo daß ſeine Gattin von ſo ungewöhnlicher Anſtrengung für ſeine ohnehin ſchon kränkliche Geſundheit Alles befürchten zu müſſen glaubt; ja, Mozart äußert einſt mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur, und gibt ſie ihm nur auf ſein inſtändiges Bitten nach anſcheinend völlig wiederhergeſtellter Geſundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in ſeine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und ſtirbt. Gleich nach ſeinem Tode erſcheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es iſt. Süßmayer ſoll hernach zu dem Sanctus die Inſtrumente, welche noch fehlten, hinzugeſetzt und das Werk ſo eingerichtet haben, wie es gedruckt in unſern Händen iſt. Dies die Entſtehung dieſes Werks, die aber auf verſchiedne Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meiſterwerken, welche Mozart während eines ſo großen Lebens geliefert hat, betrachtet: ſo kann man ſich der innigſten, tiefſten Klage über ſeinen ſo frühen Tod kaum enthalten. Uebrigens will Mozart nicht beſprochen, nicht erklärt, ſondern genoſſen werden: er iſt ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verſtande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neuerſchaffnen, alle bis dahin betretnen Bahnen verlaſſenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunſt erſchöpfende und doch zugleich himmliſch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Muſiker, gleich mächtig an. So iſt namentlich ſein Don Juan ein Werk, in dem alles erſchöpft iſt, was die Seele des Menſchen in ihrer tiefſten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchen uns der ewige Geiſt der Welt ſelbſt mit ſeinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das ſelbſt in ſeiner ſittlichen Richtung zu einem jüngſten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewiſſen die Poſaune (denn was iſt die mit der Erſcheinung des Geiſtes ertönende Muſik anders?) in ſchrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch ſein Requiem, in welchem Mozart's Geiſt ſeine eigne Verklärung feiert. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den erſten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit ſeines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porſenna, König der Etrusker, ein Bundesgenoſſe des vertriebnen Tarquin, belagerte im Jahr der Stadt 246 Rom, und ſchon litt man hier an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen ſollte, den römiſchen Senat um die Erlaubniß bat, ſich in das feindliche Lager zu begeben. In der Abſicht, den König zu ermorden, bewaffnete er ſich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete ſtatt des Königs deſſen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da ſprach er mit unerſchrockner Miene zu Porſenna: „Ich bin ein römiſcher Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unſern Feind, tödten wollen, und ſo viel Muth ich zum Tödten hatte, ſo viel habe ich auch zum Tode. Ich bin nicht der Einzige, der dieſen Entſchluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römiſcher Jünglinge wird nach mir denſelben Ruhm erſtreben. Dieſen Krieg kündigt dir die römiſche Jugend an." — Zornig und erſchrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anſchläge gegen ihn im Werke ſeien. Mu-

cius erwiederte: „Damit du ſiehſt, wie wenig diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm ſtreben, ſo ſiehe, was ich thue.“ Mit dieſen Worten hielt er ſeine Hand in eine auf dem Altar ſtehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porſenna ließ ihn gewaltſam hinwegreißen. „Gehe fort von hier,“ ſagte der König zu ihm, „der du feindſeliger gegen dich ſelbſt als gegen mich handelſt. Ich würde dich belohnen, wenn dein Muth ſich ſo für mein Vaterland gezeigt hätte; ſo aber ſchenke ich dir die Freiheit und entlaſſe dich.“ Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſich dreihundert Jünglinge verſchworen hätten, ihn zu ermorden „Mich,“ ſagte er, „hat das Loos zuerſt getroffen. Die übrigen werden ſo wie das Loos ſie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günſtiges Schickſal dich einem überliefert.“ Geſchreckt durch dieſe Worte, hob Porſena die Belagerung auf und ſchloß Frieden. Mucius erhielt, weil er ſich nur noch mit der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrenſäule vom Senat belohnt.

Mücken gehören zu den Inſekten mit durchſichtigen, unbedeckten Flügeln, und unterſcheiden ſich durch den Saugrüſſel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchſen beſetzt iſt. Bekannt ſind ſie alle durch ihren Biß und deſſen unangenehmes Jucken. Vorzüglich unerträglich ſind deshalb die amerikaniſchen Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (Culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (C. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage ſind. Dieſe erſcheinen des Jahrs zwei Mal in dichten Schwärmen, gegen die man ſich nur durch Dampf ſchützt; ſie tödten dann oft das Vieh, welchem ſie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken ſtechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Geſtalt eines kolbenförmigen Medicinglaſes, und werden von ihnen in zuſammengeklebten Reihen in's Waſſer gelegt, wo ſie ſich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Dieſe ſind wurmförmig, haben am Kopfe zwei Zangen, am Hintertheil zwei Schwänze und bewegen ſich äußerſt ſchnell; nachdem ſie ſich einigemal gehäutet haben, erſcheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und ſchwarz, ſie freſſen nichts mehr, können aber nicht unter Waſſer bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus dieſen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts ſehr ſchnell heraus, was man in einem Glaſe voll faulen Teichwaſſers, das im Junius geſchöpft und im Sonnenſchein erwärmt wird, ſehr leicht beobachten kann. F.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Scheik-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), iſt in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Geſetze, und folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier. Er genießt ſogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieſer nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiſer ab; ſo lange er in ſeinem Poſten ſteht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur abſetzen kann ihn der Kaiſer, und ohne ſein Vermögen dabei einzuziehen. Der Mufti wird als Ausleger des Koran über alle gerichtliche Handlungen, beſonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und gibt gewöhnlich ſeine Meinung ganz kurz und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen ſetzt er noch hinzu: „Gott weiß, was beſſer iſt.“ In der Unterſchrift nennt er ſich den armen Knecht Gottes. Ein ſolcher ſchriftlicher Ausſpruch heißt Fetfah; und daher der Mufti ſelbſt Sahibi-Fetive, d. h. Herr der richterlichen Ausſprüche, und ſein Sekretär Fetfah-Emini. Die-

ſer geht ihm an die Hand, ſetzt auch wol in Sachen womit ſich der Mufti nicht ſelbſt bemüht, den Spruch auf and legt, ihm denſelben zur Unterſchrift vor. Die feſtgeſetzten Einkünfte des Mufti belaufen ſich täglich auf 2000 Aſper (ungefähr 21 Thaler). Da er aber viele Stellen an den kaiſerlichen Moſcheen zu beſetzen und bei allen Beförderungen der Geſetzverſtändigen zu thun hat, ſo fließen ihm noch anſehnliche Neben-Einnahmen zu. In großen Städten iſt ein Untermufti, der ſeine Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geſchenke erhält.

Muggendorf, ein kleiner Flecken in einem tiefen Thal an der Wieſent, jetzt zum baierſchen Obermainkreiſe, Landgericht Ebermanſtadt, gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den ringsumhergelegnen Bergen befindlich ſind Die ſchönſte und größte iſt die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit beſetzte Roſenmüllers-Höhle; die für die Naturforſcher merkwürdigſte aber iſt die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beſchwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felſengängen große Maſſen halbverhärteten Thons, und in demſelben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Roſenmüller und Goldfuß haben Beſchreibungen dieſer Höhlen geliefert.

Muhamed, Muhammedaner, ſ. Mahomet.

Mühlberg, die Schlacht bei, gehört zwar nicht zu denen, wo viele Tauſende verſtümmelt und getödet den Boden decken, allein ſie hatte in politiſcher Hinſicht die entſchiedenſten Folgen und würde ſie ſelbſt in religiöſer, in Beziehung auf Proteſtantismus gehabt haben, wenn nicht zur rechten Zeit noch der Kurfürſt Moritz, der die Früchte derſelben auf Koſten ſeines Verwandten, einen kühnen Entſchluß gefaßt und ſich zum Gegner Carls V. erklärt hätte. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte hatten ſich bereits unter dem Kurfürſten Johann von Sachſen 1531 zu Schmalkalden zu einem Bunde vereint, an deſſen Spitze, als er bald dauf ſtarb, der fromme, gute, perſönlich tapfre, aber nicht umſichtige Johann Friedrich der Großmüthige, ſein Sohn, der ihm in der Kurwürde folgte, mit dem Landgraf Philipp von Heſſen ſtand. Dieſem Bunde Trotz zu bieten, war ein dadurch 1538 veranlaßter heiliger Bund zwiſchen den katholiſchen Fürſten Deutſchlands geſchloſſen worden, der ungleich mehr Einheit und Kraft hatte und dem Kaiſer Carl V. dazu diente, den ſchmalkaldiſchen m Zaume zu halten, bis endlich der letztre gänzlich aufgelößt wurde. Dies wurde beſonders dadurch befördert, daß der junge Herzog Moritz von Sachſen, obſchon ein Proteſtant, 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiſer Carl V. abſchloß, und als der Kaiſer den Kurfürſten Johann Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derſelben übernahm. Die Streitkräfte des Kurfürſten ſtanden, mit denen des Bundes vereint, im ſüdlichen Deutſchland, als Johann Friedrich erfuhr, wie ſein Vetter ſelbſt, dem er die Bewachung und Beſchützung ſeiner Länder anvertraut hatte, in dieſe eingefallen ſei und ſie binnen 15 Tagen bis auf drei feſte Städte eingenommen habe. Der Erſtere eilte ſchnell zurück, eroberte ſein Land wieder, drohte ſogar Leipzig zu nehmen, das er (Jan. 1547) hart belagern ließ; allein ſtatt den Herzog Moritz nicht neue Kräfte ſammeln zu laſſen, ging er mit ihm einen Waffenſtillſtand auf 4 Wochen ein, der dem Kaiſer Carl und ſeinem Bruder Zeit gewährte, ihre Streitkräfte heran zu bringen. An dieſe Annäherung des kaiſerlichen Heers dachte er ſo wenig, daß es ihn ganz unvorbereitet überraſchte. Sein

die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen ſich daſelbſt, und mehrere Waldbäche ſtrömen hier in die Moſel. Die vornehmſten an der Moſel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe ſind: Pont-à-Mouſſon, Metz, Thionville, Trier und Koblenz.

Moſer (Joh. Jacob), einer der fruchtbarſten Publiciſten Deutſchlands, wurde zu Stuttgart 1701 geboren, beſuchte das Gymnaſium daſelbſt, und bezog 1717 die Univerſität Tübingen, wo er 1720 Licentiat, und noch in demſelben Jahre außerordentlicher Profeſſor der Rechte wurde. Da er hier nicht den gehofften Beifall fand, ſo ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher, auf ſein Anſuchen, der Charakter eines herzogl. würtembergiſchen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, ſein vorzüglicher Gönner. Da derſelbe jedoch nichts für ihn wirken konnte, ſo kehrte er zwar in ſein Vaterland zurück, verließ daſſelbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion des kaiſerlichen Hofes anſah, und ging auf's neue nach Wien. Eine nochmalige Reiſe nach Würtemberg überzeugte ihn, daß daſelbſt für ihn nichts zu hoffen ſei; er wendete ſich daher 1725 ganz nach Wien, und legte ſeine würtenbergiſchen Dienſte nieder. Weil aber das würtembergiſche Miniſterium von ſeinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land beſorgte, ſo ward er ſchon 1726 als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Profeſſor der Rechte bei dem fürſtlichen Collegium in Tübingen beſtellt. Der Fleiß, welchen er hier auf ſeine Vorleſungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten ſeiner Collegen zu, welche ihn endlich ſogar bewogen, ſeine Stelle niederzulegen. Unterdeſſen ward er ſchon 1733 von dem neuen Herzog, Carl Alexander, wieder in ſeine vorige Regierungsrathsſtelle eingeſetzt, welche er 1736 mit der eines preußiſchen Geheimeraths, Directors der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät zu Frankfurt an der Oder vertauſchte. Verſchiedne Verdrießlichkeiten, beſonders über eine ſtaatsrechtliche Diſſertation, bewogen ihn, dieſe Aemter 1739 niederzulegen. Er lebte nun 8 Jahre zu Ebersdorf, im reußiſchen Voigtlande, ſehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutiſchen Sekte an dieſem Orte, welche ihn und ſeine Familie vom Abendmahl ausſchloſſen, auch von hier vertrieb, und ihn bewog, 1747 die von dem Landgrafen zu Heſſen-Homburg ihm angebotne Stelle als Geheimerath und Chef der Kanzlei anzunehmen; allein wegen des Widerſtandes, den er hier in der Ausführung ſeiner Cameral- und andern Grundſätze erfuhr, gab er auch dieſen Platz bald wieder auf, und lebte ſeit 1749 zu Hanau wo er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie anlegte, welche ihm ſeine Tage ſehr angenehm machte, und von welcher ihn nur der Ruf, den er 1751 als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland erhielt, abzuziehen vermochte. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden allerhand Irrungen und Streitigkeiten entſtanden und Moſer, der die Sache der Landſtände vertheidigte, für den Verfaſſer der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, ſo ließ ihn der Herzog 1759 durch einen geheimen Kabinetsſekretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm ſelbſt den Feſtungsarreſt an. Noch am ſelbigen Tage ward er unter ſcharfer Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in ſehr enger Haft gehalten, in welcher ihm, außer der Bibel, einem Predigt- und Geſangbuch, weder Bücher, noch Feder, Dinte und Papier zugeſtanden wurden. Seine Erzählung, wie er ſich in dieſer über fünf Jahre

dauernden Lage die Zeit zu vertreiben ſuchte, iſt ſehr anziehend. Ohne ein einziges Mal während ſeiner Gefangenſchaft verhört worden zu ſein, mußte er 1764 auf Befehl des Reichshofraths losgelaſſen werden. Er begab ſich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für ſchuldlos erkannt, ſondern auch als Landſchaftsconſulent wieder eingeſetzt zu werden, wiewol er als ſolcher nachher wenig, und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Penſion von 1500 Gulden den Reſt ſeiner Tage größtentheils unter ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, verlebte. 1785, in ſeinem 84ſten Jahre beſchloß er ſein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geſchäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen ſichern praktiſchen Blick, der gegen die ſchwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abſtach. Durch dieſen, ſo wie durch ſeinen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit, Geradheit und Ordnungsliebe gab er ſeinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verſchiedenartigſten Geſchäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland, Tübingen 1754, 8.; deutſches Staatsrecht, 50 Theile nebſt 2 Bänden Supplemente und einem Band Regiſter, Nürnberg 1737 ff. 4; ein ausführliches und vollſtändiges Werk vom ganzen deutſchen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutſches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. ſ. w., und mehrere Schriften des poſitiven europ. Völkerrechts, welches er zuerſt in ein Syſtem brachte. Seine eigne Lebensbeſchreibung (3. Aufl.) erſchien in 4 Theilen, Frankfurt und Leipzig 1777—83. 8.

Möſer (Juſtus), geſchicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann, mit Recht Deutſchlands Franklin genannt, war geb. 1720 zu Osnabrück, und ſtarb daſelbſt 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Conſiſtorialpräſident; die Mutter unterrichtete den gutmüthig feurigen Juſtus in der franzöſiſchen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutſchen Sinn zu verſchrauben. Der talentvolle Knabe faßte ſchnell und verwandelte das Erlernte bald in ſein Eigenthum. Schon im 12. Jahre errichtete er mit ſeinen Geſpielen eine gelehrte Geſellſchaft, in der er ſich einer eignen, von ihm erfundnen Sprache bediente. 1740—1742 ſtudirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswiſſenſchaft; aber das wichtigſte Studium für ſeinen Beobachtungsgeiſt war das offne Buch des menſchlichen Lebens. Zugleich bildete er ſeinen Geſchmack durch das Leſen der engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Klaſſiker. Als Sachwalter nahm er ſich mit Wärme und Freundſchaft der unterdrückten Unſchuld an; er allein widerſtand der Willkür des damaligen Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen ſeiner Mitbürger erhob ihn daher 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landſtände zum Sekretär und zum Syndikus der Ritterſchaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangſalen des ſiebenjährigen Kriegs. Er erſparte durch weiſe und redliche Thätigkeit ſeinem hartbedrängten

Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslaſten mehrere hunderttauſend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungs-Zahlgeſchäft für das von England beſoldete verbündete Heer. Dieſer Aufenthalt gab ſeinem Geiſte einen ſeltnen Reichthum praktiſcher Erfahrung. Ueberall im bürgerlichen Geſchäftsleben ſah er klar den innern Zuſammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht bloß, ſondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und ſein edles Herz erhielt ihn ſtets auf der Höhe des Weltbürgers und Menſchenfreundes. Als Schriftſteller brachte er aus dem Lande der Freiheit jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die ſeinen Schriften klaſſiſchen Werth gibt. Möſer war 20 Jahre hindurch, ſo lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als proteſtantiſcher Biſchof 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derſelbe. Nur Möſer's ausgezeichnetes Talent, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß und ſein Fleiß, verbunden mit unerſchütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen und verſtändig, welterfahren und unterrichtet, verſchmähte er den Schleichweg, entdeckte ſchnell den Irrthum, und beförderte feſt und großherzig alles Gemeinnützige. Von 1762 an war er 6 Jahre lang Juſtitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er dieſe Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an ſeinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er 1783 den Titel eines geheimen Juſtizraths an. So groß ſein Ruf in ſeinem Wirkungskreiſe war, ſo liebenswerth erſchien er in dem engern Kreiſe des Hauſes und der Geſellſchaft. Für geiſtigen Genuß ſtets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande, wie er ſelbſt mit Rührung bekannte, erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode ſeiner trefflichen Gattin, 1787 und ſeines hoffnungsvollen Sohns, weihte ſich mit der liebevollſten Treue ſeine Tochter, vermählte von Voigt. Im Jahre 1792 feierte die osnabrückiſche Ritterſchaft ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum, mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte. Möſer war ein großer, ſtark und ebenmäßig gebauter Mann. Er flößte ſchon durch ſein Aeußeres Achtung ein. Sein Gang war feſt und ſicher; ſein Weſen ernſt und freundlich; ſein Geſicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Möſer lachte ſelten, aber faſt immer ſchwebte auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund ein heitres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur geſunde Luft und geiſtig heitres Geſpräch. Krankheitszufälle wollte er durch Ruhe beſiegen; denn er meinte, die Natur kämpfe ſelbſt das Uebel nieder, daher dürfe er ſie nicht ſtören. Erſt in ſeiner letzten Krankheit, im 74. Jahre erkannte er ſeinen Irrthum; er fühlte die Nähe ſeines Todes, und ſagte, wiewol mit Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ ſeiner Tochter danken, ſagte: er ſei nun müde und wolle ſchlafen, und entſchlief. Ohne Schriftſtellerruhm zu ſuchen, fand er ihn durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Bruſt und mit unerreichbarer Laune ſchrieb er über Feh-

ler und Verbeſſerung der Sitten, über öffentliche Anſtalten, über Geſchichte, Staats- und bürgerliches Recht; und ſowol der innere Gehalt ſeiner Schriften, als ſeine eigenthümliche Schreibart ſichern ihm unter den deutſchen Proſaiſten eine der erſten Stellen. Seine osnabrückiſche Geſchichte, 2 Thle bis zum J. 1192 (3. Aufl. Berlin 1820, unveränderter Abdruck der 2. von 1780), iſt voll von ſcharſſinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutſche Geſchichte manchen Aufſchluß geben. Vortrefflich iſt, was Möſer in der Vorrede über die Idee einer Geſchichte von Deutſchland ſagt. Als Nationalwerk verdienen ſeine patriotiſchen Phantaſien, herausgegeben von ſeiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bde 8., 3. Aufl. Berlin 1804, mit Möſer's Bildniß), ſtets geleſen und beherzigt zu werden. Sie entſtanden aus den Intelligenzblättern, welche Möſer für Osnabrück von 1766—1782 ſchrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weiſe bekannt zu machen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und von ſeiner Lektüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernſt aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menſchliche ſich ausſprach. Alle, die für die Nation ſchreiben, ſollten Möſern ſtudiren. Seine vermiſchten Schriften, 2 Thle, nebſt Möſer's Leben, herausgegeben von Fr. Nicolai, Berlin 1997 folg., enthalten Aufſätze voll Laune und Menſchenkenntniß, z. B. der auch in's Engliſche überſetzte Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen, über die deutſche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Die Vertheidigung der Leibeigenſchaft ſteht mit Möſer's Geiſt und Herzen nicht ganz im Widerſpruch, denn Möſer hat das Eigenthümliche, daß er alles nach den Erfahrungen, die er von ſich hatte und nicht nach fremden betrachtet, und zufällig war auf der ganzen deutſchen Erde nirgends die Leibeigenſchaft milder, als gerade in Osnabrück. Zu bedauern iſt, daß ſeine gelehrte Tochter niemand fand, der aus ſeinen geſammelten Materialien und andern, woran Osnabrück ſo reich iſt, den Schluß der Geſchichte Osnabrücks von 1192 bis 1806 lieferte. Das wäre für die vaterländiſche Geſchichte intereſſanter geweſen, als die Phantaſien die das wahre Volksleben des Vaterlandes nicht ſo darſtellten, als jene fehlende Geſchichte dazu im Stande geweſen wäre, wenn ſie im Geiſte der erſten Bände fortgeſetzt würde. Man vergl. Möſer's Leben in Schlichtegroll's Nekrolog 1794 II. K.

Moſes wurde um 1600 vor Chriſtus unter dem damals hart bedrückten hebräiſchen Volke in Aegypten geboren. Schon drei Monate nach ſeiner Geburt mußten ſeine Aeltern, der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi, zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling ausſetzen, der aber wunderbar gerettet wurde. Die luſtwandelnde Tochter des ägyptiſchen Königs (Thermutis nennt ſie die Sage beim Joſephus) findet im wohlverwahrlen Rohrkäſtchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt ſich ſein und gibt es, da ſeine naheſtehende Schweſter Mirjam die Mutter herbeiruft, dieſer zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle ſeines unglücklichen Volks eingeflößt, und erſt als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Waſſer Geretteten (Mo-üdſche im Aegyptiſchen, daher das hebräiſche Moſcheh), nannte und an Kindesſtatt annahm. Dadurch wurde er dem Prieſterſtande, zu dem die königliche Familie gehörte, einge-

weiht und konnte nun als Prieſterlehrling zu allen Künſten und Wiſſenſchaften, die dieſer erſte Stand des Reichs in ſtreng verhüllten Myſterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchſte, was jene Zeit an Bildung und Einſicht beſaß; und daß Moſes ſich ihrer bemächtigte und noch tiefer als ſeine Lehrer in die Geheimniſſe ihrer Religion, Naturkunde, Geſetzgebung und Regierungskunſt eindrang, leuchtet aus ſeinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge in Aethiopien, bei dem er in ſeinem vierzigſten Lebensjahre, als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der beſiegten Prinzeſſin Tharbis erobert und dieſe zum Weibe genommen haben ſoll, ſpricht nur die jüdiſche Sage bei Joſephus, wahrſcheinlich aber machen die großen taktiſchen Kenntniſſe, die ſeine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer vorausſetzen, daß er im ägyptiſchen Heere diente und ſich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes ſein Volk nicht vergeſſen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägytiſcher Vogt ſich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich um. Aber dieſe That wurde bekannt, und er entging den Nachſtellungen des Königs nur (die Apoſtelgeſchichte ſagt im vierzigſten Lebensjahre) durch eine ſchnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitiſchen Hirtenfürſten und Prieſter, Aufnahme, und erhielt deſſen Tochter Zipora, die er beim erſten Zuſammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Pflegeſohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers und die Geſchichte ſagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorſchweben mußte ihm das Elend ſeines Volks, und nicht umſonſt konnte er, auf dem ungewöhnlichſten Wege in das Heiligthum der ägyptiſchen Weisheit geführt und mit den ſeltenſten Kräften und Kenntniſſen ausgeſtattet worden ſein. Sie beſchäftigten ſeinen Geiſt in der Einſamkeit, ſie deuteten ihm die Natur, die ihn, an Räthſeln und Wundern reich, mit Schrecken und Pracht in den Wüſten und Gebürgen Midians umgab, und erhoben ſein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als ſeine Väter. Doch lange bildete ſich bei dieſem ſtillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmens in ſeiner Bruſt, ehe er hervorbrach und die Geſtalt eines tief durchdachten Plans annahm. Moſes hatte ſchon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe gibt, als dies durch eine unmittelbare Auffoderung Gottes geſchah. Am Horeb weidend, ſieht er einſt einen Dornbuſch im Feuer und forſchend, warum der Buſch nicht verbrenne, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der ſich ihm als den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, ſein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehovah, unter dem ſich Gott ihm offenbart, war ihm ſchon aus den ägyptiſchen Myſterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieſer Name in ſich ſchließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Beſorgniſſe der Vorſicht und Beſcheidenheit, entſchließt er ſich dieſem Rufe zu folgen: Pharao iſt hart und ungläubig, er ſelbſt geächtet, ſein Volk roh und unfähig, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen ſoll, zu faſſen; man wird den Worten ſeines unberedten Mundes, den eine ſchwere Zunge im Sprechen hindert, ohne ſinnliche Zeichen nicht glauben. Darum gibt ihm Gott die Macht, ſeine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und ſtellt ihm ſeinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüſtet kehrt Moſes im Glauben, daß es

ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht ein Greis von achtzig Jahren, an's Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgeſehen, ſtellen ſich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron ſein Mund, und das Volk Iſrael muß in ſeinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtſchaft entmuthet und ausgeartet, ſchwankt es zwiſchen Glauben und Zweifel. Umſonſt bringt er, nach Art der Eingeweihten, die Schlange als Zauberſtab in ſeiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunſt der ägyptiſchen Weiſen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höhrer Kräfte erkennen muß; erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinſterben aller Erſtgeburt, bewegt Pharao's verſtocktes Herz, die Hebräer ziehen zu laſſen. Moſes ſtellt ſich an ihre Spitze, und führt ſie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabiſchen Meerbuſen, in dem der treulos nachſetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch dieſe Rettung von dem furchtbarſten Feinde iſt nur der Anfang ſeines Unternehmens; gährend wogt um ihn die rohe Maſſe eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kannte. Der Mangel in der Wüſte erregte lautes Murren, das Zuſammenſtoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eiferſucht neidiſcher Aelteſten innere Empörungen wider den Führer; ſein Leben kommt nicht ſelten in Gefahr, und die Macht, die ſein Beruf erfodert, kann er oft nur durch Zwang und ſchreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewundernswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindſamkeit verfolgt er trotz alles Widerſtrebens ſeinen Plan, die ſtörriſche Menge zum geſitteten, frommen und ſelbſtſtändigen Volke zu machen. Er ſchafft den Hungrigen Brod vom Himmel *) und öffnet den Durſtigen neue Quellen aus den Felſen Horebs, nicht als ein Zauberer mit betrüglichen Künſten, ſondern als einer Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf ſein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moſes nicht angeſehen ſein, bei allen ſeinen Anordnungen beruft er ſich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernſt väterlich an ſich ziehen und bilden will. Religion iſt der Geiſt des Geſetzes, das Moſes im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk ſich lagern, er ſelbſt aber beſteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner, unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Geſetzen Iſrael leben ſoll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, ſind dieſe Geſetze mehr eine Herſtellung der einfachen Wahrheiten, durch die ſich die Urwelt zum Höchſten erhob, als eine neue Religion. Moſes hat das Verdienſt, ſie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin ſie unter den Händen abgöttiſcher Völker faſt untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfniſſen der aus einer Familie zum großen unbändigen Volke angewachſenen Hebräer ausgebildet zu haben. Der Hauptpunkt ſeiner Geſetzgebung iſt die Lehre, daß Jehovah der einige Gott, der weder einen ander Gott neben ſich, noch ein ſinnliches Bild ſeines Weſens dulde, ſelbſt König ſeines Volks ſein, und es durch Prieſter

*) Man oder Manna, ein vegetabiliſcher Saft, den die Iſraeliten von Cameelſtaude (arabiſch Charti Schuter) in der arabiſchen Wüſte ſammelten und zur Speiſe bereiteten. Er ſieht wie Korianderſaamen aus, ſchmeckt ſüß wie Honig, und heißt jetzt bei den Perſern Terengabina.

regieren wolle. Daher haben die Geſetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfaſſung und Rechtspflege, die Sitten- und Geſundheitspolizei der Hebräer beſtimmte, insgeſammt göttliches Anſehn und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grundfoderungen der ſittlichen und ſinnlichen Natur des Menſchen ausgehend, ſind ſie auf die Eigenthümlichkeit des Volks, auf das Klima und die politiſche Lage des ihm zum Wohnorte beſtimmten Landes, und auf den Plan der Vorſehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einſt über das ganze Menſchengeſchlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermiſchung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein ſcharf abgeſchloßner Gottesſtaat ſoll er abgeſondert von allen Nachbarvölkern, ſelbſtſtändig, wie Gott und Herr, frei und allein ſtehen. Sie nöthigen es durch feſt beſtimmte, bis in die geringſten Einzelheiten der täglichen Lebensordnung und der geſelligen und häuslichen Verhältniſſe eingehende Vorſchriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speiſen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergeſſen iſt, zur Gewöhnung an die ſeinem Charakter und ſeiner religiöſen Beſtimmung angemeſſne Bildung. Sie legen ihm durch ein ſtreng geregeltes Ritual, das, aus tauſend an ſich kleinlichen und in die Sinne fallenden Gebräuchen zuſammengeſetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darſtellt und bedeutſam von Handlung zu Handlung fortſchreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geſchäftigkeit im Dienſte ſeines himmliſchen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moſes angehört, überträgt er die Verwaltung dieſes Dienſtes und die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und nicht ſeinen Söhnen, die er mit weiſer Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, ſondern dem Geſchlechte ſeines Bruders Aaron, das mit der oberſten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum (vergl. den Artikel *Hoherprieſter*). Dieſem von allem Grundeigenthume ausgeſchloßnen Stamme macht er die übrigen zwölf Stämme zehntflichtig, untergibt ſie eignen Stammälteſten und Richtern und ſichert die Feſtigkeit ihres politiſchen Verbandes durch gemeinſam zu feiernde Feſte und durch ausſchließliche Einheit des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geſchmückte, und im Innerſten nur dem Hohenprieſter zugängliche Wohnung Jehovah's, das einzige Heiligthum und, vermöge der ihm zufließenden Steuern, der Mittelpunkt alles Reichthums der Nation wird. Dies ſind die Hauptpunkte der Geſetzgebung Moſis, die, wenn auch Züge ägyptiſcher Bildung daraus hervorblicken, doch das Beſtreben, die Hebräer von den ägyptiſchen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen, und zur politiſchen und religiöſen Selbſtſtändigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umſtände ihrer Entſtehung an Eigenthümlichkeit und Hoheit der Grundſätze, an Folgerichtigkeit, Nachdruck und Dauer und, was am meiſten für ihren göttlichen Urſprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die geprieſenen Geſetzgebungen Solon's und Lykurg's weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht ſogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Wegs nach Kanaan, ſah Moſes ſich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüſte zurückzuführen und vierzig Jahre eines mühſeligen Umherziehens in der Wüſte mußten vergehen, die harten Strafen die ſein Geſetz dem

Uebertreter droht, mußten mit eiſerner Strenge vollzogen werden, alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten abſterben, ehe das Geſetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachſenen Geſchlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde, Moſes, der mit Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte ſelbſt um eines einzigen Zweifels willen, den er ſich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen laſſen, die vollkommne Ausführung ſeiner Idee nicht ein Mal erleben. Nachdem er den Feldherrn Joſua zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und von dem Volke feierlich Abſchied genommen hatte, beſteigt er einen Berg in Peräa jenſeit des Jordans, von dem er das gelobte Land, das er ſelbſt nicht betreten ſollte, überſchaut und ſein mühevolles Leben im 120. Jahre beſchließt. Der abergläubiſchen Verehrung ſeiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und Niemand kennt die Stätte ſeines Grabes. Das herrlichſte Denkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Verdienſte enthalten die Bücher, die unter ſeinem Namen an der Spitze des alten Teſtaments ſtehen. Weil darin ſein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer ſpätern Zeit angehört, weil das Material, auf das er ſchrieb, Stein, und daher kaum möglich war, auf demſelben Schriften von ſo großem Umfange, wie die Moſaiſchen Schriften ſind, aufzubewahren, mußte die Kritik allerdings ihre Abfaſſung und Anordnung in die fünf Bücher (daher der Name Pentateuchos, mit dem ſie im Griechiſchen bezeichnet werden), einem ſpätern Schriftſteller aus dem davidiſchen oder ſalomoniſchen Zeitalter zuſchreiben. Dennoch bleibt es immer gewiß, daß Moſes die Nachrichten von der Geſchichte der Urwelt, die das erſte Buch (Geneſis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beſchreibung der Zuges der Iſraeliten durch die arabiſche Wüſte im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und ſolche Geſetze, die er der unſichern Sage nicht überlaſſen konnte, in dieſen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) ſelbſt aufgeſchrieben hat. Nicht weniger gewiß gehören ihm die herrlichen Lieder an, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor ſeinem Tode ſegnet und entläßt. Die Sammlung dieſer Bruchſtücke, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandnen Ueberlieferungen mag freilich das Werk einer ſpätern Zeit ſein, die ſich nicht genauer, als oben geſchehen iſt, angeben läßt. (Michaelis Einleitung in die göttlichen Schriften des alten Bundes Th. 1. Abth. 1. §. 32. fg. Astruc Conjectures sur les Mémoires originaux, dont il paraît, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse, 1753. Ilgen's Urkunde des jeruſalemiſchen Tempelarchivs, Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des Alten Teſtaments. Jena 1804, Vater's Commentar über den Pentateuch, Halle 1805. Eichhorn's, Auguſti's, Berthold's Einleitungen in das Alte Teſtament). Aber vergeblich hat die Kritik der Neueſten ſich bemüht, dieſe Bücher in den Nebel der mythiſchen Dichtung zu ſtellen. Dem Unbefangnen haben ſie die Geltung einer hiſtoriſchen Wirklichkeit, und er überzeugt ſich bald, daß nur Moſes, und auch dieſer nur, um das Geſchehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darſtellungsweiſe, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Aechtheit an ſich tragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtauſenden nach einem Mährchen ihre Verfaſſungen ordnen und die zehn Grundgebote

aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengeſetze von einem Andern annehmen mögen, als von dem erhabenen Geſandten Gottes, den in der Geſchichte der Menſchheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur Einer verdunkelt. E.

Moſes Mendelsſohn, ein berühmter jüdiſcher Philoſoph, war den 12. Sept. 1729 zu Deſſau geboren. Sein Vater Mendel, daſelbſt Schulmeiſter und Zehngebotſchreiber (Sopher), gab ihm trotz ſeiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächſt dem war das alte Teſtament die Quelle ſeines Unterrichts und ſeiner Bildung. Beſonders zogen ihn die poetiſchen Bücher deſſelben an. Das berühmte Werk des Maimonides, More Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Er ſtudirte dieſes Buch mit einem Fleiße und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachläſſige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrat und eine ſtets ſchwächliche Geſundheit behielt. Da ſein Vater ihn nicht ernähren konnte, ſo mußte er 1742 nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenoſſen verſchiedne Jahre in äußerſter Dürftigkeit lebte. Das Schickſal führte ihn hier mit Iſrael Moſes, einem tiefſinnigen Denker und großen Mathematiker, zuſammen, der, wegen ſeiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieſer Mann disputirte oft mit Mendelsſohn nach Maimonides Grundſätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräiſchen Ueberſetzung in die Hände, und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verſtand des Jünglings ſchärfte und ausbildete. Ein junger jüdiſcher Arzt, Namens Kiſch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateiniſchen und gab ihm ſelbſt einigen Unterricht darin; durch den Doctor Aaron Salomon Gumperz bekam er Gelegenheit, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verſchiedne talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte Mendelsſohn der Weisheit und Wiſſenſchaft ohne andre Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabricant ſeiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder, und nach und nach zum Aufſeher, Factor, und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. 1754 ward er Leſſing bekannt, welches auf ſeine Bildung den vortheilhafteſten Einfluß hatte Leſſing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerkſam. Auch wurde nun die Philoſophie ſeine Hauptbeſchäftigung. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Uebung des hebräiſchen Philoſophen in der deutſchen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai trat er in Verbindung. Die abbtiſche Correſpondenz iſt ein herrliches Denkmal und von der Freundſchaft und Vertraulichkeit dieſer trefflichen Männer. An der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo wie an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, nahm Mendelsſohn thätigen Antheil, und lieferte auch für die erſten Bände der Allgemeinen deutſchen Bibliothek einige ſehr vorzügliche Recenſionen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philoſophiſcher Schriftſteller mit Werken auf, die ſeinen Ruhm nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande verbreiteten. Ohne Originalphiloſoph zu

ſein, gehörte er doch zu den ausgezeichnetſten Denkern ſeiner Zeit, und war eben ſo ſehr durch Scharfſinn und Thätigkeit, als durch ſeine Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit verehrungswerth. Die Auffoderungen und dringenden Vorſtellungen des feurigen Lavater, der ihn dem Chriſtenthum gewinnen wollte, wußte Mendelsſohn mit zarter Feinheit abzulehnen; aber der Verdruß, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe angegriffen zu ſehn, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In ſeinem Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum, legte er nachher 1783, der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deswegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angriffen. Er hatte ſeinem älteſten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems, beſonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenſtunden aus einander geſetzt. Die Erzeugniſſe ſeiner Unterſuchungen machte er daher in einem Werke unter dem Titel: Morgenſtunden, bekannt, von dem, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, nur der erſte Band 1785 erſchien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelsſohn glaubte ſeinen todten Freund Leſſing gegen die Beſchuldigung, ein Anhänger des Spinozismus geweſen ſein, vertheidigen zu müſſen. Ohne ſeiner erſchöpften Kräfte zu achten, eilte er, den erſten Eindruck der jacobiſchen Beſchuldigung durch die Schrift: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſing's, zu vertilgen. Er befand ſich in einem ſo gereizten Zuſtande, daß eine Erkältung hinreichend war, ſeinem Leben, 1786, ein Ende zu machen. Deutſchland hat dieſem großen Lehrer ſeiner Nation, deſſen Vorbild Sokrates war, um ſo williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hinderniſſe er zu überwältigen hatte. Die deutſche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philoſophiſchen Unterſuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philoſophiſchen Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungnen Verſuch, indem er denſelben dem Plato und Xenophon nachbildete. Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: ſeine philoſophiſchen Schriften, Berlin 1761 und 1771, 2 Bände; und ſein Meiſterwerk: Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele, welches, ſeit 1767 mehrere Auflagen erhielt und faſt in alle neuern Sprachen überſetzt wurde, und ſeine Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis und der Pſalmen u. ſ. w.

Mosheim (Johann Lorenz), einer der berühmteſten deutſchen Theologen, aus einem ſteiermärkiſchen Geſchlechte entſproſſen und 1694 zu Lübeck geboren. Er ſtudirte zu Kiel, ward daſelbſt 1718 Magiſter und 1719 Beiſitzer der philoſophiſchen Facultät. Der Ruf ſeines Vortrags als akademiſcher Lehrer, Prediger und Schriftſteller verſchaffte ihm mehrere ehrenvolle Dienſtanträge, die er aber aus verſchiednen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Profeſſor der Theologie nach Helmſtädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Conſiſtorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelſtein wurde. Nachdem er in Verbindung mit dieſen Stellen zuletzt noch das Generalinſpectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und ſich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetſten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Univerſität (die vor und nach ihm Niemand bekleidet) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorleſungen über die Kirchengeſchichte und über die meiſten Theile der Theologie bis an ſeinen Tod, 1755, fortfuhr. Große Verdienſte

um alle Theile der theologiſchen Wiſſenſchaften machen ihn unſterblich. Er war der Vater und Wiederherſteller der Kirchengeſchichte. Er gab ihr neben der Zuverläſſigkeit eine pragmatiſche Geſtalt, und verbeſſerte Arnold's nicht allzuglücklich gerathnen Verſuch. In der Ketzergeſchichte war er gleichſam ein neuer Schöpfer, und wußte die künſtlichſten Syſteme aus den Lehren der Ketzer zuſammenzuſetzen; wenn er dabei irrte, ſo geſchah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in dieſem Fache ſind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmſtädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Geſtalt erſchienen ſind, nachher auch deutſch überſetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4. Aufl. 5 Theile. Helmſtädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollſtändigkeit und wegen ihrer durchaus praktiſchen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläufig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und ſein geſchickter Fortſetzer, J. P. Miller, hatte noch vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedtſamkeit machte Mosheim, theils durch ſeine Anweiſung, erbaulich zu predigen, 2. Aufl. 1771, 8., vornehmlich aber durch ſeine für die Zeit ihrer Erſcheinung muſterhaften Religionsvorträge (Heilige Reden, Hamb. 1732 und ff. 3 Bde.) ſolche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutſchen Kanzelberedtſamkeit genannt hat, ſo wie er überhaupt um die didaktiſche Proſa der Deutſchen große Verdienſte hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Gemeinverſtändlichkeit, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur iſt der Plan oft zu weitläufig. Auch der Auslegungskunſt der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leiſtete er wichtige Dienſte. Seine lateiniſche Schreibart iſt ſchön, und ſein akademiſcher Vortrag floß ohne Anſtoß, bloß mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen unaufhörlich fort. Auch ſein moraliſcher Charakter war alles Lobes werth.

Moskau (Moskwa), an der Moskwa und Reglina, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45' Br.), die alte und erſte Hauptſtadt des ruſſiſchen Reichs; noch jetzt die Krönungsſtadt, einſt auch die Reſidenz der Zaare, bis Peter der Große St. Petersburg dazu erhob, ward vom Großfürſten Jurge I. ſeit 1147 gegründet, und vom Großfürſten Daniel um 1300 erweitert. In den J. 1383 und 1571 ward ſie von den Tataren gänzlich zerſtört, aber jedes Mal bald wieder aufgebaut. Ein drittes Mal, im J. 1611, ward ſie von den Polen verbrannt. Auch die Peſt richtete daſelbſt oft große Verwüſtungen an, das letzte Mal 1771. Unter Catharina II. ward ſie ſehr erweitert und verſchönert. Sie enthielt im J. 1812 in einem Umfange von 6 deutſchen Meilen, 4 Haupttheile: 1. den Kreml, d. i. Feſtung (ſ. d. Art.); 2. Kitaigorod; 3. Bielgorod, mit den Gebäuden der 1755 von der Kaiſerin Eliſabeth geſtifteten Univerſität und 4. Semlänoigorod. Die geſammte Stadt zählte nebſt ihren 30 Sloboden oder Vorſtädten über 10,000 Häuſer, darunter 288 Kirchen, ohne die zahlloſen Buden, und über 250,000 Einwohner. In ihr befinden ſich verſchiedene hohe Reichscollegien, mehrere Erziehungs- und wiſſenſchaftliche Anſtalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, ſo wie die wichtigſten Fabriken und Manufakturen des Reichs; auch war und iſt ſie fortdauernd der Mittelpunkt des innern Handels, und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies Alles, ſo wie die Palläſte und der Luxus des hohen ruſſiſchen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und ſich beſonders den Winter in Moskau aufhält

machten ſie zu einer der reichſten und prächtigſten Städte der Welt. Auch haben ſich daſelbſt die Nationalſitten und der Volkscharakter am längſten unvermiſcht erhalten. Die neueſte Zeit gab dieſer Stadt eine univerſalhiſtoriſche Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für das unterjochte Feſtland von Europa. Als im J. 1812 Napoleon mit dem zahlreichſten Heere, welches Europa ſeit der Völkerwanderung geſehen, in das Innere des ruſſiſchen Reichs vorgedrungen und an der Moskwa bei Borodino (ſ. d. Art. Moskwa), vergebens aufgehalten worden war, da beſchloß Kutuſow, ungeachtet des Widerſpruchs mehrerer Mitglieder des verſammelten Kriegsrathes die Hauptſtadt Preis zu geben, und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Zeughauſes und die öffentlichen Schätze aus Moskau weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit ſeinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. An Verwundeten wurden gegen 17,000 auf 4000 Wagen fortgeſchafft, ſo daß nur 2000 ſchwer Verwundete und Kranke in den Hospitälern zu Moskau zurückblieben. Das Heer zog ſich nach Kaluga, um im Beſitze der reichen Hülfsquellen fruchtbarer Provinzen zu bleiben und die Verbindungslinie des Feindes mit Smolensk durchſchneiden zu können. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Roſtopſchin, traf Anſtalten, um dem Feinde die Möglichkeit, ſich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerſt ließ ſein prächtiges Landhaus bei Moskau anzünden, was einzelne Bewohner Moskau's, die ihre Vorräthe nicht in Feindes Hand fallen laſſen wollten, aus eignem Antriebe ebenfalls gethan haben. Denn der Ruſſe zerſtört lieber ſelbſt ſein Eigenthum, als daß er es dem Feinde Preis gäbe, und mehrere Bürger äußerten laut den Wunſch, es ſei beſſer Moskau zu verbrennen, als es zu verlaſſen. Indeß bewirkte Graf Roſtopſchin bloß, daß alle Civil- und Militärbehörden Moskau verließen; darunter befanden ſich auch die Aufſeher der Feuerlöſchanſtalten, die nebſt 2100 Spritzenleuten und 96 Feuerſpritzen, am Tage vor dem Einrücken des Feindes, aus Moskau abzogen. Die Gefängniſſe wurden nicht geöffnet, ſondern geräumt, und 810 Verhaftete, unter Bedeckung, zwei Tage vor der Ankunft des Feindes, nach Niſchnei-Nowgorod abgeführt. Doch beſtand die Hälfte der in Moskau zurückgebliebnen Einwohner (12 — 15,000) aus Geſindel, von dem mehrere die allgemeine Unordnung und einzelne Brände benutzt haben können, um hier und dort Feuer anzulegen, damit ſie beſſer plündern konnten. Der Brand von Moskau, welcher in drei Tagen ſechs Achtel aller Häuſer verzehrte, war alſo etwas Zufälliges, kein vorherberechneter Plan, und eben ſo wenig das Werk Roſtopſchin's, als das Werk der Franzoſen. Napoleons Armeeberichte nannten zwar als den Urheber deſſelben den Grafen Roſtopſchin. Er habe, führten ſie an, einem gewiſſen Schmidt die Verfertigung eines mit Brennſtoff angefüllten Luftballons, der die Stadt anzünden ſollte, aufgetragen; auch habe man Sprengbüchſen in den Oefen des roſtopſchin'ſchen Pallaſtes zu Moskau gefunden, und an 300 Uebelthäter, welche an 500 Orten Feuer angelegt hätten, ergriffen, und auf ihr Geſtändniß, daß ſie dazu Befehl gehabt, erſchoſſen; allein Graf Roſtopſchin widerlegt in einer kürzlich von ihm herausgegebnen Schrift: La vérité sur l'incendie de Moscou, par le Comte Rostopchine (Paris 1823. 47. S. 8.), dieſe franzöſ. Armeeberichte auf das Beſtimmteſte, und lehnt den Ruhm jener vermeintlichen Großthat ganz von ſich ab. Es ſei Zufall, ſagt er, wenn man einige Flintenpatronen in ſeinem Palaſte gefunden habe. Allerdings ſeien Brandſtifter von

den Franzoſen ertappt worden, die Raketen und Brånder bei ſich gehabt hätten; allein dieſe konten ſie nur aus den Vorräthen der Feuerwerker in Moskau an ſich genommen haben. Nach dem gedruckten Verhöre ſeien zwar von den Franzoſen 30 genannte Perſonen verhaftet und dreizehn davon, als überführt, auf Roſtopſchin's Befehl Feuer angelegt zu haben, erſchoſſen worden; allein drei von den Freigelaſſnen, die man ſpäterhin darüber mehrmals befragt habe, hätten ausgeſagt, daß kein ordentliches Verhör Statt gefunden habe. Ueberhaupt ſei das Verbrennen Moskau's kein Mittel zu dem beabſichtigten Zwecke geweſen; die Franzoſen hätten in den ſtehen gebliebnen zwei Achteln der Stadt Raum genug gehabt, um ſich einzuquartieren. An Lebensmitteln aber ſei wenig vorhanden geweſen; denn die Zufuhr nach Moskau habe ſeit dem Vordringen der Franzoſen über den Dnepr aufgehört, alles Mehl, das ſich noch in den Speichern der Regierung vorgefunden, ſei größtentheils zu Brot und Zwieback für das ruſſiſche Heer verbacken, und während der 13 Tage vor dem Einrücken des Feindes in die Stadt, ſeien täglich 600 Wa- mit Zwieback, Mehl und Hafer, zum Heere abgeſchickt worden. Das erſte Feuer ſei durch Zufall entſtanden; doch wiſſe man, daß die Eigenthümer der Wagenmagazine, welche in Moskau eine ganze Straße einnehmen, als ſie geſehen, daß die franzöſiſchen Offiziere gleich nach ihrer Ankunft dieſe Wagen für ſich in Beſchlag genommen, einmüthig, um dem Feinde dieſe Beute zu entreißen, des Nachts ihre Magazine in Brand geſteckt hätten. Auch nennt Roſtopſchin mehrere Kaufleute, die daſſelbe mit ihren Häuſern gethan haben, wobei einige ertappt und auf der Stelle erſchoſſen worden ſind. Endlich mögen einzelne Franzoſen, aus Nachläſſigkeit oder abſichtlich, um plündern zu können, Feuer angelegt haben. So geriethen ſchon in der erſten Nacht die großen Kaufläden in der Nähe des Kreml in Brand; hierauf gab es Feuer in mehrern Gegenden der Stadt; aber erſt am fünften Tage nach dem Einrücken der Franzoſen, verbreitete ein heftiger Wind die Flamme nach allen Seiten, ſo daß binnen drei Tagen 7932 Häuſer in Aſche lagen. Da Napoleon erlaubt hatte, die bereits brennenden Häuſer zu plündern, ſo war der Eifer der Soldaten beim Löſchen nicht ſehr groß. Die Ruſſen behaupteten daher, der Brand von Moskau ſei ganz das Werk der Franzoſen, wodurch der Volkshaß gegen den Feind noch mehr entflammt wurde. Selbſt Kutuſow erklärte gegen Lauriſton, er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt wurden. Das Uebrige hätten die Franzoſen gethan*). Ueber den Einzug der Franzoſen in Moskau führen

*) Daß Roſtopſchin's Bericht über den Brand von Moskau ſchon die innere Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, ergibt ſich auch aus folgenden Bemerkungen. Vor der Schlacht bei Borodino war das Schickſal von Moskau zu ungewiß, als daß man ſich zu dieſer unerhörten Maßregel, welche nur die wildeſte Verzweiflung eingeben konnte, hätte bewogen finden können. Unmittelbar nach der Schlacht, ward zwiſchen dem Militärgouverneur von Moskau, Grafen Roſtopſchin, und dem Feldmarſchall Kutuſow über die Möglichkeit berathſchlagt, Moskau durch Aufſtellung der ruſſiſchen Armee vor der Stadt mit Hülfe der Einwohner zu vertheidigen. Nicht eher, als bis die Umgebungen von Bennigſen aufs genaueſte recognoſcirt waren und die ruſſiſchen Generale die Vertheidigung unthunlich gefunden hatten, ward die von dem größten Theil der Einwohner bereits verlaſſene Stadt auch von dem geſammten Regierungsperſonal geräumt.

Der Abzug der mit der Feuerpolizei beauftragten Perſonen erklärt ſich natürlich aus dem des Perſonals der geſammten Polizei, wozu ſie gehörten. Hätten die Ruſſen nach der Verzichtleiſtung auf die Vertheidigung der Stadt den Plan gemacht ſie zu verbrennen, ſo hätte dies am leichte-

wir noch Folgendes an. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeb-
lich Abgeordnete, die ihm die Schlüſſel von Moskau überbringen ſoll-
ten. Endlich erſchien eine Art von Deputation, die aus etwa zwölf
ſchlecht gekleideten Leuten aus dem Volke beſtand, daher Napoleon

ſten, am ſicherſten und am nachtheiligſten für den Feind durch die ruſſiſche
Armee ausgeführt werden können. Dieſe zog mit der größten Ruhe und
Ordnung durch die Stadt. Napoleon war ſo weit entfernt ſie zu verfol-
gen, daß er anfangs nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, wo ſie
ſtand. Eine ſo weit ausgedehnte Feuersbrunſt auf den Fall der wirklichen
Beſetzung Moskau's durch die Franzoſen, vorzubereiten und während ihrer
Abweſenheit auszuführen, ohne daß ſie Kunde davon erhalten oder ſolche
verhindern konnten, dazu gehörten Zeit, geheime Anſtalten und vor allen
Dingen eine große Anzahl ſchlauer und abgerichteter Wagehälſe, welches
Alles beim Drange der Zeitumſtände ſchwerlich zu vereinigen war.

Nicht minder grundlos iſt der Schluß, daß der Brand von Moskau
durch Napoleon und ſeine Feldherren abſichtlich angeſtiftet oder befördert
ſei, indem ſie die nöthigen Mittel denſelben zu hemmen, unangewendet
ließen. Sehr bald mußte Napoleon die Folgen dieſes Ereigniſſes einſe-
hen; auch that er Alles, was ohne Feuerſpritzen und Waſſer, welches ein
großer Theil der Stadt aus bedeutender Ferne erhält, und beim Mangel
an Einwohnern mit einer plündernd umherſtreifenden, berauſchten Armee
geſchehen konnte. Erſt kurz vor ſeinem Abzuge gab er aus leicht erklärba-
rem Ingrimm beſtimmten Befehl, die Verwüſtung der ihm ſo verderblich
gewordnen Stadt zu vollenden.

Nach einſtimmigen Nachrichten mehrerer Augenzeugen lag in Moskau,
ſo wie (nach Livius V. 41.) einſt im alten Rom, als es durch die Gallier
der Vorzeit eingenommen und geplündert ward, die Urſache des Ausbruchs
der Feuersbrunſt in mehrern zufällig zuſammentreffenden Umſtänden. Kaum
war Napoleon im Kreml angekommen, ſo zerſtreuten ſich ſeine Garden,
um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden ſolche verſchloſſen und
bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelaſſen
hatten. Dies Alles verzögerte den Anfang der eigentlichen Plünderung
bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten
große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon ſie, um die ein-
getretne Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bagonette
ſteckten und mit dieſen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt
mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheinen umher-
liefen. Niemand, der dieſe Thatſache mit anſah, wunderte ſich, daß in
mehreren dieſer Läden Feuer ausbrach, welches ſich, da die Plünderer nicht
an's Löſchen dachten (und in dieſer Verwirrung noch weniger die Mosco-
witen), ſchnell verbreitete, ſo daß noch an dem nämlichen Abend der Rauch
in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogne kaiſerliche
Burg zu räumen. Selbſt ſein Gefolge ſchrieb damals den Brand der Un-
vorſichtigkeit der franzöſiſchen Soldaten zu. Dieſe, welche die großen Häu-
ſer von den Bewohnern verlaſſen fanden, mußten ſelbſt Feuer machen, Brot
backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuſer, die ruſſiſchen
Feuerheerde und Kachelöfen, ſo wie die häufig unter den Fußböden hinge-
leiteten Wärmröhren und deren Behandlungsweiſe zu kennen. In Ställen
voll Holz, Heu und Stroh fütterten ſie, größtentheils berauſcht, beim
Scheine brennender Holzſpäne, ihre Pferde; ſehr begreiflich war es daher,
wenn ihnen, ohne daß ſie ſelbſt die Urſache begreifen oder anerkennen woll-
ten, die Häuſer über dem Kopf in Brand geriethen. Hierzu kommt noch
folgender allgemeine Grund gegen die Wahrſcheinlichkeit einer abſichtlichen
Verbrennung der Stadt von Seiten der ruſſiſchen Regierung. Dieſe ſchreck-
liche Maßregel war eben ſo unſicher als unnöthig zur Vernichtung des fran-
zöſiſchen Heers. Mit dem Centrum deſſelben nach Moskau vordringend, wäh-
rend beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napo-
leon mit offnen Augen in ſein Verderben und bereitete den Moment ſeiner
nachherigen Entſchließung vor, ſo daß er, wäre auch Moskau unverſehrt
geblieben, bei einigem Verweilen in dieſer Stellung offenbar verloren war.
Es konnte ſogar die Verbrennung von Moskau eine für die Ruſſen ſehr
nachtheilige und die franzöſiſche Armee rettende Folge haben. Nichts ward
dieſer ſo verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen
Kälte, und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Moskau's Schutthau-
fen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge
geweſen ſein, wenn er, was jeder andre Heerführer gethan haben würde,

gar nicht auf ſie achtete. Ein junger Ruſſe, der den Einfall gehabt hatte, einen Aufruf im Namen Napoleons zu verfaſſen, ward vom Volke ermordet. Unterdeſſen rückte ſchon am 14. Sept. die Vorhut des franzöſiſchen Heers in Moskau ein, und zog nach dem Kreml. Da ſtürzte plötzlich ein ruſſiſcher Bauer hervor, und erſchlug einen reich gekleideten polniſchen Offizier, den er für Napoleon gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Mürat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Erſt am folgenden Tage, den 15. Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit ſeinen Garden in die verlaſſne Stadt, und begab ſich in den Kreml. Aber ſchon ſtiegen in der Ferne Rauchſäulen auf, und bald brannte es zugleich an fünfhundert Orten. Vergeblich ſuchte man zu löſchen und die Ordnung wieder herzuſtellen. Bald ſtand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml, und eilte nach dem Luſtſchloſſe Petrowskoi, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: Wo ihr nicht retten könnt, da plündert! Nun folgten Gräuel auf Gräuel! Moskau brannte bis zum 21. Sept. Endlich kehrte am 1. Oktober mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandſtätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzoſen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte es in fünf Wochen an 40,000 Mann verloren. Alſo ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19. bis zum 22. Oct., und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der Roheit und Raubſucht. Am letzten Tage ſollte auch der Kreml in die Luft geſprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 3000 ſteinernen Häuſern waren 525, und von 6900 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Der geſammte Verluſt an Brand- und Kriegsſchäden in der Stadt und dem Gouvernement Moskau ward auf 321 Mill. Rubel geſchätzt. Die Regierung ernannte eine Entſchädigungs-Commiſſion; allein mehrere Eigenthümer, die das Meiſte verloren hatten, reichten ihre Angaben nicht ein. So betrug u. a. der Verluſt der beiden Grafen Razumowski, des Generals Apraxin, des Grafen Buturlin, deſſen auf eine Million geſchätzte Bibliothek ganz verbrannte, und des Grafen Roſtopſchin, an Häuſern und Geräthe über fünf Mill. Rubel. Seit der Befreiung des Landes haben die Ruſſen ſo thätig an der Wiederherſtellung von Moskau gearbeitet, daß es bin-

beim Anblick eines Schutthaufens, anſtatt eines wohlbebauten, wohlverſehnen Ruhepunktes, ſich auf der Stelle an die polniſche Grenze zurückgezogen und dort überwintert hätte? Er hätte ſeine Armee behalten und die Ruſſen im nächſten Frühling auf's neue angegriffen, während dieſen von ihrer ſchrecklichen Heldenthat nichts geblieben wäre, als der Untergang ihrer Hauptſtadt. Staats- und Kriegskunſt riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moskau anziehend zu machen und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum ſchnellen Abzuge zu zwingen. Allein angenommen, daß Moskau's Untergang zum Verderben der franzöſiſchen nöthig geachtet ward, ſo war das ergriffne Mittel eben ſo unſicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltſtadt wie Moskau abzubrennen, iſt nicht ſo leicht geſchehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unverſehrt zu laſſen, ſo ließ ſich vorausſehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorräthe genug für Napoleons Heer übrig blieben. Dies war ſelbſt noch jetzt der Fall, obwol das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, ſich viel weiter verbreitete, als man mit Grund vorausſehen konnte. Und wer konnte vollends der Ausführung gewiß ſein, wenn man die Vollziehung eines ſolchen Plans bis nach dem Einzuge der Franzoſen verſchob?

nen 9 Jahren ſich ſchöner als vorher aus ſeiner Aſche erhoben hat. Schon iſt es ſo volkreich wie vorher, (11,314 Häuſer, 6911 Kramladen, 312,000 Einw.); die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml (mit einem Aufwande von 500,000 Franken) ſind prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, und die Lehranſtalten, z. B. die Univerſität mit ihren Sammlungen auf's neue hergeſtellt. Zum Andenken an das neueſte Schickſal der Stadt, hat der Kaiſer Alexander am 24 Oct. 1817, am Jahrestage der Befreiung der Stadt, den Grund zum Bau einer neuen Kirche gelegt zu der des Erlöſers, welche der größte Tempel der Chriſtenheit in Europa werden ſoll. Stolzer als je, blickt nun der Ruſſe auf ſeine heilige Stadt, wo auch das kürzlich errichtete Denkmal des Bürgers Minin und des Fürſten Poscharski, die 1612 ihr Vaterland von der polniſchen Herrſchaft befreiten, dem Fremden ſagt, welcher Muth der Vaterlandsliebe die ruſſiſche Nation beſeelt. K.

Moskwa, die Schlacht an der, 7. Sept. 1812 von den Ruſſen nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt, ward von Napoleon Buonaparte über die Ruſſen unter Kutuſow gewonnen. Nach der Räumung von Smolensk (18. Aug.) und nach dem unentſchiednen Kampfe des ruſſiſchen Nachtrabs unter Korf gegen Ney bei Valontina (19. Aug.), zog ſich das ruſſiſche Heer unter Barclay de Tolly langſam gegen Moskau zurück. Am 29. übernahm Fürſt Kutuſow den Oberbefehl, der, um die heilige Stadt zu retten, am 1. Sept. bei dem Dorfe Borodino, 2 Meilen von Moſaisk unfern der Moskwa, nachdem er die Heerhaufen unter Miloradowitſch und die Landwehr unter dem Grafen Markow an ſich gezogen, das Heer zur Schlacht aufſtellte. Die Ortslage ward gut benutzt: die Ruſſen beſetzten nämlich einen ſanft anſteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieſes Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die kalugaer Straße geht; der rechte Flügel ward durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer (2000 Schritte von der Moskwa) vortheilhaft gelegne Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritte links rückwärts auf flach abfallender Höhe befand ſich eine große Schanze, und zwiſchen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern ein zerſtörtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Mitteltreffen; 1500 Schritte von der letztern Schanze machte das Dorf Seminofka an dem großen Walde, den Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und deſſen Verbindung mit dem Centrum durch eine rechts gelegne Schanze geſichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutuſow auf der von dem linken Flügel vorſpringenden Höhe ein Werk bauen laſſen, das die in den Wald führende Straße und die Uebergänge über die Kaluga beſtrich, und jeden Angriff auf die Hauptſtellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Auf dem rechten Flügel unter Barclay de Tolly ſtand das zweite (Baggovouth in und bei Borodino) und das ſechſte Infanteriecorps (Docktorow bis an die große Redoute), im Centrum, unter Bennigſen, das vierte Infanteriecorps (Tuſchkow) und ein Theil des ſiebenten Infanteriecorps (Rajewski) auf dem linken Flügel, unter Bagration, das dritte Corps (Oſtermann), an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdiviſionen und moskowſche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke ſtanden zwei Diviſionen; ein zweites Treffen unterſtützte das erſte; die Gardeinfanterie war in Reſerve hinter dem Centrum, ein Theil bei der großen Redoute, die Garde-

cavallerie, und Küraſſierdiviſionen mehr gegen den linken Flügel, Koſaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Als Napoleon am 5. September vor dieſer Stellung angekommen war, erkannte er ſogleich, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in ſeinem Beſitz ſein müſſe, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ ſie deshalb gegen Abend von zwei Diviſionen des erſten Corps (Davouſt) erſtürmen, während das fünfte (Poniatowski) gegen den dahinter gelegnen Wald vorrückte. Der 6. September verſtrich unter gegenſeitigen Rüſtungen zur Schlacht; die Ruſſen vervollkommneten ihre Schanzen, die Franzoſen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tages hatten ſie folgende Stellung: auf dem rechten Flügel das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Diviſionen des erſten Corps; im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney geſtellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erſte, zweite, vierte Cavalleriereſervecorps (Nanſouty, Montbrun, Latour-Moubourg) die Garden in Reſerve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Diviſionen des erſten Corps und das dritte Cavalleriereſervecorps (Grouchy). Am 7. September früh um 6 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps ſuchte in den Wald einzudringen, das erſte zog den Waldſaum entlang gegen Seminoffa, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch bloß durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um ſein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Diviſion drang in das Dorf, ward aber zurückgeworfen. Während hier vergebliche Anſtrengungen gemacht wurden, drang der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeſchickt, hielten endlich dieſe Bewegung, jedoch mit großem Verluſte, auf; Davouſt war jetzt bis dicht an Seminoffa, Poniatowski in den Wald gedrungen; auch Ney ging mit dem Mitteltreffen langſam vorwärts. Napoleon ließ nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs angreifen; allein ſie wurden beinahe aufgerieben. Mit eben ſo wenig Erfolg und nicht minderm Verluſt ſtürzt ſich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf. Während deſſen ward Ney vor dem zerſtörten Dorfe in ein hartnäckiges Gefecht verwickelt; wiederholte Angriffe auf Borodino wurden abgeſchlagen, Ney's Heerhaufe litt ſehr durch kreuzendes Feuer, Davouſt vermochte nicht weiter vorzudringen und Poniatowski ward im Walde zurückgeworfen. Jetzt, um drei Uhr Nachmittags, ſandte Napoleon das vierte Cavalleriecorps gegen die große Redoute, und die ſächſiſche Brigade unter Thielemann drang ſtürmend in dieſelbe ein, die nun ſogleich mit Infanterie beſetzt und behauptet ward. Unter dem Schutze dieſes wichtigen Werkes beſchloß nun der franzöſiſche Feldherr, das Centrum zu durchbrechen, die Garden rückten daher vor; allein ſie kamen nicht in's Gefecht, denn Ney, durch 80 Kanonen verſtärkt, bemächtigte ſich des zerſtörten Dorfs, und ſuchte nun links die Verbindung mit dem eroberten Werke. Kutuſow, die Gefahr, die ihm drohte, wohl erkenneud, ſetzte ſogleich ſeine Reſerven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig ſie auch vordrangen, ſo fanden ſie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderiſchſte Gefecht des Tages endete mit ihrem Rückzuge, da auch der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davouſt ebenfalls Terrain ge-

wonnen hatte. Nach 6 Uhr gingen die Ruſſen gegen Moſaisk zurück. Davouſt rückte in gleiche Höhe mit Ney, und Poniatowski, aus dem Walde vordringend, vereinigte ſich mit jenen. Der Rückzug der Ruſſen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verluſt, die Franzoſen zogen langſam nach in drei Colonnen; denn erſt am Abende des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Moſaisk beſetzen. Nach Kutuſow's Bericht ſollten die Franzoſen geſchlagen und von den Koſaken ſieben Werſte weit verfolgt worden ſeyn. Die Stärke der franzöſiſchen Armee kann man ungefähr 150,000 Mann annehmen; die Ruſſen mögen nicht ſehr viel ſchwächer geweſen ſein. Das Schlachtfeld war mit 50,000 Todten nnd Sterbenden bedeckt. Die Ruſſen gaben ſelbſt ihren Verluſt zu 25,000 Mann an; der franzöſiſche iſt jedoch größer geweſen. Ruſſiſcher Seits ward der kühne Feldherr Bagration (S. d. A.) tödtlich verwundet. Vergl. Moskau.

Moſt, Traubenſaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterſcheidet man in Weinländern dieſen ungegohrnen, ſüßen Moſt vom einjährigen, noch trüben Weine oder ſauern Moſte. Der friſche Moſt enthält viel Zucker und Gallerte, letztre macht ihn zur Gährung ſehr geneigt; daher denn Moſt nicht gut anders, als nachdem dieſe Gallerte ſich als weißer Satz abgeſondert hat, in wohl verſchloßnen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch ſchon ſyrupsdick eingedampft aus ſüdlichen Weingegenden, wo er einen großen Gehalt an Zucker hat.

Moſtowski (Graf Thadäus), geb. 1766 in Warſchau, gegenwärtig Miniſter des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetſten und kenntnißreichſten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geiſt großen Einfluß hatte. An der Abfaſſung der Conſtitution des 3. Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der targowitzer Conföderation ward er nach Paris geſchickt, um eine Verbindung mit der neuen franzöſiſchen Republik anzuknüpfen. Er ſchloß ſich hier den Häuptern der Gironde-Partei an und ward in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Während der polniſchen Revolution im J. 1794 war er Mitglied des großen Raths, und nach Kosciuszko's Fall, unter Wawrecki, deſſen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Moſtowski den kühnen Vorſchlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raſchen Zuge Deutſchland zu durchziehen und ſich am Rhein mit den Franzoſen, die in dieſem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan ward angenommen, und Dombrowski an die Spitze geſtellt: indeſſen ſcheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Moſtowski in Warſchau, ward von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens beſondern Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf ſeine Güter zurück, wo er ſich dem Ackerbau und den Wiſſenſchaften widmete, und unter andern die Herausgabe der polniſchen klaſſiſchen Schriftſteller begann, von welchen bis 1805 26 Bände erſchienen waren. 1806 machte er eine zweite Reiſe nach Frankreich, wo er ſich 1809 ſogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt ward er von Alexander nach Warſchau gerufen, und ihm die obengenannten Miniſterien übertragen.

Sein Bruder Joſeph hat ſich in den politiſchen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemacht. Unter andern war er 1792 mit Adam Czartorinski in Dresden, um dem Kurfürſten von Sachſen, die polniſche Königskrone anzubieten. Er lebt jetzt auf ſeinen Gütern bei Wilna.

Motette iſt bei uns ein über einen bibliſchen Text in Proſa, meiſtens nur für Singſtimmen, geſetztes und figurirtes Tonſtück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, ſechsſtimmig, auch mit abwechſelnden Chören. Von einer andern Gattung ſind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich ſind; dieſe werden alle mit Inſtrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, beſonders aus den Pſalmen, jedoch meiſtentheils in gereimten lateiniſchen Verſen, ſo daß ſie mit Arien und Recitativen abwechſeln und am gewöhnlichſten nur von einer Stimme geſungen werden.

Motiv Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Urſachen angeben). Dieſen Ausdruck gebraucht man insbeſondere von Kunſtwerken, deren Darſtellung ſucceſſiv iſt, und bezeichnet damit die innere Vorbereitung eines Momentes der Darſtellung, durch einen vorhergehenden, oder einen bei der Darſtellung gewählten und in dieſelbe verwebten Umſtand, durch welchen eine bedeutende Veränderung oder eine hervortretende Aeußerung und Wirkung des Ganzen begründet und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenſtandes iſt der unbeſtimmten Willkür entgegengeſetzt, welche nichts zuſammenhängendes und nothwendig Organiſirtes liefert, dagegen in einem wahren Kunſtwerke jeder einzelne Moment der Darſtellung durch das Ganze und ſeine weſentlichen Theile beſtimmt iſt. (Vergl. d. Art. Anordnung.)

Motte (Anton Houdar de la), ein berühmter Literator aus den letzten Zeiten Ludwigs XIV., wurde 1672 zu Paris geboren und machte ſeine erſten Studien bei den Jeſuiten. Sein Vater, ein Hutmacher, der zu Troyes ein kleines Grundſtück beſaß, welches die Benennung la Motte führte (daher der Zuname der Familie), beſtimmte ihn für die Rechtsgelehrſamkeit; die Neigung des Sohnes wandte ſich aber auf die Dramatik, und nachdem er ſelbſt als Jüngling fleißig auf Privattheatern in molière'ſchen Stücken aufgetreten war, brachte er 1693 ſein erſtes Stück auf die Bühne (les Originaux), welches indeß ſo wenig Glück machte, daß der junge Dichter aus Verdruß ſich entſchloß Trappiſt zu werden. Der berühmte Abbé Bouthillier de Rancé (ſ. d. Artikel), die Uebereiltheit dieſes Vornehmens einſehend, wieß ihn und einen Gefährten, der dieſelbe Thorheit zur Geſellſchaft mit begehen wollte, aber ab, und la Motte, nach Paris zurückkehrend, begann nach und nach ſeine alte Vorliebe für das Theater wieder zu faſſen, und fing von neuem an für die Bühne (namentlich für die Oper) zu arbeiten und dies Mal mit beſſerm Erfolge wie das erſte Mal. Eine Menge Singſpiele wurden von ihm in die Scene gebracht, und bald räumte ihm die Kritik den erſten Rang nach Quinault ein. Später wagte ſich la Motte nun auch in das Feld der Komödie und Tragödie, wo der Beifall, den ſeine Sachen erhielten, meiſt ſehr abwechſelnd, bei einigen derſelben wenig, bei ſeinem Trauerſpiel Ines de Caſtro dagegen aber glänzend und entſchieden war, obgleich die Kritik an all dieſen Productionen nicht ohne Recht immer viel auszuſetzen fand. Auch in der Gattung der Oden machte la Motte mit Glück vielfältige Verſuche, beſonders zeichnete er ſich jedoch als Fabeldichter, neben Fontenelle, rühmlich

aus. Als er es aber ſpäter unternahm die Iliade zu überſetzen, eine Arbeit zu welcher ihm aller Beruf und ſogar die nöthige Sprachkenntniß fehlte, da erhob ſich zuerſt auf Anregung der geiſtreichen Mad. Dacier, ein gewaltiger Sturm gegen ihn, und zwar nicht ſowol wegen des verfehlten Unternehmens ſelbſt (das Voltaire ſehr richtig mit dem Ausſpruch bezeichnete, er habe ein friſches, lebensvolles Bild ſkeletiſirt), als wegen einer dem Werke vorgeſetzten Einleitung, in welcher er ſich herausnahm, den König der Dichter, den alten Homer, herabzuſetzen. Zwar antwortete la Motte auf der Dacier heftige Schrift: des causes de la corruption du goût ſehr gemäßigt in ſeinen Réflexions sur la critique; doch dauerte der einmal angeregte Streit unter den Gelehrten (der durch ſeine, in gleicher Zeit erſcheinenden Discours sur la tragédie, sur l'éloge, sur l'ode, sur la fable etc. immer neue Nahrung erhielt) noch ein hübſches Weilchen, bis endlich Fenelon, der zum Richter war aufgerufen worden, die Sache vermittelte und J. B. Rouſſeau durch ein beißendes Epigramm die Ehre Homers an ſeinem ungriechiſchen Verunglimpfer rächte. Manche andere paradoxe Behauptungen, wie z. B. ſein Verwerfen der Verſe, da er doch ſelbſt faſt alles in Verſen geſchrieben hatte, und hierin weit glücklicher war, wie in der Proſa, u. dgl. m. zogen ihm in der Folge noch eine Menge Streitigkeiten und Epigramme zu; doch behielt la Motte bei alle dieſen Anfechtungen ſtets ſeine ihm angeborne Gutmüthigkeit, und ob er ſchon zu den geleſenſten und gefeiertſten Autoren ſeiner Zeit gehörte, ſo rächte er ſich doch nie durch ſtacheliche Gegenſchriften an ſeinen literariſchen Verfolgern. In ſeinen beſten Jahren hatte er übrigens, in Folge der ihn früh befallenen Gicht, das Unglück zu erblinden und ſeine Geſundheit war ſo wankend, daß er ſich nur mit der einfachſten Koſt behelfen durfte und zuletzt oft vor Schwäche und Lähmung nicht gehen konnte. 24 Jahre lang verlebte er in dieſer traurigen Lage, ohne daß die Heiterkeit und Sanftmuth ſeines Geiſtes dadurch litt, und ein Verwandter verſah in dieſer Zeit die Stelle eines Lectors und Sekretärs bei ihm. Im 59. Jahre ſeines Alters (den 26. Decemb. 1731.) machte endlich der Tod ſeinen vielfachen körperlichen Leiden ein Ende. La Motte war Mitglied der Akademie und eine oft zwiſchen ihm als Fabeldichter, und Fontenelle (ſeinem Freunde) gezogne Parallele iſt um ſo wichtiger, da ſich in dem Charakter dieſer beiden Männer, ſo wie in ihren gegenſeitigen Meinungen und Anſichten eine große, oft überraſchende Uebereinſtimmung findet.

Motte (Gräfin de la), ſ. Lamothe.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkſpruch (ſ. auch Epigraph), heißt bei uns beſonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftſtellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Richtung irgend einer Schrift dem Ganzen vorſetzt.

Motu proprio heißt im römiſchen Kirchenrecht die Entſchließung des Papſtes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlaſſung durch eigenen innern Antrieb erfolgt iſt. Da die römiſchen Kanoniſten den Grundſatz von der Untrüglichkeit des Papſtes damit verbanden: ſo behaupteten ſie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen beſtand, alle Vorbehalte und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine in Rechten geltende Einrede, als die der Erſchleichung verſtatte.

Mounier (Jean Joſeph), Sekretär der Provinzialſtände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieſer Provinz zu den

Generalſtänden, ein Mann von ſeltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beſte, wurde 1758 zu Grenoble geboren, woſelbſt ſein Vater Kaufmann war. Mehrere Umſtände vereinigten ſich um früh in der Seele des jungen Mounier die glühende Liebe für Freiheit und den Haß gegen alles, was Willkühr und Unterdrückung hieß, zu pflanzen, die ihn durch ſein ganzes Leben charakteriſirten. Erzogen von einem überſtrengen, pedantiſchen Lehrer, deſſen Eigenſinn und Launenhaftigkeit dem Knaben oft das größte Unrecht zufügte, ſpäter abgewieſen von dem Militär, weil ihm der Vorzug einer adeligen Geburt fehlte, lernte er ſo die Privilegienſucht des Adels und den geiſtlichen Despotismus des Klerus verabſcheuen, und die Kleinlichkeit, welche oft im Handelsſtande herrſcht, den ſein Vater ihn wünſchte ergreifen zu ſehen, zog ihn gleichfalls nicht an. Er widmete ſich daher endlich der Rechtswiſſenſchaft auf der Univerſität zu Orange, und hier in den Fächern der Staatswiſſenſchaft und Rechtskunde, war er endlich an dem Platz in welchem er glänzen ſollte. Durch ſeine offne und rechtliche Erklärung gegen die Ungebühr der Stempel- und Grundſteuern, wie ſie damals in Frankreich waren, und gegen die ſchlechte Finanzwirthſchaft, gab er 1787 den erſten Anſtoß mit zu der allgemeinen Opponirung gegen dieſen Druck, und als im folgenden Jahre durch die harten und unüberlegten Maßregeln der Regierung, Unruhen in Grenoble ausbrachen, da ward er, durch die allgemeine Stimme zum Schiedsrichter in dieſer Angelegenheit aufgerufen. In den erſten Berathſchlagungen der Nationalverſammlung (deren Mitglied er hierauf ward) ſpielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20. Juli war er einer von den Anſtiftern der Sitzung und des Eides im Ballhauſe, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereigniſſen des 5. und 6. Octobers nahm er an allen Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung lebhaften Antheil und die Feſtigkeit und Redlichkeit, mit welcher er ſich, zum Präſidenten dieſer Verſammlung erhoben, bei allen ſchwierigen Verhältniſſen benahm, und eben ſo ſehr die Sache der Nation vertheidigte, wie das Unrecht zurückwieß, welches man im Begriff ſtand gegen den Herrſcherſtamm auszuüben, erwarben ihm für immer die Achtung aller Beſſern. Als aber endlich der Strom wilder Anarchie unaufhaltſam überhand nahm und keine Hoffnung mehr war, das wilde Treiben mehr zügeln zu kennen, da zog er ſich von allen öffentlichen Geſchäften zurück, begab ſich in die Dauphiné und forderte von hier aus im November (1789) ſeine Entlaſſung. Zugleich gab er eine Darſtellung ſeines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er ſich ſpäter, um den Verfolgungen der Jacobiner zu entgehen, begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit Freiheit und Kühnheit geſchriebnes Werk drucken, worin er die Ereigniſſe des 5. und 6. Oktobers entwickelte und den Bericht Chabroud's zu Gunſten des Herzogs von Orleans und ſeiner Mitſchuldigen widerlegte. Von der Schweiz aus machte er 1793 eine Reiſe nach London, wo ihm die Regierung eine Oberrichterſtelle in Canada mit gutem Gehalte antrug, was er jedoch, die Hoffnung, das Vaterland wiederſehen zu können nicht aufgebend, ablehnte und ſich hierauf, da Genf, ſein bisheriger Wohnort, in den Strudel der Revolution war gezogen worden, von da aus mit ſeiner Familie im J. 1795 nach Deutſchland wandte, woſelbſt ihn der Herzog von Weimar mit Güte aufnahm, und ihm das Luſtſchloß Belvedere (nahe bei Weimar) einräumte, um

dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt für junge Leute aus den höhern Ständen (namentlich für junge Engländer) zu begründen. Mounier war hier auf's Vielfachſte thätig und nützlich und arbeitete unter andern auch hier die Schrift: „De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminées, sur la Revolution de France“ aus, welche zuerſt 1801 in Tübingen und jetzt neuerdings in Paris (1821) erſchienen iſt. Nach dem 18. Brumaire kehrte Mounier nach Frankreich zurück, ward 1802 zum Präfekten des Departements der Ille und Vilaine, und 1804 zum Mitglied des Erhaltungs-Senates ernannt, das Jahr darauf aber in den Staatsrath berufen. Er ſtarb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienſte des Staats; er war erſt Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 kam er aber in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemiſchte Commiſſion zu präſidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte. Später wurde er zum Pär des Reichs erhoben.

Mouradgea d'Ohſſon, geboren zu Konſtantinopel, trat frühzeitig in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte und ſchwang ſich durch ſeine Talente zu den erſten diplomatiſchen Würden empor. Er wurde zum Geſchäftsträger, zum Ritter des Waſaordens und endlich zum bevollmächtigten Miniſter und außerordentlichen Botſchafter ernannt. Seine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache ſetzte ihn in den Stand, aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er nahm ſich vor, eine Geſchichte Selims II. zu ſchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomaniſchen Reichs. Der Ausführung dieſer Unternehmung widmete er ſich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moſcheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubiſchen, knechtiſchen und mißtrauiſchen Volke die erſten zuverläſſigen Nachrichten einzuſammeln. Mit den zuſammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete ſie aus, und ließ 1788 und 89 die beiden Bände ſeines Tableau géneral de l'Empire ottoman erſcheinen. Dieſes Werk entſprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographiſche Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Abſatz nicht decken konnte, allein d'Ohſſon, der ein bedeutendes Vermögen beſaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausſchmückung ſeines Werks brachte. Die Revolution unterbrach ſeine litterariſche Thätigkeit; er begab ſich wieder nach Konſtantinopel. Selim III., der die Gelehrſamkeit ſchätzte, nahm ihn günſtig auf, ließ ſich die beiden erſchienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimniſſe unzufrieden zu ſein, daß man den gelehrten Forſcher bei ſeiner Arbeit durch willfährige Mittheilung der ihm nöthigen Nachrichten und Quellen unterſtütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Konſtantinopel kam d'Ohſſon nach Paris zurück, wo er von ſeinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbſt die Niederlagen, worin er die Exemplare ſeines Werks nebſt den Platten, Zeichnungen u. ſ. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne ſich durch dieſe Unfälle niederſchlagen zu laſſen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein hiſtoriſches Gemälde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung deſſelben beſchäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique

de l'Orient erſcheinen laſſen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung ſeiner Arbeit fürchten ließ. Er ſuchte und erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß, ſich auf's Land zurückziehen zu dürfen. Hier ſetzte er ſeine Beſchäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Beſtrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für ſich beſtehenden Abtheilungen eine vollſtändige Darſtellung des ottomaniſchen Reichs enthält. Dieſe drei Abtheilungen führen die beſondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geſchichte aller Völker unter ottomaniſcher Botmäßigkeit; Tableau général de l'Empire ottoman, eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohſſon 1807 ſtarb.

Moxa, ein ſichres Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche, noch nicht eingewurzelte Gicht, iſt ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, welches auf den leidenden Theil geſetzt oben angezündet wird, und dann langſam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer zuerſt das Fleiſch und dann das Perioſtium (die Knochenhaut) ergreift, ſind ſehr ſchmerzhaft, die übrigen faſt gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meiſtens in Eiterung über. Die Moxa ſtammt aus Oſtindien. Bei den Türken wird ſie häufig angewandt, und neuerdings iſt ihr Gebrauch von franzöſiſchen Aerzten ſehr empfohlen worden.

Mozambik, Küſtenſtrich an der Oſtſeite von Südafrika, welcher ſich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambesefluſſes (8—15° S. Br.) in einer Länge von etwa 140 Meilen erſtreckt. Längs der Küſte hin iſt das Land meiſt eben, zum Theil auch ſumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden iſt jedoch beinahe durchgehends ſehr fruchtbar an Getreidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fiſchen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieſer Küſte, und in der noch ſüdlicher liegenden Küſte Sena oder Sofala, ſo wie auf einigen daſelbſt liegenden Inſeln haben die Portugieſen einige Beſitzungen und Niederlaſſungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden (50 Q. M. mit 60,000 Einw.). Während der Blüthe der portugieſiſchen Monarchie waren dieſe Niederlaſſungen von wirklicher Wichtigkeit. Jetzt iſt nur noch ein Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik ſteht in ſeinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Biſchof, dem Miniſter (ſo heißt der Präſident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen beſteht. Der Sitz des Gouverneurs iſt in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küſte entfernten Inſel Mozambik gelegnen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugieſiſchen Beſitzungen in Afrika iſt, und einen ſehr feſten und ſichern Hafen, 350 Häuſer und 2800 Einwohner hat, worunter ſich 500 Portugieſen und Abkömmlinge derſelben befinden. Die Portugieſen fanden ſchon 1498 auf ihrer erſten Fahrt nach Indien auf dieſer Inſel eine Stadt, die anſehnlichen Handel trieb, und einen arabiſchen König, der ſie beherrſchte. Die Inſel hatte wegen ihrer Lage, und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugieſen, als daß ſie nicht bald hätten ſuchen ſollen, ſich derſelben zu bemächtigen. Dies geſchah auch, und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugieſen wieder zu vertreiben. Der Handel von Mozambik hat vorzüglich

drei Hauptgegenſtände, nämlich Negerſklaven, Elfenbein und Goldſtaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Chriſten in Spanien zur Zeit der arabiſchen Herrſchaft. Sie behielten vom 8—12. Jahrh., da ihre kirchliche Verbindung mit Rom faſt aufgelöſt war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabiſche genannt wurde. Gregor VII. ſchaffte ſie ab, und drang ihnen dafür die römiſche auf; nur in einer Kapelle der Kathedrale von Toledo iſt der mozarabiſche Ritus noch beibehalten. Vergl. Spanien. E.

Mozart (Leop.), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er ſtudirte zu Salzburg und trat 1743 als Hofmuſikus in die Kapelle des Erzbiſchofs. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirektors der Kapelle dieſes Fürſten. Die Zeit, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Compoſition und auf der Violine. 1756 erſchien zu Augsburg ſein Verſuch einer gründlichen Violinſchule; ein Werk, das, nach dem Zeugniſſe der größten Meiſter, von dem ausgebreitetſten Nutzen geweſen. Außerdem hat er Oratorien und andre Kirchenſtücke, Theatermuſiken u. ſ. w. geliefert.

Mozart (Joh. Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus), der größte deutſche Componiſt, ward zu Salzburg 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, freute er ſich ſchon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Klavier gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing ſein Vater gleichſam ſpielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Klaviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, um ſie mit der vollkommenſten Nettigkeit und mit dem feſteſten Takte zu ſpielen. Von nun an machte er ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er in ſeinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er ſeinem Vater vorſpielte und dann von dieſem zu Papiere bringen ließ. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß er früher ſich für alle Kinderſpiele ſo empfänglich zeigte, daß er Eſſen und Trinken und alles Andre darüber vergeſſen konnte; aber von der Zeit an, wo er Muſik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geſchmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerſtreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenſtände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; ſo blieb doch die Muſik diejenige Beſchäftigung, von welcher ſeine ganze Seele erfüllt zu ſein ſchien. Mit Rieſenſchritten ging er darin vorwärts, ſo daß ſelbſt ſein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe ſeiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überraſcht wurde. Dies war einſt der Fall mit einem Klavierkoncerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunſt geſetzt, aber auch zugleich ſo ſchwer war, daß es nur ein geübter Künſtler hätte ſpielen können. In ſeinem ſechsten Jahre war der junge Mozart bereits ſo weit fortgeſchritten, daß ſein Vater bewogen wurde, mit ihm und ſeiner Schweſter, Maria Anna, welche ebenfalls ein muſikaliſches Genie war, eine Reiſe nach München, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuoſen dem kaiſerlichen Hofe vorgeſtellt wurden. Die beiſpielloſe Fertigkeit, die bei einem ſolchen Alter von Allen als ein Wunder angeſtaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas ſehr Anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Kennern ſpielen wollte, und das Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiſer Franz, daß er Wagenſeil holen laſſen ſollte; dies geſchah, und der junge Mozart trug nun

eins ſeiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt ſich lediglich auf das Klavier beſchränkt. In Wien ſchenkte man ihm eine kleine Geige, und er hatte auf derſelben, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wiſſen des Vaters, bereits ſolche Fortſchritte gemacht, daß er zum Erſtaunen aller Anweſenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präciſion und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es ſich, daß das ganze innere Sein des jungen Mozart der Muſik hingegeben und nur durch ſie vorhanden ſei; denn nur Muſik beſchäftigte ihn ganz. Auch iſt es ſchon aus dieſer Zeit höchſt bemerkenswerth, daß ſeinem Gehöre jeder Mißklang, jeder rauhe, ſchmetternte und durch Zuſammenſtimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er ſogar einſt bei demſelben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde ſank. Finden wir die Wirkung von dieſem, nur für das Schöne der Kunſt empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrſcht nicht, trotz der gewohnten Vollſtimmigkeit, in jedem Takte derſelben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die ſelbſt in ihren kühnſten Uebergängen und Fortſchreitungen auch dem ungebildetſten muſikaliſchen Sinne zur Wolluſt wird? — Bewirkt nicht eben dieſe klare Vollſtändlichkeit der mozart'ſchen Werke, daß ſie alle, ohne Ausnahme, dargeſtellt, geſungen und von Allen mit gleichem Entzücken genoſſen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieſer Zeit, daß er einſt die um einen halben Viertelton verſchiedne Stimmung ſeiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hauſe geſpielt hatte, zum Erſtaunen der Anweſenden, welche dieſe Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im J. 1763, alſo im ſiebenten Jahre des jungen Mozart, machte die Familie die erſte große Reiſe außer Deutſchland, wodurch ſein Ruhm ſich allgemein verbreitete. Nachdem ſie mehrere große Städte beſucht, kam ſie im Nov. d. J. in Paris an, wo ſie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterſtützung gleichſam überſchüttet wurde, und wo der junge Mozart ſeine erſten Klavierſonaten herausgab. 1764 reiſte die Familie nach England, und ließ ſich am königlichen Hofe hören, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung ſpielte. In einem öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von ſeiner Compoſition vorgetragen. Hier ſowol als in Paris wurden ihm die ſchwerſten Klavierſachen von Bach, Händel u. ſ. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präciſion vortrug. Während ſeines Aufenthalts in England componirte er ſechs Sonaten, die er in London ſtechen ließ und der Königin widmete. Im Juli 1765 reiſte die Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbſtatthalter ſpielte. Hierauf ging er wieder nach Paris und, nachdem ſie zwei Mal in Verſailles geweſen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Kurfürſt dem jungen Mozart ein Thema vorſang, welches dieſer, in ſeiner Gegenwart, ohne Klavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Kurfürſten und aller Anweſenden vortrug. Endlich kam ſie, zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg an, wo ſie bis 1768 blieb und darauf eine zweite Reiſe nach Wien machte. Hier ſpielten die beiden Geſchwiſter vor dem Kaiſer Joſeph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komiſche Oper, la finta Semplice, in Muſik zu ſetzen. Sie erhielt den Beifall des Kapellmeiſters Haſſe und Metaſtaſio's, ward aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waiſenhauskirche ſetzte er das Amt, das Offertorium und

ein Trompetenconcert, und leitete als zwölfjähriger Knabe dieſe feierliche Muſik in Gegenwart des kaiſerlichen Hofes. 1769 trat Mozart, der Koncertmeiſter beim ſalzburgiſchen Hoforcheſter geworden war, in Geſellſchaft ſeines Vaters eine Reiſe nach Italien an. In Bologna bewunderte beſonders der berühmte Pater Martini den Knaben, der unter andern ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle bearbeitete und es auf dem Klaviere ausführte. In Rom erregte er auf eine andre Weiſe die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miſerere, welches alljährlich in der Charwoche in der ſixtiniſchen Kapelle geſungen wird und damals noch ſehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergeſtalt gelang, daß, als er es in einer Geſellſchaft am Klaviere ſang, der Sopraniſt Chriſtofori, der es in der Kapelle geſungen hatte und in der Geſellſchaft zugegen war, die lebhafteſten Beweiſe ſeiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della Pietà, in ſeinem Ringe ſtecke die Zauberkunſt ſeines Spiels: er zog ihn ab, und nun erſt wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papſte das Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns; in Bologna ward er, nachdem er bei verſchloßnen Thüren in einer halben Stunde eine vierſtimmige Antiphonie geſetzt hatte, einſtimmig als Mitglied und Kapellmeiſter der philarmoniſchen Akademie aufgenommen. Da er ſich bereits zur Compoſition der erſten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, ſah er ſich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müſſen. Er kam zu Ende Oct. 1770 in Mailand an und componirte daſelbſt in ſeinem 14. Jahre die erſte Oper, Mithridat, die ſchon am 26. Dec. aufgeführt und dann mehr als zwanzigmal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den dieſe Oper erhielt, kann man auch ſchon daraus ſchließen, daß die Unternehmer ihm ſogleich auch die Compoſition der Oper 1773 ſchriftlich zuſagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit Ehre überhäuft, und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm in Namen der Kaiſerin Maria Thereſia die Compoſition der großen theatraliſchen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm dieſen Auftrag und reiſte im Auguſt wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten ſtets Mozart's Serenata und eine von Haſſe componirte Oper abwechſelnd aufgeführt wurden. In Winter 1773 ſetzte er darauf eben daſelbſt die ihm übertragne Oper: Lucio Silla, welche ſechsundzwanzig Mal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komiſche Oper: la finta Giardiniera (1775), zwei große Meſſen, eine Serenate, il Re pastore, und in Paris, wohin er zum zweiten Mal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel geſetzt hatte, ging er in ſeinem 24. Jahre nach Wien, wo er in kaiſerliche Dienſte trat und auch ſeit dieſer Zeit ſtets geblieben iſt. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen ſein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Raphael der Tonkünſtler. So wie dieſer ſeltne Geiſt aber früh ſchon in ſeiner Kunſt Mann wurde, ſo blieb er hingegen in allen übrigen Verhältniſſen des menſchlichen Lebens ſtets Kind. Er lernte nie ſich ſelbſt

regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und beſonnene Wahl im Genuſſe hatte er keinen Sinn. Allein eben dieſer immer zerſtreute, immer in ſich zurückgezogne Menſch ſchien ein ganz andres, ein höheres Weſen zu werden, ſobald er ſich an das Klavier ſetzte. Dann ſpannte ſich ſein Geiſt, und ſeine Aufmerkſamkeit richtete ſich ungetheilt auf den einen Gegenſtand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebſten ſpielte er bei Nacht und bis zum früheſten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Klavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von sechs oder ſieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meiſtentheils im Bette; dann ſetzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas Dringendes zu verfertigen war. Außer der Muſik ſchien er nur noch eine Leidenſchaft zu haben, das Billard. Was ſeine Körperbildung betraf, ſo zeichnete ſich dieſe durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts Außerordentliches in ſeiner Phyſiognomie. Von den Werken, die ſich auf den Bühnen von ganz Deutſchland erhalten haben, und ſtets das Entzücken der deutſchen Nation ſein werden, componirte er ſeinen Idomeneo, Re di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, ſagte Joſeph II. zu Mozart: „dieſe Muſik iſt zu ſchön für unſre Ohren, doch ſind gewaltig viel Noten darin!" „Gerade ſo viel, als ſich gehört," antwortete der Künſtler. Den ausgezeichnetſten und allgemeinſten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daſelbſt componirte Mozart in demſelben Winter ſeinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts deſtoweniger wollte man dieſer Muſik in Wien während der erſten Vorſtellungen keinen Geſchmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieſer Gelegenheit Mozart'en für den größten aller damals lebenden Componiſten erklärte. Nachdem er noch 1790 Cosi fan tutte und während der Krankheit, die ſeinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem geſetzt hatte, ſtarb er am 5. Dec. 1792 im 36. Jahre ſeines Alters. Auch in ſeinen Inſtrumental-Compoſitionen (ſeinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Klavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten ſein und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmuſik, zu welcher beſonders ſeine großen Hymnen und Miſſen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Urſprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Compoſition einer Seelenmeſſe auf, für welche Mozart den Preis ſelbſt beſtimmen ſoll. Dieſer fodert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will ſich aber, um der Arbeit die möglichſte Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts deſtoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis im Voraus, und verſpricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu ſchreiben, und iſt eben im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um ſich dorthin zu begeben, als jener Bote erſcheint und an das Requiem mahnt. Mozart entſchuldigt ſich, verſpricht, nach ſeiner Zurückkunft aus Prag ſogleich an die Arbeit zu gehen und ſich alsdann durch nichts an deren Vollendung ſtören zu laſſen. Der Bote ſcheidet. Mozart beginnt nach ſeiner Zurückkunft aus Prag die Compoſition der Seelenmeſſe mit ei-

nem Feuer, mit einem Intereſſe, welches ihm bis dahin noch keines ſeiner Werke eingeflößt hat, ſo daß ſeine Gattin von ſo ungewöhnlicher Anſtrengung für ſeine ohnehin ſchon kränkliche Geſundheit Alles befürchten zu müſſen glaubt; ja, Mozart äußert einſt mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für ſich ſelbſt ſetze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur, und gibt ſie ihm nur auf ſein inſtändiges Bitten nach anſcheinend völlig wiederhergeſtellter Geſundheit wieder. Mozart endet die Arbeit bis auf ein Geringes, fällt in ſeine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker, und ſtirbt. Gleich nach ſeinem Tode erſcheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es iſt. Süßmayer ſoll hernach zu dem Sanctus die Inſtrumente, welche noch fehlten, hinzugeſetzt und das Werk ſo eingerichtet haben, wie es gedruckt in unſern Händen iſt. Dies die Entſtehung dieſes Werks, die aber auf verſchiedne Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meiſterwerken, welche Mozart während eines ſo großen Lebens geliefert hat, betrachtet: ſo kann man ſich der innigſten, tiefſten Klage über ſeinen ſo frühen Tod kaum enthalten. Uebrigens will Mozart nicht beſprochen, nicht erklärt, ſondern genoſſen werden: er iſt ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verſtande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neuerſchaffnen, alle bis dahin betretnen Bahnen verlaſſenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunſt erſchöpfende und doch zugleich himmliſch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Muſiker, gleich mächtig an. So iſt namentlich ſein Don Juan ein Werk, in dem alles erſchöpft iſt, was die Seele des Menſchen in ihrer tiefſten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchen uns der ewige Geiſt der Welt ſelbſt mit ſeinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das ſelbſt in ſeiner ſittlichen Richtung zu einem jüngſten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewiſſen die Poſaune (denn was iſt die mit der Erſcheinung des Geiſtes ertönende Muſik anders?) in ſchrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch ſein Requiem, in welchem Mozart's Geiſt ſeine eigne Verklärung feiert. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den erſten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit ſeines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porſenna, König der Etrusker, ein Bundesgenoſſe des vertriebnen Tarquin, belagerte im Jahr der Stadt 246 Rom, und ſchon litt man hier an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen ſollte, den römiſchen Senat um die Erlaubniß bat, ſich in das feindliche Lager zu begeben. In der Abſicht, den König zu ermorden, bewaffnete er ſich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete ſtatt des Königs deſſen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da ſprach er mit unerſchrockner Miene zu Porſenna: „Ich bin ein römiſcher Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unſern Feind, tödten wollen, und ſo viel Muth ich zum Tödten hatte, ſo viel habe ich auch zum Tode. Ich bin nicht der Einzige, der dieſen Entſchluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römiſcher Jünglinge wird nach mir denſelben Ruhm erſtreben. Dieſen Krieg kündigt dir die römiſche Jugend an.“ — Zornig und erſchrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdecke, welche Anſchläge gegen ihn im Werke ſeien. Mu-

cius erwiederte: „Damit du ſiehſt, wie wenig diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm ſtreben, ſo ſiehe, was ich thue.“ Mit dieſen Worten hielt er ſeine Hand in eine auf dem Altar ſtehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porſenna ließ ihn gewaltſam hinwegreißen. „Gehe fort von hier,“ ſagte der König zu ihm, „der du feindſeliger gegen dich ſelbſt als gegen mich handelſt. Ich würde dich belohnen, wenn dein Muth ſich ſo für mein Vaterland gezeigt hätte; ſo aber ſchenke ich dir die Freiheit und entlaſſe dich.“ Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſich dreihundert Jünglinge verſchworen hätten, ihn zu ermorden „Mich,“ ſagte er, „hat das Loos zuerſt getroffen. Die übrigen werden ſo wie das Loos ſie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günſtiges Schickſal dich einem überliefert.“ Geſchreckt durch dieſe Worte, hob Porſena die Belagerung auf und ſchloß Frieden. Mucius erhielt, weil er ſich nur noch mit der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrenſäule vom Senat belohnt.

Mücken gehören zu den Inſekten mit durchſichtigen, unbedeckten Flügeln, und unterſcheiden ſich durch den Saugrüſſel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchſen beſetzt iſt. Bekannt ſind ſie alle durch ihren Biß und deſſen unangenehmes Jucken. Vorzüglich unerträglich ſind deshalb die amerikaniſchen Mosquitos, eine Art der gemeinen Mücken (Culex pipiens) und die kleinen Beißmücken (C. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage ſind. Dieſe erſcheinen des Jahrs zwei Mal in dichten Schwärmen, gegen die man ſich nur durch Dampf ſchützt; ſie tödten dann oft das Vieh, welchem ſie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken ſtechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Geſtalt eines kolbenförmigen Medicinglaſes, und werden von ihnen in zuſammengeklebten Reihen in's Waſſer gelegt, wo ſie ſich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Dieſe ſind wurmförmig, haben am Kopfe zwei Zangen, am Hintertheil zwei Schwänze und bewegen ſich äußerſt ſchnell; nachdem ſie ſich einigemal gehäutet haben, erſcheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und ſchwarz, ſie freſſen nichts mehr, können aber nicht unter Waſſer bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus dieſen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts ſehr ſchnell heraus, was man in einem Glaſe voll faulen Teichwaſſers, das im Junius geſchöpft und im Sonnenſchein erwärmt wird, ſehr leicht beobachten kann. F.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Scheik=Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), iſt in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Geſetze, und folgt im Range unmittelbar nach dem Großvezier. Er genießt ſogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieſer nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiſer ab; ſo lange er in ſeinem Poſten ſteht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur abſetzen kann ihn der Kaiſer, und ohne ſein Vermögen dabei einzuziehen. Der Mufti wird als Ausleger des Koran über alle gerichtliche Handlungen, beſonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und gibt gewöhnlich ſeine Meinung ganz kurz und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen ſetzt er noch hinzu: „Gott weiß, was beſſer iſt.“ In der Unterſchrift nennt er ſich den armen Knecht Gottes. Ein ſolcher ſchriftlicher Ausſpruch heißt Fetfah; und daher der Mufti ſelbſt Sahibi=Fetive, d. h. Herr der richterlichen Ausſprüche, und ſein Sekretär Fetfah=Emini. Die=

ſer geht ihm an die Hand, ſetzt auch wol in Sachen womit ſich der Mufti nicht ſelbſt bemüht, den Spruch auf and legt, ihm denſelben zur Unterſchrift vor. Die feſtgeſetzten Einkünfte des Mufti belaufen ſich täglich auf 2000 Aſper (ungefähr 21 Thaler). Da er aber viele Stellen an den kaiſerlichen Moſcheen zu beſetzen und bei allen Beförderungen der Geſetzverſtändigen zu thun hat, ſo fließen ihm noch anſehnliche Neben-Einnahmen zu. In großen Städten iſt ein Untermufti, der ſeine Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geſchenke erhält.

Muggendorf, ein kleiner Flecken in einem tiefen Thal an der Wieſent, jetzt zum baierſchen Obermainkreiſe, Landgericht Ebermanſtadt, gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhlen, die in den ringsumhergelegnen Bergen befindlich ſind Die ſchönſte und größte iſt die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit beſetzte Roſenmüllers-Höhle; die für die Naturforſcher merkwürdigſte aber iſt die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beſchwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felſengängen große Maſſen halbverhärteten Thons, und in demſelben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Roſenmüller und Goldfuß haben Beſchreibungen dieſer Höhlen geliefert.

Muhamed, Muhammedaner, ſ. Mahomet.

Mühlberg, die Schlacht bei, gehört zwar nicht zu denen, wo viele Tauſende verſtümmelt und getödet den Boden decken, allein ſie hatte in politiſcher Hinſicht die entſchiedenſten Folgen und würde ſie ſelbſt in religiöſer, in Beziehung auf Proteſtantismus gehabt haben, wenn nicht zur rechten Zeit noch der Kurfürſt Moritz, der die Früchte derſelben auf Koſten ſeines Verwandten, einen kühnen Entſchluß gefaßt und ſich zum Gegner Carls V. erklärt hätte. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte hatten ſich bereits unter dem Kurfürſten Johann von Sachſen 1531 zu Schmalkalden zu einem Bunde vereint, an deſſen Spitze, als er bald dauf ſtarb, der fromme, gute, perſönlich tapfre, aber nicht umſichtige Johann Friedrich der Großmüthige, ſein Sohn, der ihm in der Kurwürde folgte, mit dem Landgraf Philipp von Heſſen ſtand. Dieſem Bunde Trotz zu bieten, war ein dadurch 1538 veranlaßter heiliger Bund zwiſchen den katholiſchen Fürſten Deutſchlands geſchloſſen worden, der ungleich mehr Einheit und Kraft hatte und dem Kaiſer Carl V. dazu diente, den ſchmalkaldiſchen m Zaume zu halten, bis endlich der letztre gänzlich aufgelößt wurde. Dies wurde beſonders dadurch befördert, daß der junge Herzog Moritz von Sachſen, obſchon ein Proteſtant, 1546 ein geheimes Bündniß mit dem Kaiſer Carl V. abſchloß, und als der Kaiſer den Kurfürſten Johann Friedrich in die Reichsacht erklärte, die Vollziehung derſelben übernahm. Die Streitkräfte des Kurfürſten ſtanden, mit denen des Bundes vereint, im ſüdlichen Deutſchland, als Johann Friedrich erfuhr, wie ſein Vetter ſelbſt, dem er die Bewachung und Beſchützung ſeiner Länder anvertraut hatte, in dieſe eingefallen ſei und ſie binnen 15 Tagen bis auf drei feſte Städte eingenommen habe. Der Erſtere eilte ſchnell zurück, eroberte ſein Land wieder, drohte ſogar Leipzig zu nehmen, das er (Jan. 1547) hart belagern ließ; allein ſtatt den Herzog Moritz nicht neue Kräfte ſammeln zu laſſen, ging er mit ihm einen Waffenſtillſtand auf 4 Wochen ein, der dem Kaiſer Carl und ſeinem Bruder Zeit gewährte, ihre Streitkräfte heran zu bringen. An dieſe Annäherung des kaiſerlichen Heers dachte er ſo wenig, daß es ihn ganz unvorbereitet überraſchte. Sein

ganzes Heer zählte nur 13,000 Mann und ſtand zwiſchen Mügeln und Meißen. Er ließ es ſogleich bei Meißen über die Elbe gehen und brannte die Brücke hinter ſich ab; daſſelbe geſchah mit der Schiffbrücke, die er bei Mühlberg hatte und ſo zog er raſch nach Torgau und Wittenberg hin. Unter den Kanonen des letztern hoffte er der Uebermacht Trotz bieten zu können. Allein die Schiffbrücke brannte nur zum Theil ab. Ein Bauer zeigte dem Herzog Moritz eine Furth, wo die ganze Reuterei durch die Elbe gehen konnte und indeß die Schiffbrücke für's Geſchütz wieder hergeſtellt wurde, ſchwammen die Spanier in Menge durch den Fluß. So gelang es Carl V., den Kurfürſten (am 24. April 1547) ſchnell hinter Mühlberg mit der Reuterei einzuholen. Die ſächſiſchen Völker zeigten wenig Tapferkeit. Sie flohen durch die lachauer Heide der Veſte Wittenberg zu; der Kurfürſt ſelbſt gerieth nach tapfrer Gegenwehr mit dem Herzog von Braunſchweig in Gefangenſchaft und ward ſelbſt mit dem Tode bedroht. Die Verwendung vom Herzog Moritz und andern deutſchen Fürſten verhütete nun zwar dieſes Geſchick, deſſen Umdrehung durch nur Wittenberg zur Uebergabe beſtimmt werden ſollte. Allein es konnte nicht verhindert werden, daß der Kurfürſt auf alle ſeine Staaten verzichten und froh ſein mußte, für ſeine Kinder ſo viele Aemter, Städte und Flecken angewieſen zu ſehen, als nöthig waren, ein jährliches Einkommen von 50,000 Gulden zu erhalten. Alle übrigen Ländereien Sachſens gingen nebſt der Kurwürde auf ſeinen Vetter Moritz über. Damit hatte die ſächſiſche erneſtiniſche Linie zu regieren aufgehört, inſofern ſie die Kurwürde beſaß, und es bildeten ſich daraus die herzoglichen ſächſiſchen Staaten, während die bisherige albertiniſche herzogliche Linie die Kurwürde und ganz Sachſen mit Ausnahme der Landestheile erhielt, die Moritz zur Aufbringung jener 50,000 Gulden abtreten mußte. Wenn die mühlberger Schlacht nicht ſolche wichtige nachtheilige Folgen, die durch die Einnahme von Heſſen und ſo ferner noch größer wurden, für die Religionsfreiheit hatte: ſo verdankte dies der Proteſtantismus bloß dem jungen, gewandten Moritz, der Carls V. Vertrauen beſaß und bei vieler Wärme für Luther's Lehre dennoch nicht den blinden Eifer zeigte, welcher den armen Johann Friedrich geſtürzt hatte.

Mühlen, Mühlenregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung. Mühlen nennt man in der weiteſten Bedeutung des Woets ſolche Maſchinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung geſetzt werden; im engern Sinne ſolche, durch welche etwas zerſtückt oder zerrieben wird, namentlich ſolche, die zu Zermalmung des Getreide zur Bereitung des Oels zum Schneiden des Holzes u. ſ. w. dienen. Man kann daher die Mühlen ſehr verſchieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck ſind ſie: a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne), wenn ſie zu Bearbeitung des Getreides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Oelmühlen; d) Schneidenmühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. ſ. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Waſſermühlen, und zwar wenn das Waſſer auf das Rad fällt: a) oberſchlächtige, und wenn es nur durch den Stoß von unten her wirkt: b) unterſchlächtige; je nachdem ſie feſt ſtehen oder nicht: a) Pfahlmühlen, b) Schiffsmühlen. Erſtere ſind entweder Panſtermühlen, wenn das Waſſer mit ſeiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Waſſers höher oder niedriger geſtellt werden kann; oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befeſtigt ſind, oder Straubemühlen', deren Schaufeln zwiſchen zwei Reifen ſtehen. Bei

allen Waſſermühlen unterſcheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug befindlich iſt, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Waſſer zugeführt wird. Letztres ſetzt nicht ſelten bedeutende Waſſerbauten voraus. B. Windmühlen. Dieſe ſind entweder ſo eingerichtet, daß das ganze Mühlgebäude ſammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude ſteht feſt und nur das Dach (Haube), nebſt der Welle und den Flügeln wird nach dem Winde gedreht, holländiſche Windmühlen. Letztre haben unſtreitig vor den erſtern bedeutende Vorzüge, denn ſie ſtehen ungleich feſter gegen den Wind, und enthalten im Innern viel mehr Raum, auch können bei ihnen alle Arten von Mühlwerken, als Oel-, Schneide-, Papiermühlen u. ſ. w. angelegt werden, während man in den erſtern ſelten mehr als Mahl- und Graupenmühlen anlegen kann. Man nennt dieſe Mühlen holländiſche Mühlen, weil ſie zuerſt als eine Verbeßerung der Bockmühlen in Holland erfunden wurden und dort überhaupt ſehr üblich ſind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizontal oben angebracht ſind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entſprochen. C. Hand- und Roßmühlen werden bloß durch thieriſche Kräfte in Bewegung geſetzt. Die Handmühlen ſind ſelten von großem Nutzen, daher man ſie nur zum Schroten oder höchſtens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leiſten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochſen bewegt werden, nicht ſelten ſehr gute Dienſte. Sie ſind ſo eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maſchine bewegt. Außer dieſen genannten Kräften, welche man zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man ſich in neuerer Zeit auch der Dampfmaſchinen als bewegender Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer gewöhnlichen Mahlmühle iſt meiſt ſehr einfach. An einer Welle befindet ſich das Waſſerrad und hinten ein Kammrad; dieſes greift in ein Getriebe am Mühleiſen, welches in dem obern Mühlſtein (Läufer) befeſtigt iſt, der ſich dadurch auf dem untern Stein (Bodenſtein) dreht, und zwiſchen dieſen Steinen wird das Getreide zermalmt und dann das Mehl durch eine andre Vorrichtung von der Kleie abgeſondert. Der Müller kann den Bodenſtein höher und tiefer ſtellen, und ſo das Getreide entweder ganz zu Mehl zerreiben, oder es bloß ſchälen, Graupen oder Grütze daraus bereiten. Die Erfindung der Mühlen iſt für die Menſchheit eine der wohlthätigſten. Die erſten Mühlen waren Handmühlen, und höchſt wahrſcheinlich unſern Koffeemühlen nicht unähnlich: darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Waſſermühlen. Letztre hatten die Römer, nach Vitruv, ſchon zu den Zeiten Auguſts. Oeffentliche Waſſermühlen kommen erſt unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen ſind 536 von Beliſarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrſcheinlich in's 11. Jahrh., die der Graupenmühlen in's 16. Die Schneidemühlen ſind eine Erfindung des 14. Jahrh. — Mühlenregal heiß das vom Staate ſich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu beſitzen, oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt, oder durch Kauf einer Mühle erworben. — Mühlenzwang heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt ſind, ihr Getreide auf derſelben mahlen zu laſſen, und eine ſolche Mühle heißt Zwangmühle. Mühlenord-

nung, das ſchriftliche Verzeichniß aller Geſetze und Vorſchriften, welche das Mühlenweſen betreffen. — Mahlmetze iſt der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getreides als Lohn. Sie iſt nicht aller Orten gleich hoch. In einigen Ländern beträgt ſie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es iſt billig, ſie bei Getreidetheuerung geſetzlich zu vermindern. — Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entſtehneden Verluſt an Mehl durch Verſtäuben verſteht, iſt in den meiſten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch geſetzlich beſtimmt und beträgt bisweilen den 32. Theil, in Norddeutſchland 1 Procent. Letztres genügt.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches jedoch ſeltner der Fall iſt. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her. In Weſtindien ſind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen geweſen ſind, weil dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Müller (Carl Wilh.), kurſächſ. geh. Kriegsrath und Bürgermeiſter zu Leipzig, verdient durch ſeine kräftige und umſichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Stifter und Begründer trefflicher Volkserziehungsanſtalten und als Verſchönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, wo ſein Vater Gerichtshalter war, 1728 geboren. Er kam auf die Landſchule Pforta und bezog in ſeinem 18. Jahre die Univerſität zu Leipzig, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, begann 1752 als Sachwalter zu prakticiren, und erhielt durch Vertheidigung der trefflich gearbeiteten Diſſertation: de crimine termini moti, die juriſtiſche Doctorwürde. In dem vertrauten Umgange der trefflichſten Geiſter, welche damals in Leipzig lebten, bildete er ſeinen Geſchmack in der Poeſie und Kunſt aus. 1755 gab er einen Verſuch in Gedichten ohne ſeinen Namen heraus. Ferner unternahm er, unterſtützt von einigen andern Gelehrten, ſeit 1756 die brittiſche Bibliothek (bis 1767, 6 Bde), Beurtheilungen und Auszüge ausgewählter Schriften der neuen engliſchen Literatur enthaltend, und lieferte dazu ſelbſt die meiſten Beiträge. 1759 ward er Mitglied des Raths zu Leipzig und hatte das Unglück, im ſiebenjährigen Kriege, nebſt mehrern ſeiner Amtsgenoſſen, in das daſige Schloß als Geiſel von den Preußen geworfen zu werden, was ihm auch eine ſehr unangenehme Krankheit zuzog. Außer einigen ſchriftlichen Arbeiten über den Prozeß, gab er 1768 eine Ueberſetzung der Eugenie des Beaumarchais, und 1776 von Grey's Gedichten, alles anonym, heraus. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magiſtrats, und wurde 1778 Bürgermeiſter und Beiſitzer des Schöppenſtuhls; das erſtre in der Regierung abwechſelnde Amt hat er zwölf Mal mit Ruhm verwaltet. Bald nachher erhielt er den Titel eines kurfürſtl. ſächſiſchen geheimen Kriegsraths. In Fleiß und ſtrenger Pünktlichkeit bei ſeinem Untergebnen, ſo wie in der Genauigkeit und Schnelligkeit der Geſchäftsverwaltung übertraf ihn keiner ſeiner Subalternen. Aber ſein Wahrheitsſinn und ſeine Gerechtigkeitsliebe nahm, beſonders wenn es Handlungen übermüthiger oder leichtſinniger Unterbeamten galt, oft den Schein despotiſcher Strenge an. Doch wußte er auch vernünftigen Rath und gegründete Einwendungen zu achten, und zeigte ſich ſonſt gegen jedermann höflich und beſcheiden. Ein ſcharfer, ſchneller Blick, welcher ihn dennoch vor manchen Mißgriffen in den Perſonen nicht verwahren konnte, ein treffendes Urtheil, ein glückliches Gedächtniß er-

leichterten ihm ſeine Berufswirkſamkeit. Er machte ſich mit den merkwürdigſten Erſcheinungen ſeiner Zeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaft und Kunſt bekannt, ſo wie er in dem klaſſiſchen Alterthum durch fortgeſetztes Leſen und archäologiſche Kenntniß bewandert war, und ſuchte die Ausbeute ſeiner ausgebreiteten, alles Menſchliche umfaſſenden Lectüre in ſeinem Kreiſe anzuwenden. Er ſtand mit vielen geiſtvollen Männern ſeiner Zeit, mit Leſſing, Käſtner, von Blankenburg in Verbindung, und pflegte mit Weiße, Morus und Roſenmüller einen freundſchaftlichen Umgang. Mit des Letztern Berathung entwarf Müller der Plan der Freiſchule in Leipzig. Sie wurde 1792 eingeweiht und genoß fortdauernd ſeiner vorzüglichen Pflege. Durch Roſenmüller ließ er auch 1796 die Einführung eines neuen leipziger Geſangbuchs bewirken. Eben ſo faßte er den herrlichen Plan einer Bürgerſchule, deren Bau aber noch nicht vollendet iſt. Nicht minder ſind die prächtige Wiederherſtellung der Nicolaikirche, die Einrichtung des geſchmackvollen Concertſaals, ſo wie die von ihm geſchaffenen, wenn auch botaniſch mancher Verbeſſerung fähigen Anlagen um Leipzig Denkmäler, die ſeinen Namen noch lange in dankbarem Andenken erhalten werden. Er entſchlief 1801. Man hat ihm in dem ſogenannten Park, einem Theil jener Anlagen ein Monument errichtet.

Müller (Johannes von), der berühmte deutſche Geſchichtſchreiber, wurde 1752 zu Schafhauſen geboren, wo ſein Vater Prediger und Lehrer an der lateiniſchen Schule war. Mehr als von dieſem redlichen, doch ſonſt nicht ausgezeichneten Manne ging von dem aufgeweckten Geiſte und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über, und der letztern Vater, ein geſchichtskundiger Geiſtlicher, Johannes Schoop, gab ihm zuerſt die Richtung auf den nachmaligen Beruf ſeines Lebens. Noch ehe der Knabe leſen konnte, hatte er aus den Geſprächen dieſes freundlichen Greiſes, um den er am liebſten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeſchichte gelernt, und das Alles umfaſſende Wohlwollen, die heitre Weltanſicht und leidenſchaftliche Neigung zur Geſchichte blieb ihm als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge ſeines Alters ſuchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Uebungen ward er durch ſeine zappelnde Lebhaftigkeit, ſein kurzes Geſicht und ſeine kleine zarte Geſtalt ein Gegenſtand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von ſeiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geiſteskraft die ſchönſten Hoffnungen faßten. Uebrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe, und bildete unter dem Einfluſſe einer ſchlichten, alterthümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen ſeiner Vaterſtadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, ſchnell und richtig aufzufaſſen, leicht und treu zu behalten und ſinnreich zuſammenzuſtellen, bewies er ſchon im 9. Jahre durch einen Verſuch, auf eigne Hand die Geſchichte von Schafhauſen in Fragen und Antworten nach Hübner's Manier zu ſchreiben. Aus dieſem Hiſtoriker hatte er bald die Epochen der Univerſal- und Staatengeſchichte inne, Rollin und Boyſen fielen ihm glücklicher Weiſe in die Hände; um dies Fachwerk auszufüllen und den alten Klaſſikern, die er im 13. Jahre verſtohlen zu leſen begann, verdankte er Begeiſterung für Freiheit und ſittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geſchmack und Kraft im Ausdruck; Eigenſchaften, deren Spuren ſchon aus ſeinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie beſtimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in deſſen Hauſe er wohnte, ſeine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, ſein Ziel, Exegeſe

und Kirchengeſchichte ſeine Lieblingswiſſenſchaften wurden. In ſeiner Diſſertation: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum 1770, ſpricht noch ganz der Eifer für das alte Syſtem; erſt Schlözer's Umgang gewann ihn für immer der hiſtoriſchen Forſchung. Sichtbar iſt dieſer Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutſch von Dippold 1810), der erſten Probe, die Müller, nachdem er 1771 in's Vaterhaus zurückgekehrt war, von ſeinen hiſtoriſchen Studien gab, und deren gezwungnes Latein die Kenner nicht hinderte, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfaſſers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall, und übernahm 1772 die Profeſſur der griechiſchen Sprache am Gymnaſium zu Schafhauſen; ſeine Theilnahme an der allgemeinen deutſchen Bibliothek und der Briefwechſel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden, und ſeine Muße gehörte ſchon jetzt den ſchweizeriſchen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entſchluß, die Geſchichte ſeines Volks zu ſchreiben, erſt durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonſtetten auf den Gang ſeines Geiſtes und ſeiner Schickſale gewann. Mit dieſem um ſieben Jahr ältern, höchſt liebenswürdigen Manne ſchloß Müller den berühmt gewordnen Freundſchaftsbund, deſſen Denkmale in den herrlichen Briefen eines jungen Gelehrten an ſeinen Freund (herausgg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten ſind. Auf Bonſtetten's Empfehlung kam Müller 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder ſeinem Geiſte angemeſſen war, mußte er bald inne werden, und vertauſchte ſchon 1775 Tronchin's Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinſchaftlichen Studien zog. Zu Chambeſy, einem Landhauſe am Genfer See, brachte er mit dieſem gleichgeſinnten Jünglinge das glücklichſte Jahr ſeines Lebens zu, und ſtiftete mit ihm und ſeinen Verwandten in England eine dauernde Freundſchaft. Voltaire und mehrere andre Heroen der neuen franz. Literatur wurden ihm damals perſönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforſcher Bonnet, der zu Genthod am Genferſee einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in ſein Haus. Stärkende Fußreiſen in der Schweiz zu und mit Bonſtetten wechſelten in den J. 1777 und 78 mit dieſem reizenden Aufenthalte im Kreiſe der feinſten Geſelligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er ſich auf Bonſtetten's Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die ſchon 1774 angefangenen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der haller'ſchen Urkundenſammlung und andern Handſchriften zur Schweizergeſchichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in deſſen Umgange an Schärfe des politiſchen Ueberblicks und Einſicht in das Weſen der Staatskunſt gewann. Um ſich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meiſt Engländer, unter denen ſich auch der nachmalige (?) Sprecher des Unterhauſes, Charles Abbot, befand, Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Er trug ſie erſt ethnographiſch, dann ſynchroniſtiſch in franz. Sprache vor, arbeitete ſie 1779 zu Genf, 1781 zu Caſſel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und ſchrieb ſie endlich 1797 zu Wien in deutſcher Sprache auf, in welcher Geſtalt ſie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geſchichten in den drei erſten Bänden ſeiner Werke 1810 erſchienen ſind. Der Beifall

ſeiner Zuhörer belohnte ihn für dieſe Arbeit, die in ihrer letzten Geſtalt zwar noch die Spuren jener erſten flüchtigen Entſtehung, aber auch das Gepräge ſeines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt hiſtoriſchen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erſcheinung in der Geſchichte nach Zeit, Ort und Umſtänden würdigt, an ſich trägt. Seinen Rang unter den Hiſtorikern ſollte jedoch ein andres größeres Werk beſtimmen. Während jener Abwechſelungen, die ſeine Lage in den J. 1774 bis 80 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geſelligkeit, abhängig von edelgeſinnten, doch nicht ſelten launiſchen Beſchützern, mehrere Male zu ſtörenden Nebengeſchäften um Gunſt und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Begeiſterung bedurfte, um ſein Talent zu behaupten, hielt er doch, durch Bonſtetten's aufopfernde Freundſchaft und die bereitwillige literariſche Unterſtützung vieler ſchweizeriſchen Geſchichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert, ſein Ziel, die Geſchichte der Schweiz, zu ſchreiben, unverrückt im Auge. Den mehrjährigen Kampf mit den Zumuthungen ſeines Vaters, der ihn immer noch dem geiſtlichen Stande zu erhalten und nach Schafhauſen, wo ihm ſeine Profeſſnr offen gelaſſen worden war, zurückzuziehen dachte, endigte 1779 der Tod dieſes allzuſorgſamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes. Unter mehreren Zerſtreuungen dieſes Jahres, deſſen Sommer er im Saanenlande mit Bonſtetten nicht ohne eine ſchöne Frucht (die Geſchichte der Landſchaft Saanen im 12. Bd. ſ. Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hinbrachte, hatte er den erſten Band der Schweizergeſchichte vollendet, und da er den Genfern durch eine Reiſe in Geſchäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienſt der Dankbarkeit geleiſtet, wandte er ſich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Cenſur ſein Werk endlich unter dem falſchen Verlagsorte in Boſton 1780 an's Licht kam. Ein beßrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reiſe, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei ſechs Monate blieb, ſeine Essais historiques herausgab, und in Folge derſelben mit Friedrich II. eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuſchter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anſtellung in der berliner Akademie gefaßt, ſah er ſich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch ſchon 1773 das ihm auf Nicolais und Merian's Empfehlung angetragne Rectorat am joachimsthalſchen Gymnaſium ausgeſchlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämiſche Recenſion in den göttingiſchen Anzeigen und vaterländiſche Mißurtheile über ſeine Schweizergeſchichte, endlich die Unruhen in Genf. In Gleim's Armen zu Halberſtadt und in der Auszeichnung des herzogl. Hofes zu Braunſchweig fand er daher den Troſt, deſſen ſein reizbares Herz ſo ſehr bedurfte, und nahm nun ohne Bedenken die Anſtellung, die ihm der General und Staatsminiſter von Schlieffen als Profeſſor der Geſchichte am Carolinum zu Caſſel verſchaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundſchaft dieſes großen Kenners der Geſchichte und des klaſſiſchen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in ſeinen Vorleſungen gaben hier ſeinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht ſeiner Aufnahme in die Société des Antiquités zu Caſſel waren zwei, im 8. Bde. ſeiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié

du 8. siècle. Immer geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publikum zu ſprechen, wie er ſchon in ſeinen Essais über die genfer Unruhen gethan, ſtellte er 1782 in den Reiſen der Päpſte, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigſten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürſtl. Gewaltherrſchaft dar. Sie verſchaffte ihm in dem durch Kaiſer Joſephs Reforme geängſtigten Rom und katholiſchen Deutſchland bald viele Freunde, und eine Anſtellung in Rom würde ihm damals offen geſtanden haben, wenn er der päpſtl. Gunſt ſeinen Proteſtantismus hätte aufopfern wollen. Wie ſehr es ihm aber mit dieſem und mit der Religion überhaupt Ernſt war, zeigen ſeine Briefe aus dieſer Zeit, und ein Geſpräch mit Aglaja über das Chriſtenthum, das er 1782 niederſchrieb. Seine, noch in dieſem Jahre erfolgte Anſtellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffen's Fürſorge zu danken; als aber dieſer die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältniſſe zu Caſſel auf, ihm zu behagen, und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 ſeine Entlaſſung, um bei Robert Tronchin als Vorleſer und Geſellſchafter zu bleiben, und ſeine Schweizergeſchichte in der Nähe der Quellen fortzuſetzen. So trat er nun, nach einer dreijährigen Abweſenheit, reifer und ruhiger in die alten Verhältniſſe zurück, und wiederholte zu Genf ſeine Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Aber je ſtärker inzwiſchen im öffentlichen Amte und bei ſteigendem Beifall das Gefühl ſeines Werthes und Berufes bei ihm geworden war, deſto drückender empfand er auch bald die alten Uebel dieſer Lage: Zeitverluſt in der Geſellſchaft, und des gealterten, kränklichen Tronchin's Launen, der die Erfüllung ſeines Verſprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufſchob. Müller ging daher im Okt. 1784 auf Bonſtetten's Gut Valeires in die Einſamkeit, wo er den erſten Band der Schweizergeſchichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten raſch vorwärts rückte, um ſich dann im Sommer 1785 durch Reiſen Erholung zu ſchaffen und den Winter in Bern zu ſein. Kaum hatte er hier die während der Fortſetzung ſeiner Hauptarbeit um ſeines Fortkommens willen gehaltenen Vorleſungen über die alte Geſchichte mit einer Abſchiedsrede voll des glühendſten Patriotismus (ſ. den 12. Bd. ſeiner Werke) beendigt, als ihn der Kurfürſt Friedrich Carl Joſeph nach Mainz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Caſſel her befreundeten Anatomen Sömmering hatte dieſen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil eine angemeſſene feſte Anſtellung in der Schweiz ſich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Penſion vom berner Adel ab, und trat im Febr. 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Mainz an, wo er noch in dieſem Jahr die neue Ausgabe des erſten und den zweiten Band der Schweizergeſchichte zu Stande brachte und vom Kurfürſten immer mehr in die öffentlichen Geſchäfte gezogen wurde. Hiedurch in die Verhandlungen über den Fürſtenbund verwickelt, ſuchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutſchen Muſeum 1786: Zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darſtellung des deutſchen Fürſtenbundes 1787, welcher Geiſt ihn beſeelen ſolle, und ſprach in den Erwartungen Deutſchlands vom Fürſtenbunde 1788 das Leid der Edlen über die Trümmer dieſes loſen Gebäudes aus. In dieſen anonym erſchienenen Schriften erkannte man bald die Meiſterhand des ſtaatsklugen Geſchichtſchreibers und den Grund des ſeltnen Vertrauens, mit dem ſein Kurfürſt ihn beehrte.

Obgleich reformirter Proteſtant und Laie ward er von dieſem 1787, wegen Dalberg's Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf ſeines Bibliothekariats entledigt und in der Kabinetskanzlei angeſtellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannigfaltigſten, das ihm neue Studium des deutſchen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeſchäften, für deren Mühſeligkeit ihn die väterliche Freundſchaft des Kurfürſten nicht ganz entſchädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürſtenbund und den Briefen zweier Domherren 1787, worin er den veralteten Domkapiteln eine veredelte, zeitgemäßere Beſtimmung anwies, auch die erſte Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewiſſenhaften Gebrauch ſeiner Zeit und für die Anſtrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiſerwahl 1790 ſich wieder in das Gewühl der Geſchäfte zu ſtürzen. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten, und beſonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieſes Jahres ſeinen Abſchied zu ſuchen. Doch hier zeigte ſich, in welchem Grade Müller wegen ſeiner Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Kurfürſten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Penſionen anzuziehen ſuchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Kurfürſt durch die Beſtallung zum geheimen Staatsrath, Referendar und Director der kurrheiniſchen Kreisarchive feſt, und eine ganz ungeſuchte Gunſt des Kaiſers erhob den ſchlichten Johannes Müller im Jan. 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in dieſem weit umfaſſenden Wirkungskreiſe bald zu Mainz, bald zu Aſchaffenburg, gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskriegs über Deutſchland hereinbrach. Bei ſeiner Rückkehr von einer Geſchäftsreiſe nach Wien fand Müller im Okt. 1792 Mainz in franz. Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das ſeine Verdienſte um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergeſſen konnte, und Cüſtine's Einladung, ſich an die Spitze der neuen Verwaltung zu ſtellen, kamen ihm hier entgegen. Müller aber, der franz. Revolution vom Anfange an abhold, und ſeinem für die Erhaltung der alten Verfaſſungen entſchiednem politiſchem Charakter getreu, verweigerte jede Theilnahme und ging mit ſeinen, größtentheils geretteten literariſchen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem ſein Kurfürſt ihn endlich dem Kaiſer überlaſſen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine ſeinen Fähigkeiten mehr als ſeiner Neigung angemeßne Anſtellung fand. Daß Georg Forſter, den Müller in Caſſel kennen gelernt und in ſeinen Platz als Bibliothekar zu Mainz gezogen hatte, ſich von republikaniſcher Schwärmerei verleiten ließ, die Mainzer mit dem grundloſen Vorgeben zu täuſchen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte dieſem in Wien weit weniger ſchaden, als ſeine Abneigung gegen einen Uebertritt zur kathol. Kirche, der daſelbſt zuverſichtlich erwartet worden war. Gleichwol hatte Oeſterreich an dieſem freimüthigen Proteſtanten und Schweizer den treueſten Diener. Die Flugſchriften von 1795, die Uebereilungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preuß. Separatfriedens von 1796, die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797

das ſicherſte Mittel zum Frieden, waren Meiſterſtücke der politiſchen Beredtſamkeit, den demoſtheniſchen Philippiken vergleichbar. Müller ſprach darin für Oeſterreichs und Deutſchlands Ehre und Rettung kühn, ſtark und herzanbringend, leider aber auch vergeblich. In jenen unruhiger Tagen, wo nur die Stimme der Leidenſchaft gehört ward, und unter dem Zwange einer ängſtlichen Cenſur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte ſich ſeiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewiſſe Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen ſprechen zu können, fleißig Recenſionen in die jenaiſche Literaturzeitung, unter der Chiffre: Ths. Neuen Kummer machte ihm das Schickſal der Schweiz. Da Oeſterreich 1796 im Begriffe ſchien, ſie zu beſetzen, begehrte der gewiſſenhafte Mann ſeinen Abſchied, weil, wenn ſein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht nicht glaube unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oeſterreichs Redlichkeit, blieb er und lehnte auch 1798, da er im Jammer über das untergehende Vaterland faſt ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des oberſten helvetiſchen Gerichtshofes, wozu Schafhauſen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den franz. Terrorismus und in der Hoffnuug ab, der Schweiz beſſer in Wien die Dienſte zu leiſten, die ſeine Stellung möglich zu machen ſchien. In der That war er den Eidgenoſſen, die ſich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beſchützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden ſchweizeriſchen Jünglingen der ſorgſamſte Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch ſein Einfluß am kaiſerl. Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgab und die meiſten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da ſein Widerſtand gegen die wiederholten Bekehrungsverſuche ihm jede Ausſicht auf höhere Beförderung verſchloß, trat er im Herbſte 1800 in Denis Stelle als erſter Cuſtos der kaiſ. Bibliothek Hier fühlte er ſich wieder in ſeinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realkatalog dieſer prächtigen Bibliothek aus, und ſetzte dabei ſeine Schweizergeſchichte munter fort. Dies Behagen wurde jedoch 1803 ſchmerzhaft zerſtört. Ein junger Menſch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte brachte ihn durch den unerhörteſten Betrug vermittelſt falſcher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundſchaft eines geachteten Mannes von hohem Stande geſehen, um den größten Theil ſeines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anſchlag, den man zu derſelben Zeit auf ſein Leben gemacht hatte. Da an Erſatz nicht zu denken war, ſo mußte er für ſeinen argloſen Glauben an die Menſchheit durch Geldverlegenheiten bis an ſeinen Tod büßen. So ward ihm Wien immer mehr verleidet, und da er ſich überdies durch die Cenſur in der Fortſetzung der Herausgabe ſeiner Schweizergeſchichte gehemmt, und wegen ſeines Proteſtantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeſchnitten ſah, glaubte er den Ruf zum wirklichen Mitgliede der berliner Akademie und Hiſtoriographen des Hauſes Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literariſchen Wirkſamkeit im Ganzen genommen armen Aufenthalte, der ihm erſt gegen das Ende durch Anerkennung und Freundſchaft der Edlern angenehmer zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, ſah in der Schweiz noch ſeinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch

den in Genf anweſenden Amerikaner Kinloch zum letzten Male, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wiſſenſchaften gewidmetes Leben. Neben ſeinen Privatſtudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geſchichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Verſuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt im 8. Bde. ſeiner Werke abgedruckt ſind, waren hier die Herausgabe der herderſchen Werke, zu denen er die Geſchichte des Cid und ſchätzbare Noten über Perſepolis lieferte, der 4. Band der Schweizergeſchichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei erſten Bände, welche 1806 erſchien, die Frucht ſeines Fleißes. In dieſem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geſchichte Friedrichs II. zu ſchreiben, und war eben daran, die ſchwer erhaltne Erlaubniß (der letzte Kabinetsbefehl darüber war vom 6. Oct. 1806) zum freien Gebrauche der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltſam entſcheidende Gegenwart zog. Wie in Müller's Vaterlande verſchiedne Sprachgenoſſen, die Deutſchen aber die zahlreichſten ſind, ſo hatte auch in ſeinem, die ganze europäiſche Menſchheit umfaſſenden Gemüthe Deutſchland das Uebergewicht. Er war aber lange genug in Deutſchland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerriſſen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabſäumt zur Eintracht zu ermahnen, und vor frembem Uebergewicht zu warnen, ja noch zur letzten Zeit, da andre Wege verſperrt wurden, in der Vorrede zu Mohammed's Poſaune des heiligen Kriegs von Hammer, und in ſeinen Recenſionen kräftig auf den Nationalgeiſt zu wirken geſucht. Daß die Stimme der Geſchichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerkſamen nicht? — wurde jetzt klar, die Zeit der alten, ſo lange ſie beſtanden, von ihm hochgehaltnen Formen ſei nun vorüber, und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Faſſung und Hoffnung auf Gott, der ſie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unſinnig wider eine Gewalt anzuſtürmen, der das von ſich ſelbſt verlaßne Volk nichts mehr entgegenzuſetzen wußte. Die Sorge für ſein literariſches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der ſie ihm vor den Laſten des Kriegs ſchützten, erheiſchte ſeinen Dank; der Geiſt und die Kenntniſſe, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20. Nov. berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Verſprechungen noch Geſchenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den verſtändigen Politiker in ihm, der nur gegen das Syſtem, nie gegen Perſonen geſprochen; von den Privatabſichten und Planen, die den Kaiſer und ſeine Diener bei dieſem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug ſich zu, ohne daß er es im mindeſten geſucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Jan. 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den geſunknen Muth der Preußen durch ſtärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers, der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen anſprechen zu müſſen. Dieſe Rede, an Kunſt und Gemüth dem Trefflichſten, was die Alten in derſelben Gattung geleiſtet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger, den Zeitumſtänden ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutſchland ſie mit Bewunderung aufnahm und Göthe ſie überſetzte, ein Anlaß zu den

gehäſſigſten Verleumdungen gegen den Verfaſſer in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäſar obſiegte, dem Schickſale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und ſeinen Neigungen ganz entſprechend ſeine Lage in Berlin geweſen war, konnte es ihm unter ſolchen Umſtänden und Ausſichten doch nicht ſchwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Univerſität zu Tübingen, wenn auch mit weniger Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber ſeine wiederholt geſuchte Entlaſſung von Memel erſt im Oktober. Auf der Reiſe nach Tübingen erreichte ihn ein franz. Courier, der ihn ſchon dort und in Berlin aufgeſucht hatte, in Frankfurt, mit dem Befehl, ſchleunigſt nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtigs Amt zu übernehmen. Müller, von einem Rufe, an den e1ſo wenig gedacht, daß er ſogar ſeine ganze fahrende Habe, nach Tübingen vorausgeſchickt hatte, auf's Aeußerſte überraſcht, gab im erſten Erſtaunen, daß Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, ſich auf der Stelle zu erklären die Antwort: er komme. Am 12. Nov. war er in Fontainebleau und ſchon mit ſich einig, Tübingen und die literariſche Thätigkeit jeder andern Beſtimmung vorzuziehen. Allein umſonſt wendete er ſich mit den dringendſten Gegenvorſtellungen an den Miniſter Maret; der Wille des eben in Italien beſchäftigten Kaiſers, der den Weſtphalen einen angenehmen Miniſter zu geben dachte, litt keinen Widerſpruch, und ſchon den 17. Nov. erhielt Müller zu Paris die Beſtallung als kön. weſtphäl. Miniſter-Staatsſekretär. In dieſem mit Scheu und Gram übernommnen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holl. Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im December nach Caſſel gehen. Allein hier zeigte es ſich bald, wie ſehr der Beruf, dies neue Königreich zu organiſiren und Geſchäfte zu führen, zu denen eben ſo viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, ſeiner ganzen Natur widerſtrebte. Seine Geſundheit litt, mehrere Male verlor er die Beſinnung, und einſt mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden ſeine dringenden Bitten um Entlaſſung gehört, und im Jan. 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieſer ſeinen Wünſchen angemeßnern Stelle ſah er ſich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, ſchmerzlich getäuſcht. Die Hinderniſſe, die dem Gedeihen der Wiſſenſchaft im vormaligen Königreich Weſtphalen in den Weg gelegt wurden, ſind bekannt. Anſtatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltſames Zerſtören ankämpfen und für ſeine Amtstreue die bitterſten Kränkungen erfahren; doch erhielt er noch manche zum Untergang beſtimmte wiſſenſchaftliche Anſtalt durch ſeine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg ſein Beſtehen, Göttingen und Halle die Sicherung ihrer Dotationen, und das Corps der Profeſſoren von den aufgelöſten Univerſitäten neue Anſtellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Deſſen ungeachtet nagten Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlaſt, in welche ihn die letzten Veränderungen geſtürzt haten, der herzzerreißende Anblick der unter dem franz. Geiſtesdruck um ſich greifenden Barbarei an ſeinem Leben, und brachen die Kraft ſeines Innerſten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erſchienenen 1. Abthl. des 5. Bandes der Schweizergeſchichte aufflammen. Rührende Zeugen von dem Kampfe ſeines ſonſt ſo freudigen Herzens mit ſeinen Erfahrungen ſind ſeine vertrauten Briefe aus

dieſer Zeit. Noch einen Troſt gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt ſeiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Penſion in's Vaterland zu ziehen, wo er ſich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung ſeiner Schweizergeſchichte widmen ſollte. Er war bereit; die Tagſatzung, die hierüber Beſchluß faſſen wollte, verſammelte ſich den 5. Juni 1806 und erfuhr den 8. ſeinen Tod. An den Folgen ſeiner ſitzenden Lebensart und ſtarken Anſtrengung hatte Müller ſchon in frühern Jahren gelitten und ſeine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflöſung vertrauter, und ſchrieb in dieſem Gefühle ſein Teſtament, das unverdächtigſte Zeugniß ſeiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewiſſenhaftigkeit eines einfachen, rechtlichen Bürgers ſein Haus beſtellte und über die Tilgung ſeiner Schulden verfügte. In ſolchen Sorgen, doch geſtärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtarb er in ſeinem 57. Jahre an einem, mit Entzündung des Geſichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mais 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was iſt, iſt von Gott und Alles kommt von Gott. Bei ſeiner Beerdigung hielt der Miniſter Simeon, der nebſt dem franz. Geſandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Boſſe, Müller's Sekretär und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu ſeinen wenigen Vertrauten in Caſſel gehörte, eine Standrede, voll von Beweiſen, wie ſehr ſein Werth auch auf dem letzten Schauplatze ſeines Wirkens anerkannt ward. Müller's Aeußeres war mehr einnehmend, als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine fleiſchige Geſtalt, ein rundes Geſicht, eine heitre, erhabne Stirn und ein Paar hervorſtehende, große, blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Mit dem Anſtande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden zu erfreuen und in die angenehmſte Lage zu verſetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menſchenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu raſch im Vertrauen wol zuweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Ränke anzuſpinnen und Beleidigungen zu erwidern. Beſonders nahm er ſich gern aufkeimender Talente an und ſtand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die ſich ihm anſchloſſen. Der berühmte Orientaliſt von Hammer in Wien, ein junger Theolog Stäkling in Prenzlau, die Hiſtoriker Pfiſter, von Hormayr und Dippold, von denen der erſtere im Quellenſtudium, die beiden andern in der Manier der Darſtellung ſeine Schüler wurden, bildeten ſich unter ſeiner aufopfernden, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie; die Stelle der Weiberliebe füllten die Wiſſenſchaften und die Freundſchaft in ſeinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgeſinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die beſten unter den Zeitgenoſſen ſtanden mit ihm in dieſem glücklichen Verhältniſſe; am nächſten ſein würdiger Bruder, der Oberſchulherr und Profeſſor Joh. Georg Müller zu Schafhauſen (Herausgeber der Werke ſeines Bruders und Verf. mehrerer trefflicher Schriften, geb. 1759, geſt. den 20. Nov. 1819), außer ihm Bonſtetten, Gleim, H. Fr. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraigues, Alexander v. Humboldt, Niclas Voigt, Heyne und viele andre Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen ſeine vertrauten Briefe, die im 4. bis 7. und 13. bis 18. Bde ſeiner Werke aufbewahrt ſind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch

der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Baiern unter ſeine Freunde gehörten, gereicht dieſen Prinzen nicht weniger, als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl ſeines eignen Werthes nicht ohne Antheil an dieſen Bündniſſen und ſeine, von Jugend auf entſchiedne Vorliebe für den Umgang der höchſten Stände, ſeine Freude an hohen Ehrenſtellen, ſein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht ſelten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wiſſen wollte, wirklich beſaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eiſernem Fleiß und ſchöpferiſcher Phantaſie, von kritiſchem Scharfſinn und willigem Glauben, von ruhigem Ernſt und glühender Empfindung, Eigenſchaften, wie die Natur und der menſchliche Wille ſie ſelten hervorbringt und noch ſeltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die ſich entſchieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wiſſens und führte die Werke ſeiner hiſtoriſchen Kunſt auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten ſelbſt auf, die er beſchrieb. So entſtanden die Geſchichten ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft; ein Werk, das von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug iſt, ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Selbſtſtändigkeit, Tiefe, Vollſtändigkeit, ein reines, ſtarkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienſtbar ward, und eine Beſcheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verſchrieenen Quelle noch Goldkörner hiſtoriſcher Wahrheit finden ließ, zeichnen ſeine Forſchung, hohe Würde und Eigenthümlichkeit, Leben und Feuer, gedrungne Kraft und fruchtbare Kürze ſeinen Vortrag aus. Was dieſer hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müller's Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu ſagen, als irgend einer Nachahmung zugeſchrieben werden. Die durch eigne Studien erworbne Kenntniß der Kriegskunſt und die lebenvolle Anſchaulichkeit in ſeiner Beſchreibung der Schlachten iſt ganz einzig in ihrer Art; und unter den Vorzügen ſeiner hiſtoriſchen Methode hervorragend das Verdienſt, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen ſeinen Bedingniſſen in das Gebiet der Geſchichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menſchengeſchlechts wiedergegeben zu haben. In dieſem Sinne wollte er die Weltgeſchichte ſchreiben, und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meiſten und beſten ſchon ſeine Vertrauten waren, von Moſes und Homer an nach der Zeitfolge in den Urſprachen zu leſen und hiſtoriſche Materialien daraus zu excerpiren. Bei dieſem großen Unternehmen ging ihm aus den bibl. Schriften über den unendlichen Werth der poſitiven Religion und des Chriſtenthums inſonderheit, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franz. Literatur ſeit 1771 in Etwas verſchattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeiſterung der Religioſität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerſchütterlichen Frömmigkeit heran, die ſeinem nie unterlaßnen Morgengebete erfriſchende Kraft, ſeinem Innern die Weihe eines heiligen Ernſtes und ſeinem Leben mit der Welt die bei großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feſte Haltung des guten Chriſten und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geſchäften und Zerſtreuungen ſeiner äußern Verhältniſſe, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebräiſchen, griech. und

römiſchen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftſteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor excerpirt, als der Tod dieſe unermeßliche hiſtoriſche Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 enggeſchriebne Folioſeiten anfüllt, unterbrach. Dieſem Hauptgeſchäfte ſeines Lebens, auf welches der Plan ſeiner geſammten geiſtigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrſamkeit, in der kein Hiſtoriker ſeiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtauſende der Vergangenheit waren in ſeinem bewunderungswürdigen Gedächtniſſe vollkommen geordnet; eine Welt von Thatſachen und Daten ſtand vor ſeiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von geſtern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliges Geſchlecht, deſſen Geſchichte er nicht wußte. Bei gründlichem Wiſſen des wirklich Geſchehnen und einer gereiften Einſicht in den Zuſammenhang aller menſchlichen Dinge konnte ſein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünſtler und gegen den Terrorismus philoſophiſcher Conſtruenten in der Geſchichtſchreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre ſcholaſtiſche Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Grundſätze der höhern Kritik und der innern Gründe auf dieſem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwol voll Achtung für wahre Philoſophie, und der Unzulänglichkeit ſeines Talents zu ſpeculativen Forſchungen gern geſtändig, ſich laut und ſtark erklärt. Gerecht und mit Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Heeren, in ſeiner Schrift: Müller, der Hiſtoriker, Leipz. 1809, und der Akademiker Roth zu München in ſeiner Lobſchrift auf Müller das Verdienſt und die Mängel dieſes großen Geſchichtsſchreibers gewürdigt, den der Parteigeiſt und die Unbilligkeit einiger kritiſchen Blätter wol verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenoſſen erreichen konnte. Mit den unſterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächſten ſteht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muſe der Geſchichte begeiſtern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben ſeines Geiſtes, ſeiner Kenntniſſe und Entwürfe zu hinterlaſſen.

Müller (Joh. Gottwerth), geb. 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holſtein, wo er jetzt als Privatgelehrter lebt, war in den achtziger Jahren des vor. Jahrh. einer unſrer geleſenſten Romanendichter. Sein Kreis iſt der des täglichen Lebens, welches er im Siegfried von Lindenberg (zuerſt 1779), im Ringe (1777) und in den komiſchen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784 ff. 8 Bde), ſtets in den Schranken ſittigen Anſtands ſich haltend, mit vieler Wahrheit und Natürlichkeit, oft auch mit Witz und guter Laune ſchildert. Aber ſeine Wahrheit verſchmäht mit zu großer Spröde den Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit, ſeiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu ſehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moraliſche Abſchweifungen. In ſeinem nahen Umgange, behauptete man, daß er die Originale mancher Schilderungen fand, die ihn deshalb anfeindeten. Weniger lebendige Darſtellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten ſeinen ſpätern Schriften (Selim der Glückliche, 1792, Friedrich Brack 1793 u. a.) eine ſo kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienſtliche ſeiner frühern Werke faſt vergeſſen worden zu ſein ſcheint.

Müller (Joh. Gotth. v.), Profeſſor und Ritter in Stuttgart,

einer der trefflichſten jetzt lebenden Kupferſtecher Deutſchlands, wurde 1747 zu Bernhauſen in Würtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunſt führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er ſich widmen ſollte, ab, und nach Stuttgart. Da ſein großes Talent ſich bald entwickelte, ſo erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand ſetzte, 1770 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unſers berühmten Landsmannes Wille Leitung die ſchnellſten Fortſchritte. Sechs Jahre ſpäter nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitgliede auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildniſſe der beiden Profeſſoren dieſer Akademie, des Lerambert und Galoche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Profeſſor der daſigen Kunſtſchule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit die Meiſterwerke, durch die er ſich berühmt gemacht hat. Vor allen verdient den Vorzug ſein Bildniß Ludwigs XVI., welches in Hinſicht der Reinheit und Zartheit des Grabſtichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den berwik'ſchen Kupferſtich noch übertrifft, ungeachtet man letztern hinſichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Seine Hauptblätter im hiſtoriſchen Fache ſind: das Treffen bei Bunkershill, wobei Gen. Waren ſein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbull's; und die Madonna della Sedia, nach Raphael, die er für das Musée françaïs lieferte. Für das becker'ſche Auguſteum hat er ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. In der, von ihm in Stuttgart geſtifteten Kupferſtecherſchule haben ſich mehrere treffliche Künſtler gebildet, vorzüglich ſein Sohn. (ſ. d. fg. Art.)

Müller (Joh. Fried. Wilh.), des Vorigen Sohn, kön. würtemberg. Hofkupferſtecher und Profeſſor an der kön. ſächſ. Akademie der Künſte in Dresden, war geb. zu Stuttgart 1782. In früher Jugend untergruben die bösartigſten Pocken ſeine Geſundheit und ließen den Keim einer unheilbaren Kränklichkeit zurück, die ſich ſchon in ſeinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Aber dieſe Hinderniſſe hemmten keineswegs die frühe Entwickelung ſeines tiefgreifenden, lebendigen Geiſtes. Er beſuchte das Gymnaſium zu Stuttgart bis zu ſeinem 18. Jahre, und empfing nebenher von ſeinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perſpective. Immer mehr neigte er ſich aus freiem Triebe der Kunſt zu. Seine Verſuche mit dem Grabſtichel gelangen über Erwarten, wie eine Copie nach Edelink und eine zweite nach Macret bezeugt. Gleich darauf ſtach er das gekannte Porträt von Hufeland, nach Tiſchbein. Aber nicht auf das kunſtgerechte Eingraben in Kupfer beſchränkte er ſich; er hatte nach ſeines Vaters Anweiſung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigern Theil ſeiner Kunſt erkannt und wandte allen Fleiß an, ſich immer mehr darin zu vervollkommnen. Zwanzig Jahre alt, ging er nach Paris, um dort den akademiſchen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunſt verleitete ihn hier ſchon zu übermäßigen Anſtrengungen, die eine ſehr bedenkliche Erſchlaffung ſeines Geiſtes und Körpers zur Folge hatten. Ein wackerer Freund, der Maler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerſtreute, theils ihm durch leichtere Beſchäftigungen mit der Oelmalerei Unterhaltung verſchaffte. Müller malte zu ſeiner Zeit drei Bildniſſe nach der Natur, darunter ſein eignes, und hatte den für ſeine Kunſt ſo unſchätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Oelmalerei praktiſch kennen zu lernen. So geſtärkt und an Kenntniſſen bereichert, kehrte er nach Paris zurück, und ſtach für das Musée de Paris die Vénus d'Arles, und für Robillard eine Statue,

mit der Unterſchrift: La Jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchſt glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. 1805 malte und ſtach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing den ſo berühmt gewordnen Johannes nach Dominichino an und zeichnete die heil. Cäcilia nach demſelben Meiſter, die nachher ſein Vater in Kupfer ausführte. 1806 ging er nach Stuttgart zurück und beendigte ſeinen herrlichen Johannes. 1808 ward ihm von dem Kunſthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende ſeines Lebens beſchäftigte. Durchdrungen von der Größe dieſer Unternehmung, beſchloß er, ihr ſeine ganze Kraft, ſein ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunſt auf's neue an der Quelle ſelbſt, in Italien, zu ſtudiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der raphael'ſchen Madonna aus Dresden erhalten hatte, genügte ſeinem geübten Auge nicht; ſeine eignen Studien nach dem Urbilde bezeugen, wie er nicht nur die äußern Umriſſe treu, ſondern auch das Eigne der ganzen maleriſchen Schöpfung im Geiſte des Malers wieder zu geben ſtrebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunſt kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm ſogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das ſein raſtloſer Fleiß bald ſichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichſam zur Erholung, als die Bildniſſe von Jacobi, Schiller (nach Dannecker's koloſſaler Büſte) und Hebel (nach dem Leben), und ein größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem raphael'ſchen Deckengemälde in den vatikaniſchen Logen. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunſtakademie in Dresden, den er um ſo lieber annahm, als er dort im täglichen Anſchauen des herrlichen Urbildes ſeine große Kupferplatte vollenden konnte, und die Hoffnung hatte, durch Unterricht auch Andern zu nützen. Leider ſollte ſeine Wirkſamkeit nur von kurzer Dauer ſein. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszuſtatten, erſchöpfte er auch den letzten Funken von Geiſtes: und Körperkraft. Um ſo empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältniſſe. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er faſt ganz ohne Nahrung hinſchmachtend einem Träumenden, von dunkeln Phantaſien Bewegten glich, löſte ſeinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines eben ſo berühmten, als liebreich bemühten Arztes auf dem Sonnenſchein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Geneſung zu faſſen, als er am 3. Mai 1816 entſchlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck ſah, wird ſtets als ein Edelſtein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden. Er hinterließ eine Frau, eine Nichte von Dannecker, mit der er ſich 1811 verheirathet hatte, und zwei Kinder. Ein chronologiſches Verzeichniß ſämmtlicher, von ihm in Kupfer gebrachten Werke, nebſt einigen ſeiner hinterlaßnen Zeichnungen, ſiehe im tübinger Morgenblatt, Kunſtblatt Nr. 1., Jahrg. 1817; vergl. mit Nr. 7., 1816, und Morgenblatt, Nr. 290. 1816.

Müller (Friedr.) unter dem Namen Maler Müller bekannt, verdient als Maler, Kupferſtecher und Dichter eine rühmliche Auszeichnung. Er iſt 1750 zu Kreuznach geboren, ſtand früher in herzogl. zweibrück'ſchen Dienſten, und gab ſchon von ſeinen 18. Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie ſtellen meiſt Thiere, Compoſitionen in niederländiſchem Geſchmack, Hirtenſcenen u. ſ. w. vor, und wurden wegen ihrer eigenthümlichen Ideen und

der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. 1776 ging er nach Rom, und ſtudirte dort beſonders nach Michel Angelo. Allein auch er ſcheint an dieſer, für junge Künſtler ſo gefahrvollen Klippe geſcheitert zu ſein. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen faſt alle Mal, anſtatt der wirklichen echten Großheit ſeines Styls, bloß ſeine Manier aufgreifend, in's Uebertriebne zu verfallen." So kam es, daß die Hoffnung, welche ſein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine ſpätern Arbeiten, welche ſich durch wilde romantiſche Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Deſto größere Verdienſte hat ſich Müller als Dichter erworben, ungeachtet auch ſie nicht ſogleich und nach Verdienſt anerkannt worden ſind. Zu einer Zeit, wo ſich unſre Literatur in einer faden Langweiligkeit gefiel, und wo die Dichtkunſt größtentheils in eine verſificirte Proſa ausgeartet war, trat unter den kräftigen Geiſtern, welche einen neuen Schwung in unſre Literatur brachten (Göthe, Bürger, Herder, Stolberg, Heinſe, Klinger), auch unſer Müller auf, welcher mit den meiſten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, einige ſeiner Gedichte bekannt machte, ſchienen ſeine Poeſien noch zu früh gekommen zu ſein; ſie wurden nur unter großem Widerſtreit und mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erſt ſpäterhin und nachdem Müller mit ſeinen, nunmehr geſammelten Poeſien (Maler Müller's Werke, 3 Bde, Heidelb. 1811.) auf's neue hervorgetreten iſt, hat man ſein Verdienſt gebührend gewürdigt. Schon unter ſeinen Idyllen findet man einige vortreffliche Stücke, wie z. B. die echt deutſchen, „Ulrich von Koßheim," „die Schafſchur," und „das Nußkernen." Allein ſeine Meiſterwerke bleiben doch die „Niobe," ſodann „Fauſt," und ſeine „Genovefa;" Dichtungen, welche neben Göthe's und Tieck's Bearbeitungen in eignem Werthe beſtehen und ſeine ſchöpferiſche Kraft beurkunden. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeiſterung der Leidenſchaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und zerriſſen. (Vgl. Schlegel's deutſ. Muſeum, Sept. Heft, 1813. S. 247.) Müller lebt gegenwärtig in Rom, und beſchäftigt ſich beſonders damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunſt vertrauter zu machen.

Müller (Adam), vorzüglich durch ſeine Vorleſungen und Schriften über Gegenſtände der Staatskunſt bekannt, iſt geb. 1779 zu Berlin, erzogen, wiſſenſchaftlich vorgebildet und für das Studium der Theologie beſtimmt von ſeinem mütterlichen Großvater, dem als Orientaliſten und Ueberſetzer des Hiob und Jeſaias bekannten Prediger Cube zu Berlin; dann des Philologen Wetzel (durch ſein antiquariſches Lexikon und mehrere Ausgaben des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spalding's und Heindorf's Schüler. Durch die Leidenſchaft für das Studium der damals herrſchenden Philoſophie von den poſitiven Wiſſenſchaften abgeleitet, führte ihn in ſeinem 18. Jahre die Freundſchaft von Fried. Gentz zu dem Intereſſe an den großen politiſchen Begebenheiten der Zeit zurück. So betrat er in ſeinem 19. Jahre ſeine dreijährige akademiſche Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des abſoluten Eigenthums ſeinem ganzen Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutſche und das Lehnsrecht, und das brittiſche Privatrecht neben dem röm. nicht zu verſäumen. Burke's Werke griffen um dieſe Zeit mächtig und nachhaltig in ſein Leben: ſo entſtanden die Vorleſungen gegen die franz. Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er 1800 zu Göttingen einigen ſeiner Freunde hielt. Aehnliche Forſchungen

in der Philoſophie des Rechts, führten ihn zur Idee des Gegenſatzes, als Grunderſcheinung der Welt, daher nach ſeiner Rückkehr nach Berlin, zu einem zweijährigen Studium der Naturwiſſenſchaften. Seine Anſtellung als Referendar in Berlin, konnte ſeinen wiſſenſchaftlichen Trieb nicht niederhalten. Eine Reiſe nach Schweden und Dänemark, und hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, um ſeine politiſchen und religiöſen Ueberzeugungen in Uebereinſtimmung zu bringen. Entſchloſſen, an die Ausarbeitung großer, umfaſſender Werke ſein Leben zu ſetzen, begab er ſich, um Gentz wieder zu ſehen, nach Wien, trat am 30. Apr. 1805 zur röm. kathol. Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Als jetzt die Wendung der europ. Angelegenheiten einige Ausſicht zu praktiſcher Wirkſamkeit zeigte, begab er ſich nach Dresden, wo er größtentheils im Umgange von Gentz drei Jahre verlebte, und 1806 Vorleſungen über die deutſche Literatur, 1807 über die dramatiſche Poeſie, 1808 über die Idee der Schönheit, und 1809 über das Ganze der Staatswiſſenſchaften hielt. Sie ſind ſämmtlich gedruckt; die letzten unter d. Titel: Elemente der Staatskunſt. Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn nach Berlin. Von den preuß. Miniſtern, wie ſpäterhin von Hardenberg mit Auszeichnung behandelt, konnte unter den politiſchen Verhältniſſen dennoch ſeine Anſtellung nicht erfolgen, und er hat, außer ſeinen Vorleſungen über Friedrich II. während ſeines Aufenthalts daſelbſt in keiner öffentlichen Beziehung geſtanden. Im Mai 1811 ging Ad. Müller nach Oeſterreich und lebte zwei Jahre, mit dem Wohlwollen des Erzh. Maximilian von Oeſterreich = Eſte beehrt, in deſſen Hauſe den Wiſſenſchaften. Im J. 1812 hielt er vor einer zahlreichen Verſammlung Vorleſungen über die Beredtſamkeit. Das J. 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirkſamkeit. Er wohnte als k. k. Landeskommiſſär und tirol. Schützenmajor der Befreiung von Tirol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erſter Referent bei der Organiſation dieſes Landes gebraucht, bis er im Apr. 1815 vom Fürſten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaiſers nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiſer zu ſeinem Generalconſul in Sachſen; zugleich iſt er kaiſ. öſtreich. Geſchäftsträger an den herzogl. anhaltiſchen und fürſtl. ſchwarzburgiſchen Höfen. 1819 wohnte er den Miniſterial = Conferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei. Er lebt zu Leipzig, wo er (1816 — 1818) ſeine Staatsanzeigen, und 1819 ſeine Schrift: Von der Nothwendigkeit einer theologiſchen Grundlage der Staatswiſſenſchaft und Staatswirthſchaft, herausgab. Auch ſtehn von ihm Beiträge im wiener deutſchen Beobachter, in Fr. Schlegel's Concordia, in den Zeitgenoſſen (Franz I., Kaiſer von Oeſterreich und Horner) und in andern Zeitſchriften.

Müllner (Adolph) k. preuß. Hofrath, geb. 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schweſterſohn des berühmten Bürger, iſt einer der erſten jetzt lebenden deutſchen dramatiſchen Dichter. Wieland's Oberon, Bürger's Lenore, Schmidt's Unterricht in Pforta und Schiller's Werke erweckten Müllner's Dichtergeiſt. Zugleich ſtudirte er mit Liebe Mathematik, hierauf in Leipzig die Rechte, und lebte ſeit 1798 als Advocat in Weißenfels. Später machte er ſich als juriſtiſcher Schriftſteller bekannt und ward Dr. der Rechte. Vertraut mit den franzöſiſchen Klaſſikern errichtete er 1810 in Weißenfels ein Privattheater. Bald zeichnete er ſich als Luſtſpieldichter aus, durch ſeine „Vertrauten" (1811), „die großen Kinder", „die Onkelei"

u. a. m., zum Theil nach franzöſiſchen Originalen und meiſtens in Verſen, welche M. ſehr geſchickt zu behandeln weiß, verfaßt. (S. Spiele für die Bühne. Lpz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Lpz. 1817). Werner's vier und zwanzigſter Februar veranlaßte ihn 1812, ſeine erſte Tragödie, den neun und zwanzigſten Februar zu dichten. In demſ. J. ſchrieb er ſeine zweite: „die Schuld" (ſeit 1816 viermal aufgelegt, auch in's Engl., Franz. und von Döbrentei in's Ungar. überſ.); im folgenden Jahre die dritte: „König Yngurd" (Lpz. 1817.); ſpäter die „Albaneſerin" (Tüb. 1820). — Reichthum an Wiſſenſchaft, kritiſchen Blick, Freimüthigkeit und Witz hat er als Redacteur des Tüb. Literaturblattes (ſeit 1820) und der Hekate (ſeit 1823) auch als Mitarbeiter an vielen Zeitſchriften, beſonders im dramatiſchen Fache, gezeigt; doch ſtreift ſein Witz oft an die Perſon. Anerkannt iſt ſein Talent als Luſtſpieldichter. Erfindung, ſtechender Witz und Feinheit in der Ausführung des Einzelnen, verbunden mit Menſchenkenntniß, ſind ihm nicht abzuſprechen. Eine tiefe und große Anſicht der Welt und des Lebens, ein ſinnreicher Plan, eine ächt poetiſche Sprache, die reich an glänzenden Bildern, jedoch zu epigramatiſch iſt, zeichnen ſeine Trauerſpiele aus, in denen Gedankenernſt ein düſtres Schickſal bisweilen mehr künſtlich als einfach vor dem Zuhörer entfaltet. M. vgl. d. Art. **Deutſche dramatiſche Dichter** in der 3. Liefer. der neuen Folge.

Mumien, einbalſamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalſamiren vor der Verweſung geſchützt worden ſind. Ihre Farbe iſt braun, der Körper ſo trocken und hart, wie Holz, und von einem ſchwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper iſt in ſchmale Binden aus Baumwolle von verſchiednen Farben über und über eingewickelt. Gewöhnlich iſt das Geſicht freigelaſſen, welches bisweilen ſo gut erhalten iſt, daß die Augen ihre völlige Geſtalt behalten haben. Die Binden ſind ſo feſt umgewikkelt, und durch die Länge der Zeit von den Balſamen ſo durchdrungen, daß ſie mit dem Körper in eine Maſſe verwandelt zu ſein ſcheinen. Man findet die Mumien in den mittlern Theile Aegyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdiſchen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalſamirens war ungefähr folgende: eigens dazu beſtimmte und unterrichtete Menſchen entledigten den todten Körper ſeiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Naſenlöcher mit einem eiſernen Haken, und goſſen balſamiſche Flüſſigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man ſie mit Palmwein gewaſchen hatte, wieder in den Leib geſteckt, hierauf der ganze Körper ſiebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geſchah das eigentliche Einbalſamiren; der Unterleib wurde mit Balſamen verſehen, und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balſamiſchen Oelen getränkt waren. Die Koſten waren bedeutend, daher auch nur die Leichen der Vornehmern und Reichen auf dieſe Art einbalſamirt wurden. Der Körper ward nun in einen ausgeſchnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt, und mit einer Decke umgeben, die oft ſelbſt ſehr koſtbar war. Sie beſtand aus vielfach zuſammengepapptem Byſſus, war ſehr künſtlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei verſehn, oft ſogar mit Gold und Edelſteinen geſchmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem

Körper genommen wurden, ſondern derſelbe bloß mit Zedernharz ausgeſpritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überſtrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper bloß ſiebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. Außer den menſchlichen Körpern, machten die alten Aegypter den Körper eines gewiſſen von ihnen verehrten Vogels, die Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbniſſen angebracht ſind. Noch zu unſrer Zeit werden zuweilen die Leichen fürſtlicher Perſonen durch Einbalſamiren der Verweſung entriſſen (ſ. Balſamiren). Auch iſt in einem Kapuzinerkloſter bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unſrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es iſt nämlich in demſelben ein unterirdiſches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt iſt. An den Wänden ſind nach der Reihe hohe, ſchmale Niſchen angebracht, in welchen mehrere hundert menſchliche Körper aufrecht ſtehen, die hinten an der Wand befeſtigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet ſind. Die Mönche dieſes Kloſters wiſſen durch beſondre Mittel, die ſie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verweſung zu verwahren, und es werden deren noch immer daſelbſt aufgeſtellt. Außer den künſtlich bereiteten Mumien gibt es auch an verſchiednen Orten natürliche, welche es durch Austrocknung der Luft geworden ſind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin ſchmelzte, die nach der Zeit darin beigeſetzten Leichen noch unverweſt. In dem St. Bernhardskloſter auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reiſenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen ſind, in einer Kapelle, welche mit Gittern verſehne offne Fenſter hat, verſammelt, wo ſie in ſitzender Stellung, einer an des andern Bruſt lehnend, aufbewahrt werden. Die ſcharfe, kalte Luft verhindert die Verweſung der Körper, und läßt ſie nur langſam eintrocknen. Die Mumien wurden ſonſt, ihres Balſams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längſt abgekommen iſt. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten ſind, und zu den koſtbarſten gehören. Ihre treuen Abbildungen nebſt einer ausführlichen Schilderungen der verſchiednen Einbalſamirungsarten, ſiehe in Becker's Auguſteum, 1r Bd. Auch in der leipziger Rathsbibliothek bewahrt man eine auf.

München, die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Baiern, breitet ſich auf dem linken Ufer der Iſar in einer Ebene aus, welche nur auf der öſtlichen Seite von niedrigen Hügeln umgrenzt iſt, und hat 65,000 Einwohner. Das Klima iſt, der ſüdlichen Lage der Stadt (48° 8′ 20″ N. B.) ungeachtet, wegen ihrer bedeutenden Erhöhung über die Meeresfläche, und wegen der Nähe der tiroler Gebirge, mehr rauh als mild, auch wegen Veränderlichkeit der Luft der Geſundheit nicht beſonders zuträglich. Im 11., und im Anfange des 12. Jahrh. war München ſchon von einigem Umfange und unter dem Namen Munichen bekannt. Die Stadt iſt unausgeſetzt in ihrer Vergrößerung und Verſchönerung begriffen. Ueberall zeigt ſich an den Gebäuden ein guter Geſchmack und der Ausdruck beſcheidner Bequemlichkeit. Die vorzüglichſten öffentlichen Plätze ſind: der Marktplatz, auch ſchlechthin Platz genannt, der Max-Joſephplatz, der Promenadeplatz, der Maximilians-, der Carolinen-, der Königs- und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetſten Kirchen gehören: die Theatiner,

oder katholiſche Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau mit dem Grabmale Kaiſer Ludwigs des Baiern, die St. Stephanskirche, mit einem ſchönen Begräbnißplatze und Leichenhauſe, die Peterskirche, die königl. Hofkirche zum h. Michael, einer der ſchönſten Tempel in Deutſchland, die königliche Hofkapelle und die evangeliſche Hofkirche in der Reſidenz. Unter den Paläſten zeichnen ſich aus: das königliche Reſidenzgebäude, ein herrlicher, weit umfaſſender Palaſt, voll Würde und Hoheit, im doriſchen Style, im Innern auf das Prächtigſte und Geſchmackvollſte geſchmückt, 540 Fuß lang und 280 Fuß breit mit 4 Höfen, mit einem ſchönen Luſtgarten, der herzogl. eichſtädtſche Pallaſt; der Herzog-Marpalaſt, der fuggerſche oder Herzog-Wilhelmspalaſt, der Ständeſaal, der Bürgerſaal und mehrere Hotels des hohen Adels. München iſt der Sitz der fünf Miniſterien, des Oberappellationsgerichts, und eines Erzbiſchofs, ſo wie aller obern Behörden und Einrichtungen. In der Reihe der Anſtalten für Beförderung der Wiſſenſchaft ſteht die königl. Akademie oben an, welche ſchon 1759 vom Kurf. Maximilian Joſeph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfaſſung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufſicht der Akademie ſtehen: die Bibliothek (400,000 Bde. 8500 Handſchriften), das Muſeum der Naturgeſchichte, und die phyſikaliſchen, mathematiſchen und polytechniſchen Sammlungen, der botaniſche Garten, das Münzkabinet, das Antiquarium u. A. Die königl. Studienanſtalt, als Lehranſtalt für höhere Bildung, beſteht aus einem Lyceum, Gymnaſium und Realinſtitute; ferner blühen hier als beſondere Lehr- und Erziehungsanſtalten die königl. Pagerie, das Cadetencorps, das ſtatiſtiſch-topographiſche Büreau, mit einer topograph. Schule, die Blindenanſtalt, die Erwerbſchule, das Studenten-Seminar, das Athenäum für Neugriechen, mehrere Volks- und Feiertagsſchulen und die Maximilians-Anſtalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranſtalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinärſchule, die männlichen und weiblichen Feiertagsſchulen. Unter den Anſtalten zur Bildung in Künſten ſteht obenan die Akademie der bildenden Künſte, mit der Kunſtcomité; hierzu gehören: der Antikenſaal, nebſt der vom Kronprinzen errichteten Glyptothek, welche Bildhauerwerke enthält, die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferſtichkabinet. Die koſtbaren Sammlungen der königl. Bildergallerie ſind in ſieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine planmäßige Art vertheilt. Sehr anziehend ſind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Muſivgemälden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen Kunſtanſtalten bemerken wir noch das mechaniſche Inſtitut von Reichenbach und Utzſchneider, wo vortreffliche aſtronomiſche und mathematiſche Inſtrumente verfertigt werden, wozu die Glasfabrik in Benedikt-Bayern gehört; ferner die lithographiſchen Anſtalten, die, von Sennefelder gegründet, immer weiter ſich ausdehnen und an Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit gewinnen. München beſitzt zwei ſtehende Theater (das königl. Nationaltheater und das Theater am Iſarthor), und an dem Muſeum und der Harmonie, zwei Geſellſchaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geiſtes auch den Genuß geſelliger Unterhaltungen verſchaffen. Die münchner Kapelle iſt eine der vorzüglichſten in Deutſchland; der engliſche Garten iſt das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin iſt. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevals-Beluſtigungen den erſten Platz. Die beſuchteſten Vergnügungsörter in der Nähe ſind:

Großheſellohe, Obervöhring, Bogenhauſen, Harlaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die königl. Luſtſchlöſſer: Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerreſidenz des königl. Hofes, Schleisheim (mit einer ausgezeichneten Gemäldeſammlung, welche den Beſuch jedes reiſenden Kunſtfreundes verdient) und Fürſtenried. Ausgezeichnete Erwähnung verdienen auch die Unterſtützungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten. Die wichtigſte und zugleich umfaſſendſte Anſtalt dieſer Art iſt das allgemeine Krankenhaus. Es enthält einen Raum für 7 bis 800 Kranke, 54 Commun-Krankenſäle, und überdies 60 abgeſonderte Zimmer für Gäſte, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anſtalten dieſer Art ſind: das Militär-Lazareth, das heilige Geiſt-Spital, das Joſeph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waiſenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungsanſtalt. Das königl. Strafarbeits- (Zucht-) Haus iſt beſtimmt zur Strafe und Beſſerung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichſten und kunſtvollſten Anſtalten ſind die Waſſerleitungen und Brunnenwerke. Das Waſſer wird von der Iſar hergeleitet; die Kanäle, ungemein zahlreich und mit vielen Koſten unterhalten, treiben Maſchinen, Mühlen, bewäſſern Wieſen und Gärten, dienen zum Flößen und ſichern vor Ueberſchwemmungen. Fabriken und Manufakturen ſind in München nicht zahlreich; man findet daſelbſt einen Kupfer- und zwei Eiſenhämmer, eine Kattun- und Zitzfabrik, zwei leoniſche Spitzenfabriken, drei Möbelnfabriken, zwei Siegellack- und fünf Tabaksfabriken, Hauteliſſetapetenfabriken, ſechs Lederfabriken, unter welchen ſich die von utzſchneider'ſche auszeichnet, zwei Wagen-, vier Spielkarten und zwei Seidenſtrumpffabriken, eine Farben- und eine Pinſelfabrik u. a. Die Papierfabrik in München (ſeit 1347) iſt wahrſcheinlich die älteſte in Deutſchland. Buchdruckereien enthält München acht, Buchhandlungen ſieben. München hält des Jahres zwei große Dulten (Meſſen), um heilige Dreikönig und um Jacobi, jede dauert vierzehn Tage. Die neueſte Beſchreibung von München iſt D. Müller's Gemälde von München und Baiern.

Münchhauſen (Gerlach Adolph, Freiherr von), hat ſich als hannöverſcher Miniſter und als Curator der Univerſität Göttingen dauernden Ruhm erworben. Er ſtammte aus einem der älteſten adeligen Geſchlechter, und ward 1688 geboren. Nachdem er ſeine Studien zu Jena, Halle und Utrecht vollendet hatte, ward er 1714 Appellationsrath in Dresden, 1715 Oberappellationsrath in Zelle, und 1726 hannöverſcher Comitialgeſandter in Regensburg. Von 1728 an war er Mitglied des geheimen Rathscollegiums zu Hannover. Die mannichfaltigen Verdienſte, die er entwickelte, erhoben ihn 1765 zum Premierminiſter, in welcher Stelle er 1770 zu Hannover ſtarb. Mann kann mit Wahrheit ſagen, daß die blühende Periode der 1734 geſtifteten Univerſität Göttingen, deren Curator er 32 Jahre lang war, ganz Münchhauſen's Werk war. Eine Menge von Inſtituten dieſer Univerſität, als z. B. die Errichtung der Akademie der Wiſſenſchaften, die Feſtſetzung der von ihr vertheilten Preiſe, die Herausgabe ihrer Abhandlungen, die göttingiſchen gelehrten Anzeigen, die Bibliothek, deren Hauptſaal ſein wohlgetroffnes Bildniß zeigt, verdankeu ihm theils ihre Entſtehung, theils ihren Flor. Beſonders wohlthätig für die Blüthe der Univerſität aber, war der lieberale große Geiſt, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anſtellung der Lehrer leitete. Münchhauſen's Scharfblicke und ſeiner Wahl iſt es zuzuſchreiben, daß Göttingen unter ſeiner Curatel eine ſo große Anzahl von ausgezeichneten Männern aufzuweiſen hatte. In

der Verwaltung des Landes zeichnete er ſich durch Milde und Sorgfalt für Alles aus, was zum Flor des Landes beitragen konnte.

Mund iſt diejenige natürliche Oeffnung des menſchlichen Kopfes, welche zum Athmen, zum Eſſen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut bekleidet iſt und ſich in die Luftröhre und den Schlund fortſetzt. Man unterſcheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Erſterer reicht von den Lippen bis zur Baſis der Zunge, enthält dieſes Organ, und iſt von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beſtändig von dem aus den Drüſen (deren äußere Kanäle ſich in ſeinem Innern öffnen) fließenden Speichel angefeuchtet. Letztrer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln ſich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der euſtachiſchen Röhre. Durch letztre hängt der Mund mit dem Ohre zuſammen; eine andere Verbindung findet mit der Naſe Statt durch die innern Naſenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verſchiednen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleiſch, die ſogenannte Fröſchleingeſchwulſt, die Verletzungen der Speichelkanäle und die pathologiſchen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerſtörung der Gaumendeckung und die Durchbohrung ſeines Knochengewölbes in ſyphilitiſchen Krankheiten. Bei Flüßen nennt man die Ausſtrömung Mündung.

Mündigkeit, ſ. **Majorennität** und **Minorennität**.

Municipal, Municipalitäten. Das Wort municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit ſtädtiſch gleichbedeutend gebraucht, ſo Municipalverfaſſung ſtatt ſtädtiſche Verfaſſung, Municipalbehörde ſtatt ſtädtiſche Behörde. Eben ſo verſteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unſern Tagen hat jedoch dies zuerſt in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine ausgedehntere Bedeutung erhalten, indem man mit dieſem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zuſammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rückſicht zu nehmen, ob dieſe Oerter Städte waren oder nicht. So beſteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, deſſen Adjunkten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehrern Polizeicommiſſären, neben welchen Behörden, die zuſammengenommen den Titel der Municipalität führen, ſich noch ein Municipalrath findet, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts zu führen, und zugleich über die Bedürfniſſe der Gemeinde Vorſchläge zu thun hat. Cz.

Municipien, municipia, hießen diejenigen Städte im römiſchen Reiche, welche unter ſelbſtgewählten Obrigkeiten (Duumviri, collegium decurionum) entweder nach römiſchen, oder nach eignen Geſetzen regiert wurden, und im erſtern Fall das römiſche Bürgerrecht im weiteſten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militäriſchen Ehrenſtellen gelangen konnten.

Münnich (Burkhard Chriſtoph Graf von), ruſſiſcher Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall, ward zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg 1683 geboren, wo ſein Vater als oſtfrieſiſcher Geheimerath und Deichgräfe lebte. Nach einem ſorgfältigen Unterrichte machte er eine Reiſe nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmſtädtiſchen Truppen. 1705 begab er ſich in caſſel'ſche Dienſte, ſtieg in denſelben, nach ſeiner Befreiung aus der franzöſiſchen Kriegsgefangenſchaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei

Denain gerathen war, bis zum Oberſten, und baute den Kanal und die Schleuſe zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberſter in polniſch-ſächſiſche Dienſte, und ward 1717 Generalmajor. Von hier durch die Ränke des Generalfeldmarſchalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in ſchwediſche, und nach Carls XII. Tode 1720 in ruſſiſche Dienſte, wo ihn ſein Glück erwartete. Schon am 22. Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant; Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, ſondern auch 1728 in den ruſſiſchen Grafenſtand; 1731 ward er, unter Anna Generalfeldzeugmeiſter, Generalfeldmarſchall und Präſident des Reichskriegscollegiums. Als ſolcher gab er dem ruſſiſchen Landheere eine neue Verfaſſung, und richtete das adelige Cadettencorps ein. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei ſeiner Rückkehr nach Warſchau geſandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In dieſem Kriege verwüſtete er 1736 die Krimm, eroberte 1737 Otſchakow, ging 1739 bei Sinkowza über den Dneſtr, ſchlug die Türken bei Stewutſchan, bemächtigte ſich der Feſtung Chotſchim und beſetzte die Moldau. Seine weitern Pläne wurden durch den Frieden, den der deutſche Kaiſer mit den Türken ſchloß; vernichtet, worauf denn auch der Friede zwiſchen Rußland und der Türkei am 18. Sept. 1739 zu Belgrad erfolgte, deſſen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden iſt. Münnich wurde bei ſeiner Rückkehr zum Oberſtlieutenant der preobraſchenskiſchen Garde erklärt, auch überreichte ihm die Kaiſerin eigenhändig einen koſtbaren Degen, ein diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte ſeinen Gehalt. Als dieſe Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernſt Johann von Kurland von ihr zum Regenten des ruſſiſchen Reichs in Vormundſchaft des minderjährigen Thronfolgers, Iwan, erklärt wurde, weil er hoffte, der Herzog ſolle bloß den Namen führen, er ſelbſt aber die Gewalt haben. Da er ſich in dieſer Hoffnung getäuſcht fand, ſo ſtürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzeſſinn Anna, Iwans Mutter, dem Scheine nach die Regentſchaft führte. Da Münnich nicht Generalliſſimus werden konnte, ſo ließ er ſich zum Premierminiſter erklären, und betrieb als ſolcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er ſich ſo beleidigt, daß er im Mai 1741 ſeinen Abſchied foderte. Ehe derſelbe erfolgte, ſchenkte ihm die Großfürſtin die biron'ſche Herrſchaft Wartenberg, und nach demſelben verlieh ſie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, ſo daß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demſelben Jahre erhob ihn auch der Kurfürſt von Sachſen, als Reichsvicarius in den deutſchen Reichsgrafenſtand, er erhielt aber die Urkunde erſt 1762. Denn als er nach Erhaltung ſeines Abſchieds nach Königsberg wollte, wurde er auf Befehl der Kaiſerin Eliſabeth, die ſich im Dec. 1741 auf den Thron geſchwungen hatte, verhaftet, zum Tode verurtheilt, aber mit Verluſt ſeiner Güter begnadigt und nach Pelim in Siberien gebracht, wo er mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln und ſeinen oldenburgſchen Einkünften lebte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24. Mai 1762 in Petersburg eintraf, ſchickte ihm der Kaiſer ſeinen Degen, ſetzte ihn wieder in den Beſitz ſeiner vorigen Würden und gab ihm den Andreasorden. Catharina II. ernannte ihn 1762 zum Generaldirector der Häfen am baltiſchen Meere. Er ſtarb 1767 in der Reſidenz, im 84. Lebens-

jahre, und war der Stifter des großen im Oldenburgſchen belegnen Familienfideicommiſſes, daß ſeine Kollateralen nützen. Dies mit ſeinen großen Einkünften blieb dem Grafen als er nach Siberien geſchickt wurde. Folgte Kaiſer Peter III. ſeinem Rath, ſo nahm wahrſcheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andre Wendung. Der Tod vereitelte den Plan des Grafen, ſeine Tage in ſeinem Vaterlande zu beſchließen. Wegen der Herrſchaft Wartenberg in Schleſien entſagte der Graf Münnich ſeinen Anſprüchen zum Vortheil der Familie Biron nachdem er aus Siberien zurückgekehrt war. Man hat von ihm: Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie. Copenh. 1774. 8. A—s.

Muñoz (Juan Baptiſta), ein berühmter ſpaniſcher Gelehrter, geboren 1745 zu Muſeros bei Valencia, ſtudirte zu Madrid und wurde ſchon in einem Alter von zwanzig Jahren Profeſſor der Philoſophie zu Valencia. Er war es, der die ariſtoteliſch-ſcholaſtiſche Philoſophie ſtürzte und eine geſunde Logik, eine gründliche Phyſik und eine ſichere Methode, in die Wiſſenſchaften einzubringen, an ihre Stelle ſetzte. 22 Jahre alt, ſchrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfaſſende Gelehrſamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Kosmographen von Indien, welchem Amte er mit Auszeichnung vorſtand, bis der Miniſter Galvez ihm den Auftrag gab, die Geſchichte von Amerika zu ſchreiben. Um die Materialien dafür zu ſammeln, unterſuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Liſſabon u. ſ. w., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt und ſeinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieſer Nachforſchungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. ſ. w. Auf dieſer Grundlage begann er ſein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach (19. Jul. 1799) ſeine Arbeit, von der nur der erſte Band erſchienen iſt (Historia del nouvo mundo, Madr. 173, deutſch von Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte faſt ganz beendigt hinterlaſſen.

Münſter (Monasterium), Hauptſtadt der königl. preuß. Provinz Weſtphalen, liegt am Fluſſe Aa, der ungefähr drei Stunden davon in die Ems fällt und am Kanal der nach Maxhafen führt, in einer ebnen mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die ehemaligen Feſtungswälle, welche einen Kreis von ungefähr einer Stunde Umfang bilden, ſind unter dem verewigten Miniſter von Fürſtenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, von vier Reihen Linden beſchatteten Allee umgeſchaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürſtbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 1500 großen Theils gut gebaute Häuſer, wovon die am Markt ſtehenden mit Arkaden verſehen ſind, reinliche, breite Straßen, 15,100 E. Zu den vornehmſten Kirchen gehören die Domkirche, auf dem geräumigen, von anſehnlichen Gebäuden umgebnen Domplatz, mit ſehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer eigenen beträchtlichen Bibliothek; wie auch die im ſchönſten gothiſchen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, an deren hohem Thurm man noch die drei eiſernen Käfige ſieht, in welchen die Leichname Johanns von Leiden, Knipperdollings und Krechtings (1536) aufgehangen worden (ſ. Wiedertäufer). Außerdem hat die Stadt noch ſechs Pfarrkirchen, eine Gymnaſiumskirche, zwei Spitalkirchen und mehrere (aufgehobne) Klöſter, von denen einige ſchon Ruinen ſind. Von weltlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: das Rathhaus mit ſeiner hohen echt gothiſchen Façade,

worin der noch unveränderte Saal, auf welchem 1648 den 24. October der weſtphäliſche Friede geſchloſſen würde, mit den Porträts der ſämmtlichen Geſandten ausgeziert iſt; ferner die Paläſte der Freiherrn von Romberg und Droſte, und die Wohnhöfe mehrerer andrer Adeligen. Die katholiſche Univerſität ward 1818 aufgehoben, und ihre Fonds wurden dem biſchöflichen Seminarium für katholiſche Geiſtliche und dem Gymnaſium in Münſter und Paderborn zugetheilt. Das Gymnaſium in Münſter hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden zählt, in fünf Klaſſen über 250 Schüler und hat neun Lehrer nebſt einem Director. Die vorherrſchende Religion iſt die katholiſche, doch haben die die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Proteſtanten ſehr vermehrt Den Verluſt, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcu'ariſation des Hochſtifts und reichen Domkapitels erlitten haben, erſetzt ihnen jetzt das bedeutende Perſonale der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräſidiums und Militärgouvernements der Provinz Weſtphalen, und mehr als alles dieſes der ſeit 20 Jahren ungemein geſtiegne Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ams und durch die Verbindung derſelben mit der Lippe über Münſter, alſo durch 2 neue Kanäle die mit der Ems bei Rheina und nach der Lippe von Maxhafen aus correſpondiren (woran ſchon vorgearbeitet wird) noch höhern Flor erhalten, und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückverſetzen wird, worin ſie, als Mitglied des Hanſebundes, die erſte Handelsſtadt zwiſchen Weſer und Rhein war.

Münſter-Meinhövel, ein altes deutſches Geſchlecht, welches ſich vormals in mehrere Linien theilte, und deren gemeinſchaftlicher Ahnherr, Hermann, welcher im J. 781 von Carl dem Großen bei Harſtatt erſchlagen wurde, der Heerführer der Sachſen geweſen ſein ſoll. Es blüht jetzt nur eine Linie dieſes Geſchlechts, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Nünen, 1522 ſtarb. Dieſe Linie, die 1794 von Kurpfalzbaiern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde, theilt ſich in drei Aeſte: Langelage, Königsbrück und Lodenburg. Aus dem letzten Zweige ſtammt Friedr. Herbert, Reichsgraf zu Münſter, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte u. ſ. w., geboren 1766 im Hannöverſchen. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienſtes durchgemacht, war zuerſt Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner kurhannöverſcher Geſandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender kurfürſtlicher Miniſter in London. So hat er ſich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet. Er war als königl. hannöverſcher Geſandter beim Wiener Congreß. Die ihm von ſeinem Souverän verliehene Ehrenſtelle eines Landmarſchall des Königreichs Hannover iſt eine neue Würde, indem es ſonſt nur Special-Marſchälle gab. Auch iſt er Kanzler des im J. 1815 errichteten Guelfen-Ordens. Seine Gemahlin iſt eine Prinzeſſin von Bückeburg.

Münſter (Straßburger). Der Name Münſter iſt aus dem lateiniſchen verdorbenen Worte monasterium (Kloſter) entſtanden, und bedeutet alſo eigentlich einen abgeſchloſſenen Ort, wo Mönche zuſammen leben. Sodann hat man auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen dieſen Namen beigelegt, weil nämlich ehemals die Geiſtlichen und Stiftsperſonen bei ſelbigen unter einer gewiſſen Regel, wie die Mönche, zuſammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt iſt das Straßburger Münſter, nebſt dem Kölner Dom und einigen andern Rieſengebäuden, welche der Nachwelt die hochſinnige Religioſität unſerer Altvordern bewähren, das erhabenſte Denk-

mal der ſogenannten gothiſchen, richtiger altdeutſchen Baukunſt, und in welchem, wie Göthe ſagt, die Aufgabe der unnatürlichen und ſcheinbar unmöglichen Verbindungen des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöſt iſt. Im Grundriſſe hat der Münſter nichts von ähnlichen Gebäuden bedeutend Abweichendes. Von Morgen trit man in einen Hofraum, der ungefähr dreimal ſo breit als tief iſt, und von des Biſchofs Wohnung und den dazu gehörigen Gebäuden, ſo wie der Geiſtlichen Zellen umſchloſſen wird. Von da ſtößt man auf die Kirche ſelbſt, in welche drei in gleichmäßige Zwiſchenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelſten iſt der Chor der Geiſtlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen; zwiſchen ihnen iſt der Predigtſtuhl, dem gegenüber an der entgegengeſetzten Wand eine Thür gegen Abend in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten. Aus dieſem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren, rechts und links von jener mittlern, ſind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsſeite die für die Frauen beſtimmte Abtheilung der Kirche, gegen Mitternacht die für die Mannsperſonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt, neben dem beſchriebenen Raum für die Büßenden, gegen Abend eine Thür. Zu der Thurmkrone des Münſters führen 725 Stufen. — Ueber die Ausführung des Gebäudes läßt ſich ſchwerlich etwas Beſſeres ſagen, als was ſich in Göthe's Leben B. 2. S. 411 ff. darüber findet, ſo wie in deſſen dem Baumeiſter des Münſters, Erwin von Steinbach, gewidmetem Aufſatz, welcher ſich in Herder's Schrift von deutſcher Art und Kunſt findet. Wir begnügen uns, hier nur das Ergebniß ſeiner Anſchauung mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was man ſonſt ohne allen Unterſchied jedem Werk der ſogenannten gothiſchen Baukunſt vorwerfen zu können glaubte) „nicht nur das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis in das kleinſte, er erkennt auch die Verknüpfung dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger an Geſtalt, aber doch höchſt abwechſelnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken." Schon 504 nach Chr. Geb. ward, wo jetzt das Münſter ſteht, ein ſolcher unter dem fränkiſchen König Chlodwig erbaut und in ſechs Jahren, ſchlecht aus Stein und Holz aufgeführt, vollendet. 1015 ward der Grund zu dem jetzigen Münſter gelegt. Der Bau ſelbſt ward unter gottesfürchtiger Unterſtützung und Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt; 260 Jahre wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des ſogenannten neuen Thurms anhub, welcher von Erwin von Steinbach viſirt und eingelegt worden iſt. Nach deſſen Tode, 1318, ſetzte ſein Sohn Johannes das Werk fort. Er ward von ſeiner Schweſter Sabine dabei unterſtützt, welche der Vater ebenfalls in der Baukunſt unterrichtet hatte. Von ihrer eigenen Hand iſt das ſchöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräben bei dem Uhrwerke gehauen. Hier iſt zur rechten Hand die chriſtliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargeſtellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdiſche Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgeſenktem Haupte und verbundnen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der Linken die Geſetztafeln Moſis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten ſtehen die heiligen zwölf Apoſtel. Auch Johannes von Steinbach erlebte

die Vollendung des Werks nicht. Er, ſein Vater und ſeine Mutter liegen im Kreuzgange begraben. Erſt 1365 war das Münſter zu ſeiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeiſter Johann Hiltzen von Köln, nebſt noch einem andern Meiſter aus Schwaben deſſen Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münſterſcher Friede, 1648, ſ. Friedensſchlüſſe.

Münter (Balthaſ.), geb. zu Lübeck 1735, der Sohn eines reichen und angeſehnen Kaufmanns daſelbſt, der aber in ſeinen Glücksumſtänden plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen Münter ein Sporn zu doppelter Anſtrengung in den Wiſſenſchaften. Er beſuchte zuerſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich beſonders in der lateiniſchen Beredtſamkeit und Poeſie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Nachdem er ſich durch mehrere akademiſche Schriften, meiſt philoſophiſchen Inhalts, und ihre öffentliche Vertheidigung ſchon als Student bekannt gemacht hatte, ward er 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt der philoſophiſchen Fakultät in Jena und erhielt 1760 einen Ruf als Waiſenhausprediger und Hofdiakonus nach Gotha. Hier genoß er die Gunſt des Hofes und die Liebe Aller und mußte auch, als er drei Jahre ſpäter als Superintendent nach Tonna verſetzt wurde, jeden Monat ein Mal vor dem Herzoge predigen. Er verheirathete ſich hier mit einem Fräulein von Schlottheim, und erhielt den Ruf als Prediger bei der deutſchen Petrigemeinde in Kopenhagen. Dieſes Amt bekleidete er bis an ſeinen Tod den 5. Okt. 1793 zur großen Zufriedenheit ſeiner Gemeinde. Er hat zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutſchland mächtig beigetragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtſammlungen, die er ſelbſt herausgab, zeichnen ſich beſonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jeſu nach den vier Evangeliſten aus, welche einen Schatz von praktiſchen Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopſtock, Gerſtenberg ꝛc. erwachte ſein poetiſcher Geiſt auf's neue. Zuerſt gab er 1769 ſeine geiſtlichen Kantaten, dann 1773 und 74 zwei Sammlungen geiſtlicher Lieder heraus, die poetiſcher und ſtärker, als Gellert's, weniger lyriſch und wortreich, als Cramers, aber ihrer Beſtimmung zum Gottesdienſte vielleicht angemeſſener als Beider Lieder ſind. Sie ſind zum Theil von den beſten Meiſtern der damaligen Zeit in Muſik geſetzt worden. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struenſee zum Tode auf dem Blutgerüſte vorzubereiten, und die Bekehrungsgeſchichte dieſes Staatsmanns, welche er bald darauf herausgab und welche faſt in alle Sprachen überſetzt und mit Begierde geleſen wurde, machte ſeinen Namen in Europa berühmter, als alle ſeine übrigen zahlreichen Schriften. In ſeinen letzten Lebensjahren erwarb ſich Münter durch Einrichtung des Armenweſens in ſeiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freiſchule für Töchter ein neues und großes Verdienſt. Sein Sohn iſt der als Theolog, Orientaliſt und Alterthumsforſcher rühmlich bekannte Friedrich Münter, geboren zu Gotha 1761, gegenwärtig Biſchof des Stiftes Seeland, und Ordensbiſchof und Kommenthur des Danebrogordens; ſeine Tochter die durch ihre Reiſebriefe und gefühlvollen Lieder bekannte Friederike Brun. Jener Sohn bereiſte in ſeiner Jugend Italien und erhielt Zugang zu den dortigen Bibliotheken und Archiven. Beſonders ſchätzt man ſeine Geſchichte des Prozeſſes der Tempelherren, Berlin 1794, ſeine Abhandlung über die Gräber der Familie David

auf dem Berge Sion, ſeine Uebertragung der Apokalypſe in gereimte Verſe (Kopenhagen 1784 und 1806) ſeine Reiſe nach Neapel und Sicien in den J. 1785 und 1786. 2 B. in deutſcher und däniſcher Sprache, ſeine fragmenta patrum graecorum, Kopenhagen 1788, ſein Magazin für die Geſchichte und beſonders für die nordiſche Kirchengeſchichte, in däniſcher Sprache, Handbuch der alten Kirchengeſchichte und über die Religion der Skandinaven in Odin's Vorzeit u. ſ. w.

Münzbedarf (nach dem gemeinen Sprachgebrauch Geldbedarf.) Die Maſſe von Münze, deren ein Volk in einem gewiſſen Zeitraume zu ſeinem Verkehr bedarf, richtet ſich nicht nach der Menge und Größe der Tauſchgeſchäfte überhaupt, ſondern vielmehr nach der Menge und Größe derjenigen Tauſchgeſchäfte, welche vermittelſt Münze abgemacht werden müſſen, denn in unzähligen Fällen vertrit der Kredit die Stelle der Münze; die Tauſchgeſchäfte kommen ſchon vermöge gegenſeitiger Beſprechungen zu Stande, und wirkliche Zahlungen finden gar nicht Statt. Namentlich werden beim Weltverkehre die großen Tauſchgeſchäfte meiſtentheils durch Wechſel abgemacht. Wird nun bei zwei mit einander verkehrenden Nationen das Wechſelgeſchäft mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben, ſo bedarf es zu dieſem Verkehre keiner größern Münzmaſſe, als gerade erfoderlich iſt, um den Unterſchied der gegenſeitigen Schulden auszugleichen. Auch im National-Verkehre werden unzählige Handelsgeſchäfte bloß mittelſt der Wechſelbriefe abgemacht, und es treten bloße Foderungen einzelner Privatleute an einander häufig an die Stelle wirklicher Münze; je öfter aber ein ſolcher Fall eintrit, deſto weniger Münze wird zur Ausgleichung der in den Tauſch gebrachten Werthe erfodert. Auf gleiche Weiſe können auch alle Arten von Bankaktien, Privat- und Staatsſchuldſcheine, welche einen anerkannten Kredit haben, in vielen Fällen bei Zahlungen die Stelle der Münze vertreten; daher bedarf man in Ländern, wo viele dergleichen Papiere umlaufen, bei weitem nicht ſo viel Münze, als anderswo. Es iſt jedoch nicht bloß die Menge wirklicher Zahlungen, welche in einem gewiſſen Zeitraume mittelſt Münze zu leiſten ſind, wodurch der Bedarf der letztern in einem Lande beſtimmt wird, ſondern zugleich die Anzahl der Male, da die zur Zahlung anzuwendenden Münzſtücke während deſſelben Zeitraums ihren Eigenthümer verändern; je öfter eine ſolche Veränderung eintrit, deſto geringer iſt der Bedarf an Münze. Es geht zugleich hieraus hervor, wie unmöglich es iſt, über den Münzbedarf eines Volkes zu ſeinem innern und auswärtigen Verkehre ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, und wie trüglich die Berechnungen ſind, welche man hin und wieder in dieſer Hinſicht anzuſtellen verſucht hat; denn als weſentliche Bedingungen hierzu ſind erfoderlich nicht nur eine vollkommne Kenntniß vom Umfange des wertherzeugenden Bodens des Volks, der Höhe ſeiner Bevölkerung und der Maſſe ſeiner Erzeugniſſe, ſondern zugleich eine genaue Bekanntſchaft mit dem Grade ſeines Kunſtfleißes, ſeinem Hange zum Lebensgenuſſe, ſeiner ſittlichen Bildung und vorherrſchenden Leidenſchaften; Bedingungen, deren Daſein in dem erfoderlichen Grade nirgends zu erwarten ſteht. Wem möchte es wol gelingen, nur die Summe von Ausgleichungen in Erfahrung zu bringen, welche in einer einzigen kleinen Stadt an einem einzigen Tage vorfallen, und wie oft dort dieſelben Zahlungsmittel an dieſem Tage ihren Eigenthümer verändern? Und iſt dieſes ſchon in Hinſicht des eintägigen Verkehrs einer einzigen kleinen Stadt ſehr ſchwer, wie unendlich ſchwerer, ja un-

möglich muß es ſein, die Münzmaſſe in Erfahrung zu bringen, welche ein ganzes Land an jedem Tage des Jahrs zu ſeinem innern ſowol als auswärtigen Verkehre nöthig hat, und aus dem Bedarfe der einzelnen Tage den Durchſchnittsbedarf für das ganze Jahr auszumitteln (ſ. **Münze**). KM.

Münze (im weitern Sinne) oder allgemeines Werthausgleichungsmittel iſt derjenige ſinnliche Gegenſtand, welcher eine nach dem allgemeinen Werth- oder Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnete Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter oder Genußmittel jeder Art enthält. Es gehört alſo zum Weſen der Münze: 1. daß ſie etwas Sinnliches oder Körperliches, kein bloßer Begriff ſei, wie es beim Gelde der Fall ſein kann; 2. daß ſie eine Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter jeder Art enthalte und und 3. daß dieſe Anweiſung nach dem allgemeinen Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnet ſei. Aber es liegt nicht nothwendig in dem Weſen der Münze, daß ſie die Eigenſchaft eines wirklichen Genußmittels beſitze, und daß ſie einen Vermögenstheil nicht bloß ausdrücke, ſondern auch wirklich enthalte. Die Eigenſchaft klebt der Münze nur inſofern an, als ſie zugleich Waare iſt, als reines Tauſchmittel hingegen betrachtet, bedarf ſie derſelben durchaus nicht. Staaten älterer und neuerer Zeit liefern uns Beiſpiele genug von Münzen, welche, ohne zugleich Waare zu ſein, den Dienſt allgemeiner Werthausgleichungsmittel verrichteten. Das Weſen der Münze, als reines Tauſchmittel betrachtet, ſpricht ſich lediglich in der Anweiſung aus, welche ſie ihrem Beſitzer auf den Erwerb der in den Verkehr kommenden Güter gibt; in ihr erſcheint bloß etwas Ideales, und in dem Augenblicke, wo irgend eine Waare in den Kreis der allgemeinen Tauſchmittel übertrit, hört ſie auf Genußmittel zu ſein, wenn ſie es auch ihrem Stoffe nach vorher war, und demnächſt, wenn ſie nicht mehr Münze iſt, wieder werden kann. Beſitzt der ſinnliche Stoff, woraus das allgemeine Tauſchmittel verfertigt iſt, einen eigenthümlichen Tauſchwerth, ſo ſchadet dieſe Nebeneigenſchaft, welche daſſelbe zugleich zur Waare macht, ſeiner Haupteigenſchaft als Münze zwar durchaus nicht, ja ſie iſt derſelben vielmehr in den meiſten Fällen ſogar nützlich, aber im Augenblicke des Tauſches, alſo gerade da, wo die Münze ihren Dienſt verrichtet, kommt jene Nebeneigenſchaft gar nicht in Betracht, und iſt ſo gut wie gar nicht vorhanden. Inzwiſchen ſind die Wirkungen, welche das Daſein oder die Abweſenheit jener Nebeneigenſchaft in andrer Beziehung hervorbringt, ſo mannichfaltig und bedeutend, daß es nothwendig ſcheint, hiernach verſchiedne Klaſſen von Münzen feſtzuſetzen. Am paſſenſten laſſen ſich in dieſer Hinſicht drei Hauptgattungen von allgemeinen Tauſchmitteln annehmen, nämlich: 1. ſolche, welche bloße Anweiſungen auf in den Tauſchverkehr kommende Güter, alſo reine Tauſchmittel ſind; man nennt dieſelben Ideal-Münzen; 2. ſolche, welche neben der ihnen als Münze zukommenden Eigenſchaft einer allgemeinen Anweiſung auf die in den Verkehr gebrachten Güter zugleich die Eigenſchaft einer Waare, und zwar einer ſolchen beſitzen, deren verglichener Tauſchwerth dem verglichenen Tauſchwerthe der Güter, worauf ſie eine Anweiſung geben, gleichkommt oder denſelben überſteigt; dieſe heißen **Realmünzen**; 3. ſolche, welche neben der als eigentlicher Münze ihnen zukommenden Eigenſchaft zwar gleich den Realmünzen die Eigenſchaften einer Waare beſitzen, aber einer ſolchen, deren verglichener Tauſchwerth geringer iſt als der verglichene Tauſchwerth der zum Theil als reine Tauſchmittel (Idealmünze), zum Theil als

gemiſchte Tauſchmittel (Realmünze) den Dienſt der Werthausgleichung verrichten; dieſe Münzgattung läßt ſich am beſten durch Güter, worauf ſie als Münze eine Anweiſung enthalten, die alſo Idealrealmünze bezeichnen. Die Münze muß, ſoll ſie anders ihren Zweck erfüllen, nämlich den verſchiednen verglichenen Tauſchwerth der Güter, deren Beſitz ſich verändert, auszugleichen, als Anweiſung auf den möglich-geringſten Vermögenstheil vorhanden ſein, d. h. ſie muß ſo weit abgetheilt werden können, daß der geringſte Vermögenstheil durch ſie vorgeſtellt werden kann. Geld (Vermögensmeſſer) läßt ſich recht wohl denken ohne Münze (Vermögensausgleichungsmittel); zum Begriff der Münze aber iſt der Begriff von Geld weſentlich nothwendig. Man kann alle Güter der Erde nach einem idealen Maßſtabe ſchätzen, z. B. nach Makuten, wie die Neger an der Goldküſte von Afrika thun, ohne dabei auf irgend eine Gattung von Münze Rückſicht zu nehmen; um ſich aber eine richtige Vorſtellung von einer Münze, z. B. von einem Speciesthaler, zu machen, muß man die Idee vom Gelde zum Grunde legen, muß man wiſſen, daß der Speciesthaler eine nach dem Vermögensmeſſer (dem Gelde) beſtimmte Anweiſung auf in den Tauſchverkehr kommende Genußmittel enthalte, deren Tauſchwerth nach demſelben Maßſtabe (dem Gelde) berechnet iſt. Geſetzt alſo, da, wo Silber zum allgemeinen Werthmeſſer (Geld) und Tabak zum allgemeinen Werthausgleichungsmittel (Münze) gewählt worden, ſei ein Münzſtück, welches in einem Pfund Tabak beſteht, eine Anweiſung auf 20 kleinſte Vermögenstheile, ſo können wir uns keinen Begriff vom verglichenen Tauſchwerthe der Güter machen, worauf dieſe Anweiſung lautet, wenn wir nicht eine klare Idee vom verglichenen Tauſchwerthe des Stückchens Silber haben, welches als kleinſter Vermögenstheil zum Werthmeſſer der Güter iſt angenommen worden (ſ. Geld.). Auf doppelte Weiſe wirkt die Münze höchſt wohlthätig auf den Tauſchverkehr: 1. indem ſie die Vergleichung des Tauſchwerthes der in den Verkehr gebrachten Güter erleichtert, und 2. indem ſie eine Anweiſung, nicht auf ein beſtimmtes, ſondern auf alle in den Verkehr kommende Genußmittel von gleichem Tauſchwerthe mit der Münze enthält; denn ad 1 wird der Umtauſch der Waaren dadurch häufig erſchwert, daß die Tauſchenden über den Tauſchwerth der in den Verkehr gebrachten Genußmittel verſchiedenartig urtheilen, und daß es nicht ſelten viel Mühe und Zeit erfodert, ehe beide Parteien in dieſer Hinſicht ſich vereinigen können; trit aber an die Stelle der einen Waare, wofür die andere eingetauſcht werden ſoll, die Münze: ſo wird die Schwierigkeit, welche vorher Statt fand, ſogleich zur Hälfte gehoben, denn es kommt dann nur darauf an, ſich über den Tauſchwerth der zu vertauſchenden Waare zu vereinigen; der Tauſchwerth derjenigen Waare hingegen, worauf die Münze eine Anweiſung enthält, iſt keinem Zweifel unterworfen, da dieſe nach dem allgemein bekannten Werthmeſſer, dem Gelde, berechnet iſt; ad 2. iſt es beim Umtauſche von Waaren eine Hauptſchwierigkeit, denjenigen aufzufinden, der des Genußmittel, welches man gerade braucht, überflüſſig beſitzt und zugleich desjenigen Genußmittels bedarf, welches man ihm zum Tauſche anzubieten vermag. Noch ſchwerer iſt es für den, der nicht Waare, ſondern nur Dienſte und Arbeit anbieten kann, den aufzufinden, der ſeine Dienſte braucht und ihm dafür das geben kann, was er nöthig hat; und vollends unmöglich iſt es, ein Tauſchgeſchäft zu Stande zu bringen, wenn ſich keine zweckmäßige Theilung der in den Verkehr gebrachten Waaren denken läßt, z. B. wenn man ein lebendes Thier beſitzt und einen

Scheffel Salz dafür umzutauſchen ſucht. Dieſe Schwierigkeit verſchwindet größtentheils, ſo bald die Ausgleichung vermittelſt der Münze geſchieht, welche in der Regel Jeder gern gegen Waaren und Dienſte anzunehmen bereit, und von der Jeder zugleich gewiß iſt, daß er wieder bei Andern ſeine Bedürfniſſe jeder Art dagegen einzutauſchen vermöge. Der Spielraum einer Münze iſt entweder auf den gegenſeitigen Tauſch einzelner Privaten beſchränkt, oder er dehnt ſich über den Handel ganzer Nationen aus, oder er umfaßt endlich den Verkehr der geſammten gebildeten Menſchheit. Die Münze der erſten, Art heißt Privatmünze, die der zweiten National- oder Staatsmünze und die der letzten Weltmünze. Jede Weltmünze kann zu gleicher Zeit Privat- und Nationalmünze ſein, aber nicht umgekehrt kann jede Privat- und Nationalmünze zugleich den Dienſt der Weltmünze verrichten, und eben ſo wenig läßt jede Privatmünze zugleich als Nationalmünze ſich gebrauchen (ſ. Privatmünze — Nationalmünze — Weltmünze). Münze, im engern Sinne, Metallmünze, iſt diejenige Gattung der Münze, zu deren ſinnlichem Stoffe irgend eine Art von Metall gewählt worden iſt. Die Metalle, beſonders die edeln, vereinigen in ſich alle Eigenſchaften, welche zu einer guten Realmünze erfoderlich ſind, denn: 1. ſie beſitzen ſowol einen poſitiven als auch einen hohen relativen Werth und zugleich einen ziemlich regelmäßigen und dauerhaften Tauſchwerth; ſie ſind nämlich im Verhältniſſe andrer Güter ſelten, und verdanken ihr Daſein nicht dem bloßen Zufalle; ohne einen bedeutenden Aufwand von Fleiß und Kapital laſſen ſie ſich dem Schooße der Erde nicht entreißen und zu der Feine bringen, welche ſie für menſchliche Zwecke brauchbar macht; die Zwecke ſelbſt aber, zu welchen ſie als Mittel taugen, ſind höchſt mannichfaltig; wegen ihrer Schönheit und ihres innern Adels befriedigen ſie zu Schmuck verarbeitet die Eitelkeit, wie ſie als Werkzeug und Hausgeräth zur Bequemlichkeit des Lebens und zur Verbeſſerung unſres äußern Zuſtandes dienen; 2. ſie ſind leicht von einem Orte zum andern ſchaffen; denn ſie beſitzen in einem kleinen Umfange einen großen verglichenen Tauſchwerth, daher ſind die wirklichen Preiſe derſelben faſt in allen Ländern gleichförmig; 3. ſie ſind faſt in's Unendliche theilbar, alle ihre Theile haben gleiche Natur mit dem Ganzen, ſo daß ſich der Tauſchwerth der einzelnen Stücke bloß durch das Verhältniß ihrer Größe beſtimmt, und wie ſie ohne Verluſt vielfach getheilt werden können, ſo können ihre Theile auch ohne Verluſt wieder vereinigt werden; 5. ſie ſind höchſt dauerhaft, verlieren durch den Gebrauch äußerſt wenig und widerſtehen jeder Art von Zerſtörung. Bei dieſen vortrefflichen Eigenſchaften der Metalle iſt es kein Wunder, daß die Metallmünze im Weltverkehre wie im Binnenverkehre eine ſo große, vor allen übrigen Gattungen der Münze ausgezeichnete Rolle ſpielt. Im beſondern Sinne nennt man Münze gewöhnlich auch die von Korn geringere Scheidemünze im Gegenſatze des groben klingenden Current. Erſtre iſt immer ſchlechter, weil die Ausprägung derſelben mehr Koſten macht. S. Büſch's Abhandlung über den Geldumlauf, 2. Auflage (Kiel und Hamburg 1800); Adam Müller's Verſuch einer neuen Theorie des Geldes (Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1816) und Carl Murhard's Theorie des Geldes und der Münze (Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1817). KM.

Münzen, antike, moderne, griechiſche, römiſche, conſulariſche, Kaiſermünzen, ſiehe den Artikel **Münzkunde.**

Münzer (Thomas). Dieſer berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geboren. Wäre die unverbürgte Sage wahr, daß ſein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechter Weiſe hingerichtet worden: ſo würde ſich daraus die Richtung, die ſein Geiſt ſpäter nahm, um ſo leichter erklären laſſen. Wahrſcheinlich ſtudirte er zu Wittenberg, wo er auch Magiſter ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aſchersleben. In Halle war er Kaplan in einem Nonnenkloſter, ging dann wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte, ward 1520 als erſter Prediger nach Zwickau berufen, ging ſchon 1521 nach Prag, um ſich unter den Huſſiten Anhänger zu verſchaffen, und ward ein oder zwei Jahre ſpäter Prediger zu Altſtedt. Allenthalben zeigte er ſich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden Gegner des Papſtthums. Anfangs erwärmte ihn die Leſung myſtiſcher Schriften. Sein Eifer gegen ſcholaſtiſche und päpſtliche Theologie brach zuerſt in ſeinen Predigten aus, und in Böhmen ſchlug er einen noch vorhandnen heftigen Aufſatz contra Papistas an, den er mit eigner Hand geſchrieben hatte. Luther's Lehre fing um dieſe Zeit an die Gemüther von der Tyrannei des päpſtlichen Gewiſſenszwanges zu entfeſſeln, aber auf der andern erhob ſich der Geiſt der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der Wartburg lebte, und Karlſtadt in Wittenberg die ausſchweifendſten Gewaltthätigkeiten beging, bildete ſich zu Zwickau die Sekte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, ſtand, und zu welcher ſich bald Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer geſellten. Sie drangen mit ihrem Anhange nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch ſieben Predigten ſo weit, daß Storch und Karlſtadt Wittenberg verlaſſen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen Münzer ſeine Lehre zu Altſtedt in Thüringen aus, wo er ſeit 1523 Prediger war. Er beſtrit nicht nur das Papſtthum, ſondern auch Luther's Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorſam gegen ihre Obrigkeiten, beſonders wenn ſie ihnen verboten, ſeine geiſtlichen Reden zu beſuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott ſeine Chriſtenheit bald von dem Joche, unter welchem ſie ſeufze, befreien werde. Mit jedem Tage vermehrten ſich ſeine Anhänger, und wuchſen bald ſo ſehr an, daß der Kurfürſt von Sachſen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar ihm 1524 nach Weimar fodern ließen, um ſich zu verantworten. Man begnügte ſich indeß, dem Amtmann und Rath zu Altſtedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe ſo gefährlichen Schwindelkopf zu entfernen. Münzer entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von ſich hören, und trat zuerſt wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhauſen, wo er ſich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachſen zurück, predigte zu Mühlhauſen, gewann die Volksmenge, ſetzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöſter und die Häuſer der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinſchaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit ſeinem räuberiſchen Anhang in's Eichsfeld und vereinigte ſich mit Münzer. Dieſer Vorfall und die Nachricht, daß ſich 40,000 Bauern in Franken zuſammengerottet, 150 adelige Schlöſſer und 23 Klöſter geplündert und verbrannt hatten, entflammten Münzer's Muth. Er rief ſeine Anhänger in Frankenhauſen, die Bergleute im Mannsfeldiſchen und ſämmtliche Bauern zu Mühlhauſen, Langenſalza und Tennſtedt auf, und rüſtete ſich eiligſt zum Kriege. Er verſprach ihnen, ſie ſämmtlich in den Herren-

ſtand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhauſen zurückgelaſſen, begab er ſich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhauſen, brach die von dem Frankenhäuſern mit dem Grafen von Mannsfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte auf's neue die Gemüther. Jetzt ſtarb Kurfürſt Friedrich der Weiſe. Sein kräftiger Nachfolger, Johann, der Herzog Georg zu Sachſen, der Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog Heinrich von Braunſchweig verbanden ſich und ſchickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Dieſe waren gegen 8000 Mann ſtark, und ſtunden vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen, geſchützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürſten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, ſondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendſten Reden und verſprach ihnen den Beiſtand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geſchlagen wurden. Nach Einigen verloren ſie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Uebrigen, worunter auch Münzer war, warfen ſich nach Frankenhauſen. Muthlos verbarg er ſich hier auf dem Boden eines Hauſes, warf ſich in ein Bette und ſtellte ſich krank. Die fürſtlichen Truppen beſetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in ſeiner Reiſetaſche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieſer Zufall entdeckte ihn. Er ward gefangen genommen und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter ſeine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der ſich von Mühlhauſen hatte flüchten wollen, ward bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern, nebſt vierundzwanzig andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor ſo trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth, er konnte die Glaubensartikel nicht ſelbſt ausſprechen, ſondern der Herzog Heinrich von Braunſchweig betete ſie ihm vor. Sein Körper wurde nach der Enthauptung geſpießt, und ſein Kopf auf einen Pfahl geſteckt. Die Städte Langenſalza, Mühlhauſen und Tennſtedt wurden um anſehnliche Geldſummen geſtraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeiſter und Rathsherrn, hingerichtet (vergl. d. Art. Bauernkrieg.).

Münzfuß heißt die geſetzliche Beſtimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korn) der Metallmünze. Beſtänden die Metallmünzen aus reinem edeln Metall, ſo könnte von einem Münzfuße gar nicht die Rede ſein. Da es aber faſt in allen Staaten für nützlich erachtet wird, dem edeln Metall ein unedles beizumiſchen, ſo iſt die Unterſcheidung des Münzfußes überall von Wichtigkeit. Ein ſchwerer Münzfuß unterſcheidet ſich vom leichten dadurch, daß nach dem erſtern weniger Stücke von gleicher Benennung aus einem beſtimmten Gewichte edeln Metalls, z. B. einer Mark fein geprägt werden, nach dem letztern mehrere. Das charakteriſche Unterſcheidungszeichen beider beſteht alſo eigentlich nur in der Größe des Maßſtabes für die in den Verkehr kommenden Güter. Daß für den Welt-Verkehr, wo jede Münze bloß als Waare erſcheint, die Abtheilung, Form und Benennung der Metallmünze, mit einem Worte, der Münzfuß ganz gleichgültig ſei, iſt einleuchtend, aber auch im National-Verkehre kann es, wenn nur Wahrheit und Redlichkeit dem Ausmünzungsſyſteme zum Grund liegt, in der Regel keinen Unterſchied machen, ob die Münze nach einem ſchweren oder leichten Fuße geprägt worden, ob z. B. aus einer Mark Silber 20 oder 21 Gul-

den verfertigt werden; denn ein Gulden, von welchem 21 auf die Mark fein gehen, wird natürlich nie ſo viel gelten, als ein Gulden, deren 20 eine Mark fein ausmachen. Indeſſen wird überall einerlei Werth weggegeben werden, wenn eine gleiche Anzahl feiner Marken gezählt wird, man mag eine Mark fein 20, 21 oder 24 Gulden benennen. Höchſt wünſchenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker ſich eines und deſſelben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenſeitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorgebeugt werden. Eben ſo wäre es, wenn ſämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzſtück das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der geſetzlichen Prägkoſten aufzudrücken. Die Geſchichte des Ausmünzungsweſens zeigte bisher ein ewiges Ringen der Regierungen, ſich wechſelsweiſe zu täuſchen und von einander zu gewinnen, und es iſt zwiſchen den verkehrenden Nationen eine Gattung Krieg ausgebildet worden, um durch die Formen der Werthsausgleichungsmittel (Münze) ſich gegenſeitig zu plündern. Kein Wunder iſt es daher, wenn die Geltung mancher Metallmünzen oft nur auf den Umfang der Stadt beſchränkt iſt, wo ſie geprägt worden, wenn jede Regierung die Münzunternehmungen ihrer Nachbarn mit der größten Sorgfalt belauſcht, und oft wegen Mangels an einerlei Münze der Verkehr zwiſchen zwei Ländern nicht gedeiht, zwiſchen welchen er ihrer Lage und ihren übrigen Verhältniſſen nach äußerſt lebhaft ſein könnte. So lange ſich aber die Nationen noch nicht wegen Annahme eines gemeinſchaftlichen Ausmünzungsſyſtems vereinigt haben, iſt es einem jeden Volke zu rathen, ſich desjenigen Münzfußes zu bedienen, welcher in dem Lande Statt findet, mit welchem es ſeinen Hauptverkehr treibt. Uebrigens bleibt es ausgemacht, daß jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geſchäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich beſtimmte, auf richtige Grundſätze gebaute Regeln feſtſetzt, wonach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geſchloſſen werden, geordnet ſein müſſen. Es iſt ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß angenommen worden, der gemeine Mann, welcher ſeine Metallmünze im kleinen Verkehr ausgibt, für weniger Silber lebe, als in demjenigen, deſſen Metallmünze nach einem ſchweren Fuße geprägt wird; hieraus hat man dann gefolgert, daß es den Ländern, welche einen ſchweren Münzfuß haben, rückſichtlich ihrer Gewerb-Erzeugniſſe unmöglich falle, im auswärtigen Verkehre mit denen Preis zu halten, welche den Tagelohn der Arbeiter in geringhaltiger Münze bezahlen, und eine Beſtätigung dieſes Satzes darin zu finden geglaubt, daß im ſüdlichen Deutſchlande, wo ein leichter Münzfuß Statt findet, die Manufakturen beſſer gedeihen, als im nördlichen, welches einen ſchweren Münzfuß hat. Aber der Grund, warum in Norddeutſchland der Arbeitslohn in Metallmünze ausgedrückt beträchtlicher ſein muß, als in Süddeutſchland, iſt nicht in der Verſchiedenheit des Münzfußes, ſondern vielmehr in der Verſchiedenheit der Sachpreiſe aller Lebensbedürfniſſe zu ſuchen. Zwar kann es geſchehen, daß nach erfolgter Vertauſchung des ſchweren Münzfußes gegen einen leichten der gemeine Mann einige Zeit hindurch fortfährt, für die leichtere Münzeinheit daſſelbe zu thun, zu leiſten und zu geben, was er für bisherige ſchwerere that, leiſtete und gab; allein es wird dies nicht von langer Dauer ſein; der Kaufmann, welcher bei den vom Auslande bezognen Waaren bloß nach reinem Gold und Silber rechnen und daher ſeine Waaren um ſo viel ſteigern muß, als die Münze

leichter geworden, wird bald auch ſeine übrigen Mitbürger über das wahre Verhältniß der Dinge aufklären und die Preiſe aller Waaren gegen Metallmünze werden bald um ſo viel höher werden, als ſich der Münzfuß verringert hat. Den Beleg hierzu liefert die Geſchichte. Jede Verringerung des Münzfußes hat eine Erhöhung der Metallpreiſe der Waaren zur Folge gehabt; unter übrigens gleichen Verhältniſſen aber lebt der gemeine Mann um eben ſo viel Silber in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß Statt hat, als in dem, wo ein ſchwerer angenommen iſt, wie man dies überall an der Grenze derjenigen Länder bemerken kann, von welchem das eine einen ſchweren, das andre einen leichten Münzfuß hat. Die merkwürdigſten Veränderungen des deutſchen Münzfußes ſind folgende: 1. der zinniſche Fuß von 1667, wonach Sachſen und Brandenburg (zu Zinna, einem brandenburgiſchen Städtchen und Kloſter) die feine Mark Silber zu $10\frac{1}{2}$ Rthlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten; 2. der leipziger Fuß von 1690, oder der 18 Guldenfuß, zwiſchen Sachſen, Brandenburg und Braunſchweig feſtgeſetzt, wonach die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. in Zweidritteln und Eindritteln ausgeprägt wurde. 1738 ward dieſer zum Reichsfuß angenommen; 3. der preußiſche oder graumann'ſche Fuß, wonach 1750 die feine Mark Silber zu 14 Rthlr. ausgeprägt wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Guldenfuß von 1753, wonach vermöge einer zwiſchen dem wiener und münchner Hofe geſchloſſnen Convention die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. $3\frac{44}{77}$ Pf., und die feine Mark Silber zu 20 Fl. oder $13\frac{1}{3}$ Thaler ausgeprägt wird. Ihn hat ganz Deutſchland bis auf Holſtein, Lübeck, Hamburg, Mecklenburg, Bremen, Oldenburg und Preußen angenommen. Der ſogenannte 24 Guldenfuß iſt kein beſondrer Münzfuß, ſondern nur eine Erhöhung des äußern Werthes der nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Münzen. Darnach werden alſo 20 Fl. für 24, die 20 Kreuzerſtücke werden für 24 Kr., die 10 Kr. für 12 Kr. und die 5 Kr. für 6 Kr. gerechnet. Dieſe Rechnungsart ward 1776 von Baiern und den benachbarten Staaten angenommen, wiewol ſie nichts Weſentliches ändert. — KM.

Münzkunde, Numismatik (l'art du numismatiste oder auch numismatographie), iſt die Wiſſenſchaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallſtücke nach ihren techniſchen und geſchichtlichen Beziehungen. Sie belehrt alſo zunächſt über den Stoff derſelben und ſeine Miſchungen, über das mechaniſche Verfahren der Prägung u. ſ. w., dann gibt ſie den einzelnen Stücken ein Datum, bezeichnet die Behörde, die ihnen geſetzlichen Charakter gab und deutet die Embleme, Typen, Inſchriften. Die Münzkunde iſt folglich durchaus an das Materielle der Münzen gebunden, und überläßt der Theorie der Gelder die geſetzlichen oder konventionellen Veränderungen anzuführen, welche in dem Schätzungswerthe der Münzen, als allgemein verbreiteten Tauſchmittels, von Zeit zu Zeit ſich begeben. Als hiſtoriſche Hülfswiſſenſchaft beſchäftigt ſie ſich zunächſt mit den Münzen und Medaillen des Alterthums und näherverfloßner Zeiten, mit Denkmünzen und ſeltner gewordnen gangbaren Geldſorten neuerer Tage. Bei der Menge des Stoffs dieſer Wiſſenſchaft hat man verſchiedne Eintheilungen deſſelben verſucht; nach der Materie der Münzen, nach der Form, nach Darſtellung und Kunſtwerth. Erleichternder für die Ueberſicht iſt, wenn man die vorkommenden Münzen nach der muthmaßlichen Zeit ihrer Hervorbringung ſondert und drei Hauptklaſſen annimt, alte, mittlere und neuere, die ſich dann durch geographiſche und chronologiſche Zuſammenſtellung noch über-

ſchaulicher machen laſſen. An dieſe 3 Hauptklaſſen ſchließen ſich die barbariſchen Münzen und die orientaliſchen Münzen als eigne Abtheilungen an. Die geprägten Metallmarken (Pseudomoneta) wie Contorniaten, Spintrien, Teſſeren, Jettons, Rechenpfenige, welche die Numiſmatik eben ſo wenig unbeachtet läßt, als die Nothmünzen von Leder, Holz (m. ſ. Duby Recueil général des pièces obsidionales et de nécessité. Paris 1786. 4.) und die Münzen vorſtellenden Muſcheln auf der Küſte von Koromandel, reihen ſich den Ländern an, aus deren Münzſtätten ſie hervorgingen. Alle dieſe Klaſſen mit Fertigkeit zu unterſcheiden, iſt die nächſte Anfoderung an den Numiſmatiker, der ſich für ſein mühſames Geſchäft durch eine Menge folgenreicher Aufſchlüſſe über Zeitbeſtimmurg, Ortskunde und Namenangabe wird belohnt ſehen, und Zuverläſſigkeit bei manchen bisher ſtreitigen Angaben wird ausmitteln können. Am reichſten wird dieſer Gewinn bei eigentlich alten Münzen ſeyn, d. h. bei Münzen der Städte, Länder und Könige der griechiſch und lateiniſch redenden Völker, mit Inbegriff aller derer, welche das weltherrſchende Rom ſeiner Macht unterworfen hatte. Der Anfang dieſer Klaſſe verliert ſich in das Dunkel, das ſo viele Erfindungen bedeckt; ſie beginnt mit den Inkunabeln der Prägkunſt, und endet in Rom mit dem Untergange des Reichs unter Romulus Auguſtulus und im zweiten Aſte des römiſchen Weltreichs, im Oſten, mit dem Untergange der Komnenen 1453. Dieſer Theil der Münzkunde, die vorzüglichſte Quelle unſrer Kenntniſſe von vergangnen Städten, Reichen, Sprachen, zuweilen die einzige, hat vorzugsweiſe und mit Recht die Aufmerkſamkeit der Forſcher erregt. Die Klaſſe der Münzen der mittlern Zeit umfaßt die Münzen, welche nach der Auflöſung des römiſchen Reichs in den neu ſich bildenden europäiſchen Staaten in Umlauf kamen, die Inkunabeln der jetzt eben vergeßnen Prägkunſt, Brakteaten, Soliden, Tournoſen ꝛc. Die Klaſſe der neuern Münzen fängt in den verſchiednen Ländern zu verſchiednen Zeiten an; doch dürfte das Vorkommen von Schaumünzen wol überall als Epoche angeſehen werden. Ein artiſtiſches Intereſſe wird hier beinah vorzugsweiſe in Anſpruch genommen. Die Münzkunde als gelehrte Beſchäftigung ſcheint von den Alten völlig unbeachtet geblieben zu ſein. Bei keinem alten Schriftſteller findet ſich eine Spur, daß die Kunſtſammler der alten Welt zur Zeit des Auguſtus oder der Antonine auf Münzen Werth gelegt hätten, und doch gab es ſchon damals Münzreihen von Sädten, die uns zum Theil noch erhalten, durch Alter und Schönheit des Gepräges die Aufmerkſamkeit anziehen mußten. So die Münzen von Sybaris und den großgriechiſchen Städten, die mit ihrer Autonomie das Prägerecht verloren hatten. Dieſe Nichtbeachtung wird um ſo auffallender, da die ſo verwandten geſchnittnen Steine ſo beliebt waren. Dafür erwachte im funfzehnten und noch mehr um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ein ſolcher Sammlereifer, daß die damals gewiß weit ergibigern Länder der römiſchen Welt kaum ausreichten um alle Wünſche zu befriedigen. Fürſten und Privatleute wetteiferten beſonders in Italien, Frankreich und Deutſchland Münzſammlungen anzulegen, zunächſt um aus authentiſchen Bildniſſen die Hauptperſonen der römiſchen Geſchichte kennen zu lernen. Dieſen erſten Sammlungen, wo man begreiflich zunächſt auf auffallende Typen achtete, folgten bald gelehrte Erläuterungen. Die frühſte Anleitung zur Münzkunde gab 1577 der Spanier Antonio Agoſtino in ſeinen in alle Sprachen überſetzten Dialogen. Jac. und Octav Strada hatten durch Bilderbücher die Neigung der Reichen und Vornehmen für das

Sammeln gewonnen. Wolfgang Lazius, Ferdinands I. Leibarzt machte Anwendung von den Münzen zur Erläuterung der Geſchichte. Fulvio Orſini und ein Arzt zu Augsburg Ad. Occo wandten ihren Fleiß auf römiſche Familien- und Kaiſermünzen, und man muß bedauern, daß der letztre ſich in ſeinen Forſchungen ſo beſchränkte, da ſein Verfahren, in Hinſicht auf chronologiſche Anordnung anerkannt gut war. Nur war in jener Periode, wo beſonders Hub. Goltz, der Sohn eines Malers zu Würzburg erwähnt werden muß, weil er zuerſt auch die griechiſchen Münzen vorzüglich beachtete, eine Ungenauigkeit in den Angaben im Schwange, die einen großen Theil jener Arbeiten uns völlig unbrauchbar macht. Goltz vereinigte das doppelte Talent eines Zeichners und Kupferſtechers, ließ ſich aber dadurch verführen auf ſeinen Kupfern ſo viel Eigenmächtiges anzubringen, daß ſein Zeugniß, wenn es allein ſteht, jetzt auch da verdächtig iſt, wo er ehrlich geweſen ſein mag. Unterdeß hatte man gelernt die antiken Muſter nachahmend, Münzen zu prägen, die den echten täuſchend ähnlich waren. Anfangs keineswegs in der Abſicht damit zu hintergehen, wollten die geſchickten Stempelſchneider, Cavino, Belli u. ſ. w. die zu Padua, Parma, Vicenza ſich niedergelaſſen hatten (daher Paduaner, Parmeſaner) bloß der Nachfrage abhelfen; bald machte man aus dem erkünſtelten Betruge ein einträgliches Gewerbe. Die Menge der unechten Münzen ſchreckte zwar während der Periode, die nun eintrat, einigermaßen von der Numismatik ab, wenigſtens beſchränkte ſie die Liebhaberei, die ohnehin an dem immer fühlbarer nothwendigen gelehrten Apparat zur Erklärung einen Anſtoß nahm; aber deſto umfaſſender waren die Forſchungen die man einzelnen Münzklaſſen zuwandte und die Namen Vaillant, Spanheim, J. J. Geßner, Pellerin, ſo vieler Andrer zu geſchweigen, die in der Erforſchung und Erklärung einzelner Münzegebiete einen Ueberfluß von Gelehrſamkeit aufboten, macht die Schriften dieſes Zeitraums noch ſehr beachtenswerth, doch nicht durchaus zuverläſſig. Der Stoff hatte ſich ſo gehäuft durch fortwährendes Herbeiſchaffen aufgefundner Münzen (Vaillant war zu wiederholten Malen im Oriente; Pellerin brachte dem pariſer Kabinette allein 33000 antike Münzen zu), daß eine kritiſche Sichtung des durchaus Echten und eine Anordnung, die eine Ueberſicht geſtattet, doppelt Bedürfniß ward. Der Mann, der dieſer großen Arbeit gewachſen war, der Linnäus der Münzkunde, ward Joſeph Eckhel, der durch eine ſtreng durchgeführte geographiſch-chronologiſche Methode auf einmal in dieſes bisher ſo ermüdende Studium eine Klarheit brachte, die über eine Menge bisher dunkelgebliebner hiſtoriſcher oder archäologiſcher Unterſuchungen ein überraſchendes Licht verbreitete. Sein Syſtem hatte er praktiſch zuerſt bei der Anordnung des wiener Kabinets bewährt, dann ſtellte er es noch ausgeführter in ſeinem großen Werke der Doctrina Numorum veterum, Vindebonae 1792—98. VIII. 4. dar, die von allen nachfolgenden Bearbeitern dieſes Fachs ſo dankbar anerkannt worden iſt, daß alle ſpätere Forſchungen nur als Zuſätze, Erweiterungen, hie und da auch wol als Berichtigungen angeſehen werden konnten. Dieſem Syſtem ſich anſchließend, gab Sestini ſeine einzelnen Werke über ſeitdem bekannt gewordne numismatiſche Hermäen; gab Mionnet ſeine Descr. des médailles grecques antiques, die durch beträchtliche Münzfunde im Oriente die genauern Abbildungen, oft in Abgüſſen dargeſtellt, die Summe der Aufklärungen über hiſtoriſche Zweifel bedeutend vermehrt haben. Zwar iſt der Umfang dieſer Wiſſenſchaft fortwährend im Wachſen; doch dürften in ihren Beſtandtheilen keine weſentlichen Veränderungen denkbar ſein.

Die Unterſuchungen über die Miſchung der Metalle, das Verfahren der Prägung; über Form, Größe, Gewicht, Werth und Menge der alten Münzen; über Echtheit und Unechtheit kommen durch den Zuwachs an Belegen allmälig dem Abſchluß näher; die Verſtändniß der Typen und Legenden wird erleichtert durch übereinſtimmende oder ähnliche Vorkommenheiten. Nothwendig mußte der mannichfaltige Gewinn, den das gründliche Studium dieſer geſchichtlichen Denkmäler verſchaffte, auch die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf die Münzen der mittleren Zeit richten, die zufällig hie und da zum Vorſchein kamen, und heut zu Tage beinah mit demſelben Eifer geſucht werden, wie die römiſchen, die freilich in der Liebhaberei durch die griechiſchen ſehr verdrängt worden ſind. Man verfuhr mit ihnen nach derſelben Methode, die ſich bei den alten Münzen bewährt hatte, ordnete ſie ſtreng chronologiſch und ſo halfen auch ſie oft aus, wo Pergamente im Zweifel oder völlig im Stiche ließen. Die einzelnen Werke über die Münzen der einzelnen Länder, ſo von Laſtonaſo für Spanien; von Zanetti für Italien; von Le Blanc für Frankreich; von Leake für England; von Bircherodt für Dänemark u. ſ. w. von Becker für Deutſchland; von Voigt für Böhmen u. A. lieferten des Stoffes die Menge, der zum Theil aber die Kritik aufregte, da gerade in dieſem Theile der Münzkunde ſich empiriſche Liebhaberei mehr angemaßt hatte, als ihr zugeſtanden werden darf. Die Münzen der neueren Zeit werden mehr aus artiſtiſchen Rückſichten beachtet, als aus geſchichtlichen. Sie ſind, was auch Herder dagegen deklamirt hat, ein ſehr in die Augen fallender Beleg für die Umwandelungen des Geſchmacks, da wir unter neuen Münzen vorzugsweiſe die Schau- oder Denkmünzen verſtehen. Noch fehlt viel, daß das gründlichere Studium der antiken Münzen auf unſre Schaumünzen ſo eingewirkt hätte, wie wol zu wünſchen und zu hoffen wär. Der Erreichung ſteht vieles entgegen, was ſchwer zu beſeitigen iſt. Die Ueberſicht der Fortſchritte erleichtern hier mehrere Prachtwerke, die unter dem Namen Histoires métalliques bekannt ſind (z. B. von Ludwig XIV. XV. von Napoleon ꝛc.) Aus der Reihe dieſer Münzen haben einzelne Schriftſteller einzelne Klaſſen ausgehoben (Lilienthal's Thalerkabinett, Köhler's Dukatenkabinet, Böhme's Groſchenkabinett u. ſ. w.) wodurch dann tiefere Ergründung möglich war. Voll der intereſſanteſten, keineswegs genug gewürdigten Nachrichten ſind die bekannten Sammlungen von Münzen dieſer Klaſſe: Köhler's Münzbeluſtigungen, Joachim's Medaillenkabinet und ähnliche. Ein recht belehrendes Handbuch um ſich in dem Strome dieſer Münzen auf der Fläche zu erhalten, iſt L. Ch. Schneider's Handwörterbuch der geſammten Münzkunde. Halle und Berlin 1811—15. 8. Ueberreich iſt die Literatur der Numismatik und ihrer Natur nach wächſt ſie fortwährend meiſt durch ſehr kleine Schriften. Zu ihrer Ueberſicht gibt es mehrere Hülfsbücher (z. B. Banduri Bibliotheca numaria s. auctorum qui de re numaria scrips. ed. a. I. A. Fabricio; Hamb. 1719. 4. Lipsius Bibliotheca numaria etc. L. 1801. II. 8.) noch fehlt aber doch ein Werk der Art, das die Summe des wirklich Wiſſenswürdigen zuſammenſtellend, das Auffinden erleichternd, dem gefühlten Bedürfniſſe wahrhaft abhülfe. Nach einem ſehr wohlerſonnenen Plane waren Schlichtegroll's Annalen der geſammten Numismatik eingerichtet, die leider ſchon mit dem zweiten Jahrgang aufhörten. Ihre Fortſetzung wäre ſehr zu wünſchen, da ſie für wiſſenſchaftliche Erörterung eben ſo gut Raum geben, als für die Anzeige von Kurioſitäten und vorübergehender Erſcheinungen. Für die Kurioſitäten wäre das auch

darum zu wünſchen, weil die Ernſthaftigkeit unſrer Zeit ganz vergißt warum unſre Aeltern durch die vollſtändige Reihe der Glockenthaler glücklich wurden, warum Rabendukaten ſo in Ehren ſtanden und die Nurmahalrupien ſo theuer bezahlt wurden. Da es jetzt unmöglich ſcheint Vollſtändigkeit in irgend einem Privatkabinette zu erlangen, ſo wäre zu empfehlen, daß Liebhaber wie einſt die Holländer, ſich auf Vereinigung von nicht zu zahlreichen Münzklaſſen legten, z. B. Eheſtands- oder Freimaurermedaillen. Wie viele erbauliche Betrachtungen hinterläßt der Sammler dann mit ihnen ſeinen Erben! —

Münzreduction, ſo viel als Münzdevalvation; ſiehe **Devalvation**.

Münzregal. Höchſt zweckmäßig iſt das Recht, Münzen zu ſchlagen, ein **Regal** (ſ. d. Art.) Denn da die Münze mit dem Wohlſtand eines Volkes in ſo naher Verbindung ſteht, und Kredit dazu gehört, den Münzen Umlauf zu verſchaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute beſitzt, im Gegentheile aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz ſo leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer iſt, als der auf dem Stempel angezeigte Werth; auch die Aufſicht hierüber, wenn dies Recht mehrern Privaten zuſtehen ſollte, ſchwer, ja faſt unmöglich ſein würde: ſo wird daſſelbe weit ſichrer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. Daraus ergibt ſich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (ſ. d. Art. **Münzfuß**).

Münzſtätte, der Ort, wo Münzen geſchlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geſchlagen worden, gewöhnlich an einem darauf geſetzten Buchſtaben, der ihr eigen iſt. So bezeichnet A auf franzöſiſchen Münzen Paris, auf öſterreichiſchen Wien, auf baieriſchen Bamberg, auf preußiſchen Berlin; B auf franzöſiſchen Rouen, auf preußiſchen Breslau, auf öſterreichiſchen Kremnitz; BB auf franzöſiſchen Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf öſterreich. Prag; CC auf franz. Beſançon; D auf franzöſiſchen Lyon, auf preußiſchen Aurich, auf öſterreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf öſterreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf öſterreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Settin, auf öſterreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franzöſiſchen Rochelle, auf öſterreich. (ſonſt) Günzburg; I auf franzöſiſchen Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouſe; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf, Cours (gewöhnlich, wiewol unrichtig, Geldumlauf genannt). Die Münze läuft um, ſofern ſie wiederholt veräußert wird; jede Veräußerung derſelben macht gleichſam einen Schritt ihres Umlaufes und die Aufeinanderfolge ſolcher Veräußerungen macht den Umlauf ſelbſt aus. Die Menge der Veräußerungen und folglich auch die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs hängt größtentheils ab von der Theilung der Arbeit, der Verbreitung des Wohllebens, dem Anwachſe des Nationalvermögens und der Zunahme der Bevölkerung. Die Maſſe der bei einer Nation vorhandnen, zur Ausgleichung der in den Verkehr gebrachten Güter beſtimmten Münzen iſt die Umlaufsmünzmaſſe der Nation. Mit der Zunahme und Abnahme der Umlaufsmaſſe eines Volks hat die Zunahme und Abnahme ſeiner Kapitalmünzmaſſe durchaus nichts gemein, beide beruhen vielmehr auf völ-

lig verſchiednen Grundſätzen. Es kann in einem Lande die Maſſe der umlaufenden Münze bedeutend zunehmen, während die Maſſe der Münzkapitale abnimt, und umgekehrt. Die Beantwortung der Frage, ob die Maſſe von umlaufender Münze bei einem Volke groß oder gering ſei, beruht auf einer Kenntniß ſowol des Umfangs und der Ausdehnung der Tauſchgeſchäfte, als auch der Beſchaffenheit des Umlaufs; die Größt oder Geringfügigkeit des Kapitalmünzvorraths hingegen iſt lediglich zu beurtheilen nach dem Verhältniſſe, welches Statt findet zwiſchen Angebot und Nachfrage von Münzkapitalien. Die Verwechslung beider Begriffe hat häufig zu Irrthümern und Mißverſtändniſſen Anlaß gegeben. Manchem wird es bei aller Sicherheit, welche er zu leiſten vermag, ſchwer, zu geringen, wenigſtens mäßigen, Zinſen Münzkapitale zu erborgen, während alle Tauſchgeſchäfte im Lande mittelſt gewöhnlicher Münze abgemacht werden und es einem Jeden, welcher Waaren anzubieten hat, leicht wird, dieſelben zu hohen Preiſen zu verkaufen. Die Schwierigkeit, welche jener Münzſuchende antraf, iſt nicht im Mangel an Münze überhaupt, ſondern vielmehr darin zu ſuchen, daß entweder gerade zu der Zeit, da er das Darlehn zu erhalten wünſchte, wenige Münzkapitale unbenutzt vorräthig lagen, oder, daß viele Staatsbürger Gelegenheit fanden, Münzkapitale auf eine vortheilhafte Weiſe anzulegen. Im Gegentheil können in demſelben Lande zu einer andern Zeit, wenn weit weniger Münze überhaupt dort vorhanden iſt, Münzkapitale zu geringern Zinſen und mit mehr Leichtigkeit, als vorher, zu bekommen ſein. In ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht hat die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes nur inſofern einen Werth, als die Veräußerungen einen ſolchen haben, von welcher jener Umlauf die Folge iſt. Geſchehen die Veräußerungen ohne allen, oder wenigſtens ohne hinlänglichen Gegenwerth, wie z. B. bei zweckwidrig verwandten öffentlichen Abgaben, bei Theuerung ꝛc., geſchehen ſie ſo, daß das Nationalkapital dabei gefährdet iſt, ſo ſind ſie keinesweges zu rühmen und die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes iſt vielmehr eine traurige als erfreuliche Erſcheinung. Geſchehen dieſelben auf ſolche Weiſe, daß dabei das Kapital und eben dadurch das Einkommen der Nation vermehrt wird, ſo ſind die Veräußerungen und der durch ſie veranlaßte Münzumlauf höchſt preiswürdig. Ein lebhafter Münzumlauf beweiſt auch nicht immer einen hohen Wohlſtand des Volkes, ſondern nur einen bedeutenden Umfang von Tauſchgeſchäften, welcher bei ihm Statt hat. Zu einer Zeit, da der Wohlſtand des Volkes im höchſten Grade zerrüttet iſt, kann ein ſtarker und lebhafter Münzumlauf bei ihm Statt finden, während zu einer andern, da derſelbe in ſeiner Blüthe ſteht, nur wenig Münze im Umlauf ſein kann. So iſt während eines das Land mit allen erſinnlichen Drangſalen heimſuchenden Krieges viel Münze im Umlauf, und dennoch ſinkt der Nationalwohlſtand von Tag zu Tag tiefer herab, während in den glücklichen Zeiten des Friedens, wenn der Wohlſtand im Wachsthum begriffen iſt, wenigſtens ſtill ſteht, weit weniger Münze umläuft. Die Zunahme des Münzumlaufes kann zwar eine Folge des erhöhten Nationalwohlſtandes ſein und iſt es in der That auch gewöhnlich, aber ſie kann auch in ganz andern Urſachen ihren Grund haben. Der Irrthum, als ob die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes an ſich wohlthätig auf den Nationalreichthum wirke, hat die Regierungen zu den verkehrteſten Maßregeln verleitet. Man wähnte, die Nation ſchon bereichern zu können, wenn man nur den Münzumlauf verſtärkte, und dieſen Zweck ſuchte man insbeſondre dadurch zu erreichen, daß man die ländlichen und

ſtädtiſchen Gewerbe und die verſchiednen Gewerbsarten ſelbſt ſcharf von einander trennte, und auf ſolche Weiſe die Bürger zu häufigen Ausgleichungen mittelſt Münze nöthigte. Auch meinte man, die Finanzüberſchüſſe nicht nützlicher verwenden zu können, als auf öffentliche Bauten und Anſtalten ähnlicher Art, wobei eine große Maſſe von Münze in Umlauf geſetzt wird, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, in wiefern die Anſtalten ſelbſt nothwendig, wenigſtens nützlich waren oder nicht. Selbſt Friedrich der Große wähnte den Nationalwohlſtand in dem lebhaften Umlaufe der Münze zu finden und verwendete einen großen Theil des Staatseinkommens auf Errichtung öder Palläſte und andre nutzloſe Bauten. Der Nationalreichthum kann auf keine andre Weiſe erhöht werden, als durch Vermehrung der Güter; von der Vermehrung der letztern aber iſt die Belebung des Münzumlaufes ſtets die unmittelbare und natürliche Folge. Denn je mehr Güter oder Genußmittel vorhanden ſind, deſto ſtärker iſt auch der Reiz zum Genuß, deſto mehr Ausgleichungen und Veräußerungen müſſen Statt finden. Auf dieſem Wege wird daher immer der Zweck, den Münzumlauf zu verſtärken, am ſicherſten und ſchnellſten erreicht. Aber Auflagen erheben, alſo den Staatsbürgern einen Theil ihres Privateigenthums entziehen, um es ihnen für Müßiggang oder werthloſe Arbeit wieder zurückzugeben, iſt eine Taſchenſpielerei, durch welche die werthſchaffende Arbeit gelähmt wird, und bei der auf jeden Fall die Erhebungs- und Verwaltungskoſten für den Nationalreichthum verloren gehen. Beſſer wäre es, wenn der Staat dergleichen Auflagen gar nicht erhöbe, ſondern die Münze in den Händen der Bürger ließe, welchen es wohl nie an Gelegenheit fehlen wird, davon einen für den Nationalwohlſtand nützlichern Gebrauch zu machen, als der Staat. Mit der Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufes iſt jedoch nicht die Schnelligkeit oder Raſchheit deſſelben zu verwechſeln. Es kann nämlich bei einem Volke wenig Münze im Verkehre ſein, aber ſie kann ſchnell umlaufen, und umgekehrt. Die Lebhaftigkeit des Münzumlaufes richtet ſich nach der Menge und dem Umfange der Veräußerungen überhaupt, welche mittelſt Münze vorgenommen werden; die Schnelligkeit deſſelben hingegen beruht auf der Menge von Veräußerungen, welche während eines gewiſſen Zeitraums mittelſt eines und deſſelben Münzſtückes geſchehen. Wenn, wie oben gezeigt worden, die Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufes an ſich keinen Einfluß auf den Nationalwohlſtand hat: ſo iſt dagegen der wohlthätige Einfluß, welchen die Schnelligkeit des Umlaufes in dieſer Hinſicht äußert, ganz unverkennbar. Es bewirkt derſelbe nämlich, daß die Münzmaſſe nicht in demſelben Verhältniſſe vergrößert zu werden braucht, als die Maſſe der Veräußerungen zunimt, daß alſo ein Volk, wenn die Maſſe der Veräußerungen ſich verdoppelt, die Münzmaſſe nicht ebenfalls zu verdoppeln, ſondern vielleicht nur um die Hälfte zu vermehren braucht also die Anſchaffungskoſten der Hälfte von der vorigen Münzmaſſe zu erſparen und auf andere Gattungen der Wertherzeugung zu verwenden im Stande iſt. (S. Münze.) KM.

Münzwardein (Guardein), derjenige Münzbeamte, welcher das Korn und Schrot der Münzen (ſ. Münzfuß) beſtimmt, berechnet und probirt, wogegen der Münzmeiſter die Aufſicht über das Mechaniſche des Münzens führt.

Murat (Joach.), der Sohn eines Gaſtwirths zu Cahors, geb. 1771, war ein ſchöner Mann voll Feuer und Leben, allein er beſaß mehr Muth und Einbildungskraft, als Scharfblick und Charakter;

daher ward er endlich ein Opfer ſeines abentheuerlichen Schickſals. Als Knabe entlief er aus dem Collegium zu Toulouſe, wo er ſich dem geiſtlichen Stande widmen ſollte; ſpäter wurde er gemeiner Chaſſeur und deſertirte, diente in der konſtitutionellen Garde Ludwigs XVI., trat dann als Lieutenant in das 12. Regiment Jäger zu Pferde, ſtieg als eifriger Jakobiner in der Arme bis zum Obriſtlieutenant, ward als Terroriſt abgeſetzt und irrte hin und her, bis ihn ſein Stern in Buonaparte's Nähe führte. Er war ſein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete ſich als Cavallerieoffizier durch kühne Entſchloſſenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entſchied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Diviſionsgeneral mit Buonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Caroline, die Schweſter des Oberconſuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Korſen. Er kämpfte für ihn bei Marengo, und ward 1804 Reichsmarſchall, Großadmiral und Prinz des franzöſiſchen Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Oeſterreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preußen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavallerie unaufhaltſam die Siege ſeiner Meiſters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem franzöſiſchen Heere 1808 Madrid zu beſetzen, und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (den 15. Jul.) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. Napoleon genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgeſtellt; aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte ſeine Gemahlin, eine Frau von Geiſt und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn Murat ſelbſt mußte, an der Spitze der geſammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehen. Hier ward er bei Tarutina (18. Okt.) geſchlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im December den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichſel zu behaupten; aber der Kaiſer klagte deshalb im Moniteur die Unfähigkeit des Joachim an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück, und ſuchte ſeitdem Oeſterreichs Freundſchaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entſcheidungskampf in Deutſchland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er ſich mit ſeinem Contingent in ſein Königreich zurück, und unterhandelte für deſſen Fortdauer mit Oeſterreich und England. Jenes ſchloß auch wirklich mit ihm (11. Jun. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenſtillſtand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundsgenoſſe, wollte für Neapel keine Entſchädigung annehmen. Dadurch wurde Murat's Lage zweideutig. Zwar rückte er mit ſeinem Heere im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber ſein Zögern, die Franzoſen anzugreifen, erregte eben ſo ſehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenoſſen anzuſehen, das ſeinige erregt hatte. Daher ſein diplomatiſches Abenteuer auf dem wiener Congreſſe, wo die Bourbons ſeine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beſchuldigte. Er trat alſo, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 mit Napoleon auf Elba in geheime Verbindung, und machte Plane, Italiens (wenigſtens bis an den Po) ſich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er mit einem Heere über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oeſterreicher an und rief die Völker Italiens

zur Unabhängigkeit auf, und das in demſelben Augenblicke, wo endlich Oeſterreich und die Verbündeten in Wien, auf Murat's im März wiederholte Verſicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen ſich entſchloſſen hatten. Es war zu ſpät! Alſo mußte Oeſterreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeſchlagen von Bianchi (12. Apr.) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geſchlagen von Bianchi bei Macerata (2. u. 3. Mai), ward Murat vom größten Theile ſeines Heeres verlaſſen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufſtande. Alſo entwich er er verkleidet auf die Inſel Iſchia, von wo er nach Frankreich abſegelte. Seine Familie begab ſich auf die engliſche Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oeſterreich. Ihm ſelbſt erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt alſo von Toulon aus einen Briefwechſel mit ſeinen Anhängern in Italien. Nach Napoleons Sturz rettete er ſich mit vielfacher täglicher Lebensgefahr nach Corſica, während ſein Agent Macironi für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corſica als Rebell verfolgt, von ſeinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entſchloß er ſich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küſte von Neapel zu ſegeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war alles bereit, als ſein Generaladjutant, Macirone, ihm öſterreichiſche Päſſe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oeſterreich brachte. Abermals zu ſpät! In derſelben Nacht (28. Sept.) ſegelte Murat ab. Ein Sturm zerſtreute ſeine Fahrzeuge. Mit 30 Offizieren ging er endlich bei Pirzo (8. Okt.) an's Land. Aber ſein Ruf: Ich bin Joachim, euer König! bewirkte keinen Aufſtand. Man verfolgte ihn. Er ſchlug ſich durch, warf ſich in ein Boot, um zu ſeinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt, und gefeſſelt nach Pizzo geführt wo man ihn vor ein Kriegsgericht ſtellte. Er ward nach dem Ausſpruche deſſelben den 13. Okt. erſchoſſen. (Vergleiche die Skizze vom Leben Murat's in den Zeitgenoſſen, Heft XVI., und des Generals Orloff Memoiren über Neapel.) K.

Muratori (Lodovico Antonio) war zu Vignola im Modeneſiſchen 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichſten Fähigkeiten ertheilt; geſchickte Lehrer entwickelten ſie. 22 Jahr alt ward er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des ambroſianiſchen Collegiums und der damit verbundnen Bibliothek. Hier ſtudirte er die Alten, und machte ſich mit dem Vorzüglichſten der neuern Zeit bekannt. Im J. 1700 rief ihm der Herzog von Modena als ſeinen Unterthanen zurück, und machte ihn zu ſeinem Bibliothekar und Archivar. Der berühmte Kardinal Noris, die Ciampini und Magliabecchi, die Benediktiner Mabillon und Montfaucon, der Jeſuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Kardinal Quirini und viele andre ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien der Arkadier und der Crusca, die etruſciſche Akademie zu Cortona, die königliche Geſellſchaft zu London, die kaiſerliche Akademie zu Olmütz überſandten ihm faſt zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verläumdungen ſeiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheiſt ſei, fanden bei einem ſo aufgeklärten Papſte, wie Benedikt XIV., keinen Eingang, welcher ihn ſogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori ſtarb 1750. Er beſaß die umfaſſendſten Kenntniſſe in der Jurisprudenz, Philoſophie, Theologie, Poeſie, Alterthumskunde, neuern

Geſchichte u. ſ. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Oktavbände enthalten ſeine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende nahmhaft machen wollen: 1. Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores; 4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Muret, mit der lateiniſchen Endung Muretus (Marc Antoine), wurde 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch ſeinen Namen haben ſoll), geboren. Seine erſten Studien trieb er wahrſcheinlich zu Limoges. Von ſeinem 18. Jahre an lehrte er die humaniſtiſchen Wiſſenſchaften zu Agen, dann zu Villeneuve, Poitieres, Bordeaux, Paris und Touloufe, an welchem letztern Orte er ſich auch auf Rechtswiſſenſchaften legte. 1554 ging er nach Venedig. Hier und zu Padua lebte er wechſelsweiſe ſechs Jahr, und theilte ſeine Zeit zwiſchen Unterricht und Bücherſchreiben, bis ihn der Kardinal Hippolyt von Eſte zu ſich nach Rom berief. Mit dieſem machte er 1562 eine Reiſe nach Frankreich, und fing nach ſeiner Rückkehr nach Rom 1563 an, ſowol über Klaſſiker und Philoſophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er ſich zum Prieſter weihen, und 1584 legte er ſeine Lehrſtelle nieder und brachte in ſtiller und frommer Ruhe ſein übriges Leben zu, das er 1585 beſchloß. Er war ohne Widerrede einer der trefflichſten lateiniſchen Styliſten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfſinn und Geſchmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben ſeinen variis lectionibus (von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr. 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Klaſſiker hat er ſich vorzüglich durch ſeine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des klaſſiſchen Alterthums an ſich tragen. Seine ſämmtlichen Werke ſind zuſammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derſelben enthält und äußerſt nachläßig gemacht iſt. Weit vollſtändiger, genauer und kritiſcher iſt die ſchöne von David Ruhnken zu Leyden 1789, in 4 Großoctavbänden beſorgte Ausgabe. A—s.

Murias (franzöſiſch muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzſäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt; daher muriatiſch, z. B. muriatiſche Waſſer, Salzſäure enthaltend.

Murillos (Bartolomeo Eſteban), ein berühmter ſpaniſcher Maler, geboren zu Sevilla 1618, empfing den erſten Unterricht im Zeichnen von ſeinem Verwandten, Juan del Caſtillo, machte ſchnelle Fortſchritte, arbeitete, als ſein Lehrer ſich in Cadix niedergelaſſen hatte, für ſich allein, und erwarb ſich eine große Fertigkeit des Pinſels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Aus dieſer erſten Periode ſieht man Mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge ſeiner Heiligenbilder ging nach Indien; von dem daraus gelöſten Gelde erſparte er ein hinlängliches Reiſegeld, um nach Madrid zu gehn, wo ſein Landsmann Velasquez ihn 1643 ſehr wohlwollend aufnahm und ihm die Erlaubniß verſchaffte, die Meiſterwerke eines Titian, Rubens, Van Dyk, Ribera zu kopiren 1645 kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er durch ſeine Gemälde im Kloſter Franzisco allgemeines Erſtaunen erregte. Sie waren in dem dort noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollſte

Periode war indeß von 1670—80, während welcher er, neben andern, acht große Werke für die Kirche des Hoſpitals San Jorge della Caridad malte. In dieſen Bildern zeigt ſich ſein großes Verdienſt; ſeine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die ſchönen Maſſen ſeines Licht- und Schattenſpiels in der Erſcheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter ſeiner Köpfe, beſonders des Chriſtus und Moſes und in dem Vater des verſchwenderiſchen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieſes Letztern; die herrliche Compoſition, die richtige Perſpective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnliches Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloſter der Kapuziner. Für eben dieſen Orden malte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollerdung deſſelben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und ſtarb daſelbſt 1682. Er brachte aber nicht allein durch ſeine zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Malerkunſt in Spanien in Aufnahme, ſondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hinderniſſe gelang, und deren Präſident er ſeit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl ihres Meiſters ab, um ſich einem bequemern Naturalismus zu überlaſſen. Viele ſeiner Werke ſind nach Frankreich und England gegangen. Auch in der dresdner Gallerie findet ſich von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde.

Murky iſt eine veraltete Art kleiner Tonſtücke für das Klavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Oktaven beſteht, daher Murkybäſſe. Ihr Charakter iſt luſtig.

Murner (Thomas), als deutſcher Satyriker des 16. Jahrh. ausgezeichnet. Er war, wie ſein Muſter in der didaktiſchen Satyre, Sebaſtian Brand, zu Straßburg geboren (1475), ſtudirte Theologie, wurde dann Franziskaner und hatte die Ehre, vom Kaiſer Maximilian I. 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Seine ſatyriſchen Schilderungen, beſonders ſeine Angriffe auf die damals verderbten Geiſtlichen, zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er ein eifriger Katholik und Gegner Luther's, wie ſeine Schriften gegen dieſen, namentlich ſein Kirchen- und Ketzeralmanach von 1536, zeigen. Auch folgte er der Einladung Königs Heinrich VIII. nach England und nahm an den Disputationen über Katholisismus und Proteſtantismus Theil. Nachher hielt er ſich in der Schweiz auf, predigte gegen den Proteſtantismus, wurde aber auch von den katholiſchen Kantonen dieſes Landes verwieſen, und ſtarb als Doktor der Theologie um 1536, nach Einigen ſchon 1531. Er war überhaupt ein Kopf, voll redlichen Eifers, aber heftig, ungeſtüm, derb, grob und perſönlich, und in dem Bedürfniß, ſeinen Witz auszuſchütten, umſtändlich und geſchwätzig. Seine Sprache iſt kräftig und oft neu. Die vorzüglichſte ſeiner Satyren iſt die Narrenbeſchwörung, Straßburg 1512, und nachher mehrmals; hier zeigt er ſich als Kenner der menſchlichen Narrheiten, die er ohne Schonung geißelt, und liefert manches kräftige Sittengemälde ſeiner Zeit. Seine Schelmenzunft (1512. 4. und ebenfalls in mehrern ſpätern Ausgaben, mit Erklärungen und Gloſſen, Halle 1788. 8.) entlarvt den Orden der Betrüger. Zu ſeinen übrigen Schriften, die man in Koch's Compendium der deutſch. Lit., Th. I. S. 154 findet, gehört auch die Gäuchmatt oder die Geckenwieſe, und ſeine geiſtliche Badefahrt (Straßb. 1514), ein religiöſes Gedicht in Reimen. Auch hat er den Tyll Eulenſpiegel be-

arbeitet. Vergl. Waldau von Th. Murner's Leben und Schriften, Nürnberg 1775.

Murphy (Arthur), ein engliſcher Dramatiker, geb. zu Elphin in Irland 1730. Er ward in einem franzöſiſchen Seminar zu St. Omer erzogen, und ſollte dann in London die Handlung erlernen. Allein Garrick's Ruhm zog ihn zum Theater. Er ſpielte 1752 und 1753 zu Drury-Lane, fiel aber durch, entſagte der Bühne und ward Schriftſteller. Sein Antheil an der Zeitſchrift: The Gray's-Inn Journal, machte ihn bekannt und verſchaffte ihm Johnſon's Freundſchaft. Er zeigte ſich in den öffentlichen Blättern als einen der heftigſten Feinde des unglücklichen Admiral Byng; dies erwarb ihm die Gunſt des Lord Holland, der ihm die Aufnahme unter die engliſchen Advokaten, wiewol mit großer Mühe, verſchaffte. Aber auch als Rechtsgelehrter machte er kein Glück; er fing alſo nun an, für das Theater zu ſchreiben, und verpflanzte viele ausländiſche Erzeugniſſe glücklich auf engliſchen Boden. Seine Stücke gefielen. Sein griechiſches Mädchen gehört zu den beliebteſten Trauerſpielen in England; ſein Styl iſt edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine beſten Komödien ſind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind ſeiner ſelbſt; die Wahl u. ſ. w. Sie ſind ziemlich treue Sittengemälde in einem leichten und reinen Styl. Mehr komiſches Talent hat er in ſeinen Poſſen gezeigt. Die beſte derſelben iſt betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. (Works, Lond. 1786. Voll. VII. 8.) Seiner Ueberſetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat ſie ihm in England mehr Ruhm gebracht, als ſeine andern Arbeiten und ſelbſt die Biographie Johnſon's (Essay on the life and genius of S. Johnson, Lond. 1792. 8. In den letzten Jahren ſeines Lebens genoß er eine jährliche Penſion von 200 Pf. St. und ſtarb 1805 in London.

Murr (Chriſtoph Gottlieb von), als Geſchichts- und Alterthumsforſcher berühmt wurde in Nürnberg 1733 geboren, bildete ſich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, ſpäterhin auf der hohen Schule zu Altdorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erſtern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erſte größre Werk, wodurch er ſich in der literariſchen Welt bekannt machte, war ſeine Bibliothèque de Peinture etc., welche 1770 erſchien. Vor allen ſeinen Schriften aber zeichnet ſich ſein 1775 angefangnes, und bis 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur", 17 Thle. aus. Eine 1798 angefangne Fortſetzung dieſes Werks, unter dem Titel: „Neues Journal ꝛc." wurde ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen. In dieſem Journal iſt ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteſte Geſchichte der Oelmalerei, der Kupferſtecher- und Formſchneidekunſt, Beſchreibungen ſeltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichſten in fremden Sprachen erſchienenen Bücher, oder Auszüge aus den koſtbarſten derſelben, Nachrichten über die neueſten Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. enthalten, die ſich durch Gründlichkeit, kritiſchen Geiſt, Unparteilichkeit und würdige Darſtellung auf's vortheilhafteſte auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar ſind die Forſchungen über die Geſchichte der deutſchen Kunſt; denn Nürnberg, als die Vaterſtadt der deutſchen Kunſt, bot dem Verfaſſer eine reiche Fundgrube dar, um Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Man muß Murr das Verdienſt laſſen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neueſten Zeiten mit ſo vielem Glücke behandelten Unterſuchungen hat brechen helfen. In ſpä-

tern Jahren gab der unermüdete Literator noch andre ſehr anziehende Schriften heraus: die Abbildungen der herkulaniſchen Alterthümer; eine Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beſchreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs; und noch 1805 eine Schrift: die mediceiſche Venus und Phryne. Er ſtarb 1809. BC.

Murrhiniſche oder Murrheniſche Gefäße, vasa murrhina, gehören zu den Prachtgefäßen der Alten, welche ſich durch Koſtbarkeit des Stoffes, wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten. Sie waren durch Pompejus aus Aſien nach Rom gebracht worden, als dieſer den Mithridates beſiegt hatte, und wurden mit ungeheuern Preiſen bezahlt. Ueber ihren Stoff ſind die Alterthumsforſcher verſchiedner Meinung. Einige haben denſelben für ein Foſſil aus der Klaſſe der Sardonyxe und Achate, oder für chineſiſchen Speckſtein, Andre für eine Art Porzellan oder Glasfluß, gehalten (ſ. Plaſtik.). Der Wahrheit am nächſten dürften diejenigen kommen, welche annehmen, daß es Gefäße dieſer Art, ſowol aus natürlichen als aus künſtlichen Maſſen gab, die, weil ſie im Aeußern einander gleichen, gar leicht mit einander verwechſelt wurden, und eine gemeinſchaftliche Benennung erhalten konnten. Von der erſten Art iſt das berühmte, ſogenannte mantuaniſche Gefäß auf dem Muſeum zu Braunſchweig; von der andern die gleichfalls allgemein bekannte Barberini- jetzt Portland-Vaſe (ſ. d.), im Beſitz des Herzogs von Portland.

Murten (franz. Morat, lat. Muratum), Stadt im Schweizer-Kanton Freyburg, in der Landvoigtei Murten, liegt an dem durch die Broye mit dem Neuenburger-See verbundnen Murten-See, ſechs Stunden von Bern, hat 1300 Einw. und ein altes Schloß, in welchem der Landvoigt (oder Schultheiß) ſeinen Wohnſitz hat. Im letzten Viertel des 15. Jahrh. entſpann ſich eine heftige Fehde zwiſchen der Eidgenoſſenſchaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund. Nach dem Verluſt der Schlacht bei Granſon (3. März 1476), der die Wiedereroberung der, zuvor den Schweizern abgenommnen Stadt dieſes Namens zur Folge hatte, ſuchte der erbitterte Carl ſeinen Verluſt ſo gut, als ſich bewirken ließ, zu erſetzen. Vierzigtauſend Mann waren in Kurzem wieder zuſammengebracht, und ſchon am 10. Juni zeigten ſie ſich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Banner der mit ihnen verbundnen rheiniſchen Städte: Straßburg, Baſel, Kolmar, Schlettſtadt, Kaiſerberg, des Sundgaus und der Grafſchaft Pfirdt in Eilmärſchen herbei. Auch Renatus, der von Carl vertriebne, junge Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann, war mit ihnen, ohne jedoch, wie Einige angeben, den Oberbefehl zu führen. „Die Geſchichtſchreiber, ſagt J. v. Müller, haben dieſe alte Zeit nach unſern Sitten beurtheilt: überall wurde der oberſte Feldherr geſucht; in Wahrheit befehligte der Gemeinſinn, ſo daß jeder nach der gemeinſamen Uebereinkunft mit beſter Kraft handelte." Ihnen gegenüber ſtand Carl von Burgund mit einem an Zahl weit überlegnen Heere; aber die wackern Eidgenoſſen pflegten nicht nach der Menge, nur nach der Stellung ihrer Feinde zu fragen. Von dieſer durch einen Ueberläufer benachrichtigt, rückten ſie mit ſchnellen Schritten vor, drangen auf die Vorwachen ein, brachen durch, ſtürzten ſich mit den ihnen voreilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurden durch die Beſatzung von Murten verſtärkt, und erkämpften ſo einen vollſtändigen Sieg. Sie wurden Herren des feindlichen Lagers, Geſchützes und Reichthums. Carl ſelbſt entging nur durch die Schnelligkeit ſei-

nes Pferdes der Gefangenſchaft; von zwölf ihm übrig gebliebnen Reitern begleitet, ſprengte er mit verhängtem Zügel davon, und ſah nicht eher rückwärts, als bis er ſich zu Soigne, einer ſechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegnen Stadt, befand, von da er nach Beſançon ging. Dem braven Renatus der im Streit einer der erſten geweſen war, machten die dankbaren Sieger mit des Beſiegten Zelte, ſo wie mit ſeinem Geräthe und allem Geſchütze ein Geſchenk, verſprachen ihm Hülfe, wo und wann er ſie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat ſich Murten in der Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft und des 15. Jahrh. einen Namen gemacht. Das erſchlagne Heer warfen die Murtener in große Gruben; es wurde mit ungelöſchtem Kalk, hierauf mit Erde bedeckt. Später errichtete man für die geſammelten Knochen ein Beinhaus mit folgenden Inſchriften: D. O. M. Caroli, inclyti et fortiſſimi Burgundiae Ducis, exercitus, Muratum obſidens, ab Helvetiis caeſus, hoc ſui monumentum reliquit. Anno 1476. Und weiter unten:

Dies Gebein iſt der burgundiſchen Schaar,
Im vierzehnhundert ſiebzig und ſechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßſchaft
Erlegt mit Beiſtand Gottes Kraft.
Auf der zehntauſend Rittern Tag
Geſchah dies große Niederlag.

Dieſes Denkmal der Kraft eines vereinigten freien Volkes, verehrungswürdig, wie die von Marathon, von Salamis, von Platäa, beim Kirchdorfe Merlach, wurde bei dem Einfall der franz. Revolutionsarmee, 2. März 1798, zerſtört. 1820 bewilligte die Eidgenoſſenſchaft 6000 Fr. zur Errichtung eines neuen Nationaldenkmals des großen Sieges.

Muſagetes, Muſenführer, ein Beiname des Apollo, den er gleichſam als Vorſteher und Lehrer der Muſen führt. Indeß findet man in ſpätern Zeiten dieſen Beinamen noch öfter dem Herkules, ſowol in Inſchriften, auf Gemmen u. ſ. w., als auch bei Schriftſtellern ertheilt; in neuern Zeiten gibt man dieſen Ehrennamen auch einem Gönner der Wiſſenſchaften und Künſte.

Muſaiſche Malerei, ſ. Moſaik.

Muſäos Muſäus, ein berühmter griechiſcher Dichter aus dem mythiſchen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er wahrſcheinlich nur, weil er deſſen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, ſondern auch Philoſoph und ſoll die gottesdienſtlichen Gebräuche nach der Vorſchrift des Orpheus, insbeſondre bei den Eleuſinien und andern Myſterien eingeführt haben. Die Alten ſchreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verſe auf uns gekommen ſind. Von einem ſpätern Muſäus, der in den Handſchriften der Grammatiker genannt wird, und wahrſcheinlich im 4. oder 5. Jahrh. nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotiſches Epos von der Liebe der Hero und Leander's (Ausgaben von Witford, Lond. 1655; von Röwer, Leyden 1737 u. A. und neuerdings von Heinrich, Hannov. 1793; Paſſow, 1810; und Möbius, Halle 1814. 12.), dem es nicht an Schönheiten fehlt, und welches mehrmals in's Deutſche überſetzt worden iſt (z. B. von Fulda und von Paſſow).

Muſäus (Joh. Carl Aug.). Dieſer originelle deutſche Schriftſteller war 1735 zu Jena geboren, ſtudirte daſelbſt Theologie, ward Magiſter und Mitglied der deutſchen Geſellſchaft, lebte ſodann einige Jahre in Eiſenach als Kandidat des Predigtamts. Auch ſollte er Landpfarrer bei Eiſenach werden, aber die Bauern widerſetzten ſich — weil er einmal getanzt hatte. Richardſon's Grandiſon machte damals allgemeines Aufſehn, und verrückte manchem ſchwachen Leſer den Kopf. Gegen dieſes Unweſen ſchrieb Muſäus ſeinen Grandiſon den Zweiten, eine ſatyriſche Parodie, Eiſenach 1760, 3 Th., umgearb. 1780. 8., welche viel Beifall fand. 1763 ward er Pagenhofmeiſter am waimariſchen Hofe und ſieben Jahre nachher Profeſſor am dortigen Gymnaſium. Nach langem Zwiſchenraume trat er von neuem als Schriftſteller auf, um eine andre Thorheit der Zeit, die Verirrungen der Phyſiognomik zu ſtrafen. Er that dies in ſeinen phyſiognomiſchen Reiſen (in vier Heften, Altenb. 1778-79. 8.), die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutſchen zu ſchreiben, welchen er auf gleich originelle Weiſe (1782) ausführte. Er ſammelte ſie unmittelbar aus dem Munde des Volks ſelbſt, und gab ſie in ihrer ganzen Kunſtloſigkeit und Naivetät wieder. Durch dieſe Volksmährchen ward er Nationalſchriftſteller. Seine Abſicht dabei war, der weinerlichen Empfindſamkeit freie Spiele der Phantaſie entgegenzuſtellen, und durch den bunten Wechſel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um ſo mehr gefielen, als ſie mit den in der Jugend empfangenen Eindrücken übereinſtimmten. Sie ſind neu von Wieland herausgegegen worden (1787. 5 Th. 8.). Freund Hein's Erſcheinungen in Holbein's Manier, die er 1786 herausgab, ſind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel: Straußfedern, wovon aber nur der erſte Band aus ſeiner Feder kam; denn er ſtarb gleich nach ſeiner Erſcheinung an einem Herzpolypen, 1787. Auf ſeinem Grabe ward ihm ein einfaches, aber ſchönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmloſigkeit, welche Muſäus im Leben beſaß, ſind auch in ſeinen Schriften ausgedrückt. Er war dieſer Eigenſchaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satyren ſchrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn ſeine Laune war nie mit Galle gemiſcht, die Pfeile ſeines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftſteller iſt er eben ſo unterhaltend als belehrend. Die gefälligſte munterſte Laune, deutſche Offenheit und Biederherzigkeit, ungeſuchte Anſpielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur poſſirlichſten Lebhaftigkeit wird, drückte Allem, was er ſchrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt, und gebrauchte ſie mit Leichtigkeit nach ſeinem jedesmaligen Zweck. Muſäus nachgelaſſene Schriften hat Kotzebue, ſein naher Verwandter, herausgegeben und Nachrichten von ſeinem Leben hinzugefügt.

Muſchelmünze, ſ. Kauris.

Muſcheln, ſ. Schalthiere.

Muſchenbroek (Peter von) oder Muſſchenbroek, war 1692 zu Leyden geboren, ſtudirte daſelbſt Medizin, Phyſik und Mathematik und promovirte 1715. Nachdem er eine Reiſe nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lernte, kehrte er nach Holland zurück und ward zum Profeſſor der Phyſik und Mathematik auf der Univerſität Utrecht ernannt, bald aber nach Leyden berufen, um dort denſelben Lehrſtuhl anzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich

die Pariſer und Londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark verſuchten umſonſt ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphyſik erwarb er ſich bleibende Verdienſte, durch ſeine Bemühungen wurden die Fortſchritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbeſſerte Pyrometer. In ſeinen Verſuchen wie in ſeinen Rechnungen ſieht man viel Scharfſinn und Genauigkeit. Seine Werke ſind: Elementa Physices; Tentamina Experimentorum; Compendium physicae experimentalis, Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae. Er ſtarb zu Leyden 1761.

Muſen, Musae, die Göttinnen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, urſprünglich die Nymphen begeiſternder Quellen. Ihre Abſtammung wird verſchieden angegeben. Auch in den Namen und Perſonen der Muſen ſelbſt findet ſich große Verſchiedenheit. Die bekannteſten ſind die Töchter Jupiter's und der Mnemoſyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter ſoll Eupheme geweſen ſein. Beim Homer wohnen ſie auf dem Olymp. Eigentlich ſtammten dieſe Göttinnen aus Pierien in Thracien, von da kamen ſie nach Böotien und dann in's übrige Griechenland. Wahrſcheinlich iſt der Grund davon, daß man den Urſprung der Sängerkultur nach Nordgriechenland ſetzte. Anfangs kannte man nur drei Muſen: Melete (das Nachſinnen bei der Arbeit), Mneme oder Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Geſang zur Begleitung der Erzählung) *). Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Muſen nach Theſpien, die man für ſeine Töchter hielt, und daher auch nach Pauſanias Pierides (Pierinnen) nannte. Andre leiten dieſen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo ſie am früheſten verehrt wurden. Ihre Namen waren Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpſichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope. Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemoſyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in dieſen die neun Muſen. Gleich nach ihrer Geburt kamen ſie ſingend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter ſie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus iſt ihr Pallaſt neben den Palläſten der Grazien wo ſie ſingen und tanzen. Gewöhnlich werden ſie als Jungfrauen dargeſtellt; bisweilen aber auch Kinder der Muſen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß ſie bei Euſtathius die Mutter des Linus genannt wird. Unter den Begebenheiten der Muſen werden vorzüglich drei Wettſtreite erzählt, die ſie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als ſie überwunden wurden, ſich die Federn aus den Flügeln rupfen laſſen, woraus ſich die Muſen Kränze fertigten. Die Töchter des Pierus flogen beſchämt als geſchwätzige Elſtern hinweg. Als die Muſen in dem Wettſtreite mit ihnen ſangen, ſtanden der Himmel und die Geſtirne, die Flüſſe und das Meer ſtill, und der Berg Helikon hüpfte vor Wonne, ſo daß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmliſchen ſteigen möchte, den Pegaſus abſchickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel ſchlug; bei dem Geſange der unglücklichen Pieriden aber deckte ſchwarze Finſterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettſtreit mit ihnen einging, hatte als Bedingung feſtgeſetzt, daß, wenn er als Sieger davon ginge, jede von ihnen eine Nacht in ſeinen Armen ruhen ſollte; würde er aber beſiegt, ſo ſoll-

*) Nach Cicero noch eine vierte, Thelxiope (de nat. deor. III. 21.).

ten ſie ihm eine willkürliche Strafe auferlegen. Der letztre Fall trat ein, und er verlor zur Strafe ſeiner Vermeſſenheit die Augen und die Kunſt, die Cither zu ſpielen. Eine gewiſſe Völkerſchaft, erzählt die Sage, hörte den Geſängen der Muſen mit ſo viel Vergnügen zu, daß ſie das Eſſen darüber vergaß, und, dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuſchrecken verwandelt wurde, welche immer ſingen, ohne, wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. Die gewöhnliche und gemeinſchaftliche Beſchäftigung der Muſen war Geſang und Tanz. Erſt in ſpätern Zeiten ſchrieb man jeder einzelnen eine beſondre Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichſte unter den Muſen, die Beſchützerin der Könige, denen ſie die Gabe der Beredtſamkeit und des Geſanges ſchenkte. Klio war die Göttin der Geſchichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgeſänge, Polyhymnia der Beredſamkeit und Mimik, und Terpſichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen überſetzen, ſo könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, beſonders bei Gaſtmälern, Melpomene die Gernſingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Geſanges, Terpſichore die Tanzliebende und Klio den Ruhm bezeichnen. (Vergl. die beſondern Artikel.) Ihre meiſten Beinamen erklären ſich von ihren Wohnſitzen, dem Helikon, Pindus, Parnaſſus, und den heiligen Quellen daſelbſt (daher Caſtaliden, Pimpleiden ꝛc.). Im Allgemeinen werden ſie als ſchöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube, oder Lorbeeren, oder Roſen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie tanzen im Kreiſe verbunden um den Apoll. (S. Museum Pio-Clementinum T. I. tab. 17-28. und T. IV. tab. 14-15.) Ihre Verehrung verbreitete ſich von Griechenland nach Italien; die Römer nannten ſie eigentlich Kamönen. In Rom hatten ſie verſchiedne Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuſchrecken heilig. Sie hatten Kunde der Vorzeit und wurden von dem Dichter am Einge ſeines Geſanges angerufen.

Muſette (lateiniſch Musa, italieniſch Musetta), bedeutet 1. eine **Sackpfeife** (ſ. d. Art.). 2. ein kleines Tonſtück, das zum Tanzen eingerichtet iſt, gemeiniglich in $\frac{6}{8}$ Takt, von etwas langſamer Bewegung, naiver Einfalt und einem ſanften ſchmeichelnden Geſange, oft auch über einen anhaltenden Baßton geſetzt. Tanz und Muſick iſt für ländliche Luſtbarkeit beſtimmt.

Muſeum nennt man eine Sammlung ſeltner und anziehender Gegenſtände aus dem ganzen Gebiet der Naturgeſchichte und Künſte, welche in einem Gebäude zur Anſicht der Kenner, zum Genuſſe der Kunſtfreunde, zur Befriedigung der Neugierigen und zur Belehrung von Schülern und Meiſtern aufgeſtellt iſt. Zuerſt wurde dieſe Benennung, die eine Muſengrotte oder einen Muſentempel bezeichnet, dem Theile des königlichen Pallaſtes in Alexandrien gegeben, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Bibliothek beſtimmte. Die ſchönſten Zwecke der Kunſtwerke zu begeiſtern und ſinnig zu ſchmücken, ſind verfehlt, wenn ſie in Muſeum aufgehäuft und eingekerkert werden; hier bleibt die Kunſt wol Lehrerin; aber ſie iſt nicht mehr Prieſterin, nicht mehr Spenderin der reinſten, entzückendſten Freuden. Als die Urbilder der hohen Götter noch einzeln und in koloſſaler Größe in ihren herrlichen Tempeln thronten, als des Alkamenes Venusbilder unter den Blumenlauben der Gärten, die Hermes-, Eros-, und Herkulesgeſtalten

in den Gymnaſien, Diana mit ihren hochgeſchürzten Nymphen in ſchattigen Hainen, Myron's Nereidenzüge am Seegeſtade und Apollo, Bacchus und die Muſen in den Theatern wohnten; da war alles an rechter Stelle, wo es erſt die volle, vom Künſtler beabſichtigte Wirkung thun konnte. Eben ſo ging es den neuern Werken chriſtlicher Kunſt, als man ſie mit dem ſtillen Schatten der hochgewölbten Dome, dem Schutze der Altäre, dem kindlich frommen Kerzenſchein entriß. Die erſten Kunſtſammlungen finden wir freilich ſchon in den Periſtylen alter Tempel; Delphi mit ſeinen nach Volksſtämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der ſamiſchen Juno und die palladiſche Akropolis zu Athen, waren überreich an Kunſtwerken, aber es waren Weihgeſchenke, ſinnig und ſchicklich geordnet und aufgeſtellt. Alexanders Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königsſitzen, um ſie bei ihren Triumphen in unabſehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunſt diente, aber ſchmückend und belebend. Aehnlich war das Schickſal der Kunſtwerke im alten Rom; die gefangnen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt und unter den römiſchen Kaiſern gab es mehr als einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung ſeines goldnen Hauſes kommen ließ. Doch Muſeen wurden hier noch nicht errichtet, öffentliche Gebäude und Palläſte wurden mit ſinniger Auswahl geſchmückt, und die Kunſt ging immer noch in das Leben über. Doch bald ging auch dieſer letzte Schimmer alter Größe unter und in der guten, allverbergenden Mutter Erde bildete ſich das erſte Muſeum, welches rettend und ſchützend die alten Kunſtwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des 15. Jahrh. waren in Rom ſelbſt nur etwa fünf antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging ein neuer Tag für die Künſte auf. Das Zeitalter der Mediceer begann. Cosmus I. ſammelte ſchon Antiken und legte den Grund zum berühmten florentiniſchen Muſeum. Bald wetteiferten die andern kunſtliebenden Fürſten hierin. Einer der Mediceer, Papſt Leo X., verpflanzte die ſeinem Hauſe ſo eigne Kunſtliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundnen Kunſtſchätze. Ein edler Welteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köſtlichſte der Vorwelt zu gewinnen und ihre Palläſte damit zu ſchmücken. Alle dieſe Sammlungen hatten mit Münzſammlungen angefangen. Die Familie Eſte machte die erſte Gemmenſammlung; ſie waren durch ihre Inſchriften beliebt, denn von Buchſtabenſchrift ging die neuere Bildung aus, wie die ältere von Muſik. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büſten über, doch blieben dieſe meiſt, wo ſie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronſäulen, ſo wie man die übrigen gefundnen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offne Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Muſterhaft war in dieſer Hinſicht die Aufſtellung der Antiken in den neun Stanzen der Villa Borgheſe, welche leider bei der Rückkehr der Kunſtwerke nach Italien nicht wieder hergeſtellt werden konnte, da dieſe borgheſiſchen Kunſtſchätze von den Franzoſen gekauft und nicht geraubt wurden. Unter Italiens Himmel blieb Manches möglich, was das rauhe, nordiſche Klima ganz verbietet. Die vielen ſinnloſen, nur durch engen Raum und eitle Willkür geordneten Zuſammenſtellungen ganz verſchiedenartiger Gegenſtände ſtören bei ſolchen Vorrathskammern und Kunſtſpeichern am meiſten. Doch ſie ſelbſt ſind ein nothwendiges Uebel geworden, deſſen böſer Einfluß aber wieder gehoben iſt, wenn wir nur mit

vollem, reinem Sinn und wahrer Begeiſterung hineintreten, das Herrliche einzeln genießen und fühlen, daß überall, wo göttliche Kunſt waltet, auch ein Tempel iſt! Die berühmteſten Muſeen in Italien ſind: das Muſeum im Vatikan, welches faſt alle Zimmer dieſes ungeheuern Pallaſtes einnimt, da alle berühmteſten Gemälde, Statuen, Reliefs, Bücher und Handſchriften hierzu gehören. Die Stanzen und Logen enthalten die berühmten Frescogemälde Raphaels, im Cortile iſt der Apoll und der Laokoon, nebſt unzähligen der herrlichſten Bildwerke, in die vatikaniſchen Säle kamen Raphaels Transfiguration, ſeine Madonna di Foligno, und die meiſten der berühmten Gemälde, die nach Paris entführt waren. Das Muſeum in Florenz wetteifert mit dem vaticaniſchen, ſeine ſchönſte Zierde ſind die mediceiſche Venus und der farneſiſche Herkules. Das Muſeum in Paris war zu der Zeit, wo alle höchſten Kunſtſchätze darin aufgehäuft waren, das reichſte der Welt; es iſt aber auch jetzt noch beträchtlich. Die herrliche Diana, Apollo's echte Schweſter, die majeſtätiſche Pallas von Velletri und die koloſſale tragiſche Muſe ſind deſſen höchſte Zierden. Da man in Frankreich (wol mit Recht) auch die Gemäldegallerien mit unter dem Titel Musée verſteht: ſo müſſen wir hier der herrlich verzierten Gallerie des Louvre gedenken, deren größte Zierden jetzt, außer den von Franz I. erkauften Gemälden von Raphael und Leonardo, die Werke von Pouſſin, Le Brun und Le Sueur, ſo wie die Gemälde der ehemaligen Gallerie des Luxemburg von Rubens ſind. Außerdem hatte Paris noch ein Muſeum von Nationaldenkmälern, welches höchſt anziehend war. Alle diejenigen Monumente, welche durch die Volkswuth während der Revolution den Kirchen entriſſen, der Zerſtörung entgangen waren, wurden hier von Le Noir, einem Mann von Kenntniſſen und Geſchmack, geſammelt, aufbewahrt und nach Jahrhunderten geordnet in Sälen aufgeſtellt, wovon jeder im Geſchmack ſeines Jahrhunderts gebaut und verziert war; ein Garten dabei enthielt die Grabmäler welche zu groß für die Säle waren; das Ganze war höchſt merkwürdig; jetzt aber iſt Alles wieder an die alten Stellen zurückgekehrt. Unter Englands Muſeen iſt das oxforder das älteſte. Es wurde 1679 angelegt, und verdankt einen großen Theil ſeiner Schätze dem Elias Aſhmole, deſſen Namen es auch ſeitdem führt. Das brittiſche Muſeum in London wird durch Schenkungen ſowol als Ankäufe immer reicher. Sir Robert Cotton legte durch ſeine ſchöne Handſchriftenſammlung den Grund dazu; ſeitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit das Muſeum zu bereichern, unbenutzt: ſo kaufte ſie die Sammlungen Hamilton's, die Marmor und Basreliefs Townley's und neuerlich noch die reiche Sammlung des Lord Elgin und die Frieſenreliefs von Phigalia. In Deutſchland ſind die Muſeen in Dresden die berühmteſten, nämlich die daſige Antikenſammlung, das Auguſteum genannt, deſſen höchſte Zierde die drei herrlichen Herkulanerinnen ſind, die Gemäldegallerie mit der berühmten Himmelskönigin von Raphael und heiligen Nacht von Correggio, und das Muſeum der mengſiſchen Gypsabgüſſe. Ferner ſind in München und Wien ſchöne Muſeen; an erſterm Orte ſind die trefflichen Antiken, welche der kunſtliebende Kronprinz kaufte, noch nicht aufgeſtellt, die durch die ehemalige düſſeldorfer Sammlung beträchtlich vermehrte Gemäldegallerie iſt an niederländiſchen und deutſchen Meiſtern beſonders reich, ihre höchſte Zierde iſt Guido's Himmelfahrt der Madonna. In Berlin wurde 1820 ein Muſeum geordnet, deſſen Hauptreichthum die Gemälde ſind, die ſonſt dem Prinzen Giuſtiniani gehörten. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuſeum durch die Ge=

mäldeſammlung des Herrn Städtel. In Caſſel, Darmſtadt und Braunſchweig (ehemals Salzdalum) ſind zwar nicht große, aber gutgewählte Muſeen. In Stuttgart iſt ein Muſeum trefflicher Gypsabgüſſe, welche der jetzige König kaufte, und die in ihrer Art einzige Sammlung altdeutſcher Gemälde der Gebrüder Boiſſerée aus Köln. In Kopenhagen ſowol als in Stockholm ſind Muſeen; doch nirgends im Norden ſind ſo viel Kunſtſchätze aufgehäuft, und zugleich ſo ſchön aufgeſtellt, als in der kaiſerlichen Eremitage zu St. Petersburg. WI.

Muſik. Unter Muſik (μουσικὴ) verſtanden die Griechen die ſogenannten Muſenkünſte, vorzüglich Tonkunſt, Dichtkunſt, Redekunſt. Und die ἀγῶνες μουσικοὶ (muſikaliſche Weltſtreite) fanden in allen dieſen Künſten Statt. Späterhin wurde der Name Muſik und muſikaliſch bloß auf die Tonkunſt beſchränkt. Wenn wir uns von dem Weſen dieſer Kunſt einen richtigen Begriff machen wollen, ſo müſſen wir verſuchen, ihren Urſprung in der Natur auszuforſchen. Dieſes wird uns dadurch erleichtert, daß wir dieſe Kunſt einigermaßen noch täglich entſtehen ſehen, ſo wie wir denn auch den erſten noch ganz rohen Geſang gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur ſcheint eine unmittelbare Verbindung zwiſchen dem Herzen und dem Gehöre geſtiftet zu haben. Jede Stimmung kündigt ſich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und eben dieſe Töne erwecken in dem Herzen deſſen, der ſie vernimt, die Empfindung, aus welcher ſie entſtanden ſind. Ein Angſtgeſchrei ſetzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit. Ja unter den beiden edeln Sinnen hat das Gehör die größere Kraft, auf das Gefühl zu wirken. Denn wer wird ſagen, daß ihm irgend eine Art unharmoniſcher oder widriger Farben eine ſo ſchmerzhafte Empfindung der Seele verurſacht habe, als unharmoniſche Töne. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Affekt verſetzte Menſch ſich gern in demſelben zu beſtärken, daß er ſich zu beſtreben ſcheint, ihn immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und in andern Affekten geſchieht: ſo wird es ſehr begreiflich, wie auch die roheſten Menſchen, wie ſogar Kinder darauf verfallen, durch eine Reihe leidenſchaftlicher Töne ſich ſelbſt in ihrer Stimmung zu beſtärken und ſie immer mehr zu entflammen. Dieſes iſt nun freilich noch kein Geſang, aber der erſte natürliche Keim dazu. Wenn dieſer Andeutung nach einige eben ſo leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geſchmack hinzukommen, ſo wird man bald den förmlichen Geſang entſtehen ſehen. Die Bemerkungen, von denen wir hier reden, betreffen die Kraft der abgemeſſenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die ſehr enge Verbindung, welche zwiſchen dieſem und den Tönen vorhanden iſt. Die abgemeßne Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, iſt unterhaltend und erleichtert die Aufmerkſamkeit, die ſonſt bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anſtrengung erfodern, die taktmäßige Bewegung, wie z. B. bei denjenigen, die Schiffe ziehen, oder durch Ruder fortſtoßen. Aber noch mehr Aufmunterung gibt dieſe taktmäßige Bewegung, wenn ſie rhythmiſch iſt, d. h., wenn in den zu jedem Schritt oder Takt gehörigen, kleinen Rückungen verſchiedne Abwechſelungen in Stärke und Schwäche ſind und aus mehrern Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entſtehen. Daher das Rhythmiſche in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreſchen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth

vermittelſt der Luſt, die es an Einförmigkeit, mit Abwechſelung verbunden, findet, zur Fortſetzung derſelben ermuntert wird. Dieſe taktmäßige und rhythmiſche Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine ſolche Folge ſtets den Begriff von Bewegung mit ſich führt. Und ſomit iſt demnach der Urſprung des förmlichen, mit Takt und Rhythmus begleiteten Geſanges und ſeine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Muſik iſt alſo eine Kunſt, die, ſo wie jede andre Kunſt, in der Natur des Menſchen gegründet iſt. Uebrigens möchte der letzte Grund aller Erfindung der Inſtrumentalmuſik vielleicht bloß in dem Triebe der Nachahmung zu ſuchen ſein. Der Geſang, der vielleicht ſo alt wie das Menſchengeſchlecht ſelbſt iſt, war urſprünglich der Trieb des Menſchen, ſeine Gefühle und Empfindungen, beſonders, wenn ſie vorzüglich heftig waren, gleichſam aus dem Herzen durch den Mund auszuſtoßen, und ſich überhaupt des unangenehmen Gefühls ſowol als des angenehmen zu entledigen. Die geiſtige Natur des Menſchen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich ſehr geſtört, ſtrebt, beider Empfindungen Herr zu werden und ſie zu unterdrücken. Der Geſang, ſowol der der Frude als der des Schmerzes, iſt das Beſtreben, ſich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigſte Mittel, wodurch die Natur ſich zu äußern pflegt, durch die Stimme zu entledigen. Auf welche Weiſe man nun eine äußre geſetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieſelbe übergetragen, iſt theils durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils iſt dabei hier noch nachzuholen, daß der Geiſt des Schaffens, der in der menſchlichen Natur verborgen liegt, ſtets dahin ſtrebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewiſſen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und ſomit mußte nun bald in dem Geſange Takt und Rhythums entſtehen, die vielleicht ſchon in dem Pulsſchlage ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Geſanges war nun die Inſtrumentalmuſik (ſ. d. A.). Wir gehen auf die Grundbeſtandtheile der Muſik und ihre Natur über. Da die Muſik vorzüglich auf die Empfindung des Menſchen wirkt, ſo iſt es dem Zwecke derſelben unangemeſſen, durch ſie eigentliche Gedanken und Vorſtellungen darſtellen zu wollen, und jedes Tonſtück, das nicht Empfindung erweckt, iſt kein Werk der echten Tonkunſt. Nächſtdem kommen auch die Mittel in Betrachtung, auf deren Kenntniß und Gebrauch dieſe Kunſt beruht. Sie ſind dreifach: die Melodie und mit ihr die Tonart, der Rhythmus und endlich die Harmonie. Die Melodie (oft auch Geſang in weitern Sinne) iſt die Folge einzelner Töne, welche nach der beſondern Natur der Empfindung langſamer oder geſchwinder fortfließen, geſchleift oder geſtoßen, in größre oder kleinre Zwiſchenräume von einander getrennt, ſtärker oder ſchwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern ſolcher Töne nun, die in und durch ſich ſelbſt zu einem Ganzen verbunden ſind, entſtehen melodiſche Sätze; aus mehrern ſolcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, beſteht die Melodie (ſ. d. Art.). Die Tonart, in welcher eine Melodie vorgetragen wird, iſt darum wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren beſondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen ſehr ſtarken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme; nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, ſondern ſie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende Stimmung. Dieſes empfindet man, wenn man Menſchen, die in Affekt geſetzt ſind, reden hört. Wenn

alſo unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige gewählt wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, ſo wird dadurch der wahre Ausdruck dieſer Empfindung noch verſtärkt. Der Rhythmus der Melodien dient dazu, Einheit und Mannichfaltigkeit in denſelben zu erhalten. Der Geſang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge deſſelben fortdauernde Aufmerkſamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft, weil die Empfindungen überhaupt eine ſchnellere oder langſamere Bewegung bewirken. Die Harmonie, d. h. derjenige Theil der Muſik, welcher in den gleichzeitigen Tönen und Tonreihen beſteht und die Melodie unterſtützt, ſchließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck deſſelben in ſich. Denn ihrer innern Natur nach gibt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und auch durch ſie kann Ruhe und Unruhe, Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies ſind, im Ganzen genommen, die Mittel, durch deren Verbindung die Tonkunſt ihre unerklärbaren Wirkungen hervorbringt. In Betreff dieſer Wirkungen ſelbſt iſt die Tonkunſt unerklärbar. Wenn jede andre Kunſt mehr oder weniger zum Verſtande ſpricht, dieſer ſich aber der empfangnen Eindrücke ſtets bewußt iſt und die Gründe davon aufzuzählen vermag: ſo wirkt dagegen die Muſik vorzüglich auf das Gemüth und iſt im Stande, daſſelbe bis zur höchſten Leidenſchaftlichkeit zu entflammen. Sie erweckt in uns keine durch den Verſtand begreifliche Geſinnungen und Meinungen, ſie iſt fern von der Hervorbringung logiſcher Begriffe in unſrer Seele, ſie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; dies iſt das unendliche Gebiet, wo die Muſik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrſchaft ausübt, und ſie iſt darum rein romantiſcher Natur. Daraus wird auch erklärbar, warum die Griechen in dieſer Vollendung keine Muſik gehabt haben können. Bei den Werken der Tonkunſt unterſcheiden wir die muſikaliſche Erfindung (Compoſition im eigentlichen Sinne, zu welcher Kenntniß der äſthetiſchen und techniſchen Bedingungen der Tonkunſt, und muſikaliſches Genie gehört) von der Ausführung (Execution oder Darſtellung). Letztre iſt durch erſtre bedingt, und in Hinſicht der Darſtellungsmittel Vocal- oder Inſtrumentalmuſik, oder beides (ſ. die beſondern Art.). In Hinſicht des Orts der Ausführung und des damit zuſammenhängenden beſondern Zwecks derſelben iſt die Muſik Kirchenmuſik oder religiöſe Muſik und weltliche Muſik; dieſe Theater-, Concert- oder Kammer- und Tanzmuſik. Pq. Seit Euler iſt die Muſik als eine Wiſſenſchaft erkannt worden, die ein Recht hat, unter die mathematiſchen aufgenommen zu werden, obſchon ſie aus dieſem Geſichtspunkte noch nicht völlig ausgebildet zu ſein ſcheint. Sie bewegt ſich in dem Elemente des Raumes wie der Zeit auf eine Art, welche im Sinne der Mathematik ausgemeſſen werden kann. Ihre Töne ſind in Bezug auf ihre Dauer und abgeſehen von ihrer übrigen Beſchaffenheit Zeitgrößen, welche von der ganzen Note 𝅝 bis zum 𝅘𝅥𝅲 und in thesi noch weiter, in einer abſteigenden, geometriſchen Progreſſion ſtehen, deren Exponent 2 iſt: 1 $\frac{1}{2}$. $\frac{1}{4}$. $\frac{1}{8}$. $\frac{1}{16}$. $\frac{1}{32}$. u. ſ. f. Ihre Taktarten ſind durch Brüche ausdrückbar ($\frac{4}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{4}$, $\frac{5}{4}$, $\frac{3}{8}$ Takt. u. ſ. w.) welche in Zahlen anzeigen, wie viel Theile von der Zeiteinheit 𝅝 in jedem Taktabſchnitt enthalten ſind. Im Elemente des Raumes laſſen ſich ihre Töne als Schallgrößen betrachten, und ihre Entfernungen von einander in der Scala (dem ideellen Raume von Höhe und Tiefe)

werden in Zahlen ausgedrückt, die auf eine mathematiſche Eintheilung dieſes ideellen Raumes ſich beziehen (Octave, Tertie, Septime u. ſ. f.). Aehnliche Verhältniſſe finden unter den Stimmſtufen von Discant bis Baß, und unter den Tonarten (Klanggeſchlechtern) Statt. In der Inſtrumentalmuſik hängt die Höhe und Tiefe der Töne von den Verhältniſſen der Stärke, Länge und Anſpannung der Saiten, der Beſchaffenheit und der Entfernung der verſchließbaren Schallöffnungen u. dgl. ab, und alle dieſe Verhältniſſe laſſen ſich nach mathematiſchen Regeln beſtimmen und ausmeſſen. In dieſer Regelmäßigkeit ihrer Bewegung in Raum und Zeit, man kann ſagen, in der mathematiſchen Meßbarkeit ihrer weſentlichſten Schritte in jenen beiden elementariſchen Anſchauungsformen liegt ihr Hauptunterſchied von der lebendigen Rede, und vielleicht der oberſte Grund ihrer größren Wirkſamkeit auf unſer Nervenſyſtem. Dagegen entbehrt ſie natürlich der Freiheit, womit die lebendige Rede im Elemente der Zeit und im Gebiete des Schalles ſich bewegt, und darin dürfte die letzte Urſache des Umſtandes zu ſuchen ſein, daß ſie unſre Empfindungen nicht ſo fein abſtufen und ſchattiren kann, als die lebendige Rede mittelſt unſres Vorſtellungsvermögens vermag. Sie erregt Empfindungen auf einem mehr phyſiſchen als pſychiſchen Wege, und überbietet die Qualität der Wirkung, deren die Rede fähig iſt, durch Quantität, durch Stärke und Dauer. Dieſe Anſicht ſollte mehr, als bis jetzt geſchehen iſt, berückſichtigt werden, wo von der Verbindung der Muſik mit der Rede die Frage iſt, zumal in der Oper, die ſo ſehr mit der redenden Dichtkunſt über den Fuß geſpannt iſt. A. Mnr.

Muſik (Geſchichte der). Die Muſik iſt eine der älteſten aller ſchönen Künſte; hauptſächlich darum, weil das Darſtellungsmittel derſelben, der Ton, dem Menſchen auf die vollkommenſte Weiſe angehört, und jedes lebhafte Gefühl ſich in Tönen zu veräußern ſtrebt. Es ſcheint daher widerſinnig, die Erfindung der Muſik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierſtimmen zu ſetzen, die doch weit unvollkommner ſind, als die des Menſchen. Faſt eben ſo gut könnte man den Urſprung der Tanzkunſt in eine Nachahmung thieriſcher Gebärden ſetzen. Eins nur ſcheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und dem vernünftigen Nachdenken gemäß iſt, nämlich, daß die Verſchiedenheit der Naturtöne und die Mannichfaltigkeit der Thierſtimmen insbeſondre auf die Ausbildung des menſchlichen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die ſich entwikkelnde Thätigkeit, eingewirkt, und man durch äußre, auf Naturveranlaſſung erfundne Inſtrumente zuerſt die beſtimmten Abmeſſungen der Töne gefunden habe, auf welchen die Muſik beruht. Aber ſo wie jenes die Muſik als Kunſt noch nicht erklärt, ſo ſetzt dieſer mittelbare Einfluß der Natur ſchon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letztres beſtätigt ſich auch dadurch, daß, wo wir Muſik bei einem Volke finden, Inſtrumente nicht fehlen. Laſſen wir alſo die alten Meinungen, daß z. B. der Wind, das Geräuſch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräuſch des Waſſers und der ſogenannte Geſang der Vögel Veranlaſſung zur Erfindung der Muſik gegeben habe, und geſtehen wir ein, was unleugbar iſt, daß die Natur auf mannichfaltige Weiſe auf das Gehör des Menſchen einwirken, und durch dieſe Einwirkung zur Ausbildung deſſelben, ſo wie zur Uebung der eignen Lautfähigkeit beitragen mußte, indem er vorzüglich durch fremde Töne auf das Annehmliche gewiſſer Klänge aufmerkſam gemacht, dieſelben ſelbſt hervorzubringen ſich beſtrebte. Aber gewiß iſt es, daß die Muſik als Kunſt erſt begann, als der Menſch, in unmittelbarem oder

mittelbarem Beſitz mannichfaltiger Töne, dieſelben zum ſprechenden Ausdruck ſeines Innerſten auf eine geſetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verſtand. Dies aber ſetzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abſtand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterſcheiden fähig iſt, welche Unterſcheidungsfähigkeit, wie wir ſagten, durch äußre Inſtrumente erleichtert wird, an welchem das Verhältniß der Töne gleichſam ſichtbar wahrgenommen werden kann. Hiernach ſcheint allerdings die Vokalmuſik, oder die Hervorbringung muſikaliſcher Töne durch die menſchliche Stimme, die älteſte, und die erſte Art der Inſtrumente ſcheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräuſch im Schilfe, oder eine andre zufällige Veranlaſſung auf das Tönen hohler Körper durch Einblaſen der Luft aufmerkſam macht, ſo wie der Klang ausgeſpannter Sehnen auf Saiteninſtrumente führt, erfunden worden zu ſein. Auch dienten die Inſtrumente früher nur zur Begleitung. Nach der Bibel ſoll ſchon Jubal, Lamech's Sohn, vor der Sündfluth auf Inſtrumenten muſicirt haben. Allein es fragt ſich hier wol, ob nicht die moſaiſche Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Das Gewiſſere iſt Folgendes: Wie überall, ſo auch bei den Hebräern, waren Dichter und Sänger Eine Perſon, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechſelnden Liederchöre (2. Moſ. 15. 20.). Die muſikaliſchen Inſtrumente, welche dieſe Geſänge begleiteten, waren Harfe, Cither, Trompete und Pauke oder Trommel. Als einer der älteſten Geſänge mit Inſtrumentalbegleitung wird der Lobgeſang der Mirjam (Moſes Schweſter), geſungen nach dem Durchgange durch's rothe Meer, angeführt. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Muſik bei den Hebräern ihren höchſten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienſtes beſtand in ſingendem Vortrage feierlicher Pſalmen mit Inſtrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltnen Nachrichten und ſelbſt aus der Einrichtung der hebräiſchen Poeſie, bei welcher ein gewiſſer Parallelismus der Glieder herrſchend war, ſchließen können: ſo hatte die Muſik der Hebräer einen ſehr beſtimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch ſtarke, doch einförmige Begleitung, wie die der meiſten alten Völker. Auch hatten ſie eigne Muſikzeichen, welche über den poetiſchen Text geſetzt wurden, und nach welchen man auch deklamirte; wovon man mehr leſen kann in Georg Ventzky's Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer (in Mitzler's muſik. Bibliothek Thl. III.). Auch hat Anton einen Verſuch gemacht, die Melodien der alten hebräiſchen Geſänge zu entziffern (in Paulus neuem Repert. für bibl. und morgenländiſche Literatur, 1. Thl. S. 160 u. 2. Thl. S. 80 ff.). Allein die Muſich wurde nicht bloß zum öffentlichen Gottesdienſte angewendet, für welchen Gebrauch es beſonders ſeit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Inſtrumentaliſten gab, auch bei weltlichen Feſten, z. B. bei feierlichen Gaſtmälern und bei Leichenbegängniſſen fehlte es nicht an Muſik. Um dieſe Zeit hatte ſich auch die Zahl der Inſtrumente ſelbſt vermehrt, unter denen die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt werden. (Man vergleiche Herder vom Geiſt der hebräiſchen Poeſie, II. Bd. Pfeiffer über die Muſik der alten Hebräer, Erlang. 1779, 8.). Wie bei den Hebräern, ſo auch bei andern Völkern läßt ſich keine beſtimmte Zeit des Urſprungs der Muſik angeben, da die Uebergänge des, bei noch ungebildeten Stimmen, überall vorkommenden rohen Geſangs und lärmenden Getöſes in eine kunſtmäßige Muſik ſo mannichfaltig ſind,

und was die Sagen der Völker über den Urſprung der Muſik berichten, entweder ſich auf auf jene rohen Anfänge bezieht, oder ſpätere Allegorie iſt. In Hinſicht der Aegypter aber hat Pauw (Recherch. I, 244) übertrieben behauptet, daß ſie weder Poeſie noch Muſik geübt haben. Die Sage, daß Thaut oder Thot (Hermes) die Muſik erfunden habe, kann keine beſondre Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wiſſenſchaft und Kunſt angeſehen wird. Die im Grabe des Oſymandias bei Theben gefundnen muſikaliſchen Inſtrumente, aus welchen man ſchließt, daß die Aegypter bereits 2000 Jahre vor Chr. Geb. Muſik gekannt haben müſſen, beweiſt wie die Erfindung der Lyra durch Hermes, bloß für den Gebrauch muſikaliſcher Inſtrumente, aber gar nichts für die Betreibung der muſikaliſchen Kunſt in Aegypten. Ob die Hebräer ſie daher von ihnen empfangen haben, iſt ſehr zweifelhaft. Daß der Name Muſik ſelbſt den Griechen ſeinen Urſprung verdankt, und daß man unter ihm nicht bloß die Tonkunſt, ſondern überhaupt die Künſte und Wiſſenſchaften der Muſen, mithin auch die Poeſie und den Tanz, oder die dem Geſange urſprünglich verſchwiſterte lebhafte Mimik, ja ſelbſt die Beredtſamkeit, Grammatik und Philoſophie verſtanden habe, iſt eine bekannte Sache. Nach Ariſtides Quintilianus, der unter Trajan über die Muſik ſchrieb, iſt ſie eine Kunſt des Anſtändigen in Stimme und Bewegung. Auch Andre erklären ſie als die Kunſt der ſchönen Bewegung. Hieraus erhellt ſchon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Muſik verwandt iſt, das Hervorſtechendſte in der Muſik der alten Griechen und Römer geweſen ſein müſſe. Die mythiſchen Nachrichten über die Muſik ſetzen, wie ſchon angedeutet, die Muſen, bald den Apoll (in welchem man ſonſt den Jubal erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens ſeiner Schweſter Diana zur Erfindung des Saitenſpiels oder der Cither veranlaßt worden ſein ſoll, bald den Hermes oder Merkur, der am Nile die ſiebenſaitige Lyra erfunden haben ſoll, indem er die Schale der getödteten Schildkröte mit Saiten überzogen, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche ſie aber, da ſie ſich durch Flötenſpiel entſtellt geſehen, weggeworfen haben ſoll, bald den Hirtengott Pan, Merkurs Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen ſchon ſiebenröhrig geweſen ſein ſoll, mit dem Urſprung der Muſik in Verbindung, ſo wie überhaupt alle Völker den Künſten einen göttlichen Urſprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion und ſeinen Bruder Zethus (erſterm ſoll Merkur eine ſiebenſaitige Lyra geſchenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Muſik. Was die Ausübung der Muſik unter den Griechen anlangt, ſo weiſen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion ſeine Kunſt erlernt haben ſoll) und Arkadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cither begünſtigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinaſien ſchreibt man die verſchiednen Tonarten — die phrygiſche, die Einige dem Marſyas, der die Flöte der Minerva gefunden, und die Doppelflöte erfunden haben ſoll; die doriſche, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben ſoll, die lydiſche, äoliſche und ioniſche her (ſ. Tonart). Es iſt aber ſchwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Muſik erhalten, da ſie aus ſo verſchiednen Kolonien zuſammengeſchmolzen ſind. So iſt es z. B. wahrſcheinlich, daß Kadmus die lärmende Opfermuſik, die in einer rhythmiſchen Bewegung des Krotalon (der Klapper), der Trommel und Klingel beſtand, aus Phönizien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über

die griechiſche Muſik abnehmen können: ſo beſtand der Geſang in einer muſikaliſchen Deklamation des Gedichts, welche von den Inſtrumenten einfach, und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Muſikern werden außer den ſchon genannten mythiſchen Perſonen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmoniſchen Klanggeſchlechts beilegen wollen, der Flötenſpieler Sakkades u. A. Von 6. Jahrh. vor Ch. Geb. an ſcheint man die Muſik ſchon wiſſenſchaftlich unterſucht, und beſonders die Töne beſtimmt abgemeſſen zu haben. Laſus von Hermione im Peloponnes, der um 546 vor Chr. Geb. lebte, und der Lehrmeiſter des Pindarus war, ſoll ſchon etwas Theoretiſches über die Muſik geſchrieben haben. Von Pythagoras, der die Muſik von den ägyptiſchen Prieſtern erlernt haben ſoll (was aber unwahrſcheinlich iſt), und der die Sphärenmuſik in der Tonkunſt wiederfand, iſt es bekannt, daß er ſich mit den mathematiſchen Verhältniſſen der Töne beſchäftigt hat (ſ. Pythagoras); und eine von Vielen verworfne Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden ſei. Das Inſtrument, welches er zur mathematiſchen Beſtimmung der Töne erfand, wurde der pythagoriſche Kanon genannt. Auch ſoll er den Saiten der Harfe die achte hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehrere hinzufügte. Damon wird als einer der berühmteſten Muſiklehrer zu Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß ſeine Muſik nicht geändert werden könne, ohne die Verfaſſung des Staats ſelbſt zu verändern. Plato ſelbſt ſoll ſich um die Muſik ſehr verdient gemacht haben. Um ſeine Zeit wurde die Tonleiter ſehr vermehrt; aber man klagte auch ſchon damals über die Verweichlichung der Muſik und der Volksſitten durch dieſelbe. Eine ſolche Klage wird ſchon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates Zeit lebte. Wahrſcheinlich gilt dieſe Klage ſelbſt der Anwendung der Muſik zum Ausdrucke ſanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Muſik mehr vorherrſchend zur Erweckung religiöſer und patriotiſcher Geſinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrſcheinlich ſchon damals bekannte Eintheilung der Muſik war die in theoretiſche und praktiſche. Die theoretiſche begriff ſowol die arithmetiſchen und phyſiſchen Unterſuchungen über Klang und Tonverhältniſſe, als auch die muſikaliſche Harmonielehre (harmoniſche Muſik genannt), welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Akkorde lehrt. Von ihr hing die Compoſition und der Geſang ab. Letzterer, und mithin die Muſik überhaupt, wurde nach den Tonverhältniſſen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatoniſche, enharmoniſche und chromatiſche getheilt. In der diatoniſchen Muſik durfte man nur durch semitonia majora; in der enharmoniſchen Muſik durfte man durch die halben semitonia fortſchreiten; in der ſpäter eingeführten chromatiſchen durch die semitonia minora fortſchreiten. In Anſehung des Tons, aus welchem die Compoſitionen gingen, nahm man modos an, und benannte ſie, wie ſchon angedeutet, nach den Ländern, in welchen ſie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Muſik in Hinſicht der Compoſition, 1. in die Melpöie, Kunſt der Verfertigung des Geſanges, d. h. die Kunſt, den Gedichten einen eigentlichen Geſang oder muſikaliſche Deklamation zu geben, denn die Deklamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2. in die Rhythmopöie, Kunſt der Bewegungen des Körpers und der Stimme einen beſtimmten Rhythmus zu geben, und 3. in die Poetik, als die techniſche Theorie der Poeſie, die mit der Mu-

ſik innigſt verbunden war; wohin die Metrik gehörte. In Hinſicht der Ausübung theilte man die Muſik in die organiſche (Inſtrumentalmuſik, Kunſt, die Inſtrumente zu ſpielen), ödiſche (Vokalmuſik, Singekunſt) und in die hypokritiſche (pantomimiſche, nachahmende, Geberdenkunſt in Verbindung mit der Muſik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete ſich Ariſtoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Ariſtoteles, aus. Er ſchrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Muſik, wovon noch drei übrig ſind, und brachte die Tonleiter bis auf achtzehn Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Ariſtoxenianer genannt) verwarfen die ſtrenge Meſſung der Verhältniſſe des Pythagoras, und bedienten ſich der Intervallen von ganzen und halben Tönen bloß nach der Empfindung. Auch führte Ariſtoxenus das chromatiſche Klanggeſchlecht (ſ. Ton, Tonart ꝛc.), deſſen Erfindung in dieſe Zeit fällt, ſtatt des enharmoniſchen ein. Euklides (277 vor Chr. Geb.) hat die mathematiſche Klanglehre zuerſt als Schriftſteller wiſſenſchaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit ſank auch die Muſik bei den Griechen gleich den übrigen Künſten; aber gewiß iſt der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen ſchönen Künſte auf die Vortrefflichkeit der griechiſchen Muſik gemacht hat, ſehr ſchwankend, und wird durch die vorhandnen Nachrichten über dieſelbe nicht beſtätigt. Denn die fabelhaften und übertriebnen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Muſik laſſen ſich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären; ja es ſcheint ſogar, als ob die Muſik ohne künſtliche Harmonie auf den Naturmenſchen und auf die Maſſe des Volks, welches die Muſik nicht als Kunſt treibt, weit größer ſei; wie auch die Anwendung der einfachſten und rohſten Muſik bei wilden Stämmen bewährt. Es ſcheint vielmehr die Muſik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die künſtleriſche Vervollkommnung der Inſtrumentalmuſik vermittelte Pracht und Mannichfaltigkeit der neuern Muſik entbehrt zu haben. Ferner ſcheint ihr Geſang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmiſche Deklamation, in welcher der Ton weniger eine muſikaliſche, als eine deklamatoriſche Länge hatte, die reine Inſtrumentalmuſik aber noch von beſchränkten Umfange geweſen zu ſein. Sonſt muß man überhaupt geſtehen, daß die ſo vielfältig angeſtellten Unterſuchungen der Neuern über die alte griechiſche Muſik uns wenig Aufklärung über dieſelbe geben, und die vorhandnen Schriften der Alten darüber uns durch vielfache Widerſprüche und Dunkelheiten zum größten Theil noch räthſelhaft ſind. Hierher gehört die von Meibom herausgegebne Sammlung der alten Muſiker (Antiquae musicae scriptores VII. Amst. 1652. 4.) und Claud. Ptolemäus. Ueber die Blasinſtrumente der Alten hat Caspar Bartholin geſchrieben (De tibiis veterum). Die Römer ſcheinen ihre Opfermuſik mit dem Opferdienſt von den Hetruskern empfangen zu haben; die Inſtrumentalmuſik aber, deren ſie ſich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninſtrumente ſollen erſt 186 vor Chr. Geb. nach Rom gekommen ſein. Ueberhaupt haben die kriegeriſchen Römer vorzüglich die Feldmuſik ausgebildet, deren es verſchiedne Gattungen gab. Früher ſtand der Kunſt im Wege, daß ſie hauptſächlich nur von den Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die muſikaliſche Recitation, welche mit Inſtrumenten begleitet wurde, und die ſich zu der oratoriſchen Deklamation verhalten zu haben ſcheint, wie der poetiſche Rhythmus zum Numerus der Proſa, wobei noch zu bemerken iſt,

daß ſich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Inſtrumentaliſten den Ton angeben ließen. Als Notenzeichen bedienten ſich die Römer ihrer Kapitalbuchſtaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Geſang, und zwar präludirten erſt die Inſtrumente, dann begann der Schauſpieler, und die Inſtrumentalbegleitung ging höchſt wahrſcheinlich nur in einfachen Akkorden fort, oder machte kurze Pauſen, und unterſtützte oder erhöhte dann den emphatiſchen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre ſcheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu ſein. Dieſe Begleitung beſtand aus Flöten und andern Blasinſtrumenten, welche die Römer unter dem Namen tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verſchiedenheit des komiſchen oder tragiſchen Stoffs verſchieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erſtere mehr für das Ernſthafte, letztere bei heitern Stellen und in luſtigen Stücken angewendet wurde. Horaz in ſeiner epistola ad Pisones ſagt, daß man ſich ehedem nur einfacher Blasinſtrumente, die nur wenige Löcher hatten, keiner Flöten, die mit Ringen von Meſſing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundner geworden. Und ſpäterhin klagte man noch mehr darüber, daß die ſtarken Inſtrumente den Schauſpieler nöthigten, ſich gewaltig anzuſtrengen. In allem dieſen waren die Griechen den Römern vorangegangen. Die Chriſten bedienten ſich anfänglich, nach Vorgang der Juden, bei ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen nur der heiligen Geſänge, d. h. der Pſalmen, Hymnen, welche in den Büchern des alten Teſtaments befindlich, und an welche die Judenchriſten ſchon gewöhnt waren. Auch wurde bei den Liebesmahlen oder Agapen geſungen, dann auch beim Abendmahle. Daß man in den Verſammlungen der Chriſten auch vielen alten griechiſchen Melodien geiſtliche Geſänge unterlegte, iſt unbezweifelt, und einige unſrer Choralmelodien ſollen noch daher ſtammen. Auf der Kirchenverſammlung zu Laodicea 364 nach Chr. Geb. wurden regelmäßige Geſänge eingeführt, welche von beſondern Kantoren und Kanonicis nach Noten geſungen werden ſollten. Der Kirchengeſang bildete ſich aber im Occident verſchieden von dem im Orient. Für letztern hat Ephrem der Syrer, zur Feſtſtellung und Verbeſſerung des occidentaliſchen vorzüglich Ambroſius (der Erzbiſchof von Mailand) im 4. Jahrh. gewirkt. Dieſer ſammelte die authentiſchen Melodien. Im 4ten oder 5ten Jahrh. kamen die Antiphonien (kirchliche Wechſelgeſänge) auf. Im 6ten und zu Anfange des 7ten Jahrh. gab Gregor der Große dem Kirchengeſang eine neue Form, ſo daß er daher der gregorianiſche oder römiſche genannt wurde, und ſorgte für den Unterricht in der Muſik durch Errichtung einer Geſangſchule. Mehrere Päpſte ahmten ihm in Beförderung der Kirchenmuſik nach. (S. übrigens die Art. Kirchenmuſik und Italieniſche Muſik.) Die Choralmuſik, welche einſtimmig oder in Oktaven vorgetragen wurde, iſt die Grundlage der neuern Muſik. Spätere Erfindung iſt die mehrſtimmige Muſik (Figuralmuſik oder figurirte Muſik). Dem engliſchen Mönch Dunſtan (ſtarb um 988) ſchrieben Mehrere die erſte vielſtimmige Compoſition zu. Die Muſik war im Mittelalter vorzüglich dadurch begünſtigt, daß ſie dem Gottesdienſt gewidmet war, und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Eben deshalb wurden auch mehrere Unterſuchungen über dieſelbe angeſtellt, welche man in Mart. Gerberti scriptoribus ecclesiasticis de musica sacra findet (vergl. Forkel's allgem. Lit. der Muſik ꝛc.

Leipz. 1792). Guido von Arezzo (deſſen Schriften über die Muſik man ebenfalls in der eben angeführten Sammlung findet) hat große Verdienſte um die neuere Muſik. Die Berichtigung und Erweiterung des Tonſyſtems, Abtheilung der Tonleiter in Hexachorde, Verbeſſerung der Notenſchrift und Erfindung der Solmiſation (ſ. d. Art.) wird ihm gemeiniglich zugeſchrieben. Johann de Muris ſoll im 14ten Jahrh. die Notenſchrift und die Figuralmuſik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Köln im 11. Jahrh. aber wird als Erfinder des muſikaliſchen Zeitmaßes und der ſogenannten Menſuralmuſik genannt (ſ. d. Art), einer der wichtigſten Erfindungen für die Ausbildung der neuern Muſik, wovon die Erfindung des Kontrapunkts und der Fuge abhing. Im 15ten Jahrh. wurde die Muſik wiſſenſchaftlich in Italien und Frankreich betrieben. Die Orgel unterſtützte den Geſang, und trug zur Ausbildung der Harmonie viel bei. Doch herrſchte bis dahin die Kirchenmuſik in feſter Regelmäßigkeit. Vom 16ten und 17ten Jahrh. an bildete ſich aber der freiere Concert- und Theaterſtyl, und die Erfindung der Oper im 16ten Jahrh. iſt es vorzüglich, welche die Pracht und den Reichthum der neuern Geſangsmuſik, ſo wie die bewundernswürdige Ausbildung der mannichfaltigſten Inſtrumente, welche die Inſtrumentalmuſik, und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18ten Jahrh. auf den höchſten Gipfel gehoben hat. (S. darüber die Art. Italieniſche, Franzöſiſche und Deutſche Muſik.) Erſtres eignen ſich vorzüglich die Italiener, letztres die Deutſchen und Franzoſen zu. Was die neuern mathematiſchen Syſteme der Muſik anlangt, ſo ſind hier als Erfinder derſelben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler (mathematiſche Unterſuchungen über die Muſik). Die Geſchichte der Muſik iſt von Giamb. Martini (Storia della musica, Bologna 1757 u. f.), Marburg (kritiſche Einleitung in die Geſchichte und Grundſätze der alten und neuern Muſik. Berlin, 1759 8.), Burney, Hawkins, J. N. Forkel (allgemeine Geſchichte der Muſik. 2 Bde. 4., leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Muſik andrer weniger Epoche machenden Völker gibt es faſt nur Beiträge in Reiſebeſchreibungen. Beiträge zur Geſchichte der orientaliſchen Muſik gibt v. Hammer in den Fundgruben des Orients IV. Bd. S. 383 aus dem Perſiſchen; vergl. de Pauw's Recherches, und über Aegypten und Abyſſinien einen Brief von Bruce in Burney's allgemeiner Geſchichte der Muſik.

Muſik (Einfluß derſelben auf die Geſundheit). Dieſer Einfluß wird auf doppeltem Wege vermittelt, theils nämlich auf pſychiſche Weiſe durch das Gemüth, die Empfindungen und Bewegungen, welche in demſelben aufgeregt werden, theils durch phyſiſche Affection des Nervenſyſtems, welche von dem Gehörnerven ausgehend ſich auf das Gehirn und von dieſem auf das ganze übrige Nervenſyſtem verbreitet. Beide Umſtände ſind aber in konkreten Fällen gewöhnlich mit einander vereinigt. Nach Maßgabe der verſchiednen Stimmung und Reizbarkeit des Gemüths und des Nervenſyſtems iſt die Wirkung ſelbſt aber auf verſchiedne Individuen eben ſo verſchieden, als auch nach Maßgabe der Melodie, Harmonie u. ſ. w. mit einen Worte des Charakters der Muſik ſelbſt. Die Wirkung iſt dreifach, entweder wird dadurch die Geſundheit und das Befinden nicht verändert, oder es wird Krankheitszuſtand oder auch Geneſung von Krankheiten bewirkt. In dem erſtern Falle befinden ſich diejenigen, bei denen zwar Freude und Genuß, Mitgefühl und andre Arten von Rührung durch eine entſprechende Muſik hervorgezaubert werden, welche aber dieſe

Eindrücke beim Schluſſe der Muſik oder bald nach derſelben wieder verlieren und zu dem gewöhnlichen Zuſtande des Gemüths zurückkehren. Wer dagegen ein ſehr reizbares Nervenſyſtem und Gemüth hat, der kann eine rauſchende grelle Muſik oft nicht ertragen, ohne Kopfſchmerz, Schwindel, Ohnmachten ꝛc. zu bekommen. Andre werden durch ſanftere, rührende Muſikſtücke in einen melancholiſchen Zuſtand verſetzt, der oft nur einige Zeit nachher anhält. Endlich iſt die Muſik auch benutzt worden, um die Heilung mancher Krankheiten zu unterſtützen; ſo bei Gemüths- und Geiſteskrankheiten, bei Convulſionen und andern Nervenkrankheiten. Mesmer zog ſie bei ſeinen magnetiſchen Baquets mit in Gebrauch, um die Kriſen zu beſchleunigen. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die Stücke und Inſtrumente vorzüglich ſorgfältig ausgewählt werden müſſen, wenn die Muſik zur Heilung von Krankheiten benutzt werden ſoll.

Muſikaliſche Automate, ſ. Automate und Kaufmann (J. G. und F.).

Muſikaliſche Malerei. Die Verwandtſchaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtſchaft der Malerei und Tonkunſt begründet, und in dem Gebiete der erſtern verſchiedne Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen ſind (z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben), eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunſt mit der Malerei, und ſo redet man nicht mit Unrecht von einem Tongemälde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewiſſer Seelenzuſtände verſtanden wird. Von dem Tongemälde aber, dergleichen jedes größere Tonſtück eigentlich ſein ſollte, iſt wohl zu unterſcheiden die muſikaliſche Malerei, womit man tadelnd die Schilderung ſichtbarer Gegenſtände durch Töne, oder die Nachahmung ſolcher Töne verſteht, welche unvollkommner ſind, als die der Muſik. Die Muſik iſt eine Kunſt der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. inſofern es zugleich etwas Hörbares iſt, oder eigenthümliche Stimmungen gewiſſer Perſonen veranlaßt, welche der Tonkünſtler auszuſprechen vermag (ſo z. B. die Morgenſcene in der Schweizerfamilie von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, ſo fern dies niedriger ſteht als die Muſik, und nicht ſcherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Waſſers, Stampfen der Mühle), ſondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den ſogenannten Schlachtgemälden oder Schlachtmuſiken, in welchen man das Getös einer beſtimmten Schlacht vergegenwärtigen will), erniedrigt ſich die Muſik durch dieſe kleinliche Malerei zu einer bloßen Darſtellung des Hörbaren, die ſelbſt bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommnes bleiben würde. Aus dieſem Grunde antwortete der König Ageſilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künſtler zu hören, der die Nachtigall täuſchend nachahme: „ich habe die Nachtigall ſelbſt gehört.“ In einigen muſikaliſchen Werken, wo die muſikaliſche Malerei in's Kleinliche übergeht, z. B. in Haydn's Schöpfung und in den Jahreszeiten, trägt der zum Grunde gelegte Text einen Theil der Schuld. T.

Muſivgold wird größtentheils aus Zinn, dann aus Queckſilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der ſchönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht, welche es auch meiſtentheils ſelbſt verfertigen. Das echte wird aus der Schawine bereitet, d. h. aus den Abgängen von den geſchlagenen Goldblättern, die beim Schlagen aus den Formen bringen oder von den Blättern abgeſchnitten werden. Sie wer-

den mit Honig auf einem Marmorſtein zerrieben, der Honig wird durch Waſſer ausgewaſchen, das Pulver mit Gummiwaſſer gemiſcht und in Muſcheln gethan. Auf gleiche Weiſe wird auch das unechte Muſivſilber von Zinn, Wismuth und Queckſilber zuſammengeſetzt und angewendet.

Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.

Muskateller oder Muskatweine ſind eine Art ſüßer franzöſiſcher und italieniſcher Weine. Von jenen ſind der Riveſaltes und Lünel die feinſten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbaſin u. ſ. w. Von den italieniſchen nennen wir den Syrakuſer von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muskat von Algheri und Oliaſtra in Sardinien; auch Toscana, Lipari, Korfu, Cypern und Kandia liefern mehrere Sorten.

Muskatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muskatennußbaums, der ſonſt auf allen molukkiſchen Inſeln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet, und beſonders auf Banda, Neyro, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzoſen haben ihn in ihren Beſitzungen, letztre namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieſes Baums, welche ohne Geruch ſind, kommen einzeln nach und nach zum Vorſchein. Es ſitzen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenſtiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirſiche an Geſtalt und Größe; nach dem Stiel hin aber ſind ſie zugeſpitzt, wie eine Birne, und der Länge nach wie die Pfirſiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife iſt die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derſelben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleiſch, welches unbrauchbar iſt. Zur Zeit der Reife zerplatzt daſſelbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welſche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben iſt. Dieſes Gewebe macht die im Handel bekannte Muskatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muskatenblüthe iſt alſo uneigentlich. Dieſes koſtbare Gewürz nimt man von den ihres Fleiſches entledigten Nüſſen mit einem Meſſer ſorgfältig ab, trocknet es im Schatten, beſprengt es mit Seewaſſer und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke zum Verkauf eingepackt. Die Nüſſe enthalten unter einer ſchwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Samenkern, den man die Muskatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgeſetzt und dann aufgeſchlagen, ſortirt, in Körbe geſchüttet und einigemal in ein Gemiſch von Kalk- und Seewaſſer getaucht, um ſie vor den Ranzichtwerden zu verwahren. Man ſammelt die Früchte dreimal des Jahrs, im Juli und Auguſt, im November und im März und April. Die letzte Ernte giebt die reichſte Ausbeute. Man preßt aus den Nüſſen das koſtbare Muskatenöl.

Muskeln (von musculus), ſind eigentlich alles dasjenige, was wir Fleiſch nennen, und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln beſtehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden, feuchten, weichen, nur wenig elaſtiſchen, halb durchſichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und ſind durch Zellſtoff in einander verwebt. Durch ſie hin laufen in mannichfaltige Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruheſtande ſind ſie ſchlaff, äußern aber im lebenden Zuſtande bei der Berührung eine eigne Bewegung. Ueberhaupt iſt die Bewegung des thieriſchen Körpers doppelter Art,

willkürlich und unwillkürlich; als eine dritte Art kann man die gemiſchte Bewegung anſehen. Unwillkürlich iſt z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. ſ. w. Die willkürlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung. Zu den gemiſchten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen u. ſ. w. Alle dieſe Bewegungen geſchehen durch ein wechſelweiſes Zuſammenziehen und Erſchlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf ſie wirkt, ziehn ſie ſich zuſammen, d. i., ſie verkürzen ſich, werden breiter, dikker, runzlich oder erzittern auch. Die Zuſammmenziehung geſchieht allemal nach der Richtung, in welcher ſich die Fäden oder Faſern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, alſo meiſtentheils in gerader Linie. Dieſes Spiel der Muskeln iſt wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Haller's Verſuchen eine Perſon in einer Minute Worte von 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo erfodert dies in derſelben Zeit wenigſtens 1500 Zuſammenziehungen mit eben ſo viel Erſchlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erſtaunenswürdig als die Schnelligkeit iſt die Kraft, mit welcher ſich die Muskeln bewegen. Doch iſt dieſe Kraft nicht in allen Muskeln gleich ſtark. Zu den ſtärkſten gehören die Muskeln, welche den Unterkiefer in Bewegung ſetzen. Es gibt Menſchen, welche Pfirſichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erfodern, um zerdrückt zu werden. Ferner gehören hierher die Arm- und Beinmuskeln, die um ſo mehr unſer Erſtaunen erregen müſſen, wenn wir erwägen, daß die durch ſie in Bewegung geſetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten ſind, wobei die Kraft eine ſehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine ſchiefe Richtung, mithin ein ſehr geringes Moment oder Produkt der bewegenden Kraft hat, weshalb die angewandte Kraft ſehr groß ſein muß, um nur einen geringen Widerſtand zu überwältigen. Sowol die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändern ſich mit den Jahren. Geſchwächte Körper ſind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeſchwächte. Dies gilt auch von natürlich ſchwächern; daher iſt der weibliche Körper im Allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln ſtärken und ſchwächen; jenes geſchieht durch mäßige, dieſes durch übermäßige Spannung oder Zuſammenziehung. Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, iſt noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man ſie von dem Einfluſſe der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erſcheinungen zu ſprechen ſcheinen, ſo ſetzt das Herz, der allerreizbarſte Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demſelben bekanntlich faſt gar keine Nerven ſind. Bei den willkürlichen Bewegungen ſcheint der Einfluß der Nerven erfoderlich zu ſein, denn wenn man den in einem Muskel ſich verbreitenden Nerven abſchneidet oder unterdrückt, ſo iſt der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenſtamm ſeinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypotheſen zu beantworten geſucht. Andre haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einfluſſe des Bluts herleiten zu müſſen, wogegen jedoch der Augenſchein bei Inſekten und Würmern ſtreitet. Neuerlich hat man die Urſache der Muskelbewegung in einem eignen chemiſchen Prozeſſe finden wollen, der im thieriſchen Körper vorgehen ſoll; aber worauf beruht er? Sauvages nimt die Elektricität als Urſache an. Nach Girtanner iſt die Reizbarkeit der Muskelfibern das Lebensprincip, und der Grundſtoff dazu der Sauerſtoff, der ſich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbinde und durch den Umlauf deſſelben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieſer Meinung auch beitreten, ſo bleibt

doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerſtoff auf das Lebensprincip? Die neuern Entdeckungen des Metallreizes (ſ. Galvanismus) ſcheinen dieſen Gegenſtand einigermaßen in's Licht zu ſetzen. Verſuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüſſigkeit im thieriſchen Körper anzunehmen, die man einſtweilen galvaniſches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip ſtehe. Mit dem Leben hört ſowol die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Abſonderung geſunder Muskeln von einem lebendigen oder friſch getödteten Körper noch ſo lange fort, als ſie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme beſitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateiniſchen Muschetus, der Sperber herkommen ſoll, indem man anfänglich die Geſchoſſe nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldſchlangen, Falconet u. ſ. w. Schon 1521 waren die Musketen bei den ſpaniſchen Heeren eingeführt, und ſogenannte Handbüchſen waren noch früher im Gebrauch. Mousquetaires hießen die Reiter von der ehemaligen königlichen franzöſiſchen adeligen Leibgarde.

Muthen, ein altdeutſches Wort, welches ſo viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Geſell um das Meiſterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich anſucht (daher auch das Muthjahr); im Lehnsweſen, ein Lehen muthen ſo viel, als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Inveſtitur) anſuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundne Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthzettel im Bergbau ein Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. ſ. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthzettel, Muthſchein, ein dem Lehnsmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angeſucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geſchehene Anſuchen beſcheinigt wird.

Mutiren (von mutare, verändern), ſagt man vorzüglich von dem Uebergange der Discantſtimme der Knaben in die männliche zur Zeit wo die Mannbarkeit eintrit. Man ſollte um dieſe Zeit gar nicht ſingen, damit ſich die Natur ſelbſt für eine andre Stimme entſchiede.

Mutis (Don Joſeph Coeleſtin), Direktor der botaniſchen Anſtalt zu Neu-Granada uud königl. Aſtronom zu Santa-Fe de Bogota, wurde 1732 zu Cadix geboren und widmete ſich der Medicin. Während ſeines Aufenthaltes als Profeſſor der Anatomie zu Madrid, ward er brieflich mit dem berühmten Linné bekannt und hierdurch ſeine Vorliebe für das Studium der Pflanzenkunde noch mehr befeſtigt. Im J. 1750 begleitete er den als Vicekönig nach Neu-Granada geſandten Don Petro Moſia de la Corda dahin und nun dieſe reichen Gegenden mit unabläßlichen Eifer durchforſchend, ward er der Entdecker der Chinarinde in Ländern wo man deren Daſein bisher nicht vermuthet hatte und einer derjenigen, die am mehrſten mit dazu beigetragen haben, in ſeinen Landſtrichen das Licht wiſſenſchaftlicher Aufklärung auszubreiten. Zum Profeſſor der Mathematik am Collegium Nuestra Señora del Rosario in Santa-Fe ernannt, trug er hier zuerſt die Grundzüge des kopernikaniſchen Planetenſyſtems vor und die hierüber erbitterten Dominikaner die nur mit Unwillen es anzuſehen vermochten daß die ketzeriſchen Behauptungen des

thorner Aſtronomen, in Betreff des Umſchwunges der Erde um die Sonne, im Gegenſatz mit dem Ausſpruch der Bibel, auch in Neu-Granada Eingang fanden, würden nicht ermangelt haben, Mutis vor ihr hölliſches Tribunal zu ziehen, hätte ihn nicht der Vicekönig beſchützt. Später (zwiſchen 1777 und 1782) unternahm Mutis eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach den ſüdlicheren Gegenden von Neu-Granada zur Unterſuchung der dortigen Pflanzen und Silberbergwerke und ſandte einen Theil ſeiner reichen botaniſchen Ausbeute von hier aus an dem Ritter Linné. Leider ward aber durch dieſen, mehreres davon aus Verſehen unter die mexikaniſchen Pflanzen geſetzt, und dadurch eine, für die Wiſſenſchaft ſchädliche Verwirrung in das Ganze gebracht. Außer dieſen botaniſchen Entdeckungen und mehrern nützlichen aſtronomiſchen Beobachtungen, fand Mutis auch noch auf dieſer Reiſe bei Ibague-Viejo eine reichhaltige Queckſilbermine auf. Als 1790 auf Betrieb des Vicekönigs, Erzbiſchofs Don Antonio Caballero Gongora der madrider Hof ſich entſchloß, unter dem Namen Expedition Real botanica, zu Santa-Fe eine Anſtalt für das Studium der Naturwiſſenſchaften zu gründen, da ward Mutis, der ſich ſeit 1772 bereits dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte und zum Kanonikus der Kathedrale zu St. Fe ernannt worden war, zum Direktor erwählt und ſein Wirken in dieſer Stelle war von dem größten Nutzen. Noch im Jahr 1802 ließ er in ſeinen Garten zu Santa-Fe, ein Obſervatorium erbauen, das er mit den beſten Inſtrumenten auszurüſten ſuchte. Er ſelbſt ſtarb, hochbetagt den 11. Sept. 1808, den Ruhm eines eben ſo rechtſchaffnen als für das Wohl der Wiſſenſchaft und ſeines Landes vielfach verdienten Mannes hinterlaſſend. Eines der größten Verdienſte dieſes fleißigen Naturforſchers war, wie wir bereits bemerkten, die Entdeckung des Wachsthums der Fieberrinde auch auf der nördlichen Halbkugel der Erde, welche Mutis im Jahr 1772 in den Gebirgen von Tena machte. Später fand er auch daß in Honda, zu Villeta u. a. dieſes wohlthätige Gewächs ſich vorfand. Außer der Botanik, Aſtronomie und Chemie, beſchäftigte ſich Mutis auch noch beſonders mit der Zoologie und verwandte vielen Fleiß auf das Studium der Naturgeſchichte der Reptilien, Säugethiere, Fiſche und Vögel von Neu-Granada. Von ſeinen vielen hinterlaſſnen Schriften iſt bis jetzt nur wenig in Europa bekannt geworden, da die gleich nach ſeinem Tode im ſpaniſchen Amerika ausbrechende Revolution deren Mittheilung bisher hinderte, einige höchſt gehaltvolle Abhandlungen von ihm, finden ſich jedoch in den frühern Jahrbüchern der ſtockholmer Akademie, wo ſie durch Linné eingerückt wurden.

Muttermahle. Wenn neugeborne Kinder gewiſſe Beſonderheiten der Farbe, Flecken auf der Haut u. ſ. w. mit auf die Welt bringen, ſo hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache ſelbſt ſpricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute ſchreiben dies einem Verſehen der Mutter zu. Zum Beweiſe beruft man ſich ſogar auf Jacob's Kunſt, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philoſophen haben verſucht, nicht allein die Muttermähler, ſondern auch andre Beſonderheiten, als Verſtümmlung, Geſtalt, Vermehrung oder Vermindrung der Gliedmaßen u. ſ. w. aus dem Einfluſſe der Einbildungskraft und alſo der Seele der Mutter auf das Kind zu erklären. Allein genaue und richtige Zergliederung lehrt, daß von der Mutter keine Nerven nach dem Kinde gehen, welches doch erfoderlich wäre, wenn die Seele der Mutter auf die Bildung des Kindes einen Einfluß haben ſollte. Vielmehr haben genaue Beobachtungen gelehrt, daß die Beſonderheiten und Verunſtaltungen des Kindes, welche man

für die Folge einer imaginariſchen Idee hält, natürliche Wirkungen ſolcher Beſchaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlaſſung der imaginariſchen Idee ſchon anweſend waren, theils ſelbſt nach der Hypotheſe derer, welche dieſe Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entſtanden ſein konnten. Man ſieht auch dergleichen Beſonderheiten ohne vorhergegangne Einbildung der Mutter, ingleichen bei Geburten im Pflanzenreiche, wo keine Seele und alſo auch keine Einbildungskraft an der Bildung Theil haben kann. Es ſind mithin alle dergleichen Dinge weiter nichts, als eine Folge einer vorhergegangnen Unordnung in dem organiſchen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylitta, hieß die Venus der Aſſyrer (bei den Arabern Alitta, bei den Perſern Mithra). Sie war als Mondgöttin das weibliche Prinzip der Zeugung. In dem üppigen Babylon war ihr Dienſt Volksdienſt, indem die Sitte beſtand, daß jede Frau ſich einmal in ihrem Leben einem Fremden Preis geben mußte für eine Summe, welche ſie in den Tempelſchatz lieferte. Mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, erzählt Herodot, ſetzten ſich die Weiber in den Gallerien des Tempels nieder, durch welche die Fremden gingen, ſich eine der Harrenden zu wählen. Keine durfte zurück nach Hauſe kehren, bis ihr ein Fremder das Geld mit den Worten in den Schoß geworfen: Ich rufe für dich die Göttin Mylitta an (vergl. Mondgöttin).

Myologie, Muskellehre, ſ. Anatomie.

Myops, ſ. Kurzſichtig.

Myriade, eine Zahl von zehntauſend; in der poetiſchen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramm, Myrialitre, Myriameter, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem.

Myrmidonen, ein Völkerſtamm in Phthia in Theſſalien. Sie ſollen vom Myrmidon, nach der Sage einem Sohne des Jupiter und der Eurymeduſa, Vater des Aktor, ihren Namen haben, der auch als ein Abkömmling des Pelasgus und Nachfolger des Teutamides, Königs von Lariſſa, genannt wird. Die Myrmidonen bewohnten vorher mit dem Aeacus (ſ. d. Art.) die Inſel Aegina, kamen mit Peleus, Sohn des Aeacus und Enkel des Aktor, nach Theſſalien, waren mit Achilles, Peleus Sohn (ſ. d. Art.), vor Troja und zeigten ſich als tapfre Krieger. Die alte Sage ließ ſie aus Ameiſen entſtehen.

Myron, ein berühmter griechiſcher Bildhauer, um 442 v. Chr. Geb., der beſonders glücklich in der Nachahmung gemeiner Natur war. Namentlich erwähnen mehrere Gedichte der griechiſchen Anthologie einer von ihm verfertigten Kuh, die ſo getreu dargeſtellt war, daß ſelbſt Stiere durch ſie getäuſcht wurden, und ſich ihr näherten, als ob ſie lebendig wäre.

Myrrha, des Königs Cinyras von Cypern Tochter. Den Uebermuth der Mutter, die ſich vermaß, ſchöner als Venus ſein zu wollen, ſtrafte die Göttin dadurch, daß ſie die Tochter zu unnatürlicher Liebe gegen den eignen Vater reizte. Nachdem die Unglückliche lange mit ſich gekämpft hatte, ward ſie durch Vermittelung ihrer Amme ihres Wunſches gewährt. Der Vater umarmte ſie zu wiederholtenmalen, ohne ſeine geheime Geliebte zu kennen. Als er aber durch ein heimlich mit ſich genommnes Licht ſie erkannt hatte, griff er im Zorne zu einem Schwerte, die Frevelhafte zu tödten. Da ver-

wandelte ſie Venus aus Mitleid (nach Einigen ſogleich, nach Andern erſt nach neunmonatlicher Verfolgung) in einen Myrrhenbaum, ihr Vater durchbohrte ſich ſelbſt. Sie aber gebar noch nach ihrer Verwandlung den Adonis.

Myrte (myrtus), die bekannte Zierpflanze, welche ihrer immergrünen Blätter und ihres gewürzhaften Geruchs wegen beliebt iſt. Die Zweige deſſelben dienen zu allerhand Schmuck, z. B. zu Kränzen für die Braut bei Hochzeiten, Feſte u. ſ. w. Zugleich dient die Myrte als ein Sinnbild der Trauer und des Todes.

Myſore (Mayſur), ein ſonſt anſehnlicher, aber bis zur Mitte des 18. Jahrh. in Europa wenig bekannter Staat in der vordern oſtindiſchen Halbinſel, weſtlich von Karnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinſel von Norden nach Süden laufen. Myſore hatte eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Die Fürſten, welche im Anfange des vor. Jahrh. regierten, waren aus braminiſchen Stamme, die Unterthanen aber meiſtens Mohammedaner. Hyder Ali (ſ. d. Art.) ſetzte ſie 1760 ab, und bemächtigte ſich der Herrſchaft. Ihm folgte ſein Sohn Tippo Saib (ſ. d. Art.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Dieſe theilten nun den Staat von Myſore, behielten, nebſt der Hauptſtadt Seringapatnam, ungefähr 800 Q. M. Land, mit $2\frac{1}{2}$ Milionen Lak Rupien Einkünften für ſich, einen faſt gleichen Antheil überließen ſie ihren Bundesgenoſſen, dem Subah von Dekan und den Maratten, und aus dem Reſte des Landes. von 1199 Q. M. mit 1,566,000 Einw. und etwas über vier Mill. Rupien Einkünften, wurde das jetzige Reich Myſore gebildet, zu deſſen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen; von Hyder Ali abgeſetzten Regentenſtammes, einen fünfjährigen Prinzen, Raja Maha, machten, der jedoch ganz von der brittiſchen Regierung zu Madras abhängt, 700,000 Gulden Tribut zahlt, und in ſeinen Feſtungen engliſche Garniſonen unterhält. Die wichtigſten Städte dieſes Reichs ſind: Myſore, die Haupt- und Reſidenzſtadt an einem Arm des Kaveri, und Hydernagor.

Myſtagog, bei den Myſterien des Alterthums derjenige, der den Einzuweihenden einführte, ſo wie auch derjenige, der das Innre des Tempels zeigte — daher bei uns ein Geheimnißvoller oder Geheimnißkrämer.

Myſterien, waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöſe Zuſammenkünfte, ein geheimer Gottesdienſt, denen kein Ungeweihter nahen durfte. Ihre Entſtehung fällt in die alleräalteſten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung ſolcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man vor dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke ſeinen Aberglauben, ſeine Unwiſſenheit und ſeine ſeine Vorurtheile ohne Nachtheil für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden ſie auch von dem Regierungen geduldet und geſchützt. Ihr erſtes Grundgeſetz war tiefe Verſchwiegenheit. In allen Myſterien gab es dramatiſche Vorſtellungen, die ſich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren ſie gefeiert wurden. Die wichtigſten griechiſchen Myſterien waren: 1. die eleuſiniſchen, über welche der Art. Eleuſis nachzuſehen iſt. 2. Die ſamothraziſchen Myſterien ſtammten aus Kreta und Phrygien her, und wurden im erſtern Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus

dieſen Ländern kamen ſie zu den Thraziern oder Pelasgern auf der Inſel Samothrazien, und pflanzten ſich von da weiter in Griechenland fort. Man feierte ſie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionyſus, bald der Ceres. 3. Die Dionyſiſche kamen aus Thrazien nach Theben, und haben mit den vorigen große Aehnlichkeit. Man feierte ſie ein Jahr um das andre, und es ſollte in ihnen gleichfalls der Uebergang des Menſchen aus der rohen Wildheit zur Bildung vorgeſtellt werden. Die Weiber kleideten ſich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundne Stäbe (Thyrſus) in die Hände, und zogen ſo auf den Berg Cithäron, wo noch begangnen religiöſen Gebräuchen wilde Tänze angeſtellt wurden, die ſich mit Zerſtreuung der Prieſterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch ſie hatten Symbole, die ſich größtentheils auf den Bacchus oder Dionyſus bezogen, welcher der Held dieſer Myſterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig ſchon zu Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4. Die Orphiſchen zeichnen ſich, als wahrſcheinliche Grundlagen der eleuſiniſchen, vor dieſen nicht aus. 5. Die Myſterien der Iſis (ſ. d. Art.) fanden in Griechenland nie, wol aber in Italien, beſonders in Rom vielen Beifall. Die heidniſchen Myſterien verſchwanden im zweiten und dritten Jahrhunderte der chriſtlichen Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. Auch nannte man vormals in manchen chriſtlichen Ländern die geiſtlich-komiſchen Schauſpiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Myſterien (ſ. Franzöſiſche Literatur). DH.

Myſticismus. Gewöhnlich verſteht man unter dieſem Worte diejenige religiöſe Anſicht, welche ſich auf den Glauben an eine ſelbſtſtändige (für ſich und abgeſondert von der Körperwelt beſtehende) Geiſterwelt, an Engel, Dämonen, Schutzgeiſter, perſönliche abgeſchiedne Seelen u. ſ. w. gründet, und ſich dem Wahne einer geheimen, übernatürlichen Einwirkung dieſer Geiſter auf den Menſchen, welche durch Frömmigkeit bedingt ſei, oder auch durch magiſche Mittel bewirkt werden können, hingibt. Aus dem Standpunkte der bloßen Verſtandesaufklärung erſcheint dieſer Myſticismus als Verirrung des religiöſen Gefühls durch den Einfluß einer überſpannten Phantaſie, aber die Wiſſenſchaft, in welcher die gebildete Vernunft vorherrſcht (ſ. d. Art. Vernunft und Verſtand), erkennt ihn als die natürliche Folge der Religioſität ohne Wiſſenſchaftlichkeit, oder als Produkt der bloßen Gemüthsbildung bei zurückgebliebner Geiſtesbildung. Gefühl und Phantaſie ſind nämlich Vermögen des Gemüths, Vernunft und Verſtand Vermögen des Geiſtes; letztre haben ihren Vereinigungspunkt im klaren Selbſtbewußtſeyn, erſtre (die Vermögen des Gemüths) in einem dunkeln Bewußtſeyn oder Selbſtgefühl. Das Gemüth ſchaut das Göttliche im Gefühl an, und dieſes Anſchauen iſt Religion; die Phantaſie iſt ein ſchaffendes, gleichſam plaſtiſches Vermögen, welches die Anſchauungen des Gefühls ſymboliſirt (verſinnbildlicht) und ſcheinbar verwirklicht, in bedeutenden Phantaſiebildern darſtellt, welche der ungebildete Verſtand religiöſer und wiſſenſchaftloſer Menſchen für wirkliche Geſtalten oder ſinnlich angeſchaute Perſonen nimt. In der alten Zeit, welche der eigentlichen Geiſtesbildung noch ermangelte, war dieſer traumähnliche Zuſtand religiös begeiſterter Menſchen viel häufiger, als in unſern Tagen, wo die Geiſtes- oder wiſſenſchaftliche Bildung die Herrſchaft des Gefühls und der Phantaſie zurückgedrängt hat (ſ. d. Art. Somnambulismus); auch waren zu jener Zeit die Träume bedeutender, oft von propheti-

ſchem Charakter, und ihr Inhalt wurde (mit Recht) als göttliche Offenbarung, aber zugleich auch in jeder Hinſicht für Wirklichkeit genommen; perſönliche Gottheiten, Dämonen, Engel, Heilige erſchienem im Traume den Prieſtern und Gläubigen, ja der alleinige Gott ſelbſt (der Herr den Propheten in leiblicher Geſtalt, ihnen verkündigend, was ſie thun ſollten u. ſ. w.). Hier alſo der Urſprung des Myſticismus, von welchem bisher die Rede war, dies die Quelle des Glaubens an eine körperloſe, und doch ſinnlich anſchaubare, Geiſterwelt, welcher ſich bis auf unſre Zeit erhalten hat (man vergl. auch den Art. Geiſt.) In umfaſſenderm Sinne heißt Myſticismus die Behandlung der höhern Wahrheiten der Religion und Wiſſenſchaft als Geheimniſſe (Myſterien), ſo daß der Vortrag dieſer Wahrheiten im Dunkel oder Helldunkel bleibt, nicht im Lichte der Wiſſenſchaft erſcheint, welche jede Wahrheit in einem organiſchen (ſyſtematiſchen) Zuſammenhange auftreten läßt, oder als Princip (Grundidee) an die Spitze des Zuſammenhangs der Wahrheiten ſtellt, wodurch wiſſenſchaftliche Ueberzeugung (Evidenz) entſteht. Die Wiſſenſchaft (Philoſophie) iſt daher eigentlich der Gegenſatz des Myſticismus, denn ſie hat die Beſtimmung und das Streben, den Myſticismus aufzuheben, das Räthſel der Welt und des menſchlichen Daſeins zu löſen, und überall Licht im Dunkel des Lebens, wo es noch herrſcht, aufgehen zu laſſen. Der Grund des myſtiſchen Dunkels, welches in vielen Schriften neuer und älter Zeit herrſcht, und welches auch von wiſſenſchaftlich Gebildeten nicht ganz durchdrungen werden kann, liegt nie allein in einem undeutlichen, verworrenen Vortrage, ſondern vorzüglich im Mangel wiſſenſchaftlicher Entwickelung der Ideen im Schriftſtellen, wodurch deſſen Vortrag nothwendig dunkel werden muß. Wiſſenſchaftliche Klarheit, Ordnung der Ideen, ſyſtematiſcher Geiſt wird ſich jederzeit auch in einem lichtvollen Vortrage ausprägen. Aber nicht jeder Leſer hat das Recht, ein Buch, das er nicht verſteht, deſſen Inhalt ihm räthſelhaft und wunderlich vorkommt, geradezu für myſtiſch zu erklären. Was ihm dunkel oder myſtiſch iſt, kann andern, die auf höherer Stufe der Bildung ſtehen, ſehr deutlich und lichtvoll erſcheinen. Dieſer Myſticismus iſt nur relativ oder ſubjektiv in Beziehung auf den Leſer, deſſen Bildungsſtufe der Bildung des Schriftſtellers, aus deſſen Vorträgen er ſich belehren will, nicht gewachſen iſt. Vor allem Urtheile über ein Buch, deſſen Inhalt ihm myſtiſch erſcheint, wird daher der beſcheidne Leſer ſich ſelbſt fragen oder prüfen, ob er auch in dem Felde oder Fache, worüber er lieſt, wiſſenſchaftlich eingeweiht ſei, um die Beſchuldigung des Myſticismus mit Recht ausſprechen zu können. Viele Leſer dagegen, welche von höherer Wiſſenſchaftlichkeit keinen Zug und keine Ahnung in ſich finden, machen ihre beſchränkte Verſtandesbildung zum Maßſtabe der Leiſtungen aller Schriftſteller, ſprechen über alles ab, was ſie nicht verſtehen, und daher kommt denn ein leeres Geſchrei über den Myſticismus der deutſchen Philoſophie und ein Verrufen derjenigen Schriftſteller, welche zur Ausbildung der Wiſſenſchaften und dadurch zur Bildung ihrer empfänglichen Zeitgenoſſen das Meiſte beitragen. Von einem wirklichen, nicht bloß relativen Myſticismus der Philoſophie oder Wiſſenſchaft kann nur als von einem Widerſpruch die Rede ſein, da, nach obiger Bemerkung, Myſticismus und Wiſſenſchaft, als Gegenſätze, einander feindlich, kämpfend für das eigne Daſein, gegenüberſtehen. Während die Wiſſenſchaft alles Myſtiſche zu vernichten und in ihr Licht aufzulöſen ſtrebt, ſucht dagegen der Myſticismus die Wiſſenſchaft zu verdrängen, und ihre höchſten Gegenſtände, das In-

nere der Natur und die Wahrheiten der Religion, als für den menſchlichen Geiſt ewig undurchdringbare Geheimniſſe feſtzuhalten, indem er das Treiben der Wiſſenſchaft in dieſer Beziehung für Frevel erklärt, und die erwähnten Gegenſtände ausſchließend als Sache des Glaubens behandelt wiſſen will. Die Sphäre des Myſticismus, ſein Anfang und Ende (Princip und Endzweck) iſt der Glaube (Ueberzeugung im Gefühl) und deſſen Ausbreitung; ſein inneres Reich iſt die Religion, ſein äußres Gebiet iſt die (höhere) Kunſt, deren geheimnißvolles Wirken handelnder, gleichſam praktiſcher Myſticismus iſt. Die Sphäre der Wiſſenſchaft, ihr Umfang und Ende iſt das Wiſſen (Klarheit und Entwickelung der Ideen und Begriffe) und deſſen Fortgang in ſich ſelbſt und nach außen; ihr inneres Reich iſt die organiſche Geſammtheit der Wiſſenſchaften, ihr äußres Gebiet die Schule (in weiteſter Bedeutung, als Organiſation des Gelehrtenſtandes), wodurch ſie ſich ſelbſt erhält, fortpflanzt und verbindet. Dieſe Sphären ſtehen einander nicht nur im Ganzen, ſondern auch im Einzelnen oder Beſondern gegenüber; ſo z. B. die Naturreligion (Mythologie); die Naturwiſſenſchaft (Naturphiloſophie) der poſitiven (geſchichtlich begründeten) Religion die Geiſteswiſſenſchaft (Idealphiloſophie), der Kunſt die Kunſtwiſſenſchaft, der Schule die Erziehungswiſſenſchaft, überhaupt, jede Kunſt und jeder praktiſchen Kunde ihre Theorie. Daraus erkennt man das nothwendige Streben der menſchlichen Natur nach wiſſenſchaftlicher Aufklärung, nach Auflöſung der Myſterien in allen Sphären des Lebens; man erkennt aus dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft, d. h. in der zunehmenden Auflöſung des Glaubens in Wiſſen, der unbewußten Gefühlsanſchauung in wiſſenſchaftliche Wahrheit das letzte und höchſte Ziel der Entwickelung und Bildung der Menſchheit, welches kein andres iſt, als möglichſt vollendete Geiſtesbildung, zu welcher nur die Wiſſenſchaft führt, und mit deren Vollendung ſie ſelbſt eins (identiſch) iſt. Wo aber die Wiſſenſchaft fortſchreitet oder wo ihr Streben gelingt, da erſcheint ſie als Siegerin über den Myſticismus, obgleich dieſer Sieg nur theilweiſe, nie vollſtändig errungen werden kann. Denn der Gegenſtand im Ganzen, ſowol des Glaubens, als des Wiſſens, iſt das ewige Myſterium, das Unendliche in ſeiner Einheit und Entwickelung (das Univerſum) welches durch kein fortſchreitendes Wiſſen in der Zeit je vollſtändig enthüllt werden kann. Daher iſt auch zwiſchen jenen Gegnern an keinen endlichen Frieden zu denken, der Streit dauert ſo lange fort, als die Wiſſenſchaft lebt, und dieſe lebt fort, ſo lange ihr ein Myſticismus gegenüber ſteht; denn ihr Leben beſteht ja nur in dieſem Streit, und alles wiſſenſchaftliche Streben müßte aufhören, ſobald kein Dunkel mehr zu erhellen, kein Myſticismus mehr zu bekämpfen wäre. Aber dieſer Streit iſt gegenwärtig noch ein doppelter, weil der Gegenſatz zwiſchen Myſticismus und Wiſſenſchaft ein doppelter, hier ein innerer, dort ein äußrer iſt; er iſt ein innerer, inſofern jeder wiſſenſchaftlich Gebildete nach weitrer (fortſchreitender) Bildung ſtrebt, alſo gegen den Myſticismus in ſeinem Innern, gegen das in ihm noch vorhandene Dunkel zu kämpfen hat, um mit ſich ſelbſt immer mehr in's Klare zu kommen; er iſt ein äußrer, inſofern jeder wahre Gelehrte zugleich nach außen gegen die Myſtiker, welche die Wiſſenſchaft anfeinden und Vorurtheile verbreiten, zu kämpfen hat. Dieſer äußre Kampf wird einſt aufhören, wenn die Wiſſenſchaft ſich allgemein verbreitet haben, wenn ihr Werth oder das Göttliche in ihr allgemeiner anerkannt ſein wird, ſo daß es wenigſtens keine ſolchen Myſtiker mehr gibt, welche das Göttliche (die Offenbarung Gottes) allein in der

Religion oder im Glauben einheimiſch wähnen, indem ſie die Wiſſenſchaft für bloßes Menſchenwerk halten, ja in ihr wol gar das böſe Princip zu erkennen meinen. Auch iſt dieſe Feindſchaft ſchon jetzt im Grunde nur einſeitig, wenn man erwägt, daß zwar die größten Myſtiker unſrer Zeit diejenigen haſſen, welche der Wiſſenſchaft huldigen, letztre aber dieſen Haß nicht erwiedern, indem ſie die Nothwendigkeit des Myſticismus unſrer Zeit, wie den der Vorzeit wol einſehen, und den Werth der Religion und des Glaubens vollkommen anerkennen, wol wiſſend, daß ſie ſelbſt dasjenige nur noch gläubig erfaſſen können, was ihre Wiſſenſchaftlichkeit nicht zu durchdringen vermag. Der echte Gelehrte ehret alſo den wahren Myſticismus, und haßt nur den falſchen, der in Frömmelei, übertriebne Schwärmerei und religiöſen Unfug ausartet, ſo wie er denjenigen Aftermyſticismus verachtet, der in der Wiſſenſchaft eine Rolle ſpielen will, deſſen Urheber entweder abſichtlich dunkel oder in Räthſeln ſchreiben, um mit ihrer ſcheinbar tiefen Weisheit zu glänzen, oder ihre verworrenen Begriffe von höhern Dingen und Verhältniſſen für Wiſſenſchaftlichkeit halten, zu deren Mittheilung ſie ſich berufen glauben. Für den Laien iſt es ſchwer, die Schriften dieſer falſchen Myſtiker von beſſern Werken zu unterſcheiden, die auch viel Dunkles enthalten, weil in ihrem Inhalte das Wiſſenſchaftliche durch echten Myſticismus getrübt iſt, und daher jenes nicht überall in ſeinem eigenthümlichen Lichte hervortreten kann. Solchen Schriftſtellern iſt der Gegenſatz von Glauben und Wiſſen und deſſen wahres Verhältniß nicht klar geworden; ſie ſetzen daher gewöhnlich das Verhältniß verkehrt, nämlich den (religiöſen) Glauben über die Wiſſenſchaft und machen die religiöſen Ideen und Begriffe zu leitenden Principien des Wiſſens, welches daher in ihren Schriften eine dem Glauben untergeordnete Rolle ſpielt und ſie mehr oder weniger myſtiſch macht. Wer aber allen Myſticismus verwirft und zugleich die Wiſſenſchaft verkennt, ſie für myſtiſchen Formalismus haltend, treibt ſich, mit einſeitiger Verſtandesbildung, in flachem Wiſſen herum, welches jederzeit mit vielem Stolze gepaart iſt, wenn, im Gegentheil, die Wiſſenſchaft ihren Verehrern Beſcheidenheit lehrt, und der Myſticismus ihre Bekenner zur Demuth mahnt..

Myſtificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menſchen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften. Man vergleiche den Art. Poinſinet.

Mythen, griechiſche Mythologie. Schon in der Beſtimmung des Begriffs der Mythologie trennen ſich jetzt die Gelehrten, welche ihren Scharfſinn der Erklärung dieſes vieldeutigen Gegenſtandes zugewandt haben. Während Creuzer unter Mythologie die ſymboliſch ausgedrückte religiöſe Poeſie des geſammten Alterthums begreift, die, weil ſie ſich theils auf eine allgemeine Naturſprache gründet, theils aus einer allgemeinen Quelle gefloſſen iſt, ein unzertrennbares Ganze ausmacht, erkennt Gottfr. Hermann in ihr die Wiſſenſchaft, welche uns lehrt, was für Ideen und Begriffe gewiſſen Sinnbildern bei einem gegebnen Volke zum Grunde lagen. Dieſe verſchiednen Anſichten führten die vielfältige Behandlung des vieldeutigen Stoffes und die Abweichungen in den verſuchten Erklärungen der einzelnen Mythen herbei. Eine geſchichtliche Darlegung des Urſprungs der Sagen und der griechiſchen Mythologie, als der vollendetſten Sagenkreiſes, wird dieſes beſtimmter erklären. Furcht, Entſetzen, Erſtaunen bei Dingen und Erſcheinungen, welche der rohe Menſch nicht erklären konnte, erregten die Vorſtellung von übermäch-

tigen Weſen, deren Gunſt man gewinnen, deren Zorn man abwehren müſſe. Oft glaubte man die Gottheit ſelbſt unter der Geſtalt des Dinges (z. B. des Feuers, der Schlange, wahrzunehmen, das unbegreiflicher Weiſe mit der Gottheit zuſammenzuhängen ſchien. So war ein Symbol für dieſe höhere Kraft gefunden, und der Glaube, die Ueberzeugung von einer unbegreiflichen Uebermacht hatte ſich ſelbſt aufgedrungen. Auf dieſelbe Weiſe mußte die Meinung von Mitteln entſtehen, welche die Gunſt der Götter zu erwerben, ihren Zorn abzuwehren vermochten; doch auch dieſe Mittel mußten, da ihre Wirkung auf der Vorausſetzung eines unbegreiflichen Einfluſſes beruhte, zu den ſymboliſchen und zu den Gegenſtänden des Glaubens gehören. Wer am beſten und vollſtändigſten dieſe gnadenherbeiziehenden und und zornabwehrenden Mittel zu kennen ſchien, ward der Vermittler zwiſchen den minder hellſehenden Menſchen und den höhern Mächten: er war der Prieſter. Eine Kenntniß dieſer Art, der Gewinn einer genauern Naturbeobachtung, konnte aber nicht ſtehen bleiben. Bald mußte die Kenntniß dieſer Prieſter in ihrem Fortſchreiten faſt alle Lebensverhältniſſe umfaſſen, und während Vortheil und Wetteifer das Streben aufregte, das zu begreifen, was dem Volke unbegreiflich erſchien, bildete ſich von ſelbſt eine Prieſterlehre und Prieſterſprache, ein ἱερὸς λόγος, die wie alle alte Sprache, bildlich, dem Volke in dem Bilde nur das Zeichen von etwas ihm Unerklärbaren ſehen ließ, das nur dem Vertrauten der Götter bekannt war. Dieſen urſprünglichen Stoff erweiterte das Beſtreben, ihn dem Volke, das ſeine Einſicht verlangte, um der eigennützigen Zwecke willen, die dadurch ſich erreichen ließen zu entziehen; er wuchs an durch die vorgeblichen unmittelbaren Mittheilungen der Gottheit, zu denen örtliche Wahrnehmungen oft wohl die Anläſſe ſein mochten (die Orakel), was anfangs ſeiner Natur nach dem Volke unbegreiflich war, wurde jetzt mit Abſicht ſeiner Einſicht entzogen und nur wenigen Erwählten unter geheimnißvollen Gebräuchen mitgetheilt (Myſterien). Der aufgeregte Geiſt ſuchte nun frühere Vorſtellungen mit neugewonnnen Einſichten zu vereinigen; das was verſchiednen Perſonificationen der Naturkräfte z. B. früher zugeſchrieben wurde, glaubte man nunmehr in Einer zu erkennen. Man gewöhnte ſich in jedem Gotte den andern, in allen Einen wieder zu finden, und Umdeutungen, Fortbildungen, oft Verbilduugen der urſprünglichen alten Sagen, an deren wörtlichem Sinn ſelbſt wol das Volk nicht mehr feſthielt, ſeit die Erklärungen der Dichter und Philoſophen und der Eingeweihten in den Myſterien ihm nicht fremd blieben, ſchmückten die alten Sagen aus und vermehrten ihre Menge. Dazu kam das Beſtreben des phantaſiereichſten Volkes frühen geſchichtlichen Ereigniſſen durch Verbindung mit heiligen Sagen höhere Würde und Bedeutung zu geben; und der vielfältig gebrochne Strahl ſpielte nunmehr in faſt jedem Lande, bei faſt jedem Stamme, in noch bunterem prismatiſchen Glanze. So bildete ſich der engverſchlungne Mythenknäuel, der die Anfänge des geſammten menſchlichen Wiſſens über Natur, Gott und Geſchichte enthält, vereinigt mit den früheſten Regungen der Dichtkunſt, deſſen erſte Fäden aber immer an die Erſcheinungen in der Natur, ſo wie ſie beobachtet wurden, ſich anknüpfen laſſen. Dieſe erſte Fäden herauszufinden aus der Mythologie der ſpätern Zeiten, in der ſo viele Elemente ſich vereinigten, die älteſte nachzuweiſen, was nur auf hiſtoriſchem Wege geſchehen kann, würde die Aufgabe des vollendeten Mythologen ſein, und Mythologie wäre, wie Hermann überzeugend bewieſen hat, die Geſchichte der Mythen oder der Wiſſenſchaft, wel

che zeigt, wie und welche Mythen ſich gebildet haben; und ein Mythus wäre die Darſtellung einer durch ein Bild anſchaulich gemachten Idee, der urſprünglich gewiß eine Beobachtung der Natur zum Grunde lag. Niemand hat mit glücklicherm Scharfſinn dieſe nothwendige Begrenzung des Begriffs der Mythologie dargethan, als Gotifr. Hermann in ſeinem Br. an Hofrath Creuzer: Ueber das Weſen und die Behandlung der Mythologie, Leipz. 1819. 8., dem die Briefe über Homer und Heſiodus, vorzüglich über die Theogomie, Heidelberg 1818. 8., vorausgingen. Sie beſtimmten ſehr genau, worin die beiden Wortführer in dieſem allgemein wichtigen Streite auseinander gehen, und als Ergebniß dieſer Discuſſionen darf man annehmen, daß jetzt als ausgemacht gilt: die Behandlung der Mythologie könne nur kritiſch ſein, indem nur durch Kritik und Philoſophie der Urſprung, der Zuſammenhang und der Widerſpruch des Vorhandnen ausgemittelt werden könne. Die Natur des Gegenſtandes ſelbſt muß die Regeln der Behandlung (wie aus der Einkleidung die Ideen herauszufinden ſein) an die Hand geben. Die griechiſch eMythologie und eben ſo jede andre, iſt eine vielartige, zwar ihrem Urſprunge verwandte, aber keineswegs ein Syſtem ausmachende Maſſe. Die Quellen der Mythologie ſind Philoſopheme, welche dem Volksglauben, den Prieſterdogmen und den Darſtellungen der nicht in die Myſterien eingeweihten Bearbeiter der Mythen zum Grunde lagen. Durch dieſe drei Hauptquellen der Mythologie ergeben ſich drei Hauptperioden in ihrer Darſtellung, Die älteſte National-Mythologie der Griechen muß etymologiſch-allegoriſch, die Lehre der Prieſter hiſtoriſch-dogmatiſch, und die exoteriſche Theorie der philoſophiſchen Mythographen und Dichter philoſophiſch-kritiſch behandelt und erklärt werden (M. ſ. was Klopfer in der umgearbeiteten Ausgabe von Nitſch mythologiſchem Wörterbuche, Leipzig und Sorau 1821. 8. S. 16. der Vorrede hierher Gehöriges vorbringt.). Inwiefern der Kreis der Sagen bei den Griechen ſich durch Dichter, zunächſt durch die epiſchen und die ihnen folgenden cykliſchen bildete und erweiterte; wie er durch die alten Kosmo- und Theogonieen-Schreiber dergeſtalt umgeformt und erklärt worden ſei, von den lyriſchen und tragiſchen Dichtern willkührlich zu ihren Fictionen benutzt wurde; wie er mit der älteſten Geſchichten in der engſten Verbindung, endlich ſich ſelbſt zur Geſchichte umgeſtaltete; dies zu erzählen, würde einer Geſchichte der Mythologie zukommen, für welche reichliche Vorarbeiten in den Werken der Bearbeiter dieſes Fachs ſich finden. Auf dieſe Periode der ſelbſtſtändigen Entwickelung des vorgefundnen Stoffs folgten die Zeiten der alexandriniſchen Mythenſammler, denen nicht glückliche Nacheiferer folgten. An ihre Stelle traten deutelnde Rhetoren und Sophiſten. Verdienſtvoller als dieſer Zuſammenſteller Fleiß war der polemiſche Eifer der Kirchenväter, deren Widerlegungen wir die Erhaltung beachtenswerther Sagen verdanken. Die Compilationen der Grammatiker ſchienen nur noch zu fehlen, um die Maſſe des verwirrenden Stoffes zu überhäufen. So verdienſtlich auch die Arbeiten einzelner Gelehrten waren, um in dieſes Chaos ſpäterhin Licht zu bringen: ſo muß man doch geſtehen, daß die Befangenheit in vorgefaßten Meinungen und Erklärungshypotheſen (z. B. Bochart, Banier, Dupuys) dazu beitrug das Zwielicht unſichrer zu machen. Das Verdienſt, den Sinn der alten Mythen zuerſt aufgeſucht zu haben und ihn durch alle Bildungsſtufen, die er durchging, nach Kräften nachgeſpürt zu haben, gebührt Chr. Gottl. Heyne, deſſen Verfahren an Joh. Heinr. Voß einen verunglimpfenden Richter fand, ſo beherzigungswerth auch deſ-

ſen Warnung ſein mochte, daß die philoſophiſche Deutung ſpäterer Jahrhunderte zur Erklärung des urſprünglichen Mythus unzuläßig ſei. Seit Heyne und Voß fing man an das Vaterland der Mythen mit gewiſſenhafterer Ernſte aufzuſuchen; fühlte ſich aber dadurch einem Himmelsſtriche zugewieſen, dem Oriente, wo der beſonnenen Forſchung neue Schwierigkeiten in dem Wege lagen. Die Verſuche von Kanne, Wagner, Dornedden, Hug, Sickler, um die Stammländer der Mythen im Oriente auszumitteln, ermangelten zuweilen der kritiſchen Genauigkeit und Mäßigung. Durch Wagner kam Tibet und Hindoſtan als ein Mutterland vieler Sagen in Aufnahme. Zuſagender möchte die hug'ſche Vermuthung ſein, wie auf mancherlei Wegen die altaſiatiſchen Sagen nach Griechenland einzogen, und wie ſie immer der Oertlichkeit angepaßt, bald zu einem Eigenthume der Griechen wurden, das ſeine urſprüngliche Geſtalt faſt zu verleugnen ſchien. Nicht allzuglücklich war aber die Beweisführung einer oberaſiatiſchen Abſtammung griechiſcher Mythen, die einige Gelehrte (Sickler, Schellnig, Kanne) dadurch geben wollten, daß ſie griechiſche Namen aus den ſemitiſchen Dialekten zu erklären ſuchten. So bildete ſich allmählich die Anſicht aus, der Creuzer in ſeiner Symbolik und Mythologie das Wort redete; eine Anſicht die durch des Verf. Scharfſinn und Gelehrſamkeit bei vielen ſinnverwandten Freunden Eingang fand: nämlich die, „daß die Mythologie, ein großes Panoram religiöſer Ideen und Anſchauungen ſei, die meiſtens im Oriente entſprungen, und im orientaliſchen Sinn und Geiſte aufgefaßt und ausgeprägt ſei, von denen alſo das Symboliſche, Magiſche und Allegoriſche eben ſo wenig ausgeſchloſſen werden dürfe, als es von der älteſten griechiſchen Poeſie ausgeſchieden werden könne." In dem ganzen griechiſchen Mythus erkennt man auch, troz aller Zerſplitterungen und Zerfaſerungen, die Spuren einer beachtenswerthen Einheit, welche keine andre ſein kann, als eine vorausgegangne reinere Urreligion, ein Monotheismus. Auf dieſen einzigen Urtypus die griechiſche Mythe, nicht bloß hypothetiſch, ſondern real zurückzuführen, ſei die Aufgabe der Mythologie. Was Hermann dieſer Anſicht entgegengeſtellt hat, iſt früher erwähnt worden. Leidenſchaftlicher erhob ſich gegen ſie Joh. H. Voß und Lobeck, obgleich Görres, von Hammer, Münter, Ouwaroff, Ritter, durch neue Gründe ihr Beſtätigung zu geben verſuchten. Nicht ohne Glück bemühte ſich Conr. Schwenk in ſeinen etymologiſch-mythologiſchen Andeutungen, nebſt einem Anhange von F. G. Welcker, Elberfeld 1823. 8 die älteſte Mythe aus den Anbildungen der Folgezeit durch Etymologie herauszufinden, ein Verſuch in dem ihm ſchon Böttiger in mehrern ſeiner Schriften, welche die alte Mythe, zunächſt in Bezug auf ihre bildliche Darſtellung, berühren, mit umfaſſenderer Gelehrſamkeit und auf eine Art vorangegangen war, die wol unbeſtritten als muſterhaft gelten darf. Noch haben aber dieſe wiſſenſchaftlichen Bearbeitungen der Mythologie die Aufmerkſamkeit des Auslandes nicht ſo erregt, daß, außer etwa Payne, Knight, bedeutende Förderer dieſer Wiſſenſchaft von dorther hier zu nennen wären.

N.

N, der vierzehnte Buchſtabe des deutſchen Abc, welcher mit Anſtoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Anſtoßung der Luft durch den Mund und die Naſe ausgeſprochen wird. Zugleich iſt er der dritte der ſogenannten Halblauter oder fließenden Buchſtaben. Das in ſpaniſchen Wörtern vorkommende ñ lautet wie ein nj; España, Nuñez ꝛc. alſo: Eſpanja, Nunjeß ꝛc.

Nabis, ein ſpartaniſcher König um 200 vor Chr. Geb., berüchtigt als einer der grauſamſten Tyrannen, der zugleich ſchlau genug war, anfangs den Schein eines gerechten Fürſten anzunehmen, ahmte übrigens in ſeinem ganzen Aeußern den aſiatiſchen Despoten nach, und wußte Einige durch Schmeicheleien und Verſprechungen zu gewinnen, Andre durch Drohungen zu ſchrecken. Eine bewaffnete Leibgarde umgab ihn, und eine Menge geheimer Auflaurer ſtand in ſeinem Dienſt. Jeder Verdächtige wurde ſofort gemordet oder verbannt. Meſſina und Argos ließ er plündern, und würde ſeine Herrſchaft über den Peloponnes durch Liſt und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer endlich in Verbindung mit den Achäern ihm den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quint. Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäiſchen Bundes. Endlich wurde der Tyrann durch ſeine eignen Bundesgenoſſen, die Aetolier, die er zu Hülfe gerufen, in Sparta getödtet.

Nabob. Unter dieſem Worte, welches eigentlich eine Verfälſchung von Nawaub iſt und einen Abgeordneten bedeutet, verſteht man in Indien den Statthalter einer Provinz, oder den Befehlshaber über die Truppen derſelben, wiewol auch viele Perſonen den Titel Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Die Nabobs waren nach der alten indiſchen Verfaſſung dem Soubadar, dem Vicekönig einer großen Landſchaft, untergeordnet; dennoch dienten ſie dieſem zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Seit dem Einfalle des perſiſchen Schahs Nadir machten ſie ſich unabhängig vom Großmogul, allein bloß um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. In England nennt man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Indoſtan erworben hat, oder überhaupt mit einer gewiſſen orientaliſchen Pracht lebt, einen Nabob.

Nabonaſſar, ein König von Babylon, mit deſſen Regierungsantrit eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeichniſſe ſteht, die man unter des Ptolemäus Namen beſitzt. Man ſetzt ihren Anfang 747 vor Chr. Geb., nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung. Die Nachahmung, welche häufig ein Gegenſtand der Unterhaltung und des Streits wird, wenn von ſchönen Künſten die Rede iſt, kann objektiv und ſubjektiv betrachtet werden. Im erſtern Falle wird unterſucht, inwiefern die Nachahmung an ſich zum Weſen den ſchönen Künſte gehöre, im zweiten, inwiefern der

Künſtler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objektives in den Künſten betrifft, ſo hat es Aeſthetiker gegeben, welche die Theorie der ſchönen Künſte auf den Begriff der Nachahmung der Natur überhaupt oder der ſchönen Natur zurückführen wollen. Selbſt das Vergnügen, das uns Werke der ſchönen Kunſt gewähren, wollte man aus dem Wohlgefallen über die gelungne Nachahmung der Natur herleiten. Allein dieſe Anſicht war zu wenig in der Sache ſelbſt gegründet, als daß ſie ſich lange hätte behaupten können; auch hat ſie im dramatiſchen Fache vieles Unheil angerichtet. Wenn aber auch das Weſen der Kunſt nicht auf der Nachahmung der Natur im gewöhnlichen Sinne, das iſt, in ihren einzelnen Erſcheinungen beruht: ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß die erſten rohen Anfänge der Kunſt in ſolcher Nachahmung der Natur ihren Urſprung haben (ſ. d. Art. Kunſt). In ſubjektiver Hinſicht, wo gefragt wird, in wie fern der Künſtler andre Werke und Meiſter ſeiner Gattung nachahmen dürfe, unterſcheidet man die freie Nachahmung von der ſklaviſchen und von der kindiſchen Nachäffung. Nachäffungen oder kindiſche Nachahmungen waren z. B. ſo viele neuere anakreontiſche Trink- und Liebeslieder. Der ſklaviſche oder ängſtliche Nachahmer iſt der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Weſentliche von dem Außerweſentlichen zu unterſcheiden, mit Mühe und Abſicht irgend einem Vorbilde nachſtrebt. Von dieſer Art waren ſchon im Alterthum die meiſten rhetoriſchen Stücke nach Untergang der alten Verfaſſungen. Der freie Nachahmer iſt der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbilde begeiſtert, oft ohne es zu wollen, den Geiſt deſſelben in ſeinen eignen Hervorbringungen aufnimt (ſ. d. Art. Copie). In der Muſik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodiſche, auf einander folgende Sätze in verſchiednen Stimmen. Die ſtrengern Nachahmungen dieſer Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Muſikſtücken vor.

Nachdruck, in der Rede, ſo wie in den Künſten der Rede und des Tons, iſt jeder Ausdruck von beſondrer Kraft und Bedeutſamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verſtärkt, dem erſten Druck gleichſam ein zweiter hinzugefügt wird. Das dies nur in Fällen von Wichtigkeit geſchehen ſolle, ſpringt in die Augen; denn wer wird ſich ſelbſt überbieten, wenn er es um den erſten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, ſind ſehr verſchieden; allein wir zweifeln nicht, daß alle unter folgende vier Klaſſen zu bringen ſein werden: 1. Wiederholung, ſei es, um nur überhaupt Etwas dem Gedächtniſſe tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenideen, die ſich bei einer Hauptidee aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei ſogar eine Art von Zergliederung Statt finden kann, wie z. B. in Hamlet's berühmtem Monolog: Sein oder Nichtſein; 2. Verſtärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht genugſam angemeſſen ſcheint; hierher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation); 3. Abbrechung (Apoſiopeſis), ſei es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, wie z. B. in Virgil's Quos ego! oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu ſagen, es aber nur ſo weit ſagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4. ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Leſſing's Nathan, Schiller's Fiesko, Göthe's Taſſo beweiſen dies zur Genüge. Den Nachdruck, welcher durch dieſe Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch

unterſchieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entſteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Akcent hervorgehoben wird, je nach ſeiner größern oder geringern Bedeutſamkeit (ſ. Accent). Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zuſammen fallen müſſe, verſteht ſich übrigens von ſelbſt, ſo wie es von ſelbſt in die Augen ſpringt, daß die Muſik des Nachdrucks ſo fähig ſei als die Poeſie. Falſch iſt es hingegen, von in den bildenden Künſten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig ſind; die Mimik allein, als eine ſukceſſiv darſtellende Kunſt, theilt dieſen Vorzug mit der Muſik und Poeſie. Die ganze Lehre von dem Nachdruck iſt übrigens eine von denen, worin noch die irrigſten Meinungen herrſchen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit dem verwechſelte, was die griechiſchen Rhetoriker Emphaſis nannten. Daß dieſe aber keinesweges mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, ſondern höchſtens entfernt mit ihr verwandt ſei, hätte Jedem ſchon die Erklärung Quintilian's zeigen können, der zu Folge Emphaſis ein Ausdruck iſt, der einen höhern Sinn bei ſich führt, als die Worte an ſich bezeichnen. Er nimt zwei Arten derſelben an, eine, welche mehr bedeutet als ſie ſagt, und eine andre, die auch Etwas bedeutet, was ſie nicht ſagt (Instit. or. 8. 3. 83. 9. A. 64). Da die erſtere Art Quintilian's offenbar auf einer verſteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, ſo könnte man allenfalls dieſe der dritten, jene der vierten der obigen Klaſſen zurechnen. dd.

Nachdruck, Nachdrucker. Nachdruck wird jene literariſche Freibeuterei genannt, welche mit Verhöhnung des Rechts und der Sitten darauf ausgeht, da zu erndten wo Andre ſäeten. Wer ein von dem rechtmäßigen Verleger noch beziehbares Buch nachdruckt und ſomit den Verdienſt und das rechtmäßige Eigenthum des Verlegers deſſelben (ſei dieſer nun ein Buchhändler oder der Autor des Buches ſelbſt, oder der Drucker, dem der Verfaſſer das Recht ſein von ihm geſchriebnes Buch zu drucken und zu verkaufen abtrat) ſchmälert, iſt ein Nachdrucker und das Gewerbe deſſelben eine, mala fide begangne Schlechtigkeit. Es iſt ein Gewerbe, auf welchem die öffentliche Schmach ruht (vergl. den Art. Büchernachdruck.). Wie in Deutſchland und unter einem Volke von ſo rechtlichem Sinne wie das unſre, dieſe reine Unmoralität, die überdem durchgängig von allen Menſchen mit unverſchrobnem Kopfe, als ſolche anerkannt und ihr Ausüben mit gebührender Verachtung betrachtet wird, noch immer ſtatt finden darf, ja nur jemals ſtatt finden durfte, würde unbegreiflich ſein, wenn man nicht wüßte, wie ſo oft im Leben des Ganzen (der Staaten) gleich in dem des Einzelnen, der gerade, natürlich geſunde Sinn für das Recht durch ſchiefe Deductionen und Speculationen — behauptet und aufgeſtellt zuweilen vom Uebelwillen, öfter noch von Unkenntniß — irre geleitet wird. Dies hat ſich beſonders in den ſchon oft vorgekommnen Unterſuchungen über die Rechtlichkeit, Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit des Nachdruckergewerbes beweiſen, und man hat noch ſtets bisher bei ſolchen Erörterungen — mochten ſie nun rein literariſch geführt werden, oder geſetzgebend — die Unfreude gehabt, ſehen zu müſſen, wie außer jenen deren Zunge und Feder entweder von Haus aus dem Unrecht gewidmet iſt, oder demſelben doch für Geld und gute Worte eben ſo zu Dienſte ſtehen, wie jeder andern bezahlenden Tendenz, ſich auch ehrliche und ſonſt kenntnißreiche Menſchen, verführt durch Scheingründe, abgemüht haben, Trugſchlüſſe zu finden um das was ſchwarz iſt,

weiß zu machen. Schon Luther, deſſen klarem Blick und geſundem Verſtande ſich faſt ſtets die Dinge in ihrer wahren Geſtalt zeigten, eiferte in ſeiner gewohnten, kräftigen Manier gegen das Heilloſe in dem Beginnen der damaligen Buchdrucker ſich einander das, was Einer oder der Andre gedruckt hatte, durch Nachdruck wegzukapern, und ſagte deswegen ermahnend: „Was ſoll das ſein, meine lieben Druckerherren, daß ihr euch einander das Eure raubet und ſtehlet und euch verderbet! Seid ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden?" Was würde er aber jetzt erſt ſagen, wenn er wieder aufſtünde und ſähe, daß nach drei verfloſſnen Jahrhunderten voll Ringens nach Geſetzlichkeit und Sitte, daß nach einer Zeit, die ſich die philoſophiſche nannte, in einer Zeit, die ſich die wiedererwachte gute Geſetzlichkeit, Frömmigkeit und Ordnung nennt, daß, ſagen wir, in dieſer Zeit, nicht allein noch immer das ehrloſe Gewerbe des Nachdrucks und der Nachdrucker beſteht, ſondern auch ſogar noch ſeine Vertheidiger findet, die zum Theil mit einer wahrhaft unfruchtbaren Gelehrſamkeit und Buchſtabenwitz ſich abquälen um den erſtaunten Zeitgenoſſen und der Nachwelt dazu, zu beweiſen, daß, obgleich der Nachdruck zwar eigentlich und an ſich betrachtet etwas Unmoraliſches, folglich Unrechtes ſei, er dennoch, politiſch betrachtet, nicht verpönt werden könne, weil 1) Geld dadurch erhalten, 2) aber der Unbill allzuhoher Bücherpreiſe dadurch geſteuert würde, und folglich alſo auch wieder nicht unrecht ſei. Dies ſind nämlich die Hauptgründe, welche der Buchſtabenwitz des Formelkrams, dem geſunden Menſchenverſtande zum Trotz, herausgegrübelt hat, das moraliſch Unrechte ſcheinbar vor dem bürgerlichen Rechte zu rechtfertigen, und man iſt hie und da vielleicht um ſo weniger bedenklich geweſen dieſe saubern Gründe als ſchlagend anzuerkennen, da ſchon ſeit langer Zeit dadurch Geld dem Lande erhalten werden ſoll. Daß nun gerade bei uns Deutſchen aber das mit der öffentlichen Schmach belegte Druckgewerbe der Nachdrucker und Nachdrucks noch hie und da exiſtiren darf, während es in andern Ländern von gleicher Civiliſation ſtreng verboten iſt, erklärt ſich nun, wie ſo Manches bei uns, theils aus den angeführten falſchen Anſichten, theils aber auch aus den nur zu häufig ſichtbaren Mangel an Einheit und Nationalſinn unter uns, welcher Mangel an Nationalſinn uns noch immerfort in vielen Dingen zu unſerm großen Schaden einander nicht als Deutſche und Kinder eines Stammes, ſondern als Oeſterreicher, Baiern, Schwaben, Sachſen, Preußen u. ſ. f. betrachten läßt, die eben mit einander nichts mehr gemein haben, als etwa Ruſſen und Franzoſen, Engländer und Italiener mit einander haben, und bei denen das Nebeneinanderwohnen und eine Sprache reden bloß etwas rein Zufälliges und durchaus nicht Berückſichtigungswerthes iſt.

Geſteuert hat übrigens dem Unweſen des Nachdrucks ſchon vielfach werden ſollen, allgemein iſt es leider aber immer noch nicht geſchehen, mit ſo ehrenwerthem Beiſpiele manche, ja die mehrſten deutſchen Regierungen hierin auch vorangingen. Indeß iſt doch die Sache in neueſter Zeit mehrmal zur Sprache und zur geſetzlichen Berathung bei der höchſten Behörde des allgemeinen deutſchen Vaterlandes gekommen und ſelbſt im 18. Artikel der im Jahr 1815 erlaſſnen deutſchen Bundes-Akte, die Verſicherung gegeben worden, daß eine gleichförmige (für alle deutſche Länder gültige) Verfügung zur Sicherung des Eigenthumrechtes der Schriftſteller und ihrer Verleger gegen die buchhändleriſchen Piraten abgefaß

werden ſoll, wornach denn, da Fürſtenwort natürlich heilig iſt, zu hoffen ſteht, daß Deutſchland einſt in allen ſeinen Gauen auch das materielle Recht des Eigenthums deutſcher Verleger und das geiſtige deutſcher Autoren eben ſo durch Geſetze vor dem Raubſyſtem der Nachdrucker ſchützen wird, wie andre civiliſirte Länder dies mit ihren Autoren und Verlegern thun, und wie es durch ſeine Geſetze andres Eigenthum ſchützt. Denn, wenn dieſe gute Zeit einſt kommt, werden auch, dies können wir gewiß ſein, die Nebel- und Scheingründe von Sophismen, womit man hie und da jetzt noch das moraliſche und rechtliche Unrechte zu beſchönigen ſucht, in ihr Nichts zuſammen ſinken und es wird alsdann, z. B. kein Menſch mehr den ſeltſamen Glauben hegen, als befördere der Nachdruck die Wohlfeilheit der Bücherpreiſe (da er ſie doch naturgemäß wegen des jetzigen größern Riſicos der Verleger gerade im Gegentheil erhöht) als ſchaffe er einem Lande Gewinn, als helfe er zur Verbreitung geiſtiger Kultur, als ſteure er der möglichen Habſucht einzelner Verleger ꝛc.; Behauptungen deren Unhaltbarkeit einem Jeden ſchon aus dem einzigen Grunde einleuchten muß, da es naturgemäß eine reine Unmöglichkeit iſt, daß etwas Gutes durch etwas Böſes, ein vor dem Forum des innern Rechts beachtenswerthen Gewinn, durch eine vollkommne Unmoralität, erwirkt werden kann.

Daß übrigens der Nachdruck ſchon längſt und ehe von einem deutſchen Bundestage die Rede war in den mehrſten und meiſt auch gebildetſten Gegenden Deutſchlands und von den einſichtvollſten Geſetzgebern unſrer Nation als ein unmoraliſches gemeinſchädliches und des Landes Ehre beeinträchtigendes Gewerbe proſcribirt war, iſt bekannt; weniger aber, daß man im Allgemeinen an den meiſten Orten darüber noch nicht im Klaren iſt, wie die Frage von dem Rechte des Autors zu ſeinem Verleger, und umgekehrt wiederum die von dem Rechte des Publikums an ein Geiſteswerk, ohne daß dadurch den, jedenfalls dem Urheber deſſelben zuſtehende, pekuniäre Nutzen beeinträchtigt, doch aber auch hinwiederum dem Volke nicht das was ihm gleichfalls unſtreitig geiſtig angehört, durch krämeriſche Speculationsſucht u. dgl. vorenthalten oder unbillig hoch nur mitgetheilt werde, rechtlich und allſeitig befriedigend zu beantworten ſei? Dieſe Frage, iſt nun vielfach der Vorwurf vieler ſchon mehr und minder tiefer literariſcher Verhandlungen geweſen und auch jedes Mal zur Sprache mitgekommen, wenn über die Statthaftigkeit oder Unſtatthaftigkeit des Nachdrucks auf irgend eine Art verhandelt wurde.

In neueſter Zeit und ſeitdem ein Geſetzentwurf von drei Herren Bundestagsgeſandten nicht allgemeine Beiſtimmung aller Bundesglieder erhielt, iſt dies nun beſonders mit in den über, oder vielmehr gegen den Nachdruck deutſcher Werke in Deutſchland erſchienenen und zum Theil dem Bundestage ſelbſt gewidmeten Schriften der Herren K. E. Schmidt (der Büchernachdruck aus dem Geſichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik, Jena 1822. bei Frommann), ferner in den „Reflexionen über den Büchernachdruck.“ (Heidelberg 1823.) in den Beilagen No. 5—9. zum lit. Conv. Blatt für 1823. unter dem Titel: „des ſchriftſtelleriſchen Erwerbrechts Vertheidigung“ und noch in mehrern andern Schriften, Journalen ꝛc., mit einer Rechtlichkeit und Tiefe entwickelt und dargelegt werden, die nichts als den Wunſch übrig läßt, daß es den Repräſentanten der deutſchen Fürſten und Völker in Frankfurt a. M. recht bald gefallen möge durch einmüthigen Beſchluß das für ganz Deutſchland allgemein ge-

ſetzlich zu ſanktioniren, was hier offen und ehrlich, im Gefühl für Recht, Wahrheit und Ehre geſagt und dargethan wurde. Beſonders verdient aber noch in dieſer Hinſicht bemerkt zu werden, was der Prof. Fries ſowol über mehrere dieſer Schriften beurtheilend, als über den Nachdruck und deſſen Wirkungen ſelbſt, ſo wie über die unter andern jetzt von Würtemberg aus gemachten Vorſchläge zu einer Rechtsbeſtimmung der Rechte der Autoren, Verleger und des Publikums gegen einander im 2ten Stück des Hermes von 1823. ſchreibt, welche kleine, höchſt gediegne Abhandlung — in der zugleich mit großer Schärfe gezeigt wird, wie der techniſche Verlag (als Lexika, Landkarten, Schulbücher u. dgl., der ganz vorzüglich das iſt, wo nach, als nach dem lukrativeſten die Nachdrucks-Harpyen greifen), die Grundlage des genialen Verlags (als die Werke der Dichter, Geſchichtſchreiber, Redner ꝛc.) inſofern gibt, daß er den Verlegern die Kraft verleiht dergleichen zu unternehmen und daher große Berückſichtigung verdient, falls man nicht will, daß nach und nach aller literariſcher Verkehr dieſer Art untergehen und es geiſtig Nacht werden ſoll. —

Nachſchlag wird in der Muſik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehrere kleine Noten genannt, welche einer melodiſchen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeſchlagen werden. Ihre Dauer wird von der Hauptnote abgezogen.

Nachſteuer, ſo viel als Abzugsgeld, ſ. **Abzugsrecht**.

Nacht. In der Aſtronomie bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Erde von dieſem Weltkörper nicht erleuchtet wird. Dieſer Zeitraum iſt bekanntlich eben ſo verſchieden in Hinſicht der Jahreszeiten, als der Länder, welches von dem verſchiednen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrſcht beſtändig Tag- und Nachtgleiche. Hingegen verurſacht die Schiefe der Ekliptik zwiſchen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zwei Mal im Jahre, und zwar um den 21. März und 23. September die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längſte und kürzeſte Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, den 21. Juni und den 21. Dec. Die Verſchiedenheit der Dauer der Nächte iſt um ſo größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreiſe gibt es ein Mal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen ſelbſt herrſcht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbſtnachtgleiche ein eben ſo langer Tag folgt. Die genaue aſtronomiſche Beſtimmung des Anfangs der Nacht richtet ſich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der Sonnenſcheibe unter den Horizont hinabſinkt, indem bekanntlich ein optiſcher Betrug die Sonne oft noch ſchwebend am Horizont erſcheinen läßt, während ſie ſchon untergangen iſt. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die Scheidewand der Nacht in aſtronomiſcher Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens.

Nacht (in der Mythologie), die Tochter des Chaos, Schweſter des Erebus, mit welchen ſie den Tag und den Aether zeugte. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenſchaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schickſale, Krankheiten und Plagen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelſucht. Sie bewohnt abwechſelnd mit dem Tage einen ſchauervollen Palaſt in der Urwelt. Die neuere Mythologie läßt ſie auf einem

Wagen über den Himmel fahren und gibt ihr einen beſtirnten Schleier.

Nacht (Heilige) heißt in der Kirchengeſchichte die Nacht vor Weihnachten, Oſtern und Pfingſten in der die Chriſten in den erſten Jahrhunderten zuſammenkamen um zu ſingen und zu beten. In der Oſternacht taufte man die Katechumenen. Allerhand Mißbräuche entſprangen aus jener Nachtfeier und die Kirche ſchaffte ſolche daher ab.

Nachtfalter, Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium.

Nachtgleichepuncte, ſ. Aſtronomie.

Nachtmahlsbulle, Bulla in Coena Domini, die merkwürdigſte aller päpſtlichen Bullen, da ſie die Anmaßungen der Päpſte und die vorgeblichen Rechte, welche dieſe ſowol als unumſchränkte Oberherren der Kirche, als auch ſelbſt über weltliche Fürſten zu behaupten ſuchten, am vollſtändigſten darlegt. Sie gründet ſich auf ältere Verordnungen der Päpſte, durch welche alle Ketzer und Ketzerbeſchützer ohne Unterſchied, ſo wie diejenigen die der Geiſtlichkeit Steuern zu Staatsbedürfniſſen auflegten feierlich in den Kirchenbann gethan wurden. Seit den 14. Jahrh. wurde ſie von mehrern Päpſten nach und nach umgebildet und verändert. Papſt Pius V. befahl, ſie om Gründonnerſtage in allen Kirchen abzuleſen, weil mehrere katholiſche Fürſten Proteſtanten in ihrem Lande duldeten und der Geiſtlichkeit Beiträge zu den öffentlichen Laſten abfoderten. Philipp II. und die Republik Venedig aber verboten die Bekanntmachung, da ſie bei erſchöpftem Schatze die Geiſtlichen nicht ſchonen konnten, und ſelbſt Kaiſer Rudolf II. und der Erzbiſchof von Mainz wollten eine, den landesherrlichen Rechten ſo nachtheilige Bulle nicht annehmen. Auch in Frankreich fand ſie Widerſtand, beſonders aber erregte ſie in Neapel ſeit 1568 große Unruhen da ſie ohne des Königs Genehmigung von Biſchöfen und Mönchen verbreitet, und nach dem Ausſpruch des Papſtes der Regierung das Recht neue Auflagen auszuſchreiben, ſtreitig gemacht wurde. Es iſt merkwürdig, daß trotz jenes Widerſtandes dieſe Bulle noch im J. 1627 durch den Papſt Urban VIII. ihre neuſte Geſtalt erhielt. Der Papſt exkommunicirt und verflucht, von Gottes wegen, und Kraft der, den Apoſteln Petrus und Paulus und ihm ſelber verliehnen Gewalt, alle Hußiten, Wiclefiten, Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten, Widertäufer, Trinitarier; alle vom Chriſtenglauben Abgefallne, alle Ketzer, ſo wie alle die ihnen glauben, ſie aufnehmen, begünſtigen und vertheidigen; alle die ihre ketzeriſchen oder vom Glauben handelnden Bücher ohne Erlaubniß des päpſtlichen Stuhles leſen, behalten und drucken, oder auf irgend eine Weiſe heimlich oder öffentlich, unter irgend einem Vorwand vertheidigen, und endlich alle Schismatiker die ſich der Gemeinſchaft mit der römiſchen Kirche hartnäckig entziehen. Alle, die von den Entſcheidungen des Papſtes an eine künftige allgemeine Kirchenverſammlung appelliren, werden mit dem Bannfluche, und wenn es Univerſitäten, Collegia und Domkapitel ſind, mit dem Interdikte bedroht. Seeräuber trifft derſelbe Fluch wenn ſie das päpſtliche Meer ("unſer Meer,,) von Argentaro bis nach Terracina beunruhigen, ſo wie alle, die aus den geſtrandeten Schiffen der Chriſten Güter rauben. Dann werden die Fürſten verflucht, die in ihren Ländern neue Steuern und Abgaben ausſchreiben oder ſie vermehren, außer in den Fällen, wo es ihnen den Rechten nach, oder aus beſondrer Erlaubniß des päpſtlichen Stuhles verſtattet iſt; die Verfälſcher der päpſtlichen Briefe, alle die den Sarazenen und Türken, oder den Ketzern Pferde, Waffen, Metalle und

Kriegsbedürfniſſe, Holz, Hanf, und Stricke, und alles, womit ſie Chriſten und Katholiken bekriegen können, zuführen; alle, welche die Zufuhr von Lebensmitteln an den päpſtlichen Hof hindern; alle, die Reiſende, welche den päpſtlichen Hof beſuchen, ausplündern, fangen, verletzen und ermorden; alle, die ſich an Kardinälen und päpſtlichen Legaten und Biſchöfen vergreifen, alle, die von des Papſtes Befehlen, oder den Verordnungen ihrer Legaten ſich an weltliche Gerichtshöfe wenden, oder geiſtliche Angelegenheiten der richterlichen Entſcheidung des Papſtes entziehen, oder Geiſtliche nöthigen, vor weltlichen Gerichten zu erſcheinen, oder Geſetze gegen die Kirchenfreiheit geben, oder die Biſchöfe in der Ausübung ihrer Richtergewalt ſtören, alle, welche die Einkünfte, die der Papſt von Kirchen und Klöſtern als Vorbehalt genießt in Beſchlag nehmen; oder der Geiſtlichkeit ohne des Papſtes Erlaubniß Steuern auflegen, und wären es Kaiſer und Könige; alle Obrigkeiten, die ſich in die peinlichen Rechtsſachen der Geiſtlichen miſchen, und alle endlich die das päpſtliche Gebiet — wozu auch Sicilien, Sardinien und Corſika gerechwerden — feindlich angreifen oder erobern. Nur der Papſt ſollte von dieſen Bannflüchen entbinden können, und auch er nur in der Stunde des Todes, wenn der Verfluchte zuvor der beleidigten Kirche Genugthuung geleiſtet habe. Die Bulle ſollte zu Rom öffentlich angeſchlagen und von jedem Biſchof ein Mal oder mehrere Mal im Jahr der verſammelten Gemeinde vorgeleſen werden. Zu Rom geſchah dies bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts an jedem Gründonnerſtag in den Hauptkirchen. Le Bret hat die Geſchichte dieſer Bulle in der pragmatiſchen Geſchichte der — Bulle in Coena Domini (L. 1769. IV. 8.) gründlich erzählt, und darin deutlich dargethan, daß die Grundſätze und Verordnungen derſelben ſich auf alte, in den päpſtlichen Geſetzſammlungen dargelegte und zu allen Zeiten beharrlich verfochtne Anſichten gründen. Wir würden uns daher gar nicht wundern dürfen, wenn die jährliche Vorleſung derhalben wieder eingeführt würde, ſo gut als nun die Juden wieder zu gewiſſen Zeiten in eine chriſtliche Kirche getrieben werden.

Nachtrab, ſ. **Arrieregarde**.

Nachtſtücke ſind Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, ſondern vom Monde oder einem künſtlichen Lichte, als Fackeln u. dergl. erleuchtet wird. Ein ſolches Nachſtück erfodert eine beſondre Kunſt, vorzüglich deswegen, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslicht herrührt, und die Farbe ſich größtentheils nach Beſchaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandnen Nachtſtücken iſt das berühmteſte das von Correggio, welches vorzugsweiſe unter den Namen der Nacht bekannt iſt. Unter den deutſchen Malern, welche ſich in Nachtſtücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schalken beſonders geſchätzt.

Nachtvögel ſ. **Schmetterlinge.**

Nachtwandler, ſ. **Mondſüchtig.**

Nacktes. Mit dieſem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunſt 1. den von Kleidung entblößten menſchlichen Körper, und ſagt dann: das Nackte ſtudiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken (ſ. d. Art. **Plaſtiſch**). Daß das Studium des Nackten auch dann unerlaßlich ſei, wenn drapirte Figuren dargeſtellt werden, erhellt daraus, weil der Bekleidungen Form und Verhältniſſe durch das Nackte be-

ſtimmt werden. Von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit aber erſcheint 2) des Nackte in der Malerei — Fleiſch. Man nennt die Farbengebung, inſofern ſie ſich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beſchaffenheit des Fleiſches beſchäftigt, die Carnation; und wem braucht es geſagt zu werden, wie viel auf ſie bei maleriſcher Darſtellung menſchlicher Figuren ankomme? Will der Künſtler hierin den Aufoderungen der ſchönen Kunſt Genüge leiſten, ſo muß er zuvörderſt die Lokaltöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenſtandes ſo wiedergeben, wie ſie auf ihrem Standort erſcheint. So ſind an einem geſunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Bruſt, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmälig kälter und geht in den Gelenken derſelben, wegen des durchſcheinenden kühlern Blutes, in eine veilchenröthliche Dinte über. Dieſe verſchiednen Abſtufungen müſſen aber in dem Hauptone der Carnation harmoniſch vereint ſein. Uebrigens kann der Ton der Fleiſchfarbe unendlich verſchieden ſein. Der Nord- und Südeuropäer haben ein verſchiednes Kolorit, Weiber und Kinder ein zarteres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet ſich durch ſeine beſondre Farbe aus, und jeder einzelne Menſch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei alle dieſen unendlichen Abſtufungen aber bleibt der Stoff immer Fleiſch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieſes Stoffs richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Maler des 15. Jahrh., oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die ſich vornehmlich bei Guido Reni findet, deſſen Fleiſch häufig blutleer, ſchleimig, grünlich ausſieht. Die franzöſiſche Schule iſt darin bis zur Verblaſſenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleiſch, ſondern Porzellan oder Wachs zu ſehen meint. In der wahren Carnation iſt bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffnes Muſter. dd.

Nadel (kalte), ſ. Kupferſtecherkunſt.

Nadelholz, oder auch Schwarzholz, Pinus. Die Nadelhölzer bilden im linné'ſchen Syſtem die neunte Ordnung der 21. Klaſſe, und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Geſtalt der Nadeln oder Tangeln haben (daher auch Tangelholz), und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen beſteht, welcher unter jeder Schuppe zwei, mit Flügeln verſehne Nüſſe oder Samenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen getrennt, jedoch auf Einem Stamme mit ihnen ſtehen und gleich ihnen keine Krone haben, ſtehen in einem vierblätterigen Kelch, während das Kätzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus ſpitzigen Schuppen beſteht, deren jede zweiblumig iſt. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterſcheidende Kennzeichen der erſten iſt, daß die Nadeln in Büſcheln zuſammenſtehen (Lärchenbaum, Ceder); bei der zweiten kommen zwei bis fünf Nadeln aus Einer Scheide (Kiefer, Krummholzbaum); in der dritten ſtehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten ſitzen die Nadeln, welche hier ſchmal und ſteif ſind, rund um die Zweige (Fichte).

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei ungebildeten Völkern mußten und müſſen Fiſchgräthen, zugeſpitzte Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten ſo hoch geachtet, daß ſie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar, nach Hygin, der

Bellona zugeſchrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier ſchon den Luxus der geſtickten Kleider kannten, ſo müſſen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch geweſen ſein. Schon um das J. 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche ſich bloß von dieſem Erwerbszweige nährten. (Die Nadler, welche ein geſchenktes Handwerk haben, müſſen in Nürnberg als Meiſterſtück in einer beſtimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Oehren verfertigen.) Die erſten metallnen Stecknadeln wurden in England um das J. 1543 gemacht.

Nadir, ein arabiſches Wort, bezeichnet in der Aſtronomie den Fußpunkt oder Ferſenpunkt, welcher ſich ergibt, wenn wir von unſerm Standpunkte in Gedanken eine gerade perpendikuläre Linie durch die Erdkugel hindurch in die entgegengeſetzte und von uns nicht geſehne Hemiſphäre des Himmels ziehen. Dem Nadir iſt das Zenith oder der Scheitelpunkt entgegengeſetzt. Jeder Punkt auf der Erde hat alſo ein eignes Nadir und Zenith.

Nadir Schah, ſ. Kulichan.

Nägelein, ſ. Gewürznelken.

Nagelfluhe, beſteht aus mehr oder weniger zugerundeten Steinmaßen verſchiedner Gebirgsarten von der Größe einer Wallnuß bis zu ſehr mächtigen Maßen, welche durch irgend eine mineraliſche Maſſe (nach Art des Puddingſteins) gleichſam zuſammengekittet ſind. Sie hat ihren Namen von der Aehnlichkeit mit eingeſchlagnen die Köpfe hervorſtreckenden Nägeln in der Schweiz erhalten. Sie gehört den aufgeſchwemmten Gebirgsarten an. Man theilt ſie: 1. in Nagelfluhe von mehrern Urgebirgsarten; 2. in Porphyrnagelfluhe und 3. in Talkſteinnagelfluhe.

Näherrecht, ſ. Retractrecht.

Nahl (Joh. Aug.), ein zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzter Bildhauer, wurde 1710 zu Berlin geboren. Er bildete ſich daſelbſt unter dem berühmten Schlüter. Nachdem er eine Reiſe durch Frankreich und Italien gemcht, und ſich zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er 1741 nach Berlin zurück, wo man noch iezt ſo wie in Potsdam, Sansſouci und Charlottenburg viele ſeiner Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er ſich neun Jahre in der Schweiz, und zwar meiſtens zu Bern auf. Hier machte er ſich vorzüglich berühmt durch das Grabmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche zu Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmal, welches er in derſelben Kirche der verſtorbnen Paſtorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland beſungen, ſo wie von unzähligen Reiſebeſchreibern geſchildert worden, von keinem Reiſenden aber unbeſucht gelaſſen werden darf, um ſo mehr, da die ſchlechte Beſchaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet iſt, die allmälige Vernichtung deſſelben befürchten läßt. 1755 wurde er Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Caſſel, welche damals unter dem kunſtliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das J. 1778 die treffliche koloſſale Bildſäule des Landgrafen, welche, nachdem ſie in der weſtphäliſchen Zeit war weggenommen worden, jezt ihren vorigen Platz mitten auf dem ſchönen Friedrichsplatz in Caſſel wieder erhalten hat. Nahl erlebte indeſſen dieſes Schickſal ſeines Werkes nicht, indem er ſchon 1781 zu Caſſel ſtarb.

Nahrungsmittel ſind alle Erzeugniſſe des Naturreichs, die der Menſch zu ſeiner Ernährung gebrauchen kann (ſ. den Art. Ernährung). Man nennt ſie auch Lebensmittel (ſ. d. Art.); indeſſen ſollte man doch den Unterſchied zwiſchen beiden Benennungen ſo beſtimmen, daß man unter der leztern alles das, was überhaupt

das Leben zu erhalten dient, verſtände. Die Nahrungsmittel werden den Verdauungswerkzeugen übergeben, damit dieſe die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehen und ſowol zum Erſatz der verlornen Theile, als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden (vergl. den Art. Verdauung). Man nennt die Nahrungsmittel Speiſen, wenn ſie in feſter oder halb feſter Geſtalt, Getränke, wenn ſie in flüſſiger genommen werden; roh, wenn ſie ſo, wie die Natur ſie liefert, zubereitet, wenn ſie durch Kunſt verfertigt genoſſen werden. Sie ſind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabiliſche, theils aus dem Thierreiche, animaliſche Nahrungsmittel. Die vegetabiliſchen beſtehen entweder aus den Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), den an den Wurzeln ſich bildenden Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus den Stengeln (Spargel), oder aus den Blättern (Kohl, Sallat), den Blüthen (z. B. der Blumenkohl), den unreifen Früchten (junge Erbſen, Bohnen Gurken), oder den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge iſt, und bei denen theils das die Samen umgebende Fleiſch oder das ſäuerlich-ſüße Mark, theils die mehligen oder öligen Samen ſelbſt zur Nahrung dienen. Die animaliſchen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierklaſſen genommen; manche Thiere werden ganz, von andern werden nur beſondre Theile genoſſen. Nach Gewohnheit und Herkommen, Klima und Bedürfniß ſind auch die Nahrungsmittel bei verſchiednen Völkern ſehr verſchieden. Bei manchen Nationen ſind gewiſſe Nahrungsmittel ſehr gewöhnlich, die bei andern unter die ſeltnen gehören; bei manchen ſind Dinge ſehr beliebt, vor denen andre einen Abſcheu haben; Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See ſein müſſen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fängt man oft Mäuſe und Ratten um ſie zu eſſen. Das Hundefleiſch wird in China gewöhnlich gegeſſen; in verſchiednen Gegenden von Afrika gehört das Fleiſch der Schlangen, namentlich der Klapperſchlange und Rieſenſchlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Heuſchrecken werden faſt überall in Afrika verzehrt, ſo wie die Neger auf der Guineaküſte außer dieſen auch Eidechſen, Mäuſe, Ratten, Schlangen, Raupen und andre Inſekten und Gewürme gern verzehren. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß ſie eine Art von Letten oder Thonerde ſammeln und ſie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. Von allen dieſen ungewöhnlichen Nahrungsmitteln kehren wir zu den bei uns gewöhnlichen zurück. Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke entſprechen ſollen, müſſen nährende, d. h. ſolche Stoffe in ſich enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehen, aſſimilirt und zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können (ſ. d. Art. Aſſimilation). Hierzu gehört, daß Alles, was als Nahrungsmittel dienen ſoll, ſolche Theile in ſich enthalte, welche den thieriſchen Stoffen gleich kommen oder in ſelbige verwandelt werden können. Darin unterſcheiden ſich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß letztre ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten, ſich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen laſſen, nicht den thieriſchen Stoffen gleich werden, ſondern als fremdartige Stoffe beſondre Organe oder Syſteme des Organismus aufregen. Alle Dinge, welche als Nahrungsmittel dienen ſollen, müſſen demnach einen Antheil von den leicht aufzulöſenden Stoffen beſitzen, welche den allgemeinen Grundſtoffen des Körpers entſprechen und ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß

der Verdauungsorgane vernichten laſſen. Dieſe Stoffe in ihrer Einfachheit ſind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißſtoff, Mehl-, Faſer- und Zuckerſtoff. Davon enthalten die Pflanzenſpeiſen am meiſten Schleim-, Zucker- und Mehlſtoff, welcher beſonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur Gährung geſchickt und ſo zur Auflöſung und Verdauung vorbereitet werden, die Grundlage von ſehr nahrhaften Speiſen iſt. Die Obſtarten ſind bloß vermöge ihres Antheils an Zuckerſtoff und etwas Schleimſtoff nährend. In den animaliſchen Speiſen iſt beſonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speiſen richtet ſich alſo nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen, und der Verbindung unter einander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erſchweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeſchwächt ſind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfachen Stoffe und nehmen die abgeſonderten nahrhaften reichlicher auf, als ſolche, deren Kraft ſchon herabgeſetzt iſt, welche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen, und deren chemiſche Entwickelung nicht beſchränken können. Die Beſtimmung, welche Nahrungsmittel geſund oder ungeſund ſeien, bleibt daher immer relativ und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zuſtand der Verdauungskraft einer Perſon angegeben werden. Oft nennt man eine Speiſe oder ein Getränk geſund, weil es eine beſtimmte Wirkung auf den Körper äußert, und gerade dieſe Beſtimmung iſt falſch; denn alsdann wirkt daſſelbe nicht als Nahrungs-, ſondern als Arzneimittel, und kann daher nur ſolchen Perſonen zuträglich ſein, deren körperliche Beſchaffenheit dieſem entſpricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künſtliche Zubereitung vermindert, und daher ein an ſich geſundes Mittel zu einem ſchwer verdaulichen und ungeſunden gemacht. Beſonders ſind hierin die ſchon für ſich zu fetten, oder mit vielem Fett zubereiteten Speiſen ungeſund, weil das Fett ſchwerer von dem Magenſaft aufgelöſt und verdaut wird. Eben ſo macht der Zuſatz von zu vielem Gewürz ſonſt geſunde Nahrungsmittel ungeſund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe ſind, ſondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten und als beſondre Reize auf beſondre Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geſchmack leckerhafter Menſchen eingeführt, die nicht mehr, um ſich zu ernähren ſondern um den Gaumen zu kitzeln, aßen, und die Eßluſt auch ohne das Bedürfniß aufzuregen ſuchten. Endlich iſt bei Beſtimmung der Geſundheit eines Nahrungsmittels noch die Rückſicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz geſunden, kräftigen Menſchen iſt manche Speiſe noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein ſchwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man alſo nur ſagen, ein Nahrungsmittel ſei geſund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen verſehen, leicht auflöslich, mithin verdaulich und der Verdauungskraft des Menſchen angemeſſen ſei. Es iſt eine Pflicht der Polizei, darauf zu ſehen, daß Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine ſchädliche Eigenſchaften haben. Beſonders iſt dies bei den allgemein nohtwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfniſſe ſind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getreide nicht verdorben, ſtockend und angelaufen, das Korn beſonders nicht mit dem ſogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der ſich vorzüglich oft in der Gerſte befindet) und dergleichen ver-

unreinigt ſei. Das Mehl darf nicht mit fremdartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl., verfälſcht ſein. Das Brot muß gut geſäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die ſtopfende Eigenſchaft wieder aufzuheben, verſetzt ſein. Unter den Gemüſen dürfen keine giftigen ſein, z. B. Schierling ſtatt der Peterſilie, Schierlingswurzeln ſtatt der Paſtinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obſtes muß darauf geſehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingeſammelt worden ſei, wie z. B. häufig mit den Heidel-, Preiſelsbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geſchieht. In Anſehung der Fleiſchnahrung muß die Polizei darauf ſehen, daß kein krankes Vieh geſchlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu beſtellten Fleiſchbeſchauern erſt unterſucht werden ſollte, ehe es geſchlachtet werden darf. Auch den Förſtern ſollte durchaus verboten ſein, das ſogenannte Fallwildpret, daß oft ſchon in Fäulniß übergangen und der Geſundheit höchſt nachtheilig iſt, aus Gewinnſucht verkaufen zu laſſen. Auch auf den Verkauf der Fiſche muß die Polizei Acht haben, damit todte Fiſche und Krebſe, kranke, eingeſalzne und verdorbne Fiſche, ſolche, die durch betäubende Mittel gefangen worden ſind, u. ſ. w., nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben beſtimmten und wichtigen Einfluß auf die Geſundheit, das Leben, ſelbſt auf den Charakter des Menſchen. Er iſt ſeiner natürlichen Anlage nach ſowol zur vegetabiliſchen als animaliſchen Nahrung angewieſen. Indeſſen lehrt ſowol Theorie als Erfahrung, daß animaliſche Koſt die feſten Theile des Blutes, den Faſerſtoff und daher die Kraft des Muskelſyſtems ſchneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und ſkorbutiſchen Krankheiten geneigt macht, und ſelbſt zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakters beiträgt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüſſigeres Blut erzeugt, aber ſchwächere Muskelfaſern bildet, zu Krankheiten von Erſchlaffung und Schwäche geneigt macht, und ſelbſt zu Sanftheit und Gelaſſenheit im Charakter Anlaß gibt. Nordiſche Nationen ſind meiſtens mehr zu Fleiſchnahrung, ſüdliche mehr zu Pflanzenkoſt geneigt. Die ſüdlichen und morgenländiſchen Nationen ſind überhaupt, wenigſtens im natürlichen, durch Ueberfeinerung noch nicht verderbten Zuſtande zu mäßigerm und einfacherm Genuſſe der Nahrungsmittel geneigt. H.

Nahum, einer der ſogenannten zwölf kleinen Propheten, deſſen Geſang die Zerſtörung Ninive's zum Gegenſtande hat, die er in einem geſchichtlichen Gemälde, mit poetiſchen Farben ausgeſchmückt, zu ſchildern ſcheint. Der Zweck Nahum's ſcheint, nach neuern Unterſuchungen, geweſen zu ſein, ſeinem ſeufzenden Volke unter einer ſich ganz natürlich darbietenden Vergegenwärtigung der ſchrecklichen Leiden, welche ſie unter den Aſſyrern erduldet hatten, den grauſenvollen Untergang der ſtolzen Monarchie durch die gänzliche Zerſtörung der übermüthigen Hauptſtadt als ein gerechtes Strafgericht Jehovah's in ergreifenden Zügen zu ſchildern. Sonſt ſetzte man ſein Leben gewöhnlich vor dieſe Begebenheit und betrachtete ſein Buch als eine Weiſſagung derſelben. Wahrſcheinlicher aber war er Zeitgenoſſe derſelben und lebte als hebräiſcher Verbannter in Elkoſch auf der Oſtſeite des Tigris in der Nähe von Ninive. Die neueſten beſondern Ueberſetzungen des Nahum ſind von Middeldorpf (Hamburg 1808. 8.) und Neumann (Breslau 1808. 8.) beide mit Anmerkungen; die Abhandlung von Everard Kreenen (Nahumi vaticinium philologice et critice expositum etc. Harderwyk 1808) folgt noch der alten Meinung.

Najaden, Najades oder Naiides (aus dem Griechiſchen von

νάω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (ſ. d. Art.), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewäſſer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinſicht unſrer ſogenannten Waſſernixen herrſchen, beſonders darin, daß beide zuweilen einen ſchönen Gegenſtand (ſo die Najaden den Hylas, den Liebling des Herkules) entführen. Man ſtellt ſie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt, und auf Urnen liegend, aus welchen Waſſer ſtrömt.

Naiv, Naivetät. Dieſes Wort, welches Gellert zuerſt aus dem Franzöſiſchen (naïf, naiveté) uns zugebracht hat, iſt lateiniſchen Urſprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben es erklärt für den höchſten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen; allein der Begriff, der mit dieſem Worte bezeichnet wird, iſt viel zuſammengeſetzter, und dieſe Zuſammenſetzung ſelbſt veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem nicht füglich vorhanden ſein könnten. Die weſentlichen Beſtandtheile der Begriffe, welche durch das Wort Naivetät ausgedrückt werden, ſind: natürliche, ungekünſtelte Empfindungen und Gedanken einer argloſen, unverſtellten und anſpruchloſen Seele, geäußert ohne Rückſicht auf das, was durch Uebereinkunft für ſchicklich oder unſchicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Perſon ſelbſt dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz faſſen, ſo werden wir wenigſtens ſagen müſſen, es ſei das Natürliche im Gegenſatz des Künſtlichen (bloß durch Uebereinkunft Geltenden). Daraus ergibt ſich denn, daß das Naive nur aus einem beſondern Standpunkt als ſolches erſcheint, und daß es der am künſtlichſten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichteſten bemerkt, weil ihm der Abſtich am fühlbarſten iſt; dem Naiven ſelbſt iſt ſeine Naivetät Natur. Aus dem Verhältniſſe des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künſtlich gebildeten Beobachter erklären ſich alle Eigenſchaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt iſt: 1. Der künſtlich gebildete Menſch iſt dem Naiven an Verſtand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Dieſe Verſtandesüberlegenheit iſt die Urſache, warum ihm die Aeußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an ſich tragen, als Einfältigkeit erſcheinen. Aus derſelben Urſache müſſen ſie ihm als lächerlich erſcheinen, zumal wenn ſie als Abweichungen von der Verſtandesregel ihn bei Perſonen überraſchen, bei denen er eine Kenntniß und Beachtung derſelben vorausſetzen zu müſſen geglaubt hätte. Deſſen ungeachtet iſt das Naive keineswegs lächerlich an ſich, und man kann es nur unter Einſchränkungen, die doch vielmehr einer Abart deſſelben gelten, als eine Art des Lächerlichen anſehn. Iſt aber der künſtlich gebildete Menſch dem Naiven an Verſtand und Welterfahrung überlegen, ſo ſteht hingegen 2. der Naive eben ſo hoch an Geſinnung und Empfindung über dem künſtlich Gebildeten, denn Unſchuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit, reines Mitgefühl hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinſicht des Verſtandes kindiſch, ſo erſcheint er in Hinſicht des Gemüths kindlich und hat etwas unausſprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verſchwundner Kinderjahre tönt uns ſeine Stimme; denn was er iſt, das waren auch wir einſt, und ſind es nicht mehr durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unſchuldigen, argloſen und reinen Herzens öffnet uns

einen Blick in das verlorne Paradies, und der Abſtich deſſelben mit unſrer Beſchaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verſtellung, Falſchheit, Verſchlagenheit, Argliſt und Lüge in gefährlichen Kampf geſtellt haben, iſt die Quelle jener Rührung. „Das Naive,“ ſagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindiſchen; durch die leztere gibt es dem Verſtande eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unſre theoretiſche Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Urſach haben zu glauben, daß die kindiſche Einfalt zugleich eine kindliche ſei, daß folglich nicht Unverſtand, nicht Unvermögen, ſondern eine höhere praktiſche Stärke, ein Herz voll Unſchuld und Wahrheit die Quelle davon ſei, welches die Hülfe der Kunſt aus innerer Größe verſchmähte, ſo iſt jener Triumph des Verſtandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenſtand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns ſelbſt werfen, uns zu beklagen, daß wir demſelben nicht ähnlich ſind. So entſteht die ganz eigne Erſcheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zuſammenfließen.“ Indeß bringt das Naive doch nicht überall dieſe gemiſchte Empſindung hervor; denn in den Fällen, wo es unſre Ehrfurcht, unſre Bewunderung in Anſpruch nimt, da hat es alle Wirkung des Erhabnen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt iſt. Faſſen wir alle dieſe Umſtände genau in's Auge, ſo erkennen wir, daß zur Naivetät gehöre Unwiſſenheit des Welttons bei geſundem Menſchenverſtande und eine gewiſſe treuherzige Zuverſicht auf die Güte der Menſchen, weil ein gutes, wohlwollendes Herz ſeine urſprüngliche Einfalt bewahrte. Dieſe Eigenſchaften ſind aber theils nicht jedes Mal alle vereinigt, theils erſcheinen ſie dem Beobachter nicht immer in demſelben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorſtellungen, die man häufig, wiewol nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verſtandes, oder nur ein Naives des Herzens; jenes und dieſes ſcheint ſeine Natur zu verändern, wenn der künſtlich gebildete Beobachter ihm ſeine Anſichten, ſeine Ueberzeugungen, ſeine Erfahrungen unterlegt, oder das Naive nach ihnen beurtheilt. So trit z. B. bei dem Naiven des Verſtandes der ſonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewiſſen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit ſelbſt in gewiſſem Betracht als witzig erſcheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Mit nicht größerm Rechte hat man gewiſſe unanſtändige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unſchuld dafür, daß der Verdorbne ihre reinen Aeßerungen unrein deutet? In dieſer Deutung, dieſer Unterlegung liegt es überhaupt, daß die Aeußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive ſelbſt dabei gedacht hat, und es wäre ſonderbar zu glauben, daß keine Aeußerung naiv ſein könne, die nicht einen verborgnen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatiſche Sprache habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unſchuld und Reinheit eines Herzens, welches ſich bewußt iſt, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwiſcht nicht auch bisweilen aus Mangel an Ueberlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenſchaft einem Menſchen ein Ausdruck, der, ihm ſelbſt unbemerkt, eine Geſinnung offenbart, die ſo niedrig iſt, daß er die größte Urſache gehabt hätte, ſie zu verbergen? Es wäre hier ſo ziemlich derſelbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vor-

hin mit dem Naiven des Verſtandes war; allein wir müſſen auch hier ſagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät iſt, obſchon jede Naivetät in den Augen des künſtlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verſtandes eine wahre Dummheit, und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affekts iſt, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abſcheu gegen den moraliſchen Charakter der Perſon erfüllt. Es iſt eine Aufrichtigkeit hier, aber dieſe unwillkürliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der ſchönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, ſondern abgeſtoßen; es iſt ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunſt und Verſtellung, aber dieſe Natur iſt verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht Jemand in dieſem Fall ſich auf Schiller berufen, ſo zweifeln wir doch, daß er den Prozeß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterſchieden. „Zum Naiven," ſagt er, „wird erfordert, daß die Natur über die Kunſt den Sieg davon trage, es geſchehe dies nun wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſein derſelben. Im erſtern Fall iſt es das Naive der Ueberraſchung und beluſtigt; in dem andern iſt es das Naive der Geſinnung und rührt." Jenes Naive würde demnach ein Naives der Ueberraſchung ſein, aber — beluſtigt es? Wer auch nur dieſem kleinen Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Ueberraſchung ein Naives des Verſtandes ſein müſſe, denn nur als ſolches kann es beluſtigen oder aus einem andern Geſichtspunkt als lächerlich erſcheinen. Ein Naives der Geſinnung, das zugleich ein Naives der Ueberraſchung wäre, iſt, nach Schiller ſelbſt, im Widerſpruch, indem Etwas nicht zugleich wider Wiſſen und Willen und mit völligem Bewußtſein geäußert werden kann. Es dürfte daher wol bei der oben gegebnen Erklärung bleiben und Schiller's Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müſſen. dd.

Namur, vormals eine Grafſchaft und ſeit 1421 eine der ſiebzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Oeſterreich unterwürfig, durch den lüneviller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; ſeit 1814 eine zum Königreich der Niederlande gehörige Provinz, zu welcher noch einige Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich gekommen ſind. Nach dieſem Umfange enthält ſie auf 44⅐ Q.M. 120,000 Seelen. Der Boden, von außerordentlicher Fruchtbarkeit iſt theils eben, theils erhebt er ſich zu niedrigen Hügeln, die man als die Vorberge der Ardennen anſehen kann, und die mit anſehnlichen Waldungen bedeckt ſind. Außer den Erzeugniſſen des Ackerbaues und anſehnlicher Viehzucht gibt es auch viel Eiſen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor. Die Hauptſtadt Namur liegt am Einfluſſe der Sambre in die Maas, mit ſehr bedeutenden nicht bloß hergeſtellten, ſondern ſeit 1817 auch erweiterten Feſtungswerken und einer Citadelle auf einem ſteilen Felſen; ſie enthält eine Hauptkirche, 16 andre Kirchen und 16,000 Einwohner, welche beſonders viele und gute Meſſer verfertigen und einen bedeutenden Handel mit denſelben, ſo wie mit andern Eiſenwaaren unterhalten. Auch ſind hier Leder- und Tabaksfabriken, eine Glashütte und ſechs Meſſinghütten. Namur iſt der Sitz eines Biſthums, welches unter dem Erzbiſchof von Mecheln ſteht. Die Stadt iſt in den Kriegen zwiſchen Frankreich, Deutſchland und Holland verſchiedne Male belagert und eingenommen worden.

Nancy, vormals die Haupt- und Reſidenzſtadt der Herzoge

von Lothringen, jetzt die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Meurthe, enthält 6000 Häuſer und über 28,000 Einwohner. Die von Natur ſchöne Lage der Stadt, zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene, wird durch die Schönheit der Gebäude noch erhöht, die ſie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier ſeine Reſidenz hatte, zu verdanken hat. Die Altſtadt iſt zwar unregelmäßig gebaut und finſter; die Neuſtadt aber eine der ſchönſten Städte, von einer ganz regelmäßigen Anlage, mit prachtvollen Gebäuden, ſchönen öffentlichen Plätzen und reizenden Spaziergängen. Beſonders zeichnet ſich der Königsplatz aus, von welchem eine Triumphpforte in den Platz Carriere führt, in deſſen Mitte ein Spazierplatz und an deſſen Ende der Gouvernementspalaſt iſt, und von welchem ein ſchönes Thor in die Altſtadt und ein andres in die Pepiniere, einen reizenden Spaziergang führt. Ferner iſt der Allianzplatz zu bemerken, welcher von zwei Säulen den Namen hat, die zum Andenken der berühmten Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich von 1759 errichtet wurden. Unter den Kirchen ſind die Hauptkirche und die Franziskanerkirche mit ihrer Rotunde ſehenswürdig, worin der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne ruht, der in der Schlacht bei Nancy 1477 gefallen war. Von wiſſenſchaftlichen Anſtalten befinden ſich hier eine Akademie, ein Lyceum, eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, ein phyſikaliſches Kabinet und ein botaniſcher Garten. Man verfertigt wollene Zeuge, Strümpfe und gemalte Papiere; die Lichter von Nancy werden wegen ihrer vorzüglichen Güte verſendet.

Nangaſaki, wichtige Handelsſtadt im japaniſchen Reiche, auf der Inſel Kiu-Siu (Saikof, auch Ximo) mit einem Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, iſt mit ſehr hohen Bergen umringt. Die innere Stadt beſteht aus 26! Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteſte iſt. Die Gaſſen ſind eng, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorſtädte verwieſen und dort wie Gefangne bewacht; die Niederländer auf der Inſel oder Klippe Deſima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden iſt; die Chineſen auf Jakujin, am ſüdlichen Ende der Stadt. Im ganzen japaniſchen Reiche iſt dieſer Hafen allein den Chineſen und den Niederländern geöffnet; denn die Letztern ſind unter den Europäern die Einzigen, welchen die Japaner erlauben mit ihnen zu handeln, doch auf ſo harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Niederländer mehr Gefangnen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate in Handelsverkehr ſtehen. Die Niederländer bringen hieher Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eiſen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel, mathematiſche Inſtrumente. Dagegen erhalten ſie Kupfer, Lack, Reis und einige Erzeugniſſe der japaniſchen Fabriken, als lackirte Waaren, Porzellan ꝛc. Sobald ein chineſiſches oder niederländiſches Schiff in Nangaſaki einläuft, werden nach Beendigung der gewöhnlichen Feierlichkeiten und der gebräuchlichen Fragen die Waaren ausgeladen. Dann unterſuchen die kaiſerlichen Beamten (denn der auswärtige Handel iſt ein Monopol des Kaiſers) die Güte und Menge der Waaren und ſetzen den Preis dafür in denjenigen Waaren feſt, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Dieſe müſſen ſich dann entweder in die Vorſchläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen iſt unmöglich. Auf dieſe Art kauft der Kaiſer durch ſeine Commiſſio-

naire ausländiſche Waaren und verkauft ſie im Großen an die japaniſchen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln.

Nänie, Nänia, bedeutet 1. den Trauer- und Klaggeſang, welcher im Alterthum bei Begräbniſſen, gewöhnlich von Weibern welche dazu gedungen waren und ſie ſelbſt verfertigt hatten, geſungen wurde. Da dieſe Lieder meiſtens keinen großen Werth hatten, ſo wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Lied von Ammen und Kindern, einen weinerlichen, klagenden Geſang, u. dgl. gebraucht; 2. bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbniſſe der Greiſe angerufen wurde, und deren Kapelle außerhalb Rom vor dem viminaliſchen Thore ſtand.

Nanking, Nanking oder Nanquin, ein oſtindiſcher baumwollner, glatter Zeug von gelblicher, auch röthlicher Farbe. Er hat ſeinen Namen von der Stadt Nanking in China. Jetzt wird er in allen Staaten woſelbſt baumwollne Waaren verfertigt werden, nachgeahmt. Die Baumwolle, welche zu dieſem Zeuge verarbeitet wird, iſt von Gossypium religiosum L. Die Farbe derſelben iſt die natürliche und daher auch echt. Der in Europa verfertigte Nankin iſt gewöhnlich feiner von Geſpinnſt, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt; weshalb ſeine Farbe verbleicht. In der Schweiz druckt man verſchiedne Farben und Muſter darauf, und ſchickt viel davon nach Amerika.

Nanking, oder Kiangning-fou, die Hauptſtadt der chineſiſchen Provinz Kiangnan, am Ausfluſſe des Yang-tſe-kiang, war die alte Reſidenz der chineſiſchen Kaiſer, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, ſo ſoll ſie doch noch eine Million Seelen enthalten. Die Einwohner ſind mit den feinern Künſten des Luxus bekannt und zeichnen ſich durch Sitten und Bildung aus. Sie hat ſchöne Thore, mehrere Bibliotheken, mediziniſche Akademien, Fabriken in einfachen und geblümten Atlaſſen, baumwollnen Zeugen (daher Nankin), Porzellan, Lack und vielen andern Waaren, überhaupt lebhafte Gewerbe und Handel. Das merkwürdigſte Gebäude iſt der 200 Fuß hohe Porzellanthurm, welcher von Backſteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen iſt. Jedes Stockwerk iſt mit einer Gallerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeſchmückt iſt. Die Materialien dieſes ſchönen Gebäudes ſind ſo innig mit einander verbunden, daß es ſcheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre.

Nannini (Agnolo), bekannter unter dem Namen Firenzuola, den ſeine Familie von ihrem Stammorte angenommen hatte, ein berühmter italieniſcher Schriftſteller, war 1493 zu Florenz geboren. Er ſtudirte zu Siena und Perugia, begab ſich darauf nach Rom, trat in den Orden von Vallombroſa und erhielt nach und nach die beiden Abteien von Sta. Maria di Spoleto und S. Salvador de Vajano. Er war von Jugend auf ein Freund des berüchtigten Pietro Aretino, dem er, in Anſehung der Sitten, ähnlich war. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt. Seine Werke, die nach ſeinem Tode erſchienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satyre und Zügelloſigkeit geneigten Geiſtes; ſie ſind theils in Verſen, theils in Proſa und werden häufig von der Cruſca angeführt. Man findet darunter zwei Luſtſpiele, eine Nachahmung von Apulejus goldnem Eſel, acht Novellen, ein Geſpräch über die Schönheiten der Frauen, u. ſ. w. Die vollſtändigſte Ausgabe erſchien 1763 zu Florenz, 3 Bde. 8.

Nantes, Hauptſtadt des franz. Depart. Unterloire, von 13,000

Häuſern und 77,000 Einwohnern, liegt in einer ſehr ſchönen Gegend, zehn franz. Meilen von der Mündung der Loire, welche innerhalb der Stadt die Erdre und Chozinne aufnimt, in der ehemaligen Oberbretagne. Sie iſt mit geebneten Wällen umgeben und hat fünf Vorſtädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein feſtes Schloß zur Beſchützung des Hafens 11 öffentliche Plätze, 17 Kirchen und überhaupt viele ausgezeichnete Gebäude. In Nantes befinden ſich der Stab der 12. Militairdiviſion, eine Handelskammer, ein Handelsgericht und ein Biſchof; — ferner: ein Lyceum, eine anatomiſche und chirurgiſche Schule, eine Schiffahrtsſchule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhiſtoriſches Kabinet und ein botaniſcher Garten. Es werden anſehnliche Fabriken in Piqué, Kattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder, Maroquin, große Seilereien, Spinnmaſchinen, eine Zuckerraffinerie, Liqueurfabriken ꝛc. unterhalten. Auch verfertigt man viele Nägel, Zuckermühlen und Keſſel für die Kolonien. Der Handel, ſowol mit Landes- und Gewerkerzeugniſſen, Producten, als auch der Speditions- und Zwiſchenhandel mit dem innern und ſüdlichen Frankreich, und beſonders der Seehandel, welcher mit 800 Schiffen betrieben wird und noch mehrern Theilen von Europa, Weſtindien und Afrika geht, iſt von großer Wichtigkeit. Die größten Schiffe gehen auf der Loire bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. In der Geſchichte iſt die Stadt wegen des Edikts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. 1598 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion geſtatten, welches Edikt aber von Ludwig XIV. 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat dieſe Stadt, theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendee, theils durch die grauſamen Hinrichtungen (Noyaden und republikaniſchen Hochzeiten) des berüchtigten Carrier, theils durch die völlige Unterbrechung des Handels ſehr gelitten. Eine beſondre künſtleriſche Merkwürdigkeit von Nantes ſind die mit den 56 Wunderwerken Chriſti bemalten Fenſterſcheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Kennern der Glasmalerei ſehr geſchätzt werden.

Napäen, ſ. Nymphen.

Naphtha, auch Bergbalſam genannt, iſt die feinſte Art des Bergöls, welches an durchdringender Feinheit beinahe dem Weingeiſte gleich kommt und wegen einer Leichtigkeit ſelbſt auf geiſtigen Flüſſigkeiten ſchwimmt. Seine elementariſchen Beſtandtheile ſind Kohlenſtoff, Waſſerſtoff, Sauerſtoff und etwas Stickſtoff. Der Geruch iſt bituminös-aromatiſch. Er pflegt die Nähe von Steinkohlenflötzen anzuzeigen. Vorzüglich zeichnet ſie ſich durch die anziehende Kraft aus, die ſie gegen das Feuer zeigt, wodurch ſie ſich entzündet. Dieſe Eigenſchaft der Naphtha iſt von jeher häufig zu Feuerkünſten und Taſchenſpielereien benutzt worden. Sie verdünſtet ſchnell, iſt nach der Deſtillation vollkommen durchſichtig und hat gewöhnlich eine gelbliche Farbe. Die weiße Naphtha iſt die ſeltenſte und vorzüglichſte, und ſcheint in ihrer beſten Güte ein eigenthümliches Erzeugniß von Aſien zu ſein, wo ſie in Perſien und auf einer Inſel des kaspiſchen Meers, deren Namen Kämpfer Hanway und andre Reiſende verſchieden angeben, gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in den vielen Gegenden des ſüdlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (beſonders Elſaß und Lothringen), wo ſie, wie andres Bergöl, aus Felſenritzen quillt. Die Chemiker nennen auch den Vitriolätherᅟ Naphtha, und Andre verwechſeln dieſes Wort mit der mi-

neraliſchen Mumie (einer ſeltnen Art des Erdpechs oder Aſphalts), welches in Perſien gefunden und hier oft mit Gold aufgewogen, ja ſogar demſelben vorzogen wird.

Napier oder Naper (John), war der älteſte Sohn des Barons Archibald von Marchiſton in Schottland und wurde 1550 geboren. Nachdem er von ſeinem Vater eine ſorgfältige Erziehung erhalten und auf der Univerſität St. Andrews ſeine Studien vollendet hatte, machte er eine große Reiſe durch Frankreich, Italien und Deutſchland, und überließ ſich nach ſeiner Rückkehr ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in ſeinen mannichfaltigen Entdeckungen erkennt. Mathematik war ſein Hauptſtudium. Nächſt dieſem machte die Bibel einen vorzüglichen Gegenſtand ſeiner Forſchungen aus. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von ſo großem Einfluß auf die Aſtronomie, Schiffahrt und praktiſche Geometrie geweſen iſt, hat ihn am meiſten berühmt gemacht. Der Titel des Handbuchs, worin er ſeine Lehre von den Logarithmen aus einander geſetzt hat, iſt: Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc., wovon ſeit der erſten vorzüglichen Ausgabe von 1619 noch viele andre erſchienen ſind. Bekannt iſt Napier auch als der Erfinder der naper'ſchen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins ſteht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. Napier legte dieſe Erfindung in dem Werke: Rhabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1617 nieder. Wie angeſehn Napier ſchon bei ſeinen Lebzeiten im Auslande war, kann man daraus ſehen, daß der große Aſtronom Kepler ihm ſeine Ephemerides widmete. Napier ſtarb auf ſeiner Baronie zu Marchiſton 1617.

Napoleon, ſ. Buonaparte (Napoleon).

Narciſſus, 1) nach der alten Mythologie der Sohn des Flußgottes Cephiſus und der Nymphe Liriope (oder nach einer ſeltnern Angabe Lirioeſſa). Tireſias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er ſich ſelbſt nicht kennen lernen würde. Die ſchöne Geſtalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte ſich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu ihm keine Gegenliebe fand. Aber da hatte auch ſeine Stunde geſchlagen. Von der Jagd erhitzt will er aus einer Quelle trinken, erblickt in derſelben zum erſten Mal ſeine eigne Geſtalt, und nichts kann nun den unglücklichen Jüngling von dieſer Quelle trennen. Die raſende Leidenſchaft zu ſich ſelbſt verzehrt ihn, und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narziſſe mit gelben Blättern. Dieſes iſt die gewöhnliche Sage, die am reizendſten von Ovid in den Metamorphoſen Lib. III. 339—510 beſungen worden iſt. Noch ſpät zeigte man bei Theſpiä in Böotien (in einer Gegend, wo noch jetzt nach Ausſage der Reiſenden viele Narciſſen wachſen) die unglückliche Quelle, die den Narciß zuerſt ſich ſelbſt gezeigt hatte. 2) ſ. Meſſalina.

Nardini (Pietro), einer der größten Violiniſten ſeiner Zeit, ward geb. zu Livorno 1725, bildete ſich zu Padua unter Tartini, und ward bald für den vorzüglichſten Schüler dieſes Künſtlers, dem ganz Europa den Rang des erſten Virtuoſen auf der Violine zugeſtand, gehalten. 1762 ward er bei der damals glänzenden Kapelle zu Stuttgart angeſtellt. Als dieſe indeſſen 1767 eine bedeutende Verminderung erlit, ging Nardini nach Livorno zurück. In dem darauf folgenden Zeitraum ſchrieb er ſeine meiſten Compoſitionen. 1769 beſuchte er ſeinen Lehrer Tartini zu Padua und pflegte ihn in ſeiner

letzten Krankheit mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit. Unter ſehr vortheilhaften Bedingungen ging er 1770 als erſter Violiniſt der Kapelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er 1796 ſtarb. Er hat viel für die Violine und auch einige Trios für die Flöte geſchrieben. Seine Compoſitionen haben im Ganzen einen ernſten Charakter und verlieren, wenn ſie nicht im Geiſte der alten tartini'ſchen Schule vorgetragen werden. Nardini glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio; hier glaubte man oft mehr Geſang, als ein Inſtrument zu hören.

Narkotiſch, betäubend (von dem griechiſchen Worte ναρκόω). Es gibt mehrere Pflanzen, deren Geiſt die Verrichtungen des Nervenſyſtems in ſo hohem Grade ſtört oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei fortgeſetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervenſyſtems auf den Organismus aufhört und das Leben ſelbſt zerſtört wird (vergl. den Art. Gift.) Dieſe Pflanzen erhalten ein ſolches narkotiſches Gift theils rein und hervorſtechend, theils mit andern ſcharfen oder aromatiſchen Säften vermiſcht, denen es untergeordnet iſt. Die Wirkung der narkotiſch-giftigen Pflanzen iſt daher auch nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und ſtörend auf das Nervenſyſtem, wie das Bilſenkraut, der Schierling; andre wirken zuerſt auf das Blutſyſtem und ſelbſt auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erſt betäubend, wie das Opium. Die äußern Erſcheinungen von dieſen Wirkungen ſind verſchieden, je nachdem die Portionen des genoſſnen Giftes groß oder klein, die Wirkung deſſelben ſich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirkt. Manche narkotiſchen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andre heftige konvulſiviſche, oft ſehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkürlichen heftigen Lachen; andre machen die Menſchen toll und raſend, andre verſetzen ſie in ſtille Verzückungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Abſterben der angegriffnen Nerven. Die Anwendung narkotiſcher oder nervenbetäubender Arzneimittel bedarf daher der größten Vorſicht. H.

Narr. Dieſes Wort bezeichnet zuerſt einen Menſchen, der durch allerhand luſtige Streiche, Reden und Poſſen ſich vor Andern auffallend macht. In dieſer Bedeutung zeigt es ſich häufig in den Zuſammenſetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr, und wird im Diminutiv, wo man es beſonders vom weiblichen Geſchlechte gebraucht, als Närrchen oft etwas Liebenswürdiges. Zweitens verſteht man unter Narr einen Menſchen, der willkürlich den Regeln des geſunden Menſchenverſtandes oder der Klugheit zuwider handelt. Ein ſolcher iſt beſonders Gegenſtand des Lachens. Dieſer Begriff iſt in der Anwendung oft ſchwer zu behaupten, indem einzelne Menſchen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden ſind, die von einem andern Volke oder von einer andern Zeit vergöttert wurden oder vergöttert worden ſein würden, wenn man ſie gekannt hätte. Zu dieſer zweiten Bedeutung des Wortes Narr, wo es ein Ueberſchreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen ſoll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet endlich Narr einen Menſchen, der des Gebrauchs ſeiner Vernunft gänzlich unfähig iſt, und iſt dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnſinniger. Ueber die pſychologiſchen Erſcheinungen der Narrheit vergleiche man die Art. Geiſteskrankheiten, Melancholie, Irreſein, Wahnſinn.

Narrenfeſt nannte man das Feſt, welches von 5. bis zum 6. Jahrh. in mehrern chriſtlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den

größten Narrheiten von Geiſtlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Bildungsgeſchichte bleibt. Zu den Feſten der Heiden, welche die chriſtliche Religion nicht ſobald verdrängen konnte, gehörten die bekannten Saturnalien, die in der völligen Miſchung und Umkehrung aller Stände und der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit ſelbſt unſre freieſten Karnevals übertrafen. Die Narrenfeſte waren eine chriſtliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verſchieden waren, da beide im December, gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unſchuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; ſie dauerten aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakriſtanen die Hauptperſonen dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbediente der Kirche und ſelbſt Laien Antheil daran, während der Biſchof oder der vornehmſte Geiſtliche des Orts mit den übrigen Kanonikern die Zuſchauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei dieſem Narrenfeſte (damals auch das Feſt der Unterdiakonen, die Decemberfreiheit oder das Feſt der Calenda genannt), ſpielten, wählten aus ihrer Mitte einen Biſchof oder Erzbiſchof der Narren, und weihten ihn unter vielen lächerlichen Feierlichkeiten in der Hauptkirche ein. Der erwählte Narrenbiſchof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Biſchofs auf dem Throne ein und ließ in ſeiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog es ſelbſt zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimaſſen den Segen zu geben. Während dieſer Zeit übten die in allerlei Maskenkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche tauſend Thorheiten und Poſſenſtreiche aus; man ſang in der Kirche die ſchmutzigſten Lieder, führte die üppigſten Tänze auf und nahm die verdächtigſten Stellungen an. Wie ſich dieſes Alles mit der ſo gerühmten echten Religioſität des Mittelalters reimen läßt, mag man ſich ſelbſt beantworten. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien, nach welchen an vielen Orten das Narrenfeſt begangen wurde. In einem derſelben wird die Proſe, die man an dem St. Stephanstage auf dem Narrenfeſte in der Kirche ſang, Eſelsproſe, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangeliſten geſungen wurde, die Ochſenproſe genannt. Nach dem Ritual des Narrenfeſtes in der Stadt Sens ſpielten die Prieſter, während der Narrenbiſchof das Hochamt hielt, auf dem Altar mit Würfeln und warfen ſtinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erſte Entſtehung dieſes Feſtes ſoll in Frankreich zu ſuchen ſein. Was Deutſchland betrifft, ſo haben wir nur noch von den am Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfeſt daſelbſt gefeiert worden; woraus man aber nicht ſchließen darf, daß es in den übrigen deutſchen Kirchen nicht gefeiert worden ſei. So allgemein herrſchend indeſſen das Narrenfeſt geweſen zu ſein ſcheint, ſo iſt es doch von einzelnen Päpſten, Biſchöfen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es im J. 1444. Aber alle dieſe Verbote rühren erſt aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes ſchon angebrochen war, welches Europa vom 16. Jahrh. an völlig erleuchtete. Indeſſen fehlte es auch zur Zeit dieſer Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfeſtes, von denen einer erklärte, daß das Narrenfeſt eben ſo heilig und Gott angenehm ſei, als das Feſt der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenkappe, } ſ. Hofnarren.
Narrenkolben, }

Narrenſchiff, ſ. Brant (Sebaſtian).

Narſes, ein Verſchnittner am Hofe des Kaiſers Juſtinian I. zu Konſtantinopel, deſſen Vaterland unbekannt iſt. Durch ſeine Talente ſchmeichelte er ſich bei dem Kaiſer ſo ein, daß dieſer ihn zum Kammerherrn und kaiſerl. Privatſchatzmeiſter machte. Im J. 538 ward er an die Spitze eines Heers geſtellt, welches den kaiſerl. Feldherrn Beliſarius in Italien bei der Verbreitung der Oſtgothen unterſtützen ſollte. Allein die Uneinigkeit, welche ſich bald zwiſchen ihm und Beliſarius zeigte, veranlaßte ſeine Zurückberufung. Indeſſen wurde er 552 auf's Neue nach Italien geſchickt, um den Fortſchritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geſchlagen hatte. Mit gleichem Glücke beſiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen Buccellinus. Nachdem Narſes auf dieſe Weiſe faſt ganz Italien von den Oſtgothen und andern mit ihnen verbündeten Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterſchaft über dieſes Land, welche er funfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen Schatz auf alle Weiſe zu bereichern ſuchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebnen Provinzialen, die ihre Klagen durch Abgeordnete von Rom vor den Thron des Kaiſers Juſtinian II. brachten. Narſes ward in ſchimpflichen Ausdrücken ſeiner Statthalterſchaft entſetzt, und rächte ſich dadurch, daß er die Lombarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher nicht lange nachher unter dem Lombardenkönig Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftſteller und insbeſondre Muratori gezweifelt, ob Narſes wirklich Antheil am Einfall der Lombarden gehabt habe. Nach ſeiner Entſetzung hielt er ſich in Neapel und Rom auf, und ſtarb in hohem Alter 567.

Naruszewicz (Adam Staniſl.), als Dichter und Hiſtoriker in der Literargeſchichte Polens gleich ausgezeichnet, war 1733 aus einer alten Familie in Litthauen geboren, trat 1748 in den Jeſuitenorden und ward nach ſeiner Rückkehr von einer Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien Vorſteher bei dem damaligen Collegium nobilium der Jeſuiten in Warſchau. Nach Aufhebung dieſes Ordens trug ihm der König, welchem ſeine vorzüglichen Talente nicht unbemerkt geblieben waren, 1773 auf, von den erſten wichtigen Theilungsverhandlungen Polens Alles gehörig zu Papiere zu bringen. Seine Arbeit, von welcher nichts gedruckt erſchienen iſt, fand bei dem Könige ſolchen Beifall, daß dieſer ihn zu einer vollſtändigen Geſchichte von ganz Polen ermunterte und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das Großmüthigſte unterſtützte. Dieſes mit ſcharfſinniger Kritik, ausgebreiteter Beleſenheit, und in einem gedrängten, ſchmuckloſen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Geſchichtswerk iſt das wichtigſte, daß je über die polniſche Geſchichte erſchienen iſt und zugleich ein Meiſterſtück der polniſchen Literatur. Es enthält die Geſchichte der Piaſten. Leider iſt es bei weitem nicht beendigt. Der erſte Band, der ungewiſſen früheſten Geſchichte Polens beſtimmt, welcher am Schluſſe des Ganzen nachgeliefert werden ſollte, iſt nie erſchienen. Naruszewicz hinterließ eine Sammlung von Materialien zu dieſem Werke, die er aus verſchiednen öffentlichen und Familienarchiven zuſammengetragen hatte, in 360 Foliobänden. Sie iſt nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet und befindet ſich jetzt bei dem berühmten Thadäus von Czacki, dem Verfaſſer eines trefflichen Werks über die litthauiſchen Geſetze, der Naruszewicz Geſchichte fortſetzen wird. Als Dichter zeichnete ſich Naruszewicz in

mehrern Gattungen höchſt rühmlich aus, beſonders fanden ſeine Idyllen großen Beifall. Noch beſitzt man von ihm eine polniſche Ueberſetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er den Geiſt des Originals ſehr richtig aufgefaßt und die kräftige Kürze des Styls zum Bewundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des litthauiſchen Feldherrn Joh. Carl Chodkiewicz (Warſchau 1805, 2 Bde. 8.), Tauryka oder Geſchichte der Tatarn, und mehrere andre Schriften. Er ſtarb aus Gram über das Schickſal ſeines unglücklichen Vaterlandes 1796 zu Warſchau, und wurde auch wegen ſeines edeln und menſchenfreundlichen Charakters allgemein betrauert. A—s

Narwa, Stadt und Feſtung, am weſtlichen Ufer der Narowa, die aus dem Peipusſee kommt, bei Joala einen Waſſerfall bildet und zwei Meilen von hier in den finniſchen Meerbuſen fließt. Sie hat einen Hafen, eine Börſe, ein Zeughaus, 450 Häuſer von guter Bauart und 3600 Einwohner, größtentheils Deutſche, welche eine Nägelfabrik, eine Reppſchlägerei und ſieben Sägemühlen unterhalten. Wichtiger iſt der Handel. Jährlich kommen an 100 Schiffe an. Man verſendet vornämlich Balken, Breter, Flachs, Hanf und Getreide. Die narwaſchen Neunaugen und geräucherten Lachſe ſind bekannt und beliebt. Auch iſt dieſe Stadt merkwürdig durch den großen Sieg, welchen König Carl XII. von Schweden in ihrer Nähe über die Ruſſen im J. 1700 erfocht. Letztre eroberten 1704 Narwa mit Sturm.

Narziſſe, ein bekanntes Blumenzwiebelgewächs, wovon mehrere Sorten in Deutſchland einheimiſch ſind. Man liebt ſie theils wegen des angenehmen Geruchs, theils wegen der zeitigen und ſchönen Blüthe. Den Vorzug verdienen die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden weißen (Narcissus poeticus) und gelben gefüllten (N. Bulbocodium).

Naſe, ſ. Geruch.

Naſo, ſ. Ovid.

Naſſau. Die Wiege des Hauſes Naſſau iſt das Schloß Laurenburg an der Lahn in der ſeit 1643 ſo benannten Grafſchaft Holzapfel. Als den Stifter des Geſchlechts nennt man mit großer Wahrſcheinlichkeit Otto von Laurenburg, den Bruder des Königs Conrad I. (im 10. Jahrh.). Unter ſeinen Nachkommen wurde Walram I. (ſt. 1020) durch ſeine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältre, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebauten Schloſſe Naſſau ſich nannte; der jüngere, Otto, vermählte ſich mit der Erbin von Geldern und ſtiftete die Linie Naſſau-Geldern, welche 1523 erloſch. Die naſſauiſchen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrichs II., des Reichen. Walram, der ältere, nahm die ſüdlichen; Otto, der jüngere, die nördlichen Länder. Dieſe beiden Linien, die walramiſche und ottoniſche, blühen noch jetzt; zuerſt von der walramiſchen Linie. Walram's Sohn Adolf wurde zum deutſchen Kaiſer erwählt 1292, und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298 durch ſeinen Mitbewerber Albrecht von Oeſterreich. Seine Nachkommen theilten ſich in mehrere Zweige, von denen der jüngſte endlich 1605 in der Perſon des Grafen Ludwig II. alle Länder wieder vereinigte. Seine Söhne gründeten drei Linien: a) Saarbrück, die ſich 1735 in die Aeſte Saarbrück-Uſingen (ſtarb aus 1816) und Saarbrück-Saarbrück ſtarb aus 1797) ſpaltete; b) Idſtein, welche ſchon 1721 erloſch; und c) Weilburg welche ſeit 1816 alle Beſitzungen der walramiſchen Linie wieder vereinigt hat. Die Grafen der walramiſchen Linie machten zuerſt 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber ſchon

1366 von Carl IV., einen Grafen von Naſſau, ertheilten Fürſtenwürde; doch konnten ſie erſt 1803 Siz und Stimme im Fürſtenkollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die franzöſiſche Revolution hatten ſie die Grafſchaft Saarbrück und mehrere Aemter auf dem linken Rheinufer (20 Q. M. mit 53,000 Einw.) verloren. Dafür entſchädigte der Rezeß von 1803 die Linie Uſingen mit 36 Q. M. und 93,000 Einw. Naſſau-Weilberg erhielt für 8 Q. M. mit 19,000 Einw., die es verlor, 16 Q. M. mit 37,000 Einw. Auch der Rheinbund, den ſie 1806 mit ſtiften halfen, vergrößerte ihr Gebiet mit 31 Q. M. und 84,500 Einw., und gab dem Senior des Hauſes den Herzogstitel. Sämmtliche naſſauiſche Länder wurden zu einem ſouveränen vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauſchverträge, 31. Oct. 1815, mit Preußen erhielten der Herzog und der Fürſt von Naſſau faſt alle Länder der ottoniſchen Linie und die niedre Grafſchaft Katzenelnbogen. Auch beſtätigte die wiener Congreßakte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg nach dem Ausſterben der ottoniſchen Linie. Als ſouveräner Fürſt des deutſchen Bundes theilt der Herzog von Naſſau mit Braunſchweig den dreizehnten Platz. Im Plenum hat er zwei Stimmen und den vierzehnten Platz. Das jetzige Herzogthum Naſſau gränzt an die preußiſche Provinz Niederrhein, das Großherzogthum Heſſen und Frankfurt. Der Rhein umfließt ſüdlich das Land und nimt bei Lahnſtein die ſchiffbar gemachte Lahn auf. Das Ganze enthält 104½ Q. M. mit 310,000 Einw., unter denen 9 Q. M. mit 21000 Einw. ſtandesherrlich ſind. Ein Drittel davon ſind, wie der Hof, reformirt; ein Drittel Lutheraner; beide haben ſich 1817 zu einer „evangeliſch-chriſtlichen Kirche" vereinigt, die übrigen ſind katholiſch. Das mehr bergige als ebene Land, welches der Taunus mit ſeinen Waldhöhen und romantiſchen Thälern ſchmückt, iſt ſehr fruchtbar. Es erzeugt im Rheingau die edelſten Weine zu Hochheim, Rüdesheim, Johannisberg, St. Marcusbrunnen, u. ſ. w. Auch ſind die Mineralquellen zu Wisbaden, der Hauptſtadt, Niederſelters, Geilnau, Fachingen, Ems, Langenſchwalbach und Schlangenbad berühmt. Die Einkünfte des Herzogthums wurden 1817 auf 1,557,784 Gulden geſchätzt, die Staatsſchuld auf 6 Millionen Gulden. Der regierende Herzog Wilhelm (geb. 1792) von Naſſau reſidirt zu Wisbaden und in dem ſchönen Schloß Biberich, trat 1817 zu dem heiligen Bunde und gab ſeinem Lande 1818 eine landſtändiſche Verfaſſung in zwei Kammern; der Adel bildet die Herrenbank; und 22 Abgeordnete werden vom Lande gewählt. Zur Landesuniverſität iſt, nach einem Vertrage mit der hannöverſchen Regierung, Göttingen erklärt worden. Von der uſingiſchen und von der ſaarbrückiſchen Linie ſind nur noch Prinzeſſinnen am Leben. Ueber die jüngere Linie des Hauſes Naſſau, die ottoniſche, ſ. d. Art. Niederlande. Die ottoniſche Linie des Hauſes Naſſau begann mit dem 1292 verſtorbnen Grafen Otto. Es wurde jedoch dieſes erſt unter dem Grafen Wilhelm der 1559 ſtarb weltgeſchichtlich merkwürdig. Bis zum J. 1702 pflanzte ſich die Nachkommenſchaft ſeines älteſten Sohns Wilhelm I. fort. 1544 erbte dieſer das Fürſtenthum Oranien und fügten ſonderbare politiſche und Amtsverhältniſſe, daß ihn die inſurgirten Niederländer zu ihrem Generalkapitän erwählten. Er kriegte mit Spanien glücklich, bis ihn ein Meuchelmörder 1584 tödtete. Seine Söhne erſt Moriz und hernach Heinrich Friedrich deren erſtrer 1625 und letztrer 1647 ſtarb, erbten die väterliche Tapferkeit bei geringrer politiſchen Mäßigung um ruhig das Staatsſchiff der jungen Republik zu leiten und des letztern Sohn Wilhelm II.

erlebte zwar 1648 die Anerkennung des Freiſtaats, welchen ſeine Vorfahren gründen halfen und die Statthalterate mehrerer Provinzen mit der Generalkapitänſchaft, aber ſeine Heirath mit der engl. Prinzeſſin Maria Tochter Königs Carl I. der enthauptet wurde, und des Hauſes Oranien geheime Begünſtigungen verſuchter Reaktionen der königl. Partei in England veranlaßten zum Unglück der Niederländer den Groll Cromwells wider die Niederländer und die ſchrecklichen Seekriege beider Nationen, die vor der Generalkapitänſchaft ſeines Sohns Wilhelm ausbrachen, als der Vater 1650 geſtorben war. Erſt 1674 erlangte dieſer die alte Würdenmacht ſeines Hauſes wieder und wurde ſogar 1689 König von England. Er war ſehr kriegeriſch und gewiß mehr als der Republik nützlich war und unterſtützt von der ſtändiſchen faſt erblichen Oligarchie war er derjenige Erbſtatthalter des Hauſes Naſſau, der am meiſten der Kräfte des Staats zu ſeinen Zwecken ſich bediente. 1702 ſtarb er ohne männliche Erben. Aus Dankbarkeit für den Beiſtand des Hauſes Brandenburg bei ſeiner Beſitznahme von dem Throne England, vermachte er jenem Hauſe die Fürſtenthümer Oranien und Möns nebſt ſchönen Herrſchaften in Weſtphalen, alles Uebrige dagegen ſeinem nächſten Agnaten Joh. Wilh. Friſo, Fürſten von Naſſau-Dietz. Dieſer ſtammte ab von dem Bruder des Stifters der Freiheit der Niederlande Grafen Johann der auch im damaligen Revolutionskriege als Statthalter in Geldern und Zütphen 1606 ſtarb und das Haus Naſſau-Dietz gegründet hatte, dem nach einander die Fürſten, Sohn, Enkel und Urenkel als Statthalter von Friesland und Gröningen Ernſt Caſimir, Wilhelm Friedrich und Heinrich Caſimir gefolgt waren. Letztrer ſtarb 1696 und auch in den beiden Statthalterſchaften folgte Johann, Urenkel Joh. Wilh. Friſo ſeinem Vater, aber nicht Wilhelm III. in der Statthalterſchaft der übrigen niederländiſchen Provinzen und in den andern republikaniſchen Amtswürden und ſtarb 1711. Doch war die oraniſche Parthei in der Republik mächtig genug um den Sohn Wilhelm IV. allmälig die Statthalterſchaften Wilhelm III. in Friesland, Gröningen, Geldern und Zütphen zu verſchaffen. Erſt 1747 wurde er ſogar Erbſtatthalter. Von der ottoniſchen Linie ſtarben während ſeiner Regierung folgende regierende Linien aus, ſo daß die ſeinige allein übrig blieb, als Hadamar 1711, Dillenburg 1739 und Singen 1743. Er ſtarb 1759. Sein Sohn und Thronfolger Wilhelm V. geb. 1748 hatte eine trübe Function in ſeinen republikaniſchen Würden ſein ganzes Leben hindurch. Sein Vormund der Herzog von Braunſchweig tilgte in dieſem Verhältniſſe die großen oraniſchen Haus- und Landesſchulden, die deutſche Häuſer bei ausſterbenden Agnaten zu erben pflegen, aber er war ein geborner Gegner der Magiſtraturfamilien in den Niederlanden und ihres Einfluſſes auf der Niederlande und der Städte Verwaltung. Nicht ihre Verwandte oder ſie ſelbſt, ſondern fremde Höflinge, manchen deutſchen Fürſtenſohn ꝛc. ſchob er in's Militär und Civile, ohne im materiellen viel zu verbeſſern. Das weckte den Haß der beleidigten Oligarchen wider die Oranier für deren Haupt er galt und wider den Erbſtatthalter von dem man glaubte, daß er ihm zu ſehr vertraue. Die Patrioten vertrieben den Letztern aus ſeinen Würden; indeß ſetzte ihn ein andrer Herzog von Braunſchweig an der Spitze eines Heers Preußen wieder in ſeine Würden ein, allein da die Gegner ihren Einfluß in den Staaten und Generalſtaaten behaupteten: ſo mußte er 1802 ſeine Würden und ſein Eigenthum in den Niederlanden gegen Entſchädigungen in Deutſchland aufgeben und verlor ſein Sohn König Wilhelm I. 1807 auch dieſe und die

Souveränetät ſeiner Erblande dazu, bis ihn 1813 eine Volksinſurrection auf den Thron der Niederlande berief, welcher der wiener Congreß durch Belgien und durch Luxemburg zur Entſchädigung für ſeine deutſchen Erblande vergrößerte. Faſt das ganze naſſau-ottoniſche Staatsgebiet gelangte an das Haus Naſſau-Weilburg, die einzige noch übrige walramiſche Dynaſtie. Beide Linien erneuerten ihren Familienbund durch eine Naſſau und Luxemburg betreffende Erbverbrüderung, die auch für ihre Unterthanen die humanſten Beſtimmungen enthält.

Naſſau-Siegen (Carl Heinrich Nicolaus Otto, Fürſt von) iſt durch ſeine mannichfachen an's Abentheuerliche gränzenden Lebensereigniſſe bekannt, die ſchon mit ſeinem Eintritt auf die Welt begannen. Er ſtammte aus der katholiſchen Linie des Hauſes Siegen ab, und ward 1745 geboren. Sein Großvater, Emanuel Ignaz, hatte ſich mit Charlotte de Mailly de Nesle vermählt, und dieſe gebar einen Sohn, Maximilian deſſen Geburt ſie dem Vater verheimlichte. Erſt nach dem Tode des letztern ließ ſie ihn unter dem Namen Naſſau-Siegen in die Staatsregiſter eintragen. Der kaiſerliche Hofrath in Wien weigerte ſich indeſſen den jungen Maximilian als ſolchen anzuerkennen und wollte in Charlotte nur eine Frau ſehen, die die ärgerliche Lebensweiſe ihrer Familie — wer kennt nicht die Chateauroux, ihre Nichte, Ludwigs XV. erſte Maitreſſe? — zur Schau trage. Der Vormund des jungen Naſſau, von dem wir hier ſprechen, brachte die Sache bei dem Parlament in Paris vor und dies entſchied am 3. Junius 1756 für ſeine rechtmäßige Herkunft. Der Hofrath in Wien hatte indeß darauf nicht gewartet und über die Güter des naſſauiſchen Hauſes längſt verfügt. Die Nothwendigkeit, ſich ſelbſt eine Bahn zu eröffnen, beſtimmte den jungen Fürſtenſohn im 15. Jahre als Freiwilliger in franzöſiſche Kriegsdienſte zu treten, die er als Rittmeiſter unter den Dragonern wieder verließ, um Bougainville (1766 — 69,) auf ſeiner Reiſe um die Welt zu begleiten. Aus den Armen der Königinn von Otaheite ging er dann mit dem Ritter von Oraiſon nach Afrika's Wüſten, und daß er das Herz auf der rechten Stelle hatte, bewieß hier ſein Kampf mit einem Tiger. Nach der Rückkehr trat er als Oberſter eines Infanterieregiments wieder in franzöſiſche Dienſte und ſuchte hier 1779 jedoch umſonſt die Inſel Jerſey wegzunehmen. Deſto mehr Gelegenheit ſich auszuzeichnen verſchaffte ihm der Krieg zwiſchen Spanien und England. Gibraltar's Belagerung zog damals alle Augen auf ſich. Naſſau eilte hin, beſteigt eine von Arçons ſchwimmenden Batterien und entgeht den Gefahren, denen er ſich auf ihr, mehr als jeder Andre ausgeſetzt hatte. Spaniens König belohnte ihn mit einer großen Geldſumme und dem Patente des Generalmajors ſeiner Armee, mit dem Titel eines Granden der erſten Klaſſe. Wo der Kanonendonner in Europa ertönte war auch Naſſau. Catharina II. war von ſeiner Tapferkeit und ſeinen verheißenden Verſprechungen gereizt. Sie vertraute ihm den Befehl über ein Geſchwader, das gegen die Türken kreuzen ſollte. Auf dem ſchwarzen Meere griff er an der Spitze von Galeeren und flachen Fahrzeugen die viel ſtärkere Flotte des Kapudan-Paſcha an, nahm einige Schiffe deſſelben ſteckte andre in Brand und zerſtörte in einigen ähnlichen Gefechten die ganze dort ſtationirte Seemacht der Pforte, Die Kaiſerin belohnte die Siege ihres Viceadmirals edelmüthig. Er hatte das Indigenat von Polen erhalten und ſich mit Charlotte Godzka, der Tochter eines reichen Woiwoden vermählt. In dem Betrachte ging er als Catharinens Geſandter, denn dieſe dachte damals noch

nicht an Polens Zerſtückelung, nach Wien, nach Madrid und Verſailles um dieſe Höfe von Friedrich Wilhelms Abſichten auf Thorn und andre Punkte Polens zu unterrichten. In dem Kriege gegen Guſtav III. trug ſie ihm den Befehl ihrer Flotte in finnländiſchen Meerbuſen auf. Naſſau ſchlug die ſchwediſche Scheerenflotte und trieb ſie in den Buſen von Viborg wo er ſie und Guſtav ſelbſt, der ſie befehligte, gefangen zunehmen glaubte. Aber dieſer ließ auf ein Mal angreifen; Naſſau's Linie war durchbrochen; 46 ſeiner Galeeren wurden in Grund gebohrt oder genommen. Dieſer Unfall nahm ihm die Luſt zum Kriege. Vielleicht wollte er auch nicht ſeinen Arm zur Vernichtung von Polen leihen und die franzöſiſchen Waffen bekämpfen, die die Freiheit ihres Vaterlands vertheidigten. So reiſte er unter Pauls I. Regierung, immer im Beſitz ſeiner Würden, in Europa herum, bis er nach dem Frieden von Amiens nach Frankreich ging den außerordentlichen Mann kennen zu lernen, der dort die Ruhe hergeſtellt hatte. Einige Jahre nachher ſtarb er ganz unbeachtet in Paris. Der Fürſt von Ligne ſagt, er habe die Zeit der alten Paladine, der Ritter von der Tafelrunde vergegenwärtigt, ſo lange es galt, ſich zu ſchlagen, denn nachher ſei er kalt und gemein geweſen, daß man ihn gar nicht wiedererkannte. Bei allen Anlagen zum Helden ließ er nur den Namen eines Abenteurers zurück. An Großſprechereien aber auch an Großmuth an Empfänglichkeit für Polens Schickſal gab ihm ſeine Gemahlin nichts nach. Sie unterſtützte von Paris aus die polniſchen Großen auf alle Art und jeder fand in ihrem Pallaſte gaſtfreundſchaftliche Aufnahme.

Nation. Nationalität. Nationalcharakter. Die Natur begründet mancherlei Verſchiedenheiten unter den Menſchen, welche erſt bei erreichter, höherer Bildung erkannt und immer freier ausgebildet werden. Zu dieſen gehört auch die Nationalität (das Nationſein) oder das Leben der Menſchen unter der Form und Eigenſchaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter oder die in dem Leben und in der Geſchichte der Nation ausgebildete Eigenthümlichkeit einer Nation hervorgeht, welche wir in gewiſſen übereinſtimmenden und unwillkürlich wiederkehrenden Aeußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Die Beſtandtheile der Nationalität aber oder das, was die Nationalität begründet, iſt die gleiche Abſtammung und Sprache der auf verſchiedenen Erdtheilen wohnenden Menſchen; daher man auch die Nation beſchreiben kann, als einen durch gleiche Abſtammung und Sprache ausgezeichneten Theil der erdbewohnenden Menſchheit. Alſo angeſehen iſt die Menſchheit die Idee, welche alle Nationen umſchlingt, und die Nationalität ſollte nur als Form der Menſchheit erſcheinen. Wie nun aber vorzüglich Abſtammung und Sprache ſo große Verſchiedenheiten begründen, kann ſchon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abſtammung iſt es, welche in Verbindung mit beſondern Klimaten und Erdtheilen, in welche die anwachſende Menſchenmenge ſich verbreitete, eine beſondre Bildung der Körper vorzüglich begünſtigt. Letztre trit als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphyſiognomien, ſichtbar hervor. Dieſe Beſonderheit der Bildung ſteht dann wieder mit einem beſondern Verhältniſſe der Menſchen zur Natur, mit beſondern Neigungen, herrſchenden Temperamenten u. ſ. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber iſt der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verſchiedenheit unter den Menſchen mehrere Sprachen nicht möglich ſein würden. Deſſen ungeachtet wäre es thöricht, die Verſchiedenheit der Sprachen bloß von

dem Aeußern und nicht auch vorzüglich von der unter Raum- und Zeitverſchiedenheiten ſich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zuſammenlebens aller durch Abſtammung und gemeinſamen Erdaufenthalt vereinigten Menſchen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Aeußere überall in Wechſelwirkung ſteht, ſo muß eben ſowol die gemeinſame und verſchiedne Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung ſtehenden Gehörs, die Verſchiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinſame und verſchiedne Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieſer Sprachelemente zu einem gemeinſchaftlichen Bezeichnungsſyſtem des innern und äußern Lebens, einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache iſt es alſo vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet und ſie von andern Nationen unterſcheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Verbindung der Worte mit Begriffen und in den ihr eigenthümlichen Geſetzen der Wortbildung und Wortfügung, ſo wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks, die in ihr herrſchende Denk- und Gefühlsweiſe gegenſtändlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelſte mitgetheilt, und wie ſich Wiſſenſchaft, Poeſie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verſchieden durch die Herrſchaft des Begriffes oder der Anſchauung, ſo beſtimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des Gelehrten, Künſtlers und Geſchäftsmannes auf verſchiedne Weiſe und meiſt unwillkürlich. Allgemein iſt dies auch in unſerer Zeit ausgeſprochen worden in dem Satze: die Sprache iſt Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und Dasjenige, was alle Glieder deſſelben auf das innigſte verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechſelt werden. Wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbeſtimmte Menſchenmaſſe oder eine Vereinigung mehrer Familien verſteht, welche in einem gewiſſen Landſtriche verbunden lebt: ſo fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keinesweges zuſammen. Denn nicht immer beſteht ein Volk aus einer Nation, ſo wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußiſche) eben ſowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutſche) mehrere Völker oder Staaten umfaßt. Das günſtigſte Geſchick iſt einer Nation dann zu Theil geworden, wenn ſie (wie die franzöſiſche) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfaſſung und Oberherrſchaft vereinigt, ſtark und kräftig jedem äußern Feinde widerſtehen kann, und mit mächtigem Anſehn ausgerüſtet iſt. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre feſter und entſchiedner ſich ausſprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwiſcht oder geſchwächt zu werden, wie dieſes z. B. bei den Deutſchen der Fall iſt. Letzteres iſt oft der Grund, warum man einer Nation ſogar den Nationalcharakter völlig abgeſprochen hat; obgleich, wie ſchon aus dem Obigen hervor geht, wo nur immer eine Nation beſteht, ſie auch nicht ohne dieſen gedacht werden kann, nur daß derſelbe ſich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortrit. Ja das Beſtehen einer Nation ſcheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen geſichert. Von dem Nationalcharakter ſcheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er ſich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufaſſen hat. Was Erſteres anlangt,

ſo iſt der Nationalcharakter nicht Etwas, das ſich dem Individuum ſo nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch ſeine Richtung demſelben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher gibt es auch Individuen verſchiedner Nationen, welche ſich in nationellen Zügen ähnlich ſind, wie Glieder einer Nation. Am meiſten wirkt der Nationalcharakter auf diejenigen ein, welche ſich deſſelben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbne Maſſe des Volks, welche (wenn nicht ſelbſt geſellige Bildung die Hauptſeite des Nationalcharakters iſt) durch geſellige Verhältniſſe den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeſchliffen hat. Daraus folgt alſo das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbnern Volke, ſeine Schattenſeiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufaſſen habe. Weil aber eine Nation nicht bloß aus allen ihren gleichzeitigen, ſondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern beſteht, und jeder Charakter, alſo auch der Nationalcharakter, oder die beſondre Richtung und Individualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt, und wodurch ſie eben ſowol ihre Glieder verbindet, als ſie ſich eben dadurch von andern Nationen unterſcheidet, in dem Leben der Nation ſich allmälig entwickelt: ſo muß, wer den Charakter einer Nation entwikkeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle iſt es erſt vollkommen möglich, die urſprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, ſo wie das Weſentliche von den zufälligen Aeußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale), von dem, was ſie mit andern gemein hat, zu unterſcheiden. (Ueber verſchiedne Nationalcharaktere ſiehe Kant's pragm. Anthropologie, S. 295.) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter Etwas ſei, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr Etwas, was die Nation aus ſich ſelbſt gemacht und gegeben habe. Denn ob zwar Abſtammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität ſind, welche jedes Nationalglied ohne ſein Zuthun empfängt, ſo läßt ſich doch das Gegebne weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Geſtalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu ſagen: Dichter und Philoſophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrſchende Wechſelwirkung zwiſchen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht überſehen werden. Wo nämlich in irgend einer Nation ein Mann aufſteht, der nach außen lehrend, bildend oder herrſchend wirkt und dem Staate, der Kunſt, der Wiſſenſchaft auf lange Zeit ſeinen Geiſt einhaucht und ſeiner Sphäre einen neuen Schwung gibt, da wird derſelbe erſt aus dieſer Nation entwickelt und gebildet, und das Geſammtleben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius ſind Empfänglichkeit und Selbſtthätigkeit in gleicher Kraft vorhanden) eben ſo kräftig ein, als er mit Freiheit das Geſammtleben ſeiner Nation ergreift, es eigenthümlich geſtaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von großen Geiſtern ſagt man, ſie ſtehen über einer Nation. Dies heißt eben ſowol: in ihnen lebt und ſammelt ſich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form (Individualität) und wirkt in der beſondern Sphäre, als: ſie bilden und leiten die Nation und beſtimmen ſo den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was Erſtres anlangt, ſo finden wir oft, das auch die größten Geiſter, ſelbſt wo es darauf ankam, die Beſchränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die franzöſiſchen und deutſchen Dichter), ihre Nationalität nicht verleugnen konnten und derſelben häufig ihren Zoll abtrugen. Eben ſo finden

wir auf der andern Seite Kunſt, Wiſſenſchaft und jedes wahrhaft Menſchliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geſchichte derſelben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer genialen Geiſter angeknüpft und von ihnen gleichſam ausgehend und verbreitet. Hier alſo zeigt ſich, was die Freiheit aus der Nationalität macht, und wie ſie auf die Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Nothwendigkeit abermals zuſammen. Einen großen Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebnen und geſchaffnen Verhältniſſen mit eigenthümlicher, ungemeiner Kraft durchführt und in die Wirklichkeit zu rufen ſich beſtrebt. Die Natur oder das Schickſal hat ihm vorgearbeitet, er findet Verhältniſſe, und ſein Platz iſt ihm in ſeiner Nation beſtimmt, die er nicht wählen, ſondern als die ſeinige, als mit ihm verwandt, umfaſſen ſoll. Auch die hier gegebnen Verhältniſſe und das Eigenthümliche ſeiner Nation faßt der große Geiſt mit ſcharfem Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beſeelen. Er betrachtet ſie nicht als etwas Zufälliges und Willkürliches, ſondern als etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er ſieht in dem Gegebnen der Nation Anlage und Beſtimmung; er durchſchaut, was die Nation in irgend einem Kreiſe werden kann, und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freieres Eingreifen in die gegebnen Verhältniſſe ſeine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu dieſem Ziele hin. Darum ſcheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entſtanden ſind, dieſelben ein ſchnelleres und bewegteres Leben zu führen und ſich raſcheren Gangs ihrer Beſtimmung zu nähern, als ſonſt in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr iſt, und es entwickelt ſich eine Zukunft, die der Genius ſchon geſehen; denn vor ihm ſchließt ſich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieſer Entwickelung aber trit der Nationalcharakter vorzüglich in der Maſſe hervor, auf die ſein Geiſt belebend wirkte. Aus dem oben Geſagten kann auch klar ſein, wie ſich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung verhält, und wie dieſe zur Menſchheit. Denn wenn Nationalität die Menſchheit iſt, ſofern ſie ſich bei einer Nation in einer beſondern Form oder beſtimmten Beſchaffenheit findet, mithin die Menſchheit über oder vielmehr in der Nationalität ſein ſoll: ſo darf auch der Nationalcharakter nie ſo weit gehen und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehre der Völker und Menſchheit Eintrag thut, und ſteten Haß zwiſchen ihnen nährt. Eine Nation, welche ſich auf dieſe Weiſe abſchließt und von der Gemeinſchaft in der Menſchheit abgeſondert, würde ſelbſt geiſtig zurückbleiben und ſich eine freie humane Entwicklung verſchließen. Ein warnendes Beiſpiel ſtellte die alte Zeit in der hebräiſchen Nation auf. In das entgegengeſetzte Aeußere fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn ſie aus vorgeblicher Humanität zu einer ſchwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beſchönigend Univerſalität genannt, ſich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anſchmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter mit der Nationaleinheit zerfallen und verſchwinden muß. Die wahre Erziehung iſt daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menſchheit. Sie iſt individuelle Erziehung, ſofern ſie die ſchon gegebne Individualität nicht vernichten, ſondern berückſichtigen und zu einer eigenthümlichen Menſchheitsform erheben will. Sie iſt Nationalerziehung, wiefern dies unter dem Charakter der Nation geſchieht, und wiefern ſie hauptſächlich das Gefühl der Nationalehre und

Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten ſucht. Eine ſolche iſt auch den Deutſchen Noth! T.

Nationalbewaffnung, ſ. Landwehr.

Nationalbildung. Gemeinſame Eigenthümlichkeiten der Abſtammung, der Landesart, des Wohnſitzes, der Sprache und Sitte drücken den Gliedern jedes zur Nation zuſammengewachſnen Menſchenvereins das Gepräge einer beſondern Nationalität auf, deren Merkmale ſich in demſelben Grade zu verwiſchen pflegen, in dem der Verkehr mit andern Nationen die Anſichten freier, und das Emporſteigen der Bildung zu reinen Menſchheit in Formen des Lebens milder und idealiſcher macht. Eben ſo wenig, als einem vernünftigen Erzieher einfallen kann, ein Kind zu der Individualität, mit der es geboren iſt, erſt bilden zu wollen, wird die Nationalität (ſ. d. vorigen Art.), welche bei einer ganzen Nation daſſelbe iſt, was bei dem Einzelnen die Individualität, zum Endzwecke der Nationalbildung gemacht werden dürfen; denn wenn Bildung überhaupt ein abſichtliches Richten des Strebens der geſammten Menſchenkraft zum Vollkommnern und dieſes wiederum immer das Allgemeine und Ideale iſt, ſo hat das Beſondre der Natur und Art des Individuums, in dem alle ſeine Unarten und Mängel wurzeln, für den Bildner nur den Werth einer Grundlage, auf die er bauen, oder einer rohen eckigen Form, die er veredeln und abrunden ſoll. Dieſe von der Natur gegebne Grundlage und Form, die Nationalität, muß der Nationalbildner ſorgfältig erforſchen, als den Gegenſtand ſeines Geſchäfts behandeln, und bei der Wahl der anzuwendenden Bildungsmittel genau berückſichtigen, um ſowol die Idee der Menſchenbildung (ſ. d. Art.) mit dem Leben ſeiner Nation in ungezwungnen Zuſammenhang zu ſetzen, und ihre Ausführung unter den Oertlichkeiten, die ſeine Wirkſamkeit bedingen, möglich zu machen, als auch jede Einmiſchung von Beſtandtheilen einer fremden Nationalität, die die Perſönlichkeit und Freiheit der ſeinen zugleich gefährden würde, abzuwehren. Wahre Nationalbildung iſt daher das von dem Charakter ſeiner Nationalität bedingte Streben eines Volks, die Idee der reinen Menſchheit in allen ſeinen Gliedern möglichſt zu verwirklichen und dadurch eine geiſtig ſittlich und bürgerlich vollkommene Nation zu werden, dies Streben gehe nun ohne Verabredung und Abſicht, durch ſelbſtſtändiges Fortſchreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung der von ihnen geſchaffnen Bildungsmittel an die Uebrigen oder unter der Leitung öffentlicher, für einen geſetzlich aufgeſtellten Zweck berechneten Anſtalten durch Uebereinkunft, Gewöhnung und Zwang von Statten. Der erſte dieſer beiden Fälle iſt der gewöhnliche und der glücklichere. Die Bildung der Originalvölker des Alterthums wuchs und entwickelte ſich zugleich mit ihrer Nationalität, und nur darum wurde die Nationalbildung der Griechen ſo muſterhaft, weil ſie, aus dem innern Leben dieſes glücklich organiſirten Volkes ſelbſt hervorgehend, mit genialiſcher Kraft und in behaglicher Freiheit zum Ziele der Menſchheit fortſchrit. Minder glücklich gedeiht die Nationalbildung in dem andern Falle, wo ſie als eine Angelegenheit der Regierungen behandelt, unter die Leitung der Fürſten geſtellt und wol gar mit politiſchen Nebenzwecken vermengt wird. Welche Früchte der aſiatiſche Despotismus, der, ſcheu vor dem Lichte ausländiſcher Bildung und eiferſüchtig auch auf einheimiſche hervorragende Kräfte, unaufhörlich beſchäftigt iſt abzuſchneiden und niederzudrücken, für die Bildung der Völker hervorbringt, iſt auch unſern Zeiten bekannt, und um den engherzigen Sinn und das ſteife kleinliche Weſen, das er erzeugt, in der Nähe zu ſehen, dürfen wir nicht

erſt zu den Chineſen und Japanern gehen. Andrer nicht zu gedenken, zeigt das unglückliche Spanien, wie die ſchönſten nationellen Anlagen und Kräfte unter den Feſſeln einer inhumanen, finſtern Regierung verkümmern müſſen. Aber auch ſelbſt da, wo der gute Wille der Fürſten miniſterielle Behörden der Aufklärung und Volksbildung in Thätigkeit ſetzte, hat man bis jetzt nur ſpärliche Treibhauspflanzen geſehen, und noch immer leidet die deutſche Nation an den Nachwehen jenes Mißgriffs ihrer Großen, ihr einen überrheiniſchen Nationalgeiſt einzuimpfen, der ſie in Widerſpruch mit ſich ſelbſt verwickelte und über ihre eigne Nationalität ungewiß machte. Die gegenwärtige Organiſation der Staatsverfaſſungen und das mächtige Vordringen des Zeitgeiſtes erlaubt den Regierungen freilich nicht, bei den Streben ihrer Völker zur Bildung, wie wol ſonſt häufig geſchehen, müßige Zuſchauer abzugeben; aber ſoll ihr Einfluß wohlthätig bleiben, ſo mögen ſie ſich damit begnügen, den Gemeinden, aus denen ihr Volk beſteht, hinreichende Fonds zur Unterhaltung ihrer Bildungsanſtalten zu laſſen, über die Einſtimmigkeit der Richtung deſſen, was in dieſen Anſtalten geſchieht, zur veredelten Menſchheit zu wachen, den in ihrer Gewalt ſtehenden Geiſt der bürgerlichen Verfaſſung und Verwaltung dieſer eines Volks allein würdigen Richtung immer mehr anzupaſſen, das vaterländiſche Große und Gute in's Licht zu ſtellen und dem ſelbſtiſchen Vorherrſchen einzelner Klaſſen und Stände nicht minder ſorgfältig, als dem Einſchleichen fremdartiger, unverträglicher Elemente in das Leben des Volks zu wehren. Wie aber eine Nation, die in mehrere, ſich gegenſeitig mit unbrüderlicher Eiferſucht betrachtende Staaten zerfallen und dadurch jeder fremden Willkür bloßgeſtellt iſt, je dahin kommen ſoll, ſich eines gemeinſamen nationalen Lebens zu erfreuen, und inniger, als bisher durch das Band gleicher Sprache und Literatur geſchehen konnte, für den Zweck einer in allen Provinzen gleichmäßig fortſchreitenden Nationalbildung zu vereinigen läßt ſich nicht abſehen. Das Wiederaufregen ihrer alterthümlich nationalen Kunſt und Poeſie, das Dringen und Ermahnen ihrer Schriftſteller wird wenig vermögen, ſo lange die mittel- und unmittelbaren Gegenwirkungen fortdauern, die von den Mächtigen ausgehen und durch den Privatvortheil der Einzelnen unterhalten werden. Was in dieſem Artikel von der Nationalbildung geſagt iſt, gilt größtentheils auch von der Bildung eines Volks im engern Sinn, in wiefern der Volkscharakter im engern Sinn, der auf der Gemeinſchaft einer bürgerlichen Verfaſſung (oder darin, daß eine Menſchenmaſſe einen Staat ausmacht,) beruht, mit dem Nationalcharakter (ſ. vorigen Art.) zuſammenfällt. E.

Nationalconvent, ſ. Frankreich.

Nationalfeſte. Die Entwicklung der ſchönern Keime der Bildung des geſelligen Menſchen iſt die Freude; daher greifen National- oder Volksfeſte tief ein in die heitere Entwicklung des Volkslebens und des Nationalcharakters zur Gutmüthigkeit und zum Gefühle der Geſammtkraft. So wie aber jene Feſte aus dem Volksleben ſelbſt und aus dem Nationalcharakter hervorgehen, eben ſo müſſen ſie auch in dieſer doppelten Hinſicht von der Regierung beachtet und geachtet, gehegt und gepflegt, und wenn nun einmal die Polizei um dieſelben ſich bekümmern ſoll, durchaus nur auf Volksleben und Nationalcharakter bezogen werden. Man zeige alſo dabei dem Volke Vertrauen; man laſſe es nach eigner Luſt gewähren; man bewache nicht die innere Ordnung, den Gang des Feſtes, ſondern nur die Grenzen der Freiheit, innerhalb deren ſich die Volksfreude unbelauert

und ungeſtört bewegen darf. Alle Volksfeſte waren in ihrem Urſprunge religiös; oft auch in ihrer Form. Dann bezogen ſie ſich auf das Schickſal des Vaterlandes, und was damit zuſammenhing, auf die Großthaten der Altvordern, oder auf folgenreiche Ereigniſſe; noch andre waren der Feier der Natur, dem Wechſel der Jahreszeiten und der Freude gemeinſchaftlich vollbrachter Werke geweiht. Wohl dem Volke, das viel ſolcher Feſte in ſeinem Schooße erzeugt hat! Darum ordneten alle Erzieher roher Völker und die weiſeren Geſetzgeber der alten und der neuern Zeit öffentliche Feſte an, in denen der Einzelne ſich als das Glied eines Ganzen erkennen und dieſer edlern Genoſſenſchaft ſich erfreuen lernte. Durch ſolche Feſte verband Moſes die Stämme der Israeliten; daher die Wallfahrten der Chriſten und der Mohammedaner; das große Feſt der Sonne, durch welches Manko Kapak die Peruaner entwilderte. Doch vor allen verſtanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeſte und Volksſpiele den Nationalſinn zum gemeinſamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Bekannt ſind ihre olympiſchen, pythiſchen, iſthmiſchen und nemeiſchen Feſtſpiele, wo Wettkämpfe aller Art den Genuß eines friſchen, kräftigen Lebens erhöhten leider aber doch unfähig waren das Bedürfniß der Volkseinheit in den verſchiednen Staatsgeſellſchaften lebendig und rege zu erhalten. Bei den Römern arteten die früheren religiös-politiſchen Volksfeſte, als Mittel einer herrſchſüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauſpiele roher Sinnenluſt aus. Unter den neuern Völkern beſitzt keine Nation ſo viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schaubegierde) für die Feſte des öffentlichen Geſammtlebens, als die deutſche. Sie hat es bewieſen bei der Feier des 18. Oktobers, am Jubelfeſte der Reformation, bei dem Feſte der Freiwilligen in dem preußiſchen Staate; und wie mancher deutſche Fürſt hat nicht bei ſeinen Familienfeſten die Liebe ſeines fröhlichen Volks in den rührendſten Aeußerungen erkannt! Das froheſte Volk iſt wohl das öſterreichiſche, ſo wie unter den größern Städten Europa's Wien gewiß die fröhlichſte iſt. Aber keine Stadt hat auch ſolche volksfeſtliche Tage als Wien; daher die große Gutmüthigkeit ſeiner Einwohner, und doch dabei welche Kraft, welche Charakterſtärke in den Zeiten der Gefahr, und welche Anhänglichkeit an ihre milde Regierung! Nur für die deutſche Nation als ſolche gibt es noch kein allgemein veranſtaltetes Feſt. Die Aufrichtung des deutſchen Bundes iſt freudelos vorübergegangen, als ob er nichts ſei, denn eine kalte publiciſtiſche Form! Die Feier des 18. Oktobers ſogar wurde in manchen Ländern ungern geſehen oder verhindert. So wenig hat man die Vorſchläge beherzigt, welche von mehrern Seiten her zur Anordnung allgemeiner deutſcher Volksfeſte gemacht worden ſind! K.

Nationalgarden. Was ehemals in Deutſchland die noch jetzt in mehreren europäiſchen Staaten Landmiliz, d. i. ein zum Felddienſt auf den Nothfall beſtimmter, heerpflichtiger Volkstheil, welcher das ſtehende Heer ergänzen und unterſtützen ſoll, auf keine Art leiſtete, und was die neuere Form der Landwehr und des (z. B. im Großherzogthum Weimar) wieder aufgehobnen Landſturms eben ſo wenig erreicht; *) das unnatürlich erweiterte Heerweſen, eine Erfindung der Machtpolitik, welche die Streitkraft des Volks vom Volke und von der Verfaſſung, wo eine vorhanden iſt, gänzlich getrennt und in ein

*) Beide ſind nämlich nichts als Mittel-Surrogate, um die Maſſe der koſtbaren ſtehenden Heere, ohne große Koſten, im Nothfalle ſchnell zu verdoppeln und zu vervielfachen.

Werkzeug der höchſten Gewalt verwandelt hat, auf die urſprüngliche Idee einer geſetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten Volksbewaffnung zum Dienſte und Schutze der Nation zurückzuführen, das hat zuerſt die franzöſiſche conſtituirende Nationalverſammlung in der Bildung der Nationalgarden auf eine dem Begriffe des wahren Bürgerthums angemeſſne Art beſtimmt und geſetzlich aufgeſtellt. Sie erklärte am 12. Juni 1790, daß nur derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher ſeine Dienſtpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde den 29. Sept. 1791 eine ſtehende (sédentaire) Orts- und Departements-Nationalgarde eingerichtet, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von zwanzig Bürgern — gebildet, ihre Offiziere ſelbſt wählte und Sold, Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalverſammlung (29. Dec. 1791) verbunden: „die franzöſiſche Nation entſage jedem Eroberungskriege, und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen.“ Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements-Nationalgarden auf 216 beſtimmt. Allein bald nöthigten die Maßregeln Oeſterreichs und Preußens, ſo wie die Rüſtungen der Ausgewanderten an den Grenzen Frankreichs, die franzöſiſche Regierung ebenfalls, eine kriegeriſche Stellung anzunehmen; das ſtehende Heer wurde der Hebel der neuen Republik, und der Ruhm der franzöſiſchen Waffen erweckte wiederum die alte erobernde Staatskunſt. So geſchah es, daß die Nationalgarde ſelbſt ein bloßes Mittel wurde, um das ſtehende Heer gegen innere und äußere Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verſtärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. Vendemaire (5. Okt. 1795) an welchem Tage Buonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der pariſer Sectionen (welche ſich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) beſiegte und das ſtehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchſten Gewalt erhob. In Folge dieſes Tages ward (8. Okt.) der Generalſtab der pariſer Nationalgarde aufgelöſt, und ihre oberſte Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer geſetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienſt der Bürger beſtimmten Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte einige Monate ſpäter das Direktorium mobile Colonnen aus der ſtehenden Orts-Nationalgarde errichten. Endlich, im Auguſt 1797, gelang es den beiden geſetzgebenden Räthen, der ſtehenden Nationalgarde wieder eine geſetzliche Organiſation zu geben. Bei dieſer ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er die ganze Anſtalt ſeiner Militärpolitik. Denn indem er mit den konſkribirten Heeren das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küſten und Grenzfeſtungen bewachten, oder den Dienſt im Innern verſahen; für eine ſchnelle und durchgreifende Polizei aber errichtete er eine, in dem Heerweſen mitbegriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gendarmerie. Allmälig wußte er auch der Nationalgarde den kriegeriſchen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich im J. 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer ſich brav gehalten, ein Regiment von vier Bataillonen bildete, und daſſelbe der kaiſerlichen Garde unter dem Namen Nationalgarde der Garde einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13. März erfolgte das merkwürdige Senatsdekret zur Bildung der Nationalgarde in drei Ban, wovon der erſte alle junge Männer von 20

bis 26 Jahren, die nicht zum aktiven Dienſte berufen worden, der zweite alle waffenfähige Männer von 26 bis 40 Jahren und der dritte, oder Arrier-Ban, alle tüchtige Leute von 40 bis 60 Jahren umfaßte. Doch berief er aus dem erſten Bann nur 100 Kohorten, jede zu 1000 Mann, zum aktiven Dienſte, auch ſollten ſie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu ſie jedoch (1813) theilweiſe freiwillig ſich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14. März 1812, welche ſeine Staatsgewalt in eine vollendete Militärgewalt umſchuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in ſeine Hand. Darum erhielten auch ſämmtliche Schulen eine militäriſche Zucht. Gleichwol konnten alle dieſe Einrichtungen ſeinen Sturz nicht aufhalten! Nach der Rückkehr der Bourbons ſuchte die Partei der Royaliſten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einfluſſe abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieſelbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Offiziere ernennen u. ſ. w. (Siehe Frankreich im J. 1818.) Endlich ſiegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung, und die Nationalgarden erhielten eine der Verfaſſung angemeſſnere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalſtab der Nationalgarden in Frankreich aufgelöſt und Monſieur legte die Stelle eines Generaloberſten derſelben nieder; ſie ſelbſt wurden wieder den Präfekten und dem Miniſterium des Innern untergeordnet. Werden ſie einſt nach ihrer urſprünglichen Idee vollends geſetzlich ausgebildet werden, und wird das ſtehende Heer auf den nothwendigen Stamm beſchränkt, ſo kann Frankreich das erſte Beiſpiel geben, wie der Schutz der Bürger und der Ordnungsdienſt für die Nation den Bürgern ſelbſt am zweckmäßigſten geſetzlich anzuvertrauen ſei. K.

Nationalgeld iſt der Vermögensmeſſer, welcher beſtimmt iſt, den Werth der beim Nationalverkehr in den Tauſch kommenden Waaren zu meſſen und mit einander zu vergleichen. Dieſer Vermögensmeſſer kann in ſinnlichen Dingen (Realgeld), er kann aber auch in bloßen Begriffen (Idealgeld) beſtehen. Wie die edeln Metalle zum Weltgeld (ſ. d. Art.) ganz vorzüglich geſchickt ſind, ſo ſind ſie es auch zum Nationalgeld, ſie man jedoch nicht die einzigen Genußmittel aus, welche dieſe Fähigkeit beſitzen, ſondern alle Güter von einem dauerhaften und ziemlich gleichförmigen Werthe laſſen ſich dazu anwenden. So diente bei allen Völkern älterer Zeit das Vieh, und bei den Römern, zu Julius Cäſar's Zeiten, ſogar das Grundeigenthum als allgemeiner Vermögensmeſſer der Nation. Von den beiden Hauptgattungen der edeln Metalle aber, dem Golde und Silber, eignet ſich Letzteres weit mehr zum Nationalgeld als erſteres; denn die größere Menge dieſes Metalls iſt auf der Erdoberfläche gleichmäßiger vertheilt, und läßt den Preis deſſelben beſſer überſehen und verfolgen; der größere Raum, welchen es einnimt, macht die Verſendung, ſo wie das Einſchmelzen ſchwieriger und den Gewinn dabei unbeträchtlicher; es iſt alſo ſeiner Natur nach träger, und aus demſelben Grunde muß in einem gegebenen Zeitraum der Goldpreis allenthalben viel größern Schwankungen unterworfen ſein, als der Silberpreis (ſ. Geld). KM.

Nationalgüter, im ſtaatswirthſchaftlichen Sinne, ſind Grundſtücke, über welche die Nation als Eigenthümerin vermittelſt eines Geſetzes verfügen kann. Dieſe Benennung kann nur in repräſentativen Staaten vorkommen. In allen übrigen heißen Landgüter, die dem Staate gehören, Domänen oder Kammergüter (ſ. Domänen). Die Nationalgüter gehören alſo nicht zu dem Nationalvermögen (d. i. zu dem Vermögen, das alle Staatsglieder als ihr Privateigen-

thum zuſammen beſitzen), ſondern zu den unmittelbaren Quellen des öffentlichen Eigenthums oder des Staatsvermögens. Wenn man das letztere, der Natur der Sache gemäß, in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen für unveräußerlich anſehen muß: ſo hören die Nationalgüter, die durch ein Geſetz für unveräußerlich erklärt worden ſind, auf, Nationalgüter zu heißen; ſie werden dadurch Staatsgüter oder unveräußerliche Domänen. Indeß unterſcheiden die Staatswirthſchaftslehrer dieſe Begriffe nicht ſo genau, als es die franzöſiſchen Geſetzgeber gethan haben. Dieſe haben gewiſſe Nationalgüter für unveräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomänen; andre dagegen, z. B. die Staatswaldungen, ſind (mittelſt eines Geſetzes, das im Budget beſonders enthalten ſein muß) veräußerlich oder Nationalgüter geblieben. Die Geſchichte der Nationalgüter in Frankreich iſt wichtig, um zu begreifen, wie die Revolution mit dem von Sieyes ausgeſprochnen Worte zuſammenhing: il faut que les propriétés restent, mais que les propriétaires changent, und wie der veränderte Zuſtand der Grundeigenthümer in Frankreich jetzt eine Wiederherſtellung der Ordnung vor 1789 unmöglich macht, wenn man nicht Land und Volk in eine neue Revolution ſtürzen will. In Frankreich entſtanden die Nationalgüter durch mehrere conſtitutionelle Beſchlüſſe, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht hatte. Daher beſtätigte der König den Beſchluß der Nationalverſammlung vom 2. Nov. 1789, daß alle geiſtliche Güter (man ſchätzte ſie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation ſtänden, und den Beſchluß vom 19. Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domänen (bis auf neun Luſtſchlöſſer) in die Maſſe der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Geſetz den Verkauf dieſer Güter bis auf den Belauf von 4000 Mill., und wies darauf eben ſo viel Aſſignaten (ſ. d. Art.) an, welche nach Mirabeau's Vorſchlag (17. April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher (13. Febr.) war die Maſſe der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöſter vermehrt und (18. März) beſchloſſen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verſchiednen Municipalitäten zu verkaufen; ein wichtiger Beſchluß, der alle Städte an die neue Staatsform feſſelte. Endlich erklärte man, noch vor Necker's Abgang, den 29. Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomänen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Aſſignaten. Dieſe wurde den 12. Sept. 1790 bis auf 1300 Mill. geſetzt, ſtieg aber nach und nach bis auf nahe an 40,000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hiedurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht, und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Damit begann aber auch der unſichre Stand des Papiergeldes und die Spielwuth der Agiotage. Endlich kam noch dazu die Unſicherheit des Beſitzes ſolcher Nationalgüter, die zu den am 27. Jul. 1792 eingezogenen Gütern der Ausgewanderten gehört hatten. Denn im Weſten und Süden war der Ankauf derſelben beinahe unvermeidlich mit der äußerſten Gefahr verknüpft. Auch erfolgten Ausſtreichungen von den Liſten der Ausgewanderten, und die Zurückkehrenden erhielten zum Theil ihre Güter zurück, wenn ſie noch nicht verkauft waren. Die erſten Käufer von Nationalgütern ſuchten daher dieſelben bald wieder zu verkaufen, ſo daß faſt nur der dritte, vierte Beſitzer ſein Eigenthum an denſelben für geſichert hielt. Auch wurden ſie in dieſer Abſicht zerſtückelt und theilweiſe verkauft. Als Ludwig XVIII. auf den Thron zurückgekehrt war, unterließ er, durch eine

beſondere Erklärung die Sicherheit des gegenwärtigen Beſitzſtandes der Grundeigenthümer feierlich anzuerkennen und zu gewähren. Vielmehr wurde die Zurückgabe der unverkauften Emigrantengüter durch ein Geſetz ausgeſprochen. Sofort verbreitete ſich die Meinung, den zurückgekehrten Emigranten müßten ihre ſämmtlichen Güter zurückgegeben werden. Nun ſtand das Wohl von wenigſtens drei Millionen Menſchen, in deren Händen ſolche Güter waren, auf dem Spiel, und dies beförderte nicht wenig die Begebenheit vom 20. März 1815. Ein Glück war es, daß die Kammern vom Jahr 1816 u. f., und daß das Miniſterium Ludwigs XVIII. im Geiſte der Verfaſſung die Rechtmäßigkeit der Käufe von Nationalgütern anerkannten. Seitdem hat die Geſetzgebung die noch vorhandnen Nationalgüter als Staatsdomäne von der Krondomäne getrennt, und nur von jener in außerordentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die fremden Mächte und zur Bildung des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelſt eines beſondern Geſetzes geſtattet. Ueber die deutſchen Domänenkäufe ſ. d. Art.

Nationalhypothekenbank. Wir verdanken die Idee zu dieſer, beſonders für alle Grundeigenthümer wichtigen, das geſammte Grundvermögen einer Nation umfaſſenden Kreditanſtalt dem um die Vervollkommnung der Nationalökonomie hochverdienten Grafen von Soden (ſ. deſſen Nationalökonomie B. 2. S. 139, und deſſen zwei nationalökonomiſtiſche Ausführungen: 1. das idealiſche Getreidemagazin und 2. die Nationalhypothekenbank; Leipzig 1813). Die Hauptgrundſätze, worauf dieſe Anſtalt beruht, ſind folgende: 1. Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das geſammte Grundeigenthum der Nation, mit Einſchluß der Gebäude, nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichnen Werths der Metallmünze (als Vermögensmeſſers) eingetragen wird. 2. Jeder Grundeigenthümer erhält, auf Verlangen, für den vollen Betrag dieſes Werths Bankzettel, die an den Inhaber zahlbar ſind, und in kleine Summen, nach den Ortsverhältniſſen, z. B. bis auf zehn Rthlr., abgetheilt werden. 3. Dieſe Zettel tragen den gewöhnlichen höchſten Zins hypothekariſcher Anleihen, z. B. Fünf vom Hundert. 4. Die Bank kann dieſe Noten, wenn ſie ihr angeboten werden und wenigſtens ſechs Monate im Umlaufe geweſen ſind, mit Metallmünze einlöſen; nur dann kauft ſie, ſie verkauft nur diejenigen, welche ſie eingelöſt hat. 5. Um der Bank das zur Realiſirung ihrer Noten erfoderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verſchaffen, müſſen alle gerichtlich hinterlegte, alle vormundſchaftliche Vorräthe, ſo wie auch alle Kapitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechſelt werden; alle andere gerichtliche Hypothekverſchreibungen müſſen aufhören, alle außerordentlichen ohne rechtliche Wirkung ſein. 6. Die Bank verkauft keine Noten, als die ſie den Grundeigenthümern ausgeſtellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann alſo ſeine eignen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen, oder auch andere kaufen und dieſe der Bank zurückbringen, welche ſie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summa gut ſchreibt. 7. Die Banknoten werden auf beſtimmte Zeit, z. B. drei oder ſechs Jahre gültig, ausgeſtellt. Nach deren Ablauf müſſen ſie gegen neue ausgetauſcht werden. 8. Die Zinſen ſind von ſechs Monaten zu ſechs Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten ſich dieſelben die Umtauſchenden; wer die Banknoten nach ſechs Monaten im Beſitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinſen

ein, und dieſer bemerkt die Zahlung auf der Rückſeite der Note. 9. Um den Kredit dieſer Noten zu erhöhen, zahlt die Bank vier Wochen nach der Verfallzeit die Zinſen für den Grundeigenthümer, indem ſie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausgeſtellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt iſt. Um dieſe Zinszahlung zu ſichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag dreijähriger Zinſen weniger an Banknoten, als er nach dem geſchätzten Werthe ſeines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank dreijährige Zinſen auf dieſe Weiſe bezahlt, ſo werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsſtelle in Beſchlag genommen, und für Rechnung der Bank verpachtet; dieſer Beſchlag hört auf, ſobald der Betrag dreijähriger Zinſen berichtigt und gedeckt iſt, er wird alſo nie auf den Hauptſtock erſtreckt. 10. Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen ſind der Bank ganz gleichgültig. Im Falle der Veräußerung, ſie geſchehe im Ganzen oder theilweiſe, iſt es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, ſich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum ausgegeben ſind, und den Betrag entweder einzulöſen oder ſtehen zu laſſen, eben ſo viel aber auch am Kaufſchillinge zurückzubehalten. 11. Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Kapitals, ja ſelbſt eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben, und ſie für den Verkehr brauchbar zu machen, müſſen dieſelben auf den Inhaber ſprechende Papiere ſein; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluſte dieſer Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausſtellung einer neuen Banknote Statt finden laſſen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Beſitzers und der Verluſt bewieſen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt iſt. 12. Alle Geſchäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Oeffentlichkeit, ihre Bücher ſtehen jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber ſtets zur Einſicht offen. Unberechenbar groß ſind die Vortheile, welche aus einer Kreditanſtalt dieſer Art für die Nation, bei der ſolche eingeführt worden, entſpringen müſſen; wir wollen nur einige der bedeutendſten erwähnen. I. Der Preis des Grundeigenthums wird dadurch gegen den von ſo manchen zufälligen Verhältniſſen abhängigen Wechſel der Maſſe von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln (Münze) und namentlich der Maſſe von Metallmünze geſichert; die Nothwendigkeit dieſer Sicherung aber fällt von Tage zu Tage mehr in die Augen. II. Dem Landbauer wird dadurch die zur Aeußerung ſeiner ſchaffenden Kraft unentbehrliche Maſſe von lebendigem Kapitale verſchafft; dies iſt höchſt nützlich, denn außerdem wird gerade die thätigſte und arbeitſamſte Volksklaſſe, die dürftige, vom Beſitze des Grundeigenthums ausgeſchloſſen, das Grundeigenthum in die Hände der Reichen, der Kapitaliſten gewaltſam gedrängt, mithin die Urerzeugung ausnehmend gehindert. III. Es wird dadurch auf eine dem allgemeinen Wohle höchſt vortheilhafte Weiſe unter den niedern Volksklaſſen die Sparſamkeit, das ſo wichtige Zurücklegen von Vorrath oder Kapital, gar ſehr begünſtigt. Nach den zeitherigen hypothekariſchen Einrichtungen konnte nur der Beſitzer einer beträchtlichen Münzmaſſe auf Hypothek darleihen; es konnte ferner nur derjenige ſein Münzkapital auf hypothekariſche Anleihen hingeben, welcher es eine lange Zeit hindurch zu entbehren vermochte; bei der Nationalhypotheken-Bank kann jeder Unbemittelte ſein kleines Eigenthum, ſeine Erſparniſſe in kleinen Summen, jeden Augenblick ſicher und auf eine Gewinn bringende Weiſe hingeben, er kann es eben ſo jeden Augenblick wieder zurückbekommen

und zu beliebigem Gebrauche verwenden. IV. Durch die Mobiliſirung des Grundeigenthums der Nation wird eine alle Gattungen der Wertherzeugung, alſo auch den Verkehr überhaupt, erhöhende Maſſe von feſtbegründeten Werthausgleichungsmitteln herbeigeſchafft, eben dadurch aber alle andre, minder feſt begründete, mehr vom Zufalle abhängige Tauſchmittel, z. B. die Papieridealmünze, entbehrlich gemacht. Einen auf Soden's Idee geſtützten aber genauer beſtimmten und nach Ortsverhältniſſen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Weſtphalen hat Murhard in ſeiner Schrift: Ueber Geld und Münze überhaupt, und in beſondrer Beziehung auf das Königreich Weſtphalen (Caſſel und Marburg 1809), in Vorſchlag gebracht. Vergl. d. Art. Hypothekariſche Creditinſtitute.) KM.

Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut.

Nationalkapital oder Volkskapital iſt der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche im Beſitze einer Nation oder eines Volks ſind, alſo die geſammte Verlaſſenſchaft ſowol früherer Geſchlechter des Volks, als auch früherer Jahre und Tage, welche auf den jetzigen Augenblick herabgekommen iſt, und dem jetzigen Geſchlechte zur Benutzung dargeboten wird, um Zwecke in der Zukunft zu erfüllen. Dieſe Verlaſſenſchaft früherer Geſchlechter und früherer Zeiten begreift demnach Alles in ſich, was dem Volke von den Erzeugniſſen der Natur und der menſchlichen Thätigkeit bei dem Genuſſe (der Conſumtion) übrig geblieben iſt, damit es die neue Thätigkeit des Menſchen verſtärke, vermehre und beflügele. (S. Capital.) KM.

Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze, iſt diejenige Gattung von Münze, welche von der Regierung eines Landes gewählt worden iſt, um bei ſämmtlichen zwiſchen den Bürgern des Staats unter einander vorkommenden Tauſchgeſchäften den Dienſt der Werthausgleichung zu verrichten. Gleich der Privatmünze kann auch die Nationalmünze eben ſowol zur Klaſſe der Idealmünze, als zu der der Realmünze und der der Idealrealmünze gehören; denn es kann die Regierung irgend einem Dinge ohne allen Tauſchwerth, oder einem Dinge, deſſen Tauſchwerth dem der Güter, worauf daſſelbe die Anweiſung enthält, gleichkommt, oder einem ſolchen, deſſen Tauſchwerth den dieſer Güter nur zum Theil ausgleicht, zur Münze für den Nationalverkehr wählen. Wäre nicht der Verkehr aller Staaten neuerer Zeit zugleich mehr oder weniger Weltverkehr; wäre der Handel gegenwärtig nicht das Band, das alle Völkerſchaften der Erde mit einander vereint: ſo könnte die Nationalmünze einzig und allein aus Idealmünze beſtehen; es hinge dann lediglich von der Regierung ab, irgend einem beliebigen Gegenſtande, möchte derſelbe einen eigenthümlichen Tauſchwerth beſitzen oder nicht, den Charakter der Münze beizulegen. Anders aber verhält ſich die Sache, wenn, wie es bei allen gebildeten Völkern der Erde jetzt der Fall iſt, die Bürger eines Staats nicht bloß unter ſich, ſondern zugleich mit dem Auslande in Verkehr ſtehen. Im Auslande fehlt der Idealmünze der im Inlande anerkannte Charakter eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels; es können daher auch die Fremden niemals geneigt ſein, ihre Waaren dafür wegzugeben, es ſei denn in der Abſicht, jene Idealmünze dem Lande, wo ſie als Nationalmünze umläuft, entweder unmittelbar oder mittelbar wieder zuzuführen und auszutauſchen gegen deſſen einheimiſche Waaren. Eine Nation, welche ſichs zum Geſetz machen wollte, bloß mittelſt der Idealmünze ihren Verkehr zu treiben, würde ſich allen den Unbequemlichkeiten im Handel und Wandel unterwerfen

müſſen, welche in den ältern Zeiten bei Völkern, die keine Weltmünze kannten, den Verkehr erſchwerten. Daher iſt bei den gegenwärtigen Verhältniſſen der Staaten unter einander eine gewiſſe Maſſe von Realmünze, oder wenigſtens von Idealrealmünze, und namentlich von ſolcher, deren Stoff zugleich ſinnlicher Stoff der Weltmünze iſt, für eine jede Nation dringendes Bedürfniß. (S. Münze, Weltmünze.) KM.

Nationalökonomie, Nationalwirthſchaftslehre oder Volksbereicherungskunde iſt die Wiſſenſchaft derjenigen Form und Verwaltungsart des Staatsvereins, bei welcher die größtmögliche Zahl der Glieder deſſelben den höchſtmöglichen Grad von Wohlſtand erringen und zu bewahren vermag, ohne alle Rückſicht jedoch auf die beſondern Verhältniſſe eines beſtimmten Staates. Sie beſchäftigt ſich eines Theils mit Unterſuchungen über die Beſtandtheile und Urſachen des Nationalreichthums, andern Theils mit Darſtellung der Geſetze und Vorſchriften, welche aus jenen Unterſuchungen hervorgehen, damit Nationalreichthum entſtehen und bewahrt werden könne. Wenn man, belehrt durch Geſchichte und Erfahrung, in Erwägung zieht, welchen unzuberechnenden nachtheiligen Einfluß dunkle und undeutliche Vorſtellungen von Nationalwohlſtand und deſſen Quellen auf das phyſiſche und moraliſche Wohl der menſchlichen Geſellſchaft gehabt haben und hin und wieder noch gegenwärtig haben, ſo kann man nicht lange zweifelhaft bleiben über die hohe Wichtigkeit der Wiſſenſchaft, welche die Unterſuchung und Aufhellung dieſer Begriffe zum vorzüglichſten Gegenſtand hat. Die Ausdrücke: Nationalökonomie und Staatswirthſchaft werden häufig mit einander verwechſelt; beide Wiſſenſchaften ſind aber, wenn gleich nahe verwandt, doch weſentlich von einander verſchieden; jene verhält ſich zu dieſer gewiſſermaßen wie das Naturrecht zum poſitiven Rechte. Die Nationalökonomie hat es mit dem Wohlſtande der geſelligen Menſchheit überhaupt, die Staatswirthſchaft mit dem eines Staatsvereins zu thun. Die Nationalökonomie iſt eine über alle Zweige der Staatshaushaltung waltende Wiſſenſchaft, und enthält eben dadurch dieſen Rang, weil ſie alle ihre Lehren aus der Natur und dem phyſiſchen ſowol als moraliſchen Organismus des Menſchen ableitet. Das Studium der Nationalökonomie iſt: den leiſen, aber ſichern, Gang des Naturgenius zu belauſchen, der, gleich einem freundlichen Weſen, nur durch Wohlthaten ſichtbar, unter der Menſchheit einherſchreitet, deſſen Hand zu faſſen und nicht von ſeiner Seite zu weichen. Der Wirkungskreis der Staatswirthſchaft iſt durch die Geſetze der Nationalökonomie beſchränkt, ſie muß dieſelben in Rückſicht des Wohlſtandes der Einzelnen mit heiliger Ehrfurcht ſchonen und Alles, was ihrem Spielraume im Wege ſteht, zu entfernen ſuchen. Lange Zeit hindurch konnte die Staatswirthſchaft nichts als eine Zuſammenſtellung mancherlei zum Theil wahrer, zum Theil irriger oder halbwahrer Lehrſätze ſein, weil man ihre Haupt-Grundlage, die Nationalökonomie, nicht als eine eigne Wiſſenſchaft anerkannt hatte. Die Nationalökonomie darf vermöge ihres Princips idealiſiren, die Staatswirthſchaft hingegen muß allenthalben, wo es Natur und Verhältniſſe gebieten, zu der proſaiſchen Wirklichkeit zurückkehren. Die Nationalökonomie ſchließt alles Empiriſche aus, ſie iſt eine rein geiſtige Abſtraction, die auf richtig abgewognen Grundſätzen unbeweglich ruhend, in den menſchlichen Verhältniſſen und Leidenſchaften den abgemeinen Regulator aufſucht, nach ihm gleich dem allwaltenden Genius der Weltſchöpfung die Räder ordnet, dann aber ſie ruhig rollen läßt und nur ihren ſtillen, aber feſten,

Gang ſorgfältig beobachtet. Dagegen muß in der Staatswirthſchaft Alles Empirie ſein, was nicht als unmittelbares Ergebniß jener Wiſſerſchaft rein in dieſe herübergetragen werden kann; die letztre muß die Formen, welche Gewohnheit, Sitten und Verfaſſung geheiligt haben, achten, aber raſtlos dahin ſtreben, ſich die Geſetze der Nationalökonomie anzueignen, ſo wie es der Zeitgeiſt, die Regierungsform, der Charakter des Volks ohne gewaltſame Erſchütterung geſtatten. Was Nationalökonomie verbietet, darf in der Staatswirthſchaft keine Stelle finden, und die Geſetze jener müſſen der Markſtein des ſtaatswirthſchaftlichen Zwangrechts ſein; jene muß daher allenthalben dieſe in die Grenzen der Rechtlichkeit ihres Princips zurückbannen. Die Frage: was Wohlſtand und Reichthum ſei, wie derſelbe entſtehe und vermehrt werde, hat ſeit Jahrh. die denkendſten Köpfe beſchäftigt und iſt auf höchſt verſchiedne Weiſe beantwortet worden. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieſer Hinſicht gefehlt; ihre Geſetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweiſen ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künſte und Gewerbe nur den Ackerbau ſchätzten ſie; ihre Verordnungen über das Münzweſen ſind die ſchlechteſten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, ſelbſt noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin nicht viel weiter gekommen; dies beweiſt ihre alberne Geſetzgebung hinſichtlich der Juden, des Geldzinſes und der Münze. Erſt durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugieſen und Spanier im 15. Jahrh., durch die lebendige Gewerbthätigkeit der Einwohner von Venedig, Genua, Florenz, Piſa und Flandern, ſo wie der deutſchen Hanſeſtädte in jener Zeit, wurden nach und nach die Ideen einiger Philoſophen auf die Lehre vom Reichthum geleitet. Italien machte auch hier, wie ſeit dem Wiederaufblühen der Kultur in faſt allen Zweigen der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte, den Anfang. 1613 erſchien von Antonio Serra eine Schrift unter dem Titel: Breve Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, worin die Kraft des Gewerbfleißes dargethan werden ſollte; aber ſchon der Titel des Werks deutet auf deſſen Irrthümer; denn nur Geld und Silber galten dem Verfaſſer als Reichthum. Bald nach ihm ſchrieb Davenzati über Münze und Wechſelbriefe und zu Anfang des 18. Jahrh. bewies Bandini von Siena mittelſt Theorie und Erfahrung, daß von jeher nur in den Ländern Getreidemangel Statt gefunden, deren Regierungen ſich in die Verſorgung des Volks mit Getreide eingemiſcht haben. 1750 gab der römiſche Banquier Belloni eine Schrift über den Handel heraus, welche zwar einen in Wechſel und Münzſachen erfahrnen Geſchäftsmann verräth, aber in Vorurtheilen befangen hinſichtlich der Handelsbilanz; dennoch ernannte ihn der Papſt wegen dieſer Schrift zum Marquis. Dagegen ſuchte Carli in einer andern Abhandlung darzuthun, daß die Handelsbilanz zu nichts führe und nichts beweiſe. Auch Algarotti, welcher uns beſonders durch Voltaire bekannt geworden, ſchrieb über Nationalökonomie und zeigt von einem guten Vorrath poſitiver Kenntniſſe und richtiger Beurtheilung. 1750 erſchien von dem durch ſeine Dialogen über den Getreidehandel berühmt gewordnen Galiani eine Abhandlung über die Münze, welche ausgebreitete Kenntniſſe und großes Talent verräth; dieſe Schrift iſt beſonders dadurch merkwürdig, daß die bereits mehrere Hauptgrundſätze der erſt ſpäter auf die Bahn gebrachten ſmith'ſchen Theorie enthält, unter andern den Satz: daß menſch-

liche Arbeit die einzige Quelle des Werths der Dinge, folglich auch des Reichthums ſei. 1764 eröffnete Genoveſi in Neapel zuerſt einen beſondern Lehrvortrag über die Nationalökonomie; ſeitdem ſind in Mailand und faſt auf allen deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und ruſſiſchen Univerſitäten Lehrſtühle für dieſe Wiſſenſchaft errichtet worden. In Spanien haben Alvarez Oſorio und Martinez de Mata nationalökonomiſche Abhandlungen geſchrieben, deren Herausgabe man dem aufgeklärten Patriotismus von Campomanes (ſ. d. Art.) verdankt; auch von Moncada, Navareta, Uſtariz, Ward und Ulloa ſind ähnliche Druckſchriften erſchienen. Alle dieſe ſpaniſchen Schriftſteller haben, gleich den italieniſchen, in ihren Werken treffliche Ideen an den Tag gelegt, wichtige Thatſachen begründet und ſchätzbare Berechnungen geliefert, aber außer Stande, ihre Behauptungen auf ſichre Grundſätze der Nationalökonomie zu ſtützen, woran es damals noch mangelte, haben ſie häufig in Zweck und Mitteln gefehlt und über die Wiſſenſchaft ſelbſt ein nur unvollkommnes und trügeriſches Licht verbreitet. In Frankreich hat man lange Zeit hindurch die Nationalökonomie bloß in Beziehung auf die Finanzen bearbeitet. Der edle Miniſter Sully erkannte zwar Ackerbau und Handel als die Hauptquellen des Staatseinkommens, aber ſeine Begriffe darüber waren dunkel und verworren; auch der berühmte Kriegskünſtler Vauban, in Trauer verſetzt über das Unglück, in welches Ludwigs XIV. Verſchwendung Frankreich geſtürzt, brachte Mittel in Vorſchlag, durch eine gleichmäßige Vertheilung der öffentlichen Abgaben den Druck der Völker zu erleichtern. Allmälig hatte ſich inzwiſchen unter des großen Colbert's Miniſterium dasjenige Staatsverwaltungsſyſtem gebildet, welches unter dem Namen des mercantiliſchen (ſ. d. Art.) allgemein bekannt geworden. Dieſes Syſtem, von wahrem Wohlwollen ſeines berühmten, für ſeiner Mitbürger Glück raſtlos thätigen Stifters in Ausführung gebracht und nachher faſt in allen Staaten nachgeahmt, iſt jedoch ſo wenig mit glücklichem Erfolge gekrönt worden und hat ſo unſelige Ergebniſſe hervorgebracht, daß man es mit Recht die ſchreckliche Geißel des 18. Jahrh. nennen kann. Es ging daſſelbe von der täuſchenden Vorausſetzung aus: edles Metall allein ſei Reichthum und folgerte, daß davon ſo viel nur möglich in's Land gezogen, das bereits vorhandne aber im Lande erhalten werden müſſe. Deshalb ſchränkte das Syſtem die Einfuhr von Gütern ein, wofür man ja Metallmünze weggeben mußte, begünſtigte dagegen die Ausfuhr, für die man ja dem Anſchein nach immer Metallmünze erhielt, und als Folge davon diejenigen Gewerbe, welche für die Ausfuhr am meiſten zu arbeiten ſcheinen, alſo die ſtädtiſchen Gewerbe vor den ländlichen, folglich die Manufakturen und den Handel, beſonders den auswärtigen; der innre Handel ward nur als ein Mittel begünſtigt, durch das man zum Ausfuhr- und Zwiſchenhandel gelangen konnte. Es ward dieſe irrige Anſicht zum Theil durch die Täuſchung unterſtützt, daß man ſah, wie ſchnell ſich oft überhaupt, und noch mehr gerade mit Hülfe des Syſtems, die Manufakturiſten und Kaufleute bereicherten; denn man glaubte nun, durch dies ſchnelle Reichwerden einer einzelnen Klaſſe von Staatsbürgern müſſe die ganze Nation an Reichthum gewinnen. Aus jener Theorie, die nur gar zu dreiſt und ungeſchickt in's Werk geſetzt worden, ging dann hervor die Erſchwerung des Handelsverkehrs der eignen Nation mit Fremden, die Hintanſetzung aller übrigen Klaſſen gegen die Klaſſe der Reichen, der Kapitaliſten, Kaufleute und Manufakturherren, die Unterdrückung der Kolonien in fremden Welttheilen, die Beneidung des Wohlſtandes

andrer Völker, das Streben nach Begünſtigung im auswärtigen Verkehre, die Schließung darauf zielender Handelsverträge und gar mancher blutige Krieg; aber dieſer unſeligen Wirkungen ungeachtet läßt ſich nicht leugnen, daß die rein und entſchieden ausgeſprochne Aufſtellung und durchgängige Einführung des Mercantilſyſtems das eigentliche Signal gegeben habe zu allen ſpätern, mit glücklicherem Erfolge gekrönten Unterſuchungen über den Nationalreichthum. Nach Ludwigs XIV. Tode, während der Regentſchaft des Herzogs von Orleans, geriethen in Frankreich die Ideen über Nationalökonomie in gänzliche Verwirrung; Sparſamkeit ward lächerlich und Verſchwendung zum Grundſatz erhoben; der Luxus galt ſogar als das ſicherſte Mittel, die Nation zu bereichern. Von dem unglücklichen Zuſtande, in welchem Frankreich durch Verkennung der echten nationalökonomiſtiſchen Grundſätze geſtürzt worden, konnte ſich dieſer Staat während einer langen Friedenszeit nur allmälig wieder erholen. Inzwiſchen äußerten die Fortſchritte, welche zu jener Zeit der menſchliche Geiſt in den Wiſſenſchaften überhaupt machte, auch auf die Nationalökonomie ihren wohlthätigen Einfluß. Montesquieu, der die Geſetze in aller Beziehung zu prüfen unternommen, bemühte ſich auch, ihre Wirkungen auf den Nationalwohlſtand zn erforſchen; in dieſer Hinſicht mußte er damit anfangen, die Natur und Quellen des Reichthums zu erörtern, aber leider fehlte es ihm gerade hierüber an richtigen Begriffen; dennoch verdankt man es dieſem ausgezeichneten Schriftſteller, die Philoſophie in das Gebiet der Geſetzgebung eingeführt zu haben, und eben dadurch hat er auch der Nationalökonomie einen ſehr weſentlichen Dienſt geleiſtet. Weil indeſſen der Reichthum ſo oft bei den einzelnen Staatsbürgern unter der Geſtalt des Geldes (oder vielmehr der Metallmünze) erſcheint und faſt immer nach Geldeswerth berechnet wird, ſo hat man, irre geführt durch die Grundſätze des Mercantilſyſtems, eine lange Zeit hindurch ſich verleiten laſſen, Geld und Vermögen mit einander zu verwechſeln, bis es endlich einem Locke, Hume und beſonders Stewart (Inquiry into the principles of political oeconomy II. Voll. Lond. 1764. 4. überſ. Hamb. 1760 — 72. 3 Bde.) gelang, die Vorſtellungen vom Gelde zu berichtigen und aufzuklären. Dennoch vermochten dieſe berühmten Schriftſteller durch ihre Unterſuchungen dem Gelde nur einen Theil ſeines bisherigen Anſehns zu nehmen; denn ſie ſelbſt waren noch nicht von dem blendenden Irrthume, daß Geld allein wahrer Reichthum ſei, ganz zurückgekommen. Nachdrücklicher und mit beſſerm Erfolge ward dieſes Syſtem angegriffen, und der theoretiſche Götzendienſt des Geldes gleichſam geſtürzt von der ſtaatswirthſchaftlichen Schule der franzöſiſchen Oekonomiſten oder Phyſiokraten (ſ. Phyſiokratiſches Syſtem), an deren Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnay (Tableau économique avec son explication, 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain. Paris 1767 — verbeſſert: Iverdun 1768. 6 Bde.) ſtand. Dieſer letztre und nach ihm vorzüglich du Pont, le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Aeltere ꝛc. leiteten allen Reichthum von der Natur ab und behaupteten, in den Gütern ſei kein andrer Werth enthalten als der, welcher von den in ſie verwandelten Erzeugniſſen der Natur herrühre. Eine Zeit lang richtete die phyſiokratiſche Schule die Blicke von ganz Europa auf ſich, und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilſyſtems in ihrer ganzen Blöße darzuſtellen; aber auf der andern Seite ließ ſich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große

Irrthümer zum Grunde lagen und das Verunglücken von praktiſchen Verſuchen, welche ihre Theorie veranlaßte, zog viele Gemüther wieder von derſelben ab. Voltaire, welcher recht gut verſtund, die lächerliche Seite an jeder Sache zu entdecken, ſpottete zwar in ſeinem: Homme aux quarante écus, recht derb über das Syſtem der Oekonomiſten, aber er vermochte nicht zu ſagen, worin daſſelbe eigentlich Unrecht habe. Seit 1760 ſind faſt alle franzöſiſche Staatsphiloſophen von einigem Rufe mehr oder weniger in die Fußſtapfen der Phyſiokraten getreten; ſo z. B. Raynal, Condorcet und ſelbſt Condillac; aber nicht bloß in Frankreich, ſondern auch in Italien und Deutſchland, iſt der Einfluß dieſer Schule auf die Wiſſenſchaft ſichtbar geworden. In Italien lehrte Beccaria zuerſt in einem zu Mailand gehaltnen öffentlichen Vortrage die eigentlichen Wirkungen der produktiven Kapitale, und deſſen Freund Varri iſt in ſeinen Meditazioni sulla economia politica mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger den wahren Geſetzen der Entſtehung und Vernichtung der Güter nahe gekommen; ſpäterhin (1780) ſind Varri's Grundſätze von Filangieri in deſſen berühmtem Werke über Geſetzgebung weiter ausgeführt und entwickelt worden. In Deutſchland haben beſonders der vorletztverſtorbne Großherzog von Baden, Iſelin, Schlettwein, Mauvillon, Springer, Schmalz und Krug durch ihre Schriften zur Verbreitung der phyſiokratiſchen Grundſätze beigetragen. Allein, wie geſchickt auch immer das phyſiokratiſche Syſtem war, die großen Mängel des mercantiliſchen aufzudecken, ſo überzeugte man ſich doch bald, daß auch jenes in mehrfacher Hinſicht keine volle Befriedigung gewähre. Da trat 1776 der Schotte Adam Smith auf und ſuchte, ſich gleichſam in die Mitte ſtellend zwiſchen Mercantiliſten und Phyſiokraten, ein Syſtem zu begründen, beider Vorzüge theilend und frei von ihren Fehlern. Der hochgefeierte Britte ſuchte einen andern Grund des Werths der Güter und des Reichthums auf, als ſeine Vorgänger, und glaubte ihn zuletzt in der menſchlichen Arbeit gefunden zu haben. Von der Erſcheinung ſeines berühmten Werks über den Nationalreichthum (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, Lond. 1776, und ſeitdem öfter von neuem aufgelegt; — in's Deutſche überſetzt von Garve und Dörrien, Breslau 1794, 2. Ausg. 1799. 3 Bde. 8.) hebt eine neue Epoche an in der Literatur der Nationalökonomie. Bis auf den Augenblick, da dieſes Werk erſchien, hatte man die Lehre von der Natur und den Urſachen des Nationalsreichthums gleichſam nur als einen Anhang der Politik oder der Staatswiſſenſchaft betrachtet. Da der Staat Abgaben verlangte, und man einſah, daß dieſe um ſo leichter und ſichrer erhoben werden könnten, je wohlhabender und reicher die Unterthanen wären: ſo wurde man natürlicher Weiſe aufmerkſam auf die Mittel, wodurch der Reichthum des Volks vermehrt werden kann, und nahm die Lehre von dieſen Mitteln in die Staatswiſſenſchaft auf, hauptſächlich aber nur in der Abſicht, um den Regierungen eine Anweiſung zu geben, wie ſie durch Beförderung des Nationalwohlſtandes ihre eigne Stärke vermehren können. Dieſe Anweiſung beſtand größtentheils in Vorſchriften, wie die Regierung gewiſſe Gewerbe, die man vorzüglich für gewinnbringend hielt, begünſtigen und andre einſchränken ſollte; es war dieſelbe mehr ein Gewirr mannichfaltiger, mitunter richtiger Bemerkungen, die man bei Entwicklung der Finanzgrundſätze vorbrachte, als eine wiſſenſchaftliche Auflöſung der letzten Entſtehung und Vermehrung des Reichthums der Völker. Adam Smith war es, der zuerſt die Lehre von den Elementen und Urſachen

des Nationalreichthums abgeſondert von der Finanz- und Polizeiwiſſenſchaft zu zergliedern unternahm, und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wiſſenſchaft. Wird gleich der ſmith'ſchen Theorie in mehrfacher Hinſicht mit Recht der Vorwurf der Einſeitigkeit gemacht, und iſt ſie gleich nicht ganz frei zu ſprechen von Irrthümern und Mängeln: ſo beſitzt dieſelbe doch unläugbar große Vorzüge vor allen frühern nationalökonomiſtiſchen Theorien, und iſt der Wahrheit ungleich näher gekommen als ſie. Vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution hatte man in Frankreich zwar Smith längſt geprieſen, aber nur wenig geleſen; in jener Epoche vorzüglich ward die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf ſein Werk geleitet. In Deutſchland iſt Smith oft genannt worden, aber erſt die Literatur der neueſten Zeit beweiſt, daß man ihn geleſen und gehörig verſtanden habe. Bald nach Erſcheinung des ſmith'ſchen Werks ſchrieb Büſch (Abhandlung von dem Geldumlaufe in anhaltender Rückſicht auf die Staatswirthſchaft und Handlung, 2 Thle. Hamb. 1780 — 2. Aufl. Hamb. und Kiel, 1800); er hatte Manches von Stewart, aber nicht Alles, benutzt, ſprach in der erſten Ausgabe ſeines Werks von Smith, geſtand aber doch in der zweiten, deſſen Buch vor jener erſten nicht hinlänglich geleſen zu haben, und gab dann wieder in dieſer zweiten neue Beweiſe, daß er bloß darin geblättert habe. Nur etwa Schmalz, der jedoch in der Hauptſache Phyſiokrat geblieben, gab ſchöne Beweiſe ſeiner Bekanntſchaft mit der ſmith'ſchen Theorie. Die Periode eines allgemeinen Studiums des ſmith'ſchen Werks in Deutſchland fängt erſt an mit der Erſcheinung des Auszugs von Sartorius (Handbuch der Staatswirthſchaft zum Gebrauch bei akademiſchen Vorleſungen nach Ad. Smith's Grundſätzen, Berlin 1796. — 2te veränderte Aufl. unter dem Titel: Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthſchaft nach Smith, Göttingen 1806.) Auf dem Wege, welchen Smith eröffnet, iſt man ſeitdem in Frankreich und Deutſchland mit gutem Erfolge fortgeſchritten. In Frankreich ſind es vorzüglich Canard (Principes d'économie politique, Paris 1801; in's Deutſche überſetzt, Ulm 1806.), Garnier (Recherches sur la nature et les causes de la richesse des nations, par Ad. Smith, traduction nouvelle avec des notes et observations, Paris 1802. V Voll.), Say (Traité d'économie politique ou simple exposé de la maniére dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses. 1803. 2. Voll. in's Deutſche überſetzt v. L. H. Jakob, Halle 1807. — 2te Aufl. des Orig. Paris 1815. — 3te Aufl. Paris 1817.) und Sismondi (De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliqués à la législation du Commerce, Paris 1803. (N. Aug. 1819. 2. Voll.); in Deutſchland Kraus (Staatswirthſchaft, nach deſſen Tode herausgegeben von H. v. Auerswald, Königsberg 1808. 5 Bde.), Lüder (über Nationalinduſtrie und Staatswirthſchaft nach Ad. Smith. Berlin 1800 — 1804. 3 Bde.), Murhard (Ideen über wichtige Gegenſtände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthſchaft. Göttingen 1808.), Sartorius (Staatswirthſchaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthſchaft betreffend. Göttingen 1806.), Chriſtian v. Schlözer (Anfangsgründe der Staatswirthſchaft oder die Lehre vom Nationalreichthum. Riga 1805 — 1807. 2 Bde.) und Voß (Handbuch der Staatswiſſenſchaft. Leipz. 1798), welche zur Verbreitung und Vervollkommnung der ſmith'ſchen Theorie kräftig beigetragen haben. Insbeſondre gebührt Lüder das Verdienſt, dieſe

Theorie, gereinigt von einzelnen Irrthümern, erläutert durch neue treffliche Beiſpiele und zuſammengerückt zu einem leichter zu überſehenden Ganzen, in einer neuen Geſtalt dargelegt zu haben. Auch verdient eine kleine Schrift von Fulda (über Nationaleinkommen, Stuttgart 1805) ausgezeichnet zu werden, worin das phyſiokratiſche Syſtem mit dem ſmith'ſchen in Verbindung geſetzt und gegen viele ungegründete Vorwürfe ſiegreich vertheidigt wird. In Großbritannien iſt das ſmith'ſche Werk wiederholt von neuem aufgelegt und bearbeitet worden, aber die Grundſätze deſſelben ſind dort bisher nur höchſt ſelten zur praktiſchen Ausführung genommen, weil die ganze brittiſche Geſetzgebung in geradem Widerſpruch mit ihnen ſteht. Einen Hauptgegner fand Smith an ſeinem Landsmann, Lord Lauderdale, deſſen Werk (An inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means and causes of its increase. Edinb. and Lond. 1804. — in's Deutſche überſetzt, Berlin 1808) nichts Geringeres zur Abſicht hatte, als den gänzlichen Umſturz der ſmith'ſchen Lehre. Scharfſinn, aber auch ſophiſtiſchen Witz, kann man dieſem Schriftſteller nicht abſprechen, und wenn der letztre, ſo wie die Anhänglichkeit an eine politiſche Partei ſeines Vaterlandes, ihn öfters verblendeten und zu Irrthümern verleiteten, ſo iſt doch die Verbreitung mancher ſeiner Anſichten und deren Erörterung der Wiſſenſchaft förderlich geweſen. Insbeſondre iſt Lauderdale's Angriff auf Smith gegen deſſen Anſicht vom Werthe der Dinge und ſeine Behauptung gerichtet, daß menſchliche Arbeit allein einen ſichern Maßſtab des Werths abgebe; dieſe Behauptung iſt allerdings ein Flecken in Smith's Theorie, und es bleibt immer verdienſtlich, darauf aufmerkſam gemacht zu haben, denn auch die Sonne hat Flecken, und wer ſie zeigt, benimt ihr nichts von ihrem Glanze. So groß und allgemein anerkannt inzwiſchen die Verdienſte ſind, welche ſich Adam Smith durch die Herausgabe ſeines unſterblichen Werks um die Nationalökonomie erworben hat, ſo iſt dieſes Werk doch weit entfernt, auf den Namen eines eigentlichen Syſtems dieſer Wiſſenſchaft Anſpruch machen zu können; die Begründung eines ſolchen Syſtems war vielmehr dem Grafen v. Soden vorbehalten. Die Ueberzeugung, daß für die Staatswirthſchaftskunde ein allgemeines, die ganze geſellige Menſchheit umfaſſendes Grundgeſetz vorhanden ſei, welches von jeder Nation, unter jedem Verhältniſſe, in Beziehung auf die ganze Menſchheit, beachtet werden müſſe, wenn der Zweck der Staatswirthſchaft, nämlich Bereicherung der Nation, erfüllt werden ſollte, führte den Graf v. Soden auf die Idee, der Staatswirthſchaft müſſe noch eine eigne Wiſſenſchaft zum Grunde liegen, die jenes Geſetz umfaſſe und die Grenzen der Staatswirthſchaft bezeichne; dieſe Wiſſenſchaft nannte er zuerſt Nationalökonomie. Das Lehrgebäude, welches der Graf v. Soden unter dieſem Namen (die Nationalökonomie, ein philoſophiſcher Verſuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu deſſen Beförderung. Leipzig, 1805 — 1811 und Aarau 1816 — 1817. 7 Bde.) aufgeſtellt hat, beruht auf dreierlei zum Theil verſchiedenartigen Grundſätzen; nämlich 1. auf ethiſchen, indem unterſucht wird, ob der Staat in Anſehung des Wohlſtandes der Nation Pflichten habe und welches das Princip derſelben ſei. Das Ergebniß dieſer Unterſuchung iſt, daß der Staat allerdings nicht bloß für innre und äußre Sicherheit, ſondern auch dafür ſorgen müſſe, daß ſich die Staatsgeſellſchaft nicht von ihrem Zwecke, dem allgemeinen Wohlſtande, entferne, vielmehr dem höchſtmöglichen Grade deſſelben nachſtrebe; 2. auf juridiſchen, indem unterſucht wird, was

für Rechte dem Staate in Beziehung auf ſeine Pflichten, den Wohlſtand der Bürger durch Geſetze zu befördern, zuſtehen. Das Ergebniß davon iſt: alle diejenigen Rechte, welche ſich mit dem Begriffe des allgemeinen Willens im Bürgervereine vertragen, müſſen auch dem Staate zukommen; der allgemeine Wille aber iſt, daß kein Stand durch geſetzliche Unterdrückung des andern reich werden ſolle, daß folglich auch kein Verhältniß der Perſonen und des Eigenthums als rechtsbeſtändig geduldet werden müſſe, was dieſem Willen widerſpricht; 3. auf phyſiſchen und pſychologiſchen, indem theils die Elemente des Nationalreichthums beſtimmt, theils die Urſachen deſſelben, welche ſowol in der Natur und dem Menſchen als in den geſelligen Verhältniſſen liegen, entwickelt werden. Gleichzeitig mit dem Grafen v. Soden hat Jakob die Aufführung eines wiſſenſchaftlichen Gebäudes unter dem Namen: Nationalökonomie (Grundſätze der Nationalökonomie oder Nationalwirthſchaftslehre. Halle, 1805) verſucht. Auch dieſer Schriftſteller verſteht darunter gleichſam eine Phyſik des Nationalreichthums, eine Unterſuchung über die Elemente und Urſachen deſſelben; nur glaubt er die ethiſchen und juridiſchen Grundſätze in das Gebiet des Staatsrechts und der Politik der Geſetzgebung verweiſen zu müſſen, leugnet indeſſen nicht, daß die Nationalökonomie durch Verbindung mit jener Theorie noch mehr Intereſſe gewinnen müſſe. Was die Gegenſtände betrifft, welche in der Nationalökonomie abgehandelt werden, ſo ſind vorzüglich folgende: I. Entwickelung der Grundbegriffe: Güter, Vermögen, Reichthum, Werth, Preis, Stoff, Kapital, produktive Kraft, Bevölkerung. II. Unterſuchung über die Art und Weiſe, wie die produktive Kraft verwandt wird: 1. auf den Urſtoff, Urproduction (Landbau, Fiſcherei, Jagd, Bergbau); 2. auf Verarbeitung und Veredlung der Urprodukte, induſtrielle Production (Künſte, Manufakturen, Fabriken und Handwerke); 3. auf den Umſatz und Vertrieb der Ur- und induſtriellen Produkte, commercielle Production (Handel, Schiffahrt, Kanäle, Heerſtraßen). III. Darſtellung und Prüfung der Bewegmittel der geſammten produktiven Kraft der Nation (Geld, Münze, Kreditinſtitute, Banken). IV. Erörterung der produktiven Kraft der Nationalgeſammtheit (nationalökonomiſtiſche Verfaſſung, Geſetzgebung und Verwaltung, hinſichtlich a) der Juſtiz, b) der Polizei, c) der Finanzen, Nationalſchuld, öffentlicher Kredit). Höchſt erfreulich iſt es, wahrzunehmen, mit welchem regen Eifer und zugleich glücklichem Erfolge in unſern Tagen mehrere der wichtigſten und anziehendſten Zweige der Nationalökonomie in Deutſchland bearbeitet worden, und wie ſich die Zahl ihrer Verehrer mit jedem Tage mehrt; man möchte beinahe behaupten, dieſes wiſſenſchaftliche Feld ſei ein Lieblingsgegenſtand der Beſchäftigung unſrer denkendſten Köpfe geworden. Insbeſondre haben in der neueſten Zeit die eigentlichen Elemente dieſer Wiſſenſchaft, die Lehren von der Natur und dem Weſen der Güter, vom Werthe und Preiſe ꝛc. einer ſorgfältigen Pflege ſich zu erfreuen gehabt; und bedeutend ſind die Verdienſte, welche ſich in dieſer Hinſicht Hufeland (neue Grundlegung der Staatswirthſchaftskunſt. Gießen und Wetzlar, 1807 — 1813. 2 Thle.), Lotz (Reviſion der Grundbegriffe der Nationalwirthſchaftslehre. Coburg und Leipzig, 1811 — 1814. 4 Thle.) und Adam Müller (die Elemente der Staatskunſt, Berlin 1809. 3 Thle.) erworben haben. Aber das Feld iſt groß, ja unermeßlich, und Vieles bleibt noch zu leiſten übrig, ehe ein durchaus befriedigendes Syſtem für dieſen Zweig der Staatswiſſenſchaften aufgeführt werden kann. Dagegen hat man leider auf der andern Seite täglich Gelegenheit, die ſchmerzliche und

niederſchlagende Erfahrung zu machen, daß in demſelben Verhältniſſe, als dieſe Wiſſenſchaft unter uns raſche Fortſchritte macht, die Regierungen ſich immer mehr von deren Grundſätzen entfernen zu wollen ſcheinen, ihre Vorſchriften gleichſam nur ausnahmsweiſe befolgen und hochwichtige Wahrheiten derſelben oft gänzlich unbeachtet laſſen. Betrachtet man insbeſondre die Feſſeln und Hinderniſſe, welche unweiſe Geſetzgebungen ſo häufig der freien Anwendung des Fleißes und der freien Benutzung des Kapitals der Nationen in den Weg legen, ſo darf man weniger ſich wundern über die niedrige Stufe, worauf wir in unſern Tagen faſt alle Zweige der Werthſchaffung (Production) erblicken, als vielmehr über die Höhe, welche manche derſelben trotz jener widrigen Verhältniſſe hin und wieder wirklich erreicht haben. Nicht befremden aber kann es zugleich, daß in Ländern, wo dergleichen Hemmniſſe und Schranken unbekannt ſind, wie z. B. im freien Amerika, die Nation mit raſchen Schritten dem Wohlſtande und Reichthume zueilt. Die Hauptſache jener traurigen Erſcheinung iſt ohne Zweifel in der geringen Verbreitung gründlicher wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe unter den Geſchäftsmännern neuerer Zeit zu ſuchen, und dieſe Urſache muß fortfahren Unheil zu verbreiten und die ſchönſten Entdeckungen der Theorie großentheils fruchtlos machen, ſo lange von Seiten der Regierungen noch ſo wenig Bedacht darauf genommen wird, daß Alle, welchen der hohe Beruf zu Theil werden ſoll, über Gewerbe und Handel, über öffentliche Leiſtungen, Induſtrie und Wohlſtand des Volks die Aufſicht zu führen und Verfügungen zu treffen, mit theoretiſchen Kenntniſſen gehörig ausgeſtattet und in die Grundſätze der Nationalökonomie eingeweiht ſind. Auch verdient bemerkt uud gerügt zu werden, daß dieſe erhabne Wiſſenſchaft noch zur Zeit nur auf wenigen Akademien Deutſchlands zweckmäßig, auf manchen ſelbſt gar nicht gelehrt und vorgetragen wird. So lange die Regierungen fortfahren, hierin ihre Pflicht zu verſäumen, darf es Niemand Wunder nehmen, wenn er ſo häufig die öffentliche Geſchäftsführung den Vorſchriften der Theorie geradezu entgegenhandeln, der Nationalökonomie heiligſte Geſetze mit Füßen treten, und elende Routine und Schlendrian über Vernunft und Wiſſenſchaft das Haupt erheben ſieht (vergl. den Art. Staatswirthſchaft.) K. M.

Nationalreichthum, ſ. Nationalkapital.

Nationalſchuld iſt unterſchieden von Staatsſchuld. Wenn das von der Regierung auf Zinſen oder auf Werthzeichen (Papiergeld) geborgte Kapital durch den Kredit des Staats unmittelbar geſichert wird, d. h. durch das Vermögen der Regierung (ausdrücklich, mittelſt eingeſetzten Pfandes von Einkünften oder Staatsgütern oder ſtillſchweigend durch das Vertrauen der öffentlichen Meinung auf das Worthalten der Regierung und auf die Weisheit ihrer Finanzverwaltung) ſo nennt man es Staatsſchuld. Wird aber das von der Regierung aufgeborgte Kapital durch das Nationalvermögen geſichert, ausdrücklich, mittelſt beſtimmter Abgaben zur Deckung der Zinſen, oder ſtillſchweigend, mittelſt des Vertrauens der öffentlichen Meinung auf den Werth der Staatspapiere im Handel (in England Stocks), ſo heißt es Nationalſchuld. Auch verſteht man unter letzterm Ausdrucke die von den Ständen genehmigten und verbürgten oder übernommnen Schulden der Regierung, und nennt ſie daher Landesſchulden. Eine Nationalſchuld im eigentlichen Sinne des Worts, die von der Regierung für die Nation und mit Einwilligung der Nation gemacht, die ferner aus dem Vermögen der Nation genommen und durch daſſelbe geſichert iſt, beſitzen Großbritannien und der nordamerikaniſche Freiſtaat. Die brittiſche Nationalſchuld entſtand zu gleicher

Zeit mit Großbritanniens Weltmacht im Handel und auf der See, und ſtieg, ſo wie der brittiſche Volksreichthum und mit ihm Englands politiſche Macht ſtieg (ſeit Wilhelms III. Thronbeſteigung, 1689); denn der Volksreichthum iſt die Stütze des britiſchen Staatskredits, auf dieſem aber ruht wieder um das Anleihſyſtem, welches Großbritanniens Einfluß auf die Angelegenheiten des Feſtlandes aufrecht erhalten hat. Bei der brittiſchen Nationalſchuld iſt nicht die Frage davon, wann und wie ſie wiederbezahlt, ſondern wie der öffentliche Kredit durch ſie nicht erſchüttert werde. Das eine Mittel, die Schuld zu fundiren, d. h. ihre Verzinſung auf gewiſſe Abgaben zu begründen, ohne daß das Kapital zurückgefodert werden kann, welches nun eine Waare für den Rentenhandel wird, — reichte aber nicht hin, um dieſe Waare (die Stocks) in Werth zu erhalten. Daher errichtete Pitt den Tilgungsfonds (sinking fund) zur Einlöſung der Stocks, oder zur Abbezahlung der Staatsſchuld. Dieſer Fonds kann die eingelöſten Stocks entweder vernichten, oder ſie als rentetragende für ſich benutzen; mittelſt des letztern wächſt er durch ſich ſelbſt und die Tilgung der Schuld iſt nur ſcheinbar, während der Werth der Stocks in der Höhe gehalten wird. So lange nun der Welthandel den Nationalreichthum der Britten aufrecht erhält, daß die Nation die Steuern für die Zinſen bezahlen kann und die Stocks nicht zu tief fallen, ſo lange iſt an einen Staatsbankrott in England nicht zu denken. Colquhoun hält aber, verblendet durch das perſönliche Wohlbefinden der brittiſchen Staatsdiener und Gläubiger, die engliſche Staatsſchuld für eine Wohlthat, weil ſie ſonderbarerweiſe die Maſſe und den Umlauf des beweglichen Nationalkapitals, durch ſolche verdoppelt glaubt, da doch klar iſt, daß z. B. jenes Geld nützlicher zur Kultivirung der vielen faſt ungenützten Ländereien und zu andern Meliorationen verwandt worden wäre. Im J. 1689 betrug die Staatsſchuld unter den in manchen Dingen mit Unrecht verrufnen Stuarts 1,054,925 Pf. St., 1697 21,515,742 Pf., 1714 53,633,076 Pf., 1763 133,959,270 Pf., 1783 238,231,248 Pf., 1802 499,753,063 Pf. Die Zahl aller Staatsgläubiger Englands beläuft ſich auf 900,000; die fundirte Schuld betrug 1815 780,686,658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thaler, und nach dem Berichte des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Millionen Pf. St. mit Einſchluß der Schuld von Irland. Die Zinſen beliefen ſich auf 32,392,889 Pf., wovon die engliſche Schuld allein 27,996,585 Pf. erfoderte. Das Ausland beſitzt nur 18,598,666 Pf. in den Stocks. Das Uebrige gehört inländiſchen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsſchuld verhält ſich zur engliſchen wie 1: 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1. 62. Irlands fundirte Staatsſchuld betrug im J. 1815 127,865,000 Pf. Der Tilgungsfonds überhaupt 2,087,000 Pf. Während des Krieges hatte der engliſche Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöſt, und ſeit 1786 bis 1816 überhaupt 320,384,000 Pf. St. Der Betrag des Tilgungsfonds iſt jetzt 5 Mill. Pf. St. Die Zinſenzahlung für die Nationalſchuld beſchaft die Bank von England (ſ. d. Art. Londoner Bank); das erſte Kapital der gegenwärtigen Nationalſchuld ward der Regierung von der Bank geliehen, und belief ſich auf 1,200,000 Pf. Dieſer ſogenannte Bank-Stock iſt bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachſen, und bildet die Grundlage des erſtaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrigen Stocks (die 3. 4. 5. p. C. consolidated Annuities, und die Leibrenten oder terminable Annuities) ruhen. Die ſchwankende Schuld (floating Debt), der man noch keinen beſtimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuld-

fächer angewieſen hat, iſt aus den Kaſſenſcheinen (Exchequer Bills) und aus dem noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entſtanden. Vergl. Joſ. Hamilton's Inquiry concerning the national debt, 3te Aufl. Edinb. 1818 ſo wie die Art. Amortiſiren, Exchequer, Fonds und Großbritanien. K.

Nationaltheater. In den letzten Decennien ſprach man in Deutſchland viel von Nationaltheatern, und insbeſondre die Berliner nannten ihr deutſches Schauſpielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es ſcheint, daß dieſes einer jener dunkeln Begriffe geweſen ſei, von welchen diejenigen vielleicht am wenigſtens Rechenſchaft geben können, die den Ausdruck Nationaltheater am häufigſten brauchten. Nur dann, wann eine Nation eine eigenthümliche nationelle, dramatiſche Literatur beſitzt, kann ſie ein Nationaltheater haben. Eine eigenthümliche nationelle dramatiſche Literatur ſetzt aber Nationalſitten, Nationalcharakter, Nationalintereſſe, große Nationalbegebenheiten, eine vollſtändig gebildete Nationalſprache, einen Nationalgeſchmack voraus. Ein Theater, auf welchem die Stücke einer dramatiſchen Literatur, die auf dieſen Grundlagen beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werden. In dieſem Sinne iſt das Théâtre français zu Paris ein wahres Nationaltheater, ungeachtet es von den Franzoſen nicht ſo genannt wird.

Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum, iſt die Maſſe der im Beſitze der Bürger eines Staats vorhandnen, ſowol ſinnlichen als geiſtigen Güter. Nicht die Maſſe von Dingen überhaupt, in deren Beſitz ein Volk ſich befindet, ſondern lediglich die Maſſe von Gütern, welche daſſelbe beſitzt, beſtimmt die Größe des Volksvermögens. So lange nicht die in einem Lande vorhandnen Dinge von deſſen Bewohnern als Güter, d. h. als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke, ſind anerkannt worden, können dieſe Dinge weder dem Lande einigen Vortheil gewähren, noch ſeinen Reichthum befördern. Im Schoße der reichſten Natur, und umringt von ihren Schätzen, bleibt ein Volk arm und dürftig, welches entweder keine Zwecke hat, zu deren Errichtung jene Schätze brauchbar ſind, oder dem die Kenntniß fehlt, wie dieſe Schätze als Mittel zu ſeinen Zwecken angewandt werden können. Das Beſtreben einer Regierung, welche den Nationalreichthum zu befördern wünſcht, muß daher nicht ſowol auf die Hervorbringung von Dingen überhaupt, als vielmehr auf die Hervorbringung ſolcher Dinge gerichtet ſein, welche zugleich Güter ſind, und ſie muß in dieſer Hinſicht durch Geſetze dahin zu wirken ſuchen, daß auf der einen Seite der Kreis der Zwecke möglichſt erweitert werde, zu deren Errichtung die im Beſitze des Volks befindlichen Dinge anwendbar ſind, und auf der andern Seite die Tauglichkeit dieſer Dinge zur Erfüllung bereits bekannter Zwecke immer mehr vom Volke anerkannt werde. K. M.

Nationalverſammlung, ſ. Frankreich.

Nativitätſtellen, ſ. Horoſkop.

Natrum bezeichnet im gemeinen Leben das kohlenſaure Natrum, es mag nun 1) durch Reinigung des aus der Erde und aus Seen ſich bildenden Natrums, oder 2) des durch Verbrennung der Seegräſer auf einigen ſchottiſchen und den Scyllinſeln, Norwegen, gewonnenen Kelps, oder der aus dem Fucusartigen dargeſtellten Varechſoda oder 3) der ſpaniſchen Barilla oder aus der rohen Soda dieſer Gewächſe oder 4) durch Zerlegung des Glauberſalzes, oder des ſalzſauren Natrums bereitet ſein. Sind die Arten der rohen Sode durch Auflöſung von beigemengten erdigen Theilen, oder von der beim Verbrennen zurückgebliebnen Kohle, oder durch Kryſtalliſation von fremdartigen

Theilen befreiet worden: ſo iſt das Reſultat immer baſiſches kohlenſaures Natrum.

Natter (Joh. Lorenz) einer der berühmteſten Steinſchneider ſeiner Zeit, ward 1705 zu Biberach in Schwaben geboren. Als gelernter Juwelier ging er erſt in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des großen Gemmenkenners, Baron von Stoſch, ſich auf die Nachahmung der alten geſchnittnen Steine legte, in welcher er eine ſolche Uebung erlangte, daß einige ſeiner Kopien von den Originalen kaum zu unterſcheiden ſind. Bald wurde der Werth ſeiner Arbeiten ſo allgemein anerkannt, daß faſt alle Fürſten Europa's ihm Beſchäftigung gaben. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in verſchiednen Städten Italiens (von 1732—35 war er in Dienſten des Großherzogs von Toscana) ging er nach London, (wo er die Stempel des Königs ſchnitt und Mitglied der Geſellſchaft zur Erklärung der Alterthümer ward) und machte dann verſchiedne Reiſen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo er überall fürſtlich belohnt wurde. 1762 wurde ihm unter vortheilhaften Bedingungen der Antrag gemacht, ſich in Petersburg niederzulaſſen, den er auch annahm. Aber kaum angekommen, endigte er 1763 ſein Leben. Seine Sammlungen von geſchnittnen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferſtichen wurden für den Großfürſten erkauft. Er ſchnitt vorzüglich Bildniſſe. Zu ſeinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole, und eine ſiegende Britannia auf einer Gemme. Er hat ſich an den ſchwerſten Theil ſeiner Kunſt gewagt, indem er einmal für den Lord James Cavendiſh zu London ein Gefäß auf einen kleinen Diamanten grub; und er würde auch Bildniſſe in Diamanten geſchnitten haben, wenn er dazu Aufmunterung gefunden hätte, über deren Mangel er oft klagte. Auch hat er zu mehrern Medaillen die Stempel geſchnitten, und einige Zeit lang die Stelle eines Obermedailleur der Staaten von Holland verwaltet. Geiſt und Natürlichkeit bei fleißiger Ausführung bezeichneten ſeine Werke. Er kannte die Alten genau und kann als Wiederherſteller ſeiner Kunſt angeſehen werden. Er hat auch geſchrieben. Sein Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne (Lond. 1755. kl. Fol. mit 37 Kupferſtichen, auch in engliſcher Sprache), iſt eben ſo trefflich, als er ſelten iſt, weil Natter kein Exemplar unter zwei Guineen verkaufte, daher nur wenig Abſatz hatte, den Reſt aber verbrannte. Der zweite Theil des Werks liegt noch zu Petersburg in der Handſchrift. A—s

Natur. Ein vielſinniges, in mancherlei Bedeutungen vorkommendes, bald einen engern, bald einen weitern Begriff bezeichnendes Wort. In der umfaſſendſten Bedeutung iſt Natur gleichen Sinnes (ſynonym) mit Welt, Weltganzes, Univerſum, ſowol von materialer (leiblicher, körperlicher) als idealer (geiſtiger) Seite, auch mit Schöpfung, inſofern man darunter den Inbegriff alles Erſchaffnen, den Inbegriff der Dinge (Geſchöpfe) verſteht. Schon viel beſchränkter iſt der Begriff, wenn man, was oft der Fall, mit dem Worte Natur bloß die Sinnenwelt meint, alſo den Gegenſatz von der idealen oder Geiſteswelt, welche in jenen umfaſſenden Begriff mit eingeſchloſſen iſt. Im Gegenſatz der Kunſt iſt Natur ein nur zur Hälfte poſitiver, übrigens negativer Begriff, indem man hier unter Natur alles dasjenige verſteht, was nicht Kunſt, nicht künſtlich, nach Regeln mit Bewußtſein erlernt iſt und ausgeübt wird, ſondern reiner Ausdruck der natürlichen Anlage, z. B. eines Menſchen, oder Folge und Aeu-

ßerung des Weſens einer Sache ohne künſtliche Form iſt. In dieſem Sinne ſpricht man z. B. von einem Naturmenſchen, d. h. von einem ſolchen, der, unbekannt mit künſtlichen Formen des geſelligen Lebens (dem Konventionellen) oder nicht darauf achtend, bloß ſeinem Naturell gemäß lebt, ohne Rückhalt ſeine Gedanken äußert, rückſichtslos ſeine Ueberzeugungen ausſpricht und ſeinen natürlichen Neigungen folgt. Leſer, welche in der Romanenwelt zu Hauſe ſind, werden hier an Lafontaine's Naturmenſchen denken. Hierher gehört auch der Begriff Naturdichter (ſ. d. Art.). Eben ſo iſt eine Naturerziehung (natürliche Erziehung), d. h. eine ſolche, die bloß ihrem Weſen nach, abſicht= oder bewußtlos wirkt, der Kunſt= (künſtlichen, methodiſchen) Erziehung entgegengeſetzt. Ein andrer, aber ähnlicher Gegenſatz iſt der zwiſchen Natur und Geſchichte oder dem, was durch Geſchichte begründet iſt. So ſtellt man z. B. der poſitiven (geſchichtlich begründeten, durch Thatſachen der Geſchichte geoffenbarten) Religion eine natürliche gegenüber, nämlich eine Religian, die, ohne Hülfe einer geſchichtlichen Offenbarung, ſich bloß auf die natürliche Anlage des Menſchen zur Religioſität gründen könne, wie Einige meinen. Dieſe ſogenannte natürliche Religion iſt nicht zu verwechſeln mit den Naturreligionen (Verehrung der Naturgottheiten) oder Mythologieen der Völker, welche zum Theil auch geſchichtlich begründet zu ſein ſcheinen und zuſammen unter dem Namen Polytheismus begriffen werden. Auf ähnliche Weiſe hat man den Naturwiſſenſchaften die poſitiven Wiſſenſchaften entgegengeſetzt; unter letztern verſteht man nämlich diejenigen, deren Pfleger organiſirte Geſellſchaften im Staate (Fakultäten) bilden, und welche ſonach geſchichtlich entſtanden. Im engſten Sinne heißt Natur der eigenthümlichen Charakter der beſondern Naturdinge, beſonders der organiſchen, für welche der Name in dieſer Bedeutung am meiſten üblich iſt. In dieſem Sinne gibt es alſo ſo viele Naturen, als es Arten von Naturweſen gibt, und die Benennung iſt inſofern zweckmäßig, als der Charakter eines Naturdinges, z. B. eines Thieres, einer Pflanze doch im Grunde eine beſtimmte Offenbarung der Natur (nämlich der innern, ſchaffenden Natur) iſt. In ganz ähnlichem Sinne iſt oft die Rede von der Natur des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magnetismus u. ſ. w., und man verſteht darunter ſowol die weſentlichſten Eigenſchaften dieſer Naturkräfte und Prozeſſe, als auch die Formen, oder Geſetze, in und nach welchen ſie erſcheinen, und ebenfalls iſt in dieſen Fällen die Art und Weiſe gemeint, in welcher ſich die Natur (welche, philoſophiſch, ihrem Innern nach, als eine Einheit von unendlichem Vermögen gedacht wird) in dieſen Kräften und Prozeſſen offenbart. In Beziehung auf Menſchen braucht man den Ausdruck Natur oft in der Bedeutung einer beſondern Beſchaffenheit der leiblichen Organiſation. In dieſem Sinne hat z. B. der Eine eine ſtarke (viel vertragende), der Andre eine ſchwächliche Natur, oder, wie manche Aerzte nach dem alten Style die Organiſationen unterſcheiden, dieſer eine feuchte, jener eine trockene Natur. Abgeſehen von ſolchen beſondern Beſtimmungen, bezeichnet man mit dem Ausdrucke: menſchliche Natur die Geſammtanlage des Menſchen von leiblicher ſowol als geiſtiger Seite, oder die Geſammtheit menſchlicher Vermögen. Auch dieſe Benennung iſt treffend, ob man gleich häufig ihre wahre Bedeutung verkennt. Denn der Menſch iſt nichts anders als die Natur, ſondern nur die höchſte Stufe ihrer Selbſtoffenbarung; in ihm hat ſich die Natur nicht nur individualiſirt (theilweiſe offenbart), wie in den Thieren, Pflanzen und Mineralien, welche nur einzelne Seiten der Natur in

ſich darſtellen, ſondern vielmehr perſoniſicirt, d. h. in ihrer Ganzheit individualiſirt, womit die Bedingung zur Freiheit, zum Selbſtbewußtſein gegeben iſt, welches weſentliche Eigenſchaften der Perſönlichkeit ſind. Auch der Geiſt gehört der Natur an (das Wort in der höchſten und umfaſſenſten Bedeutung genommen), deren thätige Seite er, im Gegenſatz der Materie iſt (ſ. d. Art. Geiſt). Im gebildeten Menſchen iſt der Geiſt der Natur frei geworden, und wenn ſeine Bildung ſo weit gediehen iſt, daß er die Natur wiſſenſchaftlich erkennt, d. h. nicht bloß äußerlich, nach den Formen ihrer Erſcheinung, kennt (empiriſch auffaßt), ſondern auch nach ihrem innern Weſen und geſetzmäßigen Wirken verſteht, alſo den rechten Sinn (die wahre Bedeutung) ihrer Offenbarungen erkennt: ſo kann man, in Beziehung auf dieſe Bildungsſtufe, mit Wahrheit ſagen, daß die Natur in ſolchen (nämlich naturwiſſenſchaftlichen) Menſchen ſich ſelbſt erkenne, während ſie ſich in andern von geringerer Bildung nur unvollkommen, in verworrnem Bewußtſein anſchaut, und in verbildeten Menſchen ſich ſelbſt verkennt. Um dieſes ganz zu verſtehen, muß man ſich zuvor von der gewöhnlichen, beſchränkten Anſicht der Natur aus dem Standpunkte des bloßen Verſtandes frei gemacht und zur höhern Anſicht aus dem Standpunkte der Vernunft (m. vergl. d. Art.), oder der intelligenten Bildung erhoben haben. Dem bloßen Verſtande erſcheinen die Naturdinge nicht bloß äußerlich verſchieden und geſondert für die äußere Anſchauung, ſondern auch innerlich getrennt, und die Natur ſelbſt iſt dem Verſtandesmenſchen ein fremdes Reich, mit welchem er ſich in eine zufällige äußere Beziehung geſetzt glaubt. Die Natur offenbart ſich einem jeden Menſchen nur nach dem Grade ſeiner Geiſtesbildung und Gemüthsbeſchaffenheit (ein Beweis ihrer innern Einheit und Harmonie mit dem Menſchen). Sehr treffend ſagt Novalis (ſ. deſſen Schriften, 2r Th. S. 80) in dieſer Beziehung: „Man ſteht mit der Natur gerade in ſo verſchiedenen Verhältniſſen, wie mit den Menſchen; und wie ſie ſich dem Kinde kindiſch zeigt und ſich gefällig ſeinem kindlichen Herzen anſchmiegt, ſo zeigt ſie ſich dem Gotte (göttlich gebildeten Menſchen) göttlich und ſtimmt zu deſſen hohem Geiſte.“ Eben ſo in einer andern Stelle (S. 82, 2ten Theils): „So entſtehen mannigfache Naturbetrachtungen (Anſichten der Natur), und wenn an einem Ende die Naturempfindung (Naturanſchauung) ein luſtiger Einfall, eine Mahlzeit wird, ſo ſieht man ſie dort, zur andächtigen Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern (im Alterthum) gabs ſolche ernſte Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indeſſen andre, fröhlige Herzen ſich nur auf ſie zu Tiſche baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Geſtirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köſtliche Speiſen, und ſo kam ihnen die Natur nicht wie ein ſtiller wundervoller Tempel, ſondern wie eine luſtige Küche und Speiſekammer vor.“ Dieſe ſinnliche Naturanſicht, welche Novalis hier ſchildert, dürfte immer noch dem kalten Verſtandesbegriff vorzuziehen ſein, welchem die Natur ein buntes, an ſich bedeutungsloſes Mancherlei, ein Stück- und Splitterwerk iſt, in welches ein fremder Verſtand erſt Ordnung und Zuſammenhang hintragen ſoll. Denn jenen erſchien die Natur doch wenigſtens als ein Ganzes, obgleich von ſehr ſinnlicher Art, wie ſie ſelbſt waren, als eine wohlverſorgte, geordnete Speiſekammer; die Natur zeigte ſich dieſen Menſchen nur von ihrer ſinnlichen (gleichſam von ihrer Geſchmacks- und Verdauungs-) Seite; ganz geiſtlos dage-

gen erſcheint ſie denjenigen, welche nur den Verſtand in ſich ausgebildet haben, denn dieſer iſt ein ſonderndes, trennendes Vermögen, und dem bloß reflektirenden (auf das Einzelne geſpannten) Forſcher entflieht der Geiſt der Natur unter den ſpaltenden, anatomirenden Händen. In ihrer ganzen Schönheit aber und zugleich als ein gemüthliches Weſen, als eine liebende Mutter offenbart ſich die Natur dem Dichter, indeß ſie ſich dem beſondern Künſtler von einzelnen Seiten ihrer Schönheit zeigt, indem ſie z. B. dem Maler als ein panoramiſches Gemälde dem Bildhauer und Baumeiſter als plaſtiſches Kunſtwerk, und dem Tonkünſtler vorzugsweiſe als eine lebendige Tonwelt erſcheint. Es iſt in vollem Sinne wahr, daß die Natur, wie ſie für jede Stufe menſchlicher Geiſtesbildung ein entſprechendes Gepräge annimt, ſo für alle Gemüthsſtimmungen paſſende Farben und Töne hat, um mit einem jeden zu harmoniren. So findet ſich zu jenen fröhligen, ſinnlich geſtimmten Menſchen, von welchen zuvor die Rede war, der Gegenſatz in den Schwermüthigen, welchen die Natur ein Trauerhaus oder Jammerthal, das allgemeine Grab alles Lebendigen iſt, während ſie dem Böſewicht und Verbrecher ihre furchtbare Seite zukehrt und ihm als ein Reich erſcheint, in welchem die Geiſter der Finſterniß walten und eine rächende Gottheit, die ihre Quälgeiſter den Uebelthätern nachſendet. Dem Religiöſen und Tugendhaften dagegen erſcheint die Natur oft in ihrer lieblichſten Geſtalt, ſie iſt ihm ein Spiegel der innern Harmonie ſeines Gemüths, eine Welt, in welcher der Geiſt der Liebe aus allen Weſen ihn anſpricht, ein Tempel Gottes, in welchem er ſich in unendlicher Mannichfaltigkeit offenbart. Wer den Faden dieſer Betrachtung mit ſinniger Aufmerkſamkeit zu verfolgen vermag, wird in der Natur das Walten einer gerechten Gottheit erkennen, welche jeden Menſchen nach ſeinem Sein und Thun behandelt, jedem gibt und vergilt, was er verdient, indem ſie in ihrem Aeußern jedem einen treuen Spiegel vorhält, worin er ſein eignes Bild, den Widerſchein ſeines Innern erblickt. Hier offenbart ſich alſo der Grund der ſo mannichfaltig modificirten Anſichten der Menſchen von der Natur, er liegt einer Seits in der Unendlichkeit ihres Innern, welches nach außen alle Seiten darzuſtellen vermag, andrer Seits in der urſprünglichen Einheit und Harmonie des Menſchen mit der Natur, welche beide Gegenbilder von einander ſind. Die Verſtandesaufklärung zwar wird alle dieſe verſchiednen Naturſichten für unwahr und Selbſttäuſchung erklären, aber für eine höhere Anſicht ſind ſie, in gewiſſer Hinſicht, alle wahr, nämlich nur einſeitig und beziehungsweiſe auf die Bildungsſtufe und Stimmung eines Jeden, wie aus dem Bisherigen genugſam erhellt. Denn der Menſch ſteht nie allein, in völliger Trennung von der Natur, in und mit welcher er nur leben kann. In der erſcheinenden Natur iſt das Vorbild alles Menſchlichen enthalten, und daher in ihr ſowol das Göttliche als Ungöttliche zu ſchauen. Wahre Bildung iſt daher der rechte Weg, um zu den Schätzen der Natur zu gelangen und ſie geiſtig zu genießen; je höher die Bildung des Menſchen ſteigt, und gediegner und allſeitiger dieſe Bildung iſt, deſto mehr wird er ſich der Natur, ſie ihm ſich nähern; nur halbe oder Afterbildung entfernt von ihr. Schon die höhern einſeitigen Naturanſichten, z. B. die religiöſe, die poetiſche, künſtleriſche, können ihren Eignern viel reines Vergnügen gewähren, allſeitig aber kann die Anſicht oder Erkenntniß der Natur allein auf dem Standpunkte der Wiſſenſchaft werden. Denn nur von ihm aus können zugleich alle andern Anſichten gehörig gewürdigt (nach ihrem wahren Werthe beurtheilt) werden. In der Wiſſenſchenſchaft

iſt der Verſtand, im Einverſtändniſſe mit der Vernunft, thätig und wird durch ſie geleitet. Der wiſſenſchaftliche (vernünftig gebildete) Verſtand läßt ſich nicht, wie der empiriſche, durch den Schein täuſchen und von ihm gefangen nehmen; für ihn gibt es kein Aeußeres ohne ein Inneres, keine Manichfaltigkeit ohne Einheit, und wenn er zwar, auf das Aeußere der Natur gerichtet, durch die Sinne eine unendliche Mannichfaltigkeit wahrnimt: ſo ſieht er zugleich durch das Auge der Vernunft, daß alle dieſe Mannichfaltigkeit nur für die Erſcheinung gilt, mithin nicht für ſich beſteht, ſondern von der unſichtbaren Einheit (dem Innern) der Natur getragen und durch ſie bedingt wird. Alles Aeußere iſt zeitlich und räumlich, geiſtig (thätig) und leiblich (beharrend). Raum und Zeit ſind nothwendige Formen des Daſeins der Naturdinge, deren Inhalt Geiſt und Materie iſt. Dieſe Formen und ihr Inhalt machen den Begriff des Daſeins aus; Daſein, oder in Zeit und Raum beſtehen, geiſtig und materiell ſein iſt daher eins und daſſelbe. Wie aber keine Form ohne ihren Inhalt ſein kann, ſo auch der Inhalt wieder nicht ohne das Enthaltende. Das Enthaltende von Geiſt und Materie und deren Formen, Zeit und Raum kann nur das Ueberzeitliche und Ueberräumliche, d. h. das Ewige, Ueberſinnliche, in ſich ſelbſt Unendliche, Unwandelbare, Unbedingte, auf ſich ſelbſt Ruhende, mit einem Worte — Gott ſein. Das Ewige kann nur unbedingte Einheit ſein, denn alle Vielheit iſt durch Zeit und Raum bedingt, was ſich von ſelbſt verſteht. Ohne in ſich ſelbſt mannichfaltig zu ſein, iſt Gott gleichwol der unmittelbare Grund aller Mannichfaltigkeit; er iſt der überall gegenwärtige Mittelpunkt alles Zeitlichen und Räumlichen, alles Lebens und Seins, in der Sprache der Philoſophie: die ewige Idee des unendlichen Univerſums oder der geſammten Natur. Dem empiriſchen Verſtande erſcheint Gott als wie von der Natur abſolut getrenntes, gleichſam außer und über der Welt ſchwebendes Weſen, welches zu ihr in einem zuſchauenden oder auch willkürlich eingreiffenden, die Begebenheiten nach beſtimmten Abſichten lenkenden Verhältniß ſteht. Dagegen iſt für den wiſſenſchaftlichen Verſtand Gott das innerſte Weſen der Natur, der alles tragende und erhaltende Urgrund aller Dinge, wodurch deren Inbegriff eben ein Ganzes, eine Welt oder geordnete Geſammtnatur iſt. Das Innere der Natur thätig geſetzt, heißt ſchaffende Natur (natura naturans), Gott als Schöpfer, Allgeiſt oder Weltſeele. Die äußere oder erſcheinende Natur (natura naturata) iſt daher die allſeitige Offenbarung Gottes, die Darſtellung ſeines Weſens in leiblichen Formen und geiſtiger Wirkſamkeit. Dies wird jedem klar ſein, der mit den ſo eben erwähnten, die Natur betreffenden Ideen einverſtanden iſt. Das Innere der Natur, nämlich ihr überſinnlicher Grund, ihr ewiges Urbild, d. h. Gott iſt an ſich verborgen, in das Unendliche ſeiner Einheit verhüllt, und würde ein ewiges Myſterium bleiben, wenn er nicht in die Erſcheinung hervorträte, ſich für die Anſchauung und Erkenntniß, in Raum und Zeit verwirklichte. Dieſe Naturoffenbarung Gottes iſt nicht die Folge eines willkürlichen Entſchluſſes, ſondern ein nothwendiger, aus ſeinem Weſen hervorgegangner und ewig hervorgehender Erfolg. Auch iſt ſie die früheſte und Grundoffenbarung, welche aller andern Offenbarung Gottes vorangehen und ſie begründen muß, oder vielmehr, ſie iſt die Geſammtoffenbarung, in welcher alles Beſondre enthalten iſt. Denn wenn ſich Gott in göttlichen Menſchen offenbart, ſo ſind ja dieſe Menſchen nicht außer der Natur, ſie gehören zu ihr, nämlich zur höchſten Stufe ihrer Bildungen; in ihnen hat ſich das Göttliche, wie das Natürliche,

perſoniſicirt und iſt in ihrem Geiſte zum Bewußtſein oder zum Selbſtgefühl, d. h. zur innern Offenbarung gekommen, welche ſie ihren ſchwächern, aber empfänglichen Brüdern durch Sprache und Beiſpiel mittheilen. Jeder höhere (göttliche) Menſch iſt alſo ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen. Aber die Natur iſt die große, allgemeine Mittlerin, durch welche die perſönlichen Mittler in menſchlicher Geſtalt erſt möglich und wirklich werden. Die Menſchwerdung Gottes in Chriſto, dem größten Mittler zwiſchen Gott und der Menſchheit, war ein Hervortreten des Göttlichen in die erſcheinende Natur, das Einſenken eines göttlichen Mittelpunkts in die Geſchichte, in welcher ſich die höhere Natur (Geiſt und Gemüth) des Menſchen, durch das Hinſchauen und in ſich Aufnehmen dieſes lichten Punkts, wie durch den Einfluß andrer Mittler, entwickelt und heraufbildet. Ein ſolcher Mittler iſt zugleich Verſöhner der Menſchen mit Gott; denn das ſind nur verſchiedne Namen für einen und demſelben Begriff. Die Verſöhnung ſetzt aber einen Abfall von Gott, eine Entzweiung mit ihm voraus. Durch ſeine Selbſtvereinzelung, durch ſeinen Eigenwillen, ſeine Selbſtſucht iſt er Menſch im Abfall von Gott, außer der Einheit mit ihm. Als Ebenbild Gottes ſollte er, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung gemäß und bei ſeinem ewigen Urbilde, nur göttlich handeln, von göttlicher Liebe beſeelt für ſeine Mitmenſchen ſorgen, wie für ſich ſelbſt; aber er handelt nur, oder doch vorzugsweiſe, in ſeinem eignen Namen, ſorgt häufig für ſich und ſeine Erweiterung auf Koſten Andrer; er ſollte ſich, im göttlichen Selbſtgefühl, als willig dienendes Organ in der Harmonie des Ganzen, anſchauen, und hängt an der eiteln Selbſtbeſchauung ſeiner individuellen Vorzüge; er ſollte Gott in der Natur und in der Menſchheit erkennen, ſeinen Geiſt mit der ewigen Wahrheit nähren, mit deren Entwicklung befriedigen, und lebt in vereinzeltem Wiſſen, beſchäftigt ſich mit der äußern Kenntniß der Dinge, die für ſich, abgeſehen von ihrem Zuſammenhange im Ganzen, getrennt von der Beziehung auf Gott, keine Wahrheit haben. Dieſen Abfall theilt aber der Menſch gewiſſermaßen mit der ganzen äußern Natur oder ſie mit ihm. In allen Dingen nämlich, obgleich ſie nur auf ihrem Urgrunde ruhen, in welchem ſie ihrem innerſten Weſen nach wurzeln, obgleich ſie, bewußtlos vom Geiſte des Ganzen beſeelt und von ihm getragen werden, iſt gleichwol der Trieb zur Selbſterhaltung; alle haben das Streben, in ſich ſelbſt zu ſein, ſich als beſondre zu behaupten, und treten daher allem kämpfend gegen über, was feindlich und zerſtörend auf ſie einwirken will. Selbſtſüchtig ziehen ſie alles in ihren Kreis, was ihnen zur Nahrung dienen kann, und was ſie zu überwältigen vermögen, um es zerſtörend in ſich zu verwandeln, ſich davon zu erhalten, und, wo möglich den Kreis ihres Daſeins zu erweitern; und was zu ſchwach iſt in dieſem Kampfe, wird verſchlungen und muß ſein Daſein dem Stärkern zum Opfer bringen. Wer dieſen Streit der Dinge um ihr Daſein nur im Thierreiche ſucht und in ſeinem Verhältniß zum Pflanzenreiche, hat ſeine Anſicht von der (äußern) Natur, hinſichtlich ihres allgemeinen Charakters, noch wenig erweitert und bezieht letztern nur auf einen Theil des Ganzen. Auch die Steine und Metalle behaupten ſich im Kampf gegen die Elemente und gegen einander ſelbſt, indem ſie nur auf Koſten der Elemente entſtehen, leben und wachſen, ſich nährend und erhaltend von deren Beſtandtheilen. Die Elemente ſelbſt ſtehen in ewig feindlichem Verhältniß zu einander, jedes mit dem Beſtreben, für ſich allein zu beſtehen, die andern in ſeinen Kreis zu ziehen und ſich zu aſſimiliren

(in ſich zu verwandeln), was aber immer nur theilweiſe gelingt, indem der unvollkommne Sieg bald auf der einen, bald auf der andern Seite iſt, ſo daß dieſer Kampf nur die Bedingung einer fortwährenden Schöpfung, und ſein Erfolg ein ewiger Wechſel der Dinge, ihres Entſtehens, Wachſens, Gedeihens, Erkrankens und Vergehens iſt. Von der Wahrheit und Allgemeinheit dieſes Verhältniſſes kann man ſich aus der nähern Betrachtung der Polarität (ſ. d. Art.) und des allgemeinen polaren Verhältniſſes der Dinge, welches mit dem ſo eben dargeſtellten eins (identiſch) iſt, überzeugen. Von dieſer Seite betrachtet iſt alſo die ſichtbare Natur der große allgemeine Kampfplatz eines ewigen Kriegs, auf welchem das Leben des Ganzen beruht, welches, bei näherer Beleuchtung, im Grunde ſelbſt nichts anders iſt, als eben dieſer ewige Krieg, mit allen Folgen, die aus ihm hervorgehen. Ja nicht nur das Naturleben in engerm Sinne, vielmehr iſt alles, auch das höhere Menſchliche in allen Sphären des Göttlichen; einerſeits wenigſtens, ein Kampf, der nur mit dem Tode ganz endigt. Das religiöſe Leben z. B., wenn es von ſeiner höhern (himmliſchen) Seite zwar göttlicher Friede iſt, beſteht von der andern, gegen das Niedere, Irdiſche gewendeten Seite in einem fortwährenden Kampfe gegen das irreligiöſe Princip, welches ſowol aus verborgnen Schlupfwinkeln des eignen Innern in Geſtalt von Zweifeln hervortrit, als auch von außen als fremder Unglaube dem Leben des Religiöſen feindlich entgegen kommt. Das Kunſtleben kämpft einer Seits gegen den Widerſtand der Materie, in welcher ſie ihre Ideen verwirklichen (verleiblichen) will, andrer Seits mit den Schwierigkeiten, welche die Endlichkeit der Formen der Darſtellung göttlicher Ideen entgegenwirkt. Und was iſt die Tugend anders, als ein Kampf gegen das böſe (ſelbſtiſche) Princip, ſowol nach innen, gegen dieſen Feind im eignen Gemüthe, als nach außen gegen die Werke der Finſterniß, gegen das ſelbſtſüchtige Streben ſchlechter Menſchen, welche der Ausführung des Guten entgegen kämpfen? Und iſt nicht endlich auch die Wiſſenſchaft ein ewiger Kampf des Geiſtes gegen den Myſticismus (m. vergl. d. Art.), im Streit des intellektuellen Lichts mit dem Dunkel des Geiſtes (Unwiſſenheit, Irrthum, Aberglaube u. ſ. w.), und zwar ebenfalls in doppelter Richtung? Schon dieſer gemeinſchaftliche Charakter beider Welten, der realen und idealen, der Natur und des Geiſtes, deutet auf deren urſprüngliche Einheit und begründet die Ueberzeugung, daß beide nur verſchiedne Stufen eines Ganzen ſind, und daß man nur innerhalb dieſes Ganzen den Gegenſatz einer Naturwelt (des unbewußten Lebens) und eines Reichs der Freiheit (des ſelbſtbewußten Denkens und Handels) anerkennen darf, woraus dann weiter folgt, daß die Natur gleichſam den Grund und Boden für den Baum der Freiheit iſt, das heißt: daß in der Natur der verborgne Keim enthalten iſt, aus welcher ſich alle Herrlichkeit der idealen Welt entwickelt. Wenn aber alles Leben, das niedere, wie das höhere, ein Krieg oder Kampf iſt, ſo darf man nicht vergeſſen, daß das Ende alles Kampfs Friede und Verſöhnung iſt, und man würde das Weſen und Wirken der lebendigen Natur wieder nur einſeitig erfaſſen, wenn man nicht mitten in ihrem kriegeriſchen Reiche aus ihrem fruchtbaren Schoße zugleich den Frieden aufblühen und gedeihen ſähe. Aber der Friede der Natur kann nur theilweiſe oder abwechſelnd auf einzelnen Punkten beſtehen, während im Ganzen der Krieg fortdauert, da allgemeiner Friede Tod wäre. So gehen aus der Verſöhnung ſtreitender, bewußtloſer Naturkräfte neue Erzeugniſſe hervor, welche gleichſam die Beſtätigung (Darſtellung) oder die Frucht

des Friedens ſind. Das ganze Mineralreich z. B. iſt Zeuge von dem Frieden, der nach dem Kampf des Erdelements mit den übrigen Elementen auf unzähligen Punkten der Erdrinde, unter ſehr verſchiednen Bedingungen, zu Stande gekommen iſt. Und ſo iſt jedes Naturerzeugniß (Naturprodukt) die Erſcheinung des Friedens, der Verſöhnung zuvor mit einander im Streit begriffner (ſich polar zu einander verhaltender) Kräfte, zugleich aber auch der Anfang eines neuen Streits, indem die verſchiednen Erzeugniſſe ſich nun ſelbſt polar (feindlich) zu einander verhalten. Ein ähnliches (analoges) Verhältniß findet nothwendig in der idealen Welt Statt, da ſie das höhere Ebenbild der (bewußtloſen) Natur iſt. Das Ende des Kampfs in der Kunſtthätigkeit iſt das Kunſterzeugniß (Kunſtwerk), in deſſen Anſchauung das beſeligende Gefühl der Verſöhnung höherer Kräfte, welche während und in der Arbeit im Streit mit einander waren, im Künſtler und und Kunſtverehrer hervortrit. Der Erfolg oder vielmehr der Sieg aus dem religiöſen und ſittlichen Kampfe iſt göttlicher Friede in der Anſchauung des Göttlichen und das belohnende Gefühl, welches tugendhafte Handlungen begleitet, und der Kampf der Wiſſenſchaft gleicht ſich in der gefundenen oder bewieſenen Wahrheit aus, in welcher der Friede als wiſſenſchaftliche Ueberzeugung (Evidenz) erſcheint. Alle Bildung, im Geiſtigen wie im Leiblichen, iſt alſo Kampfreſultat, und die Namen: Krieg (Kampf, Streit), Friede, Sieg, Held haben eine große, durch das Ganze greifende Bedeutung. Alles Gute, Schöne, Wahre, Große geht aus Kampf und Streit hervor, wodurch es gebildet, geläutert, zum Bewußtſein erhoben (in die Erkenntniß geboren) wird, und um ſo herrlicher erſcheint, je größer und ſchwerer der Kampf war, durch welchen es errungen wurde. Wer in der Welt eine vorzügliche Stelle einnehmen, ſich auszeichnen, ſeine Beſtimmung in vorzüglichem Grade erreichen will, muß tapfer kämpfen und im Kampf ſich als Held bewähren. Und dieſer Kampf iſt ſchwer, denn je höher ein Naturweſen ſteht, deſto größer und vielſeitiger iſt die Sphäre des Streits, in deren Mittelpunkt es als Kämpfer geſtellt iſt. Alle Naturdinge unter dem Menſchen kämpfen nur einſeitig, oder nach wenigen Richtungen gegen einzelne feindliche Angriffe, aber der Menſch iſt von allen Seiten, nach innen und außen von Feinden umgeben, gegen welche er ſich zu behaupten hat, um innerlich und äußerlich den Frieden zu erkämpfen; ein Bild, das jeder Denkende, der die obigen Winke weiter vorfolgt, ſich leicht ſelbſt vervollſtändigen und ausmalen wird. Der Kampf um die Wahrheit in wiſſenſchaftlicher Thätigkeit iſt, im Idealen, der höchſte und darum auch, wenn er gelingt, der erfolgreichſte. Wenn daher die Wiſſenſchaft, indem ſie, vermöge des Zuſammenhangs der Wahrheiten, auf das Ganze geleitet, ihren Blick auf den großen allgemeinen und endloſen Streit, d. h. auf das Leben des Ganzen, der Geſammtnatur, des Univerſums richtet, und in dieſem Streite ſelbſt vollkommne Harmonie, theils wiſſend, theils ahnend erkennt; ſo feiert ſie in dieſer Erkenntniß, welche die Offenbarung Gottes in ihr iſt, ihren höchſten Triumph.

Naturalien, Naturalienkabinet (Naturalienkammer, Naturalienſammlung), Naturalien, Naturerzeugniſſe, ſind alle von der Natur hervorgebrachte Körper, inſofern ſie beſonders durch die Kunſt noch keine weſentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man ſo die ſeltnern oder wohl erhaltenen Naturerzeugniſſe, welche in Naturalienſammlungen aufgenommen werden. Hierzu gehören daher Muſcheln, Steine, getrocknete, in Weingeiſt geſetzte, oder ausgeſtopfte Thiere, Kräuter. Ein Natu-

ralienkabinet iſt daher eine Sammlung von allerlei Gegenſtänden aus den drei Reichen der Natur, welche entweder öffentliche Anſtalt iſt, oder von Privatperſonen angelegt wird. Wahrſcheinlich iſt es, daß Ariſtoteles eine ſolche Sammlung hatte, da ihm auf Alexanders Befehl das Seltenſte aus allen drei Reichen der Natur zugeſchickt werden mußte. Was indeſſen im Alterthume der Einrichtung von Naturalienkabinetten vorzüglich entgegengeſtanden haben muß, ſcheint die Unzulänglichkeit der Mittel geweſen zu ſein, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfnen Gegenſtände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeiſtes, welcher alle Fäulniß abhält und bei ſeiner Durchſichtigkeit die vollkommne Beſchauung des in ihm aufbewahrten Körpers verſtattet, legte man die faulbaren Naturalien in Salzwaſſer oder in Honig, oder man übergoß ſie mit Wachs. Im Mittelalter war die Anlegung von Naturalienſammlungen gewöhnlich die Sache der Kaiſer, Könige und Fürſten, denen man aus dem Auslande ſeltne Naturgegenſtände zum Geſchenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als ſich die Vorurtheile verloren, welche ſich anfangs der Anatomie entgegenſetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menſchliche Körper zu zerlegen, ſcheint man zuerſt den Nutzen des Weingeiſtes zur Aufbewahrung faulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erſt ſpäter wurden Naturalienſammlungen von Privatperſonen angelegt. Solche Oerter, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrſchte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, was Herr von Stetten in ſeiner Kunſtgeſchichte von Augsburg ſagt, daß dieſer Sammlungsgeiſt in Deutſchland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Oſtindien durch ſeinen Handel ſo blühenden Augsburg zuerſt rege geworden ſei. Die erſten einigermaßen bedeutenden Privatſammlungen kommen indeſſen erſt im 16. Jahrh. vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelſus, Cardanus, Conrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturalienſammlungen. Den erſten Katalog von Privatſammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das J. 1553 in Ingolſtadt in großem Anſehen ſtand, 1565 zu München in Quart heraus. Jetzt iſt ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturalienkabinetten angefüllt. Als die vorzüglichſten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Muſeums zu Paris ausmacht, das Naturalienkabinet der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schloſſe zu Berlin und das der Geſellſchaft naturforſchender Freunde ebendaſelbſt, das kaiſerlich-königliche Kabinet der Naturgeſchichte zu Wien, die Kabinette zu München, Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Kabinet, welches einen Theil des brittiſchen Muſeums in London ausmacht, das Naturalienkabinet von Banks ebendaſelbſt, die Kabinette in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiſerliche Naturalienkabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden gibt es keine ausgezeichnet großen Naturalienſammlungen, und bloß in dem letztern Reiche iſt das auf der Univerſität Upſala befindliche Kabinet zu bemerken, um welches ſich der berühmte Linné beſonders verdient gemacht hat. Der mannichfaltige Nutzen ſolcher Sammlungen ſpringt von ſelbſt in die Augen.

Naturaliſiren (zuweilen auch **nationaliſiren**), heißt, Jemand in einem Lande einheimiſch machen, oder ihm als Fremden die politiſchen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen. Das Recht, welches dem Naturaliſirten auf dieſe Weiſe ertheilt wird, heißt das jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande

Gebornen). Bisweilen ſchließt aber die Naturaliſirung oder die Ertheilung des Indigenats (ſ. d. A.) die Mittheilung aller politiſchen Rechte eines Eingebornen oder Landeskindes in ſich, und oft iſt der Indigenat noch vom eigentlichen Bürgerrecht verſchieden. In jedem Lande pflegen die Fälle, in welchen man naturaliſirt werden kann, durch allgemeine Landesgeſetze beſtimmt zu ſein, von denen jedoch in monarchiſchen Staaten die Gunſt des Fürſten häufig losſpricht. Gewöhnlich gibt eine Reihe vor Jahren, die man in einem Lande zugebracht, oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienſt, das man ſich darum erworben hat, den Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt man, daß ſie in ihrer erſten Entwickelungsperiode, um ſich in der Zahl zu verſtärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts eben ſo freigebig waren, als ſie ſtreng und ſparſam damit wurden, wenn der Staat feſt gegründet und in ſeiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten Republiken führte auch mit ſich, daß man mit Ertheilung des Bürgerrechts wieder äußerſt freigebig wurde, indem der Luxus, die vermehrten Communicationen, der verminderte Werth einer ſinkenden Freiheit, das Iſolirungsſyſtem ſchwächte und das Bürgerrecht weniger ſchätzbar machte. Wenn man in England naturaliſirt wird, ſo erhält man damit noch nicht das Recht, Parlamentsglied oder Glied des Miniſterconſeils, oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die Handelsvortheile, welche der geborne Engländer im Handel mit auswärtigen Nationen genießt, könnten jedoch allein viele Ausländer bewegen, ſich naturaliſiren zu laſſen. Auch dafür iſt in England geſorgt. Erſt ſieben Jahre nach der geſchehnen Naturaliſation darf der Naturaliſirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. In einer übergetragenen Bedeutung gebraucht man das Wort naturaliſiren auch von Naturerzeugniſſen eines Landes, welche in ein andres verpflanzt werden, und von Wörtern einer fremden Sprache, welche das Bürgerrecht in einer andern erhalten.

Naturalismus. Unter dieſem Worte verſteht man gewöhnlich die Ausübung einer Kunſt, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derſelben, ſondern nach natürlicher Anlage. So iſt z. B. derjenige ein Naturaliſt im Fechten, der dieſe Kunſt nie nach den Regeln gelernt hat und doch mit einem Andern zu fechten unternimt. So iſt man Naturaliſt ſogar in der Philoſophie, wenn man bloß mit Hülfe des geſunden Menſchenverſtandes, ohne hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe dieſer Wiſſenſchaft, die Aufgaben derſelben zu unterſuchen und zu unterſcheiden trachtet. Alle Künſte ſind in dieſem Sinne von Naturalismus oder Naturaliſterei ausgegangen; früher waren es die vom Inſtinkt oder zuweilen vom Genie eingegebnen Verſuche, aus deren wiederholter Beobachtung ſich mit der Zeit die Kunſtregeln entwickelten. Die erſten Künſtler waren alſo Naturaliſten (d. i. ſie arbeiteten ohne regelmäßige Anweiſung nach natürlicher Anlage), die nachfolgenden bildeten die Kunſt ſo aus, daß es oft ſchien, als ob man ſie ohne natürliche Anlage, und bloß durch Kunſtregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künſtler haben im Gegenſatz geiſtvoller und genialer Naturaliſten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es beſſer ſei, Naturaliſt oder Künſtler in einer Sache zu ſein (vergl. d. Art. Naturdichter). In einer jetzt ſeltner gewordnen und wiſſenſchaftlichen Bedeutung verſteht man unter Naturalismus, im Gegenſatze des Supernaturalismus (ſ. d. Art.), die Anſicht, daß der Menſch durch Gebrauch und geſchickte Anwendung ſeiner natür-

lichen Kräfte, ohne eine offenbarte Religion, zur Vollendung in dieſem und zur Seligkeit in jenem Leben gelangen könne.

Naturdichter, Naturpoeſie. Daß man dieſen Namen in unſrer Zeit ſehr gemißbraucht hat, darin ſind alle Gebildete vollkommen einverſtanden. Indeſſen könnte man noch fragen, ob dieſer Name überhaupt einen verſtändigen Sinn gewähre, und darum wird die genauere Entwicklung der Begriffe über dieſen Gegenſtand nicht überflüſſig ſein. Wenn die Poeſie, wie allgemein angenommen werden muß, eine Kunſt iſt: ſo kann, ſcheint es, kein Dichter ein Naturdichter ſein, und wenn jeder Dichter, wie man ſagt, „geboren wird," oder „ein geborner Dichter ſein muß": ſo muß jeder Dichter auch Naturdichter ſein. Wahr iſt es nun, daß die Dichtkunſt ein Naturell vorausſetzt, welches kein Menſch ſich geben kann; es gibt aber auch Manches an der Kunſt, was nur durch Fleiß, Uebung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zuſammentreffen, iſt das Höchſte in der Poeſie möglich. Jeder iſt alſo zwar durch ſeine Natur, aber Keiner durch bloße Natur Dichter, und es gibt in dieſer Beziehung gar keinen Naturdichter, oder Jeder iſt einer. Aber es laſſen ſich Grade der Kunſtbildung unterſcheiden, mit welchen jemand die Kunſt ausübt. Der Eine empfängt eine ſchulmäßige Anleitung in dem Gebrauche ſeines Kunſtmittels, oder übt ſich ſelbſt nach beſtimmten Grundſätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung deſſelben, um es dereinſt zur freien Darſtellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Studium und fremde Anweiſung ſchon der Verſuch zu einem gelungnen Werke, und jede Uebung eines ſpielenden Krafttriebes ein angenehmes, gefälliges Erzeugniß. Wollte man dieſen Naturdichter nennen, ſo würde entweder der höhere Grad der Genialität das Charakteriſtiſche deſſelben, oder der Naturdichter nichts anders, als ein Naturaliſt in der Dichtkunſt ſein. Denn es läßt ſich wol auch denken, daß Jener, der die vollkommne Schule (das eigentlich Techniſche oder Grammatiſche oder Erlernbare der Kunſt) mit Ernſt und Freiheit mehr oder minder ſchnell durchlaufen, deſſelben Grades der Kraft ſich rühmen dürfe, und daß er den, welcher ſchon früh, faſt ſpielend und ohne planmäßige Anleitung und Uebung ein angenehmes, gefälliges Werk hervorbringt, ſpäterhin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit ſeiner Werke weit übertreffe. In dieſer Rückſicht würden wir einen Naturaliſten in der Poeſie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz ſeines Erzeugniſſes und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden einen Naturaliſten zu nennen pflegt, dem die kunſtmäßige Ausbildung ſeines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger ſichern Uebungen deſſelben das aufſtellt, was er für Kunſtwerk hält oder im Kunſtgebiete zu leiſten entſchloſſen iſt. Wer alſo ſeinen Talenten Alles überläßt, und mit flüchtiger Einſicht in das Kunſtgebiet, ohne tieferes Studium der Kunſt und ihrer Gegenſtände zum Darſtellen eilt, wo er noch üben ſollte, der iſt Naturaliſt. In der Poeſie, Deklamation und in den mimiſchen Künſten zeigt ſich hauptſächlich dieſer Naturalismus, weil in dieſen das Kunſtmittel von dem darſtellenden Subjekt ungetrennt iſt, und Jeder es im Leben ſchon unwillkürlich gebraucht. Deshalb entſteht ſo leicht die Meinung, als ſei in dieſen Künſten das Studium nicht nöthig, und deshalb könnte es auch ſcheinen, als ſei ein jeder Dichter und Schauſpieler Naturaliſt. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, ſo

ergibt ſich bald, mit welchem gewiſſenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiöſen Vertiefung in die Gegenſtände der Dichtkunſt ſie ihren Naturberuf entfaltet und ihrer Kunſt obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die Meiſten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. ſ. w. nicht betrieben hätten, und alſo Naturaliſten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweiſe den Namen des Naturdichters auf ſie übertragen. Sohach würde derſelbe zunächſt denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetiſchen Anlage ausgeſtattet, auch ohne eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweiſung (als Autodidakt) zu dem Charakter des Dichters gelangt. Endlich ſcheint ſich dieſer Name, ſo wie der Ausdruck: Naturpoeſie, auf die verſchiednen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poeſie geübt wird, und ohne welche es nirgends und zu keiner Zeit Poeſie gegeben hat. Es gibt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anſchauung und der allſeitigen Vertiefung in die Gegenſtände trägt. Sie iſt dem Künſtler vorzugsweiſe eigen und förderlich. In Beziehung auf die Perſönlichkeit des Künſtlers aber iſt ſie mehr bebewußtlos, und hat den äußern Anſchein eines inſtinktartigen, aber freien Hingebens und Hingezogenſeins an die Gegenſtände. Sie findet ſich unter Menſchen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo ſich der Menſch nur erſt allmälig über die Naturgewalt erhoben hat, und wo er alſo der Natur noch näher ſteht. Eine andre entgegengeſetzte Art der Bildung findet Statt, wo einſeitige, das Geiſtige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Ueberlegung herrſchend geworden iſt. Man kann ſie die künſtlichere Bildung nennen. Bei jener herrſcht überhaupt die Kunſt, bei dieſer die Wiſſenſchaft vor. Dieſer Gegenſatz aber trit ein: 1. in Hinſicht ganzer Geſchichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchriſtlichen), und der neuern Zeit, ſo daß man die griechiſche Poeſie im Gegenſatze der Poeſie der neuern Völker überhaupt, vorzugsweiſe Naturpoeſie, letztre Kunſtpoeſie nennen könnte, inſofern ſie eine künſtlichere Bildung vorausſetzt, dann 2. in Hinſicht der Geſchichtsperioden einzelner Völker, ſo daß die homeriſche Poeſie durch ihren reinnatürlichen Charakter, im Gegenſatze der ſpätern und ausgebildetern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutſche Poeſie, namentlich die Poeſie der Volkslieder oder die volksmäßige Poeſie im Gegenſatze der Dichtungen ſpäterer und unſrer Zeit, Naturpoeſie genannt werden dürfen; endlich 3. in einer und derſelben Zeit bei verſchiedenartiger Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder dieſe Anſicht, die poetiſche und lebendige, oder die verſtändige und überlegende Anſicht vorherrſcht. So könnte man z. B. Bürger, ja ſelbſt Göthe, als wahre Naturdichter einem Schiller, als mehr überlegendem Dichter (Einige ſagen philoſophiſchem Dichter), entgegenſtellen. Erſtre nämlich faſſen ihre innere Welt im Drange ihres poetiſchen Gefühls in lebendigen, ſcharf beſchloſſnen Zügen und Geſtalten auf; in Schiller's Poeſien findet man dagegen oft nur eine erhabne und geiſtvolle Reflexion über die Gegenſtände, ja über die Poeſie ſelbſt, ſtatt Darſtellung derſelben, ferner einen Gegenſatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dicher in ſeiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schwanken zwiſchen Poeſie und Philoſophie, das freilich erſt nach ſeinem Hingang an Dichtern von weniger Kraft und Gedankenfülle beſonders unangenehm bemerkt und zum Gegenſatz der Poeſie in der Poeſie geworden iſt. Aus dieſer Kulturverſchiedenheit iſt es

auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns ſo ſelten ſind und immer ſeltner erſcheinen werden, da im Gegentheil die Kunſtphiloſophen und Kritiker ſich vermehren. Denn die Reflexion über das Geſchaffne folgt dem Schaffen nach und erſcheint vorherrſchend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks ſich erſchöpft. Ferner iſt es auch erklärbar, warum erſt zu unſrer Zeit der Unterſchied der Naturpoeſie und des Naturdichters von der Kunſtpoeſie gemacht worden iſt. Denn da der Naturdichter, als ſolcher weniger über ſich ſelbſt reflektirt, was erſt der Charakter einer ſpätern Bildung iſt, in welcher der Verſtand vorherrſchend wird: ſo konnte eben auch der Charakter der Naturpoeſie den Menſchen jener Zeit nicht zum Bewußtſein kommen, wol aber der ſpätern Zeit, der Zeit der herrſchenden Reflexion, die jenen Gegenſtand erſt bildet und begreift. Zu den Merkmalen der Naturpoeſie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß ſie mehr oder weniger volksmäßig iſt und alle Klaſſen und Stände einer Nation gleich anſpricht, begeiſtert und erhebt; dahingegen die Kunſtpoeſie einen höhern Grad, beſonders der geiſtigen und geſelligen Bildung verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet iſt. Wenn jene mehr an ſich ſelbſt erhebt und erfreut, ſo muß man ſich zu dieſer erheben und bilden. Endlich kann der Name: Naturpoeſie und Naturdichter, auch auf den Gegenſtand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rückſicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieſer Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erſcheinungen kann nur da ſelbſtſtändig von der Poeſie erfaßt und behandelt werden, wo ſie nicht im Gegenſatze des Geiſtes und bloß durch Ueberlegung, ſondern ſymboliſch und gleichſam als Perſonificirung des Geiſtigen durch Phantaſie aufgefaßt wird. Dieſes iſt gewöhnlich in der beſchreibenden oder malenden Poſie am allerwenigſten der Fall; ſie iſt im Gegentheil öfter Erzeugniß eines einſeitigen Nachdenkens, welchem die Phantaſie kümmerlich untergeordnet wird, als ein freies Ergebniß der gefühlvollen und phantaſiereichen Naturanſchauung; daher wir das beſchreibende Gedicht, wie es iſt, am wenigſten zur Naturpoeſie und den beſchreibenden Dichter am wenigſten zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns Jemand um ein fehlerfreies Muſter der Naturpoeſie in letzterm Sinne fragte. Was man übrigens heut zu Tage hier und damit dem Namen Naturdichter belegt hat, können unſre Leſer aus dem Art. Hiller ungefähr erſehen.

Naturell. Unter dieſem oft ſchwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommnen, Ausdruck befaßt man am richtigſten alle jene Eigenthümlichkeiten der Menſchennatur, die aus den körperlich-organiſchen Anlagen hervorgehen. Vom thieriſchen Leben geht Alles bei uns aus; unſer erſtes Leben iſt bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geiſtige Leben ſich entwickelt hat, dauert das vegetative fort und hat einen weſentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geiſtige Leben. Wie oft ſind wir ein Spiel unſers Mechanismus! Kann aber ſchon ein vorübergehender Zuſtand Veränderungen in uns bewirken, wie viel mehr wird es nicht eine bleibende Beſchaffenheit! Menſchen, die ſchon in der phyſiſchen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorſtellung ſich gleichen. Bei Beurtheilung eines Menſchen hat man demnach Rückſicht zu nehmen auf ſeinen Organismus, die beſondre Beſchaffenheit der feſten und flüſſigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im geiſtigen und moraliſchen Menſchen hervorbringt.

Man kann auch ſagen, daß man Rückſicht zu nehmen habe auf Conſtitution, Bau und Beſchaffenheit der feſten Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüſſige, durch die Lebenskraft geſetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieſer Säfte. Beide ſind noch nicht das Naturell ſelbſt, ſondern nur die Bedingungen deſſelben; denn je nachdem dieſe verſchieden ſind, kommen auch verſchiedne Erſcheinungen des Gemüths zum Vorſchein. S. auch den Art. Temperament. dd.

Naturforſchung, ſ. Naturgeſetze.

Naturgeſchichte iſt (im gewöhnlichen Sinne) die erzählende Darſtellung der Entwicklung der Naturdinge, Naturkörper, Naturprodukte), wobei alle die Entwicklung (werdende und gewordne Bildung) begleitenden Erſcheinungen erwähnt und beſchrieben werden. Wenn aber zugleich die Gründe der Entwicklung mit erörtert werden, wodurch die Nothwendigkeit des beſtimmten Gangs und Charakters der Entwicklung offenbar wird, ſo daß man begreift, warum die Erſcheinungen gerade ſo und nicht anders ſind, noch ſein können: ſo entſteht eine höhere, nicht bloß erzählende, ſondern philoſophiſche Naturgeſchichte, welche auch Naturphiloſophie heißt. Daraus erkennt man, daß das, was man gewöhnlich Naturgeſchichte nennt, nämlich die erzählende (empiriſche), die Entwicklung oder Bildung der Naturdinge reinhiſtoriſch darſtellende Naturgeſchichte erſt durch die Naturphiloſophie ihre rechte Begründung, und ſomit Werth und Wahrheit erhält, und daß dagegen die bloß empiriſche, die ſich um die Gründe der Entwicklung nicht bekümmert, zwar nützlich ſein wird für das praktiſche Menſchenleben, mithin z. B. in ökonomiſcher, technologiſcher, forſtwiſſenſchaftlicher Hinſicht ſehr dienlich ſein, aber keinen Werth als Wiſſenſchaft haben kann, da man durch ſie die Natur und ihre Erzeugniſſe nur von ihrer Außenſeite kennen lernt. Gegenſtände für die Naturgeſchichte können nur diejenigen Naturdinge ſein, deren Entwicklung (Bildung in der Zeit und im Raume), wo möglich von ihrer Entſtehung an, durch deutliche Anſchauung beobachtet werden kann. Dahin gehört alſo die Erde oder unſer Planet, wenigſtens die Erdrinde, ſo weit man ſie durchforſchen kann, und alles was auf ihrer Oberfläche iſt, wächſt und lebt. Was dagegen außerhalb unſers Planeten iſt, der Himmel alſo oder die entfernten Weltkörper, gehört nicht in den Bereich der Naturgeſchichte, obgleich es Gegenſtand einer Naturwiſſenſchaft, der Aſtronomie iſt. Denn jeder Weltkörper muß zwar, als lebendes Weltindividuum, ſo gut wie unſre Erde, wie jede Pflanze, jedes Thier, jeder Menſch, ſeinen beſondern Lebenslauf, d. h. ein entſtehendes, zunehmendes (aufſteigendes), abnehmendes (abſteigendes) und endlich vergehendes (aufhörendes, verſchwindendes) Leben, mithin eine wirkliche (reale) Naturgeſchichte haben, und dieſe Naturgeſchichte kann nur an den Veränderungen, Erſcheinungen und Erzeugniſſen erkannt werden, welche jede Lebensperiode des Weltkörpers bezeichnen und begleiten; aber dieſe Veränderungen, Erſcheinungen ꝛc. können bei den entfernten Weltkörpern nicht beobachtet werden, weil die Anſchauung des Menſchen nicht ſo weit reicht, und daher iſt auch keine kosmiſche Naturgeſchichte (Naturgeſchichte der Weltkörper), als menſchliche Wiſſenſchaft, möglich. Auch werden Phyſik und Chemie, für ſich, nicht zur Naturgeſchichte gerechnet, für welche ſie aber theils begründende, theils Hülfswiſſenſchaften ſind. Es kann alſo nur vier Hauptwiſſenſchaften geben, welche die Naturgeſchichte in ſich begreift (oder zur Naturgeſchichte gehören), nämlich folgende vier naturhiſtoriſche Wiſſenſchaften: 1. die Geologie, als Naturgeſchichte

der Erde, dieſe als Ganzes und in ihren Theilen (Boden, Mineralien) betrachtet, oder die Mineralogie in umfaſſenderm Sinne; 2. die Phytologie oder Botanik, als Naturgeſchichte der Pflanzen und des Pflanzenreichs; 3. die Zoologie, als Naturgeſchichte der Thiere und des Thierreichs, und 4. die Anthropologie als Naturgeſchichte des Menſchen und des Menſchenreichs oder der Menſchenwelt. Jede dieſer, zur ganzen Naturgeſchichte gehörigen vier Hauptabtheilungen oder Hauptwiſſenſchaft hat nun wieder ihre Zweige (als untergeordnete Wiſſenſchaften), welche hier nicht wiederholt zu werden brauchen (ſ. d. Art. Naturwiſſenſchaften), dieſe haben wieder Nebenzweige, und alle treiben gleichſam Laub und entfalten aus ſich Blüten und Früchte, und ſo gleicht das Ganze einem Baum, deſſen Stamm die Geologie, deſſen höchſter Gipfel aber mit den edelſten Blüten und Früchten die Anthropologie iſt. Alle Naturgeſchichte iſt nothwendig einer Seits erzählend (geſchichtlich im engern Sinne), indem ſie die Veränderungen eines ſich entwickelnden Naturindividuums vorträgt, wie ſie in der Zeit auf einander folgen. So erzählt die Phytologie, wie die Pflanze ihre Entwicklung nach zwei entgegengeſetzten Richtungen mit dem Keim des Samenkorns beginnt, abwärts in der Wurzel, die ſich unter der Erdoberfläche verbreitet, aufwärts in dem Stengel, der, ſich über die Erdfläche erhebend, dem Himmel entgegen wächſt; wie der Stengel in der Folge Aeſte und Zweige aus ſich hervortreibt, wie dann die Zweige in Laub ſich entfalten, wie dieſes endlich in der Blüte die höchſte Form der Pflanzenbildung erreicht, wie ferner von dieſem Wendepunkt aus der Lebenslauf der Pflanze abwärts zu ſteigen beginnt, indem ſich aus der Blüte allmälig die Frucht, aus dieſer zuletzt der Same entwickelt. Andrerſeits iſt die Naturgeſchichte beſchreibend, indem ſie zeigt, wie ſich die Lebensmomente eines Naturweſens bei ſeiner Entwicklung, im Raume darſtellen und als leibliche Form in Verbindung mit Farben und ſonſtigen körperlichen Eigenſchaften offenbaren. Die Naturbeſchreibung hat es alſo mit der Gegenwart, daher vorzüglich mit dem zu thun, was ſich im Lebenslauf eines Naturdings im Raume bereits entwickelt hat, alſo mit der Darſtellung der räumlichen Erſcheinung eines Lebens, ſowol im Einzelnen als in der Geſammtheit, nach den Theilen ſowol als im Ganzen. Da nun das Zeitliche und Räumliche der Dinge, nämlich das Fortſchreiten der Entwicklung des Lebens und die Darſtellung des Entwickelten im Raume, in der Natur nicht getrennt, ſondern beides immer beiſammen, in und mit einander iſt, ſo können auch dieſe beiden Momente der Naturgeſchichte: Erzählung und Beſchreibung, nicht völlig von einander getrennt werden, ſondern ſie ſpielen nothwendig in einander, und können nur durch das Uebergewicht auf der einen oder andern Seite, durch ein Vorherrſchen des einen Moments über das andre unterſchieden werden. So hat es die Phytologie, bei der Beſchreibung der Pflanze zunächſt nur mit der räumlichen Gegenwart derſelben zu thun; aber alle Gegenwart weiſt auf eine Vergangenheit zurück und verſpricht eine Zukunft: nicht alle Theile der Pflanze ſind zugleich gegenwärtig; der Phytolog oder Botaniker muß alſo, um vollſtändig zu beſchreiben, zugleich auf das Zeitliche Rückſicht nehmen, in ſeine Beſchreibung die Erzählung aufnehmen, indem er z. B. bei der Beſchreibung der Blüte, wenn er deren Bedeutung angeben will, auf ihr Vorbild in der Laubpflanze (Laub, Stengel und Wurzel) zurückweiſen und auf die Anlage der künftigen Frucht aufmerkſam machen muß, bei der Beſchreibung der Frucht und des Saamens aber auf die vergangene Blüte zurückdeuten muß. Ein drittes Moment der Natur-

geſchichte iſt die Syſtematik, d. h. die naturgemäße oder wenigſtens nach Naturgemäßheit ſtrebende Anordnung und Stellung der Theile des Ganzen; ſie bezieht ſich, einer Seits, auf das vollkommenſte Individuum eines Reichs, andrer Seits, auf das ganze Reich, und ſie kann daher in jener Beziehung die ſpecielle, in dieſer die generelle Syſtematik heißen. Sie iſt eigentlich das Reſultat aus der Erzählung und Beſchreibung, alſo das dritte Moment der Naturgeſchichte, nicht neben den beiden erſten, ſondern aus ihnen hervorgegangen. Denn wer z. B. weiß, wie ſich die vollkommne (ihrer ganzen Idee entſprechende) Pflanze, ihren Theilen nach, in der Zeit entwickelt, und vermöge einer ſinnvollen Beſchreibung die Bedeutung ihrer Theile kennt, der kennt auch ihre nahe und entferntere Verwandtſchaft, ihren Rang, ihre ſtufengemäße Stellung gegen einander, d. h. erkennt das Syſtem der Pflanze. Für die generelle Syſtematik dient nun die ſpecielle zum Muſter und Vorbilde; denn aus dem Syſtem der einzelnen Pflanze — um bei dieſem Beiſpiele zu bleiben — werden die Eintheilungsgründe für das ganze Reich genommen. Die empiriſche Naturgeſchichte pflegt, willkürlich, nur einzelne Theile des ſpeciellen Syſtems herauszuheben, um ſie für die Eintheilung des Reichs zu benutzen, indem z. B., nach Linné, bloß die Organiſation der Blüte (eigentlich nur ein Theil dieſer Organiſation) zum Princip der ſyſtematiſchen Anordnung des ganzen Pflanzenreichs gemacht wird. So entſtehen die künſtlichen Syſteme, deren Mehrheit aus ihrem Weſen ſehr begreiflich iſt (m. vergl. hier d. Art. Naturſyſtem). Die philoſophiſche Naturgeſchichte dagegen nimt ſich das ganze nach philoſophiſchen Gründen erkannte, ſpecielle Syſtem zum leitenden Princip für die natürliche Anordnung des Reichs, und hierdurch wird das natürliche oder philoſophiſche Syſtem begründet, wobei die Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Begründung alle Vielheit der Syſteme ausſchließt. Dieſe drei Momente oder Hauptſeiten der Naturgeſchichte dürfen nun nicht verwechſelt werden mit folgenden drei Theilen, in die ſie in andrer Hinſicht zerfällt. An jedem Naturweſen (Naturindividuum) unterſcheidet nämlich der menſchliche Verſtand: 1) die leibliche Form, mit allen dahin gehörigen materiellen Eigenſchaften; 2) die Subſtanz des Leibes (chemiſchen Beſtandtheile und deren Verhältniß), 3) das Leben. Die Betrachtung, Erforſchung und Beſtimmung dieſer Drei, welche, während des Daſeins, in jedem Naturdinge untrennbar verbunden, oder eigentlich nur Unterſchiede einer Einheit ſind, gibt die drei Theile jeder naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaft, nämlich: a. die Formenlehre — Morphologie; b. die Stofflehre — Stöchiologie (Chemie); c. die Lebenslehre — Biologie oder Phyſiologie. Die Formenlehre, welche vorzugsweiſe Gegenſtand der Naturbeſchreibung oder vielmehr ſie ſelbſt iſt, wäre, naturgemäß, eigentlich der dritte Haupttheil einer naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaft, da die ſichtbare Form oder Geſtalt das Reſultat oder die Erſcheinung des Gleichgewichts von Stoff und Leben iſt, während im Stoff das Materielle, im Leben das Geiſtige oder Thätige mit Uebergewicht hervortrit (ſ. d. Art. Naturwiſſenſchaften); aber die Formenlehre (Morphologie) iſt, einer zweckmäßigen Methode gemäß, der erſte (zuerſt vorzutragende) Theil, weil die Form der (ſinnlichen) Anſchauung am nächſten liegt. Aber dieſe drei Haupttheile ſind in der Naturgeſchichte nicht für ſich und abgeſondert von und neben den oben erwähnten drei Momenten: der Beſchreibung, Erzählung und Syſtematik; ſondern dieſe kommen in jedem Haupttheile wieder vor, und jeder ſoll beſchreibend, erzählend und ſyſtematiſch ſein. So theilt ſich

z. B. die Formenlehre: 1) in Formbeſchreibung; 2) in Formgeſchichte (Darſtellung der Formverwandlung); 3) in Formſyſtematik (Anordnung der Dinge nach ihren Formen). Eben ſo gibt es für die Stöchiologie eine Stoffbeſchreibung (Darſtellung der Eigenſchaften der Stoffe), eine Stoffgeſchichte (erzählende Darſtellung der Umwandlung der Stoffe bei der Entwicklung eines Naturkörpers), und eine Stoffſyſtematik (naturgemäße Eintheilung und Anordnung der Stoffe); und eben ſo hat die Phyſiologie dieſelben drei Momente der Naturgeſchichte in ſich aufzunehmen, oder ſie ſind vielmehr weſentlich in ihr enthalten. Die Naturbeſchreibung hat es mit der Gegenwart (der vorhandnen Bildung, als Ergebniß der Entwicklung), die Erzählung mit der Zeitfolge der Veränderungen bei der Entwicklung die Syſtematik mit der natürlichen Anordnung des Entwickelten zu thun. Bemerkenswerth iſt es, daß die beiden erſten Momente der Naturgeſchichte bei den verſchiednen Naturwiſſenſchaften in einem verſchiednem Verhältniß zu einander ſtehen, und daß dieſes Verhältniß in der Stufenleiter der Naturwiſſenſchaften nach einem erkennbaren Naturgeſetze wechſelt. Da der Entwicklungsgang der Natur mit dem Vorherrſchen des Realen oder Materialen beginnt, und ſtufenweiſe zum Lebendigen und Geiſtigern ſich erhebt: ſo iſt auch in der Mineralogie, die es mit dem unterſten Naturreiche, worin das Materiale überwiegt, zu thun hat, das reale Moment der Naturgeſchichte, die Naturbeſchreibung überwiegend; das ideale dagegen, nämlich die Erzählung oder Naturgeſchichte im engſten Sinne, zurückgedrängt. Mit dem in den folgenden höhern Reichen geſteigerten Naturleben, welches in zeitlichen Veränderungen ſich offenbart, ſteigert ſich auch in gleichem Verhältniß das ideale Moment der Naturgeſchichte in den entſprechenden Wiſſenſchaften; denn deutlicher trit es ſchon in der Phytologie (bei der erzählenden Darſtellung der Pflanzenentwicklung) hervor, fängt in der Zoologie an, überwiegend zu werden, und iſt in der Anthropologie (Naturgeſchichte des Menſchen und der Menſchenwelt) in entſchiednem Uebergewicht. Im Menſchen iſt die Natur im höchſten Grade zeitlich und geiſtig geworden (das Zeitliche iſt die Form des Geiſtigen). Zur Anthropologie gehört die Geſchichte. Denn Geſchichte iſt ebenfalls Naturgeſchichte; ſie iſt Geſchichte der Natur des Menſchen und ſeines Geſchlechts, Darſtellung der Entwicklung der phyſiſchen (leiblichen), pſychiſchen (ſeeliſchen, geiſtigen), mithin auch ethiſchen (moraliſch-religiöſen) Natur des geſelligen Menſchen. Daher hat die Naturgeſchichte in ihre höchſten Stufen (die Zoologie und Anthropologie) noch einen vierten weſentlichen Theil, die Pſychologie nämlich, in ſich aufzunehmen, d. h. ſie hat dieſe Wiſſenſchaft, als weſentlich zu ihr gehörig zu betrachten und zu bearbeiten. Von dieſer Seite iſt aber, zur Vervollkommnung der Naturgeſchichte noch viel, und in Betreff der Zoologie faſt noch alles zu thun übrig, da die Thierpſychologie gegenwärtig noch empiriſches Stückwerk iſt, welches man in die Naturgeſchichte der einzelnen Thiere da mit einwebt, wo von ihrem Betragen, d. h. von ihren pſychiſchen Eigenſchaften die Rede iſt, wie ſich dieſe in Handlungen äußern. Man war bisher gewohnt, die Pſychologie des Menſchen nicht nur von den Naturwiſſenſchaften zu trennen, ſondern ſie wol gar als eine ihnen völlig fremde (heterogene) Wiſſenſchaft zu betrachten; aber mit welchem Rechte? Was iſt die Pſyche (Seele) des Thieres anders, als ſeine unſichtbare Natur? Und ſo iſt auch die menſchliche Pſyche nichts anders, als des Menſchen höhere, ideale Natur. Pſychiſches Leben iſt höheres Naturleben. Die Seele iſt keine zufällige Gabe, die zum fertigen Leibe

erſt hinzugekommen wäre; ſie iſt eins mit dem Leben und iſt daher dieſes ſelbſt auf einer höhern Stufe (man vergl. d. Art. Geiſt). Die Anthropologie iſt die höchſte naturhiſtoriſche Wiſſenſchaft, wovon ein Haupttheil die Pſychologie, als Wiſſenſchaft von der geiſtigen Natur des individuellen Menſchen, iſt. Da überhaupt das Edelſte oder Höchſte am ſpäteſten zur völligen Entwicklung (Reife) gelangt: ſo darf man ſich nicht wundern, daß es noch keine Anthropologie als vollſtändig organiſirte Wiſſenſchaft gibt, daß ſie nur noch ſtückweiſe exiſtirt und erſt von der Zukunft die Sammlung ihrer zerſtreuten Glieder in ein Ganzes erwartet, womit zugleich ein neuer Geiſt in ſie kommen wird, der die zum Theil noch unerkannten Theile oder Glieder vollkommner geſtalten und in die innigſte Beziehung mit einander ſetzen wird. Sie wird ſich dann als diejenige Wiſſenſchaft offenbaren, in welcher die realen und idealen, die Natur- und Geiſteswiſſenſchaften ihren Einigungspunkt finden müſſen, mithin die alte Trennung, die der ſondernde und abſtrahirende (ſcheidende) Verſtand zwiſchen Natur und Geiſt geſetzt hat, aufhören, mithin auch die Scheidewand zwiſchen den erwähnten Wiſſenſchaften fallen wird, indem die idealen Wiſſenſchaften ſich deutlich als höhere Naturwiſſenſchaften zu erkennen geben werden. Endlich gehören zur Naturgeſchichte noch folgende, ergänzende, doch minder weſentliche Theile, nämlich: a. die Beſtimmung des Vorkommens oder Aufenthalts und der geographiſchen Verbreitung der Naturprodukte, was man die Geographie der Naturgeſchichte nennen kann; b. die Beziehung derſelben auf die Benutzung von Seiten der Menſchen, wodurch eine Verbindung der Naturgeſchichte mit andern Wiſſenſchaften entſteht, in welcher Hinſicht z. B. von einer ökonomiſchen, technologiſchen, forſt- und jagdwiſſenſchaftlichen Naturgeſchichte die Rede ſein kann. Bei der Naturgeſchichte eines einzelnen Naturdinges oder ſeiner Art, müßten alſo, wenn ſie vollſtändig ſein ſoll, beſonders in Beziehung auf die höhern Reiche, alſo z. B. bei der Naturgeſchichte eines Thieres folgende Punkte vorkommen; 1. ſyſtematiſche Beſtimmung durch die Artkennzeichen (denn die Charaktere des Reichs, der Klaſſe, Ordnung, Zunft, Sippſchaft und Gattung werden der ſpeciellen Naturgeſchichte vorausgeſchickt), Syſtematik; 2. Naturbeſchreibung, Morphologie; 3. Aufenthalt, geographiſche Verbreitung, geographiſche Naturgeſchichte; 4. anatomiſche Beſtimmungen (kurze Beſchreibung der innern Theile); 5. phyſiologiſche Beſtimmungen, Biologie der innern Theile; 6. ſtöchiologiſche Beſtimmungen, Stofflehre oder Chemie, in Beziehung auf die innern Theile; 7. Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart und pſychiſches Betragen, niedere und höhere Biologie, Lebens- und Seelenlehre in Beziehung auf das Ganze (des Thieres); 8. Nutzen, Schaden, Jagd, Fang, ökonomiſche, technologiſche, forſt- und jagdwiſſenſchaftliche Naturgeſchichte. Einige dieſer Punkte fehlen noch in der ſpeciellen Naturgeſchichte, andre können noch zu wenig berückſichtigt werden; die Ergänzung iſt von der Zukunft zu erwarten und wird durch das Fortſchreiten der Wiſſenſchaften herbeigeführt werden. Die erſte Begründung der Naturgeſchichte feiern wir in dem Namen Ariſtoteles. Unter den Römern hat ſich der ältere Plinius, für ſeine Zeit, um die Naturgeſchichte verdient gemacht. Im Mittelalter war ſie mit allen Wiſſenſchaften im tiefſten Verfall, und noch zu Anfang bis über die Mitte des vorigen Jahrhunders in dürftigem Zuſtande, durch Erdichtungen, fabelhafte Thiere und andre Irrthümer entſtellt. Erſt ſeit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und dem Anfange des gegenwärtigen neunzehnten hat ſie ſich, mit der

Wiedergeburt der Philoſophie, zu einer bedeutenden Bildung erhoben und ſieht einem noch blühendern Zuſtande entgegen.

Naturgeſetze. Wollte man ſich unter dieſer Benennung feſte (unabänderliche) Regeln denken, nach welchen die Erſcheinungen oder Veränderungen in der Natur erfolgen, Regeln, welche Gott der Natur eingeprägt, ihr gleichſam vorgeſchrieben und dadurch eine Ordnung und Sicherheit gegeben hat, in welcher ſich ſeine Weisheit offenbart: ſo würde man die Wahrheit nicht ſehr verfehlt haben, vorausgeſetzt, daß man ſich Gott nicht als einen von der Natur getrennten und ihr ganz fremden Geſetzgeber denkt. Wer die letztre Vorſtellung von Gott noch für die ſeinige erkennt, dem kann auch die Natur nichts Höheres ſein, als ein mechaniſches Kunſtwerk, hervorgebracht durch einen von ihm weſentlich geſonderten Künſtler, nach einen zuvor (auf menſchliche Weiſe) in der Zeit entworfnen Plane. Dagegen iſt die obige Erklärung der Naturgeſetze richtig, ſobald man ſich den Geſetzgeber als die überſinnliche Natur, als das ewige Anſich der Dinge, als deren unveränderlichen, von ihnen ſelbſt untrennbaren Urgrund und alle Erſcheinung tragenden Mittelpunkt denkt. Dann ſind die Naturgeſetze nicht von außen her in die Natur gekommen, ſondern ſie quellen aus ihrem Innerſten hervor, und der Geſetzgeber iſt der in der Natur, wie in der idealen Welt (Geſchichte) mit unmittelbarer, unendlicher Weisheit wirkende und waltende Weltgeiſt. Daher kann man auch ſagen, die Natur ſei ihre eigne oder Selbſtgeſetzgeberin, oder, wie die Philoſophen ſich ausdrücken, ſie handle autonomiſch, d. h. ſelbſtſtändig, nach Geſetzen, die unmittelbar aus ihrem unſichtbaren Weſen hervorgehen. Auch der menſchliche Geſetzgeber kann ja nur menſchliche Geſetze vorſchreiben, und darf den Menſchen keine ſolchen aufdringen, welche dem Weſen der Menſchheit fremd wären, ſie werden, im Gegentheil, um ſo mehr das Gepräge der Weisheit in ſich tragen, je mehr ſie mit der menſchlichen Natur übereinſtimmen und aus ihrer Tiefe genommen ſind. Gegen ſolche Geſetze ſträubt ſich auch der gebildete Menſch nicht; er befolgt ſie gern und willig, d. h. indem er fühlt und ſieht, daß der Geſetzgeber nur ausgeſprochen und ſeinem Bewußtſein vorgeführt hat, was in ihm ſelbſt liegt, was ſeine eigne Natur ihm in Beziehung auf geſelliges, rechtliches Leben vorſchreibt. Ein weiſer Geſetzgeber entwickelt und ordnet nun die menſchlichen Naturgeſetze für das wechſelwirkende Leben der Menſchen im Staate. Nur der unrechtliche, bürgerlich verbildete Menſch fühlt ſich unter dem Zwange des Geſetzes, weil er von ſeiner rechtlichen Natur abgefallen, ihr untreu geworden iſt, nur folgend ſeinem verkehrten Weſen. Und ſo ſteht auch nur der ſittlich gefallne Menſch, der Unſittliche, Laſterhafte unter dem Zwange des Sittengeſetzes. Für den Tugendhaften gibt es kein: Du ſollſt; denn er handelt, als ſolcher, im Geiſte ſeiner eignen, höhern, ſittlichen Natur, getreu dem Göttlichen, das in ihm wohnt, und fühlt ſich frei und ſelig in dieſer Harmonie, die ſeiner Beſtimmung entſpricht. Wie nun die menſchlichen Naturgeſetze (Rechtsgeſetze) die Ordnung, Sicherheit und Freiheit des bürgerlichen Lebens begründen und das Sittengeſetz die moraliſche Weltordnung bedingt, ſo die Naturgeſetze die Ordnung, Sicherheit und Harmonie der bewußtloſen Natur. Sie ſind Zeugen von der Beſtändigkeit, Untrüglichkeit, gleichſam von der unendlichen Treue, auf welche mit vollkommner Sicherheit zu bauen iſt, ſo weit man ihre Geſetze kennt; durch letztre iſt alles in der Natur bis auf das Kleinſte, Unſcheinbarſte herab, dem Zufall entrückt und der Ordnung übergeben. Es iſt nur der religiöſe

Ausdruck für dieſe Wahrheit, wenn Chriſtus ſagte: „Ohne Gottes Willen fällt kein Sperling von dem Dache, kein Haar von einem Haupte." Der Wille Gottes offenbart ſich hier, wie überall, in der durch das Ganze greifenden weiſen Geſetzmäßigkeit der Natur. Und könnte die Natur wol ein Ganzes ſein, wenn es ſich anders verhielte? Sie iſt entweder durchgängig zufällig und dann kein Ganzes, oder ein Ganzes und dann durchgängig geſetzmäßig. Geſetzloſigkeit, wenn man ſie irgendwo in der Natur, z. B. in den Veränderungen des Wetters zu ſehen meint, kann daher nur ſcheinbar ſein, und dieſer Schein kommt von der Unkenntniß der Naturgeſetze in dieſer Sphäre ihres Lebens und Seins. Wenn aber die Wetterveränderungen wirklich zufällig und Folge der geſetzloſen Willkür der Natur in ihrer atmoſphäriſchen Thätigkeit ſind, woher kommt es, daß gleichwol die Menſchen, namentlich die Naturforſcher, von jeher bemüht waren, das Wetter vorauszubeſtimmen, und von dieſem, ſo oft ſchon mißlungnen Streben noch immer nicht ablaſſen wollen? Wäre es nicht widerſprechend, bei der Vorausſetzung, daß die Natur irgendwo und irgendwann willkürlich (geſetzlos, zufällig) handeln könne, dennoch ihre Handlungen vorausſagen zu wollen? Aber der Menſch, ein Sohn und Ebenbild der Natur, widerſpricht ſich hierin nicht; er iſt genöthigt, und wäre es gegen ſeinen Willen, die Natur in ihren Erſcheinungen durchgängig und ohne Ausnahme, als geſetzmäßig zu betrachten und daher überall, auch in ihrem ſcheinbar willkürlichſten Wirken, nach ihren Geſetzen zu forſchen. Auf das gleiche Ergebniß kann man auch auf einem andern Wege, von einer andern Seite her gelangen. Alles Erſcheinen der Natur iſt Aeußerung ihres Innern (Verborgnen), Offenbarung ihres überſinnlichen Weſens in der Sphäre des Sinnlichen, d. h. in der Welt des Materiellen und Geiſtigen, mithin Darſtellung ihres Weſens in räumlichen und zeitlichen Formen. Alles Leben und Sein der erſcheinenden Natur iſt zeitliche und räumliche Offenbarung. Zeit und Raum ſind aber die Uranfänge (Principien) der Mathematik, und deren Gegenſtand die Welt der zeitlichen und räumlichen Formen (der Zahlen und Geſtalten). Die ſchaffende Natur, von dieſer Seite betrachtet, zeigt ſich überall als vollkommene, allſeitige, mathematiſche Künſtlerin, und ihre Geſetze können nur näher als mathematiſche (Zeit- und Raum-) Beſtimmungen ihres Erſcheinens, doch ihres Wirkens und Seins erklärt werden. Man betrachte, welches Naturgeſetz man will, ſo wird man es und oft auf den erſten Blick, von mathematiſchem Charakter finden und gewahr werden, daß der Inhalt eines jeden, im Allgemeinen, Maß, Zahl, Gewicht iſt, und daß in jedem beſondern Naturgeſetze ein beſtimmtes Verhältniß der Naturkräfte oder ein Zeit- und Raumverhältniß der Erſcheinungen ausgeſprochen wird. Man betrachte in dieſer Beziehung z. B. folgende Naturgeſetze: 1. Alles Licht, ſo lange es in einerlei Mittel (durchſichtigen Materie) bleibt, pflanzt ſich in gerader Richtung (nach geraden Linien) fort; 2. das Geſetz der Strahlenbrechung: wenn ein Lichtſtrahl aus einem dünnern in ein dichteres Mittel übergeht, ſo wird er nach dem Einfallslothe zu gebrochen, und der gebrochene Winkel iſt kleiner als der Neigungswinkel; im entgegengeſetzter Falle wird aber der Lichtſtrahl von dem Einfallslothe abwärts gebrochen, und der gebrochne Winkel iſt jederzeit größer als der Neigungswinkel (ſ. d. Art. Brechung der Lichtſtrahlen); 3. das Geſetz des Falles, nach welchem bei einem fallenden Körper die Räume, welche er durchläuft, ſich wie die Quadrate der dazu erfoderlichen Zeiten verhalten. Aber auch in den organiſchen Naturreichen iſt

alles naturgeſetzmäßig und es offenbart ſich der gleiche mathematiſche Charakter in den Naturgeſetzen des Organiſchen, wie in denen des Anorganiſchen. Man beachte z. B. in dieſer Hinſicht das camper'ſche (von Camper entdeckte) Naturgeſetz, nach welchem der untere und vordere Theil des thieriſchen und menſchlichen Geſichts in Beziehung auf Stirn und Schädel deſto mehr zurücktrit, je vollkommner organiſirt und geiſtvoller die Weſen ſind; oder das ſömmering'ſche, nach welchem das Gehirn im Verhältniſſe zur Maſſe und Dicke des Rükkenmarks und der Nerven an Größe und Maſſe um ſo bedeutender iſt, je vollkommner organiſirt die Thiere ſind; oder das gall'ſche, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfreſſenden Thieren hinter, bei fleiſchfreſſenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnſchädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann. Niemand wird verkennen, daß das Weſen dieſer (zuletzt erwähnten) Naturgeſetze in beſtimmten Raumverhältniſſen, hinſichtlich der Kopftheile und andern Organe bei Thieren verſchiednen Ranges (verſchiedner Stufe oder verſchiednen organiſchen Werthes) liegt. Wo aber die Raumverhältniſſe zurücktreten und keine oder weniger geometriſche Beſtimmungen geſtatten, da treten deſto mehr die Zeitverhältniſſe hervor, welche in arithmetiſchen Beſtimmungen (Zahlen) ausgedrückt werden. So haben z. B. viele Krankheiten ihr bekanntes Zeitgeſetz (Typus), d. h. ſie entwickeln ſich in einer beſtimmten Zeit, kommen daher an beſtimmten Tagen, z. B. am 7., 14., 21. u. f. Tage zur Entſcheidung (Kriſis), ſie haben, wie man ſich ausdrückt, eine ſiebentägige Periode, oder die Anfälle und Erſcheinungen gewiſſer Krankheiten kehren an beſtimmten Tagen wieder, wie bei verſchiednen Arten der Fieber. Eben ſo iſt die Entwicklung der organiſchen Weſen an Zeitgeſetze gebunden; die Brütezeit der Vögel z. B. iſt bei verſchiednen Arten eine verſchiedne, aber beſtimmte, deren Länge wieder mit der Stufe oder Vollkommenheit der Vögel in einem beſtimmten Verhältniß ſteht, indem z. B. der Zaunkönig eine viel kürzere Zeit zum Ausbrüten ſeiner Eier nöthig hat, als der (weibliche) Adler. Eben ſo verhält es ſich mit der Zeit des Trächtigſeins der Säugthiere, bei welchen auch die Saugezeit für die Jungen bei den verſchiednen Gattungen eine verſchiedne, aber beſtimmte iſt, u. ſ. w. Wenn bei andern Naturgeſetzen der mathematiſche Inhalt oder Charakter nicht ſogleich erkennbar iſt, ſo darf man ſicher vorausſetzen, daß er ſich nur unſerm Blicke verhüllt und daher oft bei näherer Beleuchtung hervortrit. Das Naturgeſetz, kraft welchem thieriſche Körper nach dem Tode in Fäulniß übergehen, möge hier zur Erläuterung dienen. Wenn dieſem Geſetz aller mathematiſche Inhalt zu fehlen ſcheint, ſo kommt es theils von der Unbeſtimmtheit ſeines ſprachlichen Ausdrucks in dieſer Stellung, theils von der Dunkelheit des Begriffs, den man ſich unter dem Worte: Fäulniß, denkt. Dagegen blickt aus dem wiſſenſchaftlichen Begriffe der Fäulniß ſogleich das Mathematiſche des Geſetzes hervor; denn alle Fäulniß, ſagt die Wiſſenſchaft, iſt ein Zerfallen der Einheit der organiſchen Maſſe in eine Vielheit (unbeſtimmte Zahl) organiſcher und chemiſcher Grundſtoffe. Ueberdieß treten, bei näherer Betrachtung des allgemeinen Geſetzes im Beſondern auch Zeitgeſetze, welche der Entwicklung der Fäulniß angehören, hervor. Denn da letztre durch den Einfluß der atmoſphäriſchen Luft und deren Wärme bedingt iſt, ſo trit die ſinnlich wahrnehmbare Fäulniß bald früher, bald ſpäter ein, je nachdem ihr die vorhandne Beſchaffenheit der Luft und ihrer Temperatur mehr oder weniger günſtig iſt. Auch treten die verſchiednen Stoffe oder Pro-

dufte der Fäulniß nach einander in beſtimmten Perioden vorherrſchend auf; Winke genug, um daraus die mathematiſche Form der Naturthätigkeit im Faulungsprozeſſe deutlich zu erkennen. Die befriedigende Erörterung dieſes Artikels ſcheint noch die Beantwortung einiger Fragen zu fodern, welche in manchem Leſer das weitere Nachdenken über dieſen Gegenſtand hervorrufen dürfte; es ſind folgende: 1. kann ein Naturgeſetz durch höhere (übernatürliche) Kräfte, etwa durch den Einfluß göttlicher Macht auf die Natur, für beſtimmte Fälle, zum Behuf guter Zwecke, wenigſtens auf Augenblicke aufgehoben werden? oder iſt das, was wir Wunder nennen, etwa eine ſolche augenblickliche (momentane) Aufhebung von Naturgeſetzen? Vernünftiger Weiſe kann dieſe Frage nicht bejahet werden. Wenn Gott in den Naturgeſetzen ſelbſt, in der durch ſie geſetzten durchgängigen Ordnung und Harmonie des Ganzen ſich herrlich offenbart, wenn die Naturgeſetze als Wahrheiten ſeiner Offenbarung erſcheinen: ſo würde er durch Aufhebung des geringſten Naturgeſetzes (wenn überhaupt von etwas Geringem in der Natur die Rede ſein kann) ſich ſelbſt widerſprechen, indem er eine Wahrheit ſeiner Offenbarung vernichtete. Wunder ſind für uns diejenigen Erſcheinungen, die wir aus bekannten Naturgeſetzen nicht erklären können. Oder es trit unter Umſtänden, die wir nicht durchſchauen und die uns gleichwol bekannt vorkommen, ſtatt des erwarteten, ein höheres unbekanntes Naturgeſetz ein, und der Erfolg iſt uns ein Wunder. Wer z. B. die Geſetze des thieriſchen Magnetismus nicht kennt, ſieht in den Erſcheinungen des Somnambulismus lauter Wunder; es ſei denn, daß er den Dünkel habe, alles für Betrug und Selbſttäuſchung erklären zu wollen. Der Glaube an Wunder iſt vernünftig, wenn man ſie als Zeugen höherer noch unbekannter Naturgeſetze betrachtet; es iſt Wahn- und Irrglaube, wenn man ſie für naturgeſetzwidrige Erſcheinungen hält. 2. Kann ein Naturgeſetz das andre aufheben oder wenigſtens beſchränken? Auch dieſe Frage muß, ihrer erſten Hälfte nach, unbedingt verneint werden. Kein Naturgeſetz kann das andre aufheben, oder es müßte eine Wahrheit die andre aufheben (vernichten) können, was ein Widerſpruch wäre, durch welchen das ganze Reich der Wahrheit fallen müßte. Wie alle beſondern, bedingten Wahrheiten in einer unbedingten, ewigen, in einer Ur- und Grundwahrheit ihren Einigungspunkt haben, wodurch ein organiſcher Zuſammenhang aller Wahrheiten beſteht, ſo verhält es ſich auch mit den Naturgeſetzen. Die Aufhebung eines Naturgeſetzes durch ein andres kann daher nur ſcheinbar ſein; man ſieht z. B. eine Pflaumfeder, die dem Geſetz der Schwere gemäß, ſenkrecht gegen die Erdoberfläche oder vielmehr nach dem Mittelpunkt der Erde zu mit beſchleinigter Geſchwindigkeit, wie andre Körper, fallen ſollte, nach verſchiednen Richtungen, bald aufwärts, bald ſeitwärts durch die Luft fliegen. Darf man daraus wol ſchließen, die Flaumfeder ſei von jenem allgemeinen Geſetz, welchem ſonſt alle Körper der Erde unterworfen ſind, ausgenommen, oder das Geſetz ſei in ihr durch ein andres, nämlich durch das Geſetz des Widerſtandes der bewegten Luft, wodurch die Bewegung nach andern Richtungen beſtimmt wird, aufgehoben? Keineswegs. Denn im möglichſt luftleeren Raume fällt die Flaumfeder wie andre Körper, aber wegen ihres geringen Gewichts wird in freier Luft ihr Fallen nach dem Geſetz der Schwere durch den Widerſtand und die Bewegung dieſes Elements geſtört und modificirt; ihre regellos ſcheinende Bewegung iſt alſo die zuſammengeſetzte Folge oder Erſcheinung zweier Geſetze, welche zu gleicher Zeit in ihr wirken, nämlich des Geſetzes der Schwere und des Widerſtandes der

Luft. Wirkte die Schwere allein oder ihr Geſetz, ſo würde ſie ſenkrecht fallen mit geſetzmäßig zunehmendes Geſchwindigkeit; wirkte die Luft allein oder das Geſuch ihres Widerſtandes, ſo müßte ihre Bewegung nach andern Richtungen ungleich ſchneller ſein. Jenes Geſetz des Falles, nach welchem ſich die durchlaufnen Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten (ſ. d. Art. Gravitation) gilt in ſeiner Reinheit für die Erſcheinung nur für den Fall oer Körper im völlig luftleeren Raum, welcher in der Wirklichkeit nie Statt ſindet; das Geſetz, in ſeiner Reinheit ausgeſprochen, wird alſo iſolirt gedacht, d. h. mit Abzug der Störung durch den Widerſtand der Luft oder jedes andern Mittels, worin die Körper fallen können. Aber in der Natur iſt keins ihrer Geſetze iſolirt, und keins kann ſich daher in der Erſcheinung rein, ohne Modiſication durch andre Geſetze darſtellen oder ausſprechen. Auf höhern Stufen der Geſammtnatur, in den organiſchen Reichen, wo immer mehrere Kräfte zuſammenwirken, deren jede nach eigenthümlichen Geſetzen thätig iſt, die einander gegenſeitig den Erfolg beſchränken, werden die Erſcheinungen immer verwickelter und ſchwerer zu erklären, indem wol manches Geſetz noch unbekannt iſt, während alle zur Erklärung nothwendig ſind. Und dieſes gibt den Schein von Willkür in der Natur, welche aus überſchwenglichem innerm Reichthum mit den Farben, Geſtalten und Tönen ihrer Kinder oft gleichſam zu ſpielen (willkürlich zu ſchalten) ſcheint; ein Schein, der wol manchen Naturforſcher verleitet hat, auch dem Zufall (der Geſetzloſigkeit) in der Natur eine Rolle zu geſtatten; welche Meinung aber ſelbſt dem Vernunftbegriff (der wahren Idee) der Natur widerſpricht, da die Geſammtheit der Naturgeſetze eigentlich die mathematiſche Form der Natur iſt, welche ihrem Weſen durchgängig entſprechen muß, und in welcher jeder Zufall eine das Ganze verletzende Lücke ſein würde.

Naturlehre oder Phyſik heißt der Theil der Naturkunde, welcher die allgemeinen Eigenſchaften, Kräfte und Wirkungen der Naturkörper kennen lehrt. Die Grenzen dieſer Wiſſenſchaft laſſen ſich jedoch nicht mit völliger Beſtimmtheit ziehen, da ſie auf vielen Seiten mit der Mathematik, Chemie und Naturgeſchichte zuſammenfließt. Der Grund zur Naturlehre wurde ſchon im frühern Alterthume gelegt. Der häuſige und unentbehrliche Gebrauch der Naturkörper führte von ſelbſt dahin, ihre Eigenſchaften und Kräfte wenigſtens oberflächlich kennen zu lernen, aber es verſtrich über ein Jahrtauſend, ehe die Chaldäer und Aegypter anſingen, die gemachten Beobachtungen wiſſenſchaftlich zu ordnen. Die Griechen, welche von ihnen lernten, ließen ſie bald hinter ſich zurück. Sie waren, ſo viel wir wiſſen, die erſten, welche die vorhandnen phyſikaliſchen Kenntniſſe als eine beſondre Wiſſenſchaft behandelten und ſtudirten, die ihnen ein Theil der Philoſophie war. Da es ihnen aber an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte: ſo geriethen ſie auf unzählige Abwege. Von den Römern wurde die Naturlehre wenig bearbeitet und ſchlummerte wie alle übrigen Wiſſenſchaften, bis zu den Zeiten der Araber. Dieſe ſchöpften ſie aus dem Ariſtoteles, deſſen Werke ſie ſorgfältig bearbeiteten und commentirten. Unter den Chriſten des Mittelalters hinderte religiöſer Aberglaube das Aufblühen der Naturlehre, der Verdacht der Zauberei traf denjenigen, der ſich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur über ſein Zeitalter erhob. Außerdem aber befand man ſich auf durchaus falſchem Wege; ſtatt die Natur zu beobachten, verfolgte man die leeren ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Grillen. Erſt zu Anfange des 17. Jahrh. zeigte Baco von Verulam mit Nach-

druck, wie nothwendig es ſei, ſich, um die Natur kennen zu lernen, von der Erfahrung leiten zu laſſen. Schon vor ihm hatten Kopernikus und Tycho de Brahe das ariſtoteliſche Lehrgebäude angegriffen und die Schwächen deſſelben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, Keppler u. A. auf und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie öffentlich zu behaupten, war indeß in ſeinem Zeitalter mit großer Gefahr verbunden. Nur langſam ſiegte die Wahrheit, wozu die Erfindung mehrer phyſikaliſchen Inſtrumente nicht wenig beitrug, indem man mit Hülfe derſelben genauere Verſuche anzuſtellen vermochte. Carteſius ſtürzte das alte Syſtem gänzlich, wiewol ſeine Begierde alles zu erklären ihn auf andre Abwege führte. Das meiſte Licht verbreitete in der Naturlehre unſtreitig Newton am Ende des 17. Jahrh. Seine ſcharfſinnigen Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, von der Strahlenbrechung, ſeine Farbentheorie und die Auffindung des Geſetzes der allgemeinen Anziehung oder Schwere haben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet.

Natürliche Magie, ſ. Magie.

Natürliches Recht, ſ. Naturrecht.

Natürliche Religion, natürliche Theologie, ſiehe Religion, Religionsphiloſophie und Phyſikotheologie.

Naturphiloſophie. Der rechte Begriff davon ſetzt vor allem die wahre Idee oder Anſicht der Natur aus dem Standpunkte der Wiſſenſchaft (Philoſophie) voraus (man vergl. dieſe Anſicht in dem Art. Natur); denn die Naturphiloſophie iſt die allſeitige ſyſtematiſche Darſtellung oder organiſche Durchführung dieſer Anſicht, und daher Naturwiſſenſchaft im höchſten Sinne des Worts (ſ. den Art. Naturwiſſenſchaft). Der niedre Gegenſatz von ihr iſt die Naturkunde, als Summe der Erfahrungskenntniſſe von der Natur, enthaltend die empiriſchen Naturwiſſenſchaften, die als geordnete Sphären der Erfahrungskenntniſſe über die Naturdinge und Naturerſcheinungen zu betrachten ſind. Die Naturkunde iſt das unentbehrliche Organ der Naturphiloſophie; denn ſie läßt ſich von jener die Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuche vorführen, um allen dieſen Erſcheinungen die rechte Deutung zu geben, oder ihre wahre Bedeutung im Zuſammenhange des Ganzen zu enthüllen. Wenn die Naturkunde von ihrem eignen Standpunkte aus (ohne Naturphiloſophie) die Natur erklären zu können meint und Erklärungen verſucht: ſo nennt das Empirie, ſo wie die ſo erklärenden Naturkundigen ſelbſt, Empiriker. Nimt man den Namen Natur in der umfaſſendſten Bedeutung, wobei ſelbſt der intelligente Geiſt als die höchſte Stufe der Natur, oder als die im Selbſtbewußtſein frei gewordne Natur betrachtet wird, ſo iſt alle Philoſophie Naturphiloſophie. Dagegen hat die Naturphiloſophie in engern Sinne ihren höhern Gegenſatz in der Ideal- oder Geiſtesphiloſophie, und wie jene die Grundwiſſenſchaft und gleichſam der Geiſt aller Naturwiſſenſchaften iſt, ſo iſt dieſe die höhere Grundlage und gleichſam die Seele aller idealen Wiſſenſchaften, wohin z. B. die Pſychologie oder pſychiſche Anthropologie, die Religions- und Moralphiloſophie (Ethik im engern Sinne), die philoſophiſche Rechtswiſſenſchaft u. ſ. w. gehört. Bisweilen bezeichnet man auch die Geſammtheit der idealen Wiſſenſchaften mit den Namen Ethik, und dann ſteht dieſer die Phyſik gegenüber, als Geſammtheit der realen oder Naturwiſſenſchaften. Der Anfang oder die erſten, noch unvollkommnen Grundzüge der echten Naturphiloſophie finden ſich ſchon bei den alten Griechen, unter welPythagoras ſich am meiſten in dieſer Hinſicht auszeichnet, der ſeine

naturphiloſophiſchen Anſichten in mathematiſcher Form darſtellte, indem er vorzüglich auf die tiefe Bedeutung der Zahlen in der Natur aufmerkſam machte. Für unſre Zeit iſt Schelling der erſte Wiederherſteller der Naturphiloſophie und derjenige, welcher zugleich auf den nothwendigen Gegenſatz von Natur- und Idealphiloſophie zuerſt aufmerkſam machte. Nach ihm iſt durch andere treffliche Philoſophen, vorzüglich durch Oken dieſe unentbehrliche Grundwiſſenſchaft weiter und beſſer ausgebildet worden.

Naturrecht iſt die Wiſſenſchaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotnen rechtlichen Verhältniſſes unter den Menſchen, abgeſehen von den im Staate geltenden Rechten, entwickelt. Sie iſt alſo eine Vernunftwiſſenſchaft oder eine philoſophiſche Wiſſenſchaft, und weil ſie ſich auf das bezieht, was Menſchen durch Handeln bewirken ſollen, ein Theil der praktiſchen Philoſophie. Schicklicher wird ſie Rechtsphiloſophie oder philoſophiſche Rechtslehre genannt. Der obige Name aber ſchreibt ſich von einer irrigen Vorſtellung her, welche beim Entſtehen dieſer Wiſſenſchaft und lange nachher noch herrſchend war. Man glaubte nämlich, um das was an ſich Recht ſei (das Weſen des Rechts) zu faſſen, müſſe man unterſuchen, was vor allem poſitiven Rechte, in dem ſogenannten Naturſtande der Menſchen, gegolten habe. So hing dieſe Wiſſenſchaft von den vielen und mancherlei Vorſtellungen eines Naturſtandes (ſ. d. Art.) ab, der bald als Zuſtand der ganzen Menſchheit, bald als Zuſtand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichteriſch und moraliſch, bald hiſtoriſch vorgeſtellt wurde. In einem dichteriſchen und moraliſchen Naturſtande war kein Recht nöthig, weil Jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang, die Pflichten gegen Andre erfüllte und von keinem Zuſammenſtoß der Handlungen die Rede war, welcher die Beſtimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich ſogenannten hiſtoriſchen Naturſtande, d. h. im wilden Zuſtande der Völker, herrſchte nur die Gewalt oder das Recht des Stärkern, welches im ſtrengen Sinne kein Recht iſt. Da es nun ſehr willkürlich ſein würde, die bloße Abſtraction vom Staate Naturſtand zu nennen: ſo haben die einſichtsvollern Philoſophen den zweideutigen Namen: Naturrecht oder natürliches Recht durch andre Benennungen zu erſetzen geſucht und die philoſophiſche Wiſſenſchafts des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (verſteht ſich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts iſt. Das poſitiviſche Recht iſt hiernach zwar nicht ohne Vernunft geſetzt, im Gegentheil erfodert die Aufſtellung einer Rechtsgeſetzgebung im Staate außer dem Bewußtſein jener Idee, eine Menge von Kenntniſſen und Einſichten, in deren Anwendung ſich ein höchſt vernünftiger Geiſt offenbart; aber es iſt doch nicht bloß durch die Vernunft geſetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältniſſe, und die Willkür hat bei der Aufſtellung wirklicher Geſetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieſes Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, dieſe Naturphiloſophie hat zu entwickeln: 1. die Idee des Rechts, 2. die dadurch geſetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältniſſes oder die aus der Idee der Menſchheit fließenden Rechte. Die reine Wiſſenſchaft des Rechts hat man auf den Staat angewendet und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des Rechts einſeitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menſchenverbindung in dem Staate anzuſehen iſt), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Beſtimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entſpringen-

den Rechtsverhältniſſe und Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht, richtiger angewandte oder hypothetiſche Rechtsphiloſophie genannt. Da nun die Rechtsverhältniſſe, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, entweder Rechtsverhältniſſe der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem ſie leben, oder Verhältniſſe der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten ſind: ſo hat man dieſe Lehre wieder in das Staatsrecht und Völkerrecht abgetheilt (ſ. d. Art.). Was die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft und ihre vorzüglichſten Bearbeiter anlangt, ſo iſt klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der poſitiven Geſetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgeſetzgebung begründete. In den neuern Zeiten ſonderte ſich vorzüglich das Rechtliche, Moraliſche und Politiſche, als verſchiedne Elemente des menſchlichen Handelns und Lebens, ab; die neuere Zeit alſo hat auch die Betrachtung des Rechts an ſich zu einer beſondern wiſſenſchaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb dieſe Wiſſenſchaft noch mit der poſitiven Jurisprudenz, beſonders der römiſchen, verbunden; nach ihrer Trennung von derſelben näherte ſie ſich bald der Moral und poſitiven Theologie (in ihrer erſten Periode), bald der Politik (in ihrer letzten Periode). Das Völkerrecht gab die nächſte Veranlaſſung zur Entſtehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältniſſe im Krieg und Frieden (in ſeinem berühmten Werke: jus belli et pacis) behandelte und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten verſuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angeſehen. Noch mehr verdient dieſen Namen Sam. Pufendorf, der über alle Rechtsverhältniſſe eine ſelbſtſtändige Betrachtung anſtellte, welche er auf moraliſche Anſichten gründete. Chr. Thomaſius ſchied das Rechtliche (justum) von dem ſittlich Guten, und charakteriſirte das Recht als das vernünftiger Weiſe Erzwingbare. Durch Nic. Hieron. Grundling u. A. wurde dieſe Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und ſo hieß das Naturrecht ſeit Achenwall die Wiſſenſchaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettenbladt u. A. ſuchten bis auf Meiſter das Syſtematiſche zu vervollkommnen. Durch Kant und Fichte hauptſächlich begann eine neue Epoche dieſer Wiſſenſchaft. Beide ſuchten die Wiſſenſchaft unmittelbar auf Principien der praktiſchen Vernunft und in derſelben zu gründen; letztrer noch ſelbſtändiger, indem er das Recht nicht aus dem Sittengeſetz herleitete. Die Wahrnehmung, das ein abſtractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung ſei, bewog die neuern Bearbeiter der philoſophiſchen Rechtslehre, das Recht wieder in ſeiner Verbindung mit Moral und Politik darzuſtellen, ſo daß ſie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in Hobbes Geiſte als Politik im engern Sinne behandelt worden iſt. Zu dieſen gehören die geiſtvollſten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philoſophie (oder Kritik) des poſitiven Rechts geſtatten will, und Gottlob Ernſt Schulze. Man kann die Idee des Rechts und der darauf gegründeten allgemeinen rechtlichen Verhältniſſe des Menſchen zwar in Verbindung, aber ohne Vermiſchung mit den politiſchen und moraliſchen Beziehungen entwickeln. T.

Naturreiche, ſ. Naturgeſchichte.

Naturſtand. Daß die Völker und die Menſchheit, wie der Einzelne, ſich aus dem Schoße der Natur entwickeln, und die Natur über die Menſchen ihre Herrſchaft äußert, bis ſich dieſe durch Freiheit und Bewußtſein über ſie erheben, und durch Erkenntniß ihrer

Geſetze den Zauber löſen, der ſie immerfort gefangen hielt, dies iſt der Grund, warum wir einen Naturſtand der Völker und Menſchheit annehmen. Daß man von dieſem Zuſtande ſehr verſchieden denkt, davon liegt der Grund in mehrern Umſtänden; hauptſächlich darin, ob man ihn mehr philoſophiſch, poetiſch oder hiſtoriſch auffaßt, und im erſten Falle, welcher philoſophiſchen Anſicht man folgt, im letztern, in welcher Periode ſeiner frühern Entwickelung der Menſch betrachtet wird. Die poet ſchen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldnen Zeitalters hinaus. Ferner könnte doch zwiſchen dem Naturſtande der Menſchheit (oder der erſten Menſchen) und dem Naturſtande einzelner Völker eine Verſchiedenheit angenommen werden, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine unmittelbare Leitung der Menſchen durch die Gottheit und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch ſcheint dieſe Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menſchheit mit dem Leben des Einzelnen gewiſſermaßen beſtätigt zu werden, indem die Hülfloſigkeit erſter Menſchen bei dem Mangel eines menſchlichen Erziehers auf eine ſolche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten ſcheint. Durch dieſelbe Vergleichung vermögen wir auch die Periode eines ſolchen Zuſtandes zu erkennen, deren Verwechſelung mit andern viele Streitigkeiten und entgegengeſetzte Meinungen über dieſen Gegenſatz erzeugt hat. Der primitive Zuſtand der Völker nämlich iſt in den Geſetzen der Natur zufolge ein Zuſtand der Kindheit; ein Zuſtand, der von dem Knabenalter wohl zu unterſcheiden iſt, welches ſich durch Heftigkeit und Wildheit dem thieriſchen Inſtitute in dem Maße nähert, als ſich jene durch Sanftheit und Milde von ihm unterſcheidet. Dies iſt ohne Zweifel der Grund, warum mehrere Pſychologen und Bearbeiter der Geſchichte der Menſchheit einen ſogenannten Stand der Unſchuld und der Wildheit unterſchieden haben. Letztrer iſt eigentlich mit dem Naturſtande gemeint, wie ihn ein Hobbes vorſtellte, als Krieg Aller gegen Alle, richtiger Herrſchaft der Gewalt und des Triebes, oder der phyſiſchen Kraft. Erſtrer aber würde dennoch nicht mit dem von Rouſſeau geſchilderten Naturſtande zuſammenfallen, deſſen Schilderung aus einer hypochondriſcher Anſicht der bürgerlichen Bildung hervorging. Denn da die Erhebung des Menſchen über die Natur die natürliche Beſtimmung des Menſchen in ſich faßt, ſo iſt es eine irrige und der Menſchheit unwürdige Behauptung, daß der Menſch, um ſeine Beſtimmung zu erreichen, die erworbne Bildung aufgeben, und zum Naturſtande zurückkehren müſſe. Wir enthalten uns übrigens einer ausgeführten Schilderung dieſes Zuſtandes, da bei einer ſolchen die perſönliche Anſicht und die durch Bildung beſtimmte Denkweiſe ſich unvermerkt einzumiſchen pflegen, und beſchreiben den Naturſtand im Allgemeinen nur als den Zuſtand der Menſchen und Völker, vermöge deſſen ſie ohne geſellige und höhere Bildung, die nur im Staate eintrit, unter Herrſchaft des Naturtriebes einzeln oder zuſammenleben, und ſich mithin dieſes Lebens nicht bewußt ſind. Daß in dieſem Zuſtande der Menſch auf Vieren gegangen ſei ꝛc., iſt eine durch nichts zu beweiſende Behauptung, welche ſchon der Bau des Menſchen widerlegt. Mit dem, was wir im anthropologiſchen Sinne Naturſtand genannt haben, fällt auch das zuſammen, was man im Naturrechte (ſ. d. Art.) den Naturſtand genannt hat; obgleich weder ein erdichteter noch hiſtoriſcher Naturſtand nothwendig iſt, um das Naturrecht, oder richtiger die philoſophiſche Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturſtand in dieſem Sinne iſt dem bürgerlichen oder dem Zuſtand im Staate entgegengeſetzt, und ein auſ-

ſerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menſchen, welche durch Kunſt zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, ſelbſt im Staate lebenden Menſchen einen Naturſtand annehmen, z. B. einen philoſophiſchen, in welchem der gemeine Menſchenverſtand ſich befindet; oder der Menſch, ſo lange er ſich noch nicht von der Natur durch Bewußtſein abſondert und über den Gegenſatz des Bewußtſeins fragt, mit welchen Fragen und Unterſuchungen die Philoſophie entſpringt, welche Keinem angeboren wird, ſondern Werk der freieſten Selbſtthätigkeit des Erkennens iſt; ferner einen künſtleriſchen und poetiſchen, den man auch den Naturalismus in der Kunſt zu nennen pflegt (ſ. d. Art. Naturdichter). T.

Naturſyſtem. Wenn man unter dem Worte Syſtem (ſ. d. Art.), für welches man das deutſche Wort Gliedbau zu ſetzen angefangen hat, ein geordnetes, geſetzmäßig gegliedertes Ganzes verſteht, worin die Theile von verſchiednem Range oder Werthe (höhere und niedere) einander unter- und übergeordnet ſind, und in einem nothwendigen Zuſammenhange, in gegenſeitiger, nothwendiger Beziehung auf einander ſtehen: ſo kann die Frage vorkommen, ob die geſammte Natur (die Welt) ein Syſtem in dieſem Sinne ſei, oder ob es ein Naturſyſtem gebe? Die Frage iſt alſo nicht dieſe: ob man die Natur nach gewiſſen Geſichtspunkten, etwa nach willkürlich gewählten Beſtimmungen oder Merkmalen ordnen, claſſificiren (ſyſtematiſch eintheilen) könne? denn dieſe Frage iſt bereits durch die That genügſam beantwortet, wovon eine Menge verſchiedner Syſteme, die ſich aber meiſt nur auf einzelne Gebiete oder Reiche der Natur beziehen, und, weil ſie ſubjektiven Urſprungs ſind, mit der Natur ſelbſt ſehr unvollkommen übereinſtimmen, die ſprechenden Zeugen ſind. Sondern davon handelt es ſich, ob die Natur in objektiver Hinſicht im Syſtem ſei, d. h. ein Ganzes in dem Sinne, wie jedes organiſche Weſen ein Ganzes iſt und wie es vorzüglich der menſchliche Organismus darſtellt, welcher ein vollkommnes reales Syſtem iſt, in welchem eine große, geordnete Abſtufung der Theile, nämlich der einfachen und zuſammengeſetzten Organe ſtattfindet, welche in der lebendigſten Beziehung und Wechſelwirkung zu und mit einander ſtehen, ſo daß das Ganze (der lebendige Begriff oder Geiſt des Ganzen) in allen Theilen lebt und wirkt, die Theile aber nur in und mit dem Ganzen leben und beſtehen? Dieſe Frage, ob die Natur in dieſem Sinne ein Ganzes oder Syſtem ſei, iſt nicht einmal für Alle verſtändlich; ſie iſt es z. B. für diejenigen nicht, welche ſich zur Idee eines ſolchen Ganzen nicht erheben können, welche die Natur bloß empiriſch zu erfaſſen vermögen und in ihr eine Mannichfaltigkeit einzelner Dinge ohne innern Zuſammenhang ſehen (ſ. d. Art. Natur), die dann freilich nur eine willkürliche Anordnung von Seiten des menſchlichen Verſtandes geſtatten könnte. Nach der wiſſenſchaftlichen Anſicht hat die ſichtbare Natur oder die Sinnenwelt nothwendig ihren letzten Grund in der überſinnlichen Natur, aus welcher, als der unbedingten, unendlichen Einheit alles Lebens und Seins, alle Naturdinge urſprünglich hervorgegangen ſind und ewig hervorgehn. Die Geſammtheit der Naturdinge iſt alſo die Offenbarung oder äußere Darſtellung dieſer Einheit von unendlichen Vermögen, und ſie ſelbſt iſt die ewige Wahrheit aller Dinge, deren Erkenntniß das höchſte Ziel aller Forſchung ſein ſoll. Dem zu Folge muß alle Mannichfaltigkeit der Natur als die Entwickelung ihrer Einheit (ihrer Idee in philoſophiſchen Sinne) betrachtet werden. In aller Entwickelung erkennen wir aber einen

geſetzmäßigen Stufengang, ſo daß jedes Ding bei ſeiner Entfaltung, bis zum höchſten Punkte ſeines Lebens und Seins, eine Verkettung von immer höhern Stufen durchläuft, und von der höchſten wieder abwärts zu niedern Stufen ſeines Daſeins zurückſinkt. Bei einem Baum z. B. ſind die Wurzel, der Stamm, das Laub, die Blüte, die Frucht und der Saame die verſchiednen Stufen ſeiner Entwicklung, welche nach einander entſtanden und zum Theil auch neben einander ſtehen geblieben ſind. Die Wurzel war (oder iſt) ſeine erſte und tiefſte, aus dem Keim hervorgegangne Stufe, die Blüte die höchſte (edelſte), der Saame die letzte. Der Baum aber iſt ſelbſt wieder eine Stufe in einem größern Ganzen, dem Pflanzenreiche nämlich, worin die einzelnen Pflanzen, deren Arten, Sippen, Sippſchaften, Ordnungen, Klaſſen u. ſ., von den Flechten bis zu den edelſten Gewächſen herauf, wieder eine ähnliche Stufenverkettung darſtellen, wie die Organe einer einzelnen Pflanze im Ganzen ihrer Entwicklung. Setzt man nun voraus, wie es die Vernunft fordert, daß das gleiche Geſetz der Entwicklung, wie es hier an dem Beiſpiele der Pflanze und des Pflanzenreichs gezeigt wurde, durch die ganze Natur herrſchend ſei, da es eben ſowol im Thierreiche, wie im Mineralreiche ſich beſtätigt, ſo leitet dieſe Vorausſetzung den Blick des wiſſenſchaftlichen Naturforſchers auf eine große, allgemeine Stufenverkettung der geſammten erſcheinenden Natur, und dieſe iſt es, welche im umfaſſendſten und zugleich höchſten oder edelſten Sinne des Worts Naturſyſtem (in objektiver Bedeutung) heißt. Die ſubjektive Erkenntniß dieſes Syſtems nennt man das philoſophiſche Naturſyſtem oder auch das natürliche Syſtem, im Gegenſatz der künſtlichen, welche nach einzelnen, willkürlich gewählten Merkmalen oder Beſtimmungen entworfen ſind. Von künſtlichen Naturſyſtemen gibt es, bekanntlich, mehrere, die ſich in ihrer Verſchiedenheit und Unabhängigkeit neben einander behaupten wollen, z. B. verſchiedne zoologiſche Syſteme (Syſteme des Thierreichs) nach Linné, Blumenbach u. ſ. w.; daß aber in Beziehung auf das wahre Naturſyſtem von keiner ſolchen Vielheit die Rede ſein kann, verſteht ſich von ſelbſt, denn hier ſind die einzelnen Syſteme, z. B. des Thierreichs, des Pflanzen- und Mineralreichs dem Ganzen untergeordnet, als Theile deſſelben, die mit ihm übereinſtimmen müſſen, und ohne die Idee und den Entwurf des Ganzen nicht vollſtändig verſtanden werden können. Der Ruhm des erſten gelungnen Verſuchs zum philoſophiſchen, das Ganze umfaſſenden Naturſyſtem gebührt Oken, der die Begründung und allgemeinen Grundzüge deſſelben in ſeinem Lehrbuche der Naturphiloſophie (Jena. Frommann) niedergelegt, und die weitre Ausführung in ſeinem Lehrbuche der Naturgeſchichte (Leipzig bei Reclam. Jena beim Verfaſſer.) verſucht hat. Daß dieſe Ausführung noch unvollkommen ſein muß, iſt in der Natur der Sache ſelbſt gegründet, da die große Stufenverkettung der Natur in's Einzelne herab, wo die Combination der Geſetze des Lebens ſtets verwickelter wird, immer ſchwerer zu verfolgen und die Schwierigkeit zunehmen muß, in der unendlichen Folgerichtigkeit (Konſequenz) der Natur den Faden des Zuſammenhangs nicht zu verlieren. Es iſt ſchon viel gewonnen, daß wir nun die getroffnen Grundzüge des natürlichen Syſtems beſitzen und daß dadurch die wiſſenſchaftliche Naturforſchung auf den rechten Weg geleitet iſt, deſſen weitre Verfolgung die reichſte Ausbeute verſpricht. Die Vervollkommnung und Ausbildung des philoſophiſchen Naturſyſtems iſt die große, in's Unendliche fort zu löſende, nie ganz zu erſchöpfende Aufgabe der Naturforſcher.

Naturwiſſenſchaften. Die ſämmtlichen Naturwiſſenſchaften theilen ſich in das große, unendliche Gebiet, das wir Natur nennen, um es geiſtig, in der Erkenntniß, darzuſtellen. Die Natur ſpiegelt ſich im Geiſte des gebildeten Menſchen, und dieſe Abſpiegelung, dieſes ideale Bild von ihr iſt Naturwiſſenſchaft. Denn alle wahre Erkenntniß iſt ein treues Bild ihres Gegenſtandes (des Erkannten), oder eine Erkenntniß iſt nur inſofern wahr, als ſie dem Gegenſtande, den ſie in ſich darſtellt oder abbildet, entſpricht, mit ihm übereinſtimmt oder vielmehr zuſammentrifft (congruirt). — Die organiſirte (naturgemäß gegliederte) Erkenntniß heißt aber Wiſſenſchaft. Daher zerfällt auch die Naturwiſſenſchaft gerade in eben ſo viel beſondre Naturwiſſenſchaften, Zweige der einen Wiſſenſchaft der Natur, als dieſe beſondern Gebiete und Reiche hat oder ſich in ſolche theilen läßt. Und wie die Natur in ihrer Ganzheit von ihren zwei nothwendigen Seiten zugleich betrachtet werden muß, nämlich von der einen als Innres, als thätige Einheit, als Seele des Ganzen, (ſ. d. Art. **Natur**), von der andern Seite als Aeußres, als organiſche Geſammtheit der ſichtbaren Naturdinge, ſo findet das gleiche Verhältniß auch bei der Naturwiſſenſchaft Statt. Sie iſt einerſeits die thätige Einheit, gleichſam die ſchaffende Seele in der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Naturwiſſenſchaften, und dann heißt ſie Naturphiloſophie, durch welche die beſondern Zweige des Ganzen erſt zu Wiſſenſchaften werden, in dem ſie ohne ſie nur ſogenannte Naturwiſſenſchaften, nämlich nur empiriſche Kunde, Sammlungen von Erfahrungen und Beobachtungen ohne den ordnenden Geiſt des Ganzen ſind. Die Naturphiloſophie iſt alſo die Naturwiſſenſchaft in den Naturwiſſenſchaften, durch ſie allein erkennt man die Natur als Ganzes in der edelſten Bedeutung des Worts, worin die Theile als lebendige, bedeutungsvolle Glieder erkannt werden; ohne ſie ſind alle Naturkenntniſſe Stückwerk in jeder Hinſicht. Andrerſeits verſteht man unter Naturwiſſenſchaft die Geſammtheit der beſondern Naturwiſſenſchaften, welche ebenfalls ein organiſches Ganzes iſt, da ſie alle durch einen Geiſt (die Naturphiloſophie) ihre Beſeelung (Erleuchtung, wiſſenſchaftliche Ordnung) erhalten, und daher mit einander in inniger Beziehung und Wechſelwirkung ſtehen, ſich gegenſeitig vorausſetzen, in einander eingreifen, ſich gegenſeitig ergänzen und fördern. Mittelſt dieſer vorläufigen Ideen über das naturwiſſentſchaftliche Ganze wird man nur den Begriff jeder beſondern Naturwiſſenſchaft deſto richtiger zu faſſen vermögen, indem die volle Bedeutung einer jeden durch ihre Stellung im Syſtem der Naturwiſſenſchaften offenbar werden muß. Wird, zuvörderſt, die Natur betrachtet, wie ſie im Großen bildet und gebildet hat, wie ſie gleichſam in ihrer großartigen Baukunſt erſcheint, wie der Weltraum mit kosmiſchen Individuen (Weltkörpern), als beſondern Welten erfüllt und belebt iſt, werden die Verhältniſſe dieſer Welten zu einander erforſcht, und gezeigt, wie in dieſen Verhältniſſen die Vielheit der Welten als ein Ganzes, als Weltbau erſcheint; ſo entſteht auf dieſem Wege die Kosmologie (Wiſſenſchaft des Weltbaues, der kosmiſchen oder Weltenverhältniſſe). Nach Maßgabe der beſondern Richtung des erkennenden Geiſtes erhält dieſe umfaſſende Wiſſenſchaft beſondre Beſtimmungen (Modificationen) und zugleich dieſen entſprechende Benennungen; ſie heißt Kosmogenie, wenn die Betrachtung ſich auf die wahrſcheinliche Entſtehung oder Erzeugungsweiſe der Weltkörper lenkt, Aſtronomie, wenn die mathematiſchen (Raum- und Zeit-) Verhältniſſe der Geſtirne, als Größe, Maſſe, Entfernung der Weltkörper von einander und namentlich von der

Erde, die Geſetze ihrer Bewegung und daraus hervorgehende Beſtimmung ihrer Bahnen in Betrachtung und Erforſchung kommen, wodurch die Erſcheinungen am Himmel ihre wahre mathematiſche Bedeutung erhalten. Dagegen heißt die (empiriſche) Kenntniß des Firſternhimmels, hinſichtlich ſeiner Eintheilung in Sternbilder und der mathematiſchen Eintheilung des Himmelsgewölbes (der Weltäquator, die Weltpole, Ekliptik und die damit verbundnen Verhältniſſe kommen hier in Betrachtung) Aſtrognoſie, oder auch Kosmographie, da dieſer Theil der Kosmologie für die Himmelskunde daſſelbe iſt, was für die Erdkunde die Geographie. Aber mit dieſen allgemeinen Verhältniſſen der Weltkörper, mit dieſen Umriſſen des Weltſyſtems oder Weltgebäudes im Großen kann ſich der menſchliche Geiſt, der, ſeine innre Unendlichkeit fühlend, gern alles in ſich aufnehmen möchte, nicht begnügen, er ſtrebt nun auch das Innere und Einzelne zu durchdringen, und würde ſich, um den unendlichen Trieb zu befriedigen, gleichſam in das Innerſte der Eingeweide der Welt verſenken, um, wo möglich, jeden Weltkörper auch in ſeiner Beſonderheit, nach ſeinem innern Bau und hinſichtlich der äußern Beſchaffenheit ſeiner Oberfläche näher kennen zu lernen. Dieß kann er aber zunächſt nur in Beziehung auf die Erde oder unſern Planeten, deſſen nähere Kenntniß in Betreff ſeines Baues im Ganzen Gegenſtand der Geologie iſt. In ihrer vollſtändigen Bedeutung begreift alſo die Geologie (Wiſſenſchaft des Planeten Erde) nicht nur die Kenntniß der Gebirge und der innern Beſchaffenheit und äußern Form des feſten Landes, zu einem Ganzen verbunden, ſondern auch die Kenntniß der Gewäſſer und deren Vertheilung auf den ganzen Planeten, ſo wie auch die Kunde von der Atmoſphäre im Ganzen oder als Theil des Planeten, in ihrem Einfluß auf das Leben der Erde in den verſchiednen Gegenden derſelben. Da nur die Erde auch in ihrer Entſtehung betrachtet werden muß, wobei ſie ſelbſt als die Mutter einer großen Mannichfaltigkeit von Erzeugniſſen erſcheint: ſo iſt die Geologie als der Stamm eines großen Baums zu betrachten, deſſen Aeſte und Zweige beſondre Naturwiſſenſchaften ſind. Die beiden Hauptäſte dieſes Stammes ſind, einerſeits die Geogenie, welche den Bau der Erde in ſeiner Entſtehung zu erforſchen ſucht (eine Wiſſenſchaft, welche ſelbſt noch in ihrer Entſtehung begriffen und daher noch ſehr unvollkommen iſt), andrerſeits die Geognoſie oder Orologie, auch Oryktologie (Felſenlehre, Geologie im engern Sinne), welche ſich die innre Beſchaffenheit der Felſen, deren Theile (die Gebirgsarten) und Verhältniſſe zum Gegenſtand nimt. Die Geographie dagegen beſchäftigt ſich mit der äußern Geſtaltung der Erdoberfläche und mit deren Inhalt. Sie theilt ſich vorzüglich in die mathematiſche und phyſikaliſche (die politiſche kommt hier nicht in Betrachtung) welche wieder mancherlei beſondern Wiſſenſchaften enthält (ſ. d. Art. Geographie). Dieſe der Geologie zunächſt angehörigen Wiſſenſchaften ſetzen aber wieder die Kenntniß des Ganzen (des Erdkörpers) in der Mannichfaltigkeit und Verkettung ſeiner Theile, d. h. in ſeiner vollſtändigen Entwicklung voraus. Den Stamm eines Baums mit ſeinen Aeſten kennt man nur ſehr unvollkommen, wenn man die Blätter, Blüten und übrigen Theile nicht kennt, die ſich aus ihm entwickeln; denn die wiſſenſchaftliche Kenntniß des Ganzen und die der Theile ſetzen einander gegenſeitig voraus. Der ganze wiſſenſchaftliche Baum, die Geologie in ihrer ganzen Entwicklung bis auf die kleinſten Theile herab, deren nähere Kenntniß berückſichtigt wird, vertauſcht in dieſer Ausbreitung ihren Namen mit einem andern; ſie heißt nun Mine-

ralogie (in umfaſſender Bedeutung des Worts), deren Eintheilung in beſondre Wiſſenſchaften weiter unten eine ſchicklichere Stelle finden wird. Die Mineralien aber, welche die Wiſſenſchaft als Erzeugniſſe des Erdelements aus ſeiner Wechſelwirkung mit andern Elementen (ſ. d. Art. Mineralien) erkannt hat, können daher nicht gehörig verſtanden, in ihrer wahren Natur und Bedeutung im Ganzen erfaßt werden ohne nähere Kenntniß der Elemente, aus deren Verbindung ſie hervorgegangen ſind, und dieſe Kenntniß iſt alſo gleichſam die Wurzel jenes großen Baums, nämlich der ganzen ſyſtematiſchen Mineralogie mit allen dazu gehörigen beſondern Wiſſenſchaften. Werden die Elemente (Luft, Waſſer u. ſ. w.) als Ganze betrachtet, als welche ſie anerkannt werden, inſofern ſie in Theile (Beſtandtheile, Grundſtoffe) zerlegbar ſind: ſo entſteht aus dieſer Betrachtung (Unterſuchung, Erforſchung) der Elemente als Ganzer, aus der Erkenntniß ihres Aggregatzuſtandes (der Starrheit z. B. der Flüſſigkeit, Gaſigkeit), ihrer Thätigkeit oder eigenthümliche Prozeſſe, aus der Einſicht in die Bedeutung der mannigfaltigen Erſcheinungen, welche aus dem allen und ihrem gegenſeitigen Verhältniß hervorgehn, aus der Kenntniß ihrer mechaniſchen Eigenſchaften u. ſ. w. eine Wiſſenſchaft, die ſich Naturlehre oder Phyſik nennt (nämlich im engern Sinne, im weiteſten iſt das Wort gleichbedeutend mit Naturwiſſenſchaft). Die Phyſik hat eine dynamiſche und eine mathematiſche Seite, (was eigentlich bei allen Naturwiſſenſchaften der Fall iſt, oder ſein ſollte, da alle Naturbetrachtung einerſeits das Dynamiſche oder Weſentliche [die ärmern, polaren Kräfte und Verhältniſſe], andrerſeits das Formelle oder Mathematiſche der Natur oder ihrer Erſcheinungen zum Gegenſtande hat. Denn Zeit und Raum ſind die nothwendigen Formen der Natur und der Anſchauung; Zeit- und Raumbeſtimmungen aber heißen Größen, Zeit- und Raumverhältniſſe Größenverhältniſſe, mit deren Erforſchung ſich die Mathematik beſchäftigt). Die dynamiſche Phyſik hat es mit der Erkenntniß der weſentlichen Eigenſchaften der kosmiſchen und irdiſchen Elemente, der Kräfte und Prozeſſe zu thun, welche dieſen Elementen eigenthümlich ſind, und beſchäftigt ſich daher z. B. mit der Natur (dem Weſen) des Lichts, der Wärme, der Schwere, des Magnetimus, Elektrismus, Chemismus, Galvanismus, welche zuſammen das Leben (die thätige Seite) der Elemente ausmachen. Dagegen behält ſich die mathematiſche Phyſik, auch angewandte Mathematik genannt, bloß die formale Seite der Elemente vor, und betrachtet ihre Erſcheinungen nach den Elementen der Form der Natur, nämlich nach Maß, (Raumbegrenzung), Zahl und Gewicht, mithin ſowol geometriſch, als arithmetiſch, geometriſch, nach Linien, Winkeln, Flächen und kubiſchem Inhalt, arithemiſch, nach der Quantität (dem intenſiven Maße) der Kräfte, welche durch Zahlen ausgedrückt wird, wohin auch das Gewicht, als Maß oder Quantität der Schwere, gehört. Sie betrachtet z. B. die Körper bloß als Maſſen (abgeſehen von ihren ſonſtigen individuellen Eigenſchaften), als bewegliche Theile des feſten und ſchweren Erdelements, und indem ſie die Geſetze des Gleichgewichts entwickelt, nach welchen einander entgegenwirkende bewegende Kräfte, die in einem Körper oder auf denſelben, oder deſſen Theile wirken, die Bewegung hindern oder aufheben, ſo daß der Körper in Ruhe bleibt, wobei ſehr mannichfaltige arithmetiſche Verhältniſſe möglich ſind, welche der Berechnung unterworfen werden, ſo zeigt ſie ſich in dieſer Beſchäftigung als Statik, in Beziehung auf das Waſſer aber oder überhaupt auf flüſſige Körper, als Hydroſtatik. Mechanik heißt ſie (die mathema-

tiſche Phyſik), wenn ſie die Geſetze der Bewegung feſter Körper erforſcht und darſtellt, welche durch Schwere, Druck und Stoß erzeugt wird, Hydraulik, wenn ſie ſich mit den Geſetzen der Bewegung des Waſſers oder des Flüſſigen und den daraus hervorgehenden Erſcheinungen beſchäftigt. Die höhere Mechanik oder diejenige, bei welcher der höhere Kalkul in Anwendung kommt, heißt Dynamik (in mathematiſchem Sinne) und eben ſo die höhere Hydraulik Hydrodynamik. In der Aerometrie und Aeroſtatik werden die Geſetze des Gleichgewichts und der Bewegung der Luft in Folge ihrer Schwere und Elaſticität aufgeſtellt, und die Geſetzmäßigkeit der Erſcheinungen entwickelt, welche aus dem Druck der Atmoſphäre auf feſte und flüſſige Körper unter verſchiednen Umſtänden hervorgehn. Die mathematiſche Theorie des Lichts in Beziehung auf das Auge und die Geſetze des Sehens, die Lehre von der Fortpflanzung oder Fortleitung des Lichts in geraden Linien, von ſeiner Beugung, Brechung und Zurückſtrahlung nach beſtimmten Winkeln unter verſchiednen Umſtänden heißt Optik. Innerhalb letztrer haben ſich, einerſeits die Lehre von der Brechung des Lichts, (Abweichung von ſeiner Richtung beim Ein- und Ausgang in und aus durchſichtigen Mitteln verſchiedner Dichtigkeit), andrerſeits die Theorie der Zurückſtrahlung des Lichts von glatten, ebnen und krummen Flächen (ebnen und ſphäriſchen, auch koniſchen, erhabnen und hohlen Spiegeln) zu beſondern mathematiſch phyſikaliſchen Wiſſenſchaften geſtaltet, jene unter dem Namen Dioptrik, dieſe mit der Benennung Katoptrik. Auch die Wärme betrachtet die mathematiſche Phyſik nur von ihrer quantitativen Seite und in ihren meßbaren Wirkungen, indem ſie die Geſetze erforſcht und beſtimmt, nach welchen die Temperatur (Quantität der freien Wärme) unter verſchiednen Umſtänden wechſelt, und die Geſetzmäßigkeit entwickelt, welche die Wärme in ihrer ausdehnenden Kraft offenbar, die ſie auf verſchiedne Körper bei verſchiedner Temperatur ausübt, und man kann ſie in dieſer Beſchäftigung Thermometrie und Pyrometrie (mathematiſche Wärme- und Feuertheorie) nennen. Beiläufig ergibt ſich aus dieſer Aufſtellung der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, daß, ſtreng genommen, auch die Mathematik in ihrer ganzen Verzweigung zu den Naturwiſſenſchaften gehört. Reine Mathematik iſt abſtrakte (rein formale) Naturwiſſenſchaft, d. h. Wiſſenſchaft der bloßen, für ſich betrachteten Formen der Natur, (nämlich der Zeit und des Raumes oder deren Beſtimmungen, der Zahl und Geſtalt) abgeſehen von dem Inhalte dieſer Formen; angewandte Mathematik iſt daher Naturwiſſenſchaft mit dem Uebergewicht der formalen oder mathematiſchen Seite, unabgeſehen von dem Inhalte der Form oder mit Berückſichtigung der Einheit von Form und Inhalt. Die Aſtronomie gehört alſo, ihrem Hauptinhalte nach, ebenfalls zur angewandten Mathematik, und, genau erwogen, iſt jede Naturwiſſenſchaft wie aus Obigen erhellt, ihrer Seite nach, angewandte Mathematik, nur erſcheinen die beiden Seiten oder Richtungen, die dynamiſche und mathematiſche, nicht ſo getrennt, wie bei der Phyſik. Eben ſo, wie die mathematiſche Phyſik, könnte ſich auch die dynamiſche in beſondre Wiſſenſchaften theilen, und es gäbe dann z. B. eine Photologie (Wiſſenſchaft des Lichts), eine Thermologie (Wiſſenſchaft der Wärme), eine Magnetik, Elektrik, Galvanik u. ſ. w. es ſind aber dieſe Bezeichnungen, als Namen beſondrer dynamiſch phyſikaliſchen Wiſſenſchaften noch nicht, wenigſtens nicht im allgemein eingeführten Gebrauch, und man behandelt dieſe Wiſſenſchaften vor der Hand noch als Abtheilungen oder Abſchnitte des Ganzen,

als untergeordnete Lehren der dynamiſchen Phyſik; nur allein die Meteorologie (Wiſſenſchaft der atmoſphäriſchen Erſcheinungen und Erzeugniſſe) will ſich, obgleich ſie noch ſehr unvollkommen iſt, als eine beſondre, dahin gehörige Wiſſenſchaft mit eigenthümlichen Benennung behaupten. Wenn nun ferner erwogen wird, daß die phyſiſchen Elemente nur inſofern Ganze genannt werden können, als ſie in Theile oder Stoffe (Ur- und Grundſtoffe) zerlegbar ſind, daß die Erkenntniß eines Ganzen ſehr unvollkommen iſt ohne nähere Kenntniß ſeiner Theile, daß alle Naturkörper, da ſie als Erzeugniſſe der Elemente betrachtet werden müſſen, auch nothwendig als Combinationen (Verbindungen, Einheiten) der Urſtoffe verſchiedner Elemente in verſchiednen Verhältniſſen ſich darſtellen: ſo müßte die naturwiſſenſchaftliche Betrachtung ſich auch nach dieſer verborgnen Seite der Natur hinwenden, um ſie hier gleichſam in ihrer verborgenſten Werkſtätte zu belauſchen und zu ſehen wie ſie Stoffe trennt und verbindet, durch die Trennung Körper zerſtört, aber zugleich durch die Verbindung neue hervorgehen läßt. Hier fanden die Naturforſcher ein großes, unermeßliches Feld zu neuen Forſchungen, deſſen Bearbeitung Gegenſtand einer eignen Naturwiſſenſchaft, der Chemie, auch Stöchiologie, Stoffwiſſenſchaft) wurde. Die Chemie zerfällt, nach ihrem großen Gegenſtande, der Geſammtheit der Naturkörper unſers Planeten, zunächſt in eben ſo viel beſondre chemiſche Wiſſenſchaften, als jene Geſammtheit in Reiche, und es gibt daher eine Mineralchemie (Stofflehre des Mineralreichs), eine Pflanzenchemie (Phytochemie), eine Thierchemie (Zoochemie), und wenn man die (phyſiſchen) Elemente als ein beſondres Naturreich betrachtet, auch eine Elementenchemie (welche die Grundſtoffe der Elemente und deren Verhältniß in einem jeden erforſcht und beſtimmt). Zu bemerken iſt hier beiläufig, daß die Pflanzen- und Thierchemie noch ſehr wenig bearbeitet und eigentlich noch in ihrem erſten Werden iſt, während das, was man bisher Chemie (allgemeine Chemie) genannt hat, eigentlich nur Elementen- und Mineralchemie, wenigſtens vorzugsweiſe iſt. Auch die Chemie hat eine dynamiſche und eine mathematiſche Seite; erſtre beſchäftigt ſich mit den Eigenſchaften (ſinnlichen Merkmalen) der Stoffe und ihrer polaren Verhältniſſen zu einander, letztre dagegen beſtimmt die quantitativen (Größen-) Verhältniſſe der Stoffe in den verſchiednen Subſtanzen oder Körpern und heißt Stöchiometrie. Die Chemie hat, wie eigentlich alle Wiſſenſchaften, die vorzugsweiſe eine theoretiſche und eine praktiſche Seite; von ihrer theoretiſchen Seite iſt die Wiſſenſchaft, von ihrer praktiſchen, Kunſt, Scheidekunſt (eine zu einſeitige Benennung!), Experimentalchemie in ihrer Anwendung auf Gewerbe, techniſche Chemie. Bei der Phyſik, um dies nachträglich zu erwähnen, findet eigentlich ganz daſſelbe Verhältniß Statt; denn es gibt bekanntlich auch eine Phyſik als Kunſt die Experimentalphyſik, und eine Anwendung derſelben auf Gewerbe, welche techniſche Phyſik heißen ſollte, wofür man aber ſchon den Namen praktiſche Mechanik, Maſchienenlehre (in weiteſter Bedeutung) hat, in welcher alle mathematiſch phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in Anwendung kommen. Werden die Naturdinge als einzelne in jeder Hinſicht, als Individuen in ihrem eigenthümlichen und unterſcheidenden Charakter und in ihrer Entwicklung betrachtet und dargeſtellt, ſo iſt dies Naturgeſchichte. Hier können aber die Naturkörper entweder in ihren bereits erfolgten ganzen oder theilweiſen Entwicklung, d. h. in ihrer vollendeten oder unvollendeten Bildung erkannt und dargeſtellt werden, und dann heißt dieſe Darſtellung Naturbe-

ſchreibung, oder man betrachtet ſie in ihrer geſchehenden Entwicklung oder werdenden Bildung, d. h. nach ihrer Entſtehung, ihrem Fortſchreiten (Wachsthum im weiteſten Sinne) und allmäligen Vergehn, ſo entſteht die eigentliche Naturgeſchichte oder dieſe im engern Sinne des Worts. Hieraus erkennt man zugleich, daß diejenigen irren, welche meinen, es gebe keine eigentliche Naturgeſchichte, die Benennung ſei unrichtig, es müſſe Naturbeſchreibung heißen. Der Irrthum beruht auf der Verworrenheit des Begriffs der Geſchichte. Ueberzeugt man ſich, daß die wirkliche Geſchichte eines Naturweſens nichts anders ſei, als ſeine Entwicklung (ſeine werdende und vergehende Bildung) mit allen dieſe Entwicklung begleitenden Erſcheinungen (Begebenheiten): ſo erkennt man, daß die Natur, eigentlich die Naturen (ſ. d. Art. Natur) z. B. die Erde, die Mineralien, Pflanzen und Thiere eben ſowol eine Geſchichte haben müſſen, als die Menſchheit, die Völker und einzelne Menſchen. Naturbeſchreibung iſt alſo nur ein Theil der Naturgeſchichte im umfaſſenden Sinne. In letzterm iſt z. B. die Geologie Naturgeſchichte der Erde, und ſie iſt einerſeits beſchreibend, indem ſie die Geſtalt und Beſchaffenheit unſers Planeten im Ganzen ſowol als in ſeinen größern Theilen darſtellt, andrerſeits geſchichtlich im engern Sinne, indem ſie es mit der Entſtehung und Entwicklung des Planeten im Großen oder Ganzen und ſeiner vorzüglichſten Theile zu thun hat, und die Ordnung der Entwicklung in den Erſcheinungen nachweiſt. Die Geogenie iſt alſo vorzugsweiſe Naturgeſchichte der Erde. In Beziehung auf die beſondern Produkte oder Naturindividuen des Planeten theilt ſich die Naturgeſchichte in eben ſo viel beſondre Wiſſenſchaften, als ihr Gegenſtand, die Geſammtheit dieſer Produkte, in größere Abtheilungen zerfällt, zunächſt alſo, nach den die Reichen, in 1) die Mineralogie (Irdlehre, Naturgeſchichte der Irden oder Mineralien, als Individuen des Erdelements); 2) die Phytologie (Pflanzenwiſſenſchaft, Naturgeſchichte der Pflanzen, wovon die bisherige Botanik eigentlich nur der beſchreibende Theil iſt), 3) die Zoologie (Thierwiſſenſchaft, Naturgeſchichte der Thiere, Thiergeſchichte). Jede dieſer drei großen Abtheilungen der Naturgeſchichte hat nun wieder ihre Unterabtheilungen als beſondre Wiſſenſchaften. Nimt man die Mineralogie in weiteſter Bedeutung, ſo begreift ſie unter ſich a) die Oryktognoſie (Naturbeſchreibung der Mineralien nach äußern Merkmalen oder Kennzeichen, alſo Mineralogie im engern Sinne) b) Oryktologie oder Geognoſie (Wiſſenſchaft der Gebirgsarten, gleichſam die Anatomie der Gebirge) c) die mineralogiſche Geographie und d) die Geologie (Ganzlehre des Planeten), von welchen letztern Wiſſenſchaften zum Theil ſchon oben die Rede war, e) die Mineralchemie (Stofflehre der Mineralien) welche aber auch als Theil der Chemie erſcheint, in ſofern dieſe als ſelbſtſtändige Wiſſenſchaft betrachtet wird), f) die Kryſtallographie (Formlehre der Mineralien) g) die Kryſtallotomie (Theillehre der Mineralformen, gleichſam die Anatomie der Mineralien), endlich h) die techniſche oder ökonomiſche Mineralogie (nur die Anwendung eines Theils der Mineralogie auf die Oekonomie oder Landwirthſchaft). Bei der Naturgeſchichte der organiſchen Dinge, alſo der Pflanzen, Thiere und Menſchen kommen folgende drei Punkte, für die Richtung des Erkenntnißvermögens, in Betrachtung: 1) das Leben, d. h. das zeitliche Wirken (Thätigkeit, Verrichtungen [Funktionen]) des Ganzen, ſowol als der Theile der organiſchen Körper, 2) die Stoffe oder Elemente, woraus ſie beſtehen, 3) die Form oder Formen, welche als die ſichtbaren Einheiten (Produkte)

des Lebens und der Stoffe zu betrachten ſind. Das Leben und ſeine Geſetze iſt Gegenſtand einer Wiſſenſchaft, welche Biologie heißt, die Stoffe oder deren Eigenſchaften und Verhältniſſe ſind Gegenſtand der Stöchiologie (Stofflehre oder Chemie), die Formen im Ganzen und Einzelnen Gegenſtand der Morphologie (Formlehre); wobei noch zu bemerken iſt, daß die Biologie (Lebenswiſſenſchaft), inſofern ſie ſich mit dem Leben oder den natürlichen Verrichtungen der innern Theile der organiſchen Körper, der Organe und Syſteme, beſchäftigt, auch Phyſiologie genannt wird, und daß die Morphologie ſich theilt in die Betrachtung der Formen und Formverhältniſſe mit Berückſichtigung der Farben, einerſeits der äußern Theile und deren Ganzen, und dann im engern Sinne Naturbeſchreibung iſt, andrerſeits der innern Theile, und dann Anatomie heißt, welche ſich mithin die Form, Lage, Größe, Farbe und ſichtbare Verbindung der Organe und Syſteme (bei Thieren z. B. der Nerven, Muskeln, Adern, Zellen, des Magens und Darms, der Lunge, Leber, des Herzens u. ſ. w.) zum Gegenſtande nimt. Dem zufolge kann ſich nur die Pflanzenwiſſenſchaft eintheilen in 1) Phyto-Biologie (Pflanzenphyſiologie) 2) Phyto-Stöchiologie (Pflanzenchemie, Phytochemie) 3) Phyto-Morphologie, in welcher ſich die beſchreibende Botanik und Phytotomie (Theillehre oder Anatomie der Pflanzen) theilen. Eben ſo zerfällt die Zoologie (Thierwiſſenſchaft, Naturgeſchichte der Thiere) in die Zoo-Biologie (Phyſiologie der Thiere), die Zoo-Stöchiologie (Thierchemie, Zoochemie) und die Zoo-Morphologie, in welche ſich die beſchreibende Zoologie und Zootomie (Theillehre der Thiere) theilen. Außerdem muß die Naturgeſchichte der Thiere ſo viel beſondre zoologiſche Wiſſenſchaften enthalten, als das Thierreich Hauptabtheilungen oder Klaſſen hat. Man hat ſich hierbei, (nämlich bei der Beſtimmung der Theile der Zoologie) nach der Linné'ſchen Klaſſifikation gerichtet, und es gibt in dieſer Beziehung z. B. eine Ornithologie (Naturgeſchichte der Vögel), eine Ichtiologie (Naturgeſchichte der Fiſche), eine Entomologie oder Inſektologie, und eine Helminthologie (Naturgeſchichte der Würmer). Für die Naturgeſchichte der Säugthiere und Amphibien ſind keine beſondern Namen eingeführt, was, in terminologiſcher Hinſicht, als eine Lücke im Syſtem der Naturwiſſenſchaften zu betrachten iſt. Noch größre Lücken dieſer Art finden ſich aber bei der Botanik und Mineralogie, wo die Namen beſondrer Wiſſenſchaften in Beziehung auf Klaſſifikation vor der Hand noch fehlen. Den Schlußſtein des ganzen Gebäudes der Naturwiſſenſchaften, welche alle andre vorausſetzt, oder in welchem ſich alle vereinigen zum Behuf einer unbeſtimmten, gemeinſchaftlichen Richtung, iſt eigentlich die Medicin als Wiſſenſchaft, obgleich ihr Hauptgegenſtand die Natur der Krankheiten des menſchlichen Organismus, und ihre praktiſche durch die Naturwiſſenſchaft geleitete, Thätigkeit auf Heilung der Krankheiten gerichtet iſt und Heilkunſt, praktiſche Medicin heißt. Von dieſer Wahrheit kann ſich jeder bei einigem Nachdenken, leicht überzeugen. Die Krankheiten erkennt nämlich die Naturwiſſenſchaft als beſondre, von der Lebensharmonie des Ganzen (z. B. eines Menſchen, eines Thieres) abweichende Lebensprozeſſe. Die Kenntniß der Krankheiten ſetzt alſo die Kenntniß des ganzen menſchlichen Organismus (auch von phyſiſcher Seite) voraus, dieſe aber iſt bedingt durch die Kenntniß des thieriſchen und Pflanzenorganismus, und dieſe kann wieder nicht ohne die Kenntniß der (ſogenannten) anorgomiſchen Natur (die Elemente und Mineralien) beſtehen. Ueberdieß nimt die Heilkunſt ihr Mittel (Arznei) aus allen Reichen der Natur, deren Kenntniß mithin auch von dieſer Seite

die Medicin vorausſetzen muß. Die Medicin iſt alſo, in der umfaſſenſten Bedeutung ihres Namens, ein ganzer großer Organismus, ein vollſtändiges Syſtem von Naturwiſſenſchaften, theils von eigenthümlichen oder weſentlichen, theils von begründenden und Hülfswiſſenſchaften, und zwar in nächſter Beziehung zur Natur des Menſchen, hinſichtlich ſeines geſunden und kranken Zuſtandes und hinſichtlich der Heilung des letztern. Für die Kenntniß dieſer großen Verzweigung und organiſchen Ausbreitung der Medicin muß aber, der Kürze wegen, auf dieſen Artikel ſelbſt verwieſen werden, welcher darüber befriedigende Auskunft gibt, indem noch, ſchließlich, bemerkt wird, daß der Hauptgrundpfeiler der Medicin eine Wiſſenſchaft iſt, in welcher zugleich alle Naturwiſſenſchaften ihren Mittelpunkt erkennen ſollen, die Anthropologie nämlich in ihrer rechten naturwiſſenſchaftlichen Bedeutung, als allſeitige Naturgeſchichte des Menſchen, in ſeinem Unterſchiede von den Thieren, von materialer (phyſiſcher) und ideale (pſyſiſcher) Seite, wozu alſo nicht nur die Phyſiologie (ſowol des geſunden Menſchen als der Krankheiten) und Anatomie des Menſchen mit allen Verzweigungen der letztern (ſ. d. Art. Medicin), die Kenntniß der Menſchenragen, mithin auch der Völker, hinſichtlich ihres Naturells und andrer Wiſſenſchaften gehören, ſondern ſelbſt die Pſychologie, da Leib und Geiſt zuſammen das Ganze des Menſchen ausmachen. Daraus erſieht man zugleich, und aus der nähern Betrachtung der Medicin, welche auch Geiſteskrankheiten und deren Heilung zu berückſichtigen hat, mithin auch die Wiſſenſchaft des Geiſtes in ſeinem geſunden Zuſtande vorausſetzt, daß es ſehr ſchwer oder vielmehr unmöglich iſt, die Naturwiſſenſchaften von den idealen oder Geiſteswiſſenſchaften vollkommen zu ſcheiden. Und wie kann es auch anders ſein, da geiſtige und leibliche Natur ſelbſt nirgends getrennt, ſondern die beiden, nur für die Reflexion geſonderten Seiten des Ganzen jedes Naturweſens ſind (ſ. d. Art. Geiſt und Natur). Die bewußtloſe Natur iſt die Mutter, aus welcher der höhere, ſelbſtbewußte Geiſt geboren wird, und ſo iſt auch die Naturwiſſenſchaft die Mutter aller Geiſteswiſſenſchaften; die nähere gründliche Bekanntſchaft mit jener iſt daher die nothwendige Bedingung eines erfolgreichen Studiums der idealen Wiſſenſchaften.

Naubert (Benedikte), Deutſchlands fruchtbarſte Romanendichterin, war die Tochter des Doktor Hebenſtreit zu Leipzig, und gegen das J. 1760 daſelbſt geboren. Verheirathet an einen Kaufmann in Naumburg, lebte ſie in ſtillbürgerlicher Eingezogenheit bis an ihren Tod 1818 und erfreute die Leſewelt mit einer großen Anzahl geiſt-, phantaſie- und gemüthreicher Romane. Ihr erſter Verſuch in dieſer Gattung war Walther von Montbarry, in welchem die Geſchichte der Roſamunde und der Gefangenſchaft und Befreiung des Richard Löwenherz mit hoher Darſtellungskunſt behandelt ſind. Dieſem folgte Thekla von Thurn, woraus ſelbſt Schiller in ſeinem Wallenſtein Manches, ſogar wörtlich, benutzte; Amalgunde, Königin von Italien, eine höchſt anziehende Geſchichte aus der erſten chriſtlichen Zeit; Eliſabeth, Erbin von Toggenburg, Herrmann von Unna, Conradin von Schwaben, Hatto, Biſchof von Mainz, Gebhard, Truchſeß von Waldburg und viele andre, von denen wir hier nur noch ihre lieblichen Volksmährchen und ihr letztes Werk: Azaria zu nennen uns begnügen laſſen.

Naumachie (aus dem Griechiſchen von ναῦς, das Schiff, und μάχομαι, ich ſtreite), war die Nachahmung eines Seetreffens, oder ein künſtliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen und

öffentlichen Spiele bei den Römern ausmachte. Cäſar war der erſte, der dem römiſchen Volke das Schauſpiel eines ſolchen Seegefechtes gab, und das Volk liebte bald dieſes Schauſpiel mit eben der Leidenſchaft, mit der es an ſeinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maximus, in welchem zuweilen dieſe Seegefechte gegeben wurden, zu unbequem dazu war, ſo wurden unter den Kaiſern eigne Plätze dazu eingerichtet, welche man daher Naumachien (und dieſes iſt die zweite Bedeutung des Worts) nannte. Dieſe Naumachien glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern. Sie wurden, wie dieſe, anfangs aus Holz erbaut. Der Kaiſer Domitian ſoll der erſte geweſen ſein, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien beſtimmt waren, kann man ſchließen, daß es Gebäude von anſehnlichem Umfange ſein mußten. Die Länge einer Naumachie, welche Auguſtus anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 50 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, ſo wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdiſche Kanäle plötzlich unter Waſſer geſetzt, ſo daß ſich oft vor den Augen der Zuſchauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe heben. Dieſes Waſſer wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derſelben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Waſſerleitungen zugeführt, und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeſtrömt war. Diejenigen, welche in dieſen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren, wie gewöhnlich die Gladiatoren, Sklaven, oder Leute aus der niedrigſten Klaſſe, Gefangne und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Beſtimmung war zu ſterben, und nur ein günſtiger Zuruf des Volks oder des Präſidenten der Spiele konnte ſie, wie die Gladiatoren, retten. Am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), einer der größten Kirchenkomponiſten, kurfürſtl. ſächſ. Kapellmeiſter zu Dresden, ward in der Nähe dieſer Stadt zu Blaſewitz, 1741 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Landmann, erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Muſik bemerkte, ſtatt der Schule ſeines Dorfes, eine Schule in Dresden zu beſuchen, wohin er jeden Morgen ging, und wo er beſſern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, ſeine muſikaliſchen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königl. ſchwed. Kapelle zu Stockholm durch Zufall in das Haus ſeines Vaters geführt erſtaunte, hier ein Klavier und Muſikſtücke zu finden, deren Ausführung ſehr ſchwer war, erfuhr von dieſem, daß ſein dreizehnjähriger Sohn dieſe Stücke ſpiele, und erbot ſich, den jungen Menſchen, der ſo viel Anlage verrieth, mit ſich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe ſeine Einwilligung dazu. Das neue Verhältniß, in welches der junge Naumann trat, war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte bald ſeinem Herrn die niedrigſten Dienſte leiſten und war oft dem Mangel Preis gegeben. Kaum konnte er Zeit finden, ſich auf der Bratſche auszubilden. Zu Fuß folgte er ſeinem Herrn, der mit der Poſt reiſte, 1758 nach Italien, und während dieſer zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte Naumann ſeinen Unterhalt mit Notenſchreiben verdienen. Einſt als er, wie gewöhnlich, das Inſtrument ſeines Herrn zu Tartini trug, wagte er es, dieſen großen Künſtler um die Erlaubniß zu bitten, an der Thür

ſeines Zimmers der Lehrſtunde zuhören zu dürfen. Tartini nahm ihn ſogleich unter ſeine Schüler auf, und bald nachher erhielt er einen gütigern Herrn. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren und zwei Monaten zu Padua verließ er dieſe Stadt, um in Geſellſchaft des Herrn Pitſcher, der auf Koſten des Prinzen Heinrich von Preußen (?) eine Reiſe durch Italien machte, ſich weiter auszubilden. In Neapel, wo er ſich 6 Monate aufhielt, erwachte ſeine Vorliebe für theatraliſche Muſik. In Bologna benutzte er die Freundſchaft des berühmten Pater Martini und des nach Italien geflüchteten Haſſe, um ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Als Pitſcher ſeine Rückreiſe antreten mußte, ließ ſich Naumann, da ihm der fortdauernde ſiebenjährige Krieg die Rückkehr nach Sachſen widerrieth, in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte und mit Beifall einige theatraliſche Kompoſitionen gab. Der Wunſch, ſeine Aeltern und ſein Vaterland wieder zu ſehen, in dem er Dienſte zu erhalten hoffte, bewog ihn, nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien, ſeinen Aeltern eine ſeiner Kompoſitionen mit der Bitte zuzuſchicken, ſie dem ſächſiſchen Hofe vorlegen zu laſſen. Naumann's Mutter überbrachte die Kompoſition der Kurfürſtin Mutter, Maria Antonia. Dieſe Fürſtin zweifelte anfangs als Kennerin der Kunſt, ob der Sohn der Bäuerin dieſe Kompoſition gemacht habe; allein durch Erkundigungen, die ſie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, berief ſie den jungen Naumann nach Dresden, wo er 1765 als kurfürſtl Kirchenkomponiſt mit 220 Thalern Gehalt angeſtellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als kurfürſtl. Kammerkomponiſt, und den Auftrag, eine zweite Reiſe nach Italien zu machen, die er in Geſellſchaft Schuſter's und Seidelmann's antrat. Auch auf dieſer Reiſe verweilte er am liebſten zu Neapel. Hier komponirte er für das Theater zu Palermo den Achilles in Scyros, arbeitete dann in Venedig an der Oper Alexander. 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Kurfürſten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu komponiren. 1772 machte er, um ſeinen Bruder, einen Maler, zu Mengs nach Rom zu führen, ſeine dritte Reiſe nach Italien, wo er ſich zwei Jahre aufhielt und binnen 13 Monaten 5 Opern komponirte, nach deren Beendigung der Kurfürſt ihn zum Kapellmeiſter mit einem Gehalte von 1200 Thalern ernannte, welche Beſoldung ſpäter auf 2000 erhöht ward. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden, Guſtavs III., komponirte er 1776 die große Oper Amphion, zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper Cora, ſeine berühmteſte Oper, und Guſtav Waſa, welche Oper er ſelbſt dirigirte. Auch organiſirte er das Orcheſter zu Stockholm, welches eines der ausgezeichnetſten in Europa wurde. Für den däniſchen Hof komponirte er 1785 die Oper Orpheus. Die Könige von Schweden, Dänemark und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gaben ihm beſondre Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehreremale bei beſondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere ſeiner Kompoſitionen (Medea, Proteſilaus ꝛc.) auf, und erwarb ſich um die berliner Kapelle noch ein beſondres Verdienſt durch die Bildung des nachherigen Kapellmeiſters Himmel und der Demoiſelle Schmalz. Als eine Entſchädigung für die abgelehnten Dienſtanträge ertheilte ihm ſein Kurfürſt 1786 die Stelle eines Oberkapelldirektors mit 3000 Thlrn. Gehalt. Zu ſeinen vorzüglichſten Opern gehören auch Tutto per amore und la Dama Soldato. In ſpätern Jahren wurde Kirchenmuſik immer mehr ſein Lieblingsfach, wiewol er noch im Winter 188 ſeine Oper Acis und Galatea, ein Kompoſition voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle, auf's dresdner

Theater brachte. Am 21. Okt. 1801 ward er auf einem einſamen Spaziergange in dem großen Garten zu Dresden vom Schlage gerührt, blieb die ganze Nacht betäubt und hülflos liegen, und ſtarb den 23. deſſ. Monats. Das in der Geſchichte der Künſtler und insbeſondre der Muſiker ſeltne Schickſal, unter glücklichen Verhältniſſen ſeine Tage beſchloſſen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung ſeines Charakters. Er hat eine Menge von Kompoſitionen für die Kirche, worunter wir beſonders ſein Vater unſer (Text von Klopſtock), mehrere Pſalmen und Miſſen, Oratorien und Veſpern auszeichnen (größtentheils Eigenthum der dresdner Hofkapelle), für das Theater und die Kammer hinterlaſſen. Auch auf der Harmonika hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und ſetzte für dieſes Inſtrument ſechs Sonaten, die einzigen, die wir überhaupt in dieſer Gattung haben (vergl. A. G. Meißner's Bruchſtücke zur Biographie J. G. Naumann's, Prag, 1803 u. f. 2 Theile).

Naumburg, mit dem Beiſatze an der Saale, eine alte, nicht unanſehnliche Stadt, mit ungefähr 1200 Häuſern und 8800 Einwohnern, in einer ſehr angenehmen Gegend, unweit des Einfluſſes der Unſtrut in die Saale, zum Regierungsbezirk Merſeburg des preuß. Herzogthums Sachſen gehörig. Sie iſt der Sitz des Oberlandesgerichts für die Regierungsbezirke Merſeburg und Erfurt, des Handelsgerichts und des Grenzpoſtamts. Unter den öffentlichen Gebäuden iſt die ungefähr 1028 erbaute Domkirche merkwürdig. Die Domſchule hat immer in gutem Rufe geſtanden. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit verſchiednen Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifeſieden ꝛc. und mit Handel. Einige Häuſer machen bedeutende Geſchäfte im Wollhandel. Es wird jährlich zu Peter Paul eine Meſſe gehalten; auch iſt 1818 von der preuß. Regierung der Stadt eine zweite oder Wintermeſſe bewilligt worden, welche den 1. Dec. anfängt. Das hier gewöhnliche jährliche Kinderfeſt, das Kirſchfeſt genannt, ſoll durch einen Angriff der Huſſiten auf die Stadt im J. 1432 veranlaßt worden ſein. Das hieſige Stift war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hieher verlegt worden war. Nach dem Tode des letzten katholiſchen Biſchofs, Julius Pflug (1564), kam die Verwaltung des Stifts an Kurſachſen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über daſſelbe behauptet hatte. 1656 ward es der Seitenlinie des ſächſiſchen Hauſes, Sachſen-Zeitz, zugetheilt, nach deren Abſterben es, vermöge einer beſondern Uebereinkunft, 1726 wieder an Kurſachſen kam. Der Sitz der vormaligen Biſchöfe war gewöhnlich in Zeitz, der des Domkapitels aber in Naumburg. Im Domkapitel von 21 Mitgliedern, waren auch zwei Leipziger Profeſſoren. Der rothe Wein, der in der Gegend um Naumburg wächſt, iſt mittelmäßig, und wird zum Theil ausgeführt.

Nautik, ſ. Schiffahrtskunde.

Navarra. Das Königreich Navarra entſtand, als die Nachfolger Carls des Großen die nach Weſten bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieſes großen Fürſten nicht zu behaupten verſtanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Obernavarra auf der Südſeite und Niedernavarra auf der Nordſeite der Pyrenäen, beſtand, ſo ſtanden beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Obernavarra 1512 an ſich riß. Von dieſer Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, und der Erbin von Navarra, den franzöſiſchen Thron beſtieg, ward es auf dieſe Weiſe wieder mit Frankreich vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen ſich ſeitdem Könige von Frank-

reich und Navarra. Obernavarra heißt auch jetzt noch das Königreich Navarra, ungeachtet es eine Provinz der ſpaniſchen Monarchie iſt. Die Hauptſtadt Pampelona (ſ. d. Art.) iſt der Sitz des Vicekönigs. Das zu Frankreich gehörende Niedernavarra machte vor der Revolution mit Bearn ein beſondres Gouvernement aus und bildet jetzt einen Theil des Departements der Niedern Pyrenäen. Ehemals wurde dieſe Provinz von den Basken bewohnt, und die ſo merkwürdige baskiſche Sprache wird hier noch geſprochen. Neunavarra iſt eine Provinz von Neu-Mexico, im ſpaniſchen Nordamerika.

Navigationsakte. Dieſes berühmte engliſche Schiffahrts- und Seehandelsgeſetz, die Grundlage aller nachherigen, wurde von Cromwell, im engliſchen Parlamente, 1651 eingeleitet und durchgeſetzt. Dieſe Akte war beſonders gegen die Holländer gerichtet. Der Geiſt der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Eliſabeth den erſten Grad der Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umſichtigen Cromwell ſehr gut durchdrungen, und für den Vortheil der Britten weislich benutzt. Die dort entſtandne Idee der Alleinherrſchaft auf dem Meere, zu welcher der Beſitz der Oſtſeefahrt eine unerlaßliche Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländiſchen Schifffahrt nach England und den Kolonien, die ſeit dem Verfall der Hanſa ſich ſo ſehr ausgebildet hatte, verbunden mit dem perſönlichen Haſſe Cromwell's gegen die Holländer, wegen der Theilnahme, die ſie für die Stuarte gezeigt hatten, gab die Veranlaſſung zur Navigationsakte, deren Wirkungen die ihr unterliegende Abſicht ganz erreichten. In ihr wurde verordnet: 1. das kein fremdes Schiff Güter nach engliſchen Häfen führen ſollte, als die Erzeugniſſe des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein ſolches Schiff in brittiſchen Staaten gebaut ſein, und deſſen Mannſchaft wenigſtens zu zwei Drittheilen, nebſt dem Kapitän, geborne oder nationaliſirte Britten ſein müſſen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes engliſche Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern ſolle nehmen dürfen. Dieſe Akte verurſachte der Handlung der Holländer einen unerſetzlichen Verluſt, ſie mußten aber der überlegnen Macht Cromwell's nachgeben, und bei dem Friedensſchluſſe mit ihm (1654) ſich dieſen und andern Bedingungen unterwerfen. Als Carl II. den väterlichen Thron (1660) wieder beſtieg, war es eine ſeiner erſten Handlungen, die Navigationsakte aus Haß gegen die Holländer zu erneuern. Für die drei Hanſeſtädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, und für Danzig hob er jedoch 1661 die Wirkungen der Akte wieder auf. Allein ſchon 1662 verlor Lübeck dieſe Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Britten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Oſtſeefahrt und Handlung an ſich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb Carls II. Befreiungsbrief beſtehen, indem dieſe immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens ſchiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeſchlüſſe der Vortheil davon ſehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutſcher Waaren auf engliſchen Schiffen begünſtigt ward. So ungültig nun an und für ſich Carls II. Befreiungsbrief nach dem engliſchen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, ſo ward er doch in dem erſten von Wilhelm III. (1689) gehaltnen Parlamente, neben der Beſtimmung, daß fernerhin keine ſolchen Privilegien mehr ertheilt werden ſollten, ohne weitere Unterſuchung beſtätigt und blieb auch in ſeiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frank-

reich, gegen dieſes Land und namentlich gegen deſſen nachheriges ſo-genanntes Continentalſyſtem ergreifen mußte, jenes Privilegium in ſich ſelbſt vernichteten. So wie aber früher aus der Navigationsakte, die ſtrengen engliſchen Handelsverbote in jenem durch den ryswiker Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oktob. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, gefloſſen ſind, ſo iſt ſie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimerathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten, welche in der neueſten Geſchichte des europäiſchen See- und Landhandels eine ſo tief eingreifende Rolle geſpielt haben. Zur ausführlichern Kenntniß der Geſchichte dieſer merkwürdigen Akte empfehlen wir die Abhandlung des Profeſſor Büſch im 2. Bande der von ihm und Ebeling herausgegebnen Handlungsbibliothek und Engelbrecht's Corpus juris nautici. Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat ſeit Kurzem auch eine ähnliche Navigationsakte bekannt gemacht, die nach dem Muſter der engliſchen eingerichtet iſt, und derſelben in Allem gleicht. Sie wurde am 1. März 1817 von dem Prädenten der vereinigten Staaten unterzeichnet, und der 1. Okt. 1817 wurde als der Termin feſtgeſetzt, an welchem ſie in Wirkſamkeit treten ſollte. Die Akte beſteht aus ſieben Artikeln. Eine gewiſſe feindliche Abſicht gegen England iſt dabei nicht zu verkennen; es läßt ſich aber nicht mit Grund erwarten, daß der Handel der vereinigten Staaten dadurch immer gewinnen werde, weil jetzt die Zahl der Märkte und der Abnehmer ſich vermehrt hat, man ein von Staatswegen, die Repreſſalien zu üben nicht unterlaſſen dürfte. Der Handel muß ſich am Ende dahin ziehen wo der Ausländer am liberalſten behandelt wird. Die Parlamentsbeſchlüſſe von 1822 für die Befreiungen des weſtindiſchen Handels beweiſen, daß die brittiſche Regierung dies ſchon ſelbſt zu fühlen anfängt.

Naxos, in den älteſten Zeiten Dia und Strongyle, in der jetzigen neugriechiſchen Sprache Naxia (Nachſia) genannt, iſt die größte Inſel ($8\frac{1}{4}$ Quadratmeile mit 10,000 Einwohnern) in der Inſelgruppe der Cykladen im ägeiſchen Meere. Sie hat eine Stadt gleiches Namens, 40 Dörfer, ein Caſtell, einen Hafen, und iſt der Sitz eines griechiſchen und eines katholiſchen Erzbiſchofs. Ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und der Mythus des Bacchus, dem ſie geweiht war, machten ſie ſchon im Alterthume berühmt. Noch ſieht man neben der Quelle Ariadne die Trümmer eines Bacchustempels. Sie war reich an Getreide, an Wein, der zu dem beſten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte ſie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Kleinſicilien. Dem Bacchus, als dem Schutzgott der Inſel, ſchrieben ihre Bewohner dieſe außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichſten Feſte, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theſeus verlaſſne Ariadne (ſ. den Art.) tröſtete. Die erſten Bewohner der Inſel ſollen Thracier geweſen ſein, welche ſpäter von Theſſaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Theſſalier wegen einer anhaltenden Dürre die Inſel wieder verlaſſen hatten, ließen ſich bald nach dem trojaniſchen Kriege Karier, deren Anführer Naxos geheißen haben ſoll, daſelbſt nieder. Piſiſtratus unterwarf die Inſel der atheniensiſchen Oberherrſchaft. Nach dem Tode des Piſiſtratus erlangte Naxos ſeine Freiheit wieder und wurde außerordentlich blühend. Jedoch bald theilte das Schickſal der meiſten Inſeln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrſchaft der Perſer gerieth. Als dieſe in-

deſſen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen verſuchten, benutzten die Naxier dieſe Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Während des mithridatiſchen Krieges ward die Inſel von den Römern erobert. Dann unterwarf ſie der Triumvir Antonius dem Protektorat der Rhodier, entzog ſie jedoch dieſem bald wieder, als ſie daſſelbe zu ſehr mißbrauchten. So blieb Naxos in einem Zuſtand von Freiheit bis zu den Zeiten Vespaſians, der ſie zu einer römiſchen Provinz ſchlug. Hierauf folgte ſie dem Schickſale des oſtrömiſchen Kaiſerthums, und gerieth nach dem Sturz deſſelben, wie die übrigen Inſeln des Archipelagus, unter die Oberherrſchaft der Türken; ſie gehört zur Statthalterſchaft des Kapucken-Paſcha, dem ſie 10 Beutel jährlich Tribut zahlt. Das Volk wählt, ſo wie auf den meiſten griechiſchen Inſeln, ſeine Obrigkeit aus ſich ſelbſt.

Nazarener wurden die erſten Chriſten bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im öſtlichen Aſien chriſtliche Gemeinden dieſes Namens. Die ſchon zu Anfang des 2. Jahrh. in Paläſtina entſtandne Sekte der Nazarener glaubte das jüdiſche Ceremonialgeſetz mit den Vorſchriften Jeſu vereinigen zu müſſen, und hielt ſich an ein hebräiſches Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten (Arme, Dürftige) in der Beobachtung des moſaiſchen Geſetzes, verwarfen dabei die Briefe des Apoſtels Paulus und zweifelten an der Gottheit Chriſti, den ſie nur für einen vorzüglichen Menſchen hielten. Wie die Nazarener, mit denen die Ebioniten Vaterland und Zeit der Entſtehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechſeln ſind, beſaßen ſie auch ein hebräiſches Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Sekten ſcheinen im 4. Jahrh. erloſchen zu ſein. E.

Nazareth, ein Landſtädtchen in Galiläa, 12 deutſche Meilen nördlich von Jeruſalem auf einem Gebirge, deſſen ſchöne Gegenden von den Reiſenden noch jetzt gerühmt werden. Es war der Aufenthaltsort der Eltern Jeſu, die nach ihrer Rückkehr aus Aegypten dahin zurückkehrten und ihn daſelbſt erzogen. Daher ward er von den Juden ſpottweiſe der Nazarener genannt, weil dieſes Städtchen nicht im Rufe beſondrer Bildung ſtand. Dies zeigte ſich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für ſeine Lehren, und er hatte Urſache, ſich nach dem Antritte ſeines Lehramts nicht weiter daſelbſt aufzuhalten. E.

Neapel, Königreich, ſ. Sicilien (Königreich beider).

Neapel, Napoli (40°, 50′ Br.), die Hauptſtadt des Königreichs beider Sicilien, gehört ihrer einzigen Lage, Volksmenge und mannichfachen Schätze wegen zu den herrlichſten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majeſtätiſchen Golfs gelagert, aus dem die Inſeln Capri und Iſchia in kühnen Umriſſen nicht allzufern ſich emporheben, rechts vom Veſuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Poſilip geſchmiegt, ſcheint ſie, des Genuſſes nimmer müde, in den reichen Segnungen zu ſchwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabſtrömt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieſer Gegend, und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope (woher auch ihr alter Name ſtammt), doch deuten Mythus und Benennung wol nur auf die magiſchen Reize der jungfräulichen Schönheit dieſes Eldorado's. Auch der heutige Neapolitaner iſt ſtolz auf ſein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallnes Stück Himmel, oder ruft in ſeiner patriotiſchen Begeiſterung: Sieh Neapel und ſtirb dann! (Vedi Napoli e poi muori!) Und wirklich iſt kein Erdſtrich im Beſitze ſo vieler Vorzüge wie dieſer.

Die Luft mild, balſamiſch und geſund; die Hitze des Sommers außer wenn der Sirocco weht gemildert durch die Kühlung des Meeres, deſſen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie ſein Schoß reiche Gaben aller Art ſpendet; die Felder prangend und blühend von Getreide und Wein, der zum Nachtheil reicher Getreide und guter Weingewinnung in maleriſchen Gewinden ſich um Ulmen und edle Obſtbäume rankt; ein reges betriebſames Volk, kurz Leben und und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Mehr als 350,000 Menſchen tummeln ſich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauſchende Lärm nicht ſchweigt; die Straße Toledo, die größte und prächtigſte unter allen, gleicht einem beſtändigen Markte, durch deſſen Gewühl man ſich drängen und ſtets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzſchnellen Curricoli (einſpännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß iſt, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo iſt ſtets von Menſchen voll, die entweder Geſchäfte treiben, oder müßig vor einer Pulcinellenbude, um einen Taſchenſpieler, oder Sänger und Improviſator verſammelt ſind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt ſich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere ſich erſtreckenden Straßen S. Lucia und Chiaja; namentlich iſt letztre reich an ſtattlichen Paläſten, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale ein königlicher Garten ſich hinzieht, den unter andern die berühmte Gruppe des farneſiſchen Stieres ſchmückt. Die Ausſicht von hier über das Meer hin nach dem Veſuv und den Küſten von Sorento iſt einzig. Aber auch nur die Natur und die Regſamkeit des gegenwärtigen friſchen Lebens, nebſt den mancherlei Denkmalen eines verfloſſnen, macht Neapel und ſeine Umgeburg ſo bezaubernd; der ſinnige Reiſende, der von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunſt und die noch in ihren Trümmern großen Monumente einer ſtolzen Vergangenheit beſchaut hat, findet hier nur ſparſame Anregungen, aber deſto häufigere Beleidigungen ſeines Gefühls für Schönheit und Kunſt. Die üppige Triebkraft der Natur ſcheint hier auch dem Style der Kunſt ſich mitgetheilt und denſelben zu Ausartung und Uebertreibung angeregt zu haben. Dies gilt namentlich von der Baukunſt; wir kennen kein bedeutendes Gebäude in Neapel, das nicht mehr oder minder, von außen wie von innen, durch Ueberladung, Schnörkeleien und andre unangemeſſne Zuthaten den entarteten Geſchmack verriethe, oder im Gegentheile durch Kahlheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungsloſigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher ſind Bildhauerkunſt und Malerei; größere Gunſt ward der Muſik, der es hier nie an geweihten Prieſtern fehlte, doch iſt uns ſeit Paeſiello's Tode († 1816) kein namhafter bekannt. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erſcheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; ſtatt der erſtern ſogenannte Aguglie, wunderliche, überladne Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, ſtatt der letztern kleinlich und geſchmacklos verzierte Brunnen, den römiſchen auch nicht ferne vergleichbar. Ja ſelbſt die öffentlichen Inſchriften, namentlich die aus der ſpaniſchen Zeit, zeugen von dem übertriebenſten Style und ſind mit orientaliſchem Schwulſte abgefoßt. Zur nähern Kenntniß der Stadt wollen wir nur das Bedeutende ausheben, für das Uebrige auf ausführliche Beſchreibungen verweiſend (z. B. Napoli antica e moderna di Romanelli, 1815, 3 Vol.). Unter den 121 Kirchen, von denen keine ſich durch ihre Bauart auszeichnet, 130 Kapellen und mehrern Klöſtern in Neapel, ſteht oben an die des

heil. Januar oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolo Piſano 1299 erbaut; doch hat man ſich bemüht, ihren gothiſchen Charakter ſo viel als möglich auszutilgen. In einer unterirdiſchen Kapelle unter dem Chor ruht der Leichnam des Heiligen; ſein Blut wird in der prächtigen Kapelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Altargemälde von Dominichino geſchmückt iſt. Für die ſchönſte Kirche in Neapel hält man il Geſu nuovo; wenigſtens hat ſie die beſte Kuppel, doch iſt auch ſie mit ſinnloſen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenkloſters S. Chiara gleicht eher einem Ballſaal als einem Tempel; ehemals beſaß ſie Freskobilder von Giotto. S. Domenico iſt groß, S. Filippo Neri reich an Marmor und Malereien, S. Paola maggiore zeigt an der Vorderſeite Reſte eines ehemaligen Tempels des Kaſtor und Pollux; bewundert wird SS. Apoſtoli. Klein, aber durch Sannazar's Grabmal geweiht, iſt die von ihm geſtiftete Kirche S. Maria del Parto in Mergellina. Wir erwähnen zuletzt noch der Karthauſe S. Martino, die auf einem Berge unter dem Kaſtell S. Elmo liegt, der herrlichſten Ausſicht genießt und jetzt die Wohnung der Invaliden iſt. Das ganze Gebäude iſt überaus prächtig, und die Kirche koſtbar geſchmückt vor allen andern. Ueber der Karthauſe liegt das Schloß S. Elmo, welches die ganze Stadt beherrſcht und mit ſeinen Kanonen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni zur Ruhe verweiſt. Aber auch gegen äußere Feinde iſt Neapel geſichert, beſonders nach dem Meere zu; denn öſtlich erhebt ſich das Caſtello nuovo, weſtlich erſtreckt ſich auf einem Felſen Caſtell dell' Uovo (ſo von ſeiner eiförmigen Geſtalt genannt) in das Meer. Unter den Paläſten zeichnet ſich das königliche Schloß durch ſeine ziemlich edle Bauart vortheilhaft aus; ein andrer königlicher Palaſt zu Capo di Monte iſt unvollendet, enthält aber viele Gemälde und andere Kunſtſachen. Die alte Reſidenz der Beherrſcher Neapels, la Vicaria, iſt jetzt der Sitz des Tribunals, mehrerer Behörden und Gefängniſſe. Unter den übrigen Paläſten nennen wir noch Maddaloni, Francavilla, Gravina, Tarſia, welcher letztre eine anſehnliche, auch dem Publikum geöffnete Bibliothek beſitzt. Die bedeutendſten Sammlungen für Wiſſenſchaft und Kunſt enthält das Gebäude degli Studj (Muſeum Bourbon, durch das Dekret von 1816, königl. Allodialeigenthum) deſſen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir bloß den farneſiſchen Herkules, die farneſiſche Flora, die Ritterſtatuen der beiden Balbus, die Venus καλλίπυγος (aux belles fesses) und einen trefflichen Ariſtides namhaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet ſich eine bedeutende Sammlung hetruriſcher Vaſen, eine Gemäldegallerie und die königliche Bibliothek. Die 1224 von Friedrich II. geſtiftete Univerſität iſt — als Gebäude bedeutend, aber die wiſſenſchaftliche Bildung ſcheint daſelbſt eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch ſie beſitzt manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogiſche; der botaniſche Garten hebt ſich immer mehr und mehr. In Hinſicht der Anzahl wohlthätiger Stiftungen kann ſich ſchwerlich eine andre Stadt mit Neapel meſſen; denn ſie beläuft ſich auf ſechzig. Unter dieſen ſind zwei große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Sma. Annunziata, welches ſehr reich iſt und meiſtentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimt und verſorgt. Außerdem ſind noch fünf Spitäler, viele fromme Brüderſchaften und mehrere Conſervatorien vorhanden, welche letztre eine Zeit lang die berühmten Pflanzſchulen der Muſik für ganz Europa waren. Das Albergo dei Poveri nebſt einer Schule des wechſelſeitigen Unterrichts

für 400 Kinder, gehört zu den größten Gebäuden dieſer Art. Aber nicht der Ernſt, ſondern die Freude hat in Neapel ihren Wohnſitz; denn Leben und Luſt herrſchen dort überall, und Genuß iſt die allgemeine Loſung. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Muſik, Orangen, Maiskuchen und einem Plätzchen ſich hinzuſtrecken und auszuſchlafen, denn der Reiz des Nichtsthuns iſt groß. Für die gebildeten Stände gibt es vier Theater, unter welS. Carlo, das größte, 1815 abgebrannt, aber wieder aus ſeinen Trümmern prächtig erbaut iſt; bei voller Beleuchtung gewährt das Haus einen zauberiſchen Anblick. Außerdem beſtehen noch Teatro nuovo, de' Fiorentini und S. Carlino. Sie ſind ſämmtlich in Hinſicht auf Muſik und Darſtellung kaum mittelmäßig zu nennen, doch die Ballette glänzend. In keiner andern italieniſchen Stadt ſind die Zuſchauer während des Stückes ſo laut, aber auch nirgends ſtiller und andächtiger bei Lieblingsakten, als hier. Der Adel iſt größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrſcht Wohlſtand, und die völlig Unbemittelten der unterſten Volksklaſſe die Lazzaroni, ſind in der Regel ſo mäßig, daß ſie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringſten Erwerbe oder Almoſen ſorglos den Tag verleben, etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen, und, wenn ſie kein anderes Obdach haben, der Milde des Klima's vertrauen, und unter dem Portal eines Palaſtes oder Porticus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufakturen und Fabriken ſind im Verhältniſſe zur Anzahl der Einwohner unbedeutend; auch der Handel könnte für die Lage des Orts ſich auf einer höhren Stufe befinden. Frauenſchönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten; deſto edler und kräftiger iſt die Bildung der Männer, beſonders in den Jahren der Reife. Der Charakter des Volks iſt übrigens nicht ſo arg, als manche Reiſende ihn geſchildert haben. Im Ganzen herrſcht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmenswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenſchaftlichkeit hört man nur ſelten von Ermordungen. Die Unſittlichkeit iſt hier nicht größer als in andern Hauptſtädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genuſſe findet ſeinen Grund und ſeine Entſchuldigung in der Natur des Südens.

> Das Land der Reize, Luſt und üpp'gen Fülle
> Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.
>
> Taſſo's befr. Jeruſ. 1. 62.

Neapels Umgebung iſt reich an Wundern der Natur, Kunſt und unzähligen Ueberreſten des Alterthums. Wir beginnen unſre Wanderung von der Abendſeite der Stadt, wo der Bergrücken des Poſilippo ſich hinzieht. Seiner Schönheit, bei deren Anblick aller Gram ſchweigt, ſoll er den Namen verdanken (ἀπο της παυσεως της λυπης). Merkwürdig iſt die Grotte deſſelben, oder ein gewölbter, durch ihn geführter, wohl tauſend Schritt langer dunkler Weg, deſſen die Alten öfters erwähnen; den aber Alfons I. erweitern, und der Vicekönig Peter von Toledo pflaſtern ließ. Ueber derſelben liegt in einem Garten das ſogenannte Grabmal des Virgil, ein Kolumbarium (römiſches Grab nach der innern Einrichtung) mit mehrern Niſchen, worin ſonſt Urnen geſtanden. Der Lorbeer, der ehedem darauf grünte, aber ſein Laub jedem Reiſenden Preis geben mußte, iſt ausgegangen. Den Weg durch die Grotte des Poſilippo verfolgend gelangt man bald an den See von Agnano, der maleriſch von Bergen eingeſchloſſen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloſter Camaldoli liegt, der

höchſte iſt. Die Ausſicht von dieſer Höhe, die Niemand zu erſteigen unterlaſſe, erſtreckt ſich über die ganze Campania Felix, weit hinaus über die Inſeln und das Meer, und gehört unſtreitig zu den erhabenſten, reichſten und entzückendſten der Welt. Der agnaner See beſitzt die Eigenſchaft, an einzelnen Stellen aufzuwallen, ohne jedoch heiß zu ſein. Im Sommer, wo aller Hanf der ganzen Nachbarſchaft in ſeinem Waſſer geröſtet wird, iſt die Luft hier äußerſt ungeſund. An ſeinem Ufern befinden ſich ferner die Schwitzbäder von S. Germano, verſchiedne Gewölbe, in welchen ein ſchwefliger Dunſt aus der Erde emporſteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden von einer Schicht kohlenſaurer Luft bedeckt iſt, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wenn er eben erſticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu ſich kommen laſſen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäiſchen Felſen umſchloſſnes Thal. Am Fuße dieſer Berge trifft man die Acqua delle Piſciarelle, ein mit Geräuſch aus dem Boden hervorquellendes, ſchwefelhaltiges, ſehr warmes Waſſer. Von der andern Seite der Felſen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchſt merkwürdiges vulkaniſches Thal. Wahrſcheinlich iſt einſt ein feuerſpeiender Berg hier zuſammengeſtürzt, aber nicht völlig erloſchen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt iſt, und beim Auftreten erzittert, iſt Alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen Schwefeldämpfe hervor, die im Finſtern leuchten ſollen; der Anſatz des natürlichen Schwefels mit bunten, ſchillernden Farben an dem wilden Geſtein erhöht vollends das Grauſige dieſer Gegend. Wie man ſie aber verläßt und ſich gen Pozzuoli wendet, wird man wieder durch alle Reize ſüdlicher Fluren und den Anblick des Meers entſchädigt. Man nähert ſich Pozzuoli auf den Reſten einer alten Straße, und bewundert unterwegs manches Ueberbleibſei ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piſcina (gemeinhin Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters, und der Thermen. Die alte Via Campana iſt zu beiden Seiten mit den maleriſchen Trümmern alter Grabmäler eingefaßt, die größtentheils aus Kolumbarien beſtehen und noch Spuren von Malerei aufweiſen. Die Stadt Pozzuoli liegt auf einer kleinen Halbinſel, und zählt ungefähr 10.000 Einwohner. Der Dom war einſt ein dem Auguſt geweihter Tempel, und enthält noch mehrere antike Säulen; von einer Statue des Tiberius hat ſich bloß der überaus ſchöne Piedeſtal auf dem Markte erhalten. Bei weitem das ſchönſte Andenken an das römiſche Alterthum zu Pozzuoli machen die Ruinen eines Tempels des Jupiter Serapis aus, der unter Domitian erbaut wurde. Nur drei Säulen von Cipollinmarmor ſtehen noch aufrecht und ſchauen über ein Chaos ſchöner Bruchſtücke traurig hin. Die ſogenannte Brücke des Caligula im Hafen zu Pozzuoli beſteht aus einer Reihe von Pfeilern, die aus der See hervorragen und wahrſcheinlich Trümmer eines Molo ſind. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen ſeiner köſtlichen Weine berühmte Mons Gaurus), an deſſen Fuß Cicero's Akademie und Kumanum ſtanden. An dieſen reiht ſich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entſtand und das naheliegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieſer Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucriner-See, deſſen Auſtern und Fiſche bei den leckern Alten in ſo hohem Anſehen ſtanden, faſt ganz verſchüttet, ſo daß er jetzt nur einen kleinen Teich ausmacht. Unfern von hier ſind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone

genannt, eine Reihe von Grotten, die ein erſtickend heißer Dunſt erfüllt, und wohin viele Kranke aus Neapel wallfahrten. Durch die Höhle der cumaniſchen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom luccriner an den averner See, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darſtellt, wahrſcheinlich der Krater eines ausgelöſchten Vulkans. Verfolgt man den Weg längs dem puzzolaniſchen Meerbuſen, ſo kommt man nach dem bei den Römern ſo hochgefeierten Bajä. Noch haben ſich hier mehrere Ruinen erhalten, die Reſte der berühmten Thermen zu ſein ſcheinen. In der Nähe liegt der Lago di Fuſaro, der in dieſer mythenreichen Gegend der Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil), und in der Gegend zwiſchen dieſem und dem Avernus Cuma, nur wenig Spuren des alten Cumä noch aufweiſend. Zwiſchen Baja und dem Dorfe Bacola (das Bauli der Alten) trifft man auf die Piſcina mirabile, merkwürdige Reſte eines alten Waſſerbehältniſſes, und die ſogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern), eine Reihe von 12 bis 13 unterirdiſchen Gemächern, die höchſt wahrſcheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt und nur durch eine ſchmale Enge mit dem Meere zuſammenhängend, an deſſen Ufer man die elyſäiſchen Felder verlegte. An der öſtlichen Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt Capo Miſeno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die Grotta Dragonara das Erheblichſte iſt. Zwiſchen Cuma und dem Fluß Vulturno zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio's des Afrikaners hält. Wir wenden uns jetzt nach der Oſtſeite Neapels, und betreten den Weg, der zum Veſuv, nach Herkulanum und Pompeji führt (m. ſ. d. Art.). Wir verweilen indeß nur in dem drei Miglien von Neapel entfernten Luſtſchloß Portici, deſſen Bauart höchſt geſchmacklos und obenein unhaltbar iſt; die Heerſtraße führt mitten durch einen der Schloßhöfe. Merkwürdig iſt hier die in 16 Zimmern enthaltne Sammlung von mehr als 1500 herkulaniſchen Wandgemälden; wahrſcheinlich werden auch die andern aus Herkulanum gewonnenen Schätze des Alterthums jetzt aus Sicilien, wohin man ſie vor der franzöſiſchen Beſitznahme geflüchtet hatte, zurückgekehrt ſein. In Caſerta hat Carl III. ein prächtiges Schloß durch Banvitelli erbauen laſſen, das zwar durch ſeine Größe imponirt, aber mit ſeiner Gleichförmigkeit eher einem Hospital oder einer Kaſerne, als einer fürſtlichen Wohnung gleicht. Herrlich iſt die Lage; und einzig in ihrer Art dem kühnſten Römerwerke vergleichbar die berühmte Waſſerleitung (Aquedotto Carolino), welche zwölf Meilen weit das Waſſer vom Monte Taburno nach Caſerta bringt. Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen iſt, ſo iſt auch das Meer hier reicher als ſonſt irgendwo mit Reizen ausgeſtattet. Eine Fahrt im Golf vor Neapel längſt der Küſte, oder nach den Inſeln, gehört zu den herrlichſten Genüſſen der ganzen italieniſchen Reiſe. Capri, welches ſo wunderbar den Blick feſſelt, iſt entfernter (ſ. d. Art.); bequem zu nähern Ausflügen liegen die kleinen Inſeln Lazaretto und Niſida, und nahe bei Baja und Miſeno, Procida und Iſchia. Wem wäre dies romantiſche Eiland durch den Titan J. Paul's nicht vertraut und werth! Und gewiß, der phantaſiereiche Dichter konnte als Scene für den glänzendſten Theil ſeines Romans keine reizendere Stätte erſinnen, als hier die Wirklichkeit gewährt. Weinberge, Gärten, Haine und Dörfer wechſeln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt ſich majeſtätiſch der Berg Epomeo oder Nicolo, vormals

ein Vulkan; doch hat er ſeit dem J. 1302 den Frieden der ſchönen Inſel nicht geſtört. Kranke finden in den hieſigen Bädern Geneſung, wie überhaupt jeder nicht ganz Unempfängliche von hier und dem feſten Lande eine Fülle von Erquickung und einen Bilderreichthum mitnimt, die ihm den Aufenthalt zu Neapel und in deſſen Umgebung ewig unvergeßlich machen. xx.

Nebel ſind die, zuweilen über der Oberfläche der Erde ſichtbar ſchwebenden Dünſte, welche eigentlich ein Niederſchlag der Auflöſung des Waſſers in der Luft, oder niedriger ſtehenden Wolken ſind. Da dieſer Niederſchlag nur dann Statt finden kann, wenn die obere Luft ſchon mit Waſſertheilen hinlänglich geſättigt iſt: ſo zeigen ſich die Nebel nur bei ſehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft iſt die gewöhnliche nähere Veranlaſſung der Nebel, die daher bei uns im Herbſte, wo die Tage oft noch ſehr warm und die Nächte kalt ſind, am häufigſten bemerkt werden, weshalb auch die aufgehende Sonne, durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme, ſie gewöhnlich wieder zerſtreut. Hier trit ein doppelter Fall ein: iſt durch die Sonnenwärme die Auflöſungskraft der Luft hinlänglich verſtärkt, ſo fällt der Nebel als Heu- und Staubregen zur Erde nieder, und es wird heitres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen ſchwerer, ohne mehr Auflöſungskraft zu erhalten, ſo zieht ſich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann ſehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden ſtärker ausdünſtet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüſſe und Seen ſind, zeigen ſich natürlich die Nebel häufiger. Mit den eigentlichen Nebeln muß der **Höherauch** oder Heiderauch nicht verwechſelt werden (ſ. d. Art).

Nebelſterne, Nebelflecke, ſind gewiſſe, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Flecke, die man am geſtirnten Himmel wahrnimt und die, durch das Fernrohr betrachtet, eine dreifache Verſchiedenheit zeigen. Es ſind entweder einzelne in Nebel gehüllte Sterne, oder ſie werden aus kleinen Sternhaufen gebildet, oder ſie zeigen nichts als einen lichtähnlich ſchimmern Nebel. Dies ſind die eigentlichen Nebelſterne, welche die Aſtronomen für Fixſternſyſteme halten, deren es unzählige in dem unermeßlichen Welteraume geben mag. Herſchel will nicht alle für Sterngruppen gehalten wiſſen. Man kennt ihrer ein Paar Tauſend.

Nebenſonnen, Nebenmonde, eine Lufterſcheinung, wenn neben der Sonne oder dem Monde noch mehrere Abbilder derſelben erſcheinen. S. **Meteor.**

Nebucadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Aſien, regierte von 606 bis 563 vor Chriſto. Er war der Sohn jenes Nabopalaſſar, welcher (640—626) das babyloniſche Reich auf's neue von der aſſyriſchen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebucadnezar erweiterte das babyloniſche Reich durch ſeine Eroberungen bis zu den weſtlichen Grenzen von Aſien. Er ſchlug den König von Aegypten, Necho, bei Karchemiſch, eroberte und zerſtörte Jeruſalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der aſiatiſchen Eroberer, welche beſiegte, unruhige Völkerſtämme in andre Gegenden verſetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daſelbſt unter dem Namen der babyloniſchen Gefangenſchaft bekannt iſt. Fabelhaften Sagen zu Folge ſoll er durch Libyen bis zur Weſtküſte von Afrika vorgedrungen ſein. Die Sage, daß er ſieben Jahre lang ein Ochſe geweſen ſei, ſcheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Menſch ſich in einen Wolf oder in ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet

werden zu müſſen, als vielmehr mit irgend einer orientaliſchen Symbolik in Verbindung zu ſtehen. Vergl. die Art. Aſſyrien und Babylon.

Neckar. Er entſpringt bei Schwenningen im würtembergiſchen Schwarzwalde, 5000 Schritte von Donaueſchingen, einer der Donauquellen, 2084 Fuß über dem Meere; von der Einmündung der Enz an wird der Neckar ſchiffbar. Die jetzige würtembergiſche Regierung hat ſeine Beſchiffung durch Verbreitung, Austiefung und Durchſtechungen ſehr verbeſſert. Vor der Vergrößrung Würtembergs dachte man an dieſe nicht ſehr ſchwierige Transportverbeſſerung nicht. Die Murr, Kocher, Erz, Jaxt und Filz nimt er auf ehe er ſich bei Manheim in den Rhein ergießt. Er hat reizende ſehr abwechſelnde Ufer und faſt überall ein weites Thal und ſchöne Wieſengründe. — Neckarweine, aus den vom Neckar durchſtrömten Landſchaften, ſind leichte, geſunde und wohlſchmeckende Weine. Die beſten Sorten wachſen bei Affenthal, Baden, Durlach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg; alle in geſchützten etwas hohen Lagen, auf Kalkboden mit Expoſition gegen Morgen oder Mittag.

Necker (Jacques), Ludwigs XVI. Finanzminiſter, geb. 1734 zu Genf, wo ſein Vater (ein geborner Brandenburger) Profeſſor des deutſchen Staatsrechts war, kam früh als Handlungsgehülfe nach Paris zu ſeinem Oheim Vernet, dann zu dem Banquier Theluſſon, und erwarb ſich durch ſeine Klugheit und Geſchicklichkeit ſehr bald die Achtung der größten Handelshäuſer und das Vertrauen Theluſſon's, deſſen Compagnon er wurde. In Zeit von 12. bis 15. Jahren übertraf er an Vermögen die reichſten Wechſelhäuſer. Vortheilhafte Kontrakte mit der indiſchen Compagnie und Speculationen auf die engliſchen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten ſein Vermögen bis auf ſechs Millionen. Da ihn die oſtindiſche Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, ſo gab er 1769 ein Werk darüber heraus. Er vertheidigte dieſe Compagnie, indem er an die Dienſte erinnerte, die ſie dem Staate in den bedrängteſten Zeitpunkten geleiſtet hatte. Morellet und Lacretelle waren ſeine Gegner, welche, indem ſie die ausſchließlichen Privilegium angriffen, und die Freiheit des Handels foderten, der öffentlichen Meinung ſchmeichelten, die Allem, was der Regierung widerſprach, günſtig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und ſelbſt die Tadler ſeines Syſtems ließen ſeinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Er legte darauf ſeine Handelsgeſchäfte nieder und nahm die Stelle eines Reſidenten der Republik Genf am franzöſiſchen Hofe an; in welcher Eigenſchaft er mit dem Herzog von Choiſeul in Geſchäftsverhältniſſe, dem er ſich durch ſeine Talente zu empfehlen wußte gelangte. Um durch einen literariſchen Ruf die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſchrieb er ſeine Eloge de Colbert, welche 1773 von der franz. Akademie gekrönt wurde. Sein Werk: Essai sur la législation et le commerce des grains 1775 (in etwa 20 Auflagen) machte Aufſehn und wurde von den Oekonomiſten (Phyſiokraten) lebhaft angegriffen, weil er ſich für einige Einſchränkungen der Getreideausfuhr erklärt hatte. Trotz der Unreinheit und dem Schwulſt ſeines Styls, trotz des Unbeſtimmten in ſeinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leſer durch die Popularität, womit er die Gegenſtände der Finanzen zu behandeln wußte. Necker wußte ſeinen Ruf noch zu vermehren, indem er den Marquis von Pezay,

der mit Ludwig XVI. einen geheimen Briefwechſel hatte, für ſich gewann. Er ließ durch denſelben dem Könige eine Denkſchrift zuſtellen, in welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieſes Mittel beſchleunigte die Erreichung ſeiner Plane. Am Ende des J. 1776 ward er dem Generalcontroleur Taboureau als Direktor des königl. Schatzes zugegeben, der nach achtmonatlicher Amtsführung ſich genöthigt ſah, ihm ſeinen Platz einzuräumen. Maurepas, ungeachtet ſeines hohen Alters, ſeiner anſcheinenden Sorgloſigkeit und ſeines Epikurismus auf eine lang gewohnte Macht eiferſüchtig, begünſtigte ſeine Erhebung, indem er einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden glaubte, der durch ſeine Geburt die Großen zu Gegnern, und durch Religion die Geiſtlichen zu Feinden haben mußte. So wurde Necker in dem ſchwierigſten Zeitpunkte Direktor der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verurſacht, der amerikaniſche Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte Necker leicht die Gunſt des Volks verlieren können; er bemühte ſich daher, durch Anleihen und Verbeſſerungen zu helfen. Aber die Anhänger Turgot's, die er durch ſeine Grundſätze über den Getreidehandel von ſich entfernt hatte, tadelten ſeine Neuerungen. Turgot ſelbſt ging in den Streit ein. Man warf Neckern eine übertriebne Vorliebe für die Caiſſe d' Escompte vor; man ſtellte die Abſchaffung der Generaleinnehmer als eine treuloſe Maßregel dar, den König unter die Vormundſchaft der Financiers zu ſetzen; die Abſchaffung der Schatzmeiſters als die Erneuerung einer Idee des Schotten Law, deſſen Name die ſchrecklichſten Erinnerungen weckte; die Reform des königl. Hauſes als den Angriff eines republikaniſchen Geiſtes gegen die Majeſtät des Throns; die Anleihen als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialverſammlungen zu berufen, den Necker nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parlamenter, die er zu bloßen Gerichtsbehörden zu machen drohte. Doch fand Necker auch zahlreiche Vertheidiger, beſonders unter den Gelehrten. 1781 gab er ſeinen Compte rendu au roi (deutſch von Mylius, mit Anm. von Dohm, Berlin 1781) über ſeine Verwaltung heraus; mehr als 200,000 Exemplare wurden von dieſer Broſchüre in Umlauf geſetzt, die man ihres blauen Umſchlags wegen ſpottweiſe le Conte bleu (das Mährchen) nannte. Jetzt ſuchte Necker, von Ehrgeiz getrieben, in das Conſeil einzutreten. Man machte wegen ſeiner Religion Schwierigkeit; er glaubte unentbehrlich zu ſein, und drohte ſeinen Platz verlaſſen zu wollen, ward aber nicht wenig überraſcht, als man in ſeine Entlaſſung willigte. Dies geſchah im Mai 1781. Er begab ſich in die Schweiz, wo er die Baronie Copet kaufte und ſein Werk über die Administration des Finances, 3 Bde 8., herausgab, wovon in wenigen Tagen 80,000 Exemplare verkauft wurden. Diejenigen, die ſchon mit ſeinem Compte rendu unzufrieden geweſen waren, erbitterte er durch dieſes Werk noch mehr. Sie ſchilderten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wolle, der die Volksgunſt durch Geſtändniſſe erkaufe, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthüllung der Regierungsgeheimniſſe verrathe, und der, die Rolle eines Rathes des Fürſten mit der Rolle eines Tribunen vertauſchend, von dem Monarchen an das Volk zu appelliren ſchien. Calonne's Fehler und Freigebigkeiten vermehrten Necker's Ruf. Dieſer kehrte 1787 nach Frankreich zurück, ſchrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber

des Deficit* angeklagt hatte, und ward in Folge dieſes Strits exilirt. Als aber 1788 die Angriffe auf Brienne den Hof in Schrecken ſetzten, rief man ihn als Generalcontroleur zurück; welche Stelle er nur unter der Bedingung annahm, nicht mit dem Premierminiſter arbeiten zu dürfen. Aus Ueberzeugung erklärte er ſich für die Berufung der Reichsſtände, welche der Wunſch der Nation war. Der Bericht, den er am 27. Dec. 1788 über die Zuſammenberufung der Generalſtände abſtattete, kann als der erſte Funke betrachtet werden, der den ſchon lange vorbereiteten Brennſtoff entzündete. Auch ſtimmte er für die doppelte Zahl der Abgeordneten des dritten Standes; der Adel und die Geiſtlichkeit ſollten nämlich jeder 300, der dritte Stand dagegen 600 Abgeordnete ſchicken. Allein er vergaß, die Form der Berathung und Abſtimmung im voraus geſetzlich zu beſtimmen. So geneigt er übrigens der Sache des Volks war, ſo wenig wollte er der Monarchie etwas vergeben; daher das Schwankende in ſeinen Maßregeln, und manche Stellen in ſeinen Schriften, welche ihn der Neigung zum Despotismus verdächtig machten. Gewiß iſt, daß er ohne feſten Plan handelte, und oft mit zu wenig Vorausſicht öffentlich ſich ausſprach. Im J. 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen haben, indem er ungegründete Beſorgniſſe an den Tag legte. Seine Feinde behaupteten, daß von den 39 Millionen, für die er Getreide aufgekauft habe, 28 Millionen aus dem Verkauf dieſes Getreides wieder eingekommen wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging ſo weit, zu behaupten, daß er ſie für ſeine ehrgeizigen Abſichten angewendet habe. Am 5. Mai hielt er bei Eröffnung der Reichsſtände eine lange Rede und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieſer Geſellſchaft vor, die er nach ſeiner Willkür leiten zu können hoffte. Den 11. Jul., als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müſſen glaubte, wurde Necker, der ſich entſchieden gegen dieſe Maßregeln erklärt hatte, beſonders durch den Einfluß des Baron Breteuil entlaſſen und bekam den Befehl, in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu entlaſſen. Kaum aber wurde ſeine Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen ſtand. Die Erſtürmung der Baſtille erfolgte, und es zeigten ſich ſolche Zeichen von Volkswuth, daß der König ſich genöthigt ſah, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing die Einladung in Baſel und beſchloß, ihr zu folgen. Seine Reiſe bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erſtes Geſchäft war, ſeinen Einfluß zur Stillung der Unruhen anzuwenden, und Sicherheit der Perſon und des Eigenthums wieder herzuſtellen. Allein er mußte als Finanzminiſter Mittel vorſchlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundſätzen derer, die an der Spitze des Volks ſtanden, nicht gleichen Schritt. Vor Allem untergrub Mirabeau, der bei ſeiner Schonungsloſigkeit allerdings fähiger war die öffentliche Meinung zu beherſchen, Necker's Anſehn bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Conſtitution ſchlug Necker ein ſuspendirendes Veto, das der König haben ſolle, vor, und widerſprach der Abſchaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalverſammlung das ſogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der königlichen Penſionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er ſich heftig gegen dieſes Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieſer Liſte. Aus allen dieſen Umſtänden aber entſtand die Meinung, daß er ein Ariſtokrat ſei; ſeine eigne Sicherheit war bedroht, ſein Einfluß vernichtet. Dadurch ſchlug auch ſein Plan zu

einer Anleihe auf 4½ Procent Zinſen fehl. In dieſer beunruhigenden Lage ſchrieb er im September 1790 an die Nationalverſammlung und bat um ſeine Entlaſſung. Er erbot ſich, die der Regierung vorgeſchoßnen zwei Millionen Livres nebſt ſeinem Hauſe und Zubehör als ein Unterpfand ſeiner Rechtſchaffenheit in ihren Händen zu laſſen. Man nahm ſeinen Antrag mit Gleichgültigkeit auf, und Necker verließ Paris mit dem ſchmerzlichen Gefühl, ſeine ehrgeizigen Plane und glänzenden Ausſichten vernichtet zu ſehen. Seine Tochter, die Frau von Staël (ſ. d. Art.) hat in ihren Considérations das Betragen ihres Vaters als Staatsmann überall als vollkommen darzuſtellen verſucht; allein Bailleul hat in ſeinem Examen critique dieſes Werks die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maßregeln Nekker's in den kritiſchen Augenblicken hinlänglich gezeigt. Necker irrte beſonders darin, daß er die Nation für eine Partei hielt. Nicht ohne Schwierigkeit, ſogar vom Volke an mehrern Orten beſchimpft, reiſte er nach Copet zurück, wo häusliche Unglücksfälle ſeinen Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit ſeine geliebte Gattin. Um ſeinen Gram zu zerſtreuen ſchrieb er eine Vertheidigung ſeiner Verwaltung: Sur l'Administration de M. Necker par lui-même. Den König vertheidigte er in ſeinen Réflexions addressées à la Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in einer Abhandlung: Du pouvoir exécutif dans les grands états, 2 Voll. 8. 1792 nieder, die ſelbſt von denen empfohlen wird, die ihm eben nicht geneigt ſind. Nicht minder anziehend iſt ſein Werk: De la révolution française, 1796, 4 Voll. 8. Sein Cours de morale religieuse, 1800 in 3 Bden. iſt nicht ohne Beredtſamkeit geſchrieben, ſo wie die vielgeleſne Schrift: De l'importance des opinions religieuses (Lond. et Par. 1788. 8.) u. a. m. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die konſulariſche Gewalt heraus, das damals viel Aufſehn machte. Seine Schreibart iſt ſtets ſorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen, wiewol es ihm nicht an wahrer Beredtſamkeit fehlt. Er ſtarb zu Genf 1804 mit Hinterlaſſung eines großen Vermögens. Seine Tochter hat mehrere ſeiner hinterlaßnen Werke herausgegeben, ſ. Zeitgenoſſen. Heft 3.

Necker (Suſanne) des Vorigen Gattin, war die Tochter des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern. Ohne Vermögen, hatte ſie eine treffliche Erziehung genoſſen und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateiniſchen zu unterrichten. Hier lernte ſie Necker kennen. Beider Verbindung (1765) war die Folge gegenſeitiger Zuneigung, welche ungeſchwächt bis an ihren Tod fortdauerte. Madame Necker war eine Frau von dem trefflichſten Charakter, unter allen Umſtänden eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geiſt und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente ſie ſich ihres Anſehns und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Koſten ein Hoſpital gegründet, dem ſie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte ſie ihres gebildeten Geiſtes wegen viele Freunde und Verehrer, beſonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher letztre ſie ſehr genau geſchildert hat. Sie ſtarb zu Copet 1794, und iſt die Verfaſſerin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées 1790; 2. Mémoire sur l'établissement des hospices; 3. Réflexions sur le divorce 1793. Sie behauptet, den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im

Ganzen in dieſer Schrift mehr Gefühl, als Beweisgründe und oft eine ſchwülſtige, überladne Schreibart; 4 Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 3 Bde. und Nouv. Mélang. 1801, 2 Bde. 8. ſind nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, verſtändige und gut ausgedrückte Rathſchläge, aber auch eben ſo bedeutende Mängel.

Neefs (Peter), zwei berühmte niederländiſche Maler, Vater und Sohn. Der Vater, welcher berühmter geworden iſt, ward zu Antwerpen 1580 geboren und lernte die erſten Anfangsgründe der Malerei bei Steenwyk. Er legte ſich beſonders auf Architektur und Perſpektivmalerei, und hat ſich durch ſeine gothiſchen Kirchenperſpektive den größten Ruhm erworben. Van Tulden und Teniers malten gewöhnlich die Figuren in ſeine Bilder.

Neer, van der, (Arthur), berühmter Landſchaftmaler zu Amſterdam. Er malte Landſchaften im Mondſchein, Winterſtücke, Feuersbrünſte. Der Vater verſtand das Waſſer vom niedern Horizont begränzt und zwiſchen flachen Ufern eingeſchloſſen, durch zitterndes Mondenlicht zu verſchönern. Eben ſo treu der Natur ſtellte er Winterlandſchaften und Feuersbrünſte dar. Sein Sohn Eglon van der Neer (geb. zu Amſterd. 1613) lernte bei Vanloo, malte hiſtoriſche Bilder und Landſchaften, auch treffliche Geſellſchaftsſtücke; anfangs in Paris, dann zu Orange, endlich an dem kurpfälzichen Hofe zu Düſſeldorf, wo er 1703 ſtarb.

Negativ heißt überhaupt ſo viel als verneinend, daher auch eine Negative, d. i. verneinende Antwort oder Meinung. In einem höhern und philoſophiſchen Sprachgebrauche bedeutet negativ dasjenige, was, ohne ſelbſt irgend etwas zu beſtimmen, bloß etwas andres Beſtimmtes (oder Poſitives) ausſchließt. So ſind z. B. Menſch, ſchwarz, klug, etwas Beſtimmtes, es ſind poſitive Begriffe; die negativen Begriffe davon ſind Nicht-Menſch, nicht-ſchwarz, nicht-klug. Indem man einen dieſer negativen Begriffe ſetzt, gibt man ſchlechterdings nichts Beſtimmtes; ein Nicht-Menſch kann ein Tiſch, ein Buch, ein Haus u. ſ. w. ſein; man ſchließt bloß den poſitiven Begriff Menſch aus, und es ergibt ſich hieraus, daß eine ſolche negative Vorſtellung etwas entgegenſtehendes Poſitives (oder Beſtimmtes) vorausſetzt und ohne daſſelbe nicht gedacht werden kann. Negative Urtheile ſind in der Logik ſolche, in denen ausgeſagt wird, daß die Materie (der Stoff) des Urtheils, d. h. die Vorſtellungen deren Verhältniß durch das Urtheil ausgeſprochen wird, ſich nicht im Bewußtſein vereinigen laſſe; nach Andern ſolche, deren Prädikat ein negativer Begriff iſt. Negative und poſitive Größen in der Mathematik ſind ſolche, welche einander inſofern entgegengeſetzt ſind, als ſie auf die einander entgegengeſetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen. Der Indifferenzpunkt der Reihe aller möglichen Zahlen iſt 0. Drückt man z. B. die Aktivſchulden und die Paſſivſchulden einer Perſon in Zahlen aus, ſo fallen jene auf die eine, dieſe auf die andre Seite der Null, jene ſind poſitive, dieſe negative Größen. Denkt man ſich einen Winkel, deſſen einer Schenkel um den Punkt der Winkelſpitze herum beweglich iſt, ſo laſſen ſich durch deſſen Bewegung alle im Flächenraume möglichen Winkelgrößen darſtellen. Der Indifferenzpunkt dieſer Größenreihe iſt der Zuſammenfall beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten deſſelben (auf beiden Seiten des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargeſtellt, und in der Mathe-

matik oft als poſitive und negative Größen betrachtet. Ueberhaupt wird ein Winkel bald als hervorſpringend, bald als hohl angeſehen, und nach Graden ausgemeſſen. Die Grade der Höhlung und die Grade des Vorſprungs bedingen einander wechſelſeitig; 45° Höhlung geben auf der entgegengeſetzten Seite 315° Vorſprung (angle saillant). Eine geſchloßne, geradlinige und gezakte Figur z. B. hat innre und äußere Winkel, und wo in der Mathematik von beiden die Rede iſt, da nennt man, oft nach willkürlicher Annahme, die eine Art poſitive, die andre negative Winkel, und bezeichnet ſie mit + und — (plus und minus), um ſie in der Vergleichung nicht zu verwechſeln. In demſelben Verhältniſſe ſtehen in der Mechanik Laſt und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerſtand u. ſ. f. Die höhere Arithemik dehnt die Lehre von den vier Rechnungsſpecies, Addition, Subtraction, Multiplication und Diviſion, auf die Rechnung mit poſitiven und negativen Größen aus, welches denn die Haupt-Grundlage der ſogenannten Buchſtabenrechenkunſt (Algebra) ausmacht.

Neger nennt man eine Menſchenraçe in Afrika, die ſich durch mittlere Statur, plattgedrückte Naſe, ſchwarzes Haar, platten Hirnſchädel und ſchwarze Farbe auszeichnet, und hauptſächlich auf der Nordweſtküſte von Afrika, in Nigritien, Ober- und Unterguinea, Monomotapa, Aethiopien, Sofala und Zanguebar gefunden wird. Ihre Feinde, die Mohren, unterſcheiden ſich von ihnen durch Farbe, Haare, Geſichtsbildung und Sitten. Schon das Aeußere des Mohren in Afrika iſt viel ſchöner und edler. Auch ſteht der Neger in Hinſicht auf geiſtige Kräfte unter dem Mohren. Die Neger ſind meiſt Fetiſchanbeter, die Mohren Mohammedaner; dieſe unterhalten vielfache Verbindungen mit den Küſtenländern und mit gebildeten Völkern; jene leben an den einſamen Ufern des atlantiſchen Meers, oder in den öden Binnenländern eines von dem Völkerleben der alten wie der neuen Welt faſt gänzlich geſchiednen und wichtiger Lebensbedürfniſſe (z. B. des Salzes) entbehrenden Erdtheils; daher, die Einflüſſe des tropiſchen Klima's ungerechnet, der allgemeine Stumpfſinn der Negervölker, welchen manche Beobachter, doch ohne Grund, für eine natürliche Unfähigkeit gehalten haben. Diejenigen, welche, wie Meiners, verſchiedne Menſchenraçen behaupten, ſuchen ſowol aus der phyſiſchen Organiſation, als aus den Aeußerungen der Neger zu erweiſen, daß ſie nie den vollkommnen Bildungszuſtand werden erreichen können, den andre günſtiger organiſirte Nationen, z. B. die celtiſchen Völkerſchaften, erreicht haben. Im Allgemeinen ſind die Neger unempfindlich; ſie weinen höchſt ſelten, und bei ihnen äußert ſich der moraliſche Schmerz durch ein tiefes Stillſchweigen, der phyſiſche durch Geſchrei oder Geſang. Doch ſind ſie rachſüchtig und ſcheinen nur zu mechaniſchen Arbeiten geſchickt. Ueberhaupt iſt eine Miſchung von Regſamkeit und Schlaffheit Charakter aller Südvölker. Wenn indeß die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gaſtfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, ſo vergeſſen ſie, daß dieſe Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewiſſen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Dagegen beweiſen mehrere Beiſpiele, daß dem Neger keine geiſtige Anlage fehlt. Nur der Umſtand, daß die Negervölker ſeit undenklichen Zeiten in größre oder kleinre Haufen zerſtreut, ohne feſte Grenzen gelebt haben, und daß ſie durch den ſinnloſeſten Aberglauben, mit dem gröbſten Despotismus im Bunde, in einen faſt thieriſchen Naturſtand niedergedrückt worden

ſind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchſtens die Karawanenzüge der Mohren und innre Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunſtbildung, und dieſe mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel (ſ. d. u. d. Art. Wilberforce) das Meiſte beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Uebel der despotiſchen Verfaſſung der kleinen Negerſtaaten, in welchen der Despotismus der Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, waren ſchon von Anfang an vorhanden, und ſchwerlich möchten die Neger, ſich ſelbſt überlaſſen, zu einer erträglichen Verfaſſung kommen. Zwar hat ſich ſeit mehrern Jahren in England eine afrikaniſche Geſellſchaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat (ſ. d. Art. Sierra Leona); allein ihre Ergebniſſe ſind bis jetzt ſehr unbedeutend. Der beredteſte Vertheidiger der Neger iſt der Biſchof Gregoire (ſ. d. Art.) in ſeiner Schrift: De la Littérature des Nègres, ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales etc. (Paris 1809, und 2 Ueberſ. Tüb. und Berl. 1809.). Nur vermiſcht er oft Mohren und Negervölker. Die bekannteſten Nationen der Neger ſind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das ſich von der Küſte wahrſcheinlich bis zum Urſprung des Gambia hinzieht; die Jaloſi oder Qualoſi an der Nordſeite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche ſeit 1724 ſich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch noch die Angolaer und Bengualer gehören; die Karrous in Oberguinea, welche ſich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Fluß Sierra Leone behaupten; die Anzisko's im obern und niedern Aethiopien auf der öſtlichen Seite von Kongo; die Jagga's, welche von Einigen mit den Anzisko's verwechſelt werden, von den Grenzen von Abyſſinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Gella's, deren Sprache mit keiner äthiopiſchen Mundart übereinkommt, bilden ſechs Völkerſchaften in ihrem urſprünglichen Gebiete an den Grenzen von Abyſſinien und Ajan (ein Theil von ihnen beſitzt ſeit 1537 die ſüdlichen Provinzen Abyſſinien); die Mambo's und Zimbo's in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrſchende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiſer dieſes Reichs gewählt werden; die Sarnkolez in Galani, einer Landſchaft in Nigritien. Außer dieſen Hauptſitzen der Neger befinden ſich auch noch Reſte und Zweige dieſer Nation in Marokko, Biledulgerid, auf der Küſte von Ajan, in Tunis, wo ſie unter den Abuchefs (1206—1575) herrſchend wurden, in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehrern oſtindiſchen und in den Südſeeinſeln, wo ſie die älteſten Einwohner zu ſein ſcheinen. In Amerika führen viele von ihnen, denen es gelang, ſich in Freiheit zu ſetzen, in einem wilden und unabhängigen Zuſtand, da wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civiliſation. Dagegen haben ſie ſich in Hayti (ſ. d. Art.) nach langem Kampfe mit Ausländern, eingebornen Weißen und unter ſich republikaniſch bürgerlich geordnet.

Nehemiah, ein vornehmer und frommer Hebräer, der in der Gefangenſchaft geboren, aber von Artaxerxes Longimanus zum Mundſchenken ernannt worden war. Er benutzte ſeinen Einfluß zum Vortheil ſeiner unglücklichen Landsleute, deren Wohlthäter er ward. Auf ſeine Bitte ward er als Statthalter nach Jeruſalem geſchickt, mit dem Auftrage, die Mauern und Thore dieſer Stadt wieder aufbauen zu laſſen. Nicht ohne Schwierigkeiten, die theils aus der Armuth der

niedern Volksklaſſen, theils aus den Gegenwirkungen der Moabiter und Ammoniter hervorgingen, erreichte er ſeinen Zweck. Darauf traf er Maßregeln, die Stadt mehr zu bevölkern und wieder zu ihrem vorigen Glanze zu erheben, was ihm ebenfalls wohl gelang. Auch traf er viele andre nützliche Einrichtungen. Nachrichten darüber gab er ſelbſt in einem Buche, welches von jeher zum jüdiſchen Kanon gerechnet worden iſt und als eine Fortſetzung der im Buche Esra enthaltnen Erzählung anzuſehen iſt. Es umfaßt einen Zeitraum von 49 Jahren.

Neigung. Daß die Neigungen ſich auf das Vermögen der Seele, zu begehren, gründen und eine Art der Begehrungen ausmachen, wird allgemein angenommen. Nicht ſo übereinkommend ſind die Beſtimmungen dieſes Begriffs ſelbſt. Kant erklärte die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordne ſinnliche Begierde. Abgeſehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von ſtarken, ſinnlichen Begehrungen gebrauchen ſollte, ſo geht nicht jede Neigung bloß auf das Sinnliche an einem Gegenſtande (z. B. Liebe, Freundſchaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenſtand, oder eine beſtimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Wir möchten daher die Neigung lieber bezeichnen als die poſitive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenſtandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, ſondern nur dem Menſchen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird inſtinktmäßig zu dem Gegenſtande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menſchen aber, deſſen Trieb die Heftigkeit des thieriſchen Inſtinkts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortrit, vermöge welcher ſich das Individuum mit Bewußtſein für den individuellen Gegenſtand entſcheiden und an ihn gewöhnen kann, entſteht die Neigung, die nur ein Hinneigen iſt, das auf dem Gewichte (Intereſſe) beruht, welches für den mit Willkür begabten Geiſt, nach Maßgabe ſeiner ganzen Entwicklung und Bildung, ein vorgeſtellter Gegenſtand empfängt. Daher iſt auch die Neigung, ſo wie die ihr entgegengeſetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Weſen eines Menſchen abhängig und gehört zu ſeinem pſychologiſchen Charakter; und daher haben wohl Einige (obſchon unrichtig) den innern fortdauernden Grund, etwas zu begehren oder zu verabſcheuen, ſtatt der Begehrung ſelbſt, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier entwickelten Sinne kann es nun keine angeborne Neigungen geben, indem kein Menſch eine entſchiedne Hinneigung zu einem individuellen Gegenſtande, als ſolchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch Willkür, Erkenntniß und Bewußtſein; — auch iſt die Begehrung des Menſchen nicht mit ſeiner Geburt habituell. Man müßte alſo, um angeborne Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem ſehr weiten Sinne nehmen und ſo verſtehen, daß es Neigungen gebe, welche in der beſondern Anlage des Menſchen, z. B. in der individuellen Beſchaffenheit des Körpers, mit welcher der Menſch geboren wird, wenigſtens mittelbar ihren Grund haben; oder eben ſo den Ausdruck Neigung in einem ſehr unbeſtimmten Sinne für menſchliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechſeln, dann könnte man den Trieb eine angeborne Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung ſcheint dagegen zu ſprechen. Neigungen nehmen wir erſt wahr, wo der Menſch ſich geiſtig zu entwickeln anfängt, und ſein Weſen immer beſtimmter wird; Triebe zeigen ſich mit der Geburt. Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn ſie immer wiederkehrt und ihren

Gegenſtand nicht ändert. Der Hang iſt eine heftige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenſchaft unterſcheidet ſich die Neigung dadurch, daß ſie an ſich ſanft iſt, verändert werden kann, und mehrere Neigungen wohl neben einander beſtehen; die Leidenſchaft aber eine herrſchende, alles andre Intereſſe verſchlingende, und durch fortdauernde Gewöhnung faſt unwillkürlich gewordne Begehrung iſt, wodurch, wie der Name ausſagt, die Selbſtthätigkeit des Geiſtes, oder Wille geſtört und unterdrückt wird, und die Seele ſich in dieſer Hinſicht mehr leidend verhält.

Neigung in mathematiſcher Bedeutung, ſ. Inclination.

Neïth, Neïtha, eine der jüngern Gottheiten Aegyptens, deren Dienſt zu Saïs (in Unterägypten) blühte, als deſſen Gründerin und Schutzgöttin ſie betrachtet wurde. Plato nennt ſie im Timäus die Athene der Griechen. Auch ſoll eine Kolonie in Saïs (Cekrops) die Neïth nach Athen gebracht haben. Sie ſcheint ſpäterhin mit der Iſis identificirt worden zu ſein. An ihrem prächtigen Tempel zu Saïs, welcher an ihrem Feſte jährlich erleuchtet wurde, ſtand die berühmte Inſchrift: „Ich bin Alles, was war, was iſt und was ſein wird; kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier. Die Sonne war mein Kind.“

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechiſchen, nennt man die Nachrichten von dem Leben verſtorbner merkwürdiger Menſchen als Gelehrte, oder wegen ihrer Stellung in der Staatsgeſellſchaft. In Deutſchland iſt der von Schlichtegroll herausgegebne Nekrolog beſonders geſchätzt worden. In den Klöſtern ꝛc. nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Aebte, Vorſteher und derjenigen, die ſich durch Wohlthaten und Vermächtniſſe beſonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromantie (von νεκρομαντεία, auch νεκυομαντεία ſagt man) bezeichnete im Alterthume das Vorherſagen der Zukunft durch Befragen der Todten, und war eine Art der Wahrſagung. Dieſe Sitte ſtammt, wie faſt alle abergläubiſchen Gebräuche, aus dem Orient oder aus dem hohen Norden und verliert ſich in das graueſte Alterthum. So lange wir über die Entſtehung desjenigen, was wir Aberglauben nennen, und ſeinen Uebergang aus Aſien und Aegypten in die griechiſchen Sitten, noch keine vollſtändige und genugthuende Aufſchlüſſe haben, werden wir auch nicht im Stande ſein, den urſprünglichen Begriff, die Beſchaffenheit und mannichfaltige Abartung der alten Nekromantie genau anzugeben. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erſt aus Aegypten oder Perſien nach Griechenland gekommen, ſondern in dieſem Lande ſelbſt entſtanden ſei. Allein dieſes möchte ſchwer zu beweiſen ſein. Der erſte griechiſche Schriftſteller, bei dem wir ein Beiſpiel der Nekromantie finden, iſt Homer, der im elften Buche ſeiner Odyſſee den Schatten des Tireſias vom Ulyſſes aus der Unterwelt hervorrufen läßt. Die Gebräuche, welche daſelbſt beſchrieben werden, enthalten durchaus nichts Zauberiſches, und beſtehen im Grunde bloß in einem mit beſondern Feierlichkeiten vollzognen Opfer. Die Beſchreibung dieſer Nekromantie beim Homer beweiſt indeſſen, daß ſie ſelbſt ſchon weit früher in Griechenland üblich geweſen ſein muß. In manchen Orten dieſes Landes gab es Todtenorakel, deren Urſprung ſich in das Dunkel der Geſchichte verlor, und ſelbſt die Sage vom Herabſteigen des Orpheus in die Unterwelt iſt von Einigen auf Nekromantie bezogen worden. Indeſſen ſcheint es zweifelhaft, ob der von vielen griechiſchen Heroen vorkommende Ausdruck: ſie ſeien in die Unterwelt hinabgeſtiegen, ſo viel bedeute, als ſie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im

übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Prieſter oder gottgeweihter Perſonen in Tempeln ausgeübt wurde, beſchäftigten ſich in Theſſalonien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Perſonen, welche ψυχαγωγοί (Heraufführer der Schatten) genannt wurden, zauberiſche Gebräuche dabei anwandten. Letztre führten in ſpätern Zeiten in dieſem Lande zu den größten Grauſamkeiten, indem die Zauberer dem menſchlichen Blute und allem, was vom Galgen und aus den Gräbern kam, eine höhere Kraft zuſchrieben, und dadurch zu den empörendſten und widerlichſten Handlungen verleitet wurden. So riſſen ſie halbverbrannte Menſchen vom Scheiterhaufen, begruben andre lebendig, ſchnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe u. dgl. Oft ſchlachtete man Menſchen, um ihre Geiſter, noch ehe ſie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. Inſofern die hervorgerufenen Schatten (und dies war die alte und gewöhnliche Sitte) ſich dem Beſchwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεία und ψυχομαντεία, d. h. Wahrſagen der Schatten (σκίαι) oder abgeſchiedner Seelen (ψυχαί). Erſt zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man ſich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeſchiednen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, der ſüße, balſamiſch duftende Göttertrank, der im Olympus geſpendet wurde und Unſterblichkeit verlieh; dann hieß auch ein aus reinem Honig und ſüßem Weine bereiteter Trank Nektar, und alles Vortreffliche, dem Sinne Wohlthuende ward nektariſch genannt. Auch noch jetzt führt den Namen Nektar ein griechiſcher ſüßer Wein, der auf der Inſel Scio gewonnen und aus getrockneten Trauben bereitet wird.

Nelken (caryophyllum) wachſen theils wild, theils werden ſie in den Gärten gezogen. Die gefüllten Nelken ſind, beſonders wegen ihrer mannichfaltigen Farben, ihres angenehmen Geruchs und ihrer Dauer, unſtreitig unter die ſchönſten Blumenarten zu zählen. Es wird deshalb auch mit ihnen eine ſehr ausgebreitete Liebhaberei getrieben. Es gibt verſchiedne Sorten der wilden Nelken, z. B. gemeine Federnelken mit weißen Blumen, Feldnelken mit bunten Blumen und breiten, auch ſchmalen Blättern; Berg- oder Steinnelken u. ſ. w. Der Gartennelken zählt man einige hundert Sorten. Mit Nelkenſamen wird aus Holland nach verſchiedenen Ländern Handel getrieben.

Nelſon (Horatio), Lord Viscount, einer der tapferſten und ſiegreichſten Seehelden Englands, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelſon von Burnham-Thorpe in der Grafſchaft Norfolk, und daſelbſt den 29. September 1758 geboren. Sein Schulunterricht wurde ſchon in ſeinem 12. Jahre unterbrochen, indem ſein Oheim Suckling, Kapitän eines Linienſchiffes von 64 Kanonen, ihn als Midſhipman an Bord nahm. Dieſes Schiff ward in Folge des Streites mit Spanien über die Falklandsinſeln mit andern ausgerüſtet; und wiewol der Zwiſt bald beigelegt wurde, ſo gewann doch Nelſon in der kurzen Zeit eine entſchiedne Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Kapitän eines Weſtindienfahrers, der eben in See gehen wollte. Mit ihm machte der Knabe ſeine erſte Seereiſe, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Kapitän Suckling ihn an Bord ſeines Schiffes, welches damals zu Catham lag. Die 1773 ausgerüſtete Expedition, um möglichſt weit gegen den Nordpol vorzudringen, wirkte ſo mächtig auf den unternehmenden Geiſt des jungen Nelſon, daß er ſeinen ganzen Einfluß bei

dem Kapitän Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um ſein Cockswain (Führer des Beiſchiffs) zu werden. Dies gelang ihm und er ging in demſelben Sommer mit der Expedition ab, deren Ergebniſſe bekannt ſind. Als Nelſon von dieſer Reiſe zurückgekommen war, verſchaffte ihm ſein Oheim eine Station unter Kapitän Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Oſtindien beſtimmten Geſchwader führte. Er ſegelte dahin; da aber das Klima nachtheilig auf ſeine Geſundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehen zu laſſen, wo er 1776 ankam. Wiewol er damals erſt achtzehn Jahre alt war, ſo hatte er doch ſchon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht. Nelſon blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf beſtand er die Prüfung zur Lieutenantsſtelle und wurde ſogleich als zweiter Lieutenant auf dem Loweſtoffe von 32 Kanonen angeſtellt. Dieſes Schiff kreuzte vor Jamaika und zwang bei einem heftigen Sturme einen Amerikaner, die Segel zu ſtreichen. Der erſte Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffes gehen ſollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Kapitän: „Habe ich denn keinen Offizier, der die Priſe beſteigt?“ Der Schiffsmeiſter wollte in's Boot ſpringen, als Nelſon ihn mit der Aeußerung zurückhielt, die Reihe ſei an ihm. Seine Geſchicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf den Befehl des zu der Fregatte gehörigen Schoners. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker, der ihn ſchätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord ſeines eignen Flaggenſchiffes und machte ihn in kurzer Zeit zum erſten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahres gab er ihm eine bewaffnete Brigg, mit welcher er zur Beſchützung der Honduras Bai und der Mosquitoküſte kreuzte. 1779 wurde Nelſon Poſtkapitän und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die ſpaniſchen Beſitzungen in Südamerika, welche 1780 von Jamaika ausging, gab Nelſon die erſte Gelegenheit, ſeinen kriegeriſchen Muth zu zeigen; doch würde er, wie alle ſeine tapfern Gefährten, wahrſcheinlich eine Beute des unter dieſem Himmelsſtrich gewöhnlichen Fiebers geworden ſein, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daſelbſt den Befehl des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Seine geſchwächte Geſundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieſer Stelle, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordſee, ſegelte den nächſten Frühling nach Quebeck und kreuzte den Sommer vor Boſton. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neu-York beordert, von wo er zu Lord Hood in Weſtindien ſtieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 ward er zum Befehl einer Fregatte berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inſeln unter dem Winde beſtimmt war. Die Strenge, mit der er die Navigationsakte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Prozeß auf Schadenerſatz, in welchem er aber losgeſprochen wurde. 1787 verheirathete er ſich zu Nevis mit einer Weſtindierin, der Wittwe des Doctors Nesbit, kam nach England zurück, und führte zu Norfolk ein häusliches und zurückgezognes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochne Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam den Norfolk von 64 Kanonen. Um ſeine Sinnesart zu bezeichnen, wird angeführt, daß er dem Sohne eines Freundes, den er als Midſhipman mit ſich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beſtändig im Sinne haben: erſtlich mußt du ſtets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne

Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind anſehen, der ſchlecht von deinem Könige ſpricht; drittens mußt du jeden Franzoſen eben ſo ſehr haſſen als den Teufel." Er ſegelte nach dem mittelländiſchen Meere, unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im Aug. 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geſchickt wurde. Hier ſchloß er mit dieſem und der Gemahlin deſſelben jene vertraute Freundſchaft, die in der Geſchichte ſeines Privatlebens von großer Wichtigkeit iſt. Nachdem er einige neapolitaniſche Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corſica, wo er zur Einnahme von Baſtia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterm Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hood's Rückkehr nach England fuhr Kapitän Nelſon fort, im mittelländiſchen Meere unter deſſen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig den Befehl eines Geſchwaders von Fregatten, womit er ſo wichtige Dienſte leiſtete, daß er zur Belohnung zum Marineoberſten ernannt wurde. Als Sir John Jarwis (Lord St. Vincent) im Nov. 1795 im Commando folgte, ward er von dieſem zum Commodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent, that ſich Nelſon auf das Glänzendſte hervor, und trug weſentlich zu den großen Erfolgen dieſes Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein andres von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des letztern den Degen des ſpaniſchen Kapitäns. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garniſon von Porto Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er den Befehl des innern Blockadegeſchwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches ſpaniſches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, ward er im Juli 1797 mit drei Linienſchiffen und einigen Fregatten abgeſchickt, die Wegnahme deſſelben zu verſuchen; aber die Unternehmung ſchlug fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelſon ſelbſt, der ſich dem furchtbarſten Feuer ausſetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte ſich der Ablöſung deſſelben unterwerfen. Um ſeine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, ſeine Flagge am Bord des Vanguard aufzuſtecken und in's mittelländiſche Meer zu gehen. Er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zuſammen und bekam den Auftrag, mit einigen Schiffen Toulon zu bewachen, wo die ägyptiſche Expedition ausgerüſtet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, ſeine Station zu verlaſſen, war die franz. Flotte ausgelaufen. Am 8. Jun. ſtieß Kapitän Trowbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelſon's Verſtärkung abgeſandt hatte, mit acht Linienſchiffen zu ihm und überbrachte ihm den Befehl, die franzöſiſche Flotte ſofort aufzuſuchen und anzugreifen. Die in Sicilien eingezognen Nachrichten wieſen ihn nach der ägyptiſchen Küſte; er kam daſelbſt früher als die Franzoſen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Aegypten geſegelt ſei, eilte zum zweiten Mal dahin, fand ſie bei Abukir vor Anker und lieferte hier jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerſtörung endigte (ſ. Abukir). Die politiſchen Folgen dieſes großen Sieges der Britten waren außerordentlich. Der Dank beider Häuſer, ſeine Erhebung zur Pärwürde unter dem Titel Baron Nelſon vom Nil und eine Penſion von 2000 Pfund waren die weſentlichen Beweiſe von der Dankbarkeit ſeines Für-

ſten und Vaterlandes. Von dem türkiſchen Kaiſer erhielt eine Aigrette von Diamanten nebſt einem koſtbaren Pelz, von Kaiſer Paul deſſen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldne Doſe und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem König von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geſchenke. In Neapel ward Nelſon mit großen Feſtlichkeiten empfangen, und dieſer Hof erklärte ſich gegen Frankreich. Allein das Glück entſchied für die Franzoſen, und Nelſon führte, als er die Hauptſtadt bedrängt ſah, die königliche Familie nach Palermo. Sein Eifer war eben ſo unbegrenzt, als ſeine Anhänglichkeit an den neapolitaniſchen Hof. Als daher, bald nach der Umſchaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeiſche Republik, eine Gegenrevolution ſich vorbereitete, wirkte Nelſon kräftig mit und ließ den Kapitän Trowbridge, in der Bai von Neapel kreuzen und die naheliegenden kleinen Inſeln wegnehmen. Am 24. Jun. 1799 erſchien er ſelbſt in der Bai, vernichtete den vom Kardinal Ruffo und dem Commodore Foote mit den Republikanern eingegangnen Waffenſtillſtand, zwang die Forts zur Uebergabe und ließ mehrere Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten; ein Benehmen, das mit Recht getadelt worden iſt, wie denn überhaupt Nelſen in Palermo und Neapel unter einem ſeinem Ruhme nicht günſtigen Einfluß der Lady Hamilton ſtand. Nachdem Lord Keith den Befehl im mittelländiſchen Meere erhalten hatte, reiſte Nelſen mit Lady Hamilton über Trieſt durch Deutſchland und kam, nach einer dreijährigen Abweſenheit im Nov. 1800 zu Yarmouth an. Allenthalben ward er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen. In den erſten Tagen des J. 1801 ward er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die ſeine vom San Joſef von 112 Kanonen, den er ſelbſt erobert hatte. Das engliſche Kabinet beſchloß damals, zu Trennung des nordiſchen Seebündniſſes eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordſee zu ſchicken; Nelſon willigte ein, als der Zweite im Befehl der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte ſeine Flagge auf dem St. Georg von 98 Kanonen auf. Die Flotte ging ohne Verluſt durch den Sund und kam vor Kopenhagen an, das von 19 Linien- und Blockſchiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde. Nelſon erhielt den Befehl, mit 13 Linienſchiffen und mehrern Fregatten einen Angriff zu machen. Nach einem fünfſtündigen Gefechte, in welchem beide Theile an Heldenmuth wetteiferten, war die ganze Linie der däniſchen Schiffe geſchlagen. Nur die Kronbatterien und die Schiffe am Eingange des Hafens waren noch unverſehrt; aber auch den Engländern waren zwei Schiffe geſtrandet, und mehrern drohte dieſelbe Gefahr. In dieſem kritiſchen Augenblicke ſandte Nelſon einen Parlamentär ab mit dem Erbieten, den Kampf einzuſtellen, um gütliche Verhandlungen zu pflegen, ſonſt müſſe er die genommnen Batterien in Brand ſtecken, ohne die tapfern Vertheidiger derſelben retten zu können. Der Vorſchlag ward angenommen; Nelſon kam an's Land, beſprach ſich mit dem Kronprinzen und ſetzte die Präliminarien zu einem Vergleiche feſt, der den Streit beilegte. Nachdem er auch mit Schweden und Rußland ſich verſtändigt hatte, kehrte er nach England zurück. Seine großen Verdienſte bei dieſer Unternehmung wurden durch die Erhebung zur Würde eines Viscount belohnt. Als bald darauf die Rüſtungen auf der franzöſiſchen Küſte in England Beſorgniſſe wegen einer feindlichen Landung erweckten, ward Nelſon zum Oberbefehlshaber eines zwiſchen Orfordneß und Beachy Head ſtationirten Geſchwaders und der dazu gehörigen Flotille von Kanonenböten u. ſ. w. ernannt. Er beſchloß, die franzöſiſchen Fahrzeuge vor Boulogne anzugreifen; aber dies Unternehmen (16. Aug.) 1801, mißlang. Der

Friede von Amiens gewährte ihm eine kurze Ruhe. Als die Feindſeligkeiten auf's neue begannen, übernahm er den Befehl im mittelländiſchen Meere und ſegelte im Mai 1803 mit ſeinem Flaggenſchiff, dem Victory, nach Gibraltar. Sein Hauptaugenmerk mußten die Bewegungen der touloner Flotte ſein; aber er verſchmähte eine enge Blockade, um dem Feinde zum Auslaufen Gelegenheit zu geben. Sein Wunſch ward endlich im März 1805 erfüllt. Der franzöſiſche Admiral verließ, ohne bemerkt zu werden, mit der ganzen Flotte Toulon, vereinigte ſich mit einem ſpaniſchen Geſchwader vor Cadix und ſegelte nach Weſtindien. Sobald Nelſon davon unterrichtet war, eilte er ihm nach, fand jedoch den Feind nicht, der auf die Kunde von ſeiner Annäherung unverrichteter Sache den Rückweg angetreten hatte. Er ging darauf nach England zurück, wo er erfuhr, daß die feindliche Flotte nach einem unbedeutenden Gefechte mit dem Admiral Calder wieder in Cadix eingelaufen ſei. Im September ſtieß Nelſon mit dem Victory zu Collingwood vor Cadix und übernahm den Oberbefehl. Den 19. Okt. lief die franzöſiſch-ſpaniſche Flotte aus und ſegelte, von Nelſon mit 27 Linienſchiffen verfolgt, am 20., 33 Linienſchiffe ſtark, die Straße von Gibraltar vorbei. Am 21. früh um 9 Uhr hatten beide Flotten bei dem Vorgebirge Trafalgar ſich auf Schußweite genähert. Die größte Seeſchlacht der neuern Zeit erfolgte und endigte mit der gänzlichen Niederlage der Spanier und Franzoſen (ſ. *Trafalgar*, Schlacht bei). Nie ward ein größerer und vollſtändigerer Sieg zur See erfochten. Aber als der Kampf faſt ſchon entſchieden war traf ein unglücklicher Musketenſchuß aus dem Maſtkorbe des feindlichen Schiffes, mit welchem das engliſche Admiralsſchiff ſtritt, Nelſon in die Schulter, drang durch die Lunge und zerſchmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzte, daß keine Rettung möglich ſei. Noch erkundigte er ſich angelegentlich, wie die Schlacht ſtehe, lächelte, als er vernahm, daß ſchon zwölf feindliche Schiffe geſtrichen hätten, und verſchied als Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt ſei, die engliſche Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in Spiritus geſetzt, und auf dem Schiffe Victory, wo er gefallen war, in dem Sarge nach England gebracht, den er ſich ſelbſt nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Maſte des franzöſiſchen Admiralsſchiffes L'Orient hatte fertigen laſſen. Unter den rührendſten Trauerfeierlichkeiten ward er den 8. Juni 1806 auf der Themſe nach London geführt und in der St. Paulskirche, wo ihm ſpäterhin auch ein prachtvolles Denkmal errichtet worden, mit dem ſeinen hohen Verdienſten angemeſſnen Gepränge beſtattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren im Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verſtorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf ſeinen Bruder über. Die Lebensbeſchreibungen Nelſon's von J. Charnock und J. White ſind auch in's Deutſche überſetzt worden. Am ausführlichſten iſt die von Clarke; gedrängter und lesbarer die von Rob. Southey (2 Bde. 12. Lond. 1813). Die neueſte iſt von Harriſon.

Nemeiſcher Löwe, ſ. *Herkules* und den folgenden Artikel.

Nemeiſche Spiele. Die nemeiſchen Spiele hatten ihren Namen von dem kleinen Orte, wo ſie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) in Argolis, einer Landſchaft des Peloponnes. Ihre Entſtehung hatten ſie, nach der Sage, in Leichenſpielen, die zu Ehren des in ſeiner Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes (ſ. *Hypſipyle*), welcher nachher Archemorus hieß und ein Sohn des Ly-

kurgus und der Eurydice war, gehalten wurden. Leichenſpiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Perſonen waren bekanntlich im Alterthume gewöhnlich genug. Die des Ophelte<ins></ins>s hatten, wenn jene Sage gegründet iſt, nur das Eigenthümliche, daß ſie auch in der Folge von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeiſchen Spiele von Herkules, nach Beſiegung des nemeiſchen Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea ſeine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter geſtiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt dieſe beiden Sagen dahin, daß die nemeiſchen Spiele zwar aus den Leichenſpielen des Archemorus entſtanden, aber vom Herkules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden ſein ſollen. Da die nemeiſchen Spiele weniger feierlich und berühmt waren, als die olympiſchen und pythiſchen, ſo hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu beſtimmen (wie man ſie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden beſtimmte), nie allgemein gebräuchlich werden können. Indeſſen gibt das Chronikon des Euſebius das zweite Jahr der 53. Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeiſchen Spiele ſelbſt waren theils gymnaſtiſch (körperlich), theils muſikaliſch (geiſtig), und glichen in ihrer Einrichtung den berühmten olympiſchen Spielen (ſ. den Art.). Die Kampfrichter (Agonotheten) waren aus Argos, Sicyon und Korinth gewählt und trugen, zum Andenken des Urſprunges der Feier, ſchwarze Trauerkleider. Sie waren wegen ihrer ſtrengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der Preis des Siegers in dieſen Spielen ein Kranz von Oelzweigen, ſpäter von grünem Epheu.

Nemeſis. Eine philoſophiſch-moraliſche Aneinanderreihung der oft ſehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieſer Göttin verband, hat Herder in den zerſtreuten Blättern (II. 221.), und eine mehr hiſtoriſch-kritiſche Manſo im n. deutſchen Merkur (1810, Stück 7.) verſucht. Die Nemeſis iſt die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Uebermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andre, die Herſtellerin des Gleichgewichts zwiſchen dem Glücklichen und Unglücklichen, die Belohnerin guter Handlungen und die göttliche Rächerin der aus Uebermuth entſprungenen Unthaten. Ein beſondres Attribut iſt, daß ſie über die den Todten ſchuldigen Ehrenbezeigungen wacht, weshalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Feſt Nemeſia hieß. Die Angabe ihrer Abſtammung iſt ſo mannichfaltig, wie die der meiſten mythologiſchen Perſonen. Bald iſt ſie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike, bald des Okeanos und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Geſtalt einer majeſtätiſchen Frau in der Tunica und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirſche und eine Victoria befindlich ſind. In der linken Hand hält ſie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eſchenzweig, in der rechten einen Maßſtab, zuweilen ſieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erſcheint ſie auf einem mit zwei Greifen beſpannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am ſeltenſten erſcheint ſie geflügelt. Wie ausgebreitet und angeſehn ihre Verehrung war, ſieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen ſie erſcheint. Sie führt auch den Namen Adraſtea, von Adraſtos, welcher ihr nach der einen Sage

in Adraſtea, nach der andern in Kyzikus den erſten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attika, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildſäule ſtand, welche Phidias aus demſelben pariſchen Marmor, welchen die Perſer unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemeſis als Denkmal des geſtraften Uebermuths der Barbaren gefertigt hatte, ſo bekam dieſe Göttin auch den Beinamen Rhamnuſia. Ob ſich auf verſchiedne Ortsverehrungen dieſer Act die Erwähnung und Abbildung mehrer Göttinnen unter dem Namen Nemeſis beziehe, iſt noch ungewiß. Eine eigne Klaſſe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemeſis als die Geliebte des Jupiters aufführen, der ſie in Geſtalt eines Schwans verfolgte, und von dem ſie ein Ei gebar. Ob und wie dieſe Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemeſis zu Grunde liegen, zuſammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie.

Nenndorf, ein Dorf im kurheſſiſchen Antheile der Grafſchaft Schauenburg in Weſtphalen, welches wegen ſeines Bades und kalten Schwefelwaſſers berühmt iſt. Die Quelle des Bades entſpringt an der Landſtraße, welche von Hannover nach Minden führt, und die umliegende Gegend iſt von der Natur beſonders begünſtigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt 1546 dieſe Bäder als ſehr alt. Die jetzigen Anlagen wurden erſt 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An ſchönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält ſich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Waſſer kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und ſchmeckt durchdringend, ſchweflich, balſamiſch, gelind bitterlich, etwas ſalzig. Die Farbe deſſelben iſt in der obern Quelle, nach Beſchaffenheit der Witterung, bald hell und klar, bald milchich, bläulich, grünlich und ſchwärzlich, hingegen in dem unterſten ſogenannten Trinkbrunnen meiſtens klar. Seinen Nutzen zeigt es in Bruſtbeſchwerden, verſchiednen Hautausſchlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeſchwerden, Kacherie, Bleichſucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung.

Nenner iſt diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden ſollen, während der Zähler die Zahl dieſer Theile anzeigt. Der Nenner eines Bruchs wird unter den Zähler geſchrieben und durch einen Strich davon getrennt. So iſt z. B. in dem Bruche $\frac{9}{10}$ die Zahl 10 der Nenner, und die Zahl 9 der Zähler.

Nennwerth, ſ. Nominalwerth.

Neologie (a. d. Griech.) bezeichnet urſprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geſchloßnen Sprache, in jeder Literatur, die eine klaſſiſche Epoche aufzuweiſen hat, ſind die Kritiker äußerſt ſtreng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums ſuchten Grundſätze darüber aufzuſtellen, inwiefern die glückliche Kühnheit des Genies ſich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen iſt man in keiner ſo ſtreng gegen Neologie, als in der franzöſiſchen, ſelbſt dann, wenn ſie, wie zuweilen die der Frau von Staël, einen gewiſſen Anſtrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet ſich gewöhnlich in den beiden entgegengeſetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der erſten Periode, wo ſie noch mit ſich ſelbſt kämpft und ſich zu bilden und zu fixiren ſtrebt, und

dann in der Periode des gänzlichen Geiſtesverfalls. In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehäſſigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Verächtlichen. Dieſer Nebenbegriff des Wortes neu findet ſich ſchon in den alten Sprachen bei novus und νεος, und rührt daher, daß die alten Staaten in ihrer blühenden Periode hauptſächlich auf Erhaltung des Alten, der alten Sitten, Gebräuche, Verfaſſung und Staatsgrundſätze beruhten, welche durch jede Neuerung gefährdet werden. Nach dieſem Grundſatze handeln noch jetzt mehrere Staaten Aſiens, welche deshalb jede Verbindung mit Fremden ſorgfältig vermeiden. In der Mitte des vorigen Jahrhunders brandmarkten die Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen (Neologen) oft mit dem Worte Neologie.

Neoptolemus, ſ. Pyrrhus.

Nepaul oder **Nepal**, ein faſt 3000 Quadratmeilen großes Land in Hochaſien, das man zu Hindoſtan rechnet. Es iſt erſt durch die neueſten Kriege der Engländer mit dem Rajah oder Beherrſcher deſſelben bekannter geworden. Der Rajah wurde 1815 von dem brittiſchen General Sir David Ochterlony überraſcht, welcher ſchon am 28. Febr. vor Mukwampoor, der Hauptfeſtung der Nepaleſen, erſchien. Sie wichen, wollten zwar am 29. die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurden aber mit Verluſt zurückgeſchlagen, und am folgenden Tage eroberte das brittiſche Heer die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor mit Sturm. Durch dieſes ſchnelle Vordringen beendigte der General Ochterlony einen Feldzug, deſſen Erfolg bei den unter den brittiſchen Truppen herrſchenden Krankheiten zweideutig ſchien, und nöthigte den Rajah, Mahara Sah Bikam Sah, ſich zu dem ſchon früher von ſeinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er bisher nicht hatte anerkennen wollen, am 4. Mai 1816 zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der ſüdlichen Grenze nebſt mehrern Bezirken an die oſtindiſche Compagnie abgetreten, und derſelben die Marſchroute durch Nepal nach China verſtattet wurde. Auch verſprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in ſeine Dienſte zu nehmen. Der Rajah von Nepaul beſitzt auch noch die Ghorkaländer, welche eigentlich das Stammland der jetzt regierenden Dynaſtie ſind, denn bis 1768 ſtand Nepaul unter verſchiednen Newarfürſten, denen aber durch die Ghorkafürſten die Herrſchaft entriſſen wurde. Nepaul ſelbſt iſt ein 3000 Fuß hohes angenehmes Alpenland zwiſchen zwei gegen Norden und gegen Süden mit einander parallel laufenden Gebirgen, und grenzt gegen Norden und Oſten an Tibet, gegen Süden und Weſten an die brittiſche Präſidentſchaft Kalkutta und an Rasbutenfürſtenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen Norden zieht ſich beſonderr das Himalehgebirge, welches man für das höchſte auf der Erde hält) umgeben iſt, ſo kann man nur durch Gebirgspäſſe in dieſes Land eindringen. Man braucht von der bengaliſchen Ebne von Behar aus drei bis Tagereiſen, die Grenzgebirge zu erſteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpaſſe, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichſte Schweizerlandſchaft, erblickt. Der Boden iſt fruchtbar und gut bewäſſert, das Klima heiter und geſund, im Sommer, wenn die Sonne von den hohen Gebirgen abprallt, ſehr heiß. Der Winter bringt wenig Froſt. Nie weht der Nordwind in dieſen Thälern. Die Jahreszeiten ſind dieſelben, wie im höhern Hindoſtan; nur fangen die Regen früher an. Die Erzeugniſſe ſind: indiſche Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reiß, Ingwer, Spezereien, Oel, Baumwolle, Ku-

pfer, Eiſen, Jaſpis, Marmor und Bergkryſtall. Die Hauptklaſſen der Einwohner (ungefähr 1,200,000) beſtehen aus Hindus und Newars, welche letztern wahrſcheinlich von mongoliſcher und chineſiſcher Abkunft ſind. Außer dieſen gibt es noch verſchiedne andre wenig bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen ſich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich die Newars, größtentheils Handwerker. Die Religion der Einwohner weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrſcht die grauſame Sitte, daß ſich die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hinduſprachen ſind die nepaliſche, die viel Aehnlichkeit mit der Hauptſprache hat, und die Nogari, die noch älter als die Sanskritta ſein ſoll. Die Induſtrie beſteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren, Eiſen- und Kupferarbeiten. Ihre Meſſer, Säbel und Degen ſind gut, ſie zeichnen ſich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen ſie Papier und deſtilliren Branntwein aus Reis und Wein. Der Handel zwiſchen der engliſch oſtindiſchen Compagnie und Tibet wird durch dieſes Land betrieben. Die Regierung iſt despotiſch, aber gemäßigter als in andern Ländern Aſiens. Das reguläre Heer zählt ungefähr 7000 Mann, welche zum Theil mit Flinten bewaffnet ſind und ſich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptſtadt des Landes heißt Khatmandu am Biſchmutty mit 50,000 Einwohnern.

Nepenthe, ein Mittel, das auf eine Zeit lang von allem Seelenſchmerze entbindet, wie die homeriſche Helena einſt ihren Gäſten bot.

> Aber ein Neues erſann die liebliche Tochter Kronions:
> Siehe, ſie warf in den Wein, wovon ſie tranken, ein Mittel
> Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.
> Koſtet einer des Weins, mit dieſer Würze gemiſchet,
> Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen.

Odyſſ. IV, 219 ff. Für ein ägyptiſches Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, gibt es die Dichtung ſelbſt aus. Ob es aber eine Art Opium, oder etwas dem Aehnliches ſei, darüber haben die Gelehrten verſchiedne Meinungen aufgeſtellt. F.

Nephele, ſ. Athamas.

Nephthys, eine ägyptiſche Gottheit, die Schweſter des Oſiris und der Iſis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeugte mit Oſiris den Anubis.

Nepomuk (Joh. von), Joh. Nepomucenus, einer der berühmteſten Heiligen und Schutzpatron des Königreichs Böhmen. Er wurde 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, ſtudirte zu Prag und wurde daſelbſt Prediger in der Altſtadt und Kanonikus. Aus chriſtlicher Demuth und Beſcheidenheit wollte er kein Biſchofthum annehmen, und ward in der Folge Dechant an der Kollegiatkirche Aller Heiligen königl. Almoſenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem König Wenceslaus die eheliche Treue des erhabnen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Beichte ſeiner Gemahlin zu wiſſen, und ließ ihn auf ſeine Weigerung erſt in's Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16 Mai 1383 in die Moldau hinabwerfen. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Papſt Innocenz XIII. erkannte ihn, nach der vorhergegangnen gewöhnlichen Unterſuchung, 1721 für einen Heiligen, und die Heiligſprechung ward auf den Antrag Kai-

ſer Carls VI. von Benedict XIII. 1729 vollzogen. Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderſchaft errichtet. Als Heiliger wird er gegen Verleumdungen, Anſchwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jeſuit Balbin hat in ſeinen Miscell. hist. Boh. ſein Leben beſchrieben. Neuerlich hat man behauptet, daß nie ein Nepomuk, ſondern Johann von Pomuk gelebt habe, welcher 1393 Erzbiſchof zu Prag geweſen. Jene Sage von der Beichte aber wird für eine Fabel gehalten.

Nepos, ſ. Cornelius Nepos.

Nepotismus. Unter Nepotismus wird die übertriebne Begünſtigung eigner Verwandten und Freunde auf Koſten Dritter verſtanden. Es iſt der Ausdruck von den Päpſten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten (unter dieſem Worte wurden nicht nur ihre ſonſtigen Anverwandten, ſondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Koſten des Staats und andrer Familien zu begünſtigen pflegten, ſie auf jede Weiſe zu bereichern und in den Beſitz der beſten Aemter und Pfründen zu ſetzen ſuchten u. ſ. w. Es mußte dies Gebrechen vor allen immer in geiſtlichen Staaten fühlbar ſein, da hier der Beſitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürſten beſchränkt blieb, ſeine Familie aber nach ſeinem Tode durchaus in den Privatſtand zurückkehrte. Daher ging das Beſtreben dieſer Fürſten hauptſächlich immer darauf, ihren Familien, ſo viel ſie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch hat man auch in andern Staaten häufig Klagen über Nepotismus gehört, vorzüglich in ſolchen, deren Regent nicht ſelbſt gegenwärtig war. Nepotismus iſt allerdings ein oft drückendes, aber unvermeidliches Gebrechen in der bürgerlichen Geſellſchaft. Es iſt ſehr natürlich, daß Jeder zuerſt für ſeine Familie, für ſeine Freunde zu ſorgen ſucht, ſeinen Einfluß zuerſt und vornehmlich zu ihrem Vortheile verwendet. Bei Gleichheit der Verdienſte zumal kann es Niemand unbillig finden, daß der Mächtige ſeinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gibt. Erſetzt aber Verwandtſchaft und freundſchaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdienſten, wird der verdiente Mann, der in keiner ſolchen Verbindung ſteht, vernachläſſigt und zurückgeſetzt, ſo iſt dies allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der jedoch nie ganz aufhören wird, ſo lange es noch Menſchen gibt, — und deren wird es immer geben, — die ihren Privatvortheil dem öffentlichen Beſten vorziehen.

Neptun ſcheint von den Römern in den älteſten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als ſolcher anfänglich mit dem alten italieniſchen Gott Conſus vermiſcht worden zu ſein. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griechiſchen Mythologie bekannt wurden, trugen ſie die in dieſer Mythologie vorhandnen Ideen von Poſeidon auf ihren Neptun über, ſo daß Neptun und Poſeidon für verſchiedne Namen einer und derſelben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos (Saturn) und der Rhea oder Opis; über die Art, wie ihn ſeine Mutter dem Schickſal entzog, das ſein Alles verſchlingender Vater ſeinen Kindern bereitet hatte, ſind die Sagen verſchieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgeſpien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verſchlingen, und Neptun wird heimlich in Böotien erzogen u. ſ. w. Nach der Empörung, welche ſein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinſchaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrſchaft über das innere Meer zu. Ob die Sage, daß er im Wettſtreit mit der Minerva über den Beſitz von Attika

das Pferd zuerſt geſchaffen, daher entſtand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poſeidon's, einer urſprünglich phöniciſchen Gottheit, von Seeräubern dieſes Volks zuerſt auf den Küſten des Peloponnes, Attika's und Theſſaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meer geborne Roß ſich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß unentſchieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erſchüttert und beſänftigt das Meer und ſelbſt zuweilen die Erde. Auf Inſeln (beſonders auf der Inſel Euböa) und Küſtenplätzen war daher ſeine Verehrung am häufigſten. Ihm wurden zu Ehren die iſthmiſchen Spiele (ſ. d. Art. Iſthmus) gefeiert. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den älteſten Kunſtdarſtellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Geſtalt mit ſpitzem Barte abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack (tridens), deſſen ſich ſchon in den älteſten Zeiten die Seefahrer des mittelländiſchen Meers zum Harpuniren, und als eines Zeichens der Beſitznahme einer Küſte bedienten. Auf einem mit zwei Roſſen beſpannten Wagen, von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des Meers befahrend, vorgeſtellt. Mit ſeiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ihm außerdem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Seeräuber geſchehnen Entführungen dem Neptun zuzuſchreiben. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Anſprüche, für einen Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche die Dichter dem Neptun beilegen, beziehen ſich meiſt auf die See und die Schiffahrt, auf die Erſchaffung des Pferdes und die Beſchützung der Wettrennenden, ſo wie auf ſeine Macht, Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Verſuche der Götter, ſich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von dieſem verdammt, in Gemeinſchaft mit Apollo dem Könige von Troja Laomedon zu dienen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungnen Lohn nicht erhielt, ſchickte er eine Ueberſchwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojaniſchen Kriege war er auf Seiten der Griechen, und im Götterſtreite vor Troja ſtand er dem Apollo gegenüber.

Neptuniſten nennt man die Anhänger der Meinung, daß die Bildung der Erde bloß durch die Wirkung des Waſſers entſtanden ſei. Man ſ. d. Art. Vulkaniſten wo die Anſichten der Neptuniſten und ihrer Gegner, welche das Feuer als das bildende Prinzip annehmen, mit ihren Gründen zuſammengeſtellt werden.

Nereus, eine Untergottheit des Meers, oder das Meer, inſofern es ſtill und ruhig iſt. Er war der älteſte Sohn des Pontus (Meer) und der Gäa (Erde). Die Dichter ſchildern ihn als wahrhaft und milde, als einen Freund des Rechts, der Billigkeit und Mäßigung, und als einen Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und Waſſer, hat er die Gabe zu weiſſagen, und, gleich andern Waſſergöttern, verwandelt er ſich in allerlei Geſtalten. Mit der Doris, der Tochter des Okeanos, ſeiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er die Nereiden (ſ. den folgenden Artikel). Seine Wohnung iſt im ägeiſchen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieſes Meer durchſchiffte, weiſſagte ihm, nach jener ſchönen Ode des Horaz, Nereus den Untergang von Troja. In den alten Kunſtdarſtellungen ſowol als von Dichtern wird er als ein bösartiger, mit Schilf bekränzter Greis, auf den Wogen ſitzend mit einem Scepter in der Hand, vorgeſtellt.

Nereiden, Meernymphen, die funfzig Töchter des **Nereus**, welche gleich ihrem Vater die Gabe der Weiſſagung und Verwandlung beſaßen (vergl. **Meergötter**).

Nero (Lucius Domitius Ahenobarbus, nach ſeiner Adoption Claudius Druſus), war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina, und wurde zu Antium 37 nach Chriſto geboren. Als Agrippina ſpäter den Kaiſer Claudius heirathete, ward er von dieſem adoptirt und folgte ihm in der Regierung 54 nach Chriſto. Auguſt, der erſte römiſche Kaiſer aus der Familie der Cäſarn, hatte ſeine Regierung grauſam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt; Nero, der letzte, begann mild und endigte grauſam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Burrhus hatte ihn mit allen Kenntniſſen und Grundſätzen ausgerüſtet, die den großen Feldherrn und Staatsmann bilden, während Seneca ihn mit der Philoſophie und ſchönen Literatur bekannt machte. Der Anfang ſeiner Regierung übertraf ſelbſt die Erwartungen, die man ſich nach einer ſolchen Erziehung von ſeinen großen Talenten machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunſch, nicht ſchreiben zu können. Allein der ſiebzehnjährige Herr der Welt ſollte ſich nicht lange in dieſen Schranken halten. Die Schmeicheleien und Verführungen der Höflinge, beſonders des Freigelaſſnen Narciſſus, brachten einen Charakter, der bis dahin nur geſchlummert zu haben ſchien, bald zum Ausbruch. Bald ergab er ſich den gröbſten Ausſchweifungen der Wolluſt und Grauſamkeit. Zuerſt ließ er den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu deſſen Nachtheil er durch Begünſtigung der Agrippina den Thron beſtiegen hatte, vergiften, und endlich auch ſeine Mutter, deren Herrſchſucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenſchaften aber beherrſchte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künſtler in der Muſik gehalten zu werden. Er ließ ſich öffentlich hören und durch ausgeſtellte Soldaten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt ſchienen, ſeine Stimme und ſein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künſtlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieſes Landes die erſten Preiſe. Der Genuß machte ihn erfinderiſch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüſte, die Verſchwendung habſüchtig, die Gefahr grauſam. Die berühmteſten Opfer ſeiner Grauſamkeit ſind, außer dem Britannicus und der Agrippina, ſeine Lehrer Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan und ſeine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Meſſalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verſtieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Inſel Pandateria verwies und ihr hier bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina. Meine Vorgänger, ſagte er, haben die Rechte der Alleinherrſchaft noch nicht gekannt. Man mag mich haſſen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ in einer unſinnigen Laune Rom anzünden, bloß um, wie man ſagt, eine lebendige Vorſtellung des Brandes von Troja zu bekommen. In dieſem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die ſchönſten Denkmäler der Kunſt und der Geſchichte zu Grunde. Auf die Chriſten wälzte er die Schuld dieſes Brandes, und ließ ſie dafür im ganzen Reiche auf das Heftigſte verfolgen. Den eingeäſcherten Theil der Stadt ließ er ſchöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenſchaft der Großen, die Bauluſt, beherrſchte auch ihn im höchſten Grade. Das merkwürdigſte Denkmal dieſer Bau- und Verſchönerungsluſt wurde

der Palaſt, den er ſich ſelbſt in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen des goldnen Hauſes bekannt iſt. Seine Verſchwendung in andern Dingen, in Kleidern, Jagdgeräthſchaften u. ſ. w., war eben ſo grenzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der (zur Zeit der Republik nur bei gewiſſen Gelegenheiten üblichen) Spendungen (largitiones) durch die koſtbarſten Geſchenke bereicherte, während die Provinzen von der Laſt der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verſchwörungen in Rom ſelbſt endigten zum Verderben derjenigen, die ſie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, Statthalters in Spanien, für welchen ſich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete, und ermordete ſich ſelbſt im J. 68. So groß und gerecht auch die Freudensbezeigungen über Nero's Sturz waren, ſo fehlte es ihm doch auch nicht an ſolchen, die ihn ſelbſt nach ſeinem Sturze noch bewunderten, vergötterten und zurückwünſchten. Man beſtreute ſein Grab mit Blumen, man ſtellte ſeine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er ſich durch ſeine Freigebigkeit und Nachſicht beliebt gemacht hatte, ſo theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem ſie ſich für Nero ausgaben. Gegen geiſtreichen Spott war Nero um ſo weniger grauſam geweſen, als er ſelbſt viel Geiſt beſaß, ungeachtet er der erſte römiſche Kaiſer war, der ſich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir müſſen es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus, worin die genauere Schilderung des Charakters und der Regierung des Nero enthalten war, nicht auf uns gekommen iſt.

Nerva, Domitian's Nachfolger auf dem römiſchen Kaiſerthron, einer der tugendhafteſten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher ſchon das Conſulat und war ein Mann von gebildetem Geiſte, auch nicht ohne Dichtertalent. Er hatte wirklich die Abſicht, ſich den Ruhm eines guten Regenten zu erwerben; leider aber war er ſchon ein Greis, als er im Jahre Roms 849 den Thron beſtieg. Doch machte er manche wohlthätige Verordnungen, ſorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterſtützte die Armen. Gleichwol waren Viele unzufrieden mit ihm, beſonders von den Soldaten der Leibwache, und es bildete ſich ſogar eine Verſchwörung gegen ihn. Er ſtarb, nachdem er nicht viel über ein Jahr regiert hatte.

Nerven, Nervenſyſtem. Nerven ſind weißliche markige Fäden in dem thieriſchen Körper, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, ſo daß mehrere ſolcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel iſt mit einer beſondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches der Gefäßhaut des Gehirns ähnlich und eben ſo voll von Blutgefäßen iſt, deren feinſte Zweige ſich in die Subſtanz des Nerven ſelbſt endigen. Dieſe Nerven ſind im ganzen thieriſchen Körper verbreitet und ſtehen durch mannichfaltige Verbindung mit einander in Gemeinſchaft. Nur die Hirnhäute, das Oberhäutchen, die Haare und Nägel haben, wenigſtens im geſunden Zuſtande, keine Nerven. Die Nerven ſelbſt ſind von unterſchiedner Stärke, je nachdem mehrere oder wenigere Markbündel ſich zu einem Nerven vereinigen. An beſtimmten Stellen des Körpers nähern ſich mehrere Nerven einander ſo, daß ſie gleichſam an einander geklebt erſcheinen und die Bündel des einen mit denen des andern ſich ſo durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne

gewaltſame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dies ſind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröſe, ſo auch bei dem Herzen u. ſ. w. ſich finden (ſ. d. Art. Ganglienſyſtem). Die letzten Enden der Nerven ſind verſchieden, beſonders die der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert ſich der Nerve in eine breitartige, mit Feuchtigkeit umgebne Maſſe; der Sehnerve endigt ſich in eine markige Haut, der Geſchmacksnerve in kleine Wärzchen; eben ſo endigen die Gefühlsnerven in den Fingerſpitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren ſich in das Gewebe derſelben, ſo daß man ihre Endigungen nicht beſtimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervenſyſtems. Dieſes hängt auf's genaueſte mit dem Gehirn und dem Rückenmarke, als einer verlängerten Fortſetzung des Gehirns, zuſammen, welches als der oberſte Centralpunkt des Ganzen anzuſehen iſt, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpunkte, ſich Alles ſammelt. Die Maſſe der Nerven ſelbſt iſt übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn beſteht, eine Art eiweißartigen Stoffes, welcher ſtärker oxydirt iſt, als der im Blute befindliche, und welcher ſeine Nahrung aus dem ihm zugegebnen und umkleidenden Gefäßnetze zieht. Der feinſte, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrichtung deſſelben zerſetzten uud unbrauchbar gewordnen Theile wieder zu erſetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßchen und deren Endigung in das Rückenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demſelben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn exiſtirt, ja daß jede Nervenparthie gleichſam als Gehirn des Theils anzuſehen iſt, zu welchem ſie geht. So wie das ganze Nervenſyſtem ſeine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, ſo iſt dagegen die peripheriſche Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. Das Nervenſyſtem iſt durch die höhere Stufe des Lebens, auf welchem das Thier und der Menſch ſteht, bedingt. Dieſe erfoderte nämlich vollkommnere Orginiſation, kräftigere Behauptung der Individualität, größre, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Abſondrung von der geſammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Dieſe Abſonderung führt nothwendig eine Trennung mit ſich, eine Veränderung im Raume, eine willkürliche Bewegung, einen Gegenſatz zwiſchen der Außenwelt und dem Individuum, welches ſtufenweiſe von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung bis zur hellen Anſchauung der Außenwelt, bei dem Menſchen bis zur klarſten Unterſcheidung derſelben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt, oder der Vorſtellung dieſer innern Empfindungen und ihres Unterſchiedes von der Außenwelt ſteigt. Alle dieſe Erfoderniſſe des thieriſchen und menſchlichen Lebens werden durch das Nervenſyſtem vermittelt. Denn 1. die ſo mannichfaltigen, iſolirten, zum Theil fremdartigen Gebilde des thieriſchen Körpers, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechaniſch zuſammengeknüpft ſind, werden durch das Nervenſyſtem ein zuſammenhängendes Ganze. Das Gefäßſyſtem verbindet ſie nur inſofern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervenſyſtem iſt es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem

gemeinſchaftlichen Zwecke hinleitet, ſie in wechſelſeitige Beziehungen ſtellt und ihre Mitleidenſchaften und gegenſeitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Beſorgung dieſer Geſchäfte des Nervenſyſtems iſt dem Theil deſſelben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet iſt, viele Netze und Geflechte bildet und das reproduktive oder vegetative Nervenſyſtem genannt wird, weil das Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch daſſelbe geordnet wird. Dieſer Theil des Nervenſyſtems iſt durch die Nervenknoten oder Ganglien gewiſſermaßen iſolirt und von dem Gehirnſyſteme abgeſondert, ſo daß er gleichſam eine für ſich beſtehende Region, das Ganglienſyſtem, ausmacht, welches vom Gehirne unabhängig iſt, indem ſeine Thätigkeit weder von Gehirn aus regiert wird, noch auf daſſelbe zurückwirkt, oder von ihm empfunden wird. 2. Ein andrer Theil des Nervenſyſtems bewirkt den vollkommenſten Gegenſatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Verändrung im Raume und die Anſchauung der Außenwelt bei dem Menſchen bis zum Bewußtſein. Dies iſt das Gehirn- oder Cerebralſyſtem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entſpringen. Ihre Verrichtung hängt von der Willkür ab, indem beſtimmte Willensreize von dem Gehirn als dem Mittelpunkte, aus auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andre Nerven des Cerebralſyſtems kehren ſich nach die Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfaltigen Eindrücke der Gegenſtände derſelben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daſelbſt die Vorſtellungen hervorzubringen. Dies ſind die Sinnesnerven, welche paarweiſe von dem Gehirn zu den verſchiednen Sinnorganen abgehen. So iſt das erſte Nervenpaar für die Naſe beſtimmt, und heißt der Geruchsnerv, indem er in der Naſenhöhle ſich ausbreitet und für die Ausdünſtungen empfänglich iſt. Das zweite Nervenpaar iſt der Sehnerv (Nervus opticus). Dieſer iſt von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, dringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern verſehne Platte der feſten Haut des Augapfels in denſelben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffaſſen der Bilder im Auge beſtimmt iſt, und Netzhaut (retina) heißt (ſ. d. Art. Auge.) Das achte Nervenpaar bilden die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs ſich ausbreiten und für die Bewegung der Luft empſindlich ſind. Von den vielfachen Veräſtelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geſchmacks bilden. Das Gefühl im Allgemeinen iſt der unterſte Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur beſondre Eigenſchaften und höhere Stufen des Gefühlsſinnes ſind. Insbeſondre iſt es aber in die äußere Haut, und vorzugsweiſe in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betaſtungsorgane, durch welche die Seele das materielle Daſein und die Form der äußern Gegenſtände mittelſt unmittelbarer Berührung wahrnimt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut ſich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl ſich am zarteſten äußert, ſind auch mit den meiſten Nerven verſehen, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerſpitzen, u. ſ. w. Endlich wird noch durch das geſammte Nervenſyſtem, beſonders aber durch das Ganglienſyſtem, das Gemeingefühl vermittelt. (Ueber deſſen Funktion ſ. d. Art. Gemeingefühl.) So iſt alſo die Thätigkeit des

Nervenſyſtems wechſelſeitig von außen nach innen, und von innen nach außen. Von außen, indem die Sinneseindrücke (Anſchauungen) ſich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorſtellungen und Empfindungen werden; von innen, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproduktive Nervenſyſtem in ſtiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maſchine regiert und in geſundem Zuſtande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch die Triebe, den Hunger und Durſt, im krankhaft erhöhten Zuſtand durch Uebelbefinden und Schmerz ſich offenbart. In der Thätigkeit des geſammten Nervenſyſtems unterſcheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) deſſelben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit deſſelben erregt wird; von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit ſelbſt ab. Die Idee des Nervenſyſtems und ſeiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Senſibilität, und das Nervenſyſtem ſelbſt in dieſer Hinſicht als die reelle Offenbarung der Senſibilität ausgeſprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Senſibilität bedingt die Verſchiedenheit der Temperamente ſowol der Individuen als ganzer Nationen (ſ. d. Art. Temperament.) Die Kraft des Nervenſyſtems hat aber auch ſelbſt keinen feſten Punkt, ſondern iſt beweglich und veränderlich ſelbſt in einem und demſelben Subjekte. Im Schlafe z. B. iſt die Reizbarkeit des Cerebralſyſtems geſchwächt, hingegen die des reproduktiven Nervenſyſtems erhöht. Daher ruhen im geſunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf, hingegen die Thätigkeit der Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Abſondrung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Eben deswegen iſt auch das Gemeingefühl im Schlafe erhöht und wird lebhafter bewegt, als im wachenden Zuſtande (ſ. d. Art Traum.) Aus dem bisher Geſagten erhellt, daß das Nervenſyſtem ein eigenthümliches Leben beſitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele ſelbſt erſt auf dem Leben des Nervenſyſtems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe wird von ihm belebt und geregelt; Gefühl, Empfindungen, Sinnesanſchauung, Vorſtellung werden durch daſſelbe vermittelt; reges Leben des Nervenſyſtems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geiſtes zur Folge. Auch im Materiellen ſtellt das Nervenſyſtem ein, abgeſondertes, in den übrigen Organismus gleichſam eingeſchobnes Syſtem dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem ſich verbindet: ein Mal um die Blüthe deſſelben, die feinſten und zarteſten Entfaltungen des Arterienſyſtems um ſich zu verſammeln und den ätheriſchen Nahrungsſtoff aus ihm zu ſaugen; und dann um ſeinen belebenden Geiſt über den ganzen Organismus wieder auszuhauchen, alle Verrichtungen deſſelben zu beherrſchen, damit ſie alle regelmäßig zu ſeinem höhern Dienſte, dem Vermittlungsgeſchäfte zwiſchen Geiſt und Welt, und im Dienſte des Geiſtes wirken können. Das Nervenſyſtem erſcheint uns alſo als der wahre Leib unſers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieſes Leibes, als ſeine ſchützende, nährende und ihm dienende Rinde. Selbſt das ſichtbare, als weißliches Mark erſcheinende Gewebe dieſes Syſtems iſt nur die Wohnung des ihm verwandten, zugegebnen, unſichtbaren Nervengeiſtes, deſſen höhre Natur unſern Sinnen entgeht und nur irgend einen, der Sele verwandten ätheriſchen, vielleicht verkörperten Lichtſtoff ahnen läßt. Daß dieſer äthe-

ſche Nervengeiſt nicht völlig an die bis jetzt bekannten Geſetze der Körperwelt gebunden iſt, daß ihm unter gewiſſen Umſtänden ein freieres Walten zukommt, beweißt ſchon der Umſtand, daß der Wirkungskreis der Nervenenden ſich über ihre körperliche Exiſtenz erſtreckt und eine Art von fühlbarer Atmoſphäre des Nervenfluidums um ſich bildet, wie ſchon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehen zwar Nervenfäden in die Muskeln, aber ohne ſich ſo ſehr zu vertheilen, daß jede Muskelfaſer einen eignen Nervenfaden bekäme; deſſen ungeachtet iſt der ganze Muskel dem Einfluſſe des Nerven unterworfen, und zieht ſich in allen ſeinen Faſern zuſammen. Jeder Punkt der Haut iſt empfindlich, ungeachtet dieſe nicht mit einem zuſammenhängenden Blatt von Nervenmark verſehen iſt, ſondern nur ein Gewebe von Fäden bekommt. Von Humboldt hat dieſen fühlbaren Kreis von Lebensfluidum um die Nerven auch durch galvaniſche Verſuche erwieſen. Noch auffallendere Beweiſe davon zeigen manche Erſcheinungen des animaliſchen **Magnetismus** (ſ. d. Art.). H.

Nervenkrankheiten ſind ſolche Krankheiten, welche urſprünglich im Nervenſyſteme ihren Grund haben, in einer Abweichung der Organiſation oder der Geſchäfte deſſelben von der Regel beſtehen, und ſich durch eine Störung ſeiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtungen offenbaren. Die wirklich vorhandne Nervenkrankheit iſt entweder in einer verletzten Organiſation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können in einander übergehen und auch zugleich vorhanden ſein. Das feine Gefäßnetz des Neurilems kann zu reizbar werden, zu viel Blut und Nahrung den Nerven zuführen oder zu unthätig ſein, wodurch die Ernährung des Nerven leidet, es können von geſchwächter Einſaugung Stockungen und Anhäufungen ſchädlicher Stoffe an den Nervenfäden Statt finden, welche hartnäckige Schmerzen, Krämpfe, Lähmungen verurſachen. Iſt die Reizbarkeit des Nervenſyſtems zu groß, die Empfindlichkeit alſo krankhaft erhöht, ſo machen alle Eindrücke zu ſchnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher ſind gewöhnliche Gefühle ſchon ſchmerzhaft, die Sinne bewirken unangenehme Empfindungen, die Vorſtellungen ſind grell und folgen in ſtürmiſcher Unordnung, die Einbildungskraft iſt zu lebhaft, die Bewegungen ſind unwillkürlich, zuckend. Iſt die Kraft des Nervenſyſtems zu ſehr vermindert, ſo gehen auch die Verrichtungen deſſelben zu ſchwach von Statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden ſtumpf, die Einbildungskraft wird gelähmt, die Muskelbewegung erſchlafft. Die Kräfte des Nervenſyſtems können aber auch ohne Ab- oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, ſo daß gewiſſe Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Wirkungen erregen. Dies ſind die ſogenannten Idioſynkraſien. Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten ſind verſchieden, je nachdem gewiſſe Partien und Regionen des Nervenſyſtems vorzüglich leiden. Trifft dies die Nerven des reproductiven Syſtems des ganzen Körpers, ſo entſteht ein Schmerz, der ſich nach Verſchiedenheit der Theile unter verſchiednen Formen, als Hunger, Durſt, Müdigkeit, Ekel, Froſt, Hitze, Angſt, als juckender, ziehender, drückender, ſchneidender, ſtechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einſchlafens der Glieder, das Prickeln in denſelben, wie Nadelſtiche, äußert; beſondre krankhafte Regungen des Inſtinkts, Appetit nach Kreide, nach ſäuerlichen Dingen, die ſonder-

baren Gelüſte mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgeſtellt werden, als ſie wirklich ſind, wie z. B. Kranke ſich vorſtellten, ſie ſeien halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder ſie beſtänden aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rückſicht der krankhaften Sinnesäußerungen gibt es gleichfalls mehrere Verſchiedenheiten nach Verſchiedenheit der Theile ſelbſt und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen iſt das Gefühl in der Haut ſo ſtumpf, daß ſie weder warm noch kalt, weder hart noch weich unterſcheiden können. Andre haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geſchmack können zu ſtumpf oder zu ſcharf werden. Andre könnn gewiſſe Gerüche durchaus nicht vertragen lieben dagegen ſolche, welche andern Menſchen gewöhnlich zuwider ſind. Eben ſo iſt es mit dem Gehör. Noch mannigfaltiger ſind die Erſcheinungen von Krankheit der Geſichtsnerven. Uebermäßige Empfindlichkeit, ſo wie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenſchnüre u. ſ. w., Doppelſehen, Erſcheinungen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorſtellungen und Imagination gibt es gleichfalls mannichfaltige Aeußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falſche Vorſtellungen und fehlerhafte Bilder der Phantaſie. Dieſe können die Stärke wirklicher Sinnesanſchauungen erhalten, und wenn die Krankheit ſich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, ſo unterſcheidet der Kranke ſeinen ſubjektiven Zuſtand nicht mehr von den Objekten außer ihm, die kranken Vorſtellungen regieren dann ſelbſt den Willen und erregen die ihnen entſprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlaſſungen, Traurigkeit und Luſtigkeit in ausſchweifender Art, periodiſche Muthloſigkeit, ängſtliche, lebhafte Träume, Delirien, die Erſcheinungen des Alpdrückens. Mannichfaltig ſind auch die Aeußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelſyſtem, die ſich als Zuckungen und Krämpfe zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend ſind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen ſind, kommt ein beſtändiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Geſichtsmuskeln zum Vorſchein, eben ſo an andern Theilen des Körpers, z. B. das ſogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannichfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entſtehen allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Bruſtbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. ſ. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, ſie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebnen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anſtrengung des Nervenſyſtems erworben ſein. Die Gelegenheitsurſachen ſind theils unter den vielfachen Einflüſſen der Außenwelt zu ſuchen, z. B. die Luft und ihre verſchiednen Miſchungen, ihr Antheil von elektriſchem Stoff, ihre elaſtiſche Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleiſchſpeiſen, erhitzende gewürzte Speiſen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabiliſche Nahrungsmittel vermindern ſie. Die mehrſten animaliſchen und alle vegetabiliſchen Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten (vergl. den Art. Narkotiſch). Theils wirken fremde Dinge im Körper als Urſachen der Nervenkrankheiten, z. B. ſehr oft Würmer im Darmkanal, eingeſperrte Luft, ſelbſt ſcharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demſelben. Endlich ſind auch oft Affectionen des Körpers ſelbſt und des ganzen Nervenſyſtems Urſa=

chen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erſchöpft; Krankheiten, beſonders Fieber; gewiſſe Perioden des weiblichen Geſchlechts, während derer die Reizbarkeit des Nervenſyſtems erhöht iſt; Anſtrengung der Gehirnthätigkeiten durch übertriebne Geiſtesarbeit; Schwangerſchaft; allzuheftige Affecten und Leidenſchaften. H.

Neſſeln ſind Pflanzen mit ſtechenden Haaren, die beim Berühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft unter ſie ergießen, der ſtarkes Brennen verurſacht. Mehrere Neſſeln haben urintreibende Kräfte, viele dienen als geſundes Futterkraut, andre geben fadenartige Faſern, die gleich dem Flachſe verſponnen werden können und ſehr dauerhaft ſind. Daher auch das Neſſelgarn, ein zartes, aus dem Baſte von den Stengeln der großen Neſſel geſponnenes und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. Die Wogulen am Twobafluß in Sibirien bereiten aus Neſſeln ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke; daſſelbe thun die Baſchkiren, Samojeden und die Tatarn am Jeniſei. — Neſſeltuch, Netteltuch, iſt der deutſche Name für das franzöſiſche Wort Mousseline. Man machte ehemals in der Picardie aus den großen Brenneſſeln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, die aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Eben ſo machte man auch ehemals in Deutſchland und in der Schweiz Neſſelzwirn und Neſſelgarn.

Neſtel, Neſtelknüpfen. Unter Neſtel, einem im Hochdeutſchen etwas veralteten und mehr im Oberdeutſchen üblichen Worte, verſteht man ſowol die Neſtform, welche das weibliche Geſchlecht zuweilen den Haaren des Kopfes gibt, als auch die Schnüre oder ſchmalen Riemen, deren man ſich zum Zuſchnüren und Zubinden der Kleidungsſtücke bedient. In dieſer letzten Bedeutung von Schnüren iſt das Wort Neſtel in Neſtelknüpfen genommen. Man verſtand hierunter die magiſche Handlung, wodurch man Jemanden mittelſt Knüpfung von Neſſeln zum Beiſchlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu dieſem Behufe drei Knoten unter Herſagung gewiſſer Zauberformeln an einem Leichenſtein oder andern heiligen Orte. Eben ſo hatten diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Neſtelknüpfens erlöſt ſein wollten. Die Sitte des Neſtelknüpfens verliert ſich in das graueſte Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden ſind, kann man in Frank's mediciniſcher Polizei B. IV. S. 554 finden.

Neſter, indianiſche Vogelneſter, ſind Neſter von indianiſchen Vögeln, die inſofern einen Gegenſtand des Handels ausmachen, weil dieſelben für Leckereien geachtet und jährlich zu Tauſenden in die Küchen indianiſcher und chineſiſcher Großen, auch wol nach Europa verkauft werden. Der Vogel, der ſie baut, iſt eine Schwalbe (Hirundo esculenta), wohnt auf Java, den Philippinen, zu Tunking, Cochinchina ꝛc., und befeſtigt ſein Neſt in den Höhlen am Meeresufer. Die beſten und geſuchteſten ſind weiß, durchſcheinend, wie Hauſenblaſe, von der Größe eines Enteneies und beſtehen faſt ganz aus einem nahrhaften, gallertartigen Stoffe, den der Vogel aus halbverdauten und ſo gegen Fäulniß geſchützten Würmern erzeugen ſoll. Man ſtößt ſie entweder zu Pulver und miſcht dieſes andern Speiſen bei, oder kocht ſie mit Fleiſchbrühe weich. F.

Neſtor iſt derjenige unter den griechiſchen Helden vor Troja, der ſich durch ſeine Klugheit, die Frucht ſeines hohen Alters (daher der Ausdruck ein Neſtor), eben ſo ſehr, als durch ſeine ſanfte und

eindringende Beredtſamkeit auszeichnete. Dieſes ſind die Eigenſchaften, die ihm Homer in der Iliade beilegt. Neſtor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde zu Gerania erzogen und folgte ſeinem Vater als Fürſt von Pylos. In ſeinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er ſich durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb ſich aber auch ſchon früh den Ruhm eines klugen Rathgebers und eindringlichen Redners. So zeigte er ſich unter andern den Lapithen, denen er im Kampfe gegen die Centauren beiſtand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioskuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Meſſenien. Ungeachtet er ſchon zwei Menſchenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde: ſo nahm er dennoch Antheil an demſelben und führte die Mannſchaft ſeines Gebiets in 20, oder nach andern Sagen in 90, oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menſchenalter nicht, wie ſchon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, ſondern, wie dieſes jetzt gewöhnlich iſt, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter verſteht: ſo war doch Neſtor ſchon zu alt, um großen perſönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm daher in der Iliade zugetheilt wird, iſt vielmehr die eines erfahrnen Rathgebers. Er ſucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bewegen, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechiſchen Helden. Ohne ihn würden die Griechen mehr als ein Mal Troja unverrichteter Sache verlaſſen haben. Nach der Eroberung von Troja ſegelte er wieder nach Hauſe. Der Odyſſee zu Folge beſuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Ulyſſes einzuziehen. Seine Gemahlin war, nach Homer, Eurydice, die älteſte Tochter der Klymene, nach Andern, Anaxibia, die Tochter des Kratikus. Es werden auch mehrere ſeiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht merkwürdig ſind. Nachdem Neſtor drei Menſchenalter durchlebt hatte, ſtarb er ruhig zu Pylos, wo man noch ſpät ſein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Neſtor, ein berühmter ruſſiſcher Geſchichtſchreiber, geboren um 1056, lebte als Mönch im petſcheriſchen oder Höhlenkloſter in Kiew, und ſtarb nach 1116. Außer den Lebensbeſchreibungen einiger Aebte und andrer frommen Bewohner ſeines Kloſters, deren Bruchſtücke von fremder Hand zuſammen gereiht ſind, ſchrieb er in ſeiner Mutterſprache eine Chronik, welche für die Geſchichte des Nordens von höchſter Wichtigkeit iſt, mit ſichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantiniſcher Hiſtoriker in Rückſicht der älteſten Geſchichte. Die übrigen Quellen, aus denen er ſchöpfte, ſind unbekannt; Vieles ſchrieb er als Zeitgenoß oder aus der mündlichen Ueberlieferung eines alten Mönchs ſeines Kloſters, Jan. Die Darſtellung iſt dem Geiſte ſeiner Zeit angemeſſen, fromme Betrachtungen und bibliſche Sprüche ſind in die Erzählung häufig verwebt, und die Perſonen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext ſeiner Chronik verloren und durch die Einſchaltungen ſeiner Fortſetzer (des Abts Sylveſter zu Kiew und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entſtellt iſt, ſo läßt ſich kein ſichres Urtheil über ſein hiſtoriſches Verdienſt fällen, bevor nicht ſorgſame kritiſche Unterſuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandnen des alten Neſtor's Eigenthum iſt. Es läßt ſich nicht einmal mit Gewißheit beſtimmen, bis zu welchem Jahre ſeine Arbeit reiche. Ein unſterbliches Verdienſt um dieſen Vater der ruſſiſchen Geſchichte hat ſich Schlözer nach mehrern Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten Werke erworben: Neſtor's ruſſiſche An-

nalen in ihrer ſlavoniſchen Grundſprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichſt gereinigt, erklärt und überſetzt, Göttingen 1802 — 1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Verbeſſerung zu verbinden iſt: Joſeph Müller's altruſſiſche Geſchichte nach Neſtor, mit Rückſicht auf Schlözer's ruſſiſche Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden, Berlin 1812 8. A—s.

Neſtorius, Neſtorianer. ſ. Sekten, Syriſche Chriſten und Thomaschriſten.

Netſcher (Caspar), einer der vorzüglichſten Maler ſeiner Zeit, wurde zu Heidelberg 1639 geboren. Da er ſeinen Vater (Johann), einen Bildhauer, ſehr früh verlor, ſo ward er von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesſtatt angenommen, der ihn zur Arzneikunde beſtimmte; alle ſeine Neigung und ſein Talent entſchied für die Malerei. Den erſten Unterricht ſoll er von Roſter, einem Vögel= und Wildpretmaler, erhalten und ſich ſpäter unter Gerard Terburgh und Gerard Douw, die er an Genie und Geſchmack bald weit übertraf, weiter ausgebildet haben. Um dieſe Bildung zu vollenden, unternahm er eine Reiſe nach Italien, blieb aber ſchon zu Bordeaux, wo er ſich verheirathete, und von da nach Holland zurückging. Hier ließ er ſich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, beſtimmte ihn, Porträtmalerei zu ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung zu machen, ungeachtet er, wie ſchon ſein Tod der Kleopatra beweiſen kann, Talent und Neigung genug hatte, ſich in höhern Gattungen auszuzeichnen und ſich über den Geſchmack der niederländiſchen Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch in dem, worin dieſe Schule eine eigenthümliche Stärke beſitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, beſonders der Stoffe, übertraf er die niederländiſchen Maler. Der weiße Atlas in den Gewändern und Draperien ſeiner Gemälde, und das Haarichte der türkiſchen Teppiche hat eine täuſchende Wahrheit. Er hat einen friſchen Pinſel und einen vortrefflichen Farbenton. Seine kleinen Kabinetſtücke werden am meiſten geſchätzt. In der hiſtoriſchen Malerei wählte er ſeine Gegenſtände gewöhnlich aus der römiſchen Geſchichte. Er ſtarb zu Haag 1685 und hinterließ zwei Söhne, Conſtantin und Theodor, genannt der Franzoſe, welche beide ſich ebenfalls als verdienſtvolle Maler gezeigt haben, jedoch hinter ihrem Vater weit zurückgeblieben ſind.

Nettelbeck (Joachim), früherhin Bürger=Repräſentant, jetzt Rathsherr zu Colberg, verdient, als Muſter eines Patrioten und Inbegriff von echtem Biederſinn und Bürgertugend, die glänzende Auszeichnung, welche ihm ſeit der Belagerung ſeiner Vaterſtadt durch die Franzoſen im Jahre 1807 unter ſeinen deutſchen Landsleuten zu Theil geworden. Seine Anſtrengungen in einem damals faſt 70 jährigen Alter, ſein unerſchütterlicher Muth, ſeine gereiften Erfahrungen, ſeine heilſamen Rathſchläge und ſeine Aufopferungen an Leib, Gut und Vermögen während dieſer kriegeriſchen Periode bewieſen, was ein Einzelner, auch aus der Mitte des Volks, zum allgemeinen Wohl zu leiſten vermöge. Einverſtanden mit der Bürgerſchaft des Orts, die ſeiner Einſicht und Rechtlichkeit unbedingt vertraute, hielt er, in Verbindung mit der raſtloſen Thätigkeit ſeines gleich geſtimmten Freundes Schill, vom Anfang der Belagerung an, durch Vorſtellungen, Warnungen und ſelbſt Drohungen, der rathloſen Geiſtesſchwäche, der ſchwankenden Unentſchloſſenheit und dem vorurtheilsvollen Dünkel des zeitigen Feſtungskommandanten, Oberſten v. Loucadou, ein ſehr wirkſames Gegengewicht, wodurch dieſer zu Maßregeln,

welche den frühern Fall des Platzes verhüteten, wie mit Gewalt gezwungen wurde. Nettelbeck's ſchriftlichem dringendem Anhalten beim Könige verdankte darauf Colberg die Zuſendung eines neuen Befehlshabers, welcher das in ihn geſetzte Vertrauen auf das Glänzendſte rechtfertigte: denn von dem Augenblick an, wo Gneiſenau dort auftrat, gewann die Vertheidigung ein völlig verändertes Anſehn; und nun erſt konnte auch Nettelbeck, als freiwilliger Bürgeradjudant (wie er es ſchon vormals im ſiebenjährigen Kriege bei ähnlicher Gelegenheit gethan) dem Kommandanten zur Seite tretend und von dieſem in ſeinem Werthe anerkannt, den vollen Umfang ſeiner nützlichen Wirkſamkeit entwickeln. Ihm ward die Leitung der Ueberſchwemmungen um die Feſtung her, welche ein vorzügliches Vertheidigungsmittel derſelben ausmachen, und zu deren Bewerkſtelligung ihm die vollkommenſte Ortskenntniß beiwohnte, übertragen. Als früherer Seemann, unterhielt er auch jetzt die, für den glücklichen Erfolg der Gegenwehr ſo unentbehrliche Verbindung mit der Rheede und wagte ſich den Hülfe bringenden Schiffen, ſie in den Hafen zu geleiten, unerſchrocken entgegen, wenn in ſtürmiſcher Witterung kein Andrer ſich der Beſteigung des Lootſenbootes getraute. Dem ſchwediſchen Kriegsſchiffe, welches die Belagerer in der Flanke und im Rücken zu beſchießen beſtimmt war, diente er, des Seegrundes vollkommen kundig, als Pilot, es, zunächſt dem Ufer, in die vortheilhafteſte Stellung zu führen. Die Löſchanſtalten in der Feſtung, welche bei dem anhaltenden und heftigen Bombardement bald ein Gegenſtand von der höchſten Wichtigkeit wurden, ſtanden zunächſt unter ſeiner Aufſicht; und wo es hier entſchloſſnen Muth und kühne Verachtung der Gefahr galt, dem Feuer Einhalt zu thun, ließ ſich zu jeder Stunde Nettelbeck, im dichteſten Kugelregen, an der Spitze der Löſchenden finden. Bei jedem Ausfall war er in der Nähe, entweder den Fechtenden Munition und leibliche Erquickungen jeder Art zuzuführen, oder auf den mitgeführten Wagen ihre Verwundeten aufzunehmen und in Sicherheit zu bringen. Auf ſeinem Heerde ward der große Keſſel, der Speiſe für ſie bereitete, nie leer. Sein anſehnliches Lager von Branntwein (deſſen Bereitung er als bürgerliches Gewerbe trieb) ward nach und nach unter die Beſatzung unentgeltlich vertheilt. Mehr als ein Mal kaufte er, bis zu völliger Erſchöpfung ſeines mäßigen Vermögens, alle Brodſchrangen und Fleiſchbänke in der Stadt aus, um ſie zu ſättigen; und auf die gefährlichſten Poſten begleitete er ſie und ſtimmte patriotiſche Lieder an, um ihren Muth zu beleben. Seine Meldungen an den Kommandanten, der ihn häufig verſandte, waren ſtets die ſicherſten; ſeine Beurtheilung der Vertheidungsanſtalten, wie ſie in jedem Augenblick Noth thaten, würden der Einſicht jedes Kriegers vom Metier Ehre gemacht haben. Seinem Rath dankte die Einführung einer Art von Belagerungsmünze, welche die weſentlichſten Dienſte leiſtete, ihre Entſtehung, wie ihren Erfolg. Seiner raſtloſen Vermittlung, ſeinen ernſtlichen Vorſtellungen und ſeinem geltenden Einfluß nach beiden Seiten gelang es, jede Reibung, Unzufriedenheit und Mißhelligkeit zwiſchen der Bürgerſchaft und Beſatzung ſofort im Entſtehen zu unterdrücken und eine faſt beiſpielloſe Eintracht zu erzielen. Sein Beiſpiel, ſeine nachdrückliche Sprache, ſeine kräftigen Ermunterungen belebten den Muth und die Ausdauer ſeiner Mitbürger unter den drohendſten Gefahren, den vielfachſten Entbehrungen und den ſchmerzlichſten Einbußen. Alles würden ſie, gleich ihm, freudig ertragen haben, nur nicht den Gedanken, den Platz in feindliche Gewalt fallen zu ſehen. So ſeltne und beharrliche

Anſtrengungen verdienten es, mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt zu werden. In dem Augenblick, wo am 2. Jul. die Belagerer, nachdem ſie ſich bereits der wichtigſten Außenwerke mit ſtürmender Hand bemächtigt, einen allgemeinen Angriff mit der höchſten Erbitterung unterhielten; wo das Geſchütz deſſelben Tod und Verderben in allen Punkten verbreitete; wo der überall auflodernden Flamme kein Einhalt mehr zu thun war und die phyſiſchen Kräfte der Vertheidiger ſchier erſchöpft ſchienen, traf auch der Kourier ein, welcher die officielle Nachricht von dem zu Tilſit abgeſchloſſnen Waffenſtillſtande überbrachte. Das Drangſal hatte ein Ende, und Nettelbeck und ſeine Mitbürger fühlten ſich auf dem rauchenden Schutthaufen ihrer Wohnungen, froh und glücklich, durch echten Mannsmuth dem Schickſal dieſe glückliche Entſcheidung abgetrotzt zu haben. Nettelbeck's Name aber flog geprieſen von Munde zu Munde; und nie iſt wol zugleich eine Berühmheit durch höhere Anſpruchloſigkeit redlicher verdient worden. Sein König ehrte ihn durch Ertheilung einer goldnen Verdienſtmedaille, durch die Erlaubniß, die preußiſche Admiralitätsuniform (er hatte im Jahr 1769 eine kurze Zeit im königl. Seedienſt geſtanden) zu tragen, und bewilligte ihm noch im Jahre 1817 eine lebenslängliche Penſion von 200 Thalern. Auch ſpäterhin zeigte er bei allen Gelegenheiten den nämlichen unermüdlichen Eifer für Alles, was ihm recht, wahr und gemeinnützlich dünkte, in den innern Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt, und wirkte mit jugendlicher Kraft für das Beſte derſelben. Auch jetzt noch, ein 85jähriger Greis, hat ſein lebenskräftiger Geiſt, ſein heller Blick und ſein patriotiſcher Gemeinſinn ihn keineswegs verlaſſen; und er ſteht noch immer da als ein ehrwürdiges Denkbild deſſen, was deutſcher Geiſt und Geſinnung in ſchlichter, aber markiger Geſtaltung, vermögen. Wenn aber ſchon das vorſtehend Geſagte genügen würde, Nettelbeck ſeinen Ehrenplatz unter den preiswürdigſten Männern deutſcher Nation anzuweiſen: ſo hat er ſelbſt ſich dieſen Platz noch auf eine andre, nicht minder denkwürdige Weiſe und mit einem Erfolge geſichert, welcher leicht noch für eine größere Merkwürdigkeit gelten dürfte, indem er, in dieſem hohen Alter, eine Selbſtbiographie verfaßt und öffentlich bekannt gemacht hat (Leipzig, bei A. Brockhaus. 3 Bde.), welche an Gediegenheit, Lebendigkeit und Wahrheit, in der einfachſten und gleichwol unwiderſtehlich anziehenden Form, vielleicht in jeder Literatur nur wenig Gegenſtücke finden dürfte. Nur das dritte, ſo eben erſchienene Bändchen beſchäftigt ſich mit den Erlebniſſen des Verfaſſers in dem Zeitraum der vorerwähnten Belagerung ſeiner Vaterſtadt. Dagegen führt er den Leſer in dem größern Theile des Werks in ſein früheres, aber ſo reiches und wechſelvolles Leben, daß es faſt die Geſtalt eines Romans annimt und auch dafür gelten würde, wenn nicht jede Blattſeite den unverkennbarſten Stempel der Wahrhaftigkeit an ſich trüge. Zum Seefahrer durch innere Neigung getrieben, tummelt er ſich, ſchon als Knabe und ſo fort bis in ſein 45. Lebensjahr, in den mannichfaltigſten Verhältniſſen auf allen europäiſchen Meeren, in Weſtindien und an der Küſte von Guinea umher; beſteht Unfälle und Gefahren ohne Zahl; geräth in ſeinen bürgerlichen und politiſchen Verbindungen eben ſo oft in Noth und Drang, als Glück, Fleiß, Anſtelligkeit und ein unerſchütterlicher Rechtſinn ihn begleiten. Ueberall aber und vor allem bleibt er Seiner ſelbſt gewiß und ſicher, entwickelt eine Energie, einen Muth, eine Umſicht und eine Lebensklugheit, welche an dem, in ihm zur innern Klarheit geſteigerten Bonſens einen nie fehlenden Stützpunkt finden. Sein Patriotismus, aber auch ſein edelmüthig fühlendes Herz, verleugnen ſich bei keiner Ge-

legenheit; und während ſeine Thatkraft in den Augenblicken, wo es gilt, uns zu Bewunderung und Beifall hinreißt, fühlt ſich auch die Theilnahme durch eine kindliche Naivetät eben ſo oft zum wohlgefälligen Lächeln, als durch den Ausdruck der zarteſten und menſchſten Empfindung bis zur höchſten Rührung angezogen. Nettelbeck's Lebensbeſchreibung in ihrer vollen Eigenthümlichkeit und in ihrer hochſittlichen Tendenz iſt vielleicht mehr, als irgend eine andre ähnliche Schrift, jedem deutſchen aufſtrebenden Jüngling zur Stärkung ſeines Sinnes und Herzens zu empfehlen; und durch ſie hat ſich Nettelbeck unſtreitig noch ein höheres und bleibenderes Verdienſt um ſein Volk, als ſelbſt durch ſeine patriotiſchen Thaten, erworben.

Netz, jedes aus Fäden künſtlich zuſammengeſchlungne Gewebe. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugthiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich erſtreckt es ſich vom Magen bis nach der Nabelgegend und dient vermöge ſeines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide beſtändig ſchlüpfrig zu erhalten, und ſie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Preſſungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. — In der Meß- und Zeichenkunſt nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweiſe gezognen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten ſich durchkreuzenden Kreiſe und Linien der mathematiſchen Geographie. In der Perſpektive bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie ſie an ſich ſelbſt iſt, oder auch wie ſie von einem Spiegel, geſchliffnen Glaſe oder aus andern optiſchen Urſachen hingeworfen wird. Im erſtern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwicklung zerriſſner und durch Unachtſamkeit des Tuchmachers nicht wieder zuſammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Netzhaut, ſ. d. vor. Art. und die Art. Auge und Nerven.

Neubeck (Valerius Wilh.), als Lehrdichter bekannt, wurde zu Arnſtadt im Schwarzburg-Sondershauſiſchen, wo ſein Vater Hofapotheker war, 1765 geboren. Nachdem er die Schule ſeiner Vaterſtadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schleſien beſucht hatte, ſtudirte er zu Göttingen und Jena, an welchem letztern Orte er 1788 die mediziniſche Doktorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt gelebt hatte, ward er als Kreisphyſikus nach Steinau in Niederſchleſien berufen. Einen gewiſſen Ruf hat er ſich erworben durch das Lehrgedicht: die Geſundbrunnen in ziemlich wohlklingenden Hexametern (Breslau 1795). Der erſte Geſang enthält die Entſtehung der Mineralquellen, der zweite die Beſchreibung der vorzüglichſten Quellen dieſer Art in Deutſchland, und der dritte und vierte Vorſchriften für die Brunnenkur ſelbſt. Man hat in dieſem Werke alle die Eigenſchaften gefunden, wodurch das philoſophiſche Lehrgedicht ſeinen Gegenſtand anziehend, lebendig und poetiſch machen kann. Außerdem ſind von ihm erſchienen vermiſchte Gedichte, die Zerſtörung der Erde nach dem Gericht, und mehrere kleine in Zeitſchriften zerſtreute Aufſätze und Gedichte.

Neuber (Friederike Caroline), berühmt durch ihre Verbeſſerungen der deutſchen Schauſpielkunſt in der Mitte des 18. Jahrh. Sie war die Tochter des Advokaten Weißenborn zu Zwickau, wo ſie um das J. 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und

ihr Talent für das Tragiſche entwickelten ſich früh. Sie verheirathete ſich in der Folge mit einem gewiſſen Neuber, einem Schauſpieler von äußerſt mittelmäßigen Talenten, und errichtete eine eigne Schauſpielergeſellſchaft, der ſie einen für die damaligen Zeiten in Deutſchland ungewöhnlichen, höhern Geiſt einzuflößen ſuchte. Der damals ſich zum Diktator der deutſchen Schöngeiſter aufwerfende Gottſched verfolgte mit ihr gemeinſchaftlich den Hanswurſt, der bis dahin noch ſein Weſen auf der deutſchen Bühne trieb, und Beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Ueber tragiſche Declamation hat die Neuberin zuerſt in Deutſchland eigne Ideen aufgeſtellt und die Ausführung derſelben gezeigt. Mit ihrer Geſellſchaft ſpielte ſie abwechſelnd in den vorzüglichſten Städten von Deuſchland; allein der ſiebenjährige Krieg führte die Auflöſung dieſer Geſellſchaft herbei, und ſie ſelbſt ſtarb in den dürftigſten Umſtänden 1763 in dem Dorfe Laubegaſt bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden iſt. Sie hat ſelbſt für das Theater mehrere Vorſpiele und Prologe geſchrieben, wovon einige gedruckt worden ſind.

Neu=Dietendorf, im Amte Ichtershauſen, nahe bei Alt=Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einw., im gothaiſchen Amt Wachſenburg, iſt eine Kolonie der evangeliſchen Brüdergemeine (28 Häuſer 420 Einw.), wurde 1742 angelegt und erhielt 1764 von Herzog Friedrich III. eine förmliche Verſicherung des landesherrlichen Schutzes. Sie liegt in einer angenehmen Gegend, an dem Flüßchen Apfelſtedt, und iſt regelmäßig und ſchön gebaut, wohl gepflaſtert und des Nachts durch Laternen erleuchtet. Ueberall herrſcht Reinlichkeit, Fleiß und Ordnung. Die Einwohnen zeichnen ſich durch Kunſtfleiß aus, ſie unterhalten viele Fabrikanſtalten, in Wollen= und Baumwollenzeugen, in Strümpfen, Federſpulen, Siegellack, buntem Papier ꝛc., eine Flanelldruckerei, eine Schönfärberei, ein Fiſchbeinreißerei ꝛc.

Neufchatel, oder Neuchatel, in der deutſchen Schweiz Neuenburg oder Welſchneuburg genannt, ein helvetiſcher Kanton und preußiſches Fürſtenthum, enthält mit der dazu gehörigen Grafſchaft Valengin 13½ Q.M. mit 52,000 Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begrenzt. Dieſes Land gehörte nach verſchiednem Wechſel der Beſitzer der alten franzöſiſchen Familie Longueville. Als dieſe mit dem Tode der Herzogin von Nemours, Maria von Orleans 1707 erloſch, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauſes Oranien, deſſen alte Rechte auf das Fürſtenthum anerkannt waren, von den Ständen deſſelben zur Herrſchaft berufen, und die darauf erfolgte Beſitzergreifung in dem utrechter Frieden beſtätigt. 1806 trat Preußen dieſes Fürſtenthum an Frankreich ab, deſſen Kaiſer den Marſchall Berthier, nachherigen Fürſten von Neufchatel=Wagram, damit belehnte. Im Pariſer Frieden von 1814 ward es vergrößert an Preußen zurückgegeben (ſ. Preußen). Es huldigte am 2. Jul. 1814 dem Könige von Preußen, der ihm von London aus (18. Junius 1814) eine Charte constitutionelle gegeben, und ihm die Rechte eines für ſich beſtehenden, von dem preußiſchen Staatsintereſſe ganz getrennten Staats erneuert hat. Das Fürſtenthum wurde den 12. Septbr. 1814 als der 22. Kanton in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen. Es iſt der einzige monarchiſche Kanton des Schweizerbundes. Mehrere Ketten des Jura durchziehen das Land; der neuenburger See, welcher 6 Meilen lang, 1½ Meile breit, 400 Fuß tief und ſehr fiſchreich iſt, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüſſe mit dem Rhein. Es hat zwar beträchtliche Rindviehzucht,

auch Wein, Obſt, Hanf und Flachs, erbaut aber bei weitem nicht hinlängliches Getreide; deſto mehr zeichnet es ſich durch ſeine Fabrikarbeiten aus. Mit Spitzen, Borten, Meſſern, mechaniſchen Inſtrumenten, Zitz und andern Baumwollenſtoffen, vorzüglich aber mit Uhren wird ein ſehr einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an beſtehende Freiheit und Milde der Verfaſſung zieht eine Menge von fremden Arbeitern dahin. Man zählt daſelbſt an 12,000 Uhrmacher, darunter über 3300 Meiſter, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden (ſ. Chaux de Fonds). Die Religion iſt die reformirte bis auf 2 katholiſche Gemeinden, und die Landesſprache franzöſiſch; doch wird auch Deutſch geſprochen. Die jährlichen Einkünfte des Landesherrn ſollen 40,000 Thaler betragen. Die Hauptſtadt Neufchatel liegt am Fuße des Jura, da wo der brauſende Seyon ſich in den neuburger See ergießt, in einer ſehr ſchönen Gegend. Die Stadt ſelbſt iſt nicht übel gebaut und zählt 547 Häuſer mit 4500 Einwohnern. Sie iſt der Hauptſitz des Handels im Fürſtenthum. Die Vorzüglichkeit ihrer Lehranſtalten und andrer Stiftungen iſt vornämlich einem Vermächtniß von drei Millionen Gulden beizumeſſen, welches ihnen ein geborner Neufchateler, der ſpäter in Liſſabon anſäſſige Kaufmann Pury gemacht hat. Der Kaufmann von Pourtales hat ein Hospital mit 700,000 Fr. teſtamentariſch geſtiftet. Seine Erben haben jedoch die Dotation noch ſehr vergrößert. Zu der königl. preuß. Garde in Berlin gehört gegenwärtig auch ein Bataillon Neufchateler. Zum helvet. Bundesheere ſtellt Neufchatel 1000 Mann.

Neu-Foundland, vormals Terreneuve, eine Inſel von 2090 Q.M. und 26,000 Einwohnern, welche von Nordamerika durch die Straße Belleisle getrennt wird. Schon Normänner ſollen ſie im 11. Jahrhundert entdeckt und ſich daſelbſt angeſiedelt haben. Im J. 1497 wurde ſie von Johann und Sebaſtin Cabotto entdeckt, und iſt alſo eine der erſten engliſchen Entdeckungen. Als im Laufe des 16. und 17. Jahrh. ſich auch die Franzoſen hier feſtſetzten, welche ihr den Namen Terre-neuve gaben, entſtanden unaufhörliche Streitigkeiten, welche 1713 durch den utrechter Frieden beendigt zu werden ſchienen, indem durch dieſen Frieden die Inſel an England abgetreten wurde. Da indeſſen die Franzoſen ſich zugleich das Recht vorbehalten hatten, an den Küſten der Inſel von Bonaviſta bis Cap Riche an dem ſo äußerſt einträglichen Stockfiſchfang Antheil nehmen, und deshalb an denſelben auch Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, ſo dauerten die Streitigkeiten zwiſchen England und Frankreich über die Ausführung dieſes Punktes fort. Durch den pariſer Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil an dieſer Fiſcherei gab, erlangten die Franzoſen einige vortheilhafte Bedingungen Anſehung dieſes berühmten Fiſchfangs, der zwar ſeit dem Revolutionskriege ganz in die Hände der Engländer gekommen war, gegenwärtig aber den Franzoſen ſowol als den Nordamerikanern wieder freigegeben worden iſt. Ungeachtet alle Küſten dieſer Inſel den reichlichſten Fiſchfang darbieten, ſo iſt doch die ſogenannte große Fiſchbank, welche in einiger Entfernung von Kap Race, der ſüdlichſten Landſpitze, liegt und faſt immer von kalten dichten Nebeln bedeckt iſt, beſonders von Februar bis Juli, am ergibigſten. Der eingeſalzne und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfiſch heißt Kablejau. Von der Wichtigkeit dieſes Handelszweigs kann man ſich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich ſich noch in dieſe Fiſcherei theilten, England allein jährlich über 600,000 Centner Stockfiſche verführte, deren Werth auf drei bis vier Millio-

nen Thaler angeſchlagen wird, während ſelbſt die Franzoſen in der Periode, wo ſie in der Theilnahme an jener Fiſcherei ſehr eingeſchränkt waren, gegen drei Millionen Livres jährlich mit dieſem Handel gewannen. Schon damals beſchäftigte dieſer Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menſchen. Nur der nördliche und weſtliche Theil der Inſel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter iſt äußerſt rauh und ſtrenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St. Jean und Plaiſance oder Placentia ſind die beiden Hauptorte. Der Hafen von St. Jean faßt an 200 Schiffe, und hier wird die ſtärkſte Fiſcherei getrieben. Das Land iſt unfruchtbar, voller Berge, Sümpfe und Moräſte.

Neu-Granada, ſ. Südamerika.

Neugriechiſche Sprache iſt diejenige abgeänderte griechiſche Sprache, deren die Bewohner des heutigen Griechenlands, inſofern ſie von den alten Griechen abſtammen, ſich bedienen. Die erſte Veranlaſſung zur Modification der alten griechiſchen Sprache lag darin, daß Byzanz unter dem Namen Konſtantinopel die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz eines urſprünglichen Hofes wurde. Daher erklären auch die griechiſchen Grammatiker des Mittelalters das Wort barbarismus gewöhnlich durch: Graeco-Latinum. Die Kreuzzüge trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechiſche durch Einführung ausländiſcher Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälſchen. Die Koncilien, welche der Patriarch von Konſtantinopel in dieſer Stadt hielt, und bei welchen ſich auch die in dem aſiatiſchen Theile ſeines Sprengels befindlichen Biſchöfe einfinden mußten, brachten ſogar orientaliſche Barbarismen in dieſe Sprache. So wurde die griechiſche Sprache im gemeinen Leben ſchon vor der Eroberung von Konſtantinopel durch die Türken (1453) und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechiſchen Kaiſerthums verderbt, und bloß aus dem Munde der Weiber, welche im ganzen Alterthume bei ihrer Abſonderung die urſprüngliche Echtheit der Sprache am getreueſten bewahrten, und in den höhern Ständen zu Konſtantinopel hörte man noch eine reine griechiſche Mundart, deren ſich, nach der Verſicherung des Philelphus, der kurze Zeit vor Eroberung von Konſtantinopel daſelbſt lebte, kein Athener aus der blühenden Zeit würde zu ſchämen gehabt haben. Außerdem erhielt ſich das ächte Griechiſche noch immer als Bücherſprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in großer Reinheit. Die Unterjochung Griechenlands durch die Türken vollendete das Verderbniß der griechiſchen Sprache, welche in dieſer verdorbenen Geſtalt nun auch ſogar Bücherſprache zu werden anfing. Da es indeſſen noch immer gelehrte Griechen gibt, die ſich rein zu ſchreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der griechiſchen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderbniß der Sprache gelitten hat, ſo gibt es jetzt dreierlei Arten von Griechiſch: 1. das gewöhnliche Neugriechiſche, wie es jetzt von den Griechen (über drei Millionen Menſchen) geſprochen und in vielen ihrer Bücher geſchrieben wird; 2. die Kirchenſprache, deren ſich die Prieſter und zuweilen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3. das echte alte reine Griechiſche, deſſen viele neugriechiſche Gelehrte noch jetzt ſehr kundig ſind. Die Reiſenden, welche in neuern Zeiten Griechenland beſucht haben, richteten ihre Aufmerkſamkeit mehr auf die Reſte der alten Denkmäler, als auf jene ſelbſt in ihrer Verdorbenheit noch immer merkwürdige Sprache. Erſt ſeit einigen Jahren hat ſich eine lebhaftre Theilnahme dafür gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continen-

talſyſtem vom übrigen Europa ausgeſchloſſen waren, richteten ihre Wanderungen nach Griechenland und wendeten hier ihre Aufmerkſamkeit vorzüglich auch auf die neugriechiſche Sprache. So iſt z. B. eins der vorzüglichſten Werke entſtanden, das wir über dieſen Gegenſtand beſitzen, in den Researches in Greece by William Martin Leake, London 1814. 4. Während die neugriechiſche Sprache reiſende Engländer beſchäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Paris und Wien aus, für dieſe Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechenland ſelbſt größern Eifer zu erregen. Korai hat ſich unter dieſen Neu-Griechen am meiſten ausgezeichnet. Es hat ſich ein großer Bund: die Geſellſchaft der Menſchenfreunde, gebildet, der ſchon zwei Lyceen, eins zu Athen, das andre am Pelion in Theſſalien, errichtet hat. Wer jährlich drei Conventionsthaler zahlt, wird Mitglied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inſchrift; wer mehr zahlt, kommt in die Klaſſe der Wohlthäter und erhält einen goldnen Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, ſenden ihre Namen mit den Geldbeiträgen an den Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien, erſten Vorſteher des theſſaliſchen Lyceums. Bis jetzt hat ſich dieſe Geſellſchaft mit ihren Lyceen bloß durch die Großmuth reicher Britten erhalten. Es würde höchſt undankbar ſein, wenn das übrige Europa nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der es die erſten Anfänge ſeiner eignen Bildung zu verdanken hat. Seit 1816 erſcheint auch in Wien eine neugriechiſche Zeitſchrift: Ἑρμης ὁ λογιος.

Neu-Guinea, große auſtraliſche Inſel, welche ſüdlich durch die Endeavour- und Torresſtraße von Neu-Holland, öſtlich durch die Dampiersſtraße von Neu-Britannien, und von Gilolo durch die Pittsſtraße geſchieden wird. Obgleich dieſe Inſel unter allen Ländern Auſtraliens am früheſten, — von ſpaniſchen Seefahrern 1528 und 1543 — entdeckt wurde: ſo iſt ſie doch bis jetzt noch ſehr unbekannt. Nur Forreſt ging an dem nördlichen Ufer vor Anker, und Cook landete an der Südküſte. Dampier, Carteret, Bougainville, D'Entrecaſteaux traten nicht an's Land, ſondern beſuchten nur einige benachbarte Inſeln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküſte beſchifften, hatten mehrere Zuſammenkünfte mit den Eingebornen der benachbarten Inſeln, aber landeten auch nicht auf der Hauptinſel. Man ſchätzt die Größe von Neu-Guinea (148—170° öſtl. L. und 1—10° ſüdl. Br.) gewöhnlich auf 13,000 Q.M. Die Nordküſte hat mit allen ihren Ausbeugungen wahrſcheinlich eine Länge von 450 Meilen. An dem weſtlichen Ende liegen mehrere kleine Inſeln, die im Zuſammenhange mit den molukkiſchen Inſeln ſtehen. Die Küſten erſcheinen hoch und bergig. Im Innern zeigen ſich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende Vulkane. In einigen Gegenden erheben ſich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. Die Beſchaffenheit dieſer Gebirge iſt zur Zeit noch völlig unbekannt. Es iſt eine alte Sage, daß hier Gold zu finden ſei, indeſſen haben die Schiffer keins geſehen. Man findet auf der Inſel Schweine, Hunde, Paradies- und Promeropsvögel, Tauben, Papageien, Meergänſe, Fiſche, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüſſen, Kokos, Betel, Sago, Brotfrüchte, Piſangs, Platanen, Bambus ꝛc. Die Einwohner ſind negerartig; ſie haben aufgeworfne Lippen, platte, breite Naſen, einen großen Mund, große Augen und glänzend ſchwarzes Wollhaar, ſind ſtark gebaut, haben eine ſehr ſchwarze, rauhe Haut und gehen faſt nackt. Einen dünnen Zeug, welcher aus den Faſern der Kokosnüſſe verfertigt wird, binden ſie

um den Leib. Die Wohnungen an den Küſten ſind auf Pfählen gebaut, und aus denſelben geht eine lange Art von Brücken, ſo weit als die Fluth zu ſteigen pflegt. Eine ſolche Wohnung dient für mehrere Familien. Der Hausrath beſteht in einigen Matten, einem Heerde, einem irdnen Topfe ꝛc. Die Männer ſcheinen ſich bloß mit Jagd und Kriegen zu beſchäftigen. Sie haben Pfeile und Bogen von Bambusrohr. Eine ſonderbare Waffe bemerkte Cook in einer Gegend bei den Einwohnern, indem ſie kurze Stöcke in der Hand hatten, welche ſie zu beiden Seiten ſchwenkten; in demſelben Augenblicke ſah man Feuer und Rauch, wie wenn eine Flinte losgeſchoſſen wird, aber es gab keinen Knall und dauerte nur kurze Zeit. Durch die Chineſen, welche mit den Einwohnern Handel treiben, ſcheinen einige Gebräuche der Religion des Fo bei ihnen Eingang gefunden zu haben. Die Reiſenden unterſcheiden dreierlei Arten von Einwohneru, nämlich Papuas (von der negerartigen Race), Haraforas, die auf Bäumen im Innern der Inſel leben ſollen, und Badſchuer oder Oran-Badſchus, ein wanderndes Fiſchervolk.

Neuhof (Theodor, Baron von), König von Corſika. Dieſer merkwürdige Mann ſtammte aus einer adeligen Familie in Weſtphalen. Sein Vater, Hauptmann der biſchöflich-münſterſchen Garde, ſtarb 1695. Theodor von Neuhof lag im Jeſuitercollegio zu Münſter, und dann zu Köln am Rhein den Studien ob. Er flüchtete von hier, nachdem er einen jungen Menſchen aus einem bedeutenden Hauſe im Zweikampf getödtet hatte, nach dem Haag, erhielt durch Vermittlung des ſpaniſchen Geſandten, in einem ſpaniſchen Regiment, das gegen die Mohren in Afrika beſtimmt war, eine Lieutenantsſtelle und ward wegen ſeines Wohlverhaltens bald zum Hauptmann befördert. Sein Unſtern wollte aber, daß er bei einem Ausfall aus der Feſtung Oran in die Hände der Mohren gerieth, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er 18 Jahre als Dolmetſcher Dienſte geleiſtet haben, und überdies zu den wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten gebraucht worden ſein ſoll. Als die Corſikaner nach früher mißgelungnen Verſuchen, ſich und ihre Inſel von den Bedrückungen Genua's zu befreien, 1735 einen Plan zu einer gänzlich von Genua getrennten Regierungsform entworfen hatten, ſprachen ſie die Deys von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfniſſe, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corſikanern mit Dank und Freude empfangen und 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Inſel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbeern gekrönt, ließ als Beweiſe ſeiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber ſchlagen, und ſtiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens der Erlöſung. Im November 1736 verließ er, um auswärtige Hülfe zu ſuchen, Corſica, kam auch ſchon 1737 mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäuſern, denen er zu einem vortheilhaften Baumölhandel mit Corſika Hoffnung gemacht, erhalten hatte. 1738 aber kamen franzöſiſche Hülfstruppen auf Corſika an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergeſtellt wurde. Neuhof hatte fliehen müſſen. Als aber dieſe im J. 1741 abzogen, entſtanden daſelbſt neue Unruhen. Er konnte ſich aber gegen die Genueſer und eine corſiſche Oppoſition nicht behaupten, und flüchtete nach England. Hier verfolgten ihn die Lieferanten und er wurde Schulden halber verhaftet. Im J. 1756 veranlaßte der Miniſter Walpole eine Subſcription zu ſeiner Rettung. Er befriedigte davon

im Accorde ſeine Gläubiger und ſtarb im Dec. des nämlichen Jahrs aus Gram. Seine Freunde ſetzten ihm ein Grabmal mit dem Epitaphium: Das Glück gab dem Manne ein Königreich und verſagte ihm im Alter Brod.

Neu-Holland (130 — 171° öſtl. L. 10 — 39° ſüdl. B.) das Feſtland Auſtraliens (ſ. d. Art), und die größte Inſel der Erde, hat ſeinen Namen von den Holländern, die 1615 das Land wieder entdeckten, nachdem es beinahe ein Jahrhundert früher von den Portugieſen ſchon gefunden worden war. Es wird durch die Torresſtraße von Neu-Guinea und durch die Baſſesſtraße von Van-Diemens-Land geſchieden und nördlich, weſtlich und ſüdlich vom indiſchen, öſtlich aber vom ſogenannten ſtillen Meere oder dem großen Ozean umfloſſen. Die Größe wird auf 162,000 Q. M., wovon auf Van-Diemens-Land 1,250 kommen, geſchätzt, iſt alſo wenig von der Größe Europa's verſchieden. Man kennt nur ſchmale Küſtenſtriche dieſes großen Landes. Auf der Süd-, Weſt- und Nordküſte erſchweren Untiefen oder heftige Brandungen das Landen. Es gibt daſelbſt keinen ſichern Hafen, und das ganze, bis jetzt bekannte weſtliche Küſtenland ſcheint eine ſumpfige Niederung zu ſein. Einige Küſten haben ein rauhes, unfruchtbares Anſehn; andre enthalten große, fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin verſetzt worden ſind, trefflich gedeihen. Das noch wenig unterſuchte Innere enthält viele Gebirge, von welchen man die blauen Berge kennt, eine im Weſten der brittiſchen Kolonie von Norden nach Süden fortſtreichende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie zeigt überall unzugängliche Schluchten, ſehr hohe und ſteile Felſenwände und ſchauerliche Abgründe, ſo daß es erſt 1813 dem Britten Evans gelang, von der Kolonie Sidney aus die blauen Berge zu überſteigen, worauf der Gouverneur Maquarie eine 100 engliſche Meilen lange Bergſtraße anlegen ließ, auf der er im J. 1815 zuerſt in das Innere eine Entdeckungsreiſe unternahm und die erſte weſtliche Niederlaſſung, die Stadt Bathurſt, in einer ſehr fruchtbaren Gegend gründete. Das Klima iſt, ſo weit man das Land kennt, im Ganzen angenehm und dem Menſchen höchſt zuträglich. Oft iſt die Hitze im Sommer außerordentlich. Im Winter fallen heftige Regen. Stürme und Donnerwetter ſind beinahe zu allen Jahreszeiten außerordentlich häufig und heftig; auch Erdbeben hat man geſpürt. An großen Strömen fehlt es. Als der größte war bisher der Hawkesbury bekannt. Kürzlich jedoch haben die Britten einen bedeutenden, ſchiffbaren Fluß entdeckt, der eine Gegend von ungemeiner Schönheit durchſtrömt, die reich iſt an fettem Boden, Kalkſtein, Schiefer und gutem Bauholze. Die Britten nennen dieſen Fluß Lachlan, und man glaubt, daß es der ſchon früher nach den Quellen zu entdeckte Fluß Macquarie iſt. Er iſt ſchiffbar und nimt mehrere beträchtliche Flüſſe auf. Im J. 1817 u. f. unterſuchte Lieutenant Orley von Bathurſt aus den Lauf des Lachlan und des Macquarie; beide verloren ſich weſtwärts in einen großen Moraſt. Wahrſcheinlich nimt ein ungeheurer Landſee, den man in Weſten ſah, alle Flüſſe des Binnenlands auf. Das Land ſcheint nur 200 engliſche Meilen weit nach Weſten hin zu Niederlaſſungen geeignet zu ſein, denn weiter weſtwärts iſt alles eine große Waſſer-Sumpf- und Dünenſteppe. An Meerbuſen, Baien und Buchten fehlt es Neu-Holland nicht. Der größte Meerbuſen iſt der von Carpentaria an der Nordküſte, der 80 Meilen breit und 120 Meilen lang iſt. Landeserzeugniſſe ſind: Känguruh, der Wombat, das Schnabelthier, die Schweif-

thiere, der Dingo oder neuholländiſche Hund, das neuholländiſche fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neuholländiſche Kaſuar, die prächtige Manura, das weiſe Waſſerhuhn, der ſchwarze Schwan und andre Vögel, an den Küſten Seeelephanten, Haifiſche, Wallfiſche, Robben, Stachelrochen, Perlmuſcheln; aus dem Pflanzenreiche: Palmkohl, Sago, Pfeffermünz-, rothe und gelbe Gumnibäume, eine Art Mahagonyholz, eine neue Art von Kajaputbaum, Yams, wilder Flachs ꝛc. Man hat Spuren von Eiſen und Kupfer, Granit, Porphyr, Baſalt, Kalkſtein, Steinkohlen die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung abgeſetzt werden, und Steinſalz gefunden. In den europäiſchen Kolonien gedeihen ſehr gut die europäiſchen Hausthiere, Getreidearten und Gartengewächſe, Obſt, Wein, Tabak, der dem weſtindiſchen nichts nachgibt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hieher verpflanzte Gewächſe. Die Ureinwohner ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Ausbildung und ſind negerartig. Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren faſt Alles roh, ſchlafen meiſt unter freiem Himmel oder in einer erbärmlichen Hütte, oder verkriechen ſich in Felſenhöhlen und ziehen ihre meiſte Nahrung aus den Flüſſen und dem Meere. Die Oſtküſte von Neu-Holland heißt Neu-Süd-Wallis. Hier haben die Britten ſeit 1787 eine Verbrecherkolonie angelegt, die ſich nach und nach ſehr erweitert hat, ſo daß jetzt mehrere Städte ſich hier befinden, und ein Gouvernement von 3300 Q. M. entſtanden iſt, welches durch Ueberſteigung der blauen Gebirge noch mehr vergrößert worden, und wozu auch die Kolonien auf Van-Diemens-Land gehören. Nach dem Auſtralien-Magazin, welches in Sidney erſcheint, betrug im Nov. 1821 die Bevölkerung an 60,000 Seelen, davon über 6000 in Van-Diemens-Land. In Neu-Süd-Wallis waren 52,000 Acres Land bebauet, und an Vieh zählte man 6,600 Pferde, 100,000 Stück Rindvieh, 300,000 Schafe und 30,000 Schweine. Die Hauptſtadt Sidney liegt an der Südſeite der herrlichen Port-Jakſons-Bai, iſt der Sitz des Gouverneurs, hat eine Hafen, eine Sternwarte, eine Mühle, die von einer Dampfmaſchine getrieben wird, eine Zeitungsexpedition, Schiffswerfte, Magazine, 500 Häuſer und 6000 Einwohner, welche mehrere Fabriken, beſonders in Leinwand und Tüch, unterhalten. Auch wurde kürzlich hier eine Bank errichtet. Zwiſchen Neuholland, Neuſeeland und Otaheite iſt bereits ein lebhafter, gegenſeitiger Handelsverkehr.

Neujahrsgeſchenke. Noch jetzt kann man im Orient Niemanden, am wenigſten einer höhern Perſon einen Beſuch abſtatten, ohne ein Geſchenk mitzubringen. Wie ſollte dieſes alſo nicht ſchon früh am erſten Tage des Jahres der Fall geweſen ſein! In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Klient dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeſchenk bringen mußte. Die römiſchen Kaiſer verlangten einen Tribut dieſer Art von allen Einwohnern Roms. Kaligula trat ſogar in eigner Perſon vor die Thüre ſeines Palaſtes, um die Neujahrsgeſchenke einzuſammeln. Auch die älteſten Deutſchen, kannten die Sitte der Neujahrsgeſchemke, welche ſich beſonders in Franken und Baiern am längſten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeſchenke nach Einführung des Chriſtenthums durch die Weihnachtsgeſchenke vermindert. In neuern Zeiten finden ſie meiſt nur gegen Geiſtliche (von ihrem Beicht- und Pfarrkindern) und Ärzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit höchſt verwerflich ſei, welche den geringern öffentlichen Dienern und andern Unter-

gebnen verſtattet, Neujahrsgeſchenke als eine Accidenz ihrer Beſoldung einzuſammeln, iſt längſt anerkannt worden. In Frankreich kennt man wol Neujahrsgeſchenke (etrennes) aber keine zu Weihnachten, die dagegen in Deutſchland gewöhnlich ſind und wenigſtens allgemein die kleine Jugend erfreuen. — Neujahrswünſche. Der Urſprung unſrer, in den neueſten Zeiten durch bloße Viſitenkarten erleichterten Neujahrswünſche iſt bei den Römern zu ſuchen. Die Magiſtratsperſonen nahmen ſchon in den älteſten Zeiten am erſten Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche ſich die Patricier von ihren Clienten an demſelben Tage machen ließen, mit Geſchenken begleitet, ſondern auf bloße Glückwünſchung eingeſchränkt war. Dieſer Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Chriſtenthum über, und da er nicht bloß, wie anfänglich, in den Grenzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte ſtehen geblieben war: ſo wurde er eine wahre Laſt und in Deutſchland beſonders höchſt pedantiſch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünſche, welche noch vor dreißig Jahren ſehr ſtark Mode waren, ſcheinen nach und nach wieder abzunehmen und zu einem Gegenſtand der vertraulichen Sitte oder der ſinnreichen Eleganz geworden zu ſein.

Neu-Kaledonien, eine 325 Q.M. große auſtraliſche Inſel, welche Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe 1772 auffand. Sie iſt ſeitdem nur vom Admiral D'Entrecaſteaux beſucht worden, der die Weſtſeite derſelben aufgenommen hat. Sie liegt vom 20° bis 22° 30' S. B., 182° bis 185° öſt. L., iſt 55 bis 60 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit. Die ſüdlichen, weſtlichen und nördlichen Küſten ſind mit furchtbaren Felſenriffen umgeben, welche den Zugang bis jetzt unmöglich gemacht haben; bloß an der Oſtſeite können ſich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küſte nähern, obgleich auch da ſich mehrere Korallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die ſich ſtufenweiſe 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Inſel und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Im Ganzen hat die Inſel ein trauriges und einförmiges Anſehn. Außer den gewöhnlichen auſtraliſchen Erzeugniſſen gibt es hier Granaten, Sandſtein, Asbeſt, Seifenſtein, Serpentin, und man vermuthet auch Metalle. Die 50,000 kaſtanienbraunen Einwohner ſind Papuer, haben in der Phyſiognomie viele Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Van-Diemens-Land, und reden eine von allen Sprachen der Südſeeinſeln abweichende Sprache. Sie gehen faſt ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Piſangs, welche letztre man regelmäßig gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer ſchwarzer Spinnen, welche ſie auf Kohlen röſten, und eſſen ſelbſt Stücke von einem weichen Speckſtein (Stratit). Auch fand Cook unleugbar Anzeigen, daß ſie das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe und ſind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Den größten Fleiß ſcheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, ſondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis funfzehn Fuß lang ſind; dieſe werfen ſie mit ziemlicher Kraft und Sicherheit mittelſt eines elaſtiſchen Stricks, den ſie um die Mitte der Lanze legen und mit dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von ſehr hartem Holze, die zum Theil artig geſchnitzt und polirt ſind. Endlich bedienen ſie ſich auch der Schleudern, und ründen zu dieſem Behufe die Steine mit be-

ſonderm Fleiße. Ueber den Charakter der Neu=Kaledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Inſel beſuchten, von einander ab. Cook ſchildert ſie, als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. D'Entrecaſteaux beſchreibt ſie als freche Diebe, wild und ſtreitſüchtig und als Menſchenfreſſer.

Neukomm (Sigismund), ein jetzt lebender genialer Componeſt, geboren den 10. Julius 1778 zu Salzburg, zeigte ſchon in ſeinem ſechsten Jahre große Fähigkeit zur Muſik. Sein Lehrer war der wackre Organiſt Weißauer in Salzburg, welchen er bald in ſeinem Amte unterſtützte. In ſeinem 15ten Jahre ward er Univerſitätsorganiſt in Salzburg, wo er ſeine Studien fortſetzte. Sein Vater, Lehrer der Schönſchreibekunſt an derſelben Univerſität, trug für ſeine wiſſenſchaftliche und muſikaliſche Bildung große Sorge. Seine Mutter war mit der Gattin Michael Haydn's verwandt, der dem jungen Neukomm Unterricht in der Compoſition gab, und ihn öfters ſeine Stelle als erſter Hoforganiſt verſehen ließ. Im 18ten Jahre ward Neukomm als Correpetitor der Oper beim Hoftheater in Salzburg angeſtellt, welche Beſchäftigung in ihm den Entſchluß befeſtigte, ſich ausſchließend der Tonkunſt zu widmen. 1798 ging er nach Wien, wo ihn Joſeph Haydn auf Empfehlung ſeines Bruders zu ſeinem Schüler aufnahm und wie ſeinen Sohn behandelte. Sieben Jahre benutzte er dieſe glückliche Lage, bis er 1804 nach St. Petersburg ging, wo er als Kapellmeiſter und Direktor der deutſchen Oper angeſtellt wurde. Eine ſchwere Krankheit nöthigte ihn dieſe Stelle aufzugeben, worauf er ſich ungeſtört muſikaliſchen Arbeiten widmete. 1807 ward er Mitglied der Akademie der Muſik zu Stockholm, und 1808 Mitglied der philarmoniſchen Geſellſchaft zu St. Petersburg. Während ſeiner Anweſenheit iu Petersburg führte er mehrere Werke von ſeiner Compoſition mit großem Beifall auf, konnte aber erſt auf einer Reiſe in ſein Vaterland, 1808, auf Zureden der Kenner und beſonders ſeines würdigen Meiſters, Joſeph Haydn, zur Herausgabe einiger ſeiner Compoſitionen bewogen werden. Hierzu gehört vor Allem ſeine große Phantaſie für das ganze Orcheſter, ein eben ſo kühnes, als kräftig und ſicher ausgeführtes Werk, wodurch er ſich eine neue Gattung ſchuf (Leipz. bei Kühnel). Auch ſind von ihm ein ſchönes Quintett für Clarinette oder Oboe ꝛc. (Leipz. ebendaſ.) und mehrere kleinere Stücke (z. B. Schäfers Klagelied von Göthe, mit Begleitung des Pianoforte, Leipz. ebendaſ.) bekannt. Verſchiedne Stücke für das deutſche Theater, z. B. eine anziehende deklamatoriſche Muſik zu den Chören in Schiller's Braut von Meſſina und eine große Oper Alexander, ferner mehrere Kantaten (z. B. Circe), Pſalmen, Arien, Stücke für Pianoforte und blaſende Inſtrumente ſind noch ungedruckt. Alle ſeine Werke ſind eben ſo mannichfaltig und anmuthig, als orginell, kräftig und gründlich behandelt; doch ſcheint er für die ernſte Gattung die meiſte Anlage zu haben. Sein neueſtes Meiſterwerk iſt ſein Requiem oder Missa pro defunctis (Leipz. bei Peters). Neukomm iſt zuletzt nach Frankreich und von da nach Braſilien gegangen, wo er ſich noch gegenwärtig befindet.

Neumark (Georg) geheimer Archivſekretär und Bibliothekar zu Weimar, Comes palat., berühmter Dichter und Meiſter auf der Viola di Gamba, auch Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft (ſ. fruchtbr. G.), in welcher er den Beinamen: der Sproſſende führte. Er ward geb. am 16. März 1621 zu Mühlhauſen, und ſtarb 8. Jul. 1681. Von ihm hat man: fortgepflanzter muſikaliſch=poetiſcher Luſtwalt. Jena 1657. 8., welche mit mehrern Inſtrumenten begleitete

Geſänge enthält; geiſtliche Arien. Weimar 1675. 8. Von ſeinen Liedern, welche in die öffentl. Geſangbücher aufgenommen wurden, ſind die bekannteſten: Es hat uns heißen treten ꝛc.; Mit Danken und mit Beten ꝛc.; und: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. Da er das zuletzt erwähnte Lied dichtete, befand er ſich ohne Anſtellung zu Hamburg in ſo großer Verlegenheit, daß er ſein Lieblingsinſtrument, Viola di Gamba, verſetzen mußte. Endlich erhielt er Empfehlung an den ſchwediſchen Geſandten von Roſenkranz, und da der ihm als Probeſchrift aufgegebne Aufſatz an die ſchwediſchen Reichsräthe zu deſſen Zufriedenheit ausfiel, ſo nahm ihn Roſenkranz mit 100 Thlr. Gehalt zu ſeinem Sekretär an. Voll freudiger Rührung über die Vorſehung dichtete er jetzt jenes Lied und ſang es auf ſeiner Viola, welche er ſogleich wieder eingelöſt hatte, unter Vergießung vieler Freudenthränen.

Neu=Mexiko, ſ. Mexiko.

Neumond, ſ. Mondphaſen.

Neunaugen, Bricken, Steinſauger, Petromyzon Fluviatile, gehören zu den Knorpelfiſchen. Sie ſind daumendick und fußlang, werden zu Lüneburg an der Niederweſer, in Mecklenburg, Liefland, Pommern häufig in Flüſſen gefangen, mit Eſſig, Salz und Gewürzen eingelegt und in Fäſſern verſchickt. Man liebt ſie wegen ihres weichen Fleiſches. An der Seite des Kopfes hat die Brücke ſieben Oeffnungen, die man ſonſt für Augen anſah (daher der Name: Neunauge), von denen man aber jetzt weiß, daß ſie zum Ausſpritzen des eingeſognen Waſſers dienen. Steinſauger heißen ſie, weil ſie ſich mit Hülfe vieler kleinen Zähne an Klippen feſtſaugen können. Die Neunaugen ſind die Fiſche der Flußmündungen, ſo wie die Forellen der Flußquellen.

Neuplatoniker. Die Philoſophie des Plato (ſ. d. Art.), welche nach ihm in der Erkenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zuſammenhanges und Weſens aller Dinge beſtand, enthielt ſowol in den meiſten ihrer Sätze, als auch in der Form, in welcher ſie zuletzt von ihrem Stifter vorgetragen worden war, den Keim zum Myſticismus und zur Schwärmerei, und aus Mangel an ſtrenger ſyſtematiſcher Form Begünſtigung des Synkretismus (ſ. d.). Die Sekte der Platoniker war unter allen, die aus der ſokratiſchen Schule ſtammten, die zahlreichſte. Allein ihr Eifer erſchlaffte, während andre neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, eine größre Theilnahme zu erregen anfingen. Im 3ten Jahrh. nach Chr. Geburt erhob ſich aber unter den Platonikern eine eigne Sekte, die der Neuplatoniker, auch der alexandriniſchen Neuplatoniker (weil ſie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hauſe war). Der Schwung, den die platoniſche Philoſophie in einer veränderten Geſtalt jetzt auf einmal nahm, iſt aus dem Genie der erſten Neuplatoniker, des Ammonius Sakkas und Plotinus, aus dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus geſucht hatte, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten Zeitgeiſtes zur Myſtik und orientaliſchen Schwärmerei, und aus dem Beſtreben, dem immer mehr ſiegreichen Chriſtenthum durch eine philoſophiſche Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzuſetzen, zu erklären. Die Neuplatoniker ſtrebten nach dem Höchſten, nach Erkenntniß des Abſoluten und inniger Vereinigung mit demſelben, um dadurch die Beſtimmung des Menſchen, vollkommen gewiſſe Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anſchauung des Abſoluten (θεωρια) führen ſollte. Ammonius Sakkus aus Alexandrien, ein Man von außerordentlichem Genie, der durch Laſttragen ſeinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte ſeine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kri=

tiker, Plotin, Origenes und Herminius die vorzüglichſten waren, mit demſelben dichteriſch-philoſophiſchen Feuer, von dem er ſelbſt durchdrungen war. Plotin, geboren zu Lykopolis in Aegypten, 205 nach Chr. Geb., hat hauptſächlich die Theorie der neuplatoniſchen Philoſophie durch ſeine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philoſophie nur dann möglich ſei, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjektives und Objektives, identiſch ſind, die Vernunft der Dinge an ſich unmittelbar aus ſich durch geiſtige Anſchauung erkennt. Die Philoſophie ſoll nach ihm das Eine, was Grund und Weſen aller Dinge iſt, mit welchem ſie ſelbſt zum Theil identiſch iſt, aus ſich ſelbſt, nicht durch Denken und Reflexion, ſondern auf eine vollkommne Weiſe, durch Anſchauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Alle Philoſophien haben den Fehler, daß ihre erſten Sätze unerweisbar ſind (eine Philoſophie ohne dieſen Fehler würde mathematiſche Gewißheit haben und alle übrigen verdrängen); auch Plotin's Philoſophie beruht auf zwei unerweislichen Vorausſetzungen, daß nämlich das Abſolute, Ueberſinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch geiſtige Anſchauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar ſei. Unter den Schülern Plotin's zeichneten ſich Porphyrius (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius, hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Euſtathius, Aedaſius und der Kaiſer Julian die vornehmſten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptſitz der Platoniker. Unter den ſpätern Neuplatonikern zeichnete ſich Proklus aus Konſtantinopel (412 — 485) am meiſten aus. Zwei Dinge ſind es hauptſächlich, wodurch die Neuplatoniker beſonders intereſſant werden. Einmal jene dichteriſche Erhabenheit des Gemüths, die dann am meiſten anſpricht und in der Philoſophie auch nur dann erlaubt iſt, wann man alle übrigen dogmatiſchen Syſteme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die geſuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das Zweite was die Neuplatoniker auch dem Hiſtoriker anziehend macht, iſt die Uebereinſtimmung, welche ſie ihrer Philoſophie mit der Urphiloſophie der Menſchheit, der älteſten Symbolik des Orients, den heidniſchen Gebräuchen aller Art (denen urſprünglich eine tiefe Philoſophie der Religion zum Grunde lag) und mit den älteſten philoſophiſchen Schulen zu geben ſuchten. Eben dieſes ihres Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterſtützung dieſer Uebereinſtimmung beigebrachten hiſtoriſchen Notizen verworfen und behauptet, daß ſie in ihrem ſpätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatſachen abgeben könnten, die ſich zum Theil in das Dunkel der Geſchichte verlieren. Allein viele dieſer antiquariſchen und mythologiſchen Notizen, welche wir zuerſt und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu ſehr das beſondre Gepräge der Wahrheit, als daß wir ſie als von ihnen erdichtet anſehen können, und ſie dürften daher leicht aus frühern, echten Quellen geſchöpft ſein, welche uns verloren gegangen ſind. Der Ueberdruß an der während des Mittelalters herrſchend geweſnen ſcholaſtiſchen Verſtandesphiloſophie und dialektiſchen Subtilität, und die Sehnſucht nach einer das ganze Weſen des Menſchen befriedigenden Philoſophie veranlaßten am Ende des 15. Jahrh. das Wiedererwachen der platoniſchen Philoſophie in der Umbildung, die ſie durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geiſt in dieſer neuen, von den Mediceern zu Florenz begünſtigten italiſch-platoniſchen Philoſophie war Marſilius Ficinus.

Neu-Schottland 1) iſt der Name eines brittiſchen Gouvernements in Nordamerika, welches ſonſt mit dem Gouvernement Neu-

Braunſchweig den Namen Akadien führte. Es begreift eine zwiſchen 43° 30′ und 48° nördl. Br. liegende Halbinſel, die bloß im Weſten mit Neu-Braunſchweig zuſammenhängt. Der atlantiſche Ozean, welcher auf drei Seiten Neu-Schottland umgibt, macht hier tiefe Einſchnitte, worunter beſonders die Foundybai tief eindringt. Ebbe und Fluth ſind ſo reißend, daß das Waſſer nicht ſelten auf vierzig Fuß Höhe ſteigt. Die Größe dieſes Gouvernements beträgt 653 Q. M., worauf 80,000 Menſchen wohnen, die größtentheils brittiſchen Urſprungs ſind; doch gibt es auch viele Deutſche und Franzoſen. Das Land hat von weitem wegen ſeiner hohen und felſigen Küſten ein rauhes Anſehn. Das Innere hat bloß geringe Hügelketten, iſt ſtark bewaldet und an den Küſten und Flüſſen angebaut; doch iſt der Boden ſehr fruchtbar. Das Klima iſt ziemlich gemäßigt, an den Küſten feucht und nebelig. Da, wo der Anbau ſtärker iſt, die Waldungen gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet worden ſind, ſpürt man ſchon eine merkliche Veränderung und eine geſündre Atmoſphäre als zuvor. Schnee fällt genug, aber der Himmel iſt, beſonders in den ſüdlichen Theilen, klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert vier bis fünf Monate. Die Wälder liefern im Ueberfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn ꝛc. Man bauet Getreide, Erbſen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächſe, Obſt. Beſonders wird Mais gewonnen. An Vieh, Fiſchen und Pelzthieren iſt kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfiſchen. Biber, Fiſchottern, Lachſe, Schellfiſche, Hummern, Makrelen, Störe, Heringe werden in Menge gefangen. Hauptartikel des Handels ſind: Pelzwerk, Holz, Fiſche, auch etwas Pottaſche. Der Gewerbfleiß iſt von keiner Bedeutung. Außer Viehzucht und Ackerbau wird mit Erfolg Fiſcherei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Die gewöhnlichſten und unentbehrlichſten Handwerker findet man. Das Land hat viele und gute Häfen. Dem Gouverneur ſind ein Rath und eine Verſammlung beigegeben, welche aus zwölf von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Vertretern des Volks beſteht. Die erſte Entdeckung dieſes Landes wurde von Sebaſtian Cabot im Jahr 1497 gemacht, einem Venetianer, der in Dienſten Königs Heinrich VII. von England ſtand. Da die Engländer indeſſen das Land vernachläſſigten, ſo ließen ſich auch Franzoſen daſelbſt nieder, welche aber 1613 von jenen vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land ohne alle europäiſche Niederlaſſung. König Jacob I. ſchenkte es hierauf (1621) dem ſchottiſchen Ritter Sir William Alexander Menſtly, nachherigem Grafen von Stirling und Staatsſekretär von Schottland, von dem es Neu-Schottland genannt wurde, weil Schotten es anbauen und bevölkern ſollten. Allein dieſe Kulturverſuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermöge eines mit England geſchloßnen Vertrags 1632 in den Beſitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es ſich darin bis zum J. 1654, wo die Franzoſen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Indeſſen wurde das Land durch den Vertrag von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwiſchen Frankreich und England die Einwohner von Neu-England die Provinz Neu-Schottland für England. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Grenzen. Dieſes verurſachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwiſchen beiden Mächten, welche endlich den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten. Dieſer Krieg ward von Seiten Frankreichs ſo unglücklich geführt,

daß es im Frieden von Fontainebleau, 1763, ſogar ganz Kanada abtreten mußte. Halifax, die Hauptſtadt, liegt am Meere, iſt gut gebaut und hat einen prächtigen Gouvernementspalaſt, einen ſehr ſichern und guten Hafen, worin Kriegsſchiffe liegen können, wichtige Schiffswerfte, 1000 Häuſer und 8000 Einwohner, welche Handel mit Nordamerika und Weſtindien treiben. 2) ein Flecken bei Danzig oder eine Vorſtadt dieſer Feſtung wird in den Belagerungsgeſchichten derſelben oft erwähnt.

Neu-Seeland, in Auſtralien vom 34° — 48° ſ. B. und 183° — 197° öſtl. L. wird durch die Cooksſtraße in zwei Inſeln getheilt, welche zuſammen 4300 Q. M. enthalten, und wovon die nördliche Eaheinomauwe und die ſüdliche Tovy oder Tovai-Poenamoo heißt. Der erſte Entdecker war der Holländer Tasman, welcher 1642 an der öſtlichen Küſte hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß des Landes verdankt man Cook, welcher auf ſeinen dreimaligen Weltumſegelungen daſſelbe beſuchte. Nach ihm iſt es von mehrern Seefahrern beſucht worden, die uns ſchätzbare Nachrichten darüber geliefert haben. Doch beſchränkt ſich unſre Kenntniß bloß auf die Küſtenſtriche. Die ſüdliche Inſel iſt ein ſehr gebirgiges, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, wo die Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt ſind, und die Felſen, künſtlich behaunen Wänden gleich, bis an das Meer reichen, ohne Häfen oder Buchten zu bilden, und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Fluſſes zu zeigen. Die nördliche Inſel hat ein freundlicheres Anſehn. Die Berge, worunter der nach Forſter 14,750 Fuß hohe Pic Egmont, ſind weniger ſchroff und mehr mit Holz bedeckt, mit Ebnen, nebſt Thälern von kleinen Flüſſen und Bächen bewäſſert, bringen eine angenehme Abwechslung hervor. Auch ſind an den Küſten Hafen und Baien. Das Klima iſt gemäßigt. Stürme, Waſſerhoſen und Gewitter ſind hier ſo häufig, als heftig. Die Winde wechſeln oft in der Richtung, welches durch die hohen mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden ſcheint. Die Erzeugniſſe Neu-Seelands ſind: wenige Säugthiere (Hunde, Ratten und Fledermäuſe), eine große Menge von Vögeln, ſehr viele Fiſche und Schaltthiere, desgleichen Wallfiſche, Seebären und Seelöwen. Aus dem Pflanzenreiche fand Forſter 250 neue Gewächſe. Zu den nützlichen Gewächſen gehören: neuſeeländiſcher Flachs, der einen vortrefflichen Faden gibt, wilder Sellerie, Arumwurzeln, Pataten, Theemyrthen, Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiſkorbutiſchen Thee), Kohlpalmen, überhaupt nur wenige fruchttragende Bäume. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuerſteine, Chalcedone, Achate, Eiſenſtein und Ocher. Merkwürdig iſt der Jade oder orientaliſche Nierenſtein, woraus die Einwohner ihre Waffen bereiten, daher er auch ein Gegenſtand des innern Handels iſt. Die Einwohner (etwa 100,000), gehören zu der zweiten Hauptrace der Auſtralbewohner, die mit der malajiſchen Aehnlichkeit hat. Sie ſind groß und ſtark, größtentheils von brauner Farbe. Beide Geſchlechter haben angenehme Geſichtszüge; in ihrem Betragen gegen einander zeigen ſie ſich leutſelig, nur gegen ihre Feinde ſind ſie unverſöhnlich und ſchenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Kriege und verzehren auch die gefangnen Feinde. Beide Geſchlechter tätowiren ſich und bezeichnen den Leib mit ſchwarzen Flecken und ſchneckenförmigen ſchwarzen Furchen, beſonders die Männer, wodurch ſie ein abſcheuliches Anſehn bekommen. Ihre Kleidung beſteht in einer groben, zottigen Matte, von

einer Art von Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen ſind einfach und bilden Dörfer, welche ſämmtlich auf ſteilen Landſpitzen oder Bergen liegen, und mit einer doppelten Einfaſſung von Palliſaden und einem Graben, ſo wie auch mit Thoren verſehen ſind. Im Innern der Dörfer ſieht man einen freien Platz mit drei öffentlichen Gebäuden und einer Art Statue, welche die Mitte des Platzes ziert. Sie bauen ſich große Piroguen mit allerlei Schnitzarbeit und beſchäftigen ſich, beſonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Sie haben Oberhäupter, Prieſter und einige Religionsvorſtellungen.

Neuſüdwales, ſ. Neuholland.

Neutraliſiren, Neutraliſirung, ein Kunſtausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebne Quantität Schwefelſäure, mit Waſſer vermiſcht nehmen, und davon nach und nach einzelne Doſen mit einer Auflöſung von Soda vermiſchen: ſo werden wir bei der nach jedesmaliger Beimiſchung anzuſtellenden Unterſuchung finden, daß die Soda die Eigenſchaften einer dem Geſchmacke bemerkbaren Säure annimt, welche Vegetabilien blau färbt. Dieſe Eigenſchaften nehmen nach jeder neuen Beimiſchung der alkaliſchen Auflöſung ab und verſchwinden zuletzt ganz. Setzen wir die Beimiſchung zu der Soda fort, ſo nimt die Miſchung allmälig alkaliſche Eigenſchaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geſchmack. Dieſe Eigenſchaften zeigen ſich immer ſtärker, je größer die Quantität von Soda iſt, mit welcher die Miſchung geſchieht. Aus dieſem ganzen Prozeß geht hervor, daß, wenn Schwefelſäure und Soda mit einander gemiſcht werden, die Eigenſchaften der einen Subſtanz die der andern nach dem Verhältniſſe ihrer Quantität überwiegen, und daß, wenn dieſe Verhältniſſe völlig gleich ſind, beide Subſtanzen ihre eigenthümlichen Eigenſchaften wechſelſeitig zerſtören oder die Sichtbarwerdung derſelben verhindern. Wenn nun Subſtanzen auf dieſe Weiſe ihre eigenthümlichen Eigenſchaften wechſelſeitig aufheben oder verbergen, ſo ſagt man, daß ſie ſich neutraliſiren (von neutrum, keins von beiden) und nennt dieſen chemiſchen Prozeß Neutraliſation oder Neutraliſirung. Sie zeigt ſich am ſtärkſten und wurde zuerſt beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zuſtand, nicht ſowol des Gemüths, als der äußern Verhältniſſe, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewiſſen Gegenſtand, ſie mag nun durch Thaten oder Worte geſchehen, zurückgehalten wird. Man kann die ſtrengſte Neutralität beobachten und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt ſein; man kann aber auch vollkommen unparteiiſch und doch nicht neutral ſein. Der Unparteiiſche kann es ſeinen Umſtänden oder gar der Pflicht gemäß finden, ſich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hingegen ſetzt ſich vor, ſelbſt zwiſchen dem Gerechten und Ungerechten äußerlich nicht zu entſcheiden. Im völkerrechtlichen Sinne verſteht man darunter den Zuſtand eines Volkes, welches an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar noch unmittelbar Antheil nimt, ſondern während des Kampfes beider über deſſen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entſcheidet, ſeinen eignen Friedenszuſtand behauptet. Um ſich dieſe Nichttheilnahme an dem Kriege zu erhalten, muß ein ſolches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine drohende Stellung annehmen, um jeden möglichen Angriff des einen und andern im Nothfalle mit Gewalt abzuhalten; eine ſolche Neutralität heißt dann eine bewaffnete. Eine ſolche kam 1780 in

dem engliſch-franzöſiſchen Kriege auf Rußlands Betrieb zu Stande. Aus dem neutralen Zuſtande eines Volks gegen zwei kriegführende entſpringen gewiſſe gegenſeitige Rechte und Pflichten. Das hauptſächlichſte derſelben beſteht in Folgendem. Ein neutrales Volk darf einem jeden der kriegführenden alles dasjenige leiſten, was es ihm nicht nothwendiger Weiſe in der Abſicht leiſtet, um ſeine Kräfte gegen ſeinen Feind zu verſtärken, folglich keine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. ſ. w., oder es darf wenigſtens dem einen nicht abſchlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebensmittel u. ſ. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neutrale alle Völkerverträge, ſelbſt während des Krieges, eingehen, wofern ſie nicht nothwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg ſtehen, oder deren Abſchließung und Erfüllung nicht nothwendiger Weiſe einen Krieg vorausſetzt. Damit indeß der neutrale Staat von dem kriegführenden auf keinerlei Weiſe in ſeinen Rechten gekränkt werden möge, ſo bleibt ſtets das Gerathenſte, durch Neutralitätsverträge mit den kriegführenden Staaten ſich in Rückſicht auf die zu beobachtende Neutralität feſtzuſetzen, indem hier aus leicht begreiflichen Urſachen die ſtreitigen Fälle ſich gar ſehr häufen. Zu dieſen ſtreitigen Fällen gehören vornämlich folgende: Ob der neutrale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel geſtatten könne; welche Waaren eigentlich als verboten zu betrachten ſein; ob man dieſelben wegnehmen dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu geſtatten ſeien; wie man ſich bei Erzwingung derſelben zu verhalten habe; welche Sicherheit deshalb zu fodern ſei; vom Schadenerſatz bei Feindſeligkeiten im neutralen Gebiet u. ſ. w. Bei Seekriegen kommen die Fragen wegen Durchſuchung neutraler Schiffe wegen feindlicher Effekten auf einem neutralen, und neutraler Effekten auf einem feindlichen Schiff u. ſ. w. in Anregung. Die neueſten Kriege und das ſogenannte Continentalſyſtem haben vielfache Veranlaſſung gegeben, alle die ſtreitigen Punkte neuerdings zu beſprechen nud zu unterſuchen. Was aber helfen alle Unterſuchungen, wo die Gewalt des Rechts ſpottet? Gut iſt es freilich auch ſchon, daß die Gewalt wenigſtens in der öffentlichen Meinung Unrecht behält. Ueber die bewaffnete Neutralität von 1780, zu welcher wohl Graf Bernſtorf die erſte Idee gegeben hat, ſ. Mémoire sur la neutralité armée etc. par le Comte de Goerz. Basle 1801; Dohm's Materialien für die Statiſtik Th. VI. 1782. und deſſelben Denkwürdigkeiten meiner Zeit B. II. Cap. 12. 1815.

Neutralſalze, ſ. Mittelſalze.

Neuwied, die Hauptſtadt der metiatiſirten fürſtl. wied-neuwiedſchen Lande (3 Q. M. 11,000 Einw.) am Rhein, über welchen hier eine fliegende Brücke geht, eine Stunde von Andernach, drei Stunden von Koblenz, in einer ſchönen Ebne; ſie gehört zu dem Regierungsbezirk Koblenz der Provinz Niederrhein. Die kaum ein Jahrhundert alte Stadt hat breite, rechtwinklige Straßen, freundliche Wohnungen und iſt voll Leben und Gewerbefleiß. Der Fürſt Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Anſiedlern freie Religionsübung geſtattete; daher findet man hier Proteſtanten, Katholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Inſpirirte und Juden. Neuwied hat 700 Häuſer und 4100 Einwohner, welche vielerlei Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Möbeln, Sanitäts- und Kochgeſchirr betreiben. Unter den Fabriken hat die Kunſttiſchlerei vorzüglich durch den berühmten Röntgen, in Verbindung mit dem geſchickten Urmacher Kinzing, einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit dieſen Fabrikerzeugniſ-

ſen, ſo wie mit Eiſen, Gußwaaren, Pottaſche, Pfeifenerde, Bleichert ꝛc., treibt die Stadt Handel auf dem Rheine. Sehenswerth ſind das Reſidenzſchloß mit einer anziehenden Sammlung von römiſchen Alterthümern, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurden, als Speere, Pfeile, Trinkgläſer, Schlüſſel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Schreibgriffel, Inſchriften, Götterbilder; ferner der Hofgarten und das Haus der mähriſchen Brüdergemeinde oder Herrenhuter. Außerhalb der Stadt verdienen die Aufmerkſamkeit des Reiſenden die Ueberreſte einer Römerſtadt und römiſcher Straßen, und das Luſtſchloß Monrepos. Die erſtern wurden 1791 entdeckt. Hinter Biber, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerſt die Spuren eines Caſtells, 631 Fuß breit, 840 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, ſehr feſten Vertheidigungsmauer, welche vorſpringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raume deſſelben iſt ein geräumiges Badehaus, deſſen ehemalige Schönheit noch aus den Ruinen erkannt wird. Das umherliegende Feld iſt voll von Trümmern römiſcher Architektur, über welche der Pflug hingeht. Das Luſtſchloß Monrepos, auf einem Berge, eine Stunde nordöſtlich von der Stadt, iſt ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk und bietet eine weite und mannichfaltige Ausſicht dar. Hinter demſelben iſt ein Luſtwald, an deſſen Ende man durch ein tiefliegendes, romantiſches kleines Thal überraſcht wird, wo an einem klaren Waldbache einige freundliche Häuſer ſtehen.

Neu-York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaats. Dieſe urſprünglich engliſche Kolonie erhielt während der ſtürmiſchen Regierung Carls I. von der niederländiſchen Compagnie in Holland, welche ſich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu-Belgien oder Neu-Niederland. Indeß kehrte das Land unter der Regierung Carls II. wieder unter engliſche Herrſchaft zurück, anfangs mittelbar, indem Carl II. es ſeinem Bruder, dem Herzog von York, ſchenkte, und endlich unmittelbar 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte ſich indeſſen in der Provinz Mißvergnügen mit der engliſchen Oberherrſchaft wegen der eingeführten Abgaben, beſonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe im J. 1765. Als endlich 1775 ein faſt allgemeiner Aufſtand in den engliſchen Kolonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch Neu-York Theil daran, ungeachtet die Hauptſtadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikaniſchen Kriegs von engliſchen Truppen beſetzt war. Neu-York grenzt gegen Norden an den Ontario-See und Kanada, gegen Oſten an Vermont, Maſſachuſets und Konnektikut, gegen Süden an den atlantiſchen Ozean, Neu-Jerſey und Penſylvanien und gegen Weſten an den Eriesee und Oberkanada. Es enthält 2100 Q. M. und zählte (1821) 1,550,000 Einwohner. Der ſehr abwechſelnde Boden iſt größtentheils gut, vorzüglich im Weſten. Gegen Südoſten iſt die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen vermiſcht, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge ſich hindurchziehen, gegen Nordweſten wellenförmig, gegen die See hin flach und hügelig am ſüdlichen Ende. Das Land hat eine reichliche Bewäſſerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneida, durchfließt der ſchiffbare Hudſon mit dem Mohawk das Land. An der nördlichen Grenze ſind der Lorenzſtrom und an der ſüdlichen der Suſquehannah, Delaware und Alleghany. Das Klima iſt im Südoſten veränderlich; zwiſchen den Gebirgen iſt der Winter lang und ſtreng; im Weſten iſt das Klima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt und bringt vorzüglich Weizen, außerdem andre

Getreidearten, Flachs Hanf, Obſt, Gartengewächſe und Holz hervor. Es fehlt auch nicht an den gewöhnlichen Hausthieren, Wild, Geflügel, Fiſchen und Bienen. Vortreffliche Weiden finden ſich überall. Das Mineralreich enthält Eiſen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quaderſteine, Kalkſtein, Schiefer, Gyps, Talkſtein, Schwefel. Der Gewerbfleiß liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Oel und Eiſengeräthe. Die Ausfuhr iſt beträchtlich und überhaupt der Handel ſehr bedeutend. Die ausübende Gewalt iſt in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenant-Gouverneurs, welche beide auf drei Jahren gewählt werden. Die geſetzgebende Gewalt iſt einem Senate, deſſen Mitglieder auf vier Jahre, und einem Hauſe der Repräſentanten, die jährlich erwählt werden, anvertraut. Nach dem Beſchluß von 26. März 1817 ſoll mit dem 4. Juli 1827 die Sklaverei gänzlich abgeſchaft ſein. Auch betrift ſie jetzt nun mehr ein Procent der Bevölkerung. Die Hauptſtadt Neu-York iſt eine der wichtigſten Städte der vereinigten Staaten. Sie liegt auf einer Inſel, an der Mündung des Hudſonsfluſſes und hat 33 Kirchen, worunter ſich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen, 9000 Häuſer und 130,000 Einwohner, worunter 9000 freie Neger, 15,000 Engländer und 7000 Fremde. Sie iſt meiſtens gut und regelmäßig gebaut; unter den Gebäuden iſt Federalhall der ſchönſte Palaſt, wo Waſhington an der Spitze des Congreſſes den 30. April 1780 Treue der Conſtitution ſchwor. Von den wiſſenſchaftlichen Anſtalten bemerken wir: die Univerſität (Columbia-Collegium), mit einer Bibliothek, Muſeum, anatomiſchem Theater und Druckerei, ferner eine lateiniſche Schule, zwei Zeichenſchulen, eine Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Kenntniſſe, eine mediciniſche und ökonomiſche Geſellſchaft. Mancherlei Fabriken werden hier unterhalten, als in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber und Eiſenwaaren ꝛc. Wichtiger noch iſt der Handel, zu deſſen Beförderung fünf Banken, neun Aſſekuranzgeſellſchaften, das Handelskollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit ſchönen Kaien, Docken und die Schiffswerfte dienen. Die jährliche Einfuhr ſteigt auf 56 Millionen Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein. Dieſer große und ausgebreitete Handel wird nach Europa, Oſt- und Weſtindien und China getrieben. Auch befinden ſich 30 Buchhändler und 20 Druckereien, 20 Dampfböte und 1700 Wirthshäuſer hier, jährlich wird eine Buchhändlermeſſe gehalten. Viele geſchmackvolle Landhäuſer umgeben die Stadt.

Nevrologie, die Nervenlehre, ſ. Anatomie.

Newa, ein fiſchreicher Fluß im Gouvernement St. Petersburg, iſt eigentlich der Abfluß des Ladoga-Sees, durchſtrömt in mehrern Armen (namentlich die große und die kleine Newa) die Hauptſtadt Petersburg und ergießt ſich nach einem Laufe von 9 Meilen, von ſeinem Entſtehen an gerechnet, in den kronſtädtiſchen Meerbuſen. Die Newa erhält durch den Woxa die Gewäſſer des Saima, und durch den Wolchow die Gewäſſer des Ilmen-Sees. Sie iſt ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf dem Werfte von Petersburg erbaut werden. Man rühmt das Waſſer dieſes Fluſſes wegen ſeiner Klarheit und Leichtigkeit, weshalb es in Petersburg ſelbſt zum Trinken und zur Bereitung der Speiſen gebraucht wird.

Newcaſtle, Hauptſtadt der Shire Northumberland in England, die auch Newcaſtle upon Tyne genannt wird, um ſie von Newcaſtle under Line in Staffordſhire zu unterſcheiden. Sie liegt zehn Meilen von der Mündung des Fluſſes Tyne, am nördlichen Ufer deſ-

ſelben. Die Anſicht der Stadt iſt ſehr maleriſch. Rechts und links liegen am diesſeitigen Ufer des Fluſſes hin zahlreiche Manufakturen und Fabriken, Glashütten und Eiſengießereien. Am jenſeitigen Ufer dehnt ſich bis zu einer beinahe unabſetzbaren Weite der breite Kai hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrſcht, und der in ſeiner ganzen Länge mit Kähnen beſetzt iſt. Mit der eigentlichen Stadt iſt Gainshead, die Vorſtadt, durch eine ſchöne ſteinerne Brücke von 9 Bogen verbunden, welche in der Mitte eine Schleuſe von Eiſen hat. Die Stadt liegt größtentheils am Abhange eines ſanft zum Fluſſe hinablaufenden Hügels und iſt von keiner hübſchen Bauart. Die Zahl der Häuſer beträgt 3300, und die der Einw. 28,000. Zu den geſchmackvollſten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtsſitzungen für die Grafſchaft Northumberland gehalten werden. Unter den Kirchen verdient hauptſächlich die am Markte ſtehende Hauptkirche St. Nikolas die Aufmerkſamkeit der Freunde gothiſcher Baukunſt. In Newcaſtle ſind Zuckerſiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thranſiedereien, Taudrehereien, auch verfertigt man Steingut, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe ſind mehrere Bleiweißwerke wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird, Farbenwerke und viele große Eiſengießereien. Aber der urſprüngliche und fortdauernde Haupterwerb von Newcaſtle beſteht in den unerſchöpflichen Steinkohlengruben, womit dieſe Stadt umgeben iſt. Die Flötze werden an beiden Seiten des Fluſſes Tyne, von Shields bis Lammington bearbeitet. Die beſten liegen auf ungefähr neunzig Lachter Tiefe und ſind ſelten über fünf Fuß mächtig. Die Lager beſtehen meiſtens aus verſchiednen Sandſtein- und Schieferarten. Das Waſſer wird mittelſt Dampfmaſchinen weggeſchöpft. In manchen Gruben findet man funfzig bis hundert Pferde zum Transport der Steinkohlen. Dieſes geſchieht auf Eiſenbahnen, von den Gruben bis an das nächſte Ufer des Fluſſes Tyne, wo jedes Bergwerk ſein eignes Magazin oder Werft hat. Gewiſſe Perſonen in Newcaſtle haben das Recht, Fahrzeuge vom Werft mit Kohlen zu verſehn. Sie machen ſeit undenklichen Zeiten eine eigne Zunft aus. Die größten Schiffe, und insgemein die Kohlenſchiffe, kommen nicht höher als bis Shields. Zum Transport der Kohlen von den Werften nach den Kohlenſchiffen gibt es eigne Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Kerls genannt werden. Am Fluſſe Tyne haben, unter und über Grund, 38,475 Menſchen ihre Beſchäftigung vom Steinkohlenweſen. Newcaſtle hat 400 Steinkohlenſchiffe mit 1547 Bootsleuten. Die Steinkohlenausfuhr in die Fremde betrug 1800 an ſiebzehn Millionen Dresdner Scheffel. Sie gehen vorzüglich nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Schweden, Norwegen, Ruſſland, Portugal und Weſtindien. Newcaſtle treibt auch mit 100 Schiffen Wallfiſchfang und Kornhandel. Im J. 1800 klarirten 7969 Schiffe von Newcaſtle aus.

Newmarket, ein Flecken mit 500 Einwohnern, der nur in einer langen Gaſſe beſteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafſchaft Suffolk, der ſüdliche aber zu Cambridgeſhire gehört, liegt 55 eng. Meilen von London und iſt berühmt wegen der Pferdewettrennen, welche hier unter einem großen Zuſammenfluſſe von Menſchen gehalten, und bei denen die größten Summen in Wetten verloren und gewonnen werden (ſ. d. Art. *Wettrennen*.)

Newton (Iſaak), der geniale Schöpfer des Syſtems der Naturphiloſophie, deſſen Vollkommenheit durch ſpätre Forſchungen und namentlich durch Laplace's tiefſinniges Detail, erſt im vollen Glanze

gezeigt worden iſt, erblickte das Licht der Welt am 25. Dec. 1642 zu Wolſtrop in der engliſchen Grafſchaft Lincoln. Er war bei ſeiner Geburt klein und ſchwächlich, und erregte keine beſondern Erwartungen, ſo daß ſeine Mutter, nach dem frühern Tode des Vaters, die Erziehung nach dem Plane leitete, ihre ländliche Wirthſchaft dermaleinſt durch den Sohn fortſetzen zu ſehen. Demgemäß rief ſie ihn von der gelehrten Schule des benachbarten Städtchens Grantham, die er im 12. Jahre bezogen hatte, ſchon nach kurzer Zeit wieder zurück und wies ihm häusliche Geſchäfte an. Allein er zeigte dazu kein Geſchick, ſondern fing jetzt vielmehr an, eine beſondre Vorliebe zur praktiſchen Mechanik zu entwickeln, deren erſte Spuren ſich bereits in Grantham geäußert hatten, wo ihm unter andern die Zuſammenſetzung einer ſehr genauen Waſſeruhr gelungen war. Im väterlichen Hauſe verfertigte er gleichergeſtalt eine Sonnenuhr, die man noch jetzt zu Woolſtrop zeigt. Auch fing Newton jetzt an, ſich eifrig mit mathematiſchen Büchern zu beſchäftigen; und ein Onkel, der ihn dabei überraſchte, vermogte endlich die Mutter, den Neigungen des Knabens nachzugeben, und ihn auf die Schule zu Grantham zurückzuſchicken. Von hier ging er 18 Jahr alt, auf die Univerſität zu Cambridge, wo durch eine glückliche Fügung des Schickſals, eben damals D. Barrow, einer der gründlichſten Mathematiker ſeiner Zeit, den Unterricht in den mathematiſchen Wiſſenſchaften gab. Dieſer urtheilte richtig von des Jünglings Talenten und zog ihn zu ſich herauf, während der Schüler ſich durch ein einſames Studium von Saunderſon's Logik und Keppler's Optik auf den Unterricht eines ſolchen Lehrers vorbereitete. Descartes Philoſophie hatte damals die ariſtoteliſche verdrängt; und ſo ward ſeine Geometrie eins der Bücher, welcher ſich unſer Newton nächſtdem mit beſondrem Eifer zuwendete. Hierauf zog ihn unter Wallis (eines berühmten, gleichzeitigen Analytikers) Schriften, beſonders die Arithmetica infinitorum (Oxon. 1655. 4.) an, die er mit der Feder in der Hand las. Schon auf dieſe Veranlaſſung machte er die wichtigſten analytiſchen Entdeckungen; und das zweite ſeiner ſpäterhin an Oldenburg (einem Bremer, der lange als Konſul der Stadt Bremen zu London geſtanden und mehrere Jahre lang die Herausgabe der Philosophical. Transact. beſorgt hat) gerichteten, zur Mittheilung an Leibnitz (ſ. d. Art.) beſtimmten Schreiben, welches die 55. Nr. des, unter Aufſicht der königl. Societät zu London herausgegebnen Commercium epostolicum ausmacht, enthält namentlich eine ausführliche Darſtellung der Art und Weiſe, wie er ſchon damals auf den berühmten binomiſchen Lehrſatz (ſ. d. Art.) gekommen iſt, *) der, als eine der ſchönſten Entdeckungen dieſes großen Mannes, auf ſeinem Grabmale zu Weſtmünſter eingegraben ſteht. Er war auf einem analytiſchen Umwege, bei Verfolgung eines von Wallis gefundnen, die Quadratur der Kurven betreffenden Satzes, zu ſeiner Entdeckung gelangt, hatte aber die dabei zu Grunde liegende, ſehr brauchbare Vorſtellung von Interpolation zu bald aufgegeben; daher denn ſein Beweis auch in der That nur Induction iſt. An der Hand dieſes Lehrſatzes erhob er

*) Das „Suum cuique“ gebietet zu bemerken, daß Newton eigentlich nur die Form des binomiſchen Lehrſatzes, die für ganze poſitive Exponenten längſt gefunden war, auch auf fractionaire und negative anwenden lehrte. Die Binomial-Coefficienten kommen ſchon in Stiefel's, 1544 erſchienener Arithmetica. L. I. c. 5. vor. Das oben, nach d. Biographie universelle angeführte Schreiben Newton's an Oldenburg aber iſt vom 24. Oktob. 1676, und ſteht auch in ſeinen Opusculis. T. I. p. 328. D. N.

ſich indeß bald zu einem viel allgemeinern Princype, welches darin beſteht, aus dem Modus des allmähligen Anwachſens der Größen, auf deren defiditiven Werth zu ſchließen, und welches unter dem Namen der Methode der Fluxionen ſo bekannt und berühmt geworden iſt, und die Grundlage ſeiner Analyſis des Unendlichen abgibt. Newton betrachtet die Größen hier unter dem geometriſchen Geſichtspunkte, und läßt ihre Veränderungen durch Bewegung entſtehen, worauf ihn die häufige Anwendung der Bewegung zur Erzeugung geometriſcher Größen geführt haben kann; ein fortrückender Punkt erzeugt eine Linie, die Linie Flächen, Flächen erzeugen hinwiederum durch ihre Fortrückung Körper u. ſ. w. Um an einem beſtimmten Falle, mit einer, der Verdeutlichung wegen gewählter Modification des urſprünglichen newton'ſchen Vortrags, den wahren Sinn und Nutzen dieſer Vorſtellung zu zeigen, mache man z. B. die Bildung einer Kurvenfläche abhängig von der Bewegung einer veränderlichen Ordinate, die ſenkrecht auf der Axe der Abſciſſen fortrückt. Jetzt habe dieſe Ordinate aber einen fernen nicht mehr veränderlichen Werth erreicht; und indem ſie ſolchergeſtalt noch um ein Weniges weiter rückt, bildet ſie nunmehr nicht mehr ein ferneres Kurvenſtück, ſondern ein kleines Parallelogramm mit dem entſprechenden, kleinen Abſciſſenſtücke. In dieſem Beiſpiele nennt Newton den, durch die Bewegung der zeugenden Ordinate erwachſenden Kurvenraum die Fluente (die alſo in ſeiner Analyſis des Unendlichen genau das bedeutet, was in den leibnitz'ſchen die Veränderliche heißt), die Geſchwindigkeit aber, mit welcher die Fluente durch die ſie erzeugende Bewegung zunimt: Fluxion; und thut nun dar, daß die unbeſtimmbar kleinen Theile der Fluenten, mit welchen ſie in unbeſtimmbar kleinen Zeittheilen ſtetiger Weiſe zunehmen, oder die Momente der Fluenten, d. i. hier unſer obiges kleines Parallelogram, ſich verhalten, wie die Fluxionen. Für letztre wird hernach der algebraiſche Ausdruck geſetzt und auf denſelben ein vergleichendes analytiſches Verfahren (wie die heutige Analyſis dazu die Integration gebraucht) angewendet, vermittelſt deſſen aus der Fluxion der Werth der Fluente folgt. Man ſieht heraus, daß Newton's Fluxionen endliche, die unendlich kleinen Veränderungen der Größen, die die jetzige Analyſis mit dem Namen der Differentiale belegt, proportionale Glieder eines Verhältniſſes ſind; und wir werden bei nachheriger Darſtellung das, über dieſe Entdeckung zwiſchen Newton und Leibnitz entſtandnen, berühmten Streites auf dieſe Entwicklung zurückkommen müſſen. Newton war auf dieſen fruchtbaren Gedanken, in einem Alter von noch nicht 23 Jahren, gegen 1665 gekommen; zu derſelben Zeit zwang ihn aber eine, zu London ausgebrochne Peſt, Cambridge zu verlaſſen und ſich nach ſeinem Woolſtrop zurückzuziehen, ehe er ſeine Entdeckungen noch irgend Jemanden mitgetheilt hatte. In dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit ſaß er eines Tages unter einem Apfelbaume, den man noch heute zeigt, als ein herabfallender Apfel ſein Nachdenken auf die wunderbare Natur der Kraft lenkte, die wir Schwere nennen, und die jeden fallenden Körper gegen den Mittelpunkt der Erde treibt (vergl. d. Art. Gravitation). Sollte, fragte er ſich, dieſe Kraft, die noch auf den Gipfeln der höchſten Berge wirkſam iſt, nicht bis zum Monde reichen? Sollte ſie es nicht ſein, die denſelben in ſeiner Bahn um die Erde erhält? Und wirkt die Sonne nicht vielleicht mit einer ähnlichen Kraft auf die Planeten? Er verfolgte dieſen Einfall mit Beziehung auf das dritte keppler'ſche Geſetz (ſ. d. A. Naturgeſetz), und brachte ſolchergeſtalt richtig

heraus, daß die Attraction der Sonne im umgekehrten Verhältniſſe des Quadrates der Entfernung wirke; als er aber dieſe nämliche Vorausſetzung auch auf den Mond anwendete: ſo ſtimmte die Rechnung nicht, weil die zu Grunde gelegte Größe des Erdhalbmeſſers, jener Zeit noch nicht ſcharf genug bekannt war. Newton, der unterdeß (1666) wieder nach Cambridge hatte zurückkehren können, und daſelbſt den Gradum annahm, theilte ſich deßhalb auch hierüber nicht mit; bloß daß er zwei Jahre ſpäter Barrow, auf Veranlaſſung des Erſcheinens von deſſen Lectiones opticae et geomet. einige optiſche Sätze zeigte, deren, in der Vorrede jenes Werkes, die ehrenvollſte Erwähnung geſchieht. Unterdeß war aber Mercator's (ſ. d. A.) Logarithmotechnia erſchienen; und da die darin gelehrte Quadratur der Hyperbel ein außerordentliches Aufſehn erregte: ſo fand ſich Newton nun bewogen, ſeine oben auseinandergeſetzte und bei weitem mehr leiſtende Methode der Fluxionen Barrow anzuvertrauen, der über dieſen analytiſchen Schatz in das größte Erſtaunen gerieth. Gleichwol wurde dieſe Methode damals noch nicht öffentlich bekannt, wozu wol beitrug, daß der raſtloſe Forſcher ſchon wieder an einen andern Zweig der Wiſſenſchaft: nehmlich die Zerſpaltung des weißen Sonnenlichts in die verſchiedenfarbigen, daſſelbe zuſammenſetzenden Strahlen durch das Prisma gerathen war (worüber ſich der Art. Farbenlehre unſers Conv. Lexikons mit hinreichender Ausführlichkeit verbreitet). Hiermit eröffnete er ſeine Vorleſungen, als ihm, 3 Jahre nachher (1669), wo er 27 Jahr alt war, Barrow den Lehrſtuhl abtrat; und wir ſchon alſo ſehen, daß alle drei, die Unſterblichkeit dieſes außerordentlichen Mannes begründenden Hauptentdeckungen: die Fluxionen-Methode, die Theorie der Gravitation, und die Spaltung des Lichtes, von ihm ſchon vor Vollendung ſeines 24. Lebensjahres gemacht worden ſind. Bald nachher zog er durch eine Arbeit über beſſre Einrichtung der Teleskope die Aufmerkſamkeit der königl. Societät zu London, der er auch ein ſolches, von ihm ſelbſt verfertigtes und 30 bis 40 Mal vergrößerndes Telescop mit einem Metallſpiegel überreichte, auf ſich; er wurde 1672 zu deren Mitgliede ernannt, und fand darin Veranlaſſung, derſelben einen Theil ſeiner Analyſe des Lichtes vorzulegen, welcher Aufſatz die verdiente Bewunderung auf ſich zog. Wir übergehen den Streit, in welchem er auf Veranlaſſung dieſer Theorie mit Hooke, gerieth, gleich andern Angriffen, die der Neid dem Verdienſte zuzuziehen pflegt, in Bezug auf die polemiſche Seite gänzlich, und bemerken nur, daß daraus die Veranlaſſung zu Newton's zweiter Arbeit über das Licht erwuchs, welche, in Verbindung mit jener erſtern, die Grundlage ſeiner, weiter unten ausführlicher erwähnten, im Jahre 1704 erſchienenen Optik ausmacht, und darum hier einer beſondern Anführung bedarf, weil ſie diejenigen Ideen über die Natur des Lichtes vorträgt, welche unter dem Namen des Emanationsſyſtems bekannt, und in unſerm Werke unter dem Art. Licht mitgetheilt ſind. Indeß nahmen dieſe Plackereien einen beunruhigenden Charakter für ihnan, als Hooke die Stelle des Sekretärs der Societät antrat; und er theilte mehrere Jahre hindurch nichts mehr von ſeinen Arbeiten mit, bis ihn ein Bericht, den er 1679 über eine aſtronomiſche Arbeit abzuſtatten hatte, zu dem Vorſchlage veranlaßte, die Bewegung der Erde durch direkte Verſuche über die Abweichung zu beweiſen, welche frei fallende Körper von der Verticale erleiden (ſ. d. Art. Bewegung der Erde). Damit war ihm die früher ſchon einmal, aber ohne vollſtändigen Erfolg, betretene Bahn der Gravitationstheorie wieder eröffnet; und da un-

terdeß Picard einen Grad des Meridians in Frankreich gemeſſen (ſ. d. Art. Gradmeſſungen) und daraus einen genauern Werth des Erdhalbmeſſers hergeleitet hatte: ſo fand Newton jetzt, bei Anwendung deſſelben, zu ſeiner unbeſchreiblichen Freude, daß die Bewegung des Erdmondes in der That im richtigen Bezuge zu dem oben angeführten Gravitationsgeſetze ſtehen. Von nun an war ſein Leben ausſchließend der Verfolgung dieſes großen Geſetzes der Welten gewidmet, und 1684 konnte er Halley (ſ. d. Art.), der, Behufs einer Konferenz über dieſe Gegenſtände, zu ihm nach Cambridge gekommen war, ſeinen Tractatus de motu vorlegen, der jetzt, mit geringen Veränderungen, das 1. und 2te Buch der ſogleich näher zu erwähnenden Principia ausmacht. Indeß machte ihm Hooke die Priorität ſeiner großen Entdeckung ſtreitig; und er hatte ſowol dagegen als gegen eine Menge andrer Einwendungen anzukämpfen, ohne ſich dadurch von der Fortſetzung ſeiner ſublimen Arbeit abbringen zu laſſen, die endlich im Jahre 1687 unter dem Titel: Philosophiae naturalis principia mathematica, vollſtändig an's Licht trat. Die erſte Ausgabe iſt: Dabam Cantabrigiae, e Collegio S. Trinitatis, Maji 8. 1686; die zweite aber, auch noch von ihm ſelbſt beſorgte: Dabam Londini, Mar. 28. 1713, unterzeichnet, und das Ganze in drei Bücher (deren jedes wieder in eine Anzahl „Leges," „Propositiones" und „Theoremata" zerfällt) getheilt, deren erſtes und zweites ſich angeführtermaßen mit den Geſetzen der Bewegung (im Allgemeinen) beſchäftigen, das dritte dagegen die planetariſche Bewegung insbeſondre zum Vorwurfe hat. Um aber von der ganzen Erhabenheit dieſer außerordentlichen wiſſenſchaftlichen Schöpfung einen richtigen Begriff zu bekommen, wird hinreichend ſein, anzuführen, daß unter Newton's Zeitgenoſſen überhaupt höchſtens drei oder vier es zu verſtehen fähig waren. Unterdeß ſollte das Leben unſers Philoſophen aber auch politiſche Bedeutung erhalten. Der damalige König von England, Jacob II., hatte nämlich von der Univerſität Cambridge den Gradum für einen Benediktiner Mönch, mit Erlaſſung des gewöhnlichen Eides gegen den Katholicismus gefodert; und die darüber befragte Univerſität eine Deputation zu Proteſtationen ernannt, zu deren Mitglied auch unſer Newton ernannt war und durch ſeine Feſtigkeit nicht wenig zur Zurücknahme des königlichen Plans beitrug. Gleichergeſtalt repräſentirte er die Univerſität in dem Parlamente, welches die Thronerledigung proklamirte, und erregte hier die Aufmerkſamkeit des Grafen v. Halifax in einem ſolchen Grade, daß ihn derſelbe beim nachherigen Eintrit in's Finanzminiſterium zum Münzwardein ernannte (1696), um ſich ſeiner Kenntniſſe bei einer vorhabenden Münzreform zu bedienen. Er leiſtete hier ſehr nützliche Dienſte und ward dadurch auch auf chemiſche Unterſuchungen geführt, hatte aber das Unglück, ſein Labaratorium ſamt der hierher gehöriren Manuſkripten bei einer Feuersbrunſt zu verlieren; dieſer unglückliche Zufall ſoll, nach Huyghens (ſ. d. Art.) Erzählung, nicht nur ſeine Geſundheit, ſondern auch ſeine Geiſteskraft ſehr geſchwächt haben. Indeß erhielt er (1699) den Poſten eines Münzdirektors und damit ein Einkommen, welches ihn vor häuslichen Sorgen ſchützte. Zugleich war auch ſein Ruf bereits ſo hoch geſtiegen, daß der Neid verſtummte; von allen Seiten her war er mit Ehrenbezeigungen überhäuft: die pariſer Akademie ernannte ihn noch in demſelben Jahre zu ihrem auswärtigen Mitgliede; die Univerſität Cambridge wählte ihn (1701) ein zweites Mal zu ihrem Parlementsdeputirten; 2 Jahr nachher wurde er Präſident der londoner Socie-

tät, und im Jahre 1705 endlich erhob ihn die Königinn Anna zum Ritter. In dieſer glücklichen und ſorgenfreien Lage entſchloß er ſich denn, auch ſeine übrigen frühern Arbeiten, die „Principia" folgen und an's Licht treten zu laſſen; und ſo erſchien, noch im nämlichen Jahre, zuerſt Optice, or a Treatise of the Reflexions, Inflexions and Colours of Light, welches Werk von Clarke gleich nachher unter Newton's Augen in's Lateiniſche überſetzt wurde, und welches ſich, in Verfolgung des oben angedeuteten Geſichtspunktes, als ein Meiſterſtück der Kunſt, mit Scharfſinn, treffend und genau zu experimentiren und aus den Experimenten alles zu ziehen, auszeichnet. Mit der 1. Ausgabe dieſes Werks vereinigte Newton zwei analytiſche Diſſertationen, deren erſte: De quadratura curvarum, die Fluxionsmethode und namentlich deren Anwendung auf die Quadratur der Kurven enthält; die zweite aber: Enumeratio linearum tertii ordinis, ihren Gegenſtand durch den Titel angibt (welche aber beide in den ſpätern Ausgaben fehlen). Dagegen iſt die hiernächſt (1707) erſchienene Arithmetica universalis, welche den Text von Newton's, zu Cambridge gehaltnen analytiſchen Vorleſungen enthält, nicht von ihm ſelbſt, ſondern von Whiſton, und, wie behauptet wird, ſogar gegen ſeinen Willen herausgegeben; und auch die Ausgaben ſeiner im Jahre 1711 an's Licht getretnen beiden Abhandlungen: Methodus differentialis, und Analysis per aequationes numero terminorum infinitas, ſind von fremder Hand, jedoch dies Mal mit ſeiner Zuſtimmung beſorgt. Dies iſt das Verzeichniß der größeren öffentlichen Arbeiten, die Newton's Unſterblichkeit begründen; aber der unglückliche, vorläufig ſchon oben erwähnte und nur zu berühmt gewordene, wiſſenſchaftliche Streit, in den er, um's Jahr 1712 mit Leibnitz über die Erfindung des Infiniteſimalcalculus gerieth, hat noch manchen, in ſeiner Korreſpondenz zerſtreueten analytiſchen Schatz an's Licht gezogen. Wir haben geſehen, auf welche Weiſe Newton durch Geometrie und allgemeine Bewegungslehre auf ſeine Fluxionenrechnung geführt worden iſt; Leibnitz dagegen fand, wie der ihn betreffenden Art. näher auseinanderſetzt, ſeine Differentialrechnung durch Betrachtung der Unterſchiede und Summen in den Reihen der Zahlgrößen; und es iſt, um die Frage ſelbſt gleich zur Entſcheidung zu bringen, heut zu Tage gar kein Zweifel mehr übrig, daß beide große Männer, jeder für ſich, auf ein, nur der Form nach, verſchiednes Verfahren geleitet worden ſind, deſſen Bedürfniß bei allen tiefren analytiſchen Unterſuchungen gefühlt wurde. Auch hatte früherhin zwiſchen beiden ein, durch Oldenburg's Vermittlung geführter, freundſchaftlicher Briefwechſel über dieſe analytiſchen Kunſtgriffe Statt gefunden, und Newton erkennt in den Principiis ſelbſt, Leibnitz'ns Anſprüche auf Entdeckung einer von der ſeinigen nur in Außendingen verſchiednen Methode an. Als indeß ſpäterhin dieſe leibnitz'ſche Methode, und deren Umkehrung, welcher Joh. Bernoulli dem, in Ehren gebliebnen Namen der Integration beilegte, bekannt wurde und in Deutſchland, ja ſelbſt in England außerordentlichen Beifall fand; ermahnte Wallis Newton, ſeine oben erwähnte Correſpondenz mit Leibnitz über dieſen Gegenſtand bekannt zu machen, weil ſeine Fluxionen-Methode unter Andrer Namen für das Eigenthum eines andern ausgegeben werde. Er (Wallis) ließ die gedachten Briefe von Newton an Leibnitz auch in dem 3. Bande ſeiner damals erſcheinenden Werke mit abdrucken; und außer ihm verſuchte ein, dermals in England lebender genfer Gelehrter, Duillier, zu inſinuiren, daß Leibnitz als zweiter Erfinder wol manches von Newton er-

borgt haben möchte. Indeß würde durch dieſen Angriff auf Leibnitz'ns Ehre das gute Vernehmen zwiſchen ihm und Newton wol nicht geſtört worden ſei, wenn ſich nicht, faſt gleichzeitig, umgekehrt ein Deutſcher Recenſent (vergl. unten) in den Actis Eruditorum ſehr zweideutig über Newton Erfindungsrecht an den Infiniteſimal-Calculus ausgedrückt, und dadurch N. Verehrer aufgereizt hätte. Namentlich ward jetzt Keill, Profeſſor der Aſtronomie zu Oxford, bei Beantwortung letztrer Zweifel, in den Philos. Transact. über dieſen Gegenſtand ſo hart gegen L., daß ſich dieſer zu einer Beſchwerde bei der londoner Societät veranlaßt fand. Dieſe ließ (1712) ſofort alle auf die Streitfrage bezüglichen Piecen, inſonderheit den betreffenden Briefwechſel ſammeln, ernannte eine Commiſſion und entſchied dahin: „daß die Differential- und Fluxionen-Methode eine und die nämliche Sache ſeien, und Leibnitz einen Brief Newton's vom 10. Decbr. 1672 geſehen haben müſſe, worin letztre auf eine für jeden Kundigen unverkennbare Weiſe beſchrieben ſei." Leider hatte der Streit aber damit kein Ende, ſondern wurde nunmehr zwiſchen den beiden größten Männern ihres Jahrhunderts ſelbſt, wenn auch von Newton's Seite nicht, unmittelbar und mit einer Erbitterung fortgeführt, die ſchmerzlich an das virgiliſche Tantaene caelestibus animus irae! erinnert; ja ſelbſt Leibnitz'ns im Jahre 1716 erfolgter Tod konnte Newton nicht beruhigen, der, ſobald er denſelben erfahren hatte, vielmehr eine neue bittre Streitſchreift gegen ſeinen verblichnen Rival drucken, und noch 6 Jahr nachher (1722) eine abermalige, in demſelben Sinne erweiterte Ausgabe des Comercium epistolicum verbreiten ließ. *) Jetzt nun, nachdem die Stimmen der Leidenſchaft verklungen ſind, wie vorläufig ſchon oben bemerkt worden, iſt gar kein Zweifel mehr darüber, daß beide Männer, unabhängig von einander, auf ihre Methoden gekommen ſind. So urtheilen Montücla in der Histoire des mathématiques Bd. II. S. 363 sqq., d'Alembert in der Encyklopädie im betreffenden Artikel, namentlich aber la Croix in der Vorrede zu ſeinem Traité du calcul différentiel et du calcul intégral. Auch über chronologiſche Gegenſtände hat Newton ſcharfſinnige Meditationen angeſtellt und ein eignes Werk darüber verfaßt, welches jedoch erſt 2 Jahre nach ſeinem Tode an's Licht getreten iſt. Dagegen hätte ein andres Produkt der ſpätern Jahre unſres Philoſophen: Ad Danielis Prophetae vaticinia, nec non S. Johannis Apocalypsin observationes, welches auch erſt nach ſeinem Tode (1736) erſchienen iſt, zur Ehre des großen Mannes billig ungedruckt bleiben ſollen. Ueberhaupt waren religiöſe Betrachtungen in dieſen ſpätern Lebensjahren eine von Newton's Hauptbeſchäftigungen geworden; ſobald ſeine Amtsgeſchäfte abgemacht waren, ſuchte er im Umgange mit der Religion und einigen erleſnen Freunden ſeine ganze Erholung. Seit dem oben angeführten unglücklichen Ereigniſſe des Verluſtes ſeines Laboratoriums und eines Theiles ſeiner Manuſkripte, ſcheint er den Wiſſenſchaften abhold geworden zu ſein, und es finden ſich ſeitdem eigentlich nur drei neue Arbeiten, womit er ſie berei-

*) Die Akten dieſes gelehrten Proceſſes finden ſich im Commercium epitoslicum zuſammen; im wiſſentſchaftlichen Bezuge mag man Klügel's mathem. Wörterb. Art. Differenzialrechnung vergleichen. Käſtner Analyſis d. Unendlichen. S. 44. d. Ausgabe von 1799) erzählt, daß der oben erwähnte deutſche Recenſent Leibnitz ſelbſt geweſen ſei; in dem, der göttingiſchen Univerſitätsbibliothek gehörigen Exemplare der Acta Eruditorum, wo die Namen der Recenſenten beigeſchrieben ſind, wurde er als ſolcher ausdürcklich genannt.

chert hätte: eine Abhandlung über Temperatur in der Philosophical Transact. f. 1701; ein aus der nämlichen Zeit herrührenden Aufſatz, Ideen entwickelnd, welche Hadley nachher durch den Spiegelſextanten realiſirt hat, und endlich eine Auflöſung des von Johann Berioulli vorgelegten Problems über die Brachyſtochrone oder Linie des kürzeſten Falles, welche Auflöſung in den Philosophical. Transact. zwar anonym erſchien, deren Verf. aber Bernoulli ſogleich errieth: „tanquam" wie er ſich ausdrückte, „ex ungue leonem." Eine andre ſchwere analitiſche Aufgabe, und welche Leibnitz den engliſchen Geometern im Jahre 1716 vorlegte, „um ihnen an den Puls zu fühlen", und die Ueberlegenheit ſeiner Differential-Rechnung über die Methode der Fluxionen zu zeigen, ſoll Newton, Abends 4 Uhr, als er ſehr ermüdet von der Münze nach Hauſe kam, erhalten und noch vor dem Schlafengehen aufgelöſt haben. Dies war aber auch ſeine letzte mathematiſche Anſtrengung, und in den, ſeinem Tode vorangegangnen 10 Lebensjahren ſcheint er ſich gar nicht mehr mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigt zu haben. Diejenigen, die ihn um Belehrung baten, verwies er an einen andern Mathematiker; und wenn ihm die verdiente Bewundrung über ſeine Werke bezeigt wurde, ſo antwortete er: ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten ſagen wird; mir ſelbſt bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, ſpielend am Ufer des Meers, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muſchelſchale findend, indeß ſich der Ozean der Wahrheit, unerforſcht und unerforſchlich, in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte." Die geiſtigen Kräfte dieſes Mannes, der weiter vorgedrungen war, als je ein andrer Sterblicher, ſchienen erſchöpft, und er neigte das müde Haupt, um der Natur, mit der er um das Geheimſte gerungen hatte, den Tribut der Unterwürfigkeit zu bezahlen. Indeß unterhielt ſich ſeine körperliche Geſundheit bis in's höchſte Alter. Nach einer kurzen Krankheit ſtarb er am 20 März 1727, 85 Jahr alt, höchſt berühmt und von den Britten faſt als ein überirdiſches Weſen betrachtet. Als der Hof ſeinen Tod erfuhr, verordnete der König (Georg I.) daß der Leichnam auf einem Paradebette gleich Perſonen vom höchſten Range, ausgeſtellt und in der Weſtminſter-Abtei beigeſetzt werden ſolle, wo er, nahe beim Eingange des Chors ruht. Der Groß-Kanzler und drei Pärs von England trugen mit an ſeinem Sarge. Seine Familie, in dem Beſitze einer Nachlaſſenſchaft, welche, Landhaus und Zubehör ungerechnet, die für jene Zeit ungeheure Summe von 32,000 Pfund Sterling betrug, ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten, deſſen ehrenvolle Inſchrift mit den Worten:

Sibi gratulentur mortales
Tale tantumque exstitisse
Humani generis decus.

ſchließt. Eine andre, angeblich von Pope projektirte Grabſchrift iſt zu ſchön und zu berühmt, als daß wir ſie hier übergehen dürften; ſie lautet folgender Geſtalt:

Isaacus Newton hic jacet
Quem immortalem coeli, natura,
Tempus ostendunt,
Mortalem hoc marmor fatetur.
Nature and all her Works lay hid in night,
God said: Let Newton be, and all was light.

Newton war von mittler Statur, ſein Aeußres angenehm, ohne daß man in ihm jedoch den Scharfſinn erkannt hat, den ſeine mathemati-

ſchen Werke verrathen; ſein Charakter war ſanft und gleichförmig. Verheirathet war N. nie: die geiſtige ſowol als die phyſiſche Liebe ſoll ihm ſtets fremd geblieben ſein.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moskwa, Reichsmarſchall und Pär von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, des St. Ludwigs- und mehrerer fremden Orden Ritter. Wenn uns der Anblick der Ruinen einſt großer und herrlicher Gebäude mit einem niederſchlagenden Kontraſt ergreift, wie viel ſchmerzlicher muß nicht das Gefühl getroffen werden, wenn wir den ſchönen Glanz eines langen, ruhmerfüllten Lebens durch eine That moraliſcher Verirrung beflecken, ja faſt verlöſchen ſehen. Eine Betrachtung, die dem Anwald des Königs beim Eingange ſeiner Anklage gegen Ney ſich aufdrängte, und die auch unzertrennlich iſt von der Erinnerung an dieſen, durch ſeine Heldenlaufbahn und ſein derſelben ſo unwerthes Ende gleich berühmten Mann. Er war 1769 in Saarlouis im Moſeldepartement von geringen Aeltern geboren und trat früh in Militärdienſte. Vom gemeinen Huſaren lief er ſchnell durch alle Grade und war 1794 Rittmeiſter, als General Kleber ſeine außerordentliche Tapferkeit und ſeinen militäriſchen Ueberblick bemerkte, ihn zum Escadronschef machte und zu ſich als Generaladjutant nahm. Er übertraf bald Kleber's Erwartungen, und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben. Auch jetzt noch riß ihn oft ſein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei, ward nach einer tapfern Gegenwehr bei Diernsdorf gefangen und nach ſeiner Auswechſelung 1798 Diviſionsgeneral. Als ſolcher befehligte er 1799 am Rhein und unterſtützte durch ſeine Diverſion bei Mannheim Maſſena's Sieg über den ruſſiſchen General Korſakow bei Zürich. Auch unter Moreau, und insbeſondere bei Hohenlinden, zeichnete er ſich aus. 1802 war er auf kurze Zeit Geſandter bei der helvetiſchen Republik und gab dieſer die Richtung, zu welcher er nach der franzöſiſchen Politik ſie hinneigen ſollte. Nach ſeiner Rückkehr 1805 befehligte er das Lager bei Montreuil und ward vom Kaiſer zum Reichsmarſchall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Glänzend eröffnete er 1805 den Feldzug gegen Oeſterreich durch ſeinen Sieg bei Elchingen (wofür er den Titel eines Herzogs von Elchingen erhielt), und führte die Capitulation von Ulm herbei. Er beſetzte Tyrol und drang bis Kärnten vor, als der presburger Friede ſeinen Lauf hemmte. In dem Kriege von 1806 und 1807 focht er mit gleichem Erfolge bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen, bei Eylau und Friedland, deſſen er ſich bemächtigte. 1808 ging er nach Spanien und behauptete auch hier ſeinen alten Feldherrnruhm. Aber Napoleon, immer mißtrauiſch und veränderlich, rief ihn zurück und hielt ihn, bis zur Eröffnung der Feindſeligkeiten gegen Rußland, in einer gewiſſen Entfernung. Da erhielt er den Oberbefehl des 3. Armeecorps. In der Schlacht an der Moskwa verdiente er ſich den Beinamen le brave des braves, den ihm Napoleon gab, und den ihm Niemand abſprechen konnte. Nach dem Brande von Moskau führte er den Vortrab und rettete durch ſeine meiſterhafte Leitung wenigſtens die Trümmer dieſes vor Kurzem noch ſo prachtvollen Heeres. Sein Betragen während dieſes langen und gräßlichen Rückzuges übertrifft vielleicht Alles, was er früher gethan. Napoleon, ernannte den Marſchall Ney zum Fürſten von der Moskwa und dotirte ihn mit dem Schloſſe Tarent in Italien, welches zu dieſem Behufe

Moskwa getauft wurde. Alexander I., dem die Erinnerung an jene Begebenheit aus gültigen Gründen merkwürdig war, beſtätigte bei ſeiner Anweſenheit in Paris 1814 ſeiner Seits dieſen Titel. Im Frühjahr 1813 reorganiſirte Ney das Heer, welches die Schlachten bei Lützen und Bautzen gewann, und drang mit demſelben auf Berlin vor; aber Bülow ſchlug ihn bei Dennewitz. Er mußte ſich gegen Torgau zurückziehen, verjagte jedoch bald darauf die Schweden aus Deſſau, und focht dann bei Leipzig (wo er verwundet ward) und bei Hanau, wenn auch das Unglück des ganzen Heers theilend, doch mit gewohnter Tapferkeit. Auch als der Feind hernach den franzöſiſchen Boden betrat, wich er nur Schritt vor Schritt. Brienne, Montmirail, Craonne und Chalons-ſur-Marne ſind glänzende Namen in der Geſchichte ſeiner kriegeriſchen Laufbahn. Als endlich Paris ſchon eingenommen war, und der Kaiſer immer noch zwiſchen Entwürfen und Entſchlüſſen ſchwankte, war Ney der erſte, der es wagte, ihm nachdrücklich vorzuſtellen, daß der Krieg, nun noch fortgeſetzt, den Charakter eines Bürgerkrieges annehmen würde, und einen bedeutenden Einfluß auf deſſen Thronentſagung hatte. Nach dieſer huldigte Ney dem Könige, empfing die Pärwürde, das Ludwigskreuz und den Oberbefehl über die Küraſſiere, Dragoner, Chaſſeurs und Chevauxlegers-Lanciers, genoß das königliche Vertrauen und die höchſte Auszeichnung bei Hofe und ſchien den Bourbons völlig ergeben zu ſein. Andere Feldherrn haben nach Napoleons Landung von Elba im Drang der Umſtände des Uſurpators Fahnen ergriffen; aber keiner hat dem Könige den Eid mit einer auffallendern Doppelzüngigkeit gebrochen. Ney zog ſogleich ein beträchtliches Heer zuſammen, eilte zum Könige, ward von ihm an die Spitze deſſelben geſtellt und verließ ihn mit den wiederholten Betheurungen ſeiner Treue und ſeines Eifers, den Kronräuber zu vernichten. Aber anſtatt ſich Napoleon entgegenzuwerfen, führte er in Lyon am 13. März das ganze Heer ihm zu, und gab ſo das Zeichen des allgemeinen Abfalls. Als nachher die Feindſeligkeiten eröffnet wurden, erhielt er den Oberbefehl des linken Flügels, der bei Quatre-Bras mit den Engländern focht. Die Beſchuldigung des Generals Gourgaud (aus Buonaparte's Munde) als ob Ney ſchuld ſei an dem Unglück des ganzen Feldzuges, hat Gamot mittelſt Abdrucks der ſchriftlichen Befehle, welche Ney an jenem Tage empfangen, völlig widerlegt. Bei Waterloo blieb er, nachdem fünf Pferde unter ihm getödtet worden, der Letzte auf dem Schlachtfelde; ſeine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, und er focht zu Fuß bis in die Nacht, umringt von Leichen. Nach der Niederlage eilte er nach Paris, wo er in der Pärskammer dem Bericht des Kriegsminiſters Davouſt, daß 60,000 Mann unter den Mauern von Guiſe angekommen wären, öffentlich widerſprach und gerade heraus erklärte, daß Alles verloren ſei. Nach des Königs Rückkehr traf natürlich auch ihn die Verordnung vom 24. Jul. 1815. Eine Zeit lang entging er den Verfolgungen der Polizei, indem er ſich in dem Schloſſe eines Freundes bei Aurillac in Ober-Auvergne verſteckt hielt. Bei einem Gaſtmale aber, das ſein Freund, um keinen Verdacht zu erregen, wie gewöhnlich, gab, hatte Jemand einen vorzüglich prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beſchreibung davon zu den Ohren des Unterpräfecten kam, für Ney's Säbel erkannt wurde und nach einer Hausſuchung des Marſchalls Verhaftung veranlaßte. Er ward nach Paris gebracht und vor ein Kriegsgericht geſtellt, das ſich aber für

incompetent ihn zu richten erklärte. So ward ſein Prozeß der Kammer der Pärs übergeben, wo der Miniſter, Herzog von Richelieu ſeine Beſtrafung dringend verlangte. Die That ſprach zu laut; man konnte nur die Capitulation von Paris, welche Amneſtie zuſicherte, für ihn anführen. Am 6. Dec. ward das Todesurtheil über ihn geſprochen. Mit der beſonnenen Ruhe und Unerſchrockenheit, die er im ganzen Laufe der Unterſuchung gezeigt hatte, und die ihn auch im Tode nicht verließ, hörte er es an, und als der Vorleſer, Herr Couchy, an ſeine Titel kam, unterbrach er ihn und ſagte: Wozu hier noch Titel! Michel Ney! und bald eine Hand voll Staub! Da man ihm einen Geiſtlichen anbot, erwiederte er: „ich bedarf keines Prieſters, um zu ſterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt;" ließ ſich aber doch auf Zureden durch den Pfarrer von St. Sulpice auf ſeinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen ſie nur zuerſt ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie." Am 7. Dec. Morgens um 9 Uhr ward er im Garten des Luxemburg erſchoſſen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt ihr vergeſſen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln geſtanden?" wendete ſich gegen die Soldaten, erklärte feierlich den gegen ihn ergangnen Urtheilsſpruch für unrecht, legte dann die Hand auf's Herz und ſagte mit feſter Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! — Feuer!"

Niagara-Waſſerfall. Bekanntlich ſammeln ſich die Gewäſſer des innern Kanada in fünf große Seen, den Obern-, Huronen-, Miſchigan-, Erie- und Ontario-See, die alle unter einander zuſammenhängen, und deren Ueberſchuß an Waſſer, bei ſeinem Ausfluſſe aus dem Ontario, den großen Lorenzſtrom bildet, der ſich in das atlantiſche Meer ergießt. Der ungefähr ſechs deutſche Meilen lange Verbindungsſtrom zwiſchen dem Erie- und dem Ontario-See heißt Niagara, und bald nach dem Austrit aus dem See Erie bildet er bei dem Fort Chippeway den größten Waſſerfall in der bekannten Welt. Er fällt hier nämlich in einer Breite von 2226 Fuß von einer ſenkrechten Höhe von 137 Fuß mit einer ſolchen Gewalt herunter, daß man den Erdboden zittern fühlt und das Getöſe des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Die Ziegeninſel, zu der eine Brücke führt, theilt den Waſſerfall in zwei Theile. 1751 erbauten die Franzoſen, welche damals im Beſitze von Kanada waren, am rechten Ufer das Fort Niagara, welches jetzt zu dem Freiſtaate Newyork gehört. Am linken Ufer, an der Mündung des Fluſſes, entſtand die feſte Stadt Niagara oder Newark von 100 Häuſern, ein für den Pelzhandel mit den Wilden im Nordweſten bedeutender Stapelort. Höher am Fluſſe liegt das Fort Georges.

Nibelungenlied, ein altes deutſches Heldengedicht, von den Nibelungen oder Niflungen ſo genannt, einem altburgundiſchen mächtigen Heldenſtamme und deutſchen Grundvolk, ein Name, der wahrſcheinlich auch in den älteſten mythiſchen Ideen von einem nordiſchen Nebellande begründet ſein mag. Das durch große, wilde Leidenſchaft, beſonders die Liebe zweier Paare, herbeigeführte grauſige Schickſal dieſes Stammes iſt Gegenſtand des Gedichts. Das eine Paar iſt der hörnerne Siegfried, Sohn Königs Siegmund von Heunen- oder Hunnenland, und Chriemhild; das andre Brunhildis und Gunnar oder Günther. Siegfried wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Günther gefreiet und als mächtiges Hünen-

weib, ihr unbewußt, gebändigt, theils um ſeines ungeheuern Nibelungenhorts oder Schatzes willen von ſeinem Schwager, Hagen von Tronege, mit Zuſtimmung der andern Brüder gemordet. Chriemhild, in unſterbliche Liebe verſunken, brütet, als nachmalige Gemahlin Etzels, oder Etzelins (Attila's, einer mythiſch in mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) unverſöhnliche, blutige Rache, durch welche der ganze Stamm untergeht. Die Zeit, in welche die Begebenheit dieſes Gedichtes fällt, iſt die gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Oeſterreichs und Ungarns Grenze. Die urkundlichere Wiedererſcheinung dieſes Gedichts iſt, auch abgeſehen von der dichteriſchen Trefflichkeit, ſchon deshalb wichtig, weil ſie tiefre Forſchungen über die germaniſche Urzeit und deren Zuſammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion, ſo wie über Alter, Bühne, Zeit und muthmaßlichen Verfaſſer des Gedichtes veranlaßt hat. Das Nibelungenlied ruht auf vielfach verſchlungnen, in dem Strome der Zeiten zu uns herabgeſchwommnen, namentlich auf Veranlaſſung des norwegiſchen Königs Hakon durch Biörn von Nidaros (Drontheim) geſammelten, und von Peringsſkiold (Stockholm 1715) herausgegebnen zwei Mähren, der (neuerlich wieder von Hagen in 3 Bänden mitgetheilten) Wilkina und Niflungaſaga, welche letztre auch in der Edda vorkommt. So macht es ein Glied der Heldenurzeit aus, über deren Zergliederung das Heldenbuch mehr Aufſchluß gibt. Eine jüngſte, vielleicht vierte Umgeſtaltung jener Niflungaſaga iſt unſer Heldenlied, wie A. W. von Schlegel aus ſeinem Gehalt, als Geſchichtswerk, aus Vergleichung deutſcher mit ſkandinaviſchen und ungariſchen Sagen, ſo wie aus manchen einen in Oeſterreich heimiſchen Dichter verrathenden Spuren geſchloſſen hat. Eben ſo hat er gezeigt, das weder Wolfram von Eſchenbach, der offenkundige Gegner und Spötter deſſelben, noch der unter Rudolph von Habsburg, mithin zwei Menſchenalter ſpäter lebende Conrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13. Jahrh. blühende Marner Verfaſſer ſein konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einſeitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das ſüdliche als nördliche Deutſchland, beſonders genau aber öſtlich kannte, aus dem entſchiednen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen Baiern, welche er mit einem herrſchenden Fürſtenhauſe theilte, endlich aus ſchmeichelhaften Beziehungen auf daſſelbe (babenbergiſche) Fürſtenhaus, auf Klingsohr aus Ungarland, oder Heinrich von Ofterdingen geſchloſſen, welche beide dem Dichterwettſtreit an Landgraf Herrmanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Die Fabel des Gedichts ausführlicher anzugeben, enthalten wir uns um ſo mehr, da ſie auch durch Fouqué's Norderheld uns auf's neue vorgeführt worden iſt. Wüßte man aber nicht, daß jedes Dichterwerkes Verſtändniß und ſinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in ſein Gefüge eindringen muß, und wäre dies gerade nicht um ſo ſchwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darſtellungsgabe von den unſern liegen; wäre nicht Geſetz aller Welterſcheinung, daß das Treffliche und Edle ſich am Unedeln und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutſche nicht ſo gleichgültig gegen die eignen Urerzeugniſſe ſeines tiefen Geiſtes, ſo müßte allerdings die Herabſetzung befremden, welche dies nur erſt wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe ſtolze Lebenskraft, wie kecke Todesluſt, ſchlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den ſtürmiſchſten Verhältniſſen des Lebens, würdige, hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdſeliges Frauenthum in tief verſchlungnem,

großartigem Lebenszuſammenhange durchaus offenbart. Da iſt nichts Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierrathen des Lebens. Die Gemüther enthüllen, ihres unerſchöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der ſicherſten, das Herbſte nicht ſcheuenden Kraft ſelbſt die ſchauerlichſte Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle Ueberſchwebende zum duftigſten Hintergrunde wird. Die hier auftretenden Männer und Frauen ſind durch die Weihe der Mähr, in welcher ſie leben, die anſchaulichſten, gedrungenſten Stellvertreter der Urzeit eines großen Volkes, das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und loſe Zerſtreutheit des unſern grell abſticht; weshalb, da Alles ſeinen Gegenſatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüßigen Gemüther an jener alten Zeit ſich kräftigten und erfreuten. Die metriſche Form dieſes Gedichtes iſt die vierzeilige jambiſche und trochäiſche Strophe in Reimpaaren mit ſechsfachem Hauptaccent, auch ſpondeiſchen, anapäſtiſchen und daktyliſchen Rhythmen und weiblichem Einſchnitt in der Mitte. Der die Klage betitelte Theil iſt unſtreitig das Werk eines andern ſpätern Dichters und andrer Form. Wa. — Zwei vollſtändige Handſchriften des Nibelungenliedes beſitzt die münchner Bibliothek; eine dritte iſt in den Händen von Privatperſonen. Letztre und eine der münchner waren zuvor in Hohenems; eine vierte Handſchrift iſt in St. Gallen, eine fünfte hat Bernh. Hundeshagen aufgefunden. Aus der münchner, welche damals in Hohenems war ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage, nebſt ſieben Bruchſtücken des vordern Theiles, abdrucken. Das Ganze theilte zuerſt Chr. Heinr. Müller in ſeiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringſte Kritik anzuwenden, mit. Größres Verdienſt erwarb ſich von der Hagen, der zuerſt eine Ueberſetzung des Nibelungenliedes (nach dem Muſter von Tieck's Minneliedern) und ſpäter (Berlin 1810) eine kritiſche Ausgabe des Urtextes lieferte. Hierauf gab Zeune in einer kleinen Handausgabe den Urtext mit einem Gloſſar (1815 12.) heraus. Ein andres Gloſſar (von Arndt) erſchien abgeſondert. Darauf erſchien der Nibelungen Lied zum erſten Mal in der älteſten Geſtalt aus der St. galler Handſchrift, mit Vergleichung der übrigen Handſchriften herausgegeben von Friedrich Heinrich von Hagen, 2. mit einem vollſtändigen Wörterbuche vermehrte Auflage, Breslau 1816, 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Zur neueſten Literatur über dieſes Gedicht gehören: Göttling über das Geſchichtliche im Nibelungenliede, Rudolſtadt 1814, und deſſelben Nibelungen und Gibelinen, ebendaſelbſt 1816. Carl Lachmann über die urſprüngliche Geſtalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. 8. Außerdem haben wir eine Bearbeitung von Hinsberg, eine mißrathne proſaiſche Ueberſetzung von Zeune, und eine dem Original treu nachgebildete metriſche von Büſching (1815). M.

Nicäa (Isnik), in der kleinaſiatiſchen Provinz Bithynien eine ehemals anſehnliche Stadt, deren umfaſſende Mauern und Quadern, hochgewölbte Thore noch von der Römerzeit herſtehen, ſchlecht unterhaltnen Gärten und einzelnen Baumgruppen angefüllt iſt. In dem nördlichen Winkel dieſer Einöde liegt der jetzige türkiſche Ort Isnik, eigentlich nur ein ſchlechtes Dorf, mit 225 Häuſern und Hütten. Nicäa iſt durch zwei daſelbſt gehaltne Kirchenverſammlungen merkwürdig. Die erſte veranſtaltete Konſtantin der Große 325, hauptſächlich zur Beilegung der arianiſchen Streitigkeiten. Sein perſönlicher Einfluß hatte, wie die Beredtſamkeit des alexandriniſchen Diakonus Athanaſius, den meiſten Antheil an dem Verdammungsurtheile,

welches die dabei anweſenden 318 Biſchöfe gegen die arianiſche Lehre ausſprachen (vergl. den Art. Arianer.) Unter den 20 Kanons oder Beſchlüſſen dieſes Konciliums iſt der wichtigſte das auf den Grund des alten apoſtoliſchen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen des nicäniſchen und mit dem zu ſeiner Erläuterung ſpäter von Athanaſius abgefaßten Glaubensbekenntniſſe noch jetzt bei allen chriſtlichen Religionsparteien außer den Antitrinitariern das Anſehn einer unveränderlichen Glaubensregel hat. Außer dieſem Symbolum wurde zu Nicäa noch die Gleichzeitigkeit der Oſterfeier in allen chriſtlichen Gemeinden angeordnet und Mehreres über die Verhältniſſe der Geiſtlichen und die Kirchenzucht feſtgeſetzt. Der Antrag, die Geiſtlichen zur Eheloſigkeit zu verpflichten, ging jedoch auf dieſem Koncilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geiſtlichen die Fortſetzung ihrer Ehe. Das zweite nicäniſche Koncilium hielt die Kaiſerin Irene 787, und ſetzte dabei gegen die Bilderſtürmer den folgenreichen Beſchluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienſt, aber doch eine durch Küſſen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen ſei. Auch wurde das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Carl der Große widerſprach dieſen Beſchlüſſen in ſeinem Buche de impio imaginum cultu, und unterſagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 764 die Bilderverehrung in der fränkiſchen Monarchie.

Nichols (John). Dieſer gelehrte Veteran Englands, dem wir außer ſeinen eignen Schriften (z. B. Gedichte, biographiſches Wörterbuch, topographiſche Bibliothek von England ꝛc.) auch ſehr ſchätzbare Ausgaben von Werken andrer brittiſcher Schriftſteller (Shakſpeare und Swift) verdanken, wurde 1744 oder 1745 zu Islington einem jetzt mit London vereinigten Dorfe, geboren, dort in einer Erziehungsanſtalt gebildet und zuerſt zum Seedienſt unter ſeiner Mutter Bruder beſtimmt, aber als letztrer ſtarb, in ſeinem 13. Jahre in der Officin des berühmten Buchdruckers Bowyer zu London angeſtellt, der ihm bald die völlige Leitung ſeiner Druckereigeſchäfte überließ und ihn 1767 zu ſeinem Compagnon annahm. Nach des letztern Tode, 1778, verband ſich Nichols mit David Henry zur Uebernahme des Gentleman-Magazins, und jedes Blatt dieſer Zeitſchrift lieferte Beweiſe ſeiner Thätigkeit und ſeiner Talente. Die antiquariſche Societät zu Edinburg, und eine ähnliche Geſellſchaft zu Perth erwählten ihn zu ihrem Mitgliede. 1804 ward er Vorſteher der londoner Buchhändlergeſellſchaft, aber 1808 hatte er das Unglück, ſeine Buchdruckerei und Buchhandlung in einer Feuersbrunſt zu verlieren. Doch ſeine unermüdete Thätigkeit ſetzte ihn in den Stand, ſeine Geſchäfte auf die ehrenvollſte Weiſe wieder anzufangen.

Nichtigkeitsklage, ſ. Nullität.

Nichtleiter, ſ. Elektricität.

Nickel oder Nickelmetall nennt man ein Metall, welches der ſchwediſche Akademiker Kronſtadt oder Cronſtedt zuerſt im J. 1751 entdeckt und beſchrieben hat. Die genaure Kenntniß deſſelben verdanken wir den Unterſuchungen Bergmann's, der ſich 20 Jahre ſpäter damit beſchäftigte, und Richter's. Das Nickel iſt theils wegen ſeiner Seltenheit, theils wegen ſeiner ſehr innigen Verbindung mit andern Stoffen in den Erzen nur mit großer Mühe und Zeitaufwand chemiſch rein darzuſtellen. Es iſt hart, ſpröde, dicht im Bruche, feinkörnig und glänzend, hält wenig Schwefel, aber Arſenik genug, iſt im Feuer beſtändig und für ſich allein eben ſo ſchwer zu verkalken, als es von dem beigemiſchten Eiſen und Kobalt zu reinigen iſt, zerfällt

durch Verkalkung in einen grünen Kalk und gibt ein röthlich braunes Glas, ein hyacinthfarbnes aber, wenn man den Kalk des reinen Nickels mit Borax ſchmelzt. Das ſpecifiſche Gewicht des gereinigten Nickelmetalls, welches einen vollkommen metalliſchen Glanz gibt, iſt in Vergleichung mit dem Waſſer, wie 1000 — 1037. Es gibt zwei Gattungen des Erzes, welches das Nickelmetall liefert: der Kupfernickel und der Nickelocker. Das erſtre, welches am häufigſten iſt und gewöhnlich beim Glanzkobalt gefunden wird, iſt ungeformt, ſtumpfeckig, hat, meiſtentheils eine blaſſe, kupferrothe Farbe, zeigt auf dem Bruche gleichſam Facetten, ſeltner Strahlen, und enthält außer dem Nickel noch Eiſen, Arſenik, Kobalt und Schwefel. Der Nickelocker wird, wie der Kupfernickel, in mehrern Bergen Deutſchlands bei dieſem gefunden. Er findet ſich gewöhnlich nur als Ueberzug bei andern Mineralien, iſt mager, apfelgrün, zerreiblich und färbt ab.

Nicolai (Chriſtoph Friedrich), ein berühmter deutſcher Schriftſteller und Buchhändler, welcher durch die Gründung der allgemeinen deutſchen Bibliothek vorzüglich dazu beitrug, die deutſchen Völker durch das Band der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu einem geiſtigen Intereſſe zu vereinigen, und den katholiſchen Theil der Nation mit dem proteſtantiſchen in vielfache geiſtige Berührung zu ſetzen; der aber auch, indem er nebſt ſeinen Freunden die Freiheit der Unterſuchung in wiſſenſchaftlichen Dingen ſtandhaft vertheidigte, mancherlei Reibungen veranlaßte, die Abneigung der Süddeutſchen gegen die „freidenkenden" Berliner aufregte, und, da zumal politiſche Urſachen hinzukamen, eine Art Volkswiderwillen in Deutſchland gegen die Preußen hervorbrachte. Man konnte es ihm nicht vergeben, daß er nicht allein ſelbſt verſtändiger ſein, ſondern auch die geſammte Nation weiter führen wollte. Aber wenn er ſich auch viel Anmaßung dabei zu Schulden kommen ließ, ſo war es ihm doch mehr um die Sache zu thun, als um ſeine Perſon. Fr. Nicolai war 1733 zu Berlin geboren. Vom fünften Jahre an lebte er, entfernt von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einſam in dem Hauſe ſeines Vaters, der ihn an ſtrengen Gehorſam und ſelbſtthätigen Fleiß gewöhnte. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle lernte er bei ſeiner Faſſungskraft und ſeinem Gedächtniſſe vielerlei unter einander. Mehr Befriedigung fand ſein Geiſt in der damals errichteten Realſchule zu Berlin. 1749 ſchickte man ihn nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu lernen. Hier fand er durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für ſich lateiniſch, griechiſch und engliſch zu lernen, las die beſten Dichter in dieſen Sprachen und ſtudirte zugleich Mathematik, Geſchichte und Philoſophie, am eifrigſten Gelehrtengeſchichte. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Die deutſche Literatur war damals durch Gottſched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einſeitige jeder Partei, und ſtellte ſeine Anſichten davon auf in den Briefen über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften, die im J. 1756 erſchienen. Leſſing ward ſein Freund, machte ihn mit Moſes Mendelsſohn bekannt, und die drei Freunde folgten jetzt ganz ihrem wiſſenſchaftlichen Eifer ohne Rückſicht auf das Anſehn der Meinung. Leſſing war lebhafter und kühner, Moſes bedächtiger und ſicherer. Nicolai war ihnen wenigſtens gleich an Wahrheitsliebe und Muth. Ihrem Bunde ſchloſſen ſich in der Folge die meiſten guten Köpfe Deutſchlands an. 1758 entſagte Nicolai der Handlung und lebte von einem kleinen Einkommen ganz den Wiſſenſchaften. Winckelmann's Schriften machten ihn mit den bildenden Künſten bekannt.

Sein Freund Marpurg unterrichtete ihn in der Tonſetzkunſt. Uebrigens trieb ihn ſeine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft. Als aber im Herbſt 1759 ſein Bruder, der Beſitzer der väterlichen Handlung, ſtarb, mußte er dieſe ſelbſt übernehmen. Mit Mendelsſohn verbunden, hatte er die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (4 Bde. Leipz. 1757 bis 1760) herausgegeben. Vom 5. Bande übertrugen ſie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieſer Bibliothek hat die beßre Kritik in Deutſchland begonnen. Hierauf gaben die drei Freunde, unterſtützt von Abbt, Reſewitz, Grillo und Sulzer, die Briefe, die neueſte Literatur betreffend (24 Thle., Berl. 1761—1766) heraus. 1765 brachte Nicolai den Plan einer allgemeinen deutſchen Bibliothek zur Ausführung. In dieſer Zeitſchrift machte die damals ſich ausbildende deutſche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerſt geltend. Sie unterwarf jedes neue Syſtem einer ſtrengen Unterſuchung und wirkte bei einer vierzigjährigen Dauer auf den Fortgang der wiſſenſchaftlichen Bildung aller deutſchen Sprachgenoſſen weſentlich ein. Mit dem 107 B. (1792) hörte Nicolai auf, Herausgeber zu ſein. Die Fortſetzung erſchien zu Kiel unter dem Titel: Neue allgemeine d. B., von deren 56. Bande an Nicolai die Herausgabe auf's neue übernahm. Merkwürdig iſt ſeine Vorrede zu dieſem Bande. Er ſchloß das Werk 1805. Der ſtrenge und herbe Ton dieſer Zeitſchrift verwickelte ihn in viele Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn ſchrieben, Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater, der ihn einen unendlichen Streiter nannte, und Sailer. Am lebhafteſten wurde der Streit, vorzüglich mit dem Oberhofprediger Stark in Darmſtadt, als Nicolai, Bieſter u. a. Gelehrte in der berliner Monatsſchrift u. a. O. auf die unmerkliche Verbreitung des Katholicismus und auf das Daſein verkappter Jeſuiten aufmerkſam machen wollten. Seit 1770 wandte Nicolai ſeine Studien auf die Finanz- und Handlungsverfaſſung des preußiſchen Staats. Die charakteriſtiſchen Anekdoten von Friedrich II. und von einigen Perſonen, die um ihn waren, nebſt Berichtigungen über ſchon gedruckte Anekdoten, welche Nicolai zu Berlin in 6 Heften von 1788—1792 herausgab, haben hiſtoriſchen Werth. Der Staatsminiſter von Herzberg geſtattete ihm den Gebrauch des königlichen Archivs, um ſeine 1769 erſchienene topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung von Berlin und Potsdam zu verbeſſern. So ward dieſes Werk nach ſeiner dritten Ausgabe (Berl. 1786, 8. 3 Bde.) ein Muſter für ähnliche Topographien. Hierauf bewährte Nicolai ſeine hiſtoriſche Kritik in ſeinen freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen (2 Thle. Berl. 1791 und 1792). Seine Romane haben keinen dichteriſchen Werth, gehören aber dennoch in die Literärgeſchichte der damaligen Zeit. Sein vorzüglichſter: Leben und Meinungen des Magiſters Sebaldus Nothanker (4. A. 1799 mit Kpf. von Chodowiecki), ſollte die Verfolgungsſucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Schwärmer zur geſunden Vernunft führen und das Zeitalter von ſeiner Empfindelei heilen. Man überſetzte ihn in's Franzöſiſche, Däniſche, Holländiſche, und Schwediſche. Von ſeinen Widerſachern vielfach gereizt, ſchrieb Nicolai 1794 die Geſchichte eines dicken Mannes (2 Bde. mit Kupf. von Meil), in welcher er die Geißel gegen literariſche Gecken ſchwang. Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerſpruch zuzogen, gehört ſeine in ſtatiſtiſcher Hinſicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienſtvolle Beſchreibung einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im J. 1781 (3. A. 1788). Sie wuchs mit dem J. 1796

bis zu zwölf Bänden an. Blumauer ſchüttete über dieſes Werk, das die Eigenliebe der Oberdeutſchen etwas unſanft rüttelte, ſeine Galle in einigen Schmähſchriften aus. Doch gab Nicolai bei allem Wahrheitsſinn auch manche Blöße, am auffallendſten, als er ſich gegen die kritiſche Philoſophie erklärte, deren Werth er über dem Mißbrauch verbannte, welchen die Schule mit dunkeln Kunſtwörtern trieb. Durch ſeinen Umgang mit Mendelsſohn an populäre Philoſophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht faſſen, ob er gleich dem Scharfſinne ihres Urhebers Gerechtigkeit widerfahren ließ. In ſeinem Romane: Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutſchen Philoſophen, wollte er die Abſchweifungen der kantiſchen Schule lächerlich machen (Berl. 1798). Dagegen ſchrieb Fichte: Fr. Nicolai's Leben und ſonderbare Meinungen, herausgegeben von A. W. Schlegel, Tübingen 1801. Indeß erhielt der verdienſtvolle Greis mehrere Beweiſe der öffentlichen Achtung. Er wurde Mitglied der Akademien zu München, Berlin (1798) und Petersburg, und 1799 ſandte ihm die philoſophiſche Facultät zu Helmſtedt aus eignem Antriebe das Diplom als Doktor der Philoſophie. Auch viele ſeiner Gegner ließen ſeiner guten Abſicht Gerechtigkeit widerfahren. Sein thätig kräftiges Leben ward durch eine feſte Geſundheit unterſtützt, obgleich ſchon im Jahr 1791 Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen ſein Nervenſyſtem ſo angegriffen hatten, daß er einige Wochen lang bei vollem Bewußtſein mehrere Phantasmen, wie er die unwillkürlichen Gaukelſpiele ſeiner Einbildungskraft nannte, ſah und hörte. 70 Jahre alt, verlor er den Gebrauch des rechten Auges. In ſeiner glücklichen Ehe ward er Vater von 8 Kindern, die er aber, nebſt ſeiner Gattin, alle überlebte. Die jüngere Tochter raubte ihn der Tod etwa drei Jahre vor ſeinem Ableben; indeß ſtörte nichts ſo ſehr die Lebenskraft des würdigen Greiſes, als das unglückliche Schickſal ſeines Vaterlandes. Er ſtarb 1811. Die durch ihn in der Geſchichte der deutſchen Bildung unvergeßlich gewordne Buchhandlung blüht fort unter der Leitung ſeiner Erben. Unter Nicolai's vielen Schriften zeichnen wir noch aus: ſeine biographiſchen Gedächtnißſchriften auf Kleiſt, Abbt, Möſer, Engel und Teller; ſeinen Verſuch, naive Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, in dem feynen kleynen Almanach Vol ſchönerr echterr ljblicherr Volkslјder u. ſ. w. geſungen von Wunderlich ꝛc. Berlin 1777 und 78, 12., mit Melod. Sein Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebſt einem Anhange über das Entſtehen der Freimaurer, Berlin 1782, iſt gründlich, obgleich nicht ohne zu gewagte Hypotheſen, z. E. über den Baffomet der Tempelherren. Ueberhaupt betraf ein großer Theil der geſchichtlichen Forſchungen Nicolai's die geheimen Geſellſchaften. Man vergl. ſeine Bemerkungen über die Geſchichte der Roſenkreuzer und Freimaurer, Berl. 1806. Noch verdient ſeine Schrift: Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perucken genannt zu werden (mit Kupfern Berlin 1801). Mehrere ſchätzbare Aufſätze hiſtoriſchen Inhalts finden ſich von ihm in der neuen berliniſchen Monatsſchrift. Eine Selbſtbiographie von Fr. Nicolai hat Löwe herausgegeben in ſeiner Bildniſſen jetzt lebender berliner Gelehrten, III. 3. Auch höre man ihn ſelbſt in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritiſchen Philoſophie und meine Schriften dieſelbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Erhard und Fichte. Berlin 1799. 1820 erſchien Fr. Nicolai's Leben und liter. Nachlaß. Herausgeg. v. L. F. G. v. Göckingk.

K.

Nicolay (Ludwig Heinr. von), machte ſeine gelehrten Studien auf der Univerſität zu Straßburg, wo er 1737 geboren war. Hier wurde er Profeſſor der Logik, nachdem er eine Zeit lang franz. Geſandtſchaftsſekretär geweſen war. Indeſſen machte er ſeine eigentliche Laufbahn erſt in Rußland, wo er 1770 Kabinetsſekretär und Bibliothekar des Großfürſten, 1796 kaiſerl. Staatsrath, 1798 Direktor der Akademie der Wiſſenſchaften, und nach Niederlegung dieſer Stelle, 1801, Geheimerrath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle dieſe Staatsämter hinderten ihn nicht, ſeinen Hang zur Dichtkunſt in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Epiſteln, Rittergedichten zu verſuchen; doch behauptet er höchſtens den zweiten Rang der Dichter jener Gattungen. Im Allgemeinen zeichnet er ſich durch feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft, und vorzügliches Talent für die komiſche Erzählung aus. Die erſte vollſtändige Sammlung ſeiner poetiſchen Arbeiten: Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Schriften, 7 Thle., Berlin und Stettin (1792—1795), hat durch Ramler's Verbeſſerungen ſehr an Korrektheit gewonnen. Seine theatraliſchen Werke erſchienen zu Königsberg 1811. 8. Er lebt jetzt auf ſeinem Gute bei Wiborg in Finland, noch in ſeinem 86. Jahre mit jugendlicher Liebe der dramatiſchen Dichtkunſt.

Nicolo, auch Nicolo Iſouard genannt, einer der beliebteſten theatraliſchen Komponiſten unſrer Zeit. Sein eigentlicher Name war Iſouard und ſein Vaterland Malta, wo er 1777 geboren wurde. Ungeachtet ſein Vater, ein angeſehner Geſchäftsmann, eine zahlreiche Familie hatte, ſo wandte er doch viele Koſten auf die Erziehung ſeiner Kinder und ließ mehrere derſelben in Frankreich erziehen. Conſtant de Campion, Commandeur des Malteſerordens, nahm den jungen Iſouard mit nach Paris in eine Penſionsanſtalt, in welcher er ſich für den Seedienſt vorbereiten ſollte. In den Nebenſtunden, die ihm ſeine ernſtern Studien übrig ließen, beſchäftigte er ſich mit dem Fortepiano. Er war ſchon als Aſpirant der Marine aufgenommen, als ihn der Ausbruch der Revolution bewog, 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier ſein Vater zum Handel vorbereitete, ſetzte er doch ſeine muſikaliſchen Beſchäftigungen mit großem Erfolge fort. Michel Angelo Vella und Francesco Azepardi unterrichteten ihn im Accompagnement und der Theorie des Contrapunkts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis zubrachte und in den Nebenſtunden ſeine muſikaliſchen Studien ſetzte. Von hier begab er ſich nach Neapel zu den deutſchen Banquiers Kutler und Heigelin. Hier vollendete er ſein Studium der Compoſition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der Prinzeſſin Belmonte bewog den großen Guglielmi, ihn in der dramatiſchen Compoſition zu unterrichten. Hierauf entſchloß er ſich, wider den Willen ſeiner Aeltern, ganz ſeiner Lieblingsneigung zu folgen, und begab ſich nach Florenz, wo er ſeine erſte Oper: L'avviso ai maritati, ſchrieb, deren außerordentlicher Beifall ihn in ſeinem Entſchluſſe beſtärkte. Indeſſen gab er ſeine Arbeiten unter dem Namen Nicolo heraus, dem erſt ſpäter in Paris der eigentliche Name Iſouard beigeſetzt wurde. Von Florenz begab er ſich nach Livorno, wo er für den Sänger Seneſino die ernſthafte Oper: Artaserse componirte. Der damalige Großmeiſter des Malteſerordens berief ihn nach Malta und ernannte ihn, nach dem Tode des berühmten Vincenzo Alfoſſo, zum Organiſten der Ordenskirche und dann zum Kapellmeiſter des Ordens, welche Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzoſen behielt. Er

blieb nun als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine franzöſiſche, in's Italieniſche überſetzte Opern, als il Tonneliere, l'Improvisata in camagna, il Barbiere di Seviglia, componirte. Als die Franzoſen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als ſeinen Privatſekretär mit nach Paris. Hier bildete er ſich nach Monſigny's und Gretry's Kompoſitionen noch weiter aus und verband ſich mit dem bekannten dramatiſchen Dichter Etienne. Beide arbeiteten zu ſchnell. Von allen Kompoſitionen Nicolo's hat keine ſo ausgezeichneten Beifall erhalten, als die Oper Cendrillon (Aſchenbrödel), welche zuerſt in Paris mehr als hundert Mal hinter einander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beiſpiellos iſt. Unter ſeinen übrigen Kompoſitionen ſind außer den genannten noch zu bemerken: un jour à Paris, les deux Avares, Michel Ange, le Médecin turc, la Ruse inutile, l'Intrigue au sérail, les Rendez-vous bourgeois und die liebliche Oper Joconde. In dieſer leichten dramatiſchen Gattung iſt Iſouard durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit ſeiner Melodie, durch das Blühende ſeiner Einbildungskraft, und eine geſchickte Verſchmelzung des neuern italieniſchen Geſchmacks mit dem franzöſiſchen, einer der ausgezeichnetſten Komponiſten. Er ſtarb zu Paris 1818.

Nicot (Jean), ſ. Tabak.

Niebuhr (Carſtens), geb. zu Lüdingworth im Lande Hadeln (Hannover) 1733, wurde 1760 zum Ingenieurlieutenant zu Kopenhagen ernannt. Als auf des Orientaliſten Michaelis Antrag und des Grafen Bernſtorf Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Geſellſchaft Gelehrter auf ſeine Koſten nach Arabien zu ſchicken beſchloß, um neue Entdeckungen über dieſes bisher nur aus unſichern Nachrichten bekannte Land zu machen, ward Niebuhr für das Fach der Geographie dazu beſtimmt. Die Geſellſchaft ging im Jan. 1761 von Kopenhagen ab und über Konſtantinopel durch Aegypten nach Jemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre ſtarben hier und auf dem Wege nach Indien Niebuhr's ſämmtliche Gefährten (Cramer, Forskål, Baurenfeind, von Hagen), und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt geweſen, hätte nicht Niebuhr mit ſeltner Entſchloſſenheit die Reiſe allein fortgeſetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller ſeiner bisherigen Gefährten übernommen und in ſich vereinigt. Erſt 1767 kehrte er zurück und legte in ſeiner Beſchreibung von Arabien (Kopenhagen 1772. 4.), Reiſebeſchreibung nach Arabien und andern umliegenden Ländern (ebendaſ. 1774, 78, II. 4. beide Werke ſind auch in das Däniſche, Franz., Holländ. und Engl. überſ.) und in ſeinen Ausgaben von P. Forskal descriptiones animalium etc., quae in itinere orientali observavit (Hafn. 1775. 4.) und deſſen Flora Aegyptiaco-arabica (ib. 1776. 4.) die Ergebniſſe von ſeinen und ſeiner Gefährten Forſchungen nieder. Aeußerſte Genauigkeit, überall bloß auf eigne Anſicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Unterſuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung, geben ſeinen Nachrichten einen hohen Werth und haben ſie zu einer Hauptquelle über die Lage und Verfaſſung der von ihm bereiſten Länder gemacht. Wenn ſie nicht allen Parteien gleich befriedigend ſind, ſo kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleiſtet hat, als ihm aufgetragen war und man von ihm erwarten konnte. Nach ſeiner Rückkehr ward er 1768 zum Ingenieurkapitän zu Kopenhagen, dann 1778 zum k. däniſchen

wirkl. Juſtizrath und Landſchreiber im Süderdithmarſchen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinſtitut in Frankreich unter ſeine Mitglieder auf. Er ſtarb d. 26. April 1815. A — s.

Niebuhr (B. G.), des Vorigen Sohn, k. preuß. geh. Staatsrath und Mitglied der königl Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geb. zu Meldorf in Holſtein. Er vereinigt die gründlichſten gelehrten Kenntniſſe von ſeltnem Umfang (er iſt nicht nur Hiſtoriker, ſondern auch ein ſehr guter Orientaliſt) mit den trefflichſten praktiſchen Kenntniſſen der Staatskunde, des Handels ꝛc. Er war eine Zeit lang Direktor der Bank in Kopenhagen, und hat genaue Kenntniß der Finanzverwaltung, daher er auch in den wichtigſten Geldgeſchäften des preußiſchen Staats oft gebraucht worden iſt. In der verhängnißvollſten Periode Preußens hat er ſich im Leben eben ſo wahr und unerſchütterlich treu gezeigt, als er ſich in Schriften kräftig und geiſtvoll ausgeſprochen hat. Seine Geſchichts- und Sprachkunde iſt umfaſſend. Seine Schreibart hat ſich zu ſehr nach dem Engliſchen gebildet, das ihm ganz eigen iſt, und leidet hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen im Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften (Bd. 2. St. 3) und den deutſchen Blättern hat er in ſeiner römiſchen Geſchichte (Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forſchung, Größe des Ueberblicks, Kraft und edler Gediegenheit der Darſtellung eines Gibbon's würdiges Werk geliefert. Auch ſind von ihm die Flugſchriften: Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof (Berlin 1814, 8.) und über geheime Verbindungen im preußiſchen Staate und deren Denunciation (Berlin 1815, 8.). 1816 zum preußiſchen Geſandten beim Papſte ernannt, beſchäftigt er ſich in Rom zugleich mit literariſchen Arbeiten und Unterſuchungen. Wir verdanken ihm unter andern die Entdeckung von zwei ungedruckten Bruchſtücken des Cicero und eine kritiſche Ausgabe der von Majo an's Licht gezognen Werke des Fronto.

Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch.

Niederlande (Königreich der). I. Geſchichte der Niederlande: 1. bis 1548, oder bis zur Vereinigung unter dem Hauſe Oeſterreich. Die bezeichnend ſo benannten Niederlande umfaſſen die große Niederung, oder den nordweſtlichen Abhang des weiten Beckens, geformt von Weſten nach Oſten durch den ardenner Wald, die Vogeſen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Speſſart, Odenwald und Harz, in deſſen Tiefe der Rhein die Niederlande hinabſtrömt. Der ſüdliche Theil dieſer Niederungen gehörte zu Cäſar's Zeiten zu Gallien (Gallia Belgica); dieſer große Feldherr erklärte die Einwohner für das ſtreitbarſte unter den galliſchen Völkerſchaften. Der nördliche, zwiſchen der Maas, der Waal und dem Rhein liegende Theil hieß die Inſel der Bataver und gehörte nebſt Friesland zu Deutſchland. Den Namen der Bataver hat man von einem angeblich ſchon vor Chr. Geb. lebenden, wahrſcheinlich fabelhaften Stammvater, Namens Bato, deſſen Andenken jetzt nur noch bei den holländiſchen Dichtern lebt, ableiten wollen. Wahrſcheinlicher und einfacher iſt die von neuern holländiſchen Geſchichtsforſchern angenommne Ableitung vom Zeitworte baaten (Nutzen bringen) und dem davon abſtammenden Beiworte: baatig, zuſammengeſetzt mit dem deutſchen und auch altniederländiſchen Worte Auen oder Wieſen, die ſchon in der Gegend der am linken Rheinufer liegenden Betüwe den Römern als charakteriſtiſches Merkzeichen des Landes erſchienen und in dem Namen Batavi latiniſirt wurden. Den nördlich vom Rheine

liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Frieſen, gleich den Batavern ein deutſches Volk; beide lernen wir beſonders aus dem Kampfe kennen, den ſie unter Civilis Anführung mit den Römern ſo ehrenvoll beſtanden. Späterhin kommen ſie theils als handelnde, theils als ſeefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im 5. Jahrh. wurden die Bataver und im 6. die Belgier der fränkiſchen Herrſchaft unterworfen; die Frieſen aber ſehen wir erſt im 7. Jahrh. von den Franken beſiegt (ſ. die Art. Belgier, Bataver und Frieſen). Durch den Frieden zu Verdun 843 (ſ. Frankreich) wurden Batavien und Friesland zu dem neuerrichteten Königreich Deutſchland geſchlagen und durch Statthalter regiert, die in der Folge unabhängig wurden. Vom J. 1000 bis ans Ende des 11. Jahrh. zerfiel das Land in Herzogthümer, Grafſchaften und Reichsſtädte; Brabant oder Niederlothringen, und ſpäter auch Luxemburg, Limburg und Geldern werden auch Herzoge, Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingſchaft (Heerlykkeid); Utrecht ward ein Bisthum, welches ſeine weltliche Herrſchaft auch über Overyſſel und Gröningen erſtreckte. Unter allen dieſen Herrſchern waren die Grafen von Flandern die mächtigſten, und nachdem 1383 dieſe Grafſchaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, ſetzte ſich dieſes theils durch Heirathen, theils durch Gewalt, oder ſcheinbar freiwilligen Abſtand in den Beſitz der meiſten niederländiſchen Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne (ſ. d. Art.), fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; ſeine dem Kaiſer Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Oeſterreich, und Carl V., Maximilians Großſohn, in den Niederlanden geboren, vereinigte alle jetzigen ſiebenzehn Provinzen (1548) unter dem Namen des burgundiſchen Kreiſes mit dem römiſchen Reiche deutſcher Nation. Oſtfriesland blieb unter der Herrſchaft eigner Fürſten beim weſtphäliſchen Kreiſe.

2. Bis 1810, oder bis zur Vereinigung unter dem franzöſiſchen Kaiſerreiche. Unter Carls V. Regierung verbreitete ſich in den bataviſchen und belgiſchen Provinzen der Proteſtantismus, wiewol hart bedrückt; denn man rechnet die Zahl derer, die ſchon unter ſeiner Regierung in dieſen Ländern als Ketzer um's Leben gebracht wurden, auf 100,000. Immer hatten die Beherrſcher der Niederlande, ſelbſt Carl V., die Gerechtſame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Monarchen eine unerſchöpfliche Quelle reicher Beiſteuern geworden war; Carls Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundſätzen ſeines klügern Vorgängers. In Spanien geboren behandelte er die fernen Niederlande mit der größten Härte. Die alten heiligen Rechte der Provinzen taſteten ſeine Stellvertreter, und beſonders der grauſame Granvella freventlich an; durch die Inquiſition ſollte jede freie Religionsmeinung ausgerottet werden. Da erwachte der Grimm des freien Volkes; die große Anzahl gewerbfleißiger Manufaktur-, beſonders Wollarbeiter, flüchtete in andre Länder, vorzüglich nach England und Sachſen; der Adel trat zum Schutz ſeiner Rechte zuſammen, und die Nichtkatholiken feierten mit dem Trotze angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienſt öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es ſchon zu ſpät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löſchen; er ſollte alſo durch Gewalt gedämpft werden. Philipp ſandte den blutgierigen Alba, und unter ſeinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelſten des Volkes, Egmont und Horn. Nur

der kluge Prinz von Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewaffneter Hand zur Rache wieder zu erſcheinen, während Alba ſeiner fanatiſchen Wuth Tauſende opferte. Selbſt ſeines weiſen Nachfolgers Zuniga Mäßigung konnte, ſchlecht unterſtützt vom ſpaniſchen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der ſtaatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geſchlagen von Don Juan d'Auſtria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländiſches Recht. Sicher wäre früher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der niederländiſchen Provinzen verſchiedne Oertlichkeit, die Eiferſucht der Großen, deren jeder nur ſeine Zwecke erreichen wollte, und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Katholiken und Proteſtanten gegen einander den Sieg unendlich erſchwert. Zwar ſchloſſen ſich ſchon 1576 zu Gent faſt alle übrigen Provinzen dem offnen Aufſtande Hollands und Seelands an, allein die ausgezeichnete Gewandtheit des damaligen ſpaniſchen Statthalters, Prinzen von Parma, wußte die ſüdlichſten oder ſogenannten walloniſchen Provinzen zur Unterwerfung unter die ſpaniſche Herrſchaft zu vermögen, und bald auch Brabant und Flandern durch Gewalt der Waffen zu unterjochen, welches ihm durch die Flucht der aufgeklärteſten und einflußreichſten Einwohner, die ſich größtentheils nach Holland begaben, ſehr erleichtert ward. Erſt 1579 ſchloſſen die fünf nördlichen Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, die berühmte Union von Utrecht, wodurch ſie ſich von Spanien unabhängig erklärten. Ihnen trat 1580 Overyſſel und 1594 Gröningen bei. So entſtand die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlich, wenn gleich nicht mit ſtaatsrechtlicher Genauigkeit, nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und Einfluß vorherrſchenden Provinz Holland genannt. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord im J. 1583 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußſtapfen. Seine Siege bei Nieuport und im Brabantiſchen, der niederländiſchen Admirale kühne und ſiegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien und Philipps II. Schlaffheit, führten im J. 1600 den ruhmvollen antwerper Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, ehe ihre errungne Freiheit durch den weſtphäliſchen Frieden ganz geſichert wurde, den furchtbaren dreißigjährigen Krieg noch mit durchkämpfen. Holland bot, während Religionswuth faſt alle europäiſche Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten eine ſichre Zuflucht. Alle Religionen wurden geduldet. Für die ſich immer mehr anhäufende Menſchenzahl mußte Erwerb jenſeit des Weltmeers geſucht werden. Aus Noth erſt glückliche Korſaren gegen des ſpaniſchen Tyrannen Geſchwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchſchwärmten und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abſchreckend war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Liſſabon fiel in ihre Hände, und ſo wurden die vereinigten Niederlande in der Mitte des 17. Jahrh. der erſte Handelsſtaat und die erſte Seemacht der Erde; denn mit etwa 100 Kriegsſchiffen trotzten ſie damals jeder nebenbuhleriſchen Gewalt, während England ſowol als Frankreich, kurzſichtig für ihren eignen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten ſpaniſchen Rieſenreichs frohlockten. Die oſtindiſche Geſellſchaft eroberte Inſeln und Königreiche in Aſien mit einem Fonds von nur 6,459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb ſie den Handel nach dem ſonſt unzugangbaren China und ſogar nach Japan. Mit

allen Erzeugniſſen der Gewürzinſeln verſorgte ſie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelſteine des Orients gingen gleichſam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die weſtindiſche Compagnie nicht gleich kommen; denn als dieſe geſtiftet wurde, war Englands und Frankreichs Eiferſucht ſchon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange ſein altes Uebergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten ſiegreich, und ſelbſt jener ſtolze Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Republikaner ſo ernſt und tief angelegt hatte, mußte endlich erſchöpft den Frieden erbitten. Aber dieſe Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitiſche, zu thätige Theilnahme am ſpaniſchen Erbfolgekriege erſchöpften Holland, während republikaniſche Eiferſucht gegen das Streben des Hauſes Oranien zur Herrſchaft im Lande ſelbſt unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkrieges anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit, zur Befolgung echt politiſcher Grundſätze gelangen. Seit Moritzens und Oldenbarnevelt's Zeiten hatten ſich die beiden Hauptparteien, die oraniſche und die ſtaatsgeſinnte oder antioraniſche, allmälig in verſchiedenartige Abſchattungen zertheilt, deren Führer durch eigennützige Abſichten geleitet wurden. Aus gleichen Antrieben ward die Religion mit in's Spiel gemiſcht, und in der Regel waren die ſtrengen Calviniſten oraniſch, die Andersdenkenden ſtaatsgeſinnt; daher die häufigen Staatsumwälzungen, welche bald durch die Anmaßungen einiger Statthalter, bald durch den aufgewiegelten Pöbel veranlaßt wurden, und denen ſtets entweder Druck durch Willkür oder unglücklich geführte Kriege vorangingen. Dies hatte ſich ſchon in den Jahren 1618, 1672 und 1702 bewahrheitet und beſtätigte ſich 1747. Das Haus Oranien ſiegte in dieſem Jahre über die republikaniſche Partei. Es gelang ihm, die Statthalterwürde für alle ſieben Provinzen auf männliche und weibliche Nachkommen erblich zu machen. Die ſpaniſchen oder katholiſchen Niederlande waren inzwiſchen der unſelige Zankapfel geweſen, um den ſich Oeſterreich und Frankreich zwei Jahrhunderte hindurch ſtritten. Endlich ſah ſich Spanien genöthigt, durch den pyrenäiſchen Frieden 1659, und durch den aachner 1668, an Frankreich ganz Artois, einige Plätze von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg abzutreten, welche Länder ſeitdem die franzöſiſchen Niederlande genannt wurden. Durch den Frieden von Utrecht, welcher den ſpaniſchen Erbfolgekrieg 1718 endigte, kamen die ſpaniſchen Niederlande wieder an das Haus Oeſterreich, welches ſie bis zur franzöſiſchen Revolution beſaß, obgleich ſie ſich gegen Joſeph II., vornehmlich unter van der Noot, empörten. Dieſer Monarch brach 1782 den ſogenannten Barrieretraktat von 1715, welcher der Republik der vereinigten Niederlande das Beſatzungsrecht in einigen belgiſchen Feſtungen an der franzöſiſchen Grenze einräumte; er nöthigte die holländiſchen Beſatzungen zum Abzuge und ließ jene Grenzfeſtungen größtentheils ſchleifen, was in der Folge den Franzoſen die Eroberung Belgiens (1792 und 1794) ſehr erleichterte, welches ihnen 1797 im Frieden von Campo Formio abgetreten wurde. Immittelſt waren in der Republik der vereinigten Niederlande die innern Gährungen nicht unterdrückt. Die Antioranier oder Staatsgeſinnten, durch die Erblichkeitserklärung der oraniſchen Statthalterwürde keineswegs vernichtet, hoben 1786, von ihren Gegnern jetzt Keeſen (Spitzhunde) geſcholten, auf's neue ihr Haupt empor. Die Händel von 1781 mit dem Herzog Ludwig von Braunſchweig, der ſeit 30 Jahren Feldmarſchall der vereigten Niederlande geweſen war und eine Zeit lang die Vormundſchaft über den Erbſtatthalter Wilhelm V. geführt hatte,

waren nur Vorſpiele des wüthendenden Kampfes, der nun entſtand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen Schweſter, rief, beleidigt von heftigen Patrioten, des Bruders Schutz an; ein preußiſches Heer von 25,000 Mann erſchien, um den Hohn zu beſtrafen und Wilhelms V. Rechte zu ſichern. Vergeblich war der Patrioten übel geleiteter Widerſtand. Nach dem Sturme von Amſtelveen fiel Amſterdam in die Gewalt der Preußen. Das Uebergewicht der ſtatthalteriſchen Partei war entſchieden, und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauſes Oranien beſtätigt. Die antioraniſche Partei war indeſſen auch jetzt nur eingeſchüchtert, nicht aufgelöſt, noch weniger war ihr alter Haß beſänftigt. Als daher 1794 die Fahnen des republikaniſirten Frankreichs ſiegreich an Hollands Grenzen wehten, erhoben ſich alle Mißvergnügte mit Ungeſtüm. Pichegru eroberte Holland leicht, durch den ſtrengen Winter von 1795 und durch die den Franzoſen günſtige Volkspartei unterſtützt. Der Erbſtatthalter floh mit ſeiner Familie nach England, und es entſtand die bataviſche Republik (16. Mai 1795). Die bisherige Provinzialabtheilung ward in einen einzigen Freiſtaat verſchmolzen, die Macht der Geſetzgebung, nach franzöſiſchem Muſter, einer ſtellvertretenden Verſammlung, und die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Die neue Republik mußte einige ſüdliche Landſtriche, namentlich Maſtricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern, an Frankreich abtreten, ſich mit dieſem Reiche durch eine beſtändige Allianz verbinden, eine Summe von 100 Millionen Gulden an daſſelbe entrichten, und den franzöſiſchen Truppen die Beſetzung ihres Gebietes verſtatten. Dieſe aufgedrungne Verfaſſung mußte nach ſechsjährigem Beſtande ſchon wieder geändert werden (d. 18. Okt. 1801). Man theilte die Republik wieder in ihre alten ſieben Provinzen und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungsperſonale, verminderte die geſetzgebende Verſammlung auf 35 Abgeordnete und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von zwölf Männern. Allein trotz dieſen Veränderungen ſah die bataviſche Republik, unfähig, mit dem geringen Ueberbleibſel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Kolonien verheert, ihren Handel auf bloße Küſtenfahrt und auf den innern Verbrauch beſchränkt und die Bank von Amſterdam bis zur Vernichtung erſchüttert. Ueberdies raubte ihr der Friede von Amiens 1802 eine der reichſten ihrer Kolonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einer beſſern Zukunft erwacht, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien mit fortgeriſſen wurde. Surinam und das Kap fielen in der Britten Hände, brittiſche Schiffe blockirten Hollands Küſten, und ſo ſchien der letzte Nerv des holländiſchen Wohlſtandes zerſchnitten zu ſein. Zum dritten Male (29. April 1805) mußte die holländiſche Staatsverfaſſung umgeändert werden. Nun ſollten acht Departements und ein geſetzgebendes Korps von 19 Mitgliedern mit einem auf fünf Jahre erwählten Rathspenſionär (Schimmelpenninck), der die vollziehende Gewalt handhabte, beſtehen; ihm ward ein Staatsrath von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben, und fünf Miniſter beſorgten die Geſchäfte. Der Penſionär erhielt eine unbeſtimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenſchaft abzulegen brauchte. Doch war ſelbſt Schimmelpenninck's Tugend in dieſem Sturme unvermögend ein Vaterland zu retten, welches durch den Verluſt ſeiner alten Selbſtſtändigkeit und ſeiner mannichfaltigen Hülfequellen ſchon an den Rand eines unabwendbaren Verderbens gebracht war. In ſolcher Noth

ſchien die einzige Hülfe zu ſein, Holland dem franzöſiſchen Reiche gänzlich einzuverleiben. Der Schritt, lange vorbereitet, geſchah im J. 1806. Man trug dem Bruder des Kaiſers, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Beſitz unter dem Titel eines ſouveränen Königreichs an (der Antrag holländiſcher Seits war abſolut erzwungen), und am 5. Jun. 1806 ward er als König von Holland ausgerufen. Der mit Frankreich den 24. Mai deswegen geſchloſſne Vertrag beſagte: Louis Napoleon ſolle erblicher, conſtitutioneller König von Holland, und ſeiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenſchaft der Thron geſichert ſein; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf Einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich und mit allen ſeinen Kindern dem franzöſich-kaiſerlichen Familienſtatut unterworfen. In Holland beſaß er ohne Einſchränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärſtellen, das Begnadigungsrecht und die ausſchließliche Regierung der Kolonien. Auch ward ein Staatsrath errichtet von 13 Mitgliedern, worunter vier Staatsminiſter. Das geſetzgebende Korps beſtand aus 30 Mitgliedern, und dabei war feſtgeſetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber Holland ward als Königreich nicht glücklicher; es blieb ausgeſchloſſen von Frankreichs Handelsvortheilen und mußte doch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsſchuld wuchs auf 1200 Millionen Gulden; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Faſt alle Quellen des ehemaligen Wohlſtandes waren jetzt verſtopft; und als Napoleons Dekret vom 11. Nov. 1807 aus Mailand erſchien, als der Tarif von Trianon mit ſeinen ſchrecklichen Folgen eintrat, da war Holland's Handel vollends verloren. Es erhielt 1807 zwar Oſtfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwiſchen der franzöſiſchen Grenze und der Maas gelegne Gebiet nebſt einem Theile von Seeland mit den Feſtungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbuſch, Gertruidenburg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oeſterreich, 1809, brachte jene bekannte Landung der Engländer auf Seeland (Walcheren) hervor, die Hollands Verderben nur beſchleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 ſtand die ganze Gegend von Emmerich bis Dortrecht und Rotterdam, 50 Q. M. Landes, unter Waſſer, über 300 Menſchen verloren ihr Leben in den Fluthen, und mehrere Tauſend Stück Vieh, viele Häuſer und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeſchwemmt. Umſonſt waren die Anſtrengungen des guten (aber ſchwachen) Königs, das allgemeine Elend zu mildern; um ſo mehr nach der engliſchen Landung, da er die Freundſchaft ſeines Bruders verlor. Die Spannung wuchs, und der pariſer Vertrag vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenige Wochen auf. Ludwig, um nicht das Land in ſeine perſönliche mißliche Lage zu verwickeln oder einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, deſſen Folgen ſich mit Gewißheit vorherſehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunſten ſeines älteſten unmündigen Sohnes nieder (1. Juli 1810), und begab ſich in's öſterreichiſche Gebiet als einfacher Privatmann. Napoleon erkannte jedoch ſeines Bruders Verfügung nicht an. Schon am 4. Juli beſetzten franz. Truppen Amſterdam, und durch das kaiſerliche Dekret vom 10. Juli 1810 ward Holland mit dem franz. Reiche vereinigt, Amſterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben, die Zahl der Senatoren aufs ſechs, der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf ſechs, der Richter im Caſſationshofe auf zwei, und der Deputirten im ge-

ſetzgebenden Körper auf 25 beſtimmt. Die Officiere der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militär, in kaiſerlich franzöſiſche Dienſte; die Zinſen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel herabgeſetzt, und d. r Erzſchatzmeiſter des Reichs, Herzog von Piacenza (Le Brun) erſchien als des Kaiſers Stellvertreter in Amſterdam, um bis zum 1. Januar 1811, wo die ganze Verfaſſung nach franzöſiſchem Muſter geformt ſein ſollte, das Land zu verwalten. Die holländiſchen Departements, welche früher ſchon unter dem Königthum geſchaffen waren, bildeten nun zwei neue Militärdiviſionen, die Konſkription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobnen Mannſchaft zum Land-, die andre Hälfte zum Seedienſte beſtimmt. 3. Bis 1815, oder bis zur Vereinigung der Niederlande unter der Herrſchaft des Hauſes Oranien. So waren alſo die ſämtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande unter der nämlichen Herrſchaft mit Frankreich vereinigt. Allein dieſer (durch die Umſtände unglückliche) Zuſtand dauerte nur bis zum Ende des J. 1813. Napoleons Beſiegung bei Leipzig änderte das Schickſal Belgiens und Hollands; die Heere der Verbündeten rückten gegen Frankreich vor; ein vereinigtes preußiſch-ruſſiſches Armeekorps, unter dem Gen. Bülow ward von der Nordarmee gegen die Niederlande abgeſchickt, und eine unter dem Gen. Graham aus England übergeſchiffte Truppenabtheilung ſchloß ſich demſelben an. Am 20. Nov. 1813 erließ der General Bülow eine Auffoderung an die Holländer, mit den Verbündeten gemeinſchaftlich gegen die Franzoſen zu handeln. Schon am 18. d. M. hatte Gysbrecht Carl van Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoraniſchen Partei, eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788 bis 1795 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in ſeiner Wohnung verſammelt und ſie zu überreden geſucht, ſich einſtweilen als die ehemaligen Generalſtaaten zu konſtituiren; allein keiner wagte ſelbſt Hand anzulegen. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeſchloſſenen Männer ein, welche die Zügel des Staates in den J. 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioraniſch auch in frühern Zeiten geſinnt, ſich jetzt dem altrepublikaniſchen oraniſchen Syſteme gern angeſchloſſen hätten, wären ſie nicht durch die erſte Ausſchließung mißtrauiſch geworden. Nach zwei mißlungenen Verſuchen ernannten die 17 zuerſt Verbündeten, unter denen ſich der Graf Limburg-Styrum, die Herren von Perponcher, Fagel und Changuion, die Generale Sweerts, van Landas und de Jonge, der Profeſſor Kemper und der Advokat Fannius Scholten auszeichneten, aus ihrer Mitte in den Perſonen der Herren Gysbrecht van Hogendorp und des Freiherrn v. d. Duyn v. Maasdam, eines freiſinnigen, redlichen Mannes, ein Duumvirat, welches als proviſoriſche Regierung das Staatsſchiff der verjüngten Republik vor dem Untergange bewahren ſollte, bis der Prinz von Oranien aus England, wohin am 19. Nov. die Herren von Perponcher und Fagel, ihn einzuladen, abgeſandt waren eingetroffen ſein würde. Die zwei Männer verſäumten nichts, um das angefangne Werk zu vollenden. Sie ſandten einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Gen. von Bülow nach Münſter und nach Frankfurt a. M. zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftige Unterſtützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beſchloſſen; ſie ſuchten das mächtige Amſterdam durch ihre Kommiſſarien Kemper und Scholten zu einer offnen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des franzöſiſchen Hauptquartiers zu Utrecht, unter dem Gen. Molitor, noch nicht die gewünſchte Ausdehnung erhielt, wohl aber die größte Anhänglich-

keit für das Haus Oranien ausſprach. Der langerſehnte, am 30. Nov. jubelnd im Haag empfangne Erbſtatthalter verweilte nur einen Tag daſelbſt und kam bereits im December in Amſterdam an, einer Stadt, deren öffentliche Meinung er mit Recht als den Barometer der allgemeinen politiſchen Stimmung anſah. Allein ſchon war es zu ſpät, um die nicht mehr verborgnen Abſichten einiger Wenigen mit dem wahren Volksgeiſte vergleichen zu können. Die Kommiſſarien des Duumvirats (Kemper und F. Scholten) hatten, man glaubte aus eigner Bewegung — eine Proklamation erlaſſen, welche ſich mit der Erklärung endigte: „Niederland iſt frei, und Wilhelm I. iſt der ſouveräne Fürſt dieſes freien Landes." Der rechtſchaffene Fürſt weigerte ſich anfangs ernſtlich der unberathnen Proklamation ſich zu fügen, und erſt nachdem bei den erhitzten Köpfen alle ſeine Gegenvorſtellungen umſonſt geweſen waren, willigte er in den ohne die mindeſten Einſchränkungen ihm gemachten Antrag nur unter der Bedingung ein, daß dieſe Machtertheilung durch eine Staatsverfaſſung gemildert würde, welche" — dies waren des Fürſten denkwürdige Worte, — „die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürge, und es gegen jeden Eingriff in dieſelben ſicher ſtelle." Eine Kommiſſion von 14 Mitgliedern, unter denen ſich die bisherigen Zweimänner befanden, ward mit dem Entwurfe dieſer Staatsverfaſſung beauftragt, welcher jedoch die Erwartungen unbefangner und einſichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz erfüllte. Mehr als ein Dritttheil umfaßte die Rechte und Vorzüge des regierenden Hauſes; die hauptſächlichſten ſtaatsbürgerlichen Einrichtungen, namentlich die der Provinzialſtände, wurden auf beſondre, ſpäterhin zu erlaſſende Verfügungen verwieſen, und ſo wenig die Grundſätze der Rechtspflege, als die der Finanzen, erſchöpfend aufgeſtellt. Zwar ward dieſer erſte Entwurf vor der Abſtimmung öffentlich bekannt gemacht; allein durch die Beſtimmung, welche aus der Verſammlung der aus allen Departements der ehemals vereinigten Niederlande zur Abſtimmung zuſammenberufnen 600 Notabeln alle Bemerkungen und Unterſuchungen verbannte, ward jede Vervollkommnung der Conſtitution ausgeſchloſſen. Von den einberufnen Notablen erſchienen nur 475. Unter den fehlenden 125 fanden ſich ausgezeichnete Männer, die ſich zum Theil jene bloß bejahende oder verneinende Abſtimmungsweiſe nicht gefallen laſſen wollten, zum Theil ſich auch nicht berechtigt glaubten, ohne ausdrückliche Vollmacht, oder ohne den laut ausgeſprochnen Willen der geſammten Nation über die Veräußerung und Uebertragung der Souveränetät ein Gutachten abzugeben. Unter den Erſchienenen gaben manche nur bedingt ihre Zuſtimmung, die ohne Beifügung der Bedingung niedergeſchrieben ward. Das ſchlüſſige Ergebniß war, daß ſich von den Stimmenden nur 26 unbedingt gegen den Verfaſſungsentwurf erklärten, welcher daher durch eine Mehrheit von 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Beſchluß des wiener Congreſſes wurden die ehemaligen belgiſchen Provinzen mit den vereinigten Niederlanden verbunden. Beide zuſammen ſollten nun das Königreich der Niederlande bilden, und der ſouveräne Fürſt wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch ward ihm zur Entſchädigung für die in Deutſchland abgetretnen naſſauiſchen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums überlaſſen, doch ſo, daß dieſes Land zu den Staaten des deutſchen Bundes gehören ſollte; und der König der Niederlande hat daher auch, als Großherzog von Luxemburg, eine Stelle (die 11.) in der Bundesverſammlung und im Plenum drei Stimmen. Da jedoch nach dem

Vertrage des Wiener Congreſſes vom 31. Mai und der Schlußakte vom 9. Jun. 1815 dies Großherzogthum nach dem Tode des jetzigen Königs ſowol dem Prinzen Friedrich von Oranien, jüngerm Bruder des Kronprinzen, als letzterm zufallen kann, und in einem Zuſatze zum dritten Artikel des erwähnten Vertrags dem Könige ausdrücklich freigeſtellt iſt, wegen der Erbfolge in das Großherzogthum diejenigen Familieneinrichtungen unter ſeinen Söhnen zu treffen, welche er dem Wohl der Monarchie und ſeinen väterlichen Abſichten am angemeſſenſten hält, ſo ſcheint die Meinung, daß Luxemburg nur einſtweilen als einverleibter Theil des neuen Königreichs angeſehen werden könne, nicht ohne Grund zu ſein. Dieſen Beſitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt. 4. Seit 1815. Am 8. Juni 1815 trat der König dem deutſchen Bunde bei. Die Einverleibung ſo vieler Provinzen, bewohnt von Völkerſchaften, die, wenn gleich alterthümlich von einerlei Urſprung, dennoch an Sitten, Gewohnheit und Religionsgrundſätzen ſehr von einander abweichen, machte natürlicher Weiſe eine Nachſicht und Abänderung der einjährigen Verfaſſung nothwendig. Dem 143. Artikel derſelben zu Folge wurden zu dem Ende die 55 Mitglieder der Generalſtaaten durch die Provinzialſtände verdoppelt, um ſich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ihren Beſchluß darüber zu faſſen, welchen der Fürſt nachher noch zu beſtätigen hatte. Zur Abſtimmung über den neuen Verfaſſungsentwurf ward, nachdem der König die vorgeſchlagnen Abänderungen genehmigt hatte, in Brüſſel eine Verſammlung von Notablen zuſammemberufen, unter denen ſich aus den neuen ſüdlichen Provinzen eine weit größre, ihrer Bevölkerung angemeßnere Anzahl befand, von welchen jedoch $\frac{1}{6}$ ausblieb, ſo daß die Geſammtheit der Erſchienenen ſich auf 1323 belief, wovon 527 für, und 796 gegen die Verfaſſung ſtimmten; allein man fand, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, ſondern auch 126 derſelben bloß aus Religionsgründen die Verwerfung ausgeſprochen hatten. Letztre, nebſt den 280 Ausgebliebnen fand man für gut, zu den Einſtimmenden zu zählen, und hierdurch eine Mehrheit für die neue Verfaſſung herauszubringen, welche am 24. Auguſt für angenommen erklärt wurde. Am 11. Oct. wurde zwiſchen dem König der Niederlande und Oeſterreich ein Vertrag wegen belgiſcher Staatsſchulden geſchloſſen. In dem zweiten pariſer Frieden (20. Nov. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen öſterreichiſchen Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralerzeugniſſen ergibigen Landſtrich zwiſchen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, deſſen Verluſt von den Einwohnern der niederländiſchen Provinz Hennegau und insbeſondre der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Feſtungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt dieſes die Souveränetät über das kleine jetzt unter der Mediatherrſchaft des Fürſten von Rohan Monthazon ſtehende Herzogthum **Bouillon** (ſ. d. Art.) zwiſchem Luxemburg und Champagne. Durch den Staatsvertrag mit England von 29. Oct. 1814 wurden Wilhelm I. gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Kolonien Demerary, Eſſequebo und Berbice, die ſämmtlichen übrigen Kolonien, welche Holland vor 1794 in Aſien, Afrika und Amerika beſeſſen hatte, zurückgegeben. Am 17. Mai 1816 verband ſich eine niederländiſche Flotte unter dem Admiral van der Capellen mit der engliſchen unter Lord Exmouth in

der Bai von Algier und erkämpfte mit dieſer wichtige Bedingungen von dem Dey von Algier. Am 25. wurde zu Sevenaer zwiſchen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Uebereinkunft wegen Abtretung eines Landſtriches an den letztern geſchloſſen. Den 21. Jun. 1816 trat der König der Niederlande dem heiligen Bunde bei. Der Mangel an Gemeinſinn unter den Bewohrern der neuen Monarchie zeigte ſich bei mehrern Veranlaſſungen auf eine unverkennbare Weiſe, und würde ohne die ruhmwürdige Mäßigung und Feſtigkeit des Königs vielleicht zu ernſten Ausbrüchen gekommen ſein. Die unbeſchränkte Geiſtesbeherrſchung, welche die belgiſche Geiſtlichkeit, abhold dem nicht katholiſchen Herrſcherſtamme, ſelbſt über die höhern Klaſſen ausübt, die wechſelſeitige Abneigung zwiſchen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalte des Hofes in Brüſſel und die ſeit Errichtung der Monarchie in den nördlichen Provinzen bemerkbar gewordne Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauſes in Altoranier oder Freunde des erbſtatthalteriſch-republikaniſchen Syſtems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt beſtehenden Monarchie, wohin beſonders die Mehrheit des Adels und das Militär gehört; dies Alles ſind Veranlaſſungen zu manchen innern Unzufriedenheiten, welche jedoch von dem immer allgemeiner werdenden Vertrauen in die Perſönlichkeit und in die milden, verſöhnenden Regierungsgrundſätze des Königs in Schranken gehalten werden, bei allen unbefangnen, ordnungsliebenden Niederländern aber den Wunſch veranlaſſen, dies treffliche Syſtem auf den Thronfolger übergehen und die unlängſt Statt gefundnen Mißhelligkeiten in der königlichen Familie nie wiederkehren zu ſehen. Die neueſten äußern Staatsverhältniſſe des Königreichs ſcheinen bis jetzt noch nicht erwünſcht zu ſein. Noch iſt die Minderung der Handels-Abhängigkeit der Niederlande von England nicht abzuſehen. Die Abtretung der holländiſchen Kolonien in Weſtindien, Berbice, Demerary und Eſſequebo, war eben ſo ſehr gegen den Willen des Königs, als die unverhältnißmäßigen Koſten des Kriegsbauweſens der ſüdlichen Feſtungen und des mehr, als nachdrücklich empfohlnen, überſpannten Kriegsetats, deſſen Verminderung daher der König, mancher Einwendungen ungeachtet, neuerlich durchgeſetzt hat. Durch die Vermählung des Kronprinzen mit einer Prinzeſſin von Rußland ſind Verhältniſſe mit dieſem Reiche erwachſen, die während der Lebensdauer Alexanders, trefflich unterſtützt durch ſeinen redlichen und einſichtsvollen Geſandten, den General von Phull, nicht anders, als wohlthätig ſein konnten, und bei verſchiednen Gelegenheiten wirklich geweſen ſind. Ob für die Zukunft ein näheres Anſchließen an Rußland, vorzüglich auch als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß, den Niederlanden zuträglich ſei, darüber ſind die Meinungen getheilt, und nur die fernere Geſtaltung des Syſtems der europäiſchen Politik vermag darüber zu entſcheiden. Nicht erheblich ſind die Verhältniſſe der Niederlande zum deutſchen Bunde in Mitrückſicht auf die ungewiſſen Beſtimmungen Luxemburgs. Doch zeichnete ſich auf dem Bundestage der niederländiſche Geſandte, der verdienſtvolle Freiherr von Gagern, durch freiſinnige Grundſätze und Sprache aus, und ſein Nachfolger (von Grüne) ſcheint in ſeine Fußtapfen zu treten. Mit Oeſterreich haben die Niederlande keine unmittelbare Berührungspunkte, indem das vormalige belgiſche Schuldenweſen durch genaue Beſtimmungen geregelt iſt, und die nicht ſehr erheblichen, wechſelſeitigen Handelsverhältniſſe ziemlich paſſiv unterhalten werden. Mit Preußen beſteht eine anſcheinende Freundſchaft. Frankreichs dermalige Lage, welche für jetzt noch jede

drohende Haltung ausſchließt, macht die politiſchen Verhältniſſe dieſes Landes mit ſeinem neuen königlichen Nachbar in dieſem Augenblicke noch nicht ſehr bedeutend, und wenn nicht der Aufenthalt einiger Buonapartiſten im ehemaligen Belgien und die niederländiſche Preßfreiheit einige Unzufriedenheit bei Ludwig XVIII. erweckt hätte, ſo würden ſie ſich lediglich auf einige Handelsgegenſtände oder bloße Förmlichkeiten beſchränkt haben, indem das auf andern Wegen eingeleitete Liquidationsweſen nicht dahin gehört. Mit Schweden und Dänemark ſind die Staatsverhältniſſe, ſo wie mit Spanien und Portugal bloß mercantiliſch. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ward der niederländiſche Geſandte, der freiſinnige Changuion, den wir oben als thätigen Beförderer der jüngſten vaterländiſchen Staatsumwälzung kennen lernten, mit ganz beſondrer Auszeichnung aufgenommen, und ſeine unerwartet ſchnelle Zurückberufung wird dem Anbringen des engliſchen Miniſteriums zugeſchrieben, welches ſeinen perſönlichen Einfluß auf die Begünſtigung des Vortheils der Niederlande gefürchtet haben ſoll. Am ſchwierigſten ſind die politiſch-religiöſen Verhältniſſe mit dem römiſchen Hofe; Belgiens Geiſtlichkeit wird durch ihren Einfluß um ſo gefährlicher, je mehr ſie ſich in Rom unterſtützt glaubt. So weigerte ſich der nur verſtorbne Biſchof von Gent, Prinz Broglio, der Beſchwörung der neuen Staatsverfaſſung und des vorgeſchriebner Kirchengebetes für den König. Allein durch die Feſtigkeit der Regierung, welche das gegen den Flüchtigen ausgeſprochne Strafurtheil durch Scharfrichters Hand öffentlich anſchlagen ließ, auf der andern Seite gemildert durch die Gewandtheit und Vorſicht des zur Leitung der Verhältniſſe mit dem römiſchen Hofe gewählten Staatsmannes, ward bis jetzt jeder Ausbruch von Mißhelligkeiten vermieden und man ſieht dem Abſchluſſe eines Concordats entgegen. Eine Fortführung der politiſchen Geſchichte der Niederlande wird man in der neuen Auflage dieſes Werks erhalten. II. Geographiſch-ſtatiſtiſcher Zuſtand der Niederlande. Das Königreich der Niederlande macht gegenwärtig einen völlig gerundeten Staat aus, beſtehend aus den unter Carl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Unterabtheilung und Begrenzung. Die ehemalige Grafſchaft Zütphen iſt mit Geldern, die Herrſchaft Mecheln mit der Markgrafſchaft Antwerpen zuſammengeſchmolzen und die Grafſchaft Artois war ſchon im pyrenäiſchen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Dagegen ſind Brabant und Flandern wegen ihres Umfanges in Nord- und Südbrabant, Oſt- und Weſtflandern getheilt; die Landſchaft Drenthe, ſonſt zu Gröningen gehörig, iſt eine eigne Provinz geworden. Die Provinz Holland iſt zwar in ihrer innern Verwaltung in zwei Theile, Süd- und Nordholland, geſondert, bildet aber in ſtaatsrechtlicher Hinſicht nur Eine Provinz. Im ehemaligen Belgien hat man bei der Provinzialrechnung die vorgefundnen franzöſiſchen Departementsgrenzen zum Grunde gelegt. Die jetzigen Provinzen haben verfaſſungemäßig folgende Ordnung: 1. Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant), 2. Südbrabant (ehemaliges Depart. der Dyle), 3. Limburg (Depart. der Niedermaas nebſt einem Theile des Roerdepart.), 4. Geldern, 5. Lüttich (Depart. der Ourthe), 6. Oſtflandern (Depart. der Schelde), 7. Weſtflandern (Depart. der Lys), 8. Hennegau (Depart. von Jemappes), 9. Holland, 10. Seeland, 11. Namur (Depart. der Sambre und Maas mit Ausnahme von Luxemburg), 12. Antwerpen (Depart. der beiden Nethen), 13. Utrecht, 14. Friesland, 15. Oberyſſel, 16. Gröningen, 17. Drenthe. Nach amtl. Angaben vom J. 1820 enthält das Kö-

nigreich mit Luxemburg 1223 geogr. Q. M., auf welchen 5,459,600 Einw. am Ende des J. 1818 lebten, alſo im Durchſchnitt 4428 Seelen auf die Q. M. Das Königreich mit Einſchluß Luxemburgs grenzt in Süden und Südweſten an Frankreich, in Oſten an Deutſchland, namentlich an die preußiſchen Rheinprovinzen, und das Königreich Hannover, in Norden und Weſten an die Nordſee. Es erſtreckt ſich von 49°, 30′ bis 53° 45′ n. B. und von 19° 20′ bis zu 25° 48′ w. L. Die Geſtaltung des Bodens iſt größtentheils in Nordweſten ſehr niedrig, wo der Rhein, die Maas und Schelde, ſich in's Meer ergießen. Der Rhein, ehemals bei Schenkenſchans, jetzt durch den ſogenannten Kanal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einſtrömend, theilt ſich unmittelbar in zwei Arme, den ſüdlichen, die Waal, ſchon zu Cäſar's Zeiten unter den Namen Vahalis bekannt, und den nördlichen, der den Namen Rhein behält. Aus letzterm führt ein Kanal, merkwürdig durch ſeinen Urheber, dem römiſchen Feldherrn Druſus, in die aus dem Münſterſchen kommende alte Yſſel, der, unter dem allgemeinen Namen der Yſſel mit dieſem Fluſſe vereinigt, zwiſchen Zütphen, Overyſſel und der Velüwe hin, in den Zuyderſee ſtrömt. Der jenſeits Arnheim weſtwärts fließende Rhein nimt bei Wyk te Duurſtede den Namen Leck an; ein kleines Gewäſſer, welches dort mittelſt einer Schleuſe mit dem Leck Gemeinſchaft hat, erhält hier den Namen des krummen Rheins und zwiſchen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins. Vormals war dies die Hauptmündung, die ſich bei Katwyk ins Meer ergoß; doch nachdem die furchtbare Ueberſchwemmung vom J. 860, welche auch wahrſcheinlich den größten Theil der Dünen aufwarf, dieſen Arm verſandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewäſſer auf, und der ſogenannte alte Rhein ward zum inländiſchen Kanal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland ſeiner überflüſſigen Gewäſſer zu entlaſten, dachte man ſchon vor länger als zwei Jahrhunderten auf die Herſtellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erſt 1804 kam dies äußerſt ſchwierige Unternehmen zu Stande, welches in drei Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieſes Stromes unter dem Namen der Vechte in die Zuyderſee. Die Maas bekommt nach ihrer Vereinigung mit einem Arme der Waal den Namen Merwe, welche den andern Arm der Waal und den Leck aufnimt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verſchlungen und benannt wird und endlich bei Briel in einer anſehnlichen Breite in die Nordſee ſtrömt. Die Schelde trägt bei Antwerpen ſeit 1795, nachdem ſie faſt zwei Jahrhunderte lang der Schiffahrt vertragsmäßig verſchloſſen geweſen, auf ihrem breiten Fahrwaſſer wieder die größten Schiffe aller Nationen, vertheilt ſich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 Fuß beträgt, in zwei Arme (die Oſt- und Weſtſchelde), welche Seeland umfaſſen und ſich in mächtiger Breite beinahe unvermerkt mit der Nordſee vermiſchen. Auch die Ems und Moſel berühren einen kleinen Theil des Landes. Außerdem iſt das Land von zahlreichen Nebenflüſſen durchſchnitten, welche meiſtens mit Barken, von Pferden gezogen (Trekſchuitten), beſchifft werden, und worin ſich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwäſſerung urbar gemachte Ländereien) des zuſtrömenden Waſſers durch Schöpfmühlen entlaſten. Unter den Kanälen des ehemaligen Belgiens ſind bemerkungswerth: der Kanal von Mons nach Condé, eröffnet am 27. Nov. 1814; er verbindet Mons mit der Schelde und iſt für die Ausfuhr der Niederlande von Wichtigkeit; ferner der Nordkanal, der die Schelde mit dem Rhein verbinden und ſich von

Antwerpen über Venloo und Neuß erſtrecken ſollte, und von welchem der Theil, welcher die Schelde und Maas verbindet, vollendet iſt. Durch das Zuſtrömen der Gewäſſer, insbeſondre des Rheins und der Maas, ſind beſonders Geldern und Holland faſt jährlich Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überſtrömend, ganze Landſtriche mit Waſſer und Sand bedecken und nicht ſelten auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar machen. Noch gefährlicher iſt den Seeprovinzen: Holland, Seeland, Friesland und Gröningen die Nordſee, welche höher iſt als das Land. Theilweiſe wird dieſe Gefahr durch eine Reihe von Sandhügeln (Dünen), 14 bis 30 Klaftern hoch, die ſich von Dünkirchen (im franz. Flandern) bis an den Texel erſtrecken, gemindert; die übrigen Seeküſten müſſen durch hohe, äußerſt koſtſpielige Seedeiche geſchützt werden, deren Unterhaltung allein längs der Weſtküſte der Süderſee und der Nordküſte des Y von Wiringerward bis Beverwyk in 55 Jahren (von 1732 bis 1788) 18 Millionen 571,000 Gulden gekoſtet hat. Hierunter ſind die Deiche der Süd- und Oſtküſte dieſes Meerbuſens, ſo wie die von Gröningen, Friesland, Seeland und Südholland nebſt allen Flußdeichen nicht mitbegriffen. Im J. 1816 wurden fünf Millionen Gulden auf den Waſſerbau in jenen Gegenden verwendet. Die niedrigſten Gegenden ſind Gröningen, Friesland, Holland, Seeland und Weſtflandern. Durch Hennegau, Namur und Luxemburg erſtreckt ſich aus Frankreich her der Ardennerwald. Auch Limburg enthält einige Berge, und Brabant nebſt Oſtflandern mehrere hohe Waldgegenden. Die Mitte der Niederlande iſt eine Fortſetzung der großen, ſandigen Heide, die ſich von der Oſtſee durch Brandenburg, Lüneburg und Weſtphalen bis an die Schelde erſtreckt, durch die fruchtbare Betüwe unterbrochen wird, ſich dann aber wieder über Nordbrabant ausdehnt. Südwärts erſtreckt ſich das aus Heide, Sand und Moraſt beſtehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Biſthum Lüttich. Die fruchtbarſten Gegenden ſind: an Getreide: Flandern, Südbrabant, Seeland und Geldern; an Wieſen und Viehweiden: Holland, Friesland und Gröningen. Das Klima iſt in den höher liegenden ſüdöſtlichen Gegenden, ſo wie auch in Brabant, Lüttich, Oſtflandern, Geldern, Utrecht, Overyſſel und Gröningen ſehr geſund; hingegen in Weſtflandern, Seeland, Holland und Friesland verurſachen die Unbeſtändigkeit der Witterung, die Seedünſte, die ſtehenden Gewäſſer, das ſchlechte Trinkwaſſer, verbunden mit dem häufigen Genuſſe der Fiſche, unaufhörliche Fieberkrankheiten. An Getreide brachten die ehemals vereinigten Niederlande bis 1788 nur ein Drittel ihres Bedürfniſſes hervor, doch ſeit die Abnahme des Handels die Einwohner zur eifrigern Betreibung des Ackerbaues antrieb, welcher überdies durch das unermüdliche Streben der beiden trefflichen Geſellſchaften zur Verbeßrung der Landwirthſchaft (Vaderlandsche Maatschappij tot bevordering van den Landbouw und Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij) ſehr befördert ward, berechnete man ſchon 1804 den Mangel an Kornbedarf nur auf 50 bis 60,000 Laſt. Seit der Einverleibung Belgiens, welches in Südbrabant, Flandern und Hennegau einen Ueberfluß vortrefflichen Weizens hervorbringt, werden beträchtliche Weizenvorräthe nach England und Spanien ausgeführt. Beſonders liefern Roggen: Holland und Overyſſel; Haſer: Gröningen; Buchweizen: die nördlichen Provinzen und Brabant; Rübſamen: die ſüdlichen Provinzen insbeſondre Flandern, welches auch Flachs von ausgezeichneter Güte hervorbringt; Hanf: Holland, Flandern und Brabant; Krapp: Seeland,

Flandern und Holland; Tabak: Utrecht und Geldern und einige Bezirke von Belgien. Baumfrüchte und Gartengewächſe ſind faſt im ganzen Umfange der Monarchie, und vorzüglich in den waſſerreichen Gegenden im Ueberfluß vorhanden, und Gartenſämereien, namentlich Hyazinthen= und Tulpenzwiebeln, ſind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich, Deutſchland und in die andern Welttheile. Wein wächſt in Luxemburg unfern der Moſel und in Lüttich. Waldungen ſind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Brabant. Die ehemalige Republik iſt ſehr arm an Holzwuchs, den ſie durch Anpflanzung weicher Holzarten an ihren vielen Gewäſſern nur ſpärlich erſetzt. Unter den Erzeugniſſen des Thierreiches ſtehn die holländiſchen Kühe oben an. Im J. 1803 zählte man in der damaligen bataviſchen Republik mehr als 900,000 Stück Rindvieh und 700,000 Morgen Weideland. Auch in Limburg und im öſtlichen Lüttich iſt die Viehzucht beträchtlich. Pferde liefert vorzüglich Friesland, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenig ihres Gleichen haben. Die Schafzucht iſt in den ſandigen Gegenden von Brabant und Holland, vorzüglich auf der Inſel Texel, ſehr beträchtlich. Die Schweinezucht wird ſtark betrieben, und Speck iſt ein Hauptnahrungsmittel der niedern Volksklaſſen. In den Seedünen halten ſich unzählige wilde, ſehr ſchmackhafte Kaninchen auf; andres vierfüßiges Wildpret iſt in den nördlichen Provinzen ſparſam, deſto häufiger aber in den holzreichen ſüdlichen Provinzen, Brabant, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbeſondere Waſſervögel, ſind im Ueberfluſſe vorhanden. Die Bienenzucht iſt auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unſchädlicher Gattung. Die Fiſcherei iſt eine der Hauptnahrungszweige der Niederlande, und noch 1804 rechnete man, daß, ungeachtet des damaligen Krieges mit England, 20,000 Familien in den vereinigten Niederlanden ihren Unterhalt davon zogen. Der ſeitdem ganz verfallne Wallfiſch= und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die im J. 1601 mit dem Heringsfange beſchäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuiſen waren 1795 bis 1807 und 1808 auf 30 herabgeſunken, hatten ſich aber 1818 auf 157 vermehrt. Auſtern und Muſcheln (zu Kalk benutzt), ſo wie alle Arten von See= und Flußfiſchen ſind in großer Fülle an den Küſten, ſo wie in den zahlreichen Flüſſen und inländiſchen Gewäſſern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördlichen Provinzen meiſtens nur Torf, der in größter Fülle in Holland und Friesland gegraben wird, ferner Thon= und Pfeifenerde; in den ſüdlichen Provinzen, Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eiſen, Blei und Kupfer, Gallmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwaſſer. Die niederländiſchen Fabriken gehören noch immer zu den wichtigſten in Europa, und liefern faſt Alles, was zu den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Zwar ſind die ſonſt ſo blühenden holländiſchen und beſonders leidenſchen Wollfabriken, ſo wie die zu Tilburg in Brabant ſehr geſunken, dagegen ſind die Tuchfabriken zu Verviers im Lüttichiſchen, die Leinwandfabriken in Flandern, die Spitzen=, Gold= und Silberſtoff= und Hutfabriken in Brabant, die Kammertuchfabriken in Hennegau, die berühmten Leinwandbleichen bei Harlem, und die belgiſchen und holländiſchen Färbereien noch ziemlich blühend, und bloß die brabanter Spitzenfabriken bringen jährlich viele Millionen Gulden in Umlauf. Bemerkenswerth ſind außerdem die nordholländiſchen Papier=, Holz= und Sägemühlen,

die holländiſchen Rauch- und Schnupftabakfabriken und die ſo ſehr als jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabakspfeifenfabriken zu Gouda. Die Bierbrauereien ſind in Brabant und Oberyſſel hingegen noch ziemlich blühend. Der niederländiſche Handel begann ſeine Blüthe im 14. Jahrh. zu Brügge in Flandern, zog ſich aber am Ende des 15 Jahrh. größtentheils nach Antwerpen, welches der erſte Handelsplatz der Welt wurde. Doch die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt im J. 1585 trieben die reichſten Kaufleute in die Niederlande und vorzüglich nach Amſterdam, deſſen Handel am Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrh. auf eine nie gekannte Höhe ſtieg, von welcher er erſt gegen das Ende des 18. Jahrh. etwas herabſank, bis die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesſtoß gab, und Amſterdams Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländiſchen Handels zur Königin der Meere erhob. Seit 1813 hat ſich zwar der niederländiſche Handel ſchon merklich gehoben, doch iſt er noch ſehr fern von ſeiner vorigen Größe. Im J. 1818 liefen 3800 Handelsſchiffe aus den niederländiſchen Häfen aus. Im J. 1790 waren von 9734 Schiffe, die den Sund paſſirten, 2009 holländiſche und 3788 engliſche; 1796 von 12,113 Schiffen, die jene Straße befuhren, 4456 engliſche und ein holländiſches; 1815 von 8815 Schiffen 2398 engliſche und 450 holländiſche. Der belgiſche Handel ſtockte ſeit Antwerpens Fall und mehr noch ſeit der Schließung der Schelde, und dieſe Provinzen blühten nur durch den innern Reichthum ihres Bodens und durch die in den letzten Jahren der öſterreichiſchen Regierung ſichtlich zunehmenden Fabriken. Die im Friedensſchluſſe von 1795 beſtimmte Wiedereröffnung der Schelde, und das Streben der franzöſiſchen Regierung zur Beförderung des belgiſchen Handels auf Koſten des holländiſchen, ward durch den dauernden Seekrieg mit England faſt nutzlos für die begünſtigten Länder. Die Verträge von Paris und Wien, 1814 und 1815, ſetzten die Handelsrechte der nördlichen und ſüdlichen Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer ſind die Holländer die Commiſſionshändler Großbrittaniens für einen großen Theil Deutſchlands und der Schweiz, in Hinſicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch verſehen ſie England (größtentheils über Rotterdam) mit Butter, Käſe, Flachs, Getreide und Krapp, wenn die Einfuhr geſtattet iſt. In Hinſicht des meiſtens über Antwerpen gehenden Handels nach Frankreich iſt jetzt die Bilanz im Durchſchnitt etwa um 12 Millionen Gulden zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheil iſt ſie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerika iſt von Seiten der Niederlande paſſiv, und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und einige andre Fabrikate können die von dorther eingeführten Tabakeblätter, Häute ꝛc. nicht aufwägen. Der niederländiſche Handel nach den oſt- und weſtindiſchen Kolonien hat große Umwandlungen erlitten, theils durch den Verluſt von Berbice, Demerary und Eſſequebo (obwol die brittiſche Regierung den Niederländern in Hinſicht des Handels nach dieſen Kolonien mit ihren eignen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat), theils durch den Fall der oſtindiſchen Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Oſtindien (mit Ausnahme der Molukken und des der Regierungsverwaltung des niederländiſchen Indiens vorbehaltnen Handels nach Japan); deſto blühender wurde durch die liberale Kolonialverwaltung Javas Production, deren Ab-

nehmerin vor allen Nordamerika iſt. Zwar iſt der ehemals ſehr ein- trägliche Schleichhandel über Curaçao nach dem ſpaniſchen Amerika durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichſten Theiles die- ſer Länder einſtweilen vernichtet, und mit ihm der ganze Werth die- ſer letztern Kolonie; allein dagegen ſind dem niederländiſchen Handel in Braſilien, der Havanna und Hayti neue Quellen eröffnet. Der inländiſche Handel der Niederlande iſt durch den Austauſch der ver- ſchiedenartigen Erzeugniſſe unter den nördlichen und ſüdlichen Pro- vinzen von großem Belang; die Bilanz deſſelben iſt jetzt zum Vor- theil der letztern. Die vornehmſten Handelsplätze ſind außer Am- ſterdam noch Antwerpen, Rotterdam, Brügge, Brüſſel, Gent, Oſtende und Middelburg; die wichtigſten Handelshäfen: Antwerpen, Oſtende, Briel, Delfshaven, Dortrecht, Enkhuiſen, Medemblick und Zierick- zee. Handelsgerichte ſind zu Amſterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Vom 1. April 1804 an iſt neben der al- ten amſterdamer eine Bank der vereinigten niederländiſchen Provin- zen auf 25 Jahre errichtet worden. Ihre Urfonds beſtehen in 5 Mill. Gulden, vertheilt in 5000 Aktien; ſie beſchäftigt ſich vorzüglich mit dem Discontiren der Wechſel. Unterm 14. Jan. und 25. Febr. 1815 ſind über die Ein- und Ausfuhrabgaben und den Kolonialhandel die jetzt beſtehenden Hauptregulative erlaſſen worden. In dem nämlichen Jahre ward in Amſterdam eine Handelsgeſellſchaft mit dem ausſchließ- lichen Rechte, den chineſiſchen Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt. Die Finanzen der vereinigten Niederlande waren während des 32jährigen Friedens von 1748 bis 1780 in einen ſo blühenden Zuſtand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zinsfuß von 2½ Proc.) bis auf 10 Proc. über den Nominalwerth geſtiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und deſſen nachtheilige Folgen entſtand ein jährlicher Ausfall von reichlich 8 Mill. Gulden, nebſt einer neuen Schuldenlaſt von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinſen der Staatsſchuld von 1795 bis 1804 von 18 bis auf 34, und ſeitdem bis auf 42 Mill. vermehrte, ſo daß man 1795 bis 1805 zur Deckung des jährlichen Ausfalls 41 Proc. vom Eigenthum und 53 Proc. (direct und indirect) von den Einkünften der Angeſeſſnen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieſes ſchrecklichen Finanzzuſtandes die Zuſammen- ſchmelzung der bisher getrennten Provinzialſchulden im J. 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspenſionär Schimmelpen- nink eingeführte Abgabenſyſtem; allein die Verſchwendungen des Kö- nigs Ludwig, welcher von 1807 bis 1809 neun Mill. zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Eng- länder 1809, das Land in einen ſo kläglichen Zuſtand, daß Napoleon daſſelbe bei der Einverleibung in das franz. Kaiſerreich (1810) durch Herabſetzung der Staatsſchuld auf ein Dritttheil gewiſſermaßen für bankerott erklärte. Dieſer Schlag, ſo hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überſtanden, wenigſtens die heil- ſame Folge, daß bei der Wiederherſtellung des niederländiſchen Staats auch an eine Wiederherſtellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward nur jenes eine Dritttheil der Schuld für zinstragend erklärt; allein die abgeſetzten ⅔ wurden als aufgeſchobne (uitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1. Jan. 1815 an 2½ Proc. Zinſen; jährlich ſollen 4 Mill. von der letztern abgetragen und eben ſo viele von der erſte- ren an ihre Stelle treten. Die wirklich, von der ehemaligen Repu-

blik Holland herrührende Staatsſchuld beträgt 573,153,530 Fl.; die aufgeſchobne 1,719,460,591 Fl. zuſammen 2,292,614,121 Gulden. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende öſterreichiſche Schuld iſt durch eine Uebereinkunft vom 11. Oct. 1815 übernommen zu 34.466,679 Fl. Als Maßſtab des Staatskredits iſt zu bemerken, daß nach dem bis jetzt nicht erheblich veränderten Preiſe der Staatspapiere vom October 1815 der innere Werth der wirklichen Schuld ſich auf 237,858,715 Fl., der der aufgehobnen Schuld aber auf 46,568,721 Fl. belief. (Man vergl. hierüber den Art. Staats-Papiere). Bei einer ſolchen Schuldenlaſt mußte noch vor der Einverleibung Belgiens im erſten Jahre der fürſtl. Souveränetät (1814), wo der Handel kaum anfing ſich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil ſehr verarmter Menſchen und einem Lande, deſſen Flächeninhalt von 1148 Q.M. $\frac{5}{16}$ an Waſſer und $\frac{3}{16}$ an Heiden, Dünen, Steppen und Moräſten, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, drei und ſechzig Millionen an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 56,200,000 Gulden an, ſo ergibt ſich, daß jeder Kopf im Königreich der Niederlande 11 Gulden 4 Stüber (6 Thlr. 6 Gr. Conventionsmünze) entrichtet, nach Andern kamen im Jahr 1819 auf jeden Kopf 16 Fl. (8 Thlr. 16 Gr.) jährl. Steuern. Die Staatsſchuld überſteigt mehr als 6 Mal den Ertrag der jährl. Einkünfte, wobei nicht einmal die bisher nicht fundirte Schuld in Betracht kommt. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs 74,000,000 Fl. Davon 2,600,000 Fl. für das Haus des Königs; 1,170,000 Fl. für die hohen Kollegien; 320,000 Fl. für das Staatsſekretariat; 852,000 Fl. für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 3,700,000 Fl. für das Departement der Juſtiz; 2,000,000 für das Departement der inländiſchen Angelegenheiten; 1,325,000 für das Departement des nichtkatholiſchen, und 1,875,000 für das des katholiſchen Gottesdienſtes; 1,200,000 Fl. für das Departement des Unterrichts, der Künſte und Wiſſenſchaften; 25,000,000 für das Finanzminiſterium; 5,500,000 Fl. für das Marineminiſterium; 22,000,000 für das Kriegsminiſterium; 4,700,000 für das Waſſerbauweſen (Waterstaat) und 1,657,000 Fl. für unvorhergeſehne Ausgaben. Die Einnahmen fließen aus direkten Steuern (Grund-, Perſonal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenſter- und Patentſteuern) und indirekten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, aus- und inländiſche deſtillirte Getränke, Bier, Eſſig, Torf, Steinkohlen, inländiſches Getreide, (Laſtgeld) Wag- und Abmeſſungsgebühren; ferner Enregiſtrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbſchaftsſteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundſteuer wird nach einem 1805 entworfnen Kataſter gehoben, deſſen Unrichtigkeiten gegenwärtig die Ausarbeitung eines neuen höchſt nothwendig gemacht haben. Die Seemacht der vereinigten Niederlande, welche in den Jahren 1652 — 1672 aus 66 — 150 Kriegsſchiffen aller Art beſtand, war ſchon 1776 bis auf 25 Linienſchiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgeſunken; im Kriege gegen England von 1781 hob ſie ſich einigermaßen, ſo daß ſie 1792 wieder 66 Linienſchiffe, und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geſchickteſten Seeofficiere im J. 1795, durch die ungeheuern Verluſte in der Saldanha Bai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im September 1799 war ſie faſt gänzlich vernichtet. Unter der

franzöſiſchen Herrſchaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geſchwader, wovon nach dem pariſer Frieden vom 31. Mai 1814 das erſtere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländiſchen Staat gekommen iſt, ſo daß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsſchiffe jeder Gattung beſaß. Gegenwärtig ſind im aktiven Dienſt nur 19 Kriegsſchiffe, worunter 9 Linienſchiffe von 80 und 68 Kanonen 6 Fregatten von 44 und 32 Kanonen und 4 Briggs und Corvetten. Außerdem liegen einige Schiffe auf dem Stapel, andre befinden ſich zur Ausbeſſerung auf den Werften oder liegen in den Dokken, ohne in dienſtfähigem Zuſtande zu ſein. Das Perſonale der Marine beſteht aus 270 Officieren: 1 Admirallieutenant, 7 Vice-, 8 Contreadmiralen (holländ. Schout by nacht), 1 Commandeur der breiten Flagge, 28 Kapitänen, 40 Kapitänlieutenants, 95 Lieutenants erſter und 90 Lieutenants zweiter Klaſſe. Sowol in den höhern, als niedern Graden gibt es viele treffliche durch nautiſche Kenntniſſe und Seetaktik ausgezeichnete Officiere, Die Landmacht beläuft ſich an Linientruppen (außer der Landmiliz, welche auch zum ſtehenden Heere ein Kontingent von 20,000 Mann liefert, die aber durch ein bloßes Aufgebot des Königs jederzeit auf 80 bis 100 000 Mann gebracht werden kann) jetzt nicht höher, als auf 30,000 Mann; ſie beſteht aus 17 Diviſionen Infanterie in 68 Bataillons ohne die Depots, 1 Regiment und 11 Bataillons für Oſt- und Weſtindien, 4 Schweizerregimentern, 10 Garniſoncompagnien, 1 Reg. Naſſau leichter Infanterie, 14 Bat. Artillerie, und 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Huſaren, 1 Reg. Carabiniers-Landwehr und der Marechauſſee. Bei dem Kriegsſtaat ſind angeſtellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürſt von Waterloo führt, als Feldmarſchall, der Kronprinz als General der Cavallerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeiſter und Chef der Artillerie, der Landgraf Chriſtian von Heſſen-Darmſtadt als General der Infanterie, 28 Generallieutenants, 54 Generalmajors und 21 Generaladjutanten des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich iſt in 6 Generalkommando's eingetheilt: zu den Militärkontingenten liefern die ſüdlichen Provinzen 67 Mann, wenn die nördlichen 40 ſtellten, mithin verhält ſich die Anzahl der beiderſeitigen Mannſchaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch iſt bei dem niederländiſchen Kriegsheere die Anzahl der Oberofficiere aus den belgiſchen Provinzen weit geringer, als aus den altholländiſchen. Uebrigens werden die Truppen gut bezahlt, und beſonders ſind die Officierbeſoldungen anſehnlich. In keinem Lande der Welt gibt es verhältnißmäßig ſo viele große und kleine Feſtungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Ueber die Inſtandſetzung und Erhaltung derſelben ward im Oct. 1815 zwiſchen England und der niederländiſchen Regierung eine Convention abgeſchloſſen, da England dazu ſeinen franzöſiſchen Contributionsantheil meiſtens hergab. Hiernach ſollen in den Ardennen und dem Luxemburgiſchen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungsſtand geſetzt werden; Namur und Charleroi in Feſtungen des erſten Ranges verwandelt, ſollen nebſt Philippeville und Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen, und Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Fürnes und Oſtende dieſe Vertheidigungslinie vervollſtändigen. Gedeckt in der äußerſten Linie durch eine Feſtungsreihe in Flandern, Hennegau

und Namur, in der äußerſten linken Flanke durch Luxemburg, in zweiter Linie durch die ſeeländiſchen Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda, Grave und Herzogenbuſch, in der dritten durch die Rhein- und Maas-Arme, ſo wie längs der Maas durch Maſtricht und Venloo, und an der Oſtſeite Altholland's durch eine vierfache, durch willkürliche Ueberſtrömungen zu verſtärkende Linie (die Moräſte von Drenthe, die Yſſel, den Greb und die doppelte holländiſche Waſſerlinie) iſt der niederländiſche Staat zu einem Vertheidigungszuſtande von ſeltner Stärke geeignet. Die auswärtigen Beſitzungen der Niederlande ſind: 1. in Aſien: die Inſel Java (theils unter mittelbarer Herrſchaft heimiſcher, den Niederländern zinsbarer Fürſten); die unter der Generalſtatthalterſchaft zu Batavia ſtehenden, in die drei Gouvernements Amboina, Banda und Ternate eingetheilten molukkiſchen Inſeln (deren Werth jedoch ſeit der Verpflanzung der Muskatennuß, und Gewürznelkenbäume durch die Engländer und den dadurch verurſachten Verluſt des früheren holländiſchen Alleinhandels damit ſehr vermindert iſt); ferner Makaſſar auf Celebes, Palimbang auf Sumatra (auf Borneo legte man wegen des Goldreichthums neue Faktoreien an). Die geſammten aſiatiſchen Beſitzungen betragen 4700 Q. M. und erhielten nach der von dem engl. Gouverneur Taffle 1815 veranſtalteten Zählung 2,957,336 Einwohner; 2. in Afrika: 13 feſte Plätze und Handelsniederlaſſungen auf der Küſte von Guinea, worunter St. George del Mina und Naſſau, zuſammen mit 10,000 Einw.; 3. in Amerika: die Kolonie Surinam auf dem feſten Lande von Guyana mit 520 Q. M. und 310,000 Einw., und die weſtindiſchen Inſeln Curaçao, St. Euſtache und St. Martin, zuſammen 15 Q. M. mit 39,000 Einw. Die Geſammtheit des Flächeninhalts der auswärtigen Beſitzungen beträgt ungefähr 5236 Q. M. und die der Einw. 3,316,336. Der Sklavenhandel iſt verfaſſungsmäßig abgeſchafft. III. Verfaſſung. Das Königreich der Niederlande iſt eine eingeſchränkte conſtitutionelle Monarchie, die Krone iſt erblich in dem Hauſe Oranien-Naſſau, und zwar in des erſten Königs Wilhelm Friedrich männlicher Nachkommenſchaft nach dem Rechte der Erſtgeburt und durch Repräſentation. In Ermanglung männlicher Nachkommenſchaft geht ſie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erſtgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, ſo bringt die älteſte Tochter von der älteſten abſteigenden männlichen Linie des letztern Königs die königliche Würde auf ihr Haus und wird, wenn ſie früher verſtorben iſt, durch ihre Nachkommen repräſentirt. Iſt aber keine männliche abſteigende Linie des letztern Königs vorhanden, ſo erbt die älteſte abſteigende weibliche Linie, jedoch ſo, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteſte vor dem jüngern und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der ältere vor dem jüngern den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genießt ein jährliches Einkommen von 2,400,000 Gulden holländiſch aus der Staatskaſſe; ſeine Reſidenzen ſind zu Haag und Brüſſel; doch werden ihm auch andre Sommer- und Winterwohnungen eingerichtet, allein zum Unterhalt jeder derſelben können jährlich nicht mehr als 100,000 Fl. aus der Staatskaſſe verwandt werden. Eine verwitwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Fl. Der Kronprinz führt den Titel: Prinz von Oranien, und genießt von ſeinen vollendeten 18. Jahre an eines jährlichen Einkommens von 100,000 Fl., welches nach ſeiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs iſt das vollendete achtzehnte Jahr. Ueber die Vormundſchaft eines minderjährigen Königs, inſofern von

ſeinem Vorgänger darüber keine Anordnung getroffen ſein ſollte, ſo wie auch über die Regentſchaft verfügen die Generalſtaaten, und ſo lange, bis dieſe Verfügungen getroffen ſind, übt der Staatsrath die höchſte Gewalt aus. Die Generalſtaaten, beſtehen aus zwei Kammern. Die Mitglieder der erſten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden und wenigſtens 40 Jahr alt ſein müſſen, dürfen an der Zahl nicht über 60, und nicht unter 40 ſtark ſein; die zweite Kammer beſteht aus 110 Mitgliedern, gewählt durch die Provinzialſtaaten, welche aus den drei Ständen der Ritterſchaft, Städte und Landleute zuſammengeſetzt ſind. Aus ihr trit jährlich ein Drittheil heraus, die Austretenden können aber ſogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindeſtens 30 Jahren erfodert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, anſäßig und mit keinem Mitgliede der Verſammlung näher als im dritten Grade verwandt ſei. Die Staatsminiſter haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Miniſter, in welchem Falle ſie nur eine berathende Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König ſendet ſeine Vorſchläge an die zweite Kammer, die ſie zur Beſtätigung an die erſte ſendet. Die Generalſtaaten haben das Recht, dem Könige Vorſchläge zu machen, in welchem Falle die Eröffnung des Antrages der zweiten Kammer zuſteht. Sobald ein vorgeſchlagnes Geſetz verworfen iſt, wird deſſen Entwurf nie bekannt gemacht, ſondern eingezogen. Der König übt alle Akte der Souveränetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen ſind, der aus höchſtens 24 ordentlichen Mitgliedern beſteht, welche, ſo viel es thunlich iſt, aus allen Provinzen genommen werden müſſen; in Hinſicht der außerordentlichen iſt dem Könige freie Hand laſſen. Der König entſcheidet und macht dem Staatsrathe ſeinen Beſchluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Miniſter. Die oberſte Leitung der Kolonien und außereuropäiſchen Beſitzungen gehört ihm ausſchließlich zu. Er erklärt Krieg, ſchließt Frieden, beſtätigt die Verträge; doch kann er ohne Zuſtimmung der Generalſtaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Kolonien veräußern oder vertauſchen. Der König ernennt die Geſandten und Konſuln und ruft ſie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Offiziere und gibt ihnen ihre Entlaſſung; doch muß er von dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalſtaaten in Kenntniß ſetzen. Er hat die oberſte Leitung der Staatsfinanzen und das Recht, Münzen mit ſeinem Bildniſſe ſchlagen zu laſſen. Er kann adeln und Ritterorden ſtiften. Seine Unterthanen können ohne ſeine Erlaubniß von keinem fremden Fürſten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in ſeinem Namen wird Recht geſprochen. Es ſoll ein allgemeines Geſetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter ſogleich angezeigt und der Verhaftete demſelben in drei Tagen überliefert werden. Gütereinziehung kann in keinem Falle verhängt werden. In allen Kriminalurtheilen muß daß Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Geſetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müſſen die Entſcheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Kriminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommne Freiheit gottesdienſtlicher Begriffe und Meinungen zugeſichert, und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politiſche Vorrechte und haben gleiche

Anſprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Alle und jede offenbare Gottesdienſtübungen ſind erlaubt, inſofern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht geſtört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte geſichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen beſitzen, kann ſolches aus der Landeskaſſe bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienſtes, welche ihm die Grundverfaſſung ſichert, geſtört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien ſich innerhalb der Schranken des Gehorſams gegen die Staatsgeſetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatskaſſe erhoben werden, als Kraft eines Geſetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinſchaftlicher Berathung des Königs und der Generalſtaaten in Dienſt genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlaſſen. Sie kann auf keinen Fall nach den Kolonien und nur mit Zuſtimmung der Generalſtaaten über die Grenzen des Königreichs geſchickt werden, es wäre denn in einer augenblicklich dringenden Gefahr, oder wenn bei Garniſonsveränderungen die kürzeſte Marſchroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatskaſſen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur ſie auch ſein mögen, für die Armeen oder Feſtungen des Königs können nicht einem oder mehrern Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geſchieht ſolches in unvorhergeſehnen Fällen, ſo ſoll das Königreich ſie reglementmäßig ſchadlos halten. In Hinſicht des Waſſerbauweſens iſt genau beſtimmt, was der Generaldirection deſſelben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialſtänden dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfſtechens ſind genauer, als bisher, geregelt. Die Einkünfte aus dem Weg-, Brücken- und Schleuſengeldern ſollen ausſchließlich zur Unterhaltung und Verbeßrung der Wege, Brücken, Kanäle und ſchiffbaren Flüſſe verwendet werden. Es ſteht einem Jeden frei, ſeine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntniſſen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt Jeder wegen deſſen, was er ſchreibt, druckt, herausgibt oder verbreitet, der Staatsgeſellſchaft oder den beſondern Perſonen, inſofern deren Rechte dadurch gekränkt ſein möchten, ſtets verantwortlich. Ueber Veränderungen und Zuſätze der Conſtitution darf die zweite Kammer nicht anders berathſchlagen, als wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig ſind, und nur mit einer Mehrheit von drei Viertheilen der Anweſenden darf ſie über dieſe Gegenſtände Beſchlüſſe faſſen. Während einer Regentſchaft dürfen in der Verfaſſungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zuſätze, welche durch den König und die Generalſtaaten in der Conſtitutionsakte beſchloſſen werden, ſind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Grundgeſetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Naſſau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs beſteht in einem aufrechtſtehenden goldnen Löwen im rothen Felde, der mit einer königlichen Krone geziert iſt, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Deviſe des Königs und ſeiner männlichen Nachkommen iſt: Je maintiendrai.

IV. Verwaltung. Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeſchäfte ab. Ihm zur Seite ſteht ein Staatsminiſterium beſtehend aus dem erſten Präſidenten des erſten Gerichtshofes oder des hohen Raths der Niederlande als Juſtizminiſter, dem Vicepräſidenten des Staatsraths (der König wird verfaſſungsmäßig als Präſident deſſelben angeſehen) und den Miniſtern der Marine, des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Waſſerbaues (Waterstaats) und des öffentlichen Unterrichts. Hierzu kommt ein Generalkommiſſär des Kriegsdepartements, als deſſen Chef der Kronprinz angeſehen wird, der Staatsſekretär (Algemeene Secretaris van Staat) und vier Generaldirektoren für Handel und Kolonien, für die indirekten Steuern, für Convoyen und Licenzen, und für den katholiſchen Cultus. Alle dieſe Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Kabinet des Monarchen. Die zweite höchſte Behörde, in welcher alle Geſetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, iſt der Staatsrath, deſſen Zukommniſſe in der Verfaſſung beſtimmt ſind. Eine beſondre, aus drei oder vier katholiſchen Mitgliedern deſſelben gebildete Commiſſion wacht über den Cultus und über die Freiheiten der belgiſchen Kirche. Es beſteht nämlich in den ſüdlichen Provinzen faſt die ganze Bevölkerung aus Katholiken. In den altholländiſchen Provinzen machen die Reformirten vier Siebentel, die Katholiken hingegen zwei Siebentel der Bevölkerung aus; der Reſt beſteht aus Lutheranern, Remonſtranten, Janſeniſten, Anabaptiſten, Griechen, Armeniern, portugieſiſchen und ſogenannten hochdeutſchen Juden, welche Letztern in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräſentanten ſogenannte Klaſſen bilden, wovon eine gewiſſe Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Die franzöſiſchen, walloniſchen, engliſchen und ſchottiſchen Reformirten haben ihre beſondern Einrichtungen. Die Katholiken in den nördlichen Provinzen ſtehen unter einer ſogenannten Miſſion, welche unmittelbar vom Papſte abhängt, und nach Ordnung der altholländiſchen Provinzen in ſieben Erzprieſterſchaften eingetheilt iſt. Doch gehören mehrere Grenzgegenden in geiſtlichen Angelegenheiten unter die biſchöflichen Kirchſprengel von Münſter, Roermonde, Lüttich, Herzogenbuſch, Antwerpen und Gent. In den ſüdlichen Provinzen ſtehen die Katholiken unter dem Erzbiſchof von Mecheln, der auch Biſchof über Antwerpen und Südbrabant iſt, und unter welchem die Biſchöfe von Gent, Flandern, Hennegau, Namur und Lüttich ſtehen. (Ueber die Bildungsanſtalten ſ. d. Art. Niederländiſche Sprache und Literatur und Niederländiſche Schule.) Derſelbe rechtliche Sinn, wodurch ſich die alten holländiſchen Gerichtshöfe von denen mancher andern Länder ruhmvoll auszeichneten, bewahrt ſie auch noch jetzt im neuen Königreiche. Bis jetzt beſteht in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es iſt bereits eine Commiſſion mit der Ausarbeitung eines peinlichen Geſetzbuches beſchäftigt, welchem ein bürgerliches folgen ſoll. Die Streitfrage, ob es im Kriminalprozeſſe Geſchworne und öffentliche Verhandlungen der Gerichtshöfe geben ſolle, theilt die Belgier und Altholländer, indem die erſtern ſolche bejahen, die letztern aber beharrlich verneinen. Der königliche Hofſtaat in beiden Reſidenzen, Haag und Brüſſel, beſteht aus einem Obermarſchall, Oberkammerherrn, Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter und Hofmarſchall, einem Cermonienmeiſter im Haag, 37 Kammerherrn daſelbſt und 41 in

Brüſſel, 4 Kammerjunkern im Haag, zwei Hofkapellanen, 5 Leib- und Hofärzten im Haag, 3 in Brüſſel, 8 Pagen an jedem Orte, 10 Generaladjutanten ꝛc. Zum Hofſtaat der Königin gehören noch 2 Oberhofmeiſter, 2 Palaſtdamen, 2 Hofdamen im Haag, 6 Palaſtdamen und 2 Hofdamen in Brüſſel. Durch die Verordnung vom 30. April 1815 erneuerte der König, zur Belohnung ausgezeichneter Verdienſte bei der Land- und Seemacht, den militäriſchen Wilhelmsorden und verlieh die erſten Decorationen ſolchen Feldherren und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König iſt Großmeiſter des Ordens, der aus vier Klaſſen beſteht. Die Ritter der erſten Klaſſe heißen Großkreuze und die der zweiten Kommandeurs. Die Decoration beſteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit acht goldnen Punkten; an den Armen des Kreuzes ſtehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue"; in der Mitte iſt ein W. in einem Lorbeerkranz unter einer goldnen Königskrone; das Band iſt orange mit zwei ſchmalen, dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militärs zu Waſſer und zu Lande, die keinen Offizierrang haben, bekommen, wenn ſie zu Rittern der vierten Klaſſe ernannt ſind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich iſt. Für die zu Rittern der dritten Klaſſe Ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Koſten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfniſſen in Rechnung gebracht. Im Sept. 1815 errichtete der König einen Orden des Civilverdienſtes unter dem Namen: Löwenorden, der aus Großkreuzen, Kommandeurs, Rittern ꝛc. beſteht. Letztre genießen einen Jahrgehalt von 200 Fl., wovon die Hälfte auf ihre Wittwen fällt. Das Ordenzeichen führt die Umſchrift: Virtus nobilitat. H—m.

Niederländiſche Schule nennt man die Geſammtheit der Maler, welche ſeit dem 14. und 15. Jahrh. in den Niederlanden ihre Kunſt auf eine eigenthümliche Weiſe auszubilden befliſſen waren. Sie theilt ſich in die holländiſche und die flandriſche oder flamändiſche Schule. Der letztern ſchreibt man gewöhnlich zu die Wiederherſtellung der Oelmalerei durch Johann van Eyck, ſonſt auch Joh. van Brügge genannt (geb. zu Maaseyk im 14. Jahrh.). Dieſe Schule unterſcheidet ſich durch glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels, umſichtig bearbeitete, aber ſchlecht gewählte Zeichnung, durch Größe der Compoſition, durch einen eigenthümlichen Adel der Geſtalten und einen ſtarken, aber natürlichen Ausdruck, kurz, durch eine Art von nationaler Schönheit, welche gefällt, ohne etwas von der Antike oder von irgend einer andern Schule an ſich zu haben. Als ihren Gründer muß man den erwähnten Joh. van Eyck anſehen. Zu dieſer Schule gehören vorzüglich: Franz Floris (geb. 1520, geſt. 1570), den man den flandriſchen Raphael nannte; der Geſchicht- und Jagden-Maler Joh. Stradanus (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Martin de Vos (geb. 1520), Spranger (geb. 1546), Peter und Franz Porbus, Vater und Sohn, Heinr. Steenwyk, der Perſpektivmaler (geb. 1550), Dionyſius Calvaert (geb. 1555), die Brüder Paul und Matthias Bril, Van-Oort (geb. 1557), Peter Breughel und ſein Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Nach allen dieſen kam Peter Paul Rubens, ein Mann von unerſchöpflichem Fleiß, von rieſenhafter Phantaſie und Darſtellungskraft, dem man gegen 4000 bekannte Gemälde zuſchreibt. Mit ihm hob ſich die flamändiſche Malerei auf ihren Gipfel. Mehrere ausgezeichnete Künſtler folgen: Franz Snyders (geb. 1579), deſſen Jagdſtücke alle andre an Kühnheit übertreffen; Jodocus Momper (geb. 1580), deſ-

ſen Bergthäler dem Auge angenehme Fernen zuführen; Peter Neefs, der berühmte Kirchenmaler; David Teniers, Vater und Sohn, die in Darſtellung von Bauerngeſellſchaften, Dorffeſten, Wachtſtuben u. dgl. kaum ihres Gleichen haben; Caspar de Crayer (geb. 1582), der ſich in ſeinen hiſtoriſchen Gemälden an Ausdruck und Kolorit dem Rubens nähert; Gerhard Segers, als Hiſtorienmaler eben ſo groß, wie ſein Bruder Daniel als Blumen- und Inſektenmaler. Alle Nacheiferer von Rubens übertraf jedoch Jac. Jordaens (geb. 1594). Abraham Janſſen und ſein noch beſſrer Schüler, Theodor Rombouts, kommen Rubens an Kolorit, nicht aber an Größe der Gedanken gleich. Der emſige Lucas van Uden verfertigte die Landſchaften zu Rubens Malereien, und ſeine Morgenröthen ſind jedem Künſtler zu empfehlen. Anton van Dyk (geb. 1599) erwarb ſich den Namen des Königs der Porträtmaler. Cornelius Schüt, dem Joh. Wildens oft die Landſchaften verfertigte, zeichnet ſich als Hiſtorienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb ſich Ruhm durch ſeine edlen Darſtellungen gemeiner Scenen; Joh. van der Meer durch ſeine Hirtenſtücke; Anton Franz van der Meulen durch ſeine Schlachten; Franz und Johann Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landſchaften. Außerdem haben ſich in dieſer Schule ausgezeichnet: Joh. Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinr. Goltzius, Heinrich van Balen, Franz Hals, Wilh. Nieuwland, Jac. Fouquières, Philipp von Champagne, Erasmus Quellin, Abrah. Diepenbeck, Theodor van Thulden, Joh. Goeimar, Jac. von Artois, Bonewent Peters, David Kickaert, Gonzalez Coques, Pet. Boel, Samuel van Hoogſtraten, Joh. Baptiſt Monnoyer, Abrah. Genoels, Gerh. Laireſſe, Arnold von Buez, Joh. van Cleef, Pet. Eykens, Richard van Orley, Ludwig von Deyſter, Joh. Franz van Bloemann, Nicolaus Largillière, Verendael, Robert van Oudenaerde, Joh. Ant. van der Leepe, Casp. Verbrügen, Joh. van Breda. Die holländiſche Schule zeichnet ſich aus durch treue Abbildung ſelbſt der niedrigen Naturgegenſtände, durch große Vollendung, gutes Helldunkel, zweckmäßige Abſtufung und gehörigen Abſtich der Farben und Zartheit des Pinſelſtrichs; allein man tadelt an ihr die öftre Wahl unedler Gegenſtände und den Mangel an Korrektheit in der Zeichnung. Ihr Stifter iſt Lucas van Leyden (geb. 1494). Folgendes iſt die Reihe ihrer vorzüglichſten Künſtler: Octavius van Veen aus Leyden (geb. 1586, geſt. 1634) verdient ſchon als Rubens Lehrer Erwähnung. Abrah. Bloemart von Gorkum (geb. 1567, geſt. 1647) malte Hiſtorien, Landſchaften und Thiere in gutem Geſchmack; Cornelius Poelenburg aus Utrecht (geb. 1586, geſt. 1663) war beſonders glücklich in kleinen Landſchaften mit Figuren. Würdige Schüler von ihm ſind: Daniel Vertange und Joh. van Haensberge. Vortheilhaft zeichneten ſich aus: Joh. Weynants aus Harlem (geb. 1600) als Landſchafter, und Joh. Dan. de Heem aus Utrecht (geb. 1604, geſt. 1674) durch ſeine täuſchenden Nachahmungen von Blumen, Früchten, Teppichen, Gefäßen u. ſ. w. Berühmter, als ſie alle, wurde Rembrand, welcher durch ſeine Meiſterſchaft im Kolorit alle andre Fehler ſeiner Gemälde verdeckte; Herrmann Sachtleben (Zachtleevens), den ſeine Landſchaften als einen Liebling der Natur zeigen. In Geſellſchaftsſtücken zeichneten ſich aus: Gerhard Terburg aus Zwoll (geb. 1608, geſt. 1681), in Landſchaften Joh. Both aus Utrecht (geb. 1610, geſt. 1650), Herrmann Swanevelt aus Woerden (geb. 1620, geſt. 1690). Aſſelyn (geb. 1610, geſt. 1680) malte Schlachten, Landſchaften und Hirtenſtücke mit glühendem Kolorit und weichem Auftrag. Schwerlich aber kann

man bei richtiger Zeichnung ſchöner färben und genauer beleuchten, als Gerh. Dow (Douw, geb. 1613, geſt. 1680). Peter van Laar wurde der Urheber der Bambocciaden; Gabriel Metzu, in Terburg's Manier arbeitend, übertraf dieſen noch im markigen Pinſelſtrich; die Landſchaften Venenberg's von Utrecht ſind voll Leben und Friſchheit. Philipp Wouvermann (geb. 1620, geſt. 1668), der berühmteſte Pferdemaler, lieferte Schlacht- und Jagdſtücke, Pferdemärkte, Reiſende und Räuber, und alle werden in gleichem Maße geſchätzt. Seines Schülers, Joh. Griffer's, herrliche Rheingegenden ſind unvergeſſen; Anton Waterloo's Landſchaften, welche Weenix mit Figuren und Thieren ſtaffirte, ſind zwar zuweilen froſtig, gefallen aber wegen der Genauigkeit, mit welcher er das Licht zwiſchen Bäumen durchſcheinen zu laſſen und den Wiederſchein ſeiner Gegenſtände in dem Waſſer vorzuſtellen weiß. Berghem erwarb ſich den Namen des Theokrit's der Maler, und vielleicht kann allein Paul Potter mit ihm um den Vorzug ſtreiten. Während Ludolph Backhuyſen ſo ſchön, als ſchrecklich, ſeine Seeſtürme malte, zeichnete ſich Franz Mieris durch eine äußerſt feine und richtige Behandlung vieler Gegenſtände des häuslichen Lebens aus, und kaum war Joh. Pet. Slingeland genauer. Gottfr. Schalken von Dordrecht iſt noch bis jetzt in Beleuchtung nächtlicher Szenen nicht übertroffen worden. Treffliche Marktplätze, Thiere und Landſchaften malte Carl du Jardin; Adrian van de Velde Landſchaften und Thiere mit faſt unerreichbarer Vollkommenheit. In Darſtellung einſam ſchöner Natur zeichnete ſich Jac. Ruisdael, in ſtillen, lieblichen Mondſcheingemälden van der Neer aus. Zarter hat kein andrer Maler ſeine kleinen Geſchichten bis auf unbedeutende Nebenſtücke ausgearbeitet, als Adrian van der Werf. Der Blumenmaler Peter van Hulſt aus Dortrecht wurde übertroffen von dem, welchen in dieſer Gattung kaum ein andrer erreicht hat, von Jacob van Huyſum. Dieſen ſind noch beizuzählen: Cornelius Ketel, Joh. van Raveſtein, Joh. Torrentius, Joh. van Voyen, Anna Maria Schuurmans, Adrian van Oſtade, Joh. Booth, Barthol. van der Helſt, Otto Marcellis, Joh. Goedaert, Albert van Everdingen, Heinr. Rokes, Gerbrandt van den Eekhout, Theodor Helmbreker, Jac. Lavecq, Heinr. Verſchuuring, Marie van Oſterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Joh. Steen, Melchior Hondekoeter, Joh. van der Heyden, E. van der Neer, Joh. Glauber, Joh. van Huchtenburg, Aug. Terweſtein, Joh. Verkoolie, Corn. de Bruyn, Carl de Moor, Franz Peter Verheyden, die beiden Honbraken, Rachel Ruiſch, Corn. du Sart, Friedr. Moucheron, Diedr. Valkenburg, Conr. Roepel, Joh. de Witt und Cornelius Trooſt. Merkwürdig iſt es, daß die niederländiſche Malerkunſt nach langem Verfall ſich ſowol in den nördlichen, als ſüdlichen Provinzen des Königreichs in unſern Tagen gleichzeitig wieder erhebt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neuern Künſtlern die Maler van Os, van Spaendonk, Scheffer, Pieneman, Hodges, Kuipers, Ommegang, van Bren und Wonder; und man darf ſich von der unter den künſtleriſchen Inſtituten der Niederlande ausgezeichneten Malerakademie zu Antwerpen die günſtigſten Einwirkungen verſprechen. Den Vorwurf, daß Darſtellung der gemeinen Natur das Charakteriſtiſche der niederländiſchen Schule ſei, haben Manche ausſchließlich gegen die holländiſche Schule geltend machen wollen, die ſich beſtrebt habe, in der kleinen Kabinetsmalerei ihre Farbenkunſt zu zeigen, dagegen die flandriſche in größern Gemälden auch die hohe, edle Natur gar oft dargeſtellt habe. Man hat ge-

glaubt, die flandriſche Schule dadurch gegen die holländiſche zu erheben; allein es konnte gar wohl ſein, daß eben dasjenige, wodurch man ſie zu erheben gedachte, ihr zum Nachtheil gereichte, weil es nicht auf das Was, ſondern auf das Wie der Darſtellung ankommmt. Wie nun, wenn Georg Forſter Recht hätte, welcher ſagt: die Werke der flamändiſchen Maler ſeien größtentheils der Art, daß man in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenſchöpfer vermiſſe? Käme es denn nicht darauf an, ob die holländiſche Schule bei ihren Darſtellungen gerade das zeigte, was man dort vermißt? Daß aber dies gar oft der Fall ſei, vermag wol Niemand zu leugnen. Beſſer würde man daher Mangel an Idealiſirung bei höchſter Befriedigung der Wirklichkeitsfoderungen, bisweilen auf Koſten der Schönheit, als allgemeinen Charakter der niederländiſchen Schule angeben. Zwiſchen der flandriſchen und holländiſchen bleibt deshalb immer noch ein Unterſchied. Die flandriſche hat in großen Compoſitionen glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels und einen kräftigen Ausdruck; die holländiſche kopirt die Natur bis zur Bewunderung, auch in geringfügigen Kleinigkeiten, und hält ſich in Zeichnung und Farbengebung mit möglichſter Treue an die Natur. Daß ſich beide Schulen weſentliche Verdienſte um das Praktiſche und Techniſche der Malerei erworben haben, iſt niemals in Zweifel gezogen worden; daß aber auch die äſthetiſchen Foderungen von ihnen weit häufiger ſind befriedigt worden, als man gemeiniglich ſich einbildet, das kann nur der leugnen, welcher keine Arten des Schönen annehmen will.

Niederländiſche Sprache, Literatur und Poeſie. Die Sprache der Niederlande, eine Mundart der deutſchen, ſtammt von der alten ſächſiſchen oder ſaſſiſchen ab, deren Töchter die angelſächſiſche (frieſiſche) (von welcher das Engliſche abſtammt), die niederſächſiſche oder plattdeutſche, die holländiſche und die flämiſche ſind. Die flämiſche Sprache hat die Hauptgrundzüge und Wurzelwörter mit der holländiſchen gemein und entlehnt nur manche Wörter von der franzöſiſchen, unterſcheidet ſich auch in der Ausſprache dadurch, daß dieſe mehr naſal, die der holländiſchen mehr guttural iſt. Allein es gibt in den Niederlanden eine von der niederdeutſchen ganz abweichende Mundart, nämlich die walloniſche, eine Abart der franzöſiſchen. In ganz Flandern, Nordbrabant und einem Theile von Südbrabant iſt das Flämiſche die Volksſprache. Die Grenzſcheidung iſt in der Stadt Brüſſel ſelbſt, wo in der niedern Stadt flämiſch, in der obern walloniſch geſprochen wird. Südwärts von Brüſſel, in dem deshalb ſogenannten Walloniſchen oder Wälſch-Brabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg iſt das Walloniſche immer noch die Volksſprache. Bemerkenswerth iſt es, daß ſelbſt in demjenigen Theile von Flandern, der ſchon lange unter franzöſiſcher Herrſchaft ſtand, das Flämiſche bis nach Dünkirchen hin immer noch die Volksſprache blieb, während bis dieſen Augenblick in Brabant, Hennegau und beſonders in Lüttich, ungeachtet der Verbindung mit Deutſchland, walloniſch geſprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutſchen Sprache kann man im Ganzen in fünf weſentlich verſchiedne Mundarten abtheilen. Nämlich 1. das eigentliche Holländiſche, welches ſchon gegen das Ende des 15. Jahrh. zur Bücherſprache der ſieben nördlichen Provinzen erhoben war; 2. das ſogenannte Bauernfrieſiſche (einſt die Schriftſprache Gysbert Japix), eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimt; 3. die

gelderſche oder ſogenannte niederrheiniſche; 4. die gröningiſche (wozu auch die oberyſſelſche gehört) und 5. die flämiſche Mundart, welche letztre die vorherrſchende Schriftſprache der ſüdlichen Provinzen geblieben iſt, obwol unendlich ärmer, als die holländiſche, und noch überladen mit dem ganzen Schwall von Baſtardworten, wovon Coornhert, Spiegel und Hooſt die holländiſche Sprache gereinigt haben. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptſächlich nur das platte Land und die kleinern Städte; in den größeren Städten iſt das Gebiet der niederdeutſchen Sprache vorzüglich durch die letzte, beinahe zwanzigjährige Herrſchaft der Franzoſen, insbeſondre in Brabant, immer mehr und mehr beſchränkt worden. Durch die begonnene Ausbildung der holländiſchen Sprache iſt zugleich der Anfangspunkt einer in derſelben möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. war ſie durch zahlreiche Bibelüberſetzungen, Volks- und Streitſchriften und Dichterwerke mannigfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Erſten, die ſich als Gottesgelehrte und Literatoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größre Fortſchritte und trug nicht minder durch ſeine Satyre, als durch gründliche Gelehrſamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielſeitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17. Jahrh., als die Wiſſenſchaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunſt, Geſchichte, Philoſophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördlichen Provinzen einer hohen Schule entbehren; die zu Löwen in Brabant diente für die geſammten Niederlande, bis König Philipp auch zu Douai für ſeine walloniſchen Unterthanen eine Hochſchule ſtiftete, welche jedoch, nachdem ſie unter franzöſiſche Oberherrſchaft gekommen war, ſehr in Verfall gerieth. Dagegen verbreitete die Hochſchule zu Leyden, geſtiftet 1575 durch den Prinzen Wilhelm I., um dieſe Stadt für den von ihren Einwohnern 1574 durch ihre tapfre Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die geſammten vereinigten Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipſius, Daniel und Nikolaus Heinſius, Gronovius, van Bahrle, Spanheim und Andre in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabiſchen, Arminius, Druſius, Coccejus und Andre in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snellius in der Mathematik, verbreiteten ihren Ruf über ganz Europa. Es wurden auch zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1647) Hochſchulen geſtiftet, deren Wetteifer mit Leyden den Wiſſenſchaften ſehr vortheilhaft war. Am Ende des 17. Jahrh. zeichneten ſich in der Natur- und Sternkunde Huygens, Leeuwenhoek, Zwammerdam, Hartſoeker und Andre aus. Nach dem Frieden von Utrecht 1713 begann ſich über die orientaliſche, griechiſche und niederdeutſche Sprachkunde, nebſt der Heilkunde, durch Albert Schultens, Tiberius Hemſterhuis, Lambert Ten Kate und Herrmann Boerhave ein neues Licht zu verbreiten, und durch eine Reihe trefflicher Nachfolger dieſer großen Männer blühten dieſe Wiſſenſchaftszweige mehr, als jemals, insbeſondre auf der Hochſchule zu Leyden, welche während des ganzen 18. Jahrh. der Univerſität zu Franeker manchen ausgezeichneten Lehrer verdankte. Auch Utrecht hatte ſeinen Weſſeling, Duker, Drakenborch und Saxe. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. Um die

holländiſche Sprache erwarben ſich beſondre Verdienſte durch Grammatiken, außer dem oben benannten Lambert Ten Kate, Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeek; durch Wörterbücher: Kramer, Sewels, Halma, Moerbeek, Weidenbach und Weiland. In der Philologie, Geſchichte, Geographie, Mathematik, Phyſik und Medicin haben ſich die Holländer durch Talent, Gelehrſamkeit und Fleiß auf's rühmlichſte ausgezeichnet und um das Civil- und Staatsrecht ſich entſchieden große Verdienſte erworben. Insbeſondre haben in der alten ſchönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom erſten Range gehabt. Indeß geben Werke dieſer Art noch keine Nationalliteratur, zumal wenn ſie, wie hier meiſt der Fall war, in einer fremden Sprache oder von gebornen Ausländern geſchrieben waren. So waren unter den großen Männern, die auf der Univerſität zu Leyden als Sterne erſter Größe glänzten oder noch glänzen: Scaliger und Luſſac, von franzöſiſcher Abkunft, Albinus ein Deſſauer, Voſſius, ein Pfälzer, Gronovius (eigentlich Grönhof), ein Hamburger, Ruhnken, ein Pommer, Vorſtius, ein Kölner, und der große Philolog Wyttenbach iſt ein Schweizer. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt den Holländern Eigenthümlichkeit, denn ſie bildeten ſich meiſt nach den Deutſchen, Engländern und Franzoſen; allein ſie bildeten ſich in der That und haben Werke aufzuweiſen, deren ſie ſich gegen andre Nationen zu ſchämen nicht Urſache haben. Im 17. Jahrhundert ſtand ihre Poeſie in einer ſchönen Blüthe; ihre naive Volkspoeſie ſteht keiner andern nach, und andre poetiſche Werke zeichnen ſich durch Kraft, Fülle und Schönheit der Darſtellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalſchauſpiel ausgebildet und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländiſche Bühne an Originalen weit reicher, als die deutſche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescalilje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die gottſched'ſche Periode geliefert hat. Indeß ſind viele jener holländiſchen Stücke bloß franzöſiſchen nachgebildet. Unter den Dichtern, die ſich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Doos (Janus Douza aus Norwik, ſtarb 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Hiſtoriker und lateiniſcher Dichter, hier aber hauptſächlich als einer der Erſten namhaft, welche poetiſche Verſuche in der Mutterſprache wagten, worin ihm Dan. Heinſe aus Gent (ſtarb 1655) mit glücklicherm Erfolge nachging. Pet. Cornelius van Hooft aus Amſterdam (ſtarb 1647), geachtet als Hiſtoriker durch ſeine Geſchichten Königs Heinrich IV., Belgiens und eine treffliche Ueberſetzung des Tacitus, war in ſeinen Trauerſpielen und andern Gedichten zu gekünſtelt und ſeine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jac. Cats aus Brouwershaven in Seeland (ſtarb 1660) eines der fruchtbarſten und geiſtvollſten der holländiſchen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein eigenthümlicher Geiſt der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religioſität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (ſtarb 1687) haben den Ruhm der Korrektheit und Eleganz. Jooſt van der Vondel aus Köln (ſtarb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer korrekten, doch kräftigen und reichen Sprache metriſche Ueberſetzungen der Pſalmen, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satyren, Lobgedichte, viele Trauerſpiele, auch eine Epopöie: Adam und Lucifer u. a. m. geliefert und ſich den Namen eines klaſſiſchen Dichters der Holländer erworben. Unter ſeinen Trauerſpielen iſt auch eine Ma-

ria Stuart. Eine vollſtändige Sammlung dieſer Trauerſpiele erſchien 1720 zu Amſterdam in zwei Bänden. Conſtantin Huygens (ſtarb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jacob Weſterbann (ſtarb 1670) und Joh. Adolph Dans (ſtarb 1674) durch erotiſche Gedichte rühmlich bekannt. Als ſcherzhafte Dichter thaten ſich Joh. van der Veen (ſtarb 1660) und Joh. Decker (ſtarb 1664) hervor. Nach den alten Klaſſikern bildete ſich Lucas Rotgans aus Amſterdam (ſtarb 1710), und ſein epiſches Gedicht in acht Geſängen: Wilhelm III., ſo wie ſeine Trauerſpiele zeugen hinlänglich von ſeinen Muſtern. Jan van Brockhuyzen aus Amſterdam (ſtarb 1707), als Kritiker und lateiniſcher Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländiſcher Sprache Oden, Idyllen und andre Gedichte. Die lyriſchen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht überſehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (ſtarb 1733), und ſehr geachtet ſind Adrian van der Vliet, welcher, außer bibliſchen Gedichten, ein Gedicht in drei Geſängen: „Die Spanier in Rotterdam" ſchrieb (ſtarb 1780); Piet. Nieuwland (ſtarb 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erſchien 1780 ein Heldengedicht in ſechzehn Geſängen: Germanicus. Außer dieſen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smits, und unter den neuern Hieronymus de Boſch, Theodor van Kooten, Klijn, Kleinhoff, Kaldenbach, Bellamy, Nieuwland, Feith, Bilderdyk, Helmers, Spandaw, van Hall, Tollens, Kinker und Witſen Gysbeek immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländiſchen Parnaß einnehmen. Bilderdyk iſt zugleich ein Gelehrter vom erſten Rang und von weitumfaſſenden Kenntniſſen. Schon aus dieſen kurzen Angaben geht hervor, wie ſehr man ſich bemüht hat, die holländiſche Sprache zu edlerm Gebrauche auszubilden; und in welchem hohen Grade dies gelungen ſei, beweiſt vielleicht Nichts beſſer, als der Umſtand, daß keine andre Nation eine ſo gelungene Ueberſetzung von Klopſtock's Meſſias aufzuweiſen hat, als die holländiſche, von Groeneveld, Amſterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde., 8. in Hexametern. Eine andre, gleich ſchätzbare in Proſa erſchien zu Amſterdam 1798. Die Proſa der Holländer hat zwar auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Anſprüche zu machen, iſt dagegen aber in ihrem ſchlichten Weſen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverſtändlich darzuſtellen. Unſtreitig würden die Holländer auch hierin noch größre Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philoſophiſchen Proſaiker ſich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipſius, Grotius, Wyttenbach u. A. ſchrieben aber lateiniſch, und Franz Hemſterhuis, dieſer liebenswürdige ſokratiſche Philoſoph und eben ſo geſchmackvolle, als geiſtreiche Schriftſteller, franzöſiſch. Wie mit der Philoſophie, ſo mit der Geſchichte. Es iſt kein Zweifel, daß die holländiſche Proſa durch die, zumal in neuerer Zeit ſo häufigen Ueberſetzungen ausländiſcher klaſſiſcher Geiſteswerke, vornehmlich der deutſchen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernſter Thätigkeit und mehrern gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht, und die Verſchmelzung mit den Belgiern muß nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dies iſt vorzüglich den ſüdlichen Provinzen zu wünſchen; denn während die Wiſſenſchaften in den nördlichen Provinzen ſo große Fortſchritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochſchule zu Löwen ging durchaus nicht mit der Zeit vorwärts, ſondern hielt ſich an die todten For-

men des Mittelalters. Auch hier ſah man die heilloſen Folgen der lichtſcheuen ſpaniſchen Regierung; und einige Verbeſſerungen, welche Joſeph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufſtand hervor. Die Aufhebung der Hochſchule zu Löwen während der franzöſiſchen Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüſſel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geiſt der Finſterniß nicht zu bannen, welcher ſich noch im J. 1814 durch die Freude über Wiederherſtellung der Jeſuiten nur zu deutlich an den Tag legte. Indeſſen fehlt es eben ſo wenig in den ſüdlichen, als in den nördlichen Provinzen an zahlreichen Bildungsanſtalten, zu denen wir beſonders die Univerſitäten zu Löwen, Lüttich, Gent rechnen. Atheneen oder Gymnaſien ſind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer, Franeker, Harderwyk und Amſterdam. Unter den Specialſchulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurſchule zu Amſterdam, die Militärſchule zu Delft, die Taubſtummenanſtalt zu Gröningen, die Schiffbauſchule zu Antwerpen, die Schiffahrtsſchulen zu Antwerpen, Amſterdam und Helvoetſluys. An andern wiſſenſchaftlichen Anſtalten findet man: zu Amſterdam das Muſeum (eine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunſt, geſchnittnen Steinen und Alterthümern, und eine öffentliche Bibliothek;) ferner das niederländiſche Inſtitut für Wiſſenſchaften und Künſte (Nederlandsch Institut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die vier Klaſſen der Wiſſenſchaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunſt, der Geſchichte und Alterthümer, und der bildenden Künſte; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomiſche, chirurgiſche, mathematiſche und phyſikaliſche Sammlungen; zu Harlem: die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (geſtiftet 1752), Teyler's Stiftung zur Beförderung der Gottesgelahrtheit und einiger andern damit verwandten Wiſſenſchaftszweige, und eine ökonomiſche Geſellſchaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Geſellſchaft pro excolendo jure patriae, ferner eine phyſikaliſch-chemiſche, eine naturforſchende Geſellſchaft; eine Akademie der Zeichen-, Bau- und Schiffahrtskunſt; zu Arnheim: eine Geſellſchaft der Zeichen- und Baukunſt und eine phyſikaliſch-literariſche Societät; zu Zütphen: eine phyſikaliſche Geſellſchaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichen- und Architekturinſtitut; zu Utrecht: eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften und ein Malerkollegium; zu Amſterdam: noch eine Geſellſchaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadt-Zeichenakademie, eine Geſellſchaft der Zeichenkunſt, eine Geſellſchaft zur Beförderung der Landwirthſchaft; eine wiſſentſchaftliche Geſellſchaft mit dem Wahlſpruch: Felix meritis; Maatschappij tot nut van't Algemeen (Geſellſchaft für das allgemeine Beſte, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbeßrung der Erziehung und der Sitten der niedern Volksklaſſen geſtiftet, zählte im Jahr 1810 über 8000 Mitglieder; das monnikhof'ſche Legat, Geſellſchaft zur Beförderung der Chirurgie, Geſellſchaft unter der Benennung: Doctrina et Amicitia, Geſellſchaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, Geſellſchaft der freien Künſte und Wiſſenſchaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Geſellſchaft Eene oonvermoeide Arbeid koomt alles te boven (Unermüdete Arbeit beſiegt alle Hinderniſſe), Geſellſchaft zum Nutzen und zur Bildung, mathematiſche Geſellſchaft; zu Rotterdam: Geſellſchaft unter dem Titel Verscheidenheid en Overeenstemming (Verſchiedenheit und Uebereinſtimmung), Geſellſchaft unter dem Namen Proefondervindelijke Wijsbegeerte

(Experimentalphiloſophie oder Erfahrungswiſſenſchaften), Zeichengeſellſchaft, Geſellſchaft zur Vertheidigung der chriſtlichen Religion, Geſellſchaft für Naturkunde und Literatur; zu Dortrecht: Geſellſchaft unter dem Namen Pictura; zu Leyden: das ſtolp'ſche Legat, Geſellſchaft der niederländiſchen Literatur, Geſellſchaft der freien Künſte und Wiſſenſchaften, Akademie zur Beförderung der Zeichen-, Maler-, Bildhauer- und Kupferſtecherkunſt, Geſellſchaft der theoretiſchen und praktiſchen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechen- und Zeichenkunde; zu Middelburg: die ſeeländiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Geſellſchaft zur Beförderung der Maler-, Bildhauer- und Baukunſt, naturforſchende Geſellſchaft; zu Zierickſee: das phyſiſche Kollegium; zu Breda, eine Zeichenakademie; zu Luxemburg und Maſtricht: Ackerbaugeſellſchaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüſſel; Société d'histoire naturelle zu Brüſſel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüſſel, Gent ꝛc.; Sociétés et Instituts de littérature, sciences et arts zu Brüſſel. Was den gegenwärtigen Zuſtand der wiſſentſchaftlichen Bildung in den Niederlanden anbetrifft: ſo iſt es in der Gottesgelahrtheit mit der Aufklärung der reformirten Theologen noch ſo weit zurück, daß ſie ſchon dies Wort faſt als einen Gräuel betrachten; und auffallend iſt es, daß die unduldſamſten am meiſten in Anſehn ſtehen. Zwar gibt es hierin ſeit einiger Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen, allein ſie dürfen aus gegründeter Furcht vor Verfolgung nicht wagen, ihr Licht leuchten zu laſſen. Mit der katholiſchen Geiſtlichkeit ſieht es im Allgemeinen in Belgien noch ſchlimmer aus; ein Theil der lutheriſchen Geiſtlichkeit ſteht auf einer hohen Stufe von Geiſtesbildung; ein andrer tappt in der Finſterniß herum, welche von ihm ſelbſt das „alte Licht„ genannt wird. Die meiſte Bildung und Duldſamkeit, die meiſten Kenntniſſe unter den niederländiſchen Geiſtlichen findet man bei den remonſtrantiſchen und mennonitiſchen Predigern, die aber dafür von ihren andersdenkenden Amtsbrüdern der übrigen Sekten mit Haß und Verachtung angeſehen werden. Die Rechtskunde iſt in einem blühenden Zuſtande, der Richter- und Advokatenſtand gut beſetzt und angeſehen; unter den berühmten praktiſchen Rechtsgelehrten zeichnen ſich aus: Meyer de Rhoer, Cuperus, Bondt, van Hall, van der Linden, van der Spyk, Scheppman und Elout. Auch die Arzneikunde zählt in ihrem Bereich viele gelehrte Praktiker. Auf Manchem ruht noch Boerhave's Geiſt und die Vorzüglichſten hängen noch an ſeinen Lehrſätzen. In keinem Lande hat das brown'ſche Syſtem weniger Glück gemacht, als in Holland; aber nichts deſto weniger ſchreitet der niederländiſche Arzt mit dem Geiſte der Zeit fort. Zu den vorzüglichſten der jetzt lebenden gelehrten Aerzte zählt man die Herren a Roy und Cappadoce in Amſterdam, Ontyd und Mirandolle im Haag, Stiprian zu Delft, Profeſſor Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. An geſchickten Wundärzten, Operateurs und Anatomen hat Holland keinen Mangel, und die Pharmacien ſind durchgängig ſehr gut beſtellt. Die Kenntniſſe der Gelehrten in den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften gründen ſich auf eine große Solidität, ſind aber nicht ſo vielſeitig, als die der Deutſchen. An guten Philologen fehlt es auch jetzt nicht unter den holländiſchen Gelehrten. Wyttenbach und van Heusden und der 93jährige Sebaldus Rau, ein großer Orientaliſt, der Neſtor der Univerſität Utrecht, verdienen vor Andern genannt zu werden. In der Philoſophie hängen noch Viele am carteſianiſchen Syſtem, und nirgends gibt es wol weniger Spinoziſten,

als in dem Lande, wo dieſer große Philoſoph das erſte Lebenslicht erblickte; ohne den Lärmen, welchen die reformirte Geiſtlichkeit gegen einen van Hemert, Kinker und einige andre neuere Philoſophen gemacht hat, würde die Mehrzahl der Holländer kaum noch wiſſen, daß es einen Kant und Fichte und eine kritiſche Philoſophie gäbe. Weit beſſer ſieht es im Fache der Phyſik und Naturgeſchichte aus, worin ſich die Holländer noch jetzt vortrefflicher Männer und Dilettanten rühmen können. Als Aſtronom zeichnet ſich der Freiherr von Utenhoven aus. In der Geſchichte, außer der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unſre deutſchen Gelehrten bei weitem übertroffen. An viele Wiſſenſchaften, die bei uns ſchon ſeit vielen Jahren Hauptgegenſtände einer akademiſchen Erziehung ſind, wie Statiſtik, Polizei-, Kameral-, Handlungs- und Finanzwiſſenſchaft, Landwirthſchaft, Technologie, Heraldik, Diplomatik u. a. m., haben die Holländer kaum angefangen zu denken, wenigſtens ſie als Wiſſenſchaften zu betrachten, die auf Univerſitäten gelehrt werden müſſen. In der Mechanik und Hydraulik haben es die Holländer ſehr weit gebracht, und ihre Mühlen-, Schleuſen- und Waſſerbaue können davon zu unwiderleglichen Beweiſen dienen. In Hinſicht der militäriſchen Kenntniſſe iſt es gegenwärtig in dem niederländiſchen Heere, ſeitdem ſie, einige Schweizertruppen abgerechnet, aus lauter Landeskindern und nicht mehr aus einem Gemiſch aller Nationen beſteht, ſo gut, als in irgend einem Lande beſtellt, und unter den höhern Offizieren würden, beſonders in dieſer Hinſicht, die Generale Janſen, Pyman, Anthing, Heiligers, Tindal, Chaſſé, Bruce, Gunkel, Evens, Krayenhof, Dupont, van der Plaat, Conſtant de Rebecque und mehrere Andre jedem Heere Ehre machen. Unter den jetzt lebenden Dichtern verdient Bilderdyk zugleich als Gelehrter vom erſten Range und als ein etwas anmaßendes Genie von weit umfaſſenden Kenntniſſen, wiewol mit einer heterogenen Miſchung von religiöſer Schwärmerei, beſondre Aufmerkſamkeit. Gelehrte Buchhändler gibt es wenige mehr; die Zeiten der Elzevire und Wettſteine iſt vorüber; und wenn gleich ein Holtrop, ein Wild und Altheer, Loosjes, ein Uylenbroek, Allart, Covens, Gartman, van Spaan, Immerzeel, van der Hey, van Cleef und einige wenige Andre eine ehrenvolle Ausnahme machen, ſo ſind ſie doch keinesweges mit den großen deutſchen Buchhändlern zu vergleichen. Bildhauer von einigem Rufe gibt es jetzt nicht in den geſammten Niederlanden. Von den Malern ſ. d. Art. Niederländiſche Schule. Die Muſik iſt zwar ſehr geliebt, aber der Tonkünſtler eben ſo wenig, als der Schauſpieler, geachtet, und man nennt keinen Holländer als ausgezeichneten Virtuoſen. Ihre Schauſpielkunſt iſt ganz nach franzöſiſchem Schnitte geformt und als eine der vorzüglichſten tragiſchen Schauſpielerinnen nennt man Madame Zieſenis. Für die Fortſetzung der Wiſſenſchaften im Allgemeinen erwartet man von der allmäligen Verwirklichung des von der Regierung bereits 1814 mit Zuziehung einer wohlgewählten Commiſſion entworfnen, in der Folge auf die einverleibten Länder ausgedehnten Studienplans wohlthätige Wirkungen. H—m.

Niederrhein, eine preußiſche Provinz, mit dem Titel eines Großherzogthums kam durch die wiener Congreßakte 1815 an Preußen. Der zweite pariſer Frieden fügte noch einen kleinen Theil von Altfrankreich hinzu. Sie liegt auf beiden Rheinufern und grenzt an die preußiſchen Provinzen Jülich, Cleve, Berg und Weſtphalen, die naſſauiſchen, großherzoglich-heſſiſchen, heſſen-homburgiſchen, ol-

denburgiſchen, koburgiſchen und baieriſchen überrheiniſchen Lande, Frankreich und das Königreich der Niederlande. Sie hat zuſammen 272 Q. M. mit 933,200 Einw. Der Boden iſt zwar im Ganzen etwas gebirgig, enthält aber auch Ebnen und viele fruchtbare Thäler am Rhein, der Moſel, der Nahe, und überhaupt viele romantiſch-ſchöne Gegenden. Zwiſchen der Nahe und der Moſel iſt die Provinz von den rauhen, waldigen Bergreihen des Hundsrücks (ſ. d. A.) durchzogen, welcher ſich dem vogeſiſchen Gebirge anſchließt. Von Prüm und Malmedy zieht ſich bis faſt an den Rhein die Eiffel, ein gebirgiger Landſtrich. Noch nördlicher, zwiſchen Malmedy, Montjoie und Eupen, iſt das hohe Veen, der höchſte Bergrücken zwiſchen der Maas, Moſel und dem Rhein. Die beiden letztern Bergketten ſind Fortſetzungen der Ardennen. Erzeugniſſe: der natürliche Reichthum beſteht in Wildpret, Fiſchen, Getreide, Obſt, Gartengewächſen, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Wein, beſonders an der Moſel (Moſelweine), Aar (Bleichert) und an der Nahe, und anſehnlichen Waldungen, vorzüglich im ſüdlichen Theile. Das Mineralreich liefert Silber, Eiſen, Kupfer, Blei, Galmei, Marmor, Schiefer, Tuff-, Sand- und Mühlſteine, Baſalt, Traß, Porphyr, Alaun, Braunſtein, Schwefel, Steinkohlen, Salz- und Mineralwaſſer. Der Fabrikfleiß iſt beſonders in den Gegenden von Aachen, Eupen und Montjoie verbreitet, wo die Tuchfabriken auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht ſind und auch für das Ausland arbeiten. Ferner gibt es Leinen-, Wollen- und Seiden-, Band-, Farben-, Hut-, Leder-, Tabak-, Porzellanfabriken ꝛc., Eiſen-, Stahl-, Kupfer- und Meſſingwerke. Auch wird ein lebhafter Handel getrieben. Die Einwohner reden meiſtens die deutſche Sprache, die in einigen Gegenden, beſonders im Süden, mit der franzöſiſchen vermiſcht iſt, und ſind größtentheils Katholiken; doch gibt es auch viele Proteſtanten und Juden. Die Provinz hat drei Regierungsbezirke: Aachen, Koblenz und Trier. Die Hauptſtadt iſt Aachen (ſ. d. Art). Das franzöſ. Departement Niederrhein beſteht aus dem Niederelſaß, 88 Q. M. mit 438,000 Einwohnern, die eine deutſche Mundart ſprechen.

Niederſchlag, Präcipitat. Heißt einen, in Flüſſigkeit aufgelöſten Körper in konkreter Form ausſcheiden. Die Mittel zur Ausſcheidung heißen Niederſchlagungsmittel. In der Fällung auf trocknem Wege werden die Körper durch angewandte Hitze in Fluß gebracht. Bei jeder Fällung auf naſſem Wege muß das Niederſchlagungsmittel mit einem der aufgelöſten Stoffe eine nähere Verwandſchaft, als die aufgelöſten Stoffe unter ſich haben, und der Niederſchlag iſt entweder der aufgelöſte Stoff für ſich oder er iſt auch eine Verbindung deſſelben mit dem Fällungsmittel, oder endlich mit einem oder mehrern der in der Auflöſung befindlichen Subſtanzen. Bei ſolchen Operationen iſt eine genaue Kenntniß der Verwandtſchaftsgeſetze, des Grades der Auflöslichkeit der Körper, der Kohäſionskraft dem Chemiker unentbehrlich. — Im Gebiete der Rhythmik (ſowol der eigentlichen Metrik, als der Verskunſt) bezeichnet das Wort: Niederſchlag, ſo viel als die Theſis und iſt dem Aufſchlag oder der Arſis entgegengeſetzt, worüber der Art. Rhythmus zu vergleichen iſt.

Niemcewicz (Julius Urſinus), einer der ausgezeichnetſten, jetzt lebenden polniſchen Gelehrten, deſſen Werke auch in die von dem Grafen Moſtowski herausgegebne Sammlung der polniſchen Klaſſiker aufgenommen ſind, hat ſich zugleich durch ſeinen Antheil an den Staats-

handeln Polens bekannt gemacht. Als Nuncius von Litthauen ſpielte er auf dem Reichstag von 1788—1792 eine große Rolle. 1794 war er einer der Adjutanten Kosciuszko's, wurde mit ihm gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei ſeiner Thronbeſteigung ihm, wie ſeinen Gefährten, die Freiheit gab. Jetzt begleitete er Kosciuszko nach den vereinigten Staaten, wo ſich beide eine Reihe von Jahren aufhielten. Er ſo wenig, als jener, nahm an den Begebenheiten in Polen unter Napoleons Leitung Antheil; einen um ſo größern aber ſeit dem Zeitpunkte, wo Polen als Königreich mit Rußland vereinigt iſt. Er war Präſident der Conſtitutions-Commitée und hatte den größten Einfluß auf die Abfaſſung der Verfaſſungsurkunde ſelbſt. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag, Kosciuszko nach ſeinem Tode eine Gedächtnißrede zu halten; dieſelbe iſt für ein Meiſterſtück erklärt worden. Zu ſeinen vorzüglichſten Werken gehören: Hiſtoriſche Nationalgeſänge mit Muſik und KK. Warſchau. 1816. 8. Bis jetzt ſchon 4 Aufl. — Geſchichte der Regierung Sigmunds III., Königs der Polen. Warſchau. 1819. 3 Bde. 8. — Kaſimir der Große, Schauſpiel in 3 Akten. Warſchau. 1792. 8. — Fabeln und Erzählungen. Warſchau. 1820. 2 Bde. 8.

Niemen iſt der polniſche Name des Fluſſes Memel. Er entſpringt im ruſſiſchen Gouvernement Grodno bei Slonim, und theilt ſich zwei Meilen hinter Tilſit in zwei Arme, die Ruß und die neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte ſogenannte tilſiter Niederung bilden und ſich in das kuriſche Haff ergießen. Dieſer Fluß, welcher im Sommer ſchiffbar iſt und den Handel mit Memel und Königsberg belebt, erhielt auch eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit durch die Zuſammenkunft Napoleons mit dem Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen auf demſelben 1807.

Niemeyer (Aug. Herm.), als Theolog, Erziehungsſchriftſteller und Dichter geiſtlicher Lieder rühmlich bekannt, geb. den 1. Sept. 1754 zu Halle im Saalkreiſe, wo ſein Vater Archidiakonus war, beſuchte das königl. Pädagogium zu Halle und bildete ſich auf der daſigen Univerſität zu den theologiſchen Wiſſenſchaften. 1780 ward er ebendaſelbſt außerordentlicher Profeſſor der Theologie und Inſpektor des theolog. Seminariums, 1784 ordentl. Profeſſor und Aufſeher des königl. Pädagogiums, 1785 Mitdirektor des Pädagogiums und des berühmten halliſchen Waiſenhauſes, welches ſehr in Verfall gerathen war, 1787 Direktor des pädagogiſchen Seminariums, 1792 Konſiſtorialrath, 1794 Doktor der Theologie, 1800 Direktor des Almoſenkollegiums, 1804 wirkl. Oberkonſiſtorialrath und Mitglied des berliniſchen Oberſchulkollegiums, 1808 Mitglied der Reichsſtände im Königreich Weſtphalen und in eben dieſem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Univerſität Halle. 1813 verlor er dieſen Poſten, da Napoleon die Univerſität wegen ihrer, für die Verbündeten im April gezeigten patriotiſchen Geſinnungen aufgelöſt hatte; 1814 ward er bei Wiederherſtellung der Univerſität wieder eingeſetzt, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder, wurde 1816 Konſiſtorialrath und auswärtiges Mitglied des Konſiſtoriums zu Magdeburg, und erhielt 1817 den rothen Adlerorden. Die größten Verdienſte hat er als Erziehungsſchriftſteller. Als Theolog war er ſtets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichſten Schriften, außer vielen Abhandlungen, Ueberſetzungen und Predigten, ſind: die Charakteriſtik der Bibel; Philotas, oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der

Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Chriſten; die populäre und praktiſche Theologie; die Briefe an chriſtliche Religionslehrer; Leitfaden der Pädagogik und Didaktik, Halle 1802, 8.; Anſichten der deutſchen Pädagogik und ihrer Geſchichte im 18. Jahrh., Halle 1801, 8.; die Grundſätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, 7. Aufl. 3 Thle. 1819, 8.; Originalſtellen griechiſcher und römiſcher Klaſſiker über die Theorie der Erziehung, Halle und Berlin 1813, 8.; das Religions- und das Geſangbuch für höhere Schulen; die Feierſtunden während des Kriegs; religiöſe Gedichte, Halle und Berlin 1814, 8. Im J. 1820 machte er eine Reiſe nach England, die er auf eine höchſt anziehende und lehrreiche Weiſe beſchrieben hat in ſeinen Beobachtungen auf Reiſen, 1822, 2 Bde. Ein dritter Band wird eine frühere Reiſe Niemeyer's nach Holland erzählen.

Nieren ſind Eingeweide des thieriſchen Körpers, beſtimmt, das Blut vom überflüſſigen Waſſerſtoff, Stickſtoff und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menſchen ſind länglichrunde, bohnenförmige Körper, in ihrer Größe nach Verſchiedenheit des Alters auch verſchieden, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge und einem, auch anderthalb Zoll im Durchmeſſer. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere, die hintre Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom elften Bruſtwirbelbein bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußre Rand der Niere iſt gewölbt und ſieht gegen die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innere Fläche der Bauchmuskeln an deren hinterm Umfang. Der innere Rand iſt gegen die großen Gefäßſtämme gerichtet und an ſeiner vertiefteſten Stelle mit einem etwas eingebognen, länglichen Einſchnitte verſehen, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere iſt an ihre benachbarten Theile durch zellgewebige Haut angeheftet, welche mit vielem Fette ausgefüllt iſt. Die Subſtanz der Niere iſt dicht, feſt und von blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler und beſteht aus einer Verwickelung der zarteſten Blutgefäße. Aus der Rindenſubſtanz entſteht die innere, röhrige Subſtanz, in welcher acht bis elf pyramidenförmige Abtheilungen unterſchieden werden können, welche aus den zarten Kanälen der Uringänge zuſammengeſetzt ſind, und mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zuſammenſtoßen und Nierenwärzchen genannt werden. Dieſe ergießen ihre abgeſonderte Flüſſigkeit in gemeinſchaftliche, häutige Röhren, die Nierenkelche, in dem Einſchnitte der Niere ſich verſammelnd, die ſich hier alle in einer ſackförmigen Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird. Es hat die Form eines Trichters und verlängert ſich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche ſich bis in die Beckenhöhle zur Urinblaſe herab fortſetzt, dieſelbe durchbohrt und ſich mit ihr vereinigt, ſo daß der abgeſonderte Urin beſtändig in die Blaſe herabtröpfelt. Jede Niere enthält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorta; die Nierenarterie trit in dem Einſchnitte der Niere in dieſelbe ein, verbreitet ſich in unzählbaren Verzweigungen zuerſt auf der Oberfläche derſelben, bildet die Rindenſubſtanz, gibt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt ſich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche, in einen Venenſtamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Das Geſchäft der Niere, den Urin aus dem Blute abzuſondern, wird geleitet durch das ihr beigegebne Nervenſyſtem, welches in einem, von mehrern Nervenfäden des Geflech-

tes der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze beſteht, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierenſubſtanz begleitet und das Organ mit ſeinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieſes Organs in dem thieriſchen Körper leuchtet aus der Einrichtung ſeiner organiſchen Selbſterhaltung hervor. Indem zu ſeiner Ausbildung gewiſſe Stoffe nothwendig ſind und von außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müſſen als Gegenwirkung auch beſtimmte Organe ſein, welche ſich der Herrſchaft dieſer Stoffe widerſetzen, ſie aufnehmen, bezwingen und verändert fortſchaffen. Der Körper bedarf zwar zu ſeiner Erhaltung eines Antheils von Stickſtoff, der ſich in der Phosphorſäure reichlich vorfindet und, mit der Kalkerde verbunden, als phosphorſaurer Kalk die Knochen bildet. Der Ueberſchuß des Stickſtoffs, der freien und mit Knochenerde verbundnen Phosphorſäure, ſo wie der durch den Wechſel der Stoffe ſelbſt unbrauchbar gewordne, wird nun als Harnſtoff, als freie und gebundne Phosphorſäure, in vielem Waſſer aufgelöſt, abgeſchieden und als Urin ausgeleert. Geſchähe dies nicht, ſo würden dieſe Stoffe ſo überhandnehmen, daß das Leben nicht dabei beſtehen könte. Störungen in dem Leben der Nieren verurſachen Nierenkrankheiten, die theils den allgemeinen Charakter an ſich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Beſonderheit dieſer Organe beſtimmt werden. Unter dieſe gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Bau der Knochen vollendet iſt, folglich die Maſſe von phosphorſaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig iſt, ſo folgt hieraus von ſelbſt, daß ein Ueberſchuß davon als fremdartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dies muß noch mehr der Fall ſein, wo durch Uebermaß an Speiſen und Getränken ein zu großer Antheil an Stickſtoff in Umlauf kommt, wie dies bei üppig und ruhig lebenden Perſonen Statt findet, wo denn nicht ſelten die Arthritis (ſ. d.) ihren Urſprung hernimt, welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorſaurer Kalkerde ſich auszeichnet. So lange dieſe bei völliger Thätigkeit der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann ſich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber jene bei zunehmenden Jahren, ſo ſteigt dagegen die Herrſchaft des irdiſchen Stoffs, ſeine Neigung zur Kryſtalliſation, die um ſo mehr wächſt, je weniger verdünnt der Urin iſt, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorſaurem Kalk oder von phosphorſauern Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an, ſich zu bilden, um welchen ſich nun rindenartig immer mehr ſolche irdiſche Theile anſetzen. Der Ort dieſes Anſatzes iſt bei dem Nierenſtein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten ſie von hier durch die Harnleiter bis in die Blaſe hinunter, nicht ſelten aber bleiben ſie auch, vergrößern ſich ſo ſehr, daß ſie das ganze Nierenbecken ausfüllen und deſſen Form annehmen, ja mit mehrern Aeſten bis in die Nierenkelche ſich fortſetzen. H.

Nierenſteiner, ſ. Rheinweine.

Nieswurz, Nieswurzel. Zwei Arzneipflanzen, deren Wurzeln ſcharfe Beſtandtheile haben und heftiges Nieſen erregen, führen dieſen Namen. Die ſchwarze, Helleborus niger, wegen ihrer Blüthzeit im Winter auch Chriſtwurz genannt, hat fadenförmige Wurzeln; die weiße, Verateum album, iſt weit heftiger. Sie wuchs häufig in Anticyra und ward gegen den Wahnſinn als Abführungsmittel gegeben; auch vergiftete, nach Pauſanias, Nebrus von Kos einſt den Fluß Pliſtus damit und zwang dadurch die belagerte Stadt Kirrha, welcher er das Trinkwaſſer verdarb, zur Uebergabe. F.

Nieſsbrauch oder Nutznieſsung, ususfructus, der Gebrauch des Ertrags oder Genuſſes einer Sache, das Recht, dieſelbe nach gewiſſen Beſtimmungen zu benutzen. Man unterſcheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (jus dominii): 1. den wirklichen, vollſtändigen Beſitz der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Benutzungsrecht. Die Proprietät gibt dem Eigenthümer Rechte über die Beſtandtheile, woraus die Sache beſteht; der Nieſsbrauch enthält das Recht, ſich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und iſt daher eine Art der ſogenannten perſönlichen Servitut. Die Verhältniſſe des Eigenthümers zum Nieſsbraucher oder Nutznieſser (usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut beſtellt, feſtgeſetzt ſind, haben indeſſen oft viele ſtreitige Fragen veranlaſst, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nieſsnutzer in der zu nieſsbrauchenden Sache, ſeinen Einſichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt ſei?

Nieſen, im Niederſächſiſchen pruſten, bezeichnet die mit ziſchendem Geräuſch und plötzlicher Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausſtoſsung der Luft, vorzüglich aus der Naſe, deren Geruchsnerven in Bewegung geſetzt worden ſind. Unter den Thieren nieſt nur der Hund vollkommen wie der Menſch. Ein anhaltendes heftiges Nieſen, welches von dem Einziehen eines fremden Körpers in die Naſe, oder wie beim Schnupfen von krankhaft erhöhter Reizbarkeit der die Naſe inwendig bekleidenden Schleimhaut entſteht, kann bisweilen, beſonders bei ſchwächlichen Perſonen, gefährlich, aber durch das Einſpritzen lauwarmer Milch oder lauen Waſſers, oder durch das bloſse Einziehen des Dampfes von warmem Waſſer gehoben werden. Die Gewohnheit, Jemand beim Nieſsen Geſundheit zu wünſchen, iſt ſo alt, daſs ſchon der groſse Forſcher Ariſtoteles zu Alexanders Zeit ihren Urſprung nicht mehr anzugeben wuſste. Es iſt daher wol möglich, daſs die Sitte bei einer Krankheit entſtanden iſt, in welcher das Nieſen die gefährliche Kriſis verkündigte; nur beweiſen läſst es ſich nicht mehr.

Niethammer (Friedr. Immanuel), der Philoſ. und Theol. Doktor, der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München auſserordentl. wirkliches Mitglied, k. baieriſcher Central-, Schul-, Studien- und Kirchenrath bei dem geh. Miniſterium des Innern, iſt zu Beilſtein im Würtembergiſchen 1766 geboren. 1793 trat er zu Jena, nach erlangtem Doktorate, in der Philoſophie und Theologie als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaften öffentlich auf. Ein Geiſt gründlicher, umſichtsvoller und parteiloſer Unterſuchung, und eine Methode, welche immer den Stand der jedesmaligen Frage aus dem hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Standpunkte genau beſtimmte, und den Gegenſtand derſelben in ſcharfer und lichtvoller Erörterung erſchöpfend abhandelte, offenbarte ſich deutlich in den Vorleſungen und Schriften deſſelben. Damals drückten Deutſchland zwei Uebel: eine anmaſsende Aufklärerei, welche ſich mit dem Verdienſte der Verſcheuchung des Aberglaubens ſtolz blähte, im Grunde aber alles grübelnde Denken zu verdrängen ſuchte; dann aber ein faſt ausſchlieſsendes Hinneigen der Bildung auf Gewerbfleiſs. In der kleinen, aber muthigen Schaar der geiſtreichen Streiter gegen dieſen verderblichen Zeitgeiſt erſchien damals als einer der Erſten auch Niethammer. Theils für ſich, theils vereint mit Fichte und andern Edeln kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen ſiegreich gegen das damalige verwegene

Eindringen eines plumpen und gefährlichen Realismus in den ganzen Umkreis menſchlicher Bildung, und ſuchte ſeinen Zeitgenoſſen zu zeigen, daß die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Philoſophie und Religion und im ganzen menſchlichen Leben etwas von aller Vernunft als Wahrheit Gefodertes und Vorausgeſetztes ſei. Durch ſeine Wirkſamkeit in dem Gebiete der Wiſſenſchaften zog er die Aufmerkſamkeit der baieriſchen Regierung auf ſich, und war einer der auswärtigen Gelehrten, die ſie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen Aufſchwung der Wiſſenſchaften und Künſte in ihren Staaten mitzuwirken. Als Würzburg 1805 im preßburger Frieden abgetreten wurde, ward Niethammer als proteſtantiſcher Kreis-, Konſiſtorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreiſe, und 1807 als Central-, Schul- und Studienrath nach München verſetzt. Längſt ſchon hatte er geſehen, wie, in Folge des bloß auf Erwerb gerichteten Zeitgeiſtes, faſt überall in Deutſchland die Unterweiſung über materielle Gegenſtände den Unterricht über geiſtige Gegenſtände aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbzweck und dem Brodſtudium das Studium der alten klaſſiſchen Welt und mithin aller echten Philoſophie vernachläſſigte, wodurch die Schulen allgemeiner Bildung faſt in bloße Berufsſchulen ausarteten. Bei dieſem verkehrten Zuſtande der Pädagogik geboten Zeit und Vernunft eine Reform des Schulweſens. Niethammer, dem die Stelle, worauf er jetzt ſtand, die nachdrücklichſte Mitwirkung an derſelben zur nachdrücklichſten Pflicht zu machen ſchien, ſprach ſeine ſchon längſt genährten Ideen darüber in ſeiner vortrefflichen Schrift über Philanthropinismns und Humanismus öffentlich aus. Verwirklicht erſchienen ſie in dem neuen Schulplane, welcher 1808 überall im Königreiche eingeführt wurde, um dem Sprach- und Realſtudium eine veredelte geiſtige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Nilfhelm, ſ. Nordiſche Mythologie.

Niger, auch Joliba oder das große Waſſer, der größte Steppenfluß in Mittelafrika, der beſonders Nigritien oder Sudan durchfließt, deſſen Quelle ſowol, als Mündung uns bis jetzt unbekannt geblieben ſind. Vor mehr als zwei tauſend Jahren zeichnete Herodot die erſte richtige Nachricht über den Lauf dieſes größten Stromes von Afrika auf und ſagte, daß er von Weſten nach Oſten fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf deſſelben von neuem entdeckt, und die Behauptung des Vaters der Geſchichte beſtätigt wurde. Mungo Park, ein zur Unterſuchung dieſes Gegenſtandes von der afrikaniſchen Geſellſchaft zu London abgeſchickter Reiſender, war der erſte Europäer, der dieſen Fluß ſah und bemerkte, daß er von Weſten nach Oſten fließe. Bei ſeiner zweiten Reiſe 1805, um das Ende des Nigers zu entdecken, erreichte er auch wieder dieſen Fluß, kam weiter als das erſtemal und befuhr ihn mit dem Vorſatze, entweder ſeinen Plan auszuführen, oder zu ſterben. Man hat keine weitern Nachrichten von ihm ſelbſt erhalten, und man weiß jetzt, daß er bei dieſer Unternehmung ſein Leben verloren hat. Bei Sego, wo Mungo Park auf ſeiner erſten Reiſe den Niger zuerſt erblickte, ſtrömte er ſchon ſo breit wie die Themſe bei London. Von Sego abwärts folgt am Strome nun Ort an Ort. Große Handelsſtädte liegen an demſelben, als Jenne, Timbuktu (ungefähr eine Stunde davon), Hauſſa, und nach den neueſten Nachrichten Waſſanah. Die Städte an demſelben, beſonders Timbuktu und Waſſanah, ſind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika; denn regelmäßige Karawa-

nen gehen von Gambia und Senegal, von Marokko und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Kairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer ſind tiefer landeinwärts bebaut und äußerſt bevölkert. Dieſer Strom erregt daher mit allem Recht den Wunſch, ſeinen Lauf und ſein Ende kennen zu lernen; die Verſuche der Britten zur Auflöſung dieſer geographiſchen Aufgabe ſind jedoch noch mit keinem glücklichen Erfolge gekrönt worden. So wurden 1816 zwei Unternehmungen von ihnen ausgerüſtet. Die eine ſollte auf dem Kongofluſſe bis in das Innere von Südafrika eindringen, indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Kongofluſſe ein und derſelbe ſei. Die andre ſollte von Senegal aus bis an den Niger gehen, und beide ſich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen ſind geſcheitert. Bei dieſer Ungewißheit über das Ende dieſes Stromes glauben einige Geographen, daß er mit dem ägyptiſchen Nile in Verbindung ſtehe, Andre, daß er ſich in einen großen Binnenſee endige, wieder Andre, daß er das mittlere Gebirgsland durchbreche, nach Südweſten fließe und ſich (vielleicht als der Kongo) in den Guinea-Buſen ergieße. Letztres beruht auf der Erzählung des James Riley, Supercargo auf der nordamerikaniſchen Brigg Commerce, welche an der Weſtküſte von Africa 1815 Schiffbruch litt. Riley hat ſeine Reiſeabenteuer 1817 ſchriftlich herausgegeben: Der Untergang der amerikaniſchen Brigg Commerce ꝛc. Das 25. Kapitel dieſes Buches enthält die Reiſen eines Arabers Sidi Hamet, welche Riley ihm ſelbſt, mit Zuziehung eines ſpaniſch redenden Dolmetſchers, nachgeſchrieben hat. Bei ſeinem zweiten Aufenthalte zu Timbuktu mußte er auf Befehl des Königs mit einer großen Karawane nach Waſſanah, einer noch weiter am Niger gelegnen, noch größern Stadt, mit welcher Timbuktu in lebhaftem Handelsverkehr ſteht, reiſen. Nach ſechzig Tagereiſen gelangten ſie zur Stadt Waſſanah, von welcher er ſagt: „ſie iſt unfern des Ufers des Fluſſes erbaut, welcher im Süden vorbeiſtrömt, zwiſchen hohen Bergen auf beiden Seiten, jedoch nicht ganz dicht am Fluſſe. Die Einwohner von Timbuktu nennen den Fluß Jolibib, und die von Waſſanah nennen ihn Zadi. Der Bruder des Königs ſagte einem meiner mich begleitenden Glaubensgenoſſen, daß er in einigen Tagen mit ſechzig Booten eine Reiſe den Fluß hinab machen werde, um fünfhundert Sklaven zum großen Waſſer (Ozean), wohin ihre Richtung erſt ſüdlich, dann weſtlich zu nehmen ſei, zum Verkauf zu bringen, weil man dort in großen Booten viele Weiße antreffe, welche Musketen, Pulver, Tabak, blaues Tuch und Meſſer und dergleichen bringen. Er ſagte, es ſei ein weiter Weg, und er werde drei Monate zu dieſer Reiſe brauchen. Wir ſahen eine große Menge von Leuten, welche mit Sklaven und Elephantenzähnen den Fluß hinabgereiſt waren, um zum großen Waſſer zu kommen und nun zurückkamen.“ Nach dieſer Erzählung nimt Riley an, daß das große Waſſer, zu welchem die Einwohner Waſſanahs erſt ſüdwärts, dann weſtwärts gehen, der atlantiſche Ozean ſein müſſe, und daß der Niger in ſeinem Laufe oſtwärts durch hohe Berge im Innern dieſes unerforſchten Feſtlandes gehemmt und ſüdwärts zu gehen genöthigt werde, daß er ſüdwärts längs hinab zwiſchen jenen Gebirgen fortgehe, deren von Senegal nach dem Meerbuſen von Guinea ſich erſtreckende und dieſen Meerbuſen umgebende Kette ſchon bekannt ſei, und daß er immer mehr verengt und eingezwängt werde durch jene unermeßliche Bergkette, in welcher, wie bekannt ſei, der Nil ſeinen Urſprung habe, daß mithin ſein ſo gedrängtes und immer höher ſteigendes Waſſer (nachdem er zumal eine Men-

ge andrer Ströme in ſich aufgenommen) endlich über den weſtlichen und ſchwächſten Theil der Gebirge hinausbreche, ſich den Weg immer weiter weſtwärts zum atlantiſchen (äthiopiſchen) Meere bahne, und endlich nichts andres ſei, als der Fluß, der jetzt den Namen Kongo hat. Dagegen hat der Britte Ritchie auf ſeiner Reiſe von Tripolis nach Murzuck, der Hauptſtadt von Fezzan, wo die Auktorität der Regierung von Tripolis anerkannt iſt, nur ſo viel erfahren, daß der Niger mit dem Nil Ein Fluß ſei. Allein auch dieſer Meinung hat die zu Freetown in Sierra Leone erſcheinende Zeitung widerſprochen; ein Prieſter, der quer durch Afrika gereiſt ſei, habe nämlich behauptet, daß der Niger in das rothe Meer falle. Die häufigen Karawanen zwiſchen Murzuck und Burnu am Niger ſcheinen den Uebergang aus Fezzan in das große Reich von Burnu zu erleichtern. Sind die Britten (Ritchie iſt leider in Murzuck geſtorben) einmal bis Burnu gelangt, ſo werden ſie entweder bis Waſſanah vordringen, oder Nachrichten einziehen können, wodurch die Angaben über Waſſanah und den fernern Lauf des Nigers entweder beſtätigt oder widerlegt werden. Es iſt ſehr auffallend, daß über den Lauf dieſes Stroms und die Naturgeſchichte der Länder und Völker am Oberſtrom ſo wenig Sicheres bisher bekannt wurde. Der wahre Grund dieſer Unkunde iſt, daß es den großen Karavanenhändlern ſehr daran gelegen iſt, daß nicht auf den Märkten, wo ſie oder ihre Lieferanten einkaufen und ihre Abnehmer endlich verkaufen, die europäiſche direkte Handelsbegründung am fernen Markt im Innern ſich als Nebenbulerin zeige.

Nikander, ein gelehrter griechiſcher Arzt und Dichter um das Jahr 137. vor Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm ſind uns noch zwei Gedichte übrig: Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß; und: Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt. Beide ſind naturhiſtoriſch merkwürdig. Hauptausgaben ſind von Gorräus, Paris, 1557, 4°., von Salvinus, Florenz, 1764, 8°. und von J. G. Schneider, Halle, 792. Mehrere verloren gegangene Schriften werden von den Alten angeführt, unter andern eine mit der Aufſchrift Georgika, welcher Cicero mit vielen Lobe gedenkt (de orat. 16).

Nike, ſ. **Victoria**.

Nikolaiten ſind nach der gewöhnlichen, nicht ſymboliſchen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Kap. 2, 6.), wo Irrlehrer dieſes Namens vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandrien, Ketzer geweſen, die ſich im 1. Jahrh. in Syrien und Kleinaſien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apoſtelgeſchichte unter den ſieben Diakonen zu Jeruſalem nennt, ſoll dadurch Anlaß zu ihrer Entſtehung gegeben haben, daß ſein guter Rath, das Fleiſch zu mißbrauchen, d. h. die ſinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidniſch geſinnten Chriſten ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten ſich den Genuß heidniſcher Götzenopfer und zügelloſer Ausſchweifungen der Wolluſt. Dieſe Sekte, wenn ſie, was noch zweifelhaft iſt, wirklich beſtand, ging bald unter. Die Gnoſtiker können ihre Reſte aufgenommen haben. Weil Nikolaus nach Irenäus ſeine ſchon verlaſſene Ehefrau als Diakonus wieder zu ſich genommen haben ſoll, wurden Prieſter, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können, auch Nikolaiten genannt. Eben ſo hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai. (S. den Art. **Liebesfamilie**.)

Nikomedes, der Name von vier Königen von Bithynien,

von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem Könige von Pontus, Mithridates dem Großen, es mit Jenen hielt. Ein beſondres inniges Verhältniß fand zwiſchen ihm und dem jungen Julius Cäſar Statt, was dieſem manchen harten Vorwurf zuzog. Nikomedia hieß die Hauptſtadt Bithyniens nach ihrem Erbauer, dem Erſten dieſes Namens.

Nikopolis (Siegesſtadt), der Name mehrerer im Alterthume bekannten Städte, unter andern zweier in Aegypten, und zwei andrer in Möſien und Dacien. Eine der berühmteſten und anſehnlichſten iſt die, welche Auguſtus nach ſeinem entſcheidenden Siege über Antonius bei Actium in der Nähe dieſes Vorgebirges in Epirus erbauen ließ, zum Andenken und zur Verherrlichung dieſes Triumphes, der ihn zum unumſchränkten Gebieter des römiſchen Reiches machte. Noch ſieht man anſehnliche Trümmer dieſer Stadt unweit Preveſa.

Nil, großer Fluß in Afrika, durchſtrömt ganz Nubien und Aegypten, in welchem Lande er ſich unterhalb Kairo, wo er 3000 Fuß breit iſt, in zwei Haupttheile theilt, die ſich wieder in verſchiedene andre Arme theilen, von denen die beiden äußerſten nach Oſten und Weſten dem untern Theile von Aegypten die Geſtalt eines Delta geben (ſ. d. A. Delta). Im Alterthume zählte man ſieben Hauptmündungen, in denen er ſich in das mittelländiſche Meer ergoß, von denen aber jetzt nur die Arme bei Damiette und Roſette noch ſchiffbar geblieben, die andern hingegen verſchlämmt ſind, und nur mit Schwierigkeit noch aufgefunden werden. Die Quellen des Nil zu beſtimmen iſt man noch immer nicht ganz im Reinen. In der neuern Zeit hat der Schottländer Bruce behauptet, die Quellen des Nil in der Provinz Gojam in Abyſſinien im Nov. 1770 wirklich geſehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern widerſprochen worden iſt. Gewöhnlich nimt man an, daß er in den abyſſiniſchen Gebirgen im Lande der Agows aus drei Sumpfquellen entſpinge. Schon d'Anville machte darauf aufmerkſam, daß der Fluß, der ſich oberhalb Sennaar mit jenem Fluſſe Abyſſiniens, dem Abawi (d. i. Vater der Ströme), vereinigt, weit beträchtlicher ſei und leicht der wirkliche Nil ſein könne; auch ſtimmen alle neuere Geographen darin überein, daß der Nil der Alten, der nach Ptolemäus auf dem nördlichen Abhange der Mondsgebirge entſpringe, der Bahr el Abiadh der Araber ſei. Der weſtliche Nilarm, Bahr el Abiadh, der weiße Strom, dieſer größte, aus weiteſter Ferne herſtrömende Quellſtrom des Nils, entſpringt (7° N. Br.) aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Gebel Kumri, fließt anfangs in nordöſtlicher, dann aber in ganz nördlicher Richtung und nimt viele Flüſſe auf. Etwa acht Tagereiſen nordwärts von Shilluk, unter 16° N. Br., vereinigt er ſich mit dem öſtlichen Nilarme, (Bahr el Azrek, der blaue Strom). Obgleich dieſer kleiner iſt, ſo heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azrek. Der Bahr el Azrek iſt es, deſſen Quellen Bruce aufgefunden hat, nämlich drei waſſerreiche Brunnen auf einer ſumpfigen grasreichen Alpenhöhe in einem Thale im Lande der Agows. Gleich nach ihrer Vereinigung bilden ſie einen nicht unbedeutenden Fluß, der ſich in der habeſſiniſchen Landſchaft Dembea in einer Breite von 260 Fuß, in den See von Tzana oder Dembea ergießt. Er durchſtrömt ihn 5 Meilen lang, ohne daß ſich ſein Waſſer mit dem des Sees vermiſcht. Aus dieſem See ſtrömt er gegen Südoſten, macht dann eine große Spirallinie gegen Südweſten und hierauf nach Norden, bis er nach einem Laufe von 29 Tagereiſen

ſich wiederum ſeiner Quelle bis auf eine Tagereiſe genähert hat. In drei verſchiednen Waſſerfällen durchbricht er die Grenzgebirge Habeſſyniens. Bei Sennaar bildet er ein ſehr fruchtbares Stromthal, vereinigt ſich bei dem Orte Hojile mit dem Bahr el Abiadh, und heißt dann der Nil. Dieſer ſtrömt nun von 16° bis zum 30° N. Br. eine bedeutende Beugung nach Weſten ausgenommen, in meiſt nördlicher Richtung fort, durchfließt Nubien und ſenkt ſich, nachdem er zuvor den einzigen großen Zuſtrom, den wir kennen, den Takaze, aufgenommen hat, in drei Stromſchnellen, bei Syene (das heutige Aſſouan) in das Thal von Aegypten hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silſily, ſtreicht von Oſten nach Weſten und beſteht in geringer Breite aus Granitfelſen, den einzigen im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten Aegypter ihre koloſſalen Obelisken brachten. So wie der Nil aus dem höhern Nubien durch dieſe Felſenpäſſe herabgeſunken iſt, beginnt eine neue Landſchaft, durch welche er nirgends als wilder Gebirgsſtrom rauſcht, ſondern in ſtiller Majeſtät als ein ſegnendes fruchtbringendes Waſſer über hundert Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. Gleich an dieſer ſüdlichen Grenze von Aegypten verkünden die Ruinengruppen von Philan und Elephantine durch ihre Größe und Pracht das Wunderland. Merkwürdig und einzig in ſeiner Art iſt von hier an die Bildung des Nilthals. Von Aſſouan bis Kairo, wo die Stromſcheidung iſt, fließt nämlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von zwei Meilen, das von zwei Höhenzügen begrenzt wird, davon der eine gegen Oſten das ganze Land bis zum rothen Meere füllt; der andre im Weſten ſteigt von Libyen auf und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm dem Nil entlang, in einer Breite, die zwiſchen Aſſiout und der großen Oaſe etwa vier Tagereiſen beträgt. Dieſer Wall von Aegypten ſchützt das Nilthal gegen Verſandung aus den Wüſten des weſtlichen Libyen. Die öſtliche Begrenzung des Nilthales ſteigt ſenkrecht empor und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die ſteile Felſenwand, genannt. Dieſer öſtliche Höhenzug iſt durch mehrere Querthäler von Oſten nach Weſten durchſchnitten. Außer ihnen finden ſich noch ſehr viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittelägypten erweitert ſich das Nilthal etwas mehr. Doch iſt es an der breiteſten Stelle bei Fajum nur 4½ Meilen breit. Aber von hier an zieht ſich die libyſche Hügelkette immer mehr gegen Weſten; die öſtliche verſchwindet bei Kairo ganz und es breitet ſich die unabſehbare Fläche des Delta aus. Was den Nil für Aegypten beſonders wohlthätig macht, iſt ſein jährliches Austreten, wodurch er das zwiſchen der arabiſchen und libyſchen Bergkette liegende, 756 Quadratmeilen große, ſtark von Salztheilen durchzogne Nilthal überſchwemmt und zu doppelten Ernten befruchtet, welche Fruchtbarkeit indeſſen nicht ſo ſehr dem allmäligen Anſatz des Nilſchlamms, der allmälig Aegyptens Thal über die Waſſerfläche erhob, als vielmehr der Wäſſerung ſelbſt zuzuſchreiben iſt. Vom 18. und 19. Junius fängt er an allmälig zu ſteigen, erreicht im September ſeine höchſte Höhe, und fällt dann wieder eben ſo allmälig und in eben ſo viel Zeit, als er geſtiegen war. Durch Kanäle wurde ſchon im höchſten Alterthume das Waſſer des ausgetretnen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehrern Orten ſogenannte Nilmeſſer angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Fluſſes ſorgfältig beobachtete. Die Urſache dieſer periodiſchen Ueberſchwemmung ſuchte man ſchon damals in dem

in Abyſſinien vom März bis zum September fallenden Regen und den um dieſelbe Zeit das Waſſer nordwärts treibenden Winden. Das Waſſer des Nil, welches während des Steigens verſchiedene Farben zeigt, iſt zwar ſchlammig, aber ſehr ſüß und angenehm im Geſchmack; doch muß es, da es das einzige Getränk der Aegypter iſt, zum Trinken, oder zur Bereitung der Speiſen mit geſtoßnen bittern Mandeln oder Tropfſtein klar gemacht werden. Der jetzige Paſcha von Aegypten hat den Nil durch einen 45 Meilen langen Kanal im Jahr 1820 wieder mit Alexandrien in Verbindung geſetzt. Wegen dieſes regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Kalenderbeſtimmung werden. In der ägyptiſchen Mythologie ward er als Landesgottheit verehrt. Die Griechen machten ihn zum Sohne des Pontos und der Thalaſſa oder des Okeanos und der Tethys. Als ſeine Tochter wird Memphis genannt, denn die Stadt dieſes Namens lag am Nil. Man ſah ihn als den Erzeuger aller Hauptgötter des Landes an. Um die Zeit der Sonnenwende, wo ſein Anſchwellen anfing, feierte man ihm das Feſt Niloa, opferte ihm ſchwarze Stiere, ſtreute Lotosblumen auf das Waſſer ꝛc. In der Stadt Nilopolis hatte er einen Tempel. Man bildete ihn gewöhnlich von ſchwarzem Marmor zum Andenken ſeines äthiopiſchen Urſprungs. Um ihn her ſpielen 16 Kinder, als Hieroglyphe, daß er ſo viel Ellen wachſen muß, wenn er ganz wohlthätig für Aegypten werden ſoll. Auch hat man den Nil in koloſſaler Größe als Flußgott gebildet, ruhend auf einer Sphinx von der größten Schönheit, von 16 Kindern umſpielt und mit Lorbeeren und Aehren bekränzt. Attribute von ihm ſind auch das Krokodil und Nilpferd, die Sphinx und der Delphin.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewiſſer Gottheiten, Könige und Kaiſer, ſeit dem Chriſtenthume das Haupt Chriſti und der Heiligen (Heiligenſchein) vorgeſtellt hat. Viele erklären dieſe Sitte daher, daß es bei den römiſchen Triumphzügen Gebrauch war, einen gewöhnlich runden Schild über dem Haupte des Triumphators zu befeſtigen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung ſo genannt habe, mit der man das Haupt der Götterbildſäulen gegen Schmutz und Verunreinigung ſchützte, und daß man an dieſer kleinen Kopfbedeckung bloß zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden ſei. Allein es iſt durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder ſchon mit ſolchem Schein in der Wiege vorgeſtellt werden, wahrſcheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientaliſchen Symbolik ihre Entſtehung verdankt, deren urſprüngliche Bedeutung für uns verloren iſt. Gegenwärtig heißt Nimbus figürlich oft der Glanz, der eine Perſon umgibt.

Nimes, Nismes, die Hauptſtadt des Departements Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc, liegt in einem fruchtbaren, von zwei Hügelreihen eingeſchloſſenen, von Nordoſten nach Südweſten geöffneten Thale. Die Anzahl der Häuſer iſt 4500, und die der Einwohner 40,000, worunter an 25,000 Calviniſten. Sie beſteht aus der eigentlichen Stadt und den weit größeren acht Vorſtädten. Die Stadt ſelbſt iſt ſchmutzig und hat enge, ſich in unzähligen Richtungen durchkreuzenden Straßen die Häuſer ſind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger und ſchöner ſind die Vorſtädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen ſeiner Uhr merkwürdigen Rathhauſe und

der Domkirche, ſind unbedeutend und die großen Plätze unregelmäßig. Merkwürdig ſind die römiſchen Alterthümer in und bei Nimes, als die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße ſich die ſogenannte Fontaine von Nimes befindet, mit einem prächtigen Spaziergange, wo man römiſche Bäder gefunden und erneuert hat, wohin der Cours, eine vierfache Allee, führt; ferner der Dianentempel oder das Pantheon, das ſogenannte viereckte Haus (ein alter Tempel), welches Ludwig XVIII. im Jahr 1820 hat reſtauriren laſſen, das prachtvolle Amphitheater, ein ſchönes Oval mit vier Thoren und 120 in Doppelreihen über einander gebauten Arkaden. Es befinden ſich zu Nimes ein königlicher Gerichtshof, eine Akademie, ein königliches Kollegium mit einer Bibliothek, eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften und eine medicinische Societät. Wichtig ſind die Fabriken, beſonders die in Seidenzeugen; daher man den Seidenhandel auf ſechzehn Millionen Livres berechnet. Auch die Fabriken in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, in Leder ſind bedeutend. Der jährliche Fabrikaten-Umſatz der Stadt beträgt über 21 Millionen Fr. In neueſter Zeit, (beſonders im Juli 1815) iſt die Stadt durch die ſchauderhaften Verfolgungen der Proteſtanten übel berüchtigt geworden.

Nimrod, ein tapfrer Krieger, der nach der moſaiſchen Urkunde um 2000 vor Chriſti Geburt lebte, wird gemeiniglich für den erſten Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchaliſchen Unabhängigkeit nomadiſcher Urſtämme das Joch der Monarchie geſetzt habe. Babylon (ſ. d. Art.) und die Monarchie dieſes Namens wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte (befeſtigte Horden) Erech, ſpäter Edeſſa, Akkad, ſpäter Niſibis, und Chalne, ſpäter Kteſiphon in Meſopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babyloniſchen Thurmbaues, und ſieht in dem Umſtande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannnei, mit der er die wild umherſchweifenden Nomaden zuſammengelockt und ſich durch Liſt und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im Chaldäiſchen und Arabiſchen einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher Recht haben, wenn ſie in ihm den Rieſen der Finſterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Ham) und die Perſonification der Entſtehung einer königlichen Gewalt unter den Menſchen, die ſich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythiſches Weſen mit dem Bel der Chaldäer und dem mediſch-perſiſchen Kaiumaras für gleichbedeutend hält. E.

Nimwegen, Nimmegen, Nimégue, die Hauptſtadt eines Bezirkes der niederländiſchen Provinz Geldern, iſt befeſtigt und liegt auf mehrern Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt, in einer reizenden Lage. Sie enthält neun Kirchen, 1900 Häuſer und 13,300 Einwohner, welche Gerbereien, eine Leimſiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt verſendet) unterhalten, auch viele gemeine meſſingne Rauchtabaksdoſen verfertigen und einen noch immer anſehnlichen Speditionshandel treiben. Auf einem Hügel an der Flußſeite erblickt man die Trümmer des Falkenhofes, einer alten Burg, die Carl der große erbaut haben ſoll, und die das Hoflager der fränkiſchen Könige war. Das Rathhaus enthält eine reiche Sammlung römiſcher Alterthümer: auch ward hier der 1678 und 1679 geſchloßne Friede unterzeichnet, welcher für Holland

und Deutſchland eben ſo nachtheilig, als vortheilhaft für Frankreich war. Der Kalverboſch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere ſind angenehme öffentliche Spaziergänge.

Ninive, ſ. Ninus.

Ninon, ſ. Lenclos.

Ninus. Nach alten ungewiſſen Sagen war Ninus ein aſſyriſcher König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Aſien. Er erweiterte das aſſyriſche Reich bis an die Grenzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die Semiramis, die Gemahlin des Mekon, eines ſeiner Staathalter, die ihm durch Anſchläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptſtadt von Baktrien, behülflich geweſen war, und erbaute Ninive, die Hauptſtadt ſeines Reichs. Sein Sohn war Ninyas. Ihm folgte ſeine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung ſeines Reichs wird zwiſchen das J. 2200 und 2100 vor Chr. geſetzt.

Niobe, Tochter des Tantulus, Königs von Lydien, und der Dione, oder Eurnanaſſa, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinſchaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrſchte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) ſieben Söhne und ſieben Töchter, und vergaß ſich in dem Stolz auf ihre blühende Nachkommenſchaft ſo ſehr, daß ſie ſich über die Latona, die Mutter von nur zwei Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe dieſes Uebermuths ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahin ſinken ſehen mußte. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als ſie voll Zorn in Apolls Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. Dieſes iſt die gewöhnliche Erzählung von dem Schickſal der Niobe, in deſſen Nebenumſtänden die Dichter, welche dieſe Geſchichte eben ſo oft als die bildenden Künſtler zum Gegenſtand ihrer Darſtellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel ſelbſt ſcheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes ſtarben, ſagte, der Pfeil des Apollo oder der Diana habe ſie getroffen, ſo wie das Verſteinertwerden faſt in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchſten Grad erſtarrender Verzweiflung iſt. Eine der ſchönſten Kunſtdarſtellungen des Alterthums hat ſich in der Gruppe der Niobe erhalten. Die dieſe Gruppe bildenden Statuen wurden 1583 bei der Porta Lateranensis in Rom ausgegraben, von Kardinal Ferdinand v. Medicis gekauft, der ſie in der Villa Medici aufſtellen ließ, und 1772 vom Großherzog Leopold nach Florenz gebracht, wo ſie 1777 in der Rotonda la Tribuna nach der von Vincenzo Spinazzi erhaltnen Reſtauration aufgeſtellt wurde. Sie beſteht aus vierzehn Statuen und wird für denſelben Statuenverein gehalten, den ſchon Plinius beſchrieben hat. Ueber den Verfertiger aber war man ſchon damals ungewiß; Einige, wie Plinius, nannten den Skopas, Andre den Praxiteles, Winkelmann erklärte ſich für Skopas. Eben ſo wenig Gewiſſes iſt über die urſprüngliche Zuſammenſtellung der einzelnen Figuren auf uns gekommen, und ſie war bisher um ſo ſchwieriger zu errathen, als mehrere davon, die beiden ſogenannten Ringer, der Pädagog (den Fabroni für den König Amphion nahm) und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hält, von den trefflichſten Kunſtkennern für gar nicht zu dieſer Gruppe gehörig (obſchon ſie alle an einem Orte und zu einer Zeit gefunden wurden) erklärt worden ſind.

Die zirkelförmige Stellung ſämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie ſie uns Montfaucon abgebildet liefert, beruht eben ſowol als die von Ramdohr angenommene Zuſammenſtellung bloß auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine Autorität unterſtützt wird, ſondern der eine genaue künſtleriſche Anſicht und Unterſuchung der einzelnen Figuren ſogar geradezu widerſpricht. Dagegen hat ein junger engliſcher Architekt, Namens Cockerell, in einer Schrift 1816, die höchſt wahrſcheinliche Hypotheſe aufgeſtellt, daß dieſe berühmten Statuen, auf einer Linie pyramidal neben einander gruppirt, die Verzierung eines antiken Tempel-Frontiſpiz gebildet haben. Dieſe Vermuthung wird durch die Analogie in der Kunſtgeſchichte des Alterthums vollkommen beſtätigt, indem es durch die Ruinen des Parthenon zu Athen, durch die Entdeckung der Statuen des Tempels des Jupiter Panhellenius zu Aegina, durch den Theſeus-Tempel und viele andre Beiſpiele, wie auch aus den Beſchreibungen des Pauſanias vom Frontiſpiz des Tempels des Jupiter Olympius, und des Diodor von Sicilien von dem des olympiſchen Jupiter zu Agrigent hinreichend bekannt iſt, wie ſehr es die griechiſchen Baukünſtler liebten, die Frontons ihrer Tempel auf ſolche Weiſe auszuſchmücken. Was aber jene Vermuthung faſt zur Gewißheit erhebt, ſind die Ergebniſſe der Unterſuchung, die der brittiſche Künſtler mit den einzelnen Statuen ſelbſt angeſtellt hat. Der Charakter ihrer Stellung zu einander, ihre nach den Linien eines Dreiecks zu beiden Seiten abſteigenden Höhenmaße, die vollkommen zu jener Zuſammenſtellung paſſenden Bewegungen, in denen ſämmtliche Figuren dargeſtellt ſind, indem ſie alle gegen den Mittelpunkt, den die Mutter als die höchſte Statue bildet, ſtreben, und dann die auffallende Vernachläſſigung, ja abſichtlich unvollendete Ausarbeitung der Rückſeite der mehrſten dieſer Statuen, die offenbar zeigt, daß der Künſtler ſein zur Aufſtellung an eine Wand beſtimmtes Werk lediglich auf die Anſicht von vorn berechnet hatte, machen es augenſcheinlich, daß dieſe Gruppe zu einem ſolchen architektoniſchen Verſchönerungszwecke beſtimmt war. Cockerell hat dieſe Anordnung durch eine von ihm ſelbſt in Stein geätzte Zeichnung verdeutlicht, bei deren Anblick kein Kenner der bildenden Kunſt leugnen wird, was Jener ſo treffend über die künſtleriſche Schönheit derſelben bemerkt. Es geht daraus, ſagt er, eine ſchöne Compoſition hervor, in welcher die Mythe der Niobe ein ununterbrochnes Bild darſtellt. Die Combination ſo mannichfachen Ausdrucks, der doch dieſelben Empfindungen darſtellt, gewährt eine große außerordentliche Wirkung, läßt die ganze Geſchichte auf den erſten Anblick erkennen und bringt in der Seele des Beſchauers die Idee der erzürnten Gottheiten hervor, in dem Augenblicke, wo ſie von der Höhe herab ihre unheilſchwangern Pfeile abſchießen. Die Geſetze der Eleganz und Zierlichkeit der Compoſition ſind gut beobachtet. Sechs Figuren auf jeder Seite ebenmäßig geordnet, und die zugleich durch ſehr abwechſelnde Bewegungen und Ausdruck wunderbare Kontraſte erzeugen; Alter, Geſchlecht, Handlung, Nacktes und Gewänder ſind im ſchönſten Gegenſatze mit einander. Das Giebelfeld erſcheint reich verziert, und der Raum zwiſchen den einzelnen Figuren gleich getheilt. Das Unausgefüllte durch den nahe der Mutter gefallnen Sohn iſt vielleicht eine der Schönheiten, die den Eindruck der Zuſammenſetzung noch erhöhen. Das erhabenſte und zugleich reizendſte Bild in der ganzen Compoſition aber iſt in dem Mittelpunkt, der gleichſam magnetiſch die Seitengeſtalten an ſich zu ziehen ſcheint, und auf den Alles in Idee und Ausführung des Künſtlers mit be-

deutungsvoller Sympathie hinſtrebt, die unglückliche, das jüngſte Kind in ihrem Gewande verzweiflungsvoll verbergende Mutter ſelbſt, in ihrer majeſtätiſch feierlich rührenden Geſtalt. A. W. Schlegel, der in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell übereinſtimmt, bezweifelt jedoch die Richtigkeit ſeiner Stellung mehrerer einzelnen Figuren ſo wie ſeine Behauptung, daß wir die Gruppe vollſtändig und im Original beſitzen.

Niſche (niche) oder Bilderblinde, in der Architektur, eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Zirkelſtücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Oefen und andre Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunſt hat man ſie nachgeahmt.

Nitrum, ſ. Salpeter.

Nivelliren heißt ausmeſſen, um wie viel ein Punkt in der Natur höher oder tiefer als der andre liegt, oder unterſuchen, um wie viel das Waſſer an einem gewiſſen Punkte weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt iſt, als an einem andern. Da auf dieſer Beſtimmung der Fall des Waſſers, ſo wie die Fertigung aller Profil- oder Durchſchnittsriſſe beruht, ſo ergibt ſich hieraus ſchon von ſelbſt, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Waſſermühlen und allen andern Bauten und Anlagen ſei, bei denen das Gefälle des Waſſers in Betrachtung kommt. Das zu dieſem Abmeſſen erfundne Werkzeug nennt man Waſſerwaage (Niveau) oder Nivellirwage, die auf verſchiedne Art gemacht oder zuſammengeſetzt iſt. — In einer abgeleiteten Bedeutung verſteht man auch unter Niveau oder Waſſerpaß (Schrägmaß, Perpentikul) das Inſtrument, von deſſen Mitte eine Bleikugel herabhängt, und deſſen ſich die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu nehmen, und zu ſehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer gleich liegen. Hieraus ergibt ſich die metaphoriſche (übergetragene) Bedeutung des Worts Niveau von ſelbſt. So ſagt man z. B. von einem Menſchen daß er ſich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nixen. Dieſe weiblichen Gottheiten der nordiſchen Mythologie gleichen in einigen Stücken den Najaden der griechiſchen Mythologie. Wie dieſe, ſind ſie die beſchützenden Gottheiten der kleinern Landgewäſſer, in denen ſie ſich gewöhnlich aufhalten. Wie dieſe, miſchen ſie ſich oft in die Angelegenheiten der Menſchen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, und ſpielen daher in den Volksmährchen, die ihnen gewöhnlich einen ſchalkhaften, oft ſogar boshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Ihr Name rührt wahrſcheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nordiſchen Mythologie zu der böſen Gattung der Elfen (Swartelſtar) gezählt werden.

Nizza, Nice, gehört jetzt wieder dem Königreiche Sardinien und iſt die Hauptſtadt einer zum Herzogthum Piemont gehörigen Provinz, liegt am Fuße des Berges Montalban, nicht weit vom Einfluß des Paglione in das mittelländiſche Meer. Sie hat einen geräumigen und befeſtigten Seehafen und 18,500 Einwohner, welche eine Tabaksfabrik und Seidenzwirnereien unterhalten und Ligueure, Parfümerien und Eſſenzen bereiten. Die Gebäude und Straßen der Neuſtadt ſind ſchön, während die Altſtadt in ſchmutzigen, krummen, winklichten Gaſſen alte, finſtre und ſchlecht gebaute Häuſer zeigt. Dieſe Stadt und ihre Umgegend ſind berühmt durch die außerordentlich reine und geſunde Luft und durch die ausgezeichnete Milde des Klima's ſelbſt mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, die mit den Alpen zuſammenhän-

gen und das Land vor ultramontaniſchen Stürmen bewahren. Daher iſt Nizza der Lieblingsort aller derer, die ſich vor dem nordiſchen Winter retten wollen, oder die daß Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinſicht ihr bloß Montpellier gleich kommt. Die Luft iſt hier ſo rein, daß man bei gutem Wetter die Gebirge von Corſica ſehen kann. Man findet hier Seebäder und die Ruinen eines römiſchen Amphitheaters. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher geſponnener Seide, Wein, Oel, und Blumen, welche im Winter nach Paris, und ſogar nach London verſchickt werden.

Noah war der letzte unter den Patriarchen Sethtiſchen Stammes vor der Sündfluth. Seiner Frömmigkeit wegen ward er von Gott zum Stammvater eines neuen Menſchengeſchlechts beſtimmt, da das erſt geſchaffne wegen ſeiner Sünden in der Fluth umkommen mußte. In einem Schiffe, daß er nach der Anweiſung Gottes gebaut hatte, rettete er ſich, ſeine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar. Nachdem das Waſſer ſich wieder verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen ſah, daß eine ſolche Fluth nie wiederkehren ſolle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menſchenblut zu vergießen und auch geſchlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu eſſen, machte, ſo wie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Entwilderung der Menſchen. Doch daß es auch nach der Fluth noch menſchliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah ſelbſt erfahren. Da er einſt in Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in ſeiner Hütte lag, ſah ihn ſein Sohn Ham und ſpottete der Schwäche des Vaters gegen ſeine beiden ältern Brüder, Sem und Japhet. Dieſe aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern, und warfen es rücklings mit abgewendeten Antlitz über ihren Vater hin, ſo daß ſie ſeine Blöße nicht ſahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vorgegangne erfahren hatte, gab er ihnen ſeinen Segen, dem Sohne Hams, Kanaan, aber den Fluch, der Knecht ſeiner Brüder zu ſein, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majeſtät nicht zu hart und beſonders zum Erweis des Rechts der Semitiſchen Israeliten auf den Beſitz des Landes Kanaan in der bibliſchen Urkunde angeführt zu ſein ſcheint. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Aſien; Herren dieſes Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten ſich über Europa aus, mehrere hamitiſche Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, ſich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Hams angeſehen werden. Dieſe hebräiſche Sage von der Sündfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adam, findet in der Gleichheit mehrerer Umſtände ähnlicher Mythen bei andern aſiatiſchen Völkern ihre Beſtätigung. Der chaldäiſche Xeiſuthros, der indiſche Prithu oder Man-Sotti-wrata, in der aſiatiſchen und griechiſchen Mythenwelt herrſchende Dionyſos oder Bacchus iſt jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergangne Vorwelt) und des Weines. (Vgl. den Art. Sündfluth.) Den Stoff der Geſchichte Noahs hat Bodmer in ſeiner Noachide epiſch, aber nicht glücklich behandelt. E.

Noailles. Eines der älteſten und angeſehenſten adelichen Geſchlechter in Frankreich merkwürdig durch die fortwährende Gunſt des Hofes, in welcher es ſich ſo viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

Als die ausgezeichnetſten Männer aus dieſer Familie, deren Mitglieder ſtets die erſten Stellen im Königreiche bekleideten, nennt uns die Geſchichte folgende: 1) Antoine de Noailles ein berühmter Geſandter unter Heinrich II. Der Abbé Vertot hat ſeine Negociationen herausgegeben. Auch ſein Bruder, welcher Biſchof zu Acqus war, und zu mehreren wichtigen und ſchwierigen diplomatiſchen Sendungen nach England, Italien und ſelbſt nach Konſtantinopel verwendet wurde, wird von den Geſchichtſchreibern mit Auszeichnung genannt. 2) Anne Jules Duc de Noailles, geboren im J. 1650, erbte von ſeinem Vater die erſte Compagnie der Gardes-du-Corps und befehligte in dem Kriege von 1689 — 1697 ein Armeecorps in Katalonien, wo er im J. 1694 die Schlacht am Tar gegen die Spanier gewann, nachdem er ein Jahr vorher von Ludwig XIV. den Marſchallsſtab erhalten hatte. Er ſtarb im J. 1708. 3) Louis Antoine de Noailles, Bruder des Vorhergehenden, Erzbiſchoff von Paris und Kardinal. Wegen der Unterſtützung, die er Quesnel angedeihen ließ, wurde er von den Jeſuiten und vorzüglich von le Tellier, dem Beichtvater Ludwigs XIV., verfolgt. Sie bewirkten gegen ihn die bekannte Bulle Unigenitus (ſ. d. Art.), deren Annahme ſich Noailles als Erzbiſchof von Paris lange widerſetzte, bis man ihn endlich in ſeinem 78. Jahre dazu vermochte. Er ſtarb bald darauf (1729). 4) Adrien Maurice Duc de Noailles, Sohn des obengenannten Anne Jules, diente im ſpaniſchen Erbfolgekriege mit Auszeichnung in Spanien, wurde Grand von Spanien erſter Klaſſe und vermählte ſich im J. 1698 mit Françoiſe d'Aubigné, einer Nichte der Frau von Maintenon. Während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. war er Präſident des Finanzconſeils und Mitglied des Regentſchaftsrathes, aus welchem er jedoch im J. 1721 austrat, um nicht dem Kardinal Dubois den Vorſitz einzuräumen. Durch dem Einfluß dieſes intriganten Prieſters exilirt, wurde er erſt nach deſſen Tode (1723) zurückberufen und in ſeine vorigen Aemter eingeſetzt. Im J. 1734 machte er unter Berwick den Feldzug am Rhein und die Belagerung von Philippsburg mit und erhielt nach deſſen Tode den Marſchallsſtab. Im folgenden Jahre befehligte er das franzöſiſche Heer in Italien. Als nach dem Tode des Kaiſers Carl VI. der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ausbrach, erhielt Noailles ein Kommando am Rhein. Im J. 1743 verlor er durch die unzeitige Hitze ſeines Neffen, des Grafen von Grammont, die Schlacht von Dettingen und dadurch die Früchte ſeiner weiſen Anordnungen, durch welche er das engliſche Heer dem Untergange nahe gebracht hatte. Nachdem ihm ſein Alter nicht mehr erlaubte, an der Spitze der Armeen zu fechten, trat er in's Miniſterium und diente dem Staate durch ſeinen Rath. Mit vielen glänzenden Vorzügen verband Noailles alle Fehler der Höflinge jener Zeit. Sehr intereſſant macht ihn ſeine Freundſchaft für dem Marſchall von Sachſen, welche ſo weit ging, daß er, obgleich älterer Marſchall, demſelben in der Schlacht von Fontenoi als erſter Adjutant diente. Seine beiden Söhne wurden im J. 1775 zu Marſchällen von Frankreich ernannt. Der Abbé Millot hat nach ſeinem Tode ſeine Memoiren redigirt und unter dem Titel: Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV et de Louis XV, composés sur les pièces originales recueillies par Adrien Maurice duc de Noailles etc. herausgegeben. Dieſe Denkwürdigkeiten enthalten nicht nur für die Geſchichte der Kriege Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. ſondern auch für die Geſchichte Spaniens unter Carl II. und Philipp V. ſehr intereſſante Nachrichten.

Noetianer, ſ. Secten.

Nollet (Jean Antoine), ein Geiſtlicher, der ſich ausgezeichnete Verdienſte um Phyſik und Naturgeſchichte erwarb, wurde zu Pimbré bei Noyon 1700 von unbemittelten Eltern geboren. Nachdem er ſeinen erſten Unterricht zu Clermont und Beauvais erhalten hatte, ging er nach Paris. Bald ward er mit Réaumur, Dufay, Duhamel und Juſſieu vertraut. 1738 ſtiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerſt die Stelle eines Profeſſors der Experimentalphyſik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften und machte wiſſenſchaftliche Reiſen nach England und Italien. 1744 ward er nach Verſailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphyſik zu unterrichten, welcher Unterrichtsſtunde oft der König ſelbſt mit der königlichen Familie beiwohnte. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit Unterſuchungen über die Elektricität. Diejenigen indeſſen, welche ihn als den Vater der Experimentalphyſik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Polinière Unrecht, der die erſten öffentlichen Verſuche in dieſer Wiſſenſchaft zu Paris gemacht hat. Nollet ſtarb zu Paris 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden ſich größtentheils in den Memoiren der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gehör der Fiſche wird beſonders geſchätzt.

Nomaden (aus dem Griechiſchen) nennt man diejenigen Völker, welche noch keine feſten Wohnſitze haben und, gewöhnlich bloß mit der Viehzucht beſchäftigt (Hirtenvölker), ihren Aufenthalt ſo oft verändern, als ſie ſich durch Veränderung deſſelben zu verbeſſern glauben. Da Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptſtützen einer fortſchreitenden Bildung ſind, ſo ſtehen die nomadiſchen Völkerſchaften den Ackerbautreibenden in Hinſicht ihrer Ausbildung überall weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an ein ungebundnes Leben gewöhnt, einen großen Abſcheu vor jeder Niederlaſſung, welche ſie zu den mühſeligen Geſchäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens nöthigt, und verlaſſen ihre urſprüngliche Lebensweiſe nur dann, wenn ſie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn ſie ſich der ſchon beſtehenden Niederlaſſungen eines gebildeten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geſchieht dieſe Veränderung allmälig. Die größten Revolutionen in der Geſchichte ſind oft durch ſolche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt ſind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Aſien voll von Nomaden. Auch unter ihnen gibt es verſchiedne Grade des Bildungszuſtandes. Einige halten ſehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums und kennen ſchon einen gewiſſen Luxus, während andre eine mehr räuberiſche Lebensart führen.

Nomenclator, ſo nannte man bei den Römern einen Bedienten, der bei Gaſtereien die Namen der Gerichte und deren Beſchaffenheit den Gäſten ſagte. Gewöhnlich verſteht man jetzt darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewiſſer Gegenſtände, z. B. Pflanzen, ohne weitre Erklärung derſelben.

Nominaldefinition, Namenerklärung, iſt diejenige Erklärung, in welcher man einen Gegenſtand durch eine Unterſcheidung von andern deutlich macht; und da der Name das Unterſcheidende bezeichnet, einen Gegenſtand dem Namen (nicht der Sache) nach erklärt. Nun ſteht zwar der Name mit der Sache in Verbindung, ſo daß durch den Namen auch die Sache verſtanden wird, es kann alſo die Nominaldefinition die Realdefinition (Sacherklärung) vorbereiten, und man kann ſie an die Spitze einer Unterſuchung ſtellen, um zu wiſſen, wovon die Rede iſt; doch kann man aus ihr nichts für die Möglich-

keit und das Weſen der Sache ableiten. Bei ihr wird auch die Sache ſchon vorausgeſetzt, und nur erklärt, daß oder warum ſie ſo heißt, nicht was das iſt, und wie es möglich iſt, was der Name bezeichnet, z. B. das Genie iſt ein ungemeines Talent; ſchön iſt, was durch ſich ſelbſt gefällt; Rechtspflicht iſt eine erzwingbare Pflicht. In den meiſten Fällen können wir jedoch nur Nominaldefinitionen geben. Von ihnen iſt noch die Verbaldefinition (die bloße Worterklärung) verſchieden, welche das Wort als Wort nach ſeiner Bedeutung, Abſtammung u. ſ. w. beſtimmt (z. B. Dreieck iſt, was drei Ecken hat, Somatologie iſt Körperlehre), dagegen die Namenerklärung die Gegenſtände eines Begriffs von andern unterſcheiden lehren will.

Nominaliſten. Die genauere Schilderung der Nominaliſten hängt mit der Schilderung der ſcholaſtiſchen Philoſophie zuſammen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geiſtlichen, Schulen (scholas) angelegt, in welchen die ſogenannten ſieben freien Künſte (das trivium und quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in dieſen Schulen natürlich nicht über die objektive Richtigkeit der dogmatiſchen und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugehen wagte: ſo mußte ſich das Weſen der in ihnen gelehrten Philoſophie, welche daher die ſcholaſtiſche hieß, zunächſt nur in der Anwendung der Philoſophie, oder im Grunde nur der Dialektik, auf die Theologie und auf die innige Verſchmelzung beider erſtrecken. Selbſt die Dialektik wurde daher anfangs durch philoſophiſchen Schulzwang und ſpäter durch theologiſche Verketzerung eben ſo unabänderlich in gewiſſe willkürliche Schranken eingeengt, als es die theologiſchen Begriffe ſelbſt waren, zu deren Begründung man ſie gebrauchte. So mußte ſich in dem engern Felde, auf welchem man ſich herumtummelte, ein überfeiner, grübleriſcher Geiſt erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen ſeine Befriedigung ſuchte und gefunden zu haben wähnte. Den erſten großen Hauptzwieſpalt in der ſcholaſtiſchen Philoſophie erregte der ſogenannte Nominalismus, deſſen erſter Stifter Joh. Roscellin, Kanonicus zu Compiegne, wurde, indem er unter andern damals ſogenannten Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe ſeien bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die Realiſten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verſtande gebildet, ſondern ſeien der Wirklichkeit nach in den Objekten gegründet, ſie würden als Realität dem Verſtande gegeben, ſie ſeien die Sachheit ſelbſt. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soiſſons 1092 verdammt, und die Realiſten, welche unter ſich ſelbſt nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrſchende Schule. Indeſſen ward im Anfang des 14. Jahrh. der Kampf der Nominaliſten mit den Realiſten durch Wilhelm von Occam aus der engl. Grafſchaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Scotus, (welcher zu Paris lehrte), auf eine ſolche Weiſe erneuert, daß die Nominaliſten zuletzt den Sieg davon trugen. Sein Scharfſinn richtete ſich zunächſt gegen die von den Realiſten behauptete objektive Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verſtande zukommen ſolle. Dieſe haben nach Occam nur ein ſubjektives Daſein in der Seele und ſind ein Erzeugniß des abſtrahirenden Verſtandes. Unter den nächſten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man noch den berühmten Joh. Buridan aus Bethune (1350), ferner Robert Holcot († 1349), Gregorius Ariminenſis († 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Heſſen († 1397), Nicolaus

Dresmius († 1382), Matthäus von Krakau († 1410), Gabriel Biel († 1495). Die Nominaliſten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indeſſen gewannen ſie doch nach und nach ſowol in Frankreich, als auf den deutſchen Univerſitäten die Oberhand. Sie ſind auch dadurch in der Geſchichte der Philoſophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit ſich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geiſt ausging, welcher den größern philoſophiſchen Verſuchen der folgenden Jahrhunderte zuerſt den Weg bahnte.

Nominalwerth, Nennwerth, nennt man den durch Worte oder Zahlen feſtgeſetzten Werth einer Sache und ſetzt ihn dem wirklichen Werthe (Realwerthe) derſelben, welcher oft davon verſchieden iſt, entgegen. Am häufigſten kommt dieſer Unterſchied bei den Staatspapieren vor. Iſt bei dieſen Nominalwerth und Realwerth gleich, ſo ſagt man, ſie ſtehen al pari. Iſt der Werth der Staatspapiere gefallen, ſo unterſcheidet man dasjenige, was ſie nach dem Nominalwerthe gelten ſollten, von dem Werthe, den ſie im gewöhnlichen Kurſe haben.

Non (Jean Cloude Richard de Saint), geb. 1727, geſt. zu Paris d. 25. Nov. 1791, Mitglied der Maler- und Bildhauerakademie zu Paris, hat ſich berühmt gemacht durch ſein Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, 1782 bis 1786 fünf Foliobände die vorzüglich wegen der dabei befindlichen (417) Kupfertafeln geſchätzt wird. Er hatte ſeine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit dieſem Gelde die Reiſe nach Italien zu beſtreiten Er war ſelbſt ausübender Künſtler und beſaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geſchicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reiſebeſchreibung hat er noch eine Menge von Blättern nach Antiken oder nach Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard herausgegeben.

Nonä, ſ. Kalender.

Nonconformiſten, die der biſchöflichen Kirche in England entgegengeſetzte Partei, ſ. Anglikaniſche Kirche und Diſſenters.

None, in der Muſik der neunte Ton vom Grundton an gerechnet, ſ. Intervall.

Nonjurors, Nichtſchwörer, ſ. Jacobiten.

Nonne, ſ. Klöſter.

Nonnus, ein ſpätrer griechiſcher Dichter, gebürtig aus Panopolis in Aegypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des 5. Jahrh. nach Chr. Er iſt Verfaſſer eines Gedichts in 48 Büchern, Dionyſiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionyſus) nach Indien beſchrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke der ältern Dichter kopirt, ſondern auch mehrere Fabeln von Bacchus aus den cykliſchen Dichtern hinein verflochten. Man kann nicht leugnen, daß er ein poetiſches Verdienſt in der Art der Behandlung hat; doch ermangelt er nicht der ſeinem Zeitalter anhaftenden Flecken. Die Schreibart iſt ſchwülſtig und weitſchweifig, die Beſchreibungen zu ſehr in's Einzelne gehend, die Beiwörter oft ohne Noth gehäuft und geſucht. Ed. pr. gr. ed. Falkenburg, Antwerp. 1569, 4.; c. lat. vers. Lubini, Hanau 1605. auct. 1610. G. H. Moſer hat 6 Bücher (8 — 13) Heidelberg bei Mohr 1809, und Gräfe in Petersburg ein bukoliſch-erotiſches Gemälde dieſes Gedichts (Hymnos und Nikaea aus Buch XV. 170.) Petersb. 1813 nebſt Ueber-

ſetzung beſonders herausgegeben; 1819 fing er eine vollſtändige Ausgabe ſeiner kritiſchen Bemerkungen an, von der aber bis jetzt bloß der erſte Band erſchienen iſt, der das I—XXIV. Buch enthält. Leipzig, bei W. Vogel. Ferner haben wir vom Nonnus eine verſificirte Umſchreibung des Evangeliums Johannis, die als Kommentar dienen kann, da ſie ſehr deutlich, wiewol wenig poetiſch iſt. Ed. pr. Ald. 1508, gr. et lat. ed. Sylburg 1596.

Nonotte (Claude Adrian), Jeſuit, Mitglied der Akademie von Beſançon, geb. 1711, widmete ſich beſonders der Kirchengeſchichte und Theologie, und machte ſich allgemein bekannt durch ſeine Erreurs de Voltaire, Lyon, 1762, 2 Bände, 5. Ausg. 1770, 12. Es herrſcht darin eben ſo viel Gelehrſamkeit als Anſtand im Tadel. Voltaire antwortete nicht in gleichem Ton. Nonotte hatte bei dieſem Werke den Zweck, die in dem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falſchen Angaben zu berichtigen, und fuhr trotz der Schmähungen ſeines Gegners, in ſeinen literariſchen Arbeiten mit demſelben Eifer fort. Er ſtarb 1790.

Nonpareille (wörtlich: ohne Gleichen, unvergleichlich), eine Art feiner Druckſchrift (Lettern), z. B.

Scriptorum chorus omnis amat etc.
Das Dichtervolk war je und allezeit ꝛc.

Noot (Heinr. van der) ſpielte eine merkwürdige Rolle in dem Aufſtande der öſterreichiſchen Niederlande gegen Joſeph II. Geboren zu Brüſſel, ſtudirte er die Rechte zu Löwen und kehrte als Advokat nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Ohne gründliche Kenntniſſe und richtigen Blick, war er nichts deſto weniger durch ſeine Beredtſamkeit und durch ſeine Kühnheit als Volksführer zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joſeph II. beabſichtigten Tauſch der Niederlande gegen Baiern, und durch die Schleifung der Barrièreplätze unzufrieden; als aber der Kaiſer die durch die Joyeuſe Entrée ihnen zugeſicherten Freiheiten verletzte, Patrimonialgerichtsbarkeit abſchaffte, der Univerſität von Löwen eine neue Einrichtung geben, und die fanatiſche Geiſtlichkeit zur Duldung aller chriſtlichen Sekten zwingen wollte, zum größten Verdruſſe derſelben Normalſchulen anlegte, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, ſo entſtanden 1788 zu Brüſſel und an andern Orten Unruhen. Zwar wurden die erſten Bewegungen anſcheinend geſtillt; allein ſchon 1790, als Joſeph, auf die Truppenverſtärkungen ſich verlaſſend, die er indeſſen nach den Niederlanden geſandt hatte, ſeine Pläne von Neuem durchzuſetzen ſuchte, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und ward allgemein. Van der Noot ſtellte ſich an die Spitze des Volks, und ward bald das Haupt der Empörer; die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanatiſcher und ſchlauer Prieſter, der auch van der Noot gänzlich beherrſchte. England, Preußen und Holland unterſtützten insgemein die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachſen-Teſchen, mußte flüchten, die öſterreichiſchen Truppen wurden vertrieben, ein ſouverainer Congreß, beſtehend aus Abgeordneten aller Provinzen, verſammelte ſich zu Brüſſel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entſtanden Uneinigkeiten unter den Aufrührern ſelbſt, Ariſtokraten und Demokraten bildeten ſich in beſondere Parteien, und die unbeſonnenen Schritte der Letztern beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die ſie bisher begünſtigt. So ward es Leopold II. leicht,

1791, nachdem Joſeph geſtorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen; und van der Noot ſank in das Dunkel zurück, nachdem er kurze Zeit eine zwar bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle geſpielt hatte.

Nordamerika, die größere nördliche Hälfte der neuen Welt (vergl. d. Art. Amerika), iſt eine zwiſchen dem ſtillen und dem atlantiſchen Meere hoch in die arktiſche Welt hinauf ausdehnte, einem Dreieck ähnlich geſtaltete Ländermaſſe, welche ungeheure Waſſerbecken einſchließt, und eine vielfache, durch Dampfſchiffahrt belebte Stromverbindung in ihren mit unermeßlichen Rohrwieſen, Moräſten (Swamps) und grasreichen Flächen (Savannen) bedeckten Binnenländern bildet, die zwiſchen dem weſtlichen Bergrücken der bis zu der Höhe von 16,500 Fuß ſich erhebenden Anden mit dem ſteinichten Gebirge (Rocky Mountain) und dem öſtlichen Alpenlande der 3000 Fuß hohen Apalachen nebſt dem Alleghany-Gebirge, von den nördlichen Quellen des Miſſiſippi bis zu deſſen Mündung in den Golf von Mexico hinab ſich ausbreiten. Unter dem 8° nördl. B. iſt Nordamerika mit Südamerika durch die vierzehn Meilen breite Landenge von Panama verbunden. Vielleicht gelingt hier dem kühnern Charakter der Freiheit, was ſpaniſche Eiferſucht bisher nicht unternehmen wollte, die beiden großen Halbinſeln der neuen Welt zu trennen und das atlantiſche Meer mit dem ſtillen zu verbinden, wodurch eine Seefahrt von tauſend Meilen um das Kap Horn herum erſpart würde, wenn man nämlich in 12° nördl. Br. die Quelle des Sees Nicaragua mit einem kleinen Fluſſe, der in das Südmeer fließt, vereinigte und eine ebne Fläche von ſechs Meilen durchſtäche. Um den Zuſammenhang von Nordamerika mit der Polarwelt zu erforſchen, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von Amerika ſcheide, drangen im Sommer 1818 zwei brittiſche Schiffe (Kapitän Roß, vgl. d. Art. Nordpol-Expedition) in der Baffinsbai bis zu dem 79° an eine bisher unbekannte Küſte vor, allein der Lancaſter-Sund ward nicht genau von ihnen unterſucht, ob hier ſich eine nordweſtliche Durchfahrt in das Polarmeer fände. Dieſe ward erſt vom Kapit. Parry im J. 1820 entdeckt. Weiter weſtwärts ſind, vom Binnenlande aus, die Britten Hearne (1771) unter dem 72°, bei der Mündung des Kupferminenfluſſes, Mackenzie (1789) unter dem 69°, bei der Mündung des Sklavenfluſſes, und Franklin (1821) bis an das Eismeer vorgedrungen. Durch die zehn Meilen breite Straße aber, welche unter dem Polarkreiſe Nordamerika von Aſien ſcheidet, ſegelte zuerſt im J. 1741 mit zwei ruſſiſchen Schiffen der Däne Bering (ſ. d. Art.). Hierauf unterſuchten die Weſtküſte die brittiſchen Seefahrer Cook und Vancouver, woraus ſich ergab, daß ungeachtet der vielen Einbuchtungen ſüdwärts von der Beringsſtraße keine öſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen Meere in das atlantiſche vorhanden ſei. Im Auftrag der vereinigten Staaten erforſchten, das Innere von Nordamerika der Major Pike, welcher 1805 den Lauf des Miſſiſippi bis zu ſeinen Quellen verfolgte, und die Kapitains Lewis und Clarke, welche vom J. 1805 bis 1808 in einer Strecke von 9000 engliſchen Meilen den ganzen Lauf des Miſſuri und des Columbia unterſuchten. Sie drangen mitten durch die Wildniſſe des Felſengebirges bis an die Küſte des ſtillen Meeres vor, was im J. 1793 ſchon dem Britten Mackenzie gelungen war. Beträchtliche Meerbuſen, die wie Baffins- und die 14,000 Q. M. große Hudsonsbai (ſ. d. Art.), ſo wie der mexikaniſche Golf auf der Oſtſeite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Weſtſeite, nebſt einer

faſt zahlloſen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landſeen, darunter die größten der Erde — der Ober-, Miſchigan-, Huronen-, Erie- und Ontarioſee (zuſammen 4300 Q. M.), dann der Sklavenſee, der Winipegſee und viele andre füllen Nordamerika an, vom 40 bis zum 70° nörd. Br. Aus jenen fünf Seen ſtrömt der 400 Meilen weit ſchiffbare Lorenzfluß in das atlantiſche Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der 569 Meilen ſchiffbare Miſſuri, der 200 Meilen ſchiffbare Ohio und 40 andre fallen ſämmtlich in das 800 Meilen lange Gebiet des Miſſiſippi, des wichtigſten Handelskanals der Binnenſtaaten von Nordamerika. Kleinere Küſtenflüſſe ſtürzen ſich von waldigen Höhen herab durch Felſenklüfte theils in das ſtille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apoſtolos u. a. m., theils in das atlantiſche, wie der Connecticut, Delaware, Hudſon, Savannah und 28 andre, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen- und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. 40 Flüſſe in den 1800 Q. M. großen Oberſee, theils in den Golf von Mexiko, wie der Colorado, Rio-Bravo u. a. m. Dieſe Maſſe von Gewäſſern, ſo wie die ungeheuren Waldſtrecken, welche einſt ganz Nordamerika bedeckten, erklären das kältere, feuchte Klima dieſes Welttheils; daher ſtrömt in vielen Gegenden noch einmal ſo viel Waſſer aus den Wolken herab, als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter gleicher Breite liegen, und des Nachts fällt der Thau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, daher hat das Rennthier, welches in Europa erſt unter dem 60° einen ihm angemeſſnen kalten Wohnſitz findet, in Amerika ſeine Heimath ſchon unter dem 42°, und der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, wird in Nordamerika ſchon unter dem 53° geſehen; daher gedeiht in den vereinigten Staaten erſt ſeit Kurzem der Anbau des Weinſtocks, jedoch bisher nicht nördlicher als Penſylvanien; daher endlich hört in den öſtlichen Ländern Nordamerika's ſchon mit dem 60° alles Wachsthum der Pflanzen auf. Dieſer Mangel an Wärme hat auch den Fortſchritt der Bildung der urſprünglichen Bewohner von Nordamerika zurückgehalten. Die amerikaniſchen Nationen, Indianer genannt, ſtammen in den weſtlichen Ländern wahrſcheinlich von den Tataren und andern Völkern des nördlichen Aſiens ab, wie man aus der Uebereinſtimmung der Sprachen, Sitten und Gebräuche der Völker Nordaſiens mit denen in N. A. ſchließt, welche Uebereinſtimmung auch in Anſehung der Thiere ſtatt findet. Unter ihnen nennen ſich die jetzt faſt ausgerotteten Illinois und Blenilenape's die urſprünglichen und echten Menſchen. An Schönheit übertreffen die Oſagen alle übrigen Stämme. Mit den Oſagen iſt der vielverzweigte Stamm der Arkanſas verwandt. Alle dieſe Urvölker lebten zur Zeit der erſten europäiſchen Anſiedelung, und leben zum Theil noch von der Jagd, unter ſich in fortwährende Familienkriege verwickelt; kein einziges hielt Heerden; und auf der ungeheuern Fläche fand ſich nur Ein Volk, das auf einige Bildung Anſpruch machen konnte: die Mexikaner oder Toltekas. Dieſes Volk ward von den Spaniern (ſ. d. Art. Cortez) ſeit 1518 unterjocht und ſpäterhin chriſtianiſirt. Doch hat man auch in den Miſſiſippiländern und am Ohio Denkmäler einer höhern Bildung der Vorzeit entdeckt, z. B. Erdwälle, die regelmäßige Feſtungswerke bilden, pyramidaliſche Erdkegel, von Ziegelſteinen aufgemauerte Brunnen und ähnliche Spuren eines frühern Anbaus, von welchem ſelbſt die Sage untergegangen iſt (vgl. d. A. Amerika in dem N. C. L. I. Lief.). Nordamerika's neure Bildung iſt ſpaniſchen und brittiſchen Urſprungs; ſpäter ließen ſich Franzoſen

(z. B. in Kanada, in Louiſiana) und Deutſche in größrer Zahl daſelbſt nieder (vgl d. Art. Vereinigte Staaten.). Die erſten Anſiedelungen gründete Walter Raleigh 1586, an dem Theile der atlantiſchen Küſte, den er zu Ehren ſeiner jungfräulichen Königin Eliſabeth Virginien nannte; doch gedieh dieſelbe erſt ſeit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward (vgl. d. Art Penn.) Die europäiſche Bildung, welche ſeitdem das öſtliche Küſtenland in einen freien Weltſtand verwandelt hat, und die nördlichen Länder mit dem brittiſchen Volke durch Geſetz und Handel immer inniger verknüpft, breitet ſich jetzt durch planmäßig angelegte Straßen, Kanäle, Handels- und Militärpoſten und fortgeſetzte Entdeckungsreiſen auch in den Wald- und Steppenländern des innern Nordamerika's aus, und ſiedelt ſich ſelbſt auf dem weſtlichen Küſtenlande mit Erfolg an, um hier ebenfalls die alte Welt mit der neuen zu verbinden. In dieſer Hinſicht hat man die freien Urſtämme der nordamerikaniſchen Völker, nach ihren Sprachen, Sitten und Gebräuchen näher erforſcht, um ſie mit dem europäiſchen Leben bekannter zu machen. Am meiſten iſt dies bei den Creeks und den Cherokeſen gelungen. Dieſe haben wenigſtens ordentliche Häuſer, Viehſtand und Kleidung; einzelne von ihnen ſind ſogar wohlhabend und lieben die Bequemlichkeiten und Genüſſe der Europäer. Außer ältern Reiſewerken, welche die Völkerkunde N. A's betreffen, unter denen das wichtige von Iſaac Weld, Lond. 1799 erſchien, ſind vorzüglich reich an neuen Beobachtungen und Forſchungen: Adair's History of the American Indians; Sam. Farmar Jarvis: On the religion etc. of the Indian Tribes. Neuyork 1820., des evangeliſchen Predigers Heckewelder Nachr. v. d. Geſch. der Sitten nnd Gebräuche der indianiſchen Völkerſch. a. d. Engl. (mit den Angaben andrer Schriftſteller, z. B. Carver, Loskiel, Long, Volney, vermehrt), von Heſſe und Schulze. Gött. 1821, und des nordamerik. Naturforſchers Joſ. Nuttall Journal of Travels into the Arkansan Territory. 1819. Philadelphia 1821 m. K. — Wir können hier nur die einzelnen Länder N. A's kurz andeuten. I. Im hohen Norden liegen innerhalb des Polarkreiſes die von Froſt und Schnee ſtarrenden, zum Theil noch unbekannten Länder an der Baffinsbai: Grönland (ſ. d. Art.) und die 1818 entdeckte Nordküſte, welche von einem Volke bewohnt wird, das keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache ſich unterſchied. II. Die von Eskimos (ſ. d. Art.) bewohnten Länder an der Hudſonsbai, welche nebſt der Bai von den Britten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem brittiſchen Gouverneur zu Quebeck ſtehen. An der Oſtſeite liegt Labrador (ſ. d. Art.), 20,000 Q. M.; an der Süd- und Weſtküſte: Neu-Wales, 15,000 Q. M. durch den Fluß Churchill in Neu-Nord-, und Neu-Süd-Wales getheilt, reich an Pelzwild, beſonders Bibern, und an Fiſchen. Es hat Waldung und eßbare Beeren. Nur im Süden gedeihen Gartengewächſe. Man findet Blei, Eiſen, Kupfer, Asbeſt, Marmor, Steinkohlen u. ſ. w. III. Prinz Williamsland, ungefähr 50,000 Q. M. groß, zwiſchen der Baffins- und Hudſons-Bai, des Anbaus unfähig, und nur im Süden an der Repulſe-Bai bekannt. IV. Die Länder der freien Indianer (40 — 72° nörd. Br.) zwiſchen Neu-Wales, dem Eismeere, der Weſtküſte, den ſpaniſchen Provinzen und den vereinigten Staaten. Hier entſpringen der Miſſiſippi und der Miſſuri. Eine Menge durch Flüſſe verbundner Seen erleichtern die Waarenzüge der Pelzhändler; daher hat der von den vereinigten Staaten mit Großbritannien den 12. Oct. 1818 abgeſchloſſne

Handelsvertrag die Grenzen beider Völker hier ſo beſtimmt, daß der Parallelkreis der 49° weſtlich von Miſſiſippi, vom Waldſee (Wood-lake) an bis zu dem Felſengebirge (Rocky Mountains) das Gebiet der vereinigten Staaten von dem brittiſchen Gebiete ſcheidet, das Land jenſeit dieſer Gebirge aber bis an den ſtillen Ozean während zehn Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet ſein ſoll. — Die Ureinwohner ſind mehrere hin und her wandernde Stämme unter Kaziken, z. B. die Tſchipewäer, Nadoweſſier, Miſſurier, Kniſtanoer im Süden, die Kupfer-Indianer, die Zänker-Nation, die Haſen-, die Biber-Indianer und Andre im Norden, meiſtens Jäger und Fiſcher. Die ſüdlichern Gegenden haben herrliche Eichen-, Cedern-, Ahorn- und andre Wälder. Es gibt daſelbſt Elend- und Rennthiere, Auerochſen, Ochſen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, ſehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch wächſt europäiſches Gemüſe. Man findet Eiſen, Kupfer, Blei, Vitriol u. ſ. w. V. Die von rohen Jäger- und Fiſchernationen bewohnten Länder 600 Meilen längs der Nordweſtküſte, vom Kap Mendocino 40° bis zum Eiskap 72° nördl. Br. mit vielen Buchten und Inſeln. Hier haben ſich des Pelzhandels, beſonders des jetzt nicht mehr ſo einträglichen Seeotterfanges wegen Ruſſen, Britten und Amerikaner angeſiedelt. a) Die ruſſiſchen Niederlaſſungen am Norfolkſund, 57° nördl. B., oder Neu-Archangel, hat der Kaufmann Berrenof, Direktor der Pelzwerks-Handelsgeſellſchaft, 1792 geſtiftet. Ferner gehören zum ruſſiſchen Amerika die Halbinſel Alaſchka und die Inſel Kodjak, mit dem Sitze des Gouverneurs Alexandria oder St. Paul. Im J. 1818 hatte Rußland den vereinigten Staaten alle ſeine Anſprüche auf die am ſtillen Ozean ſüdlich vom 56° nördl. B. liegenden Länder abgetreten, neuerlich jedoch wieder einen Theil dieſer Küſte behaupten wollen (vgl. d. Art. Vereinigte St.). b) Die amerikaniſchen Niederlaſſungen, gegenwärtig in einer Strecke von funfzehn Breitengraden, von 41 bis 56°; die wichtigſte davon iſt die am Columbiafluß. c) Die brittiſchen Niederlaſſungen in Neu-Albion und am Nutka-Sunde beſchränken ſich auf die 1730 Q. M. große Inſel Vancouver (nach dem berühmten Seefahrer ſo genannt, der dieſe Küſte genau erforſcht hat), die Königin Charlotten-, die Prinz von Wales- und die Königs Georgs III. Inſeln. Ueber die Küſte ſelbſt, vom 40° an ſüdlich behauptet das Gouvernement in Mexiko ſein früheres Beſitzrecht. VI. Das brittiſche Nordamerika (ohne Labrador und Neu-Wales), 40,000 Q. M. groß, beſteht aus ſechs Gouvernements: a) Neu-Foundland (ſ. d. Art.). b) St. John begreift mehrere Inſeln im Lorenzbuſen; Hauptſtadt Charlestown. c) und d) Neu-Schottland und Neu-Braunſchweig, zuſammen Akadien ſ. d. Art. Neu-Schottland. e) Kap Breton, eine unfruchtbare, aber des Stockfiſchfanges wegen wichtige Inſel vor dem Lorenzbuſen, 112 Q. M. mit 3000 Einw. f) Das brittiſche Kanada, 36,000 Q. M. mit 600,000 Einw., die unter einer freien, der brittiſchen ähnlichen Verfaſſung leben; ein fruchtbares aber kaltes Land am Lorenzſtrom und den fünf Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die beſonders auch Ahornzucker liefern. Die Franzoſen haben dieſes Land, das ſie zuerſt entdeckten und koloniſirten, bis zum pariſer Frieden von 1763 beſeſſen. In Unterkanada ſind die meiſten Einwohner franzöſiſcher, in Oberkanada engliſcher Herkunft. Von Ureinwohnern gibt es Nigeponier, Algonkinen, Huronen und die ſogenannten ſechs Nationen oder Irokeſen. Unter ihnen haben die Britten des wichtigen Pelzhandels wegen Faktoreien und Forts. Die Hauptſtadt iſt Quebeck

(ſ. d. Art.); in Oberkanada iſt es York am Ontario-See. Montreal und Kingſton ſind Hauptniederlagen für den Pelzhandel, bei welchem Rum ein Hauptartikel iſt, um die Wilden zu übervortheilen, daher das phyſiſche und moraliſche Verderben unter mehrern wilden Stämmen ſo zunimt. VII. Die vereinigten Staaten (ſ. d. Art.), nebſt den 1819 damit verbundnen Florida's, in welchen noch viele theils den Amerikanern befreundete und an Landbau ſich gewöhnende, theils wilde und kriegeriſche Stämme leben, z. B. in Süden die Seminoles, die Creeks, die Choctaws, die Cherokees u. A. VIII. Das bisherige ſpaniſche Nordamerika, (vgl. d. Art. Südamerikaniſche Revolution), welches Alex. von Humboldt (ſ. d. Art.) uns zum Theil genauer bekannt gemacht hat, erſtreckte ſich nördlich bis zur Miſſion St. Francisco an der Küſte von St. Crux, und begreift a) das Vicekönigreich Neu-Spanien (ſ. d. Art. Mexiko), 42,652 Q. M. mit 7½ Million Einw. Zu ihm gehörte auch Neumexiko (Hauptſtadt Santa Fé am Rio del Norte) mit der Halbinſel Kalifornien. b) Die General-Capitanie Guatimala, 15,500 Q. M. mit 1½ Million Einw. Zu ihr gehörte auch die Landenge Darien oder Panama. Der Boden iſt fruchtbar und mit zahlloſen Heerden bedeckt. Man baut Getreide, Mais, Zucker, Baumwolle, Kakao, beſonders Indigo. An der Mosquitoküſte (mit der Stadt Balize) ſo wie in Altmexiko, in der Provinz Yukatan an der Hondurasbai haben die Engländer einige Niederlaſſungen, aus welchen ſie die ſchönſten Holzarten, z. B. Kampeſcheholz, ausführen. K.

Nordamerikaniſche Freiſtaaten, Nordamerikaniſcher Krieg, ſ. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Norden (Friedrich Ludw.), wurde 1708 zu Glückſtadt in Holſtein, wo ſein Vater als Oberſtlieutenant von der Artillerie angeſtellt war, geboren und trat 1722 in das Seekadettencorps. Herr Delerche, Großceremonienmeiſter am däniſchen Hofe, bemerkte zuerſt die glücklichen Anlagen des jungen Norden, ſtellte ihn dem Könige vor, und erlangte für ihn die Erlaubniß und die Mittel zu reiſen. Der Hauptzweck der Reiſe, welche der junge Norden zunächſt in das mittelländiſche Meer machte, war, die Bauart der Ruderſchiffe zu ſtudiren. Nachdem er ſich hauptſächlich in Marſeille und Livorno hiermit beſchäftigt hatte, erhielt er in Florenz von dem damaligen Könige von Dänemark, Chriſtian VI., den Befehl, nach Aegypten zu reiſen. Einige Zeit nach ſeiner Rückkehr trat er, mit Genehmigung des Königs, als Freiwilliger in engliſche Dienſte. In der Abſicht, ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, ging er hierauf nach Paris, wo er 1742 ſtarb. Die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Aegypten hat die königliche Akademie zu Kopenhagen unter dem Titel: Voyage d'Égypte et de Nubie, 2 Bände Folio, 1751 herausgegeben. Dieſes Werk wird ſowol wegen der Glaubwürdigkeit der darin enthaltnen Nachrichten, als wegen der äußerſt lehrreichen Kupfertafeln noch jetzt außerordentlich geſchätzt.

Norderneier Seebad, auf der Inſel Nordernei an der Küſte von Oſtfriesland. Die ganze Inſel ſcheint ehemals mit dem feſten Lande zuſammengehangen zu haben; und noch jetzt gibt es zur Zeit der Ebbe von der oſtfrieſiſchen Küſte aus dahin einen Fußweg. Die ganze Inſel kann in vier Stunden umgangen werden. Sie beſteht auf der ſüdöſtlichen Hälfte aus lauter Sanddünen, 40 — 80 Fuß hoch, zwiſchen welchen ſchön bewachſene Thäler ſind, und welche die Wohnung zahlloſer Bergenten und andrer Vögel ausmachen. Sie

ſchützen die bewachſene nordweſtliche Seite, gegen Stürme, und verſchaffen ſo dem hier gelegnen Dorfe Schutz, das 106 Häuſer mit einer Kirche, einem Bade- und Geſellſchaftshauſe, und überhaupt 550 Einwohner, meiſt Schiffer, zählt. Die kalten Seebäder ſind am Nordweſtſtrande und haben derben, ſandigen Waſſergrund. Die warmen Bäder nimt man in den Häuſern der Einwohner oder im Badehauſe. Ueberall herrſcht die muſterhafteſte Reinlichkeit. Das Geſellſchaftshaus hat einen Saal, worin an der Wirthstafel geſpeiſt wird, ein Billard und einige andre Zimmer. Vor denſelben iſt ein Gehölz mit der Ausſicht nach der See.

Nordhauſen, eine vormalige, freie Reichsſtadt, gehört jetzt zum preußiſchen Regierungsbezirke Erfurt in der Provinz Sachſen. Sie liegt an der ſüdl. Seite des Harzes, am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue. Die Stadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, iſt altmodiſch gebaut und liegt theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges. Sie beſteht aus der Ober- und Unterſtadt, und hat ein Gymnaſium, wohleingerichtete Töchterſchulen, ſieben Kirchen (mit dem jetzt aufgehobnen katholiſchen Stifte St. Crucis) 1400 Häuſer und 9000 Einwohner, welche ſich hauptſächlich vom Branntweinbrennen, vom Getreide- und Oelhandel auch Viehmäſtung ernähren. Bloß die Branntweinbrennereien und der Viehhandel ſetzen über eine Million Thaler in Umlauf. Der Oelhandel iſt gleichfalls wichtig, indem 16 Mühlen jährlich über 1,700,000 Pfund Rüböl liefern. Auch befinden ſich hier Fabriken von gebrannten Waſſern, die Vitriolöl, Scheidewaſſer, Hirſchhornöl, dampfenden Salzgeiſt, Salpetergeiſt, Weinſteingeiſt, Ziegelſteinöl und Weinſteinſalz verfertigen, desgleichen Tuch-, Wollenzeug- und Lackirfabriken, anſehnliche Gerbereien und Marmorſchleifereien.

Nordiſche Mythologie iſt ein Werk der Skalden, d. i. der alten nordiſchen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie die Religion und Bildung häufig von der Poeſie ausging, ſo auch hier. Und zwar gab auch hier die Kosmogonie den Grund der Religion; eine Kosmogonie, deren Groteskes zugleich von der wilden Phantaſie ihrer Urheber und der Beſchaffenheit des Landes zeugt, wo ſie entſtand. Hier iſt das Weſentliche von ihr. Unten war nicht Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach Allem ſchnappt (Hwergelmer). Zwölf Flüſſe, Eliwagar genannt, gehen aus dieſem aus. Als dieſe ſich ſo weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltne Saft verhärtete, da rannen ſie nicht mehr ſondern gefroren zu Reif, und ein Reif wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, die davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt war Licht- oder Feuerwelt (Mußpellheim, Mispelheim). Aus jener kam alles dunkel und kalt, aus dieſer heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte auf den Reif (Sonnenſtrahlen aus Mispelheim ſich mit dem Froſte aus Niflheim begegneten), ſo ſchmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch deſſen Kraft, der den Wind geſendet, lebendig, und es entſtand daraus Ymer, der Rieſe des Eiſes. Dieſem wuchs unter ſeinem linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und ſein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Aus ihnen entſtanden die Eisrieſen. Aus der Vermiſchung des Froſtes und der Hitze entſtand aber auch die Kuh Audumbla, deren Euter vier Milchſtröme entfloſſen, von denen Ymer ſich nährte. Die Kuh nährte ſich vom Belecken der ſalzigen Reifſteine. Als ſie dies eines Tages

that, ſiehe da wuchſen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tag ein Menſchenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nennt. Deſſen Sohn war Bör, welcher Belſta, des Rieſen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. Mit dieſer zeugte er drei Söhne: Odin, Wile und Ve, welche die Beherrſcher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Börs waren gut, die Kinder Ymers bös; beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erſchlugen die Söhne Börs den Rieſen des Eiſes, zogen ſeinen Leichnam in den Abgrund und ſchufen daraus die Welt; aus ſeinem Blute Meer und Flüſſe, aus ſeinem Fleiſch die Erde, aus ſeinem Haar das Gras, Felſen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerſchlagnen Kiefern. Aus ſeinem Kopfe aber machten ſie den Himmel, den ſie über die Erde mit ſeinen vier Enden ſetzten, an deren jedes ſie einen Zwerg ſtellten, Auſtre, Weſtre, Sudre. Nordre. Die aus Mußpellheim herübergeflognen Lichter und Funken aber nahmen ſie und ſetzten ſie oben an den Himmel, damit ſie der Erde leuchten ſollten. Ymers Hirn warfen ſie in die Höhe, uud daraus entſtanden die Wolken. Einſt aber wandelten die Söhne Börs am Meeresſtrande, wo ſie zwei Blöcke fanden. Dieſe hoben ſie auf und ſchufen daraus zwei Menſchen; das Männlein nannten ſie Askur (Eſche), das Weiblein Embla (Erle). Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Geſicht. Dieſe Weltentſtehungslehre ſpricht ſich ſelbſt aus als nordiſche Naturdichtung. Wir ſehen die Natur aus dem Tode des Winters in's Leben übergehen, und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. Im Nordlande konnte ſie nicht anders als aus dem Rieſen des Eiſes hervorgehen; bös aber muß dieſer ſein, weil durch den Winter alles Schöne der Natur gehemmt wird. So weiſt uns Alles auf phyſikaliſche Allegorie hin, die in der That nicht ſchlechter iſt als in andern Mythologien, ja zum Theil wol ſinniger. Dahin gehören folgende Nachträge zur Kosmogonie, die noch nicht beendigt ſein kann, weil Tag und Nacht, Sonne und Mond noch nicht entſtanden ſind. Von deren Entſtehung aber lautet es alſo: Der Rieſe Finſter (Niörwi, Narfi) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), ſchwarz und düſter wie ihr Geſchlecht. Dieſe vermälte ſich dreimal und zeugte zuerſt mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie ſeines Vaters Geſchlecht. Alfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu ſich, führte ſie hinaus an den Himmel und gab ihnen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Roſſe Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume ſeines Gebiſſes bethaute. Dagurs Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit ſeiner Mähne Luft und Erde. Zwei ſchöne Kinder hatte Mundilfari (Achſebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf ſeiner Tochter Schönheit, vermählte er ſie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt ob dieſer Anmaßung, nahmen beide Kinder und verſetzten ſie in den Himmel. Sool mußte die Roſſe lenken, die der Sonne Wagen ziehen, Müan die Roſſe an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme deſſelben wachen. So weit mag die älteſte Mythologie gehen, in welcher aus den Wurzeln der Natur Rieſenſtämme emporwachſen und in göttliche Aeſte und Zweige ausſchlagen. Merkwürdig iſt es, daß auch hier Rieſen um den Abgrund der Zeit

lagern und die Herren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So ſind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyklopen die Ahnherren der Götter. Hier, wie dort, geht es von Naturideen aus und auf ſie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Götterſyſtem das alte, und in die Naturideen miſcht ſich hiſtoriſcher Stoff. Das Alte und Neue aber ſcheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterſcheiden. Jener war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von ſeiner Vermählung mit dem Erdkreiſe, ſeiner täglichen Liebſchaft mit der Göttin der Gewäſſer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pokal ihres Elements zu trinken, von ſeinen mit den Dünſten der Mutter Erde vermählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m. Alle dieſe Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorſteher des Aſenrathes, übergetragen. Aſen (Aſiaten) heißt das neue Göttergeſchlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte oder von ihm abſtammte. Aus nordiſchen Chroniken ergibt ſich, daß in den erſten Jahrhunderten unſrer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge, eines aſiatiſchen Volkes, der Aſen, Führer, vom kaspiſchen Meere und dem Kaukaſus her, wahrſcheinlich von der Römern gedrängt, nach Nordeuropa vordrang. Nach Nordweſt vom ſchwarzen Meere ging ſein Zug durch Rußland, dem er, der Sage nach, einen ſeiner Söhne zum Herrſcher gab, ſo wie nachher den Sachſen und Franken. Er drang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das ſeinen fünften Sohn, Skiöld, als Herrſcher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Gylf regierte, der dem wunderſamen Fremdlinge und ſeiner Lehre huldigte. Bald erhob er ſich dort zum unumſchränkten Herrſcher, baute ſich Sigtuna zum Mittelpunkte ſeines großen Reichs, begründete eine neue Geſetzgebung und einen neuen Gottesdienſt. Er ſelbſt nahm den Namen Odins an, ſetzte die Prieſterſchaft der zwölf Drottars ein, welche den Geheimdienſt und die Rechtspflege beſorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrſagten. Erfinder der Runen machte er ſich auch als Zauberer gefürchtet. Die Aſen aber, d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, ſind folgende: Odin, der Gott der Götter, der erſte und älteſte Aller, der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er ſitzt auf dem erhabnen Throne, allein mit ſich, ſich ſelbſt betrachtend. Zwölf Hauptnamen hat er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt ſein flüchtiges Roß. Von ihm und ſeiner Gemahlin Frigga ſtammt das Göttergeſchlecht, und er heißt deshalb Alfadur, Allvater, nach Andern richtiger Walfader, Vater aller im Kampfe Gefallnen (ein Name, der ihm als Vorſitzer der Walhalla gebührt). Frigga, des Götterkönigs erhabne Gemahlin, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande ſehen kann. Aller Menſchen Schickſal iſt ihr offenbar, ruht aber verſchwiegen in ihrer Bruſt. Söhne beider ſind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und Menſchen ſtärkſter, deſſen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, deſſen Hammer, Miölner (der Zermalmer), auch das Härteſte zermalmt; und Balder, der jugendlich ſchöne Gott der Beredtſamkeit und rechtlichen Entſcheidung, der Unſchuldige, welcher im Glanze, ähnlich der Lilie, einhertritt, und dem zu Ehren die weißeſte Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanne, Gewars Tochter, ſeine Gemahlin, bewundert mit beſcheidnem Auge den Geiſt des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forſete, den friedlichen Sohn, der dem

Regenbogen vergleichbar iſt, wenn er aus der Wolke der Nacht herabſinkt. Er ſchlichtet allen Streit, denn Alle, die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit verſöhntem Herzen zurück. Sein Palaſt Glitner ruht auf goldnen Säulen. Niord, der im Sturmwind die brauſenden Schwingen ſchüttelt, daß Alles erbebt, iſt der Gott der Winde, des Seeweſens, des Handels und des Reichthums. Mit ſeiner Gemahlin Skada, einer Tochter des Bergrieſen Thiaſſe, erzeugte er Frei und Freia, beide ſchön, wohlthätig und mächtig. Frei, der einher ſchwebt im Lichtkleide des Frühlings, iſt Beherrſcher der Sonne, und von ſeiner Güte hängen Regen und Sonnenſchein, wohlfeile Zeit und Theurung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrſcht er. Statt eines Roſſes reitet es auf einem Eber mit goldnen Borſten. Gerda, Gymers Tochter, iſt ſeine Gemahlin. Freia, Fräa, iſt eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge iſt ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die ſanfteſte und gütigſte aller Göttinnen iſt ſie eine Freundin des ſüßen Geſanges und erhört die Menſchen ſo gern. Mit ihrem Gemahl Odur, den ſie verlor und um den ſie trauert, erzeugte ſie zwei Töchter: Noſſa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gerſemi. Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erſcheint hoch wie die Tanne und ſchwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthige Krieger ſtehen in ſeiner Gnade, obſchon er nicht eigentlich der Gott des Kriegs iſt, ſondern vielmehr der Stärke und Unerſchrockenheit, und kein Freund gütlichen Vergleichs. Sehr verſchieden von ihm iſt ſein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunſt, die nach ihm Bragur heißt. Er erſcheint mit goldner Telyn und belebt die Saiten, daß ſie lieblich ertönen. Seine Gemahlin iſt Iduna, welche die Aepfel der Unſterblichkeit bewahrt, die ſie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldnen Schalen darreicht, jene Aepfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. Söhne Odins ſind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Vidar, ſtark wie Thor, der Gott der Verſchwiegenheit; und Wale, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von ſchöner Geſtalt, Meiſter im Pfeilſchießen und Schrittſchuhlaufen, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein ſilberner Reif umfließt die Blume ſeines Kinns; ſein Gebiet iſt Ydalir, d. i. die Regenthäler. Von ſehr geheimnißvollem Weſen ſind folgende Götter; Hoder, der blinde Gott, Balders Mörder, deſſen ſtarke That die Götter nicht vergeſſen, deſſen Namen ſie aber nie mögen ausſprechen hören. Heimdall (Himindal), ein Sohn von neun Rieſenſchweſtern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, iſt Wächter am Bifroſt, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Rieſen. Sein Auge ſieht bei Nacht wie bei Tage, ſein Ohr hört wachſen das Gras auf dem Felde und die Wolle auf dem Bließ der Lämmer. Er erſcheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die ruhige Bruſt geſenkt. Unter den Göttinnen ſind noch zu bemerken: Saga, die erſte nach Frigga; Eyra, die Götterärztin; Geſione, Göttin der Keuſchheit, die ſelbſt Jungfrau, alle keuſche Jungfrauen ſchützt und ſie, ſterben ſie unvermählt, in ihre himmliſchen Wohnungen aufnimt; Fylla, jungfräulich wie Geſione, mit ſchönen Locken und goldnem Stirnband, iſt Vertraute der Geheimniſſe Frigga's, ſo wie Gna, die einher fliegt mit dem Strahle der Sonne, ihre Botſchafterin. Hlyn (Lyna), die Sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, die Göttin der Freundſchaft und Huld, ſchließt ſich lieblich an mehrere Dienerinnen der Liebesgöttin an; Siöna,

welche die erſten ſüßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt und zu wechſelſeitiger Erhörung ſtimmt; Lôbna (Lôffna), mit der Macht begabt, alle entzweite Liebende zu vereinigen und zu verſöhnen; Wara, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört und, eine ſtrenge Rächerin aller Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittſamkeit, iſt die Schützerin der ſittſamen Jünglinge und Mädchen. Wôra, der Allerforſchenden und Prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innerſten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. Eine große Eſche (oder einen Eſchenhain) gibt es, Ygdraſil, den Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten ſich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Rieſen und unter Hela. An der mittlern Wurzel iſt der Brunnen der Weisheit, Mimers Brunn; an der himmliſchen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar ſteigen aus dieſer Quelle drei ſchöne Jungfrauen hervor, die Nornen, mit Namen Urda, Werandi, Skulda, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie ſind es, die den Rath der Götter, des Menſchen Schickſal und Leben beſtimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder ſtrafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Eſche ſitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen (Ratatoskr) läuft auf und ab am Baum; vier Hirſche (Dain, Dynair, Dualin und Dyrathor) durchſtreifen ſeine Aeſte und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: aber immer ſchöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Eſche thaut ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſingen zwei Schwäne. Was kann man hier Andres hören als Heimdalls Lied vom Schickſal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter? Ewig erſchallen hier dieſe Stimmen, denn die Nornen,

Sie ſetzen Geſetze, beſtimmen das Leben
Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schickſal.

Die Götter ſelbſt ſuchen die Weisheit der Nornen zu erforſchen, der ernſten und erhabnen Göttinnen, die über Alles walten. Deßhalb wurden ſie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Kapellen, in denen man ſie um das Schickſal befragte. Die Walkyrien oder Diſen ſind furchtbar ſchöne Weſen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schoß unſterblicher Mütter gewiegt. Daher tiefes Schweigen über ihren Urſprung. Ihr Name heißt Todtenwählerinnen (von Wal, Haufen Erſchlagner, woher Wahlplatz, Kyria, küren, wählen). Furchtbar und ſchrecklich erſcheinen ſie im Geſange eines Skalden, daß man ſie für die grauſamſten Weſen halten möchte. Allein wir finden ſie als die ſchönen Jungfrauen Odins, ſitzend mit Helm und Panzer auf flüchtigen Roſſen. Die Helden ſchmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla ladeten, waren alſo keine ſchrecklichen, ſondern die angenehmſten Botſchafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückſeligkeit führten. Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrſcheinlich eine allgemeine Befeſtigung des Himmels, von wo die Brücke Bifroſt zur Erde niederging. Asgard umſchloß die Paläſte der Götter,

Da war Walaſkialf, der ſilberne Palaſt Odins und alle die ſchon genannten. Mitten im Asgard, im Thale Ida, war der Verſammlungsplatz der Götter, wo ſie niederſaßen zum Gericht. Dieſer Platz war vor allen geſchmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Palaſt der Freundſchaft und Liebe, und Glaſor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Palaſt mit Hainen und ſchönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier iſt das ſelige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und ſchwelgenden Schmaus. Alle Wunden des Kampfes aber ſind geheilt, ſobald das Horn des Gaſtmals ertönt; dann ſchwelgen die Helden in Enherium-Öl, und die ſchönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die Zahl der Helden, die ſich daſelbſt befinden, iſt unausſprechlich groß, und wird ſich in's Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünſchen, daß ſie noch größer ſein möchte, wenn einſt der Wolf Fenris kommt. Dieſer Umſtand nöthigt uns, einen Blick auf den böſen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Rieſen Farbaute und der Laufeya, iſt, wenn kein Gott, doch ein höheres, übermenſchliches Weſen, zwar ſchön von Körper, aber arg von Geiſt. Mit der Rieſin Angerbode (Botſchaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleiſchfarben, von ſcheußlicher Geſtalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardiſche Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgibt. Hela herrſcht in Niflheim; ihr Saal heißt Elidnir (der Schmerz), ihr Bette Kör (Krankheit), ihr Tiſch Hungr (Hungersnoth), ihre Diener Ganglati und Ganghöl (Säumniß und Langſamkeit). Alle, die an Krankheit und Alter ſtarben, wanderten hinab in ihre düſtere Behauſung. So ſtehen ſich denn Asgard und Niflheim als Sein und Nichtſein entgegen, und die philoſophirende Phantaſie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Sein ſiegen werde. Daraus entſtand eine Sage vom Untergange der Welt, ſo nordiſch und ungeheuer wie jene von ihrer Entſtehung. Drei ſchreckliche Winter und abermals drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabſtürzen, die Kälte ſtreng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen ſein, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies iſt das Zeichen, daß die Erde zuſammenſtürzen und die große Götterdämmerung (ſo heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufſperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund ſtößt, verſchlingt dann das All, während aus Mußpellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geſchieht. Der Himmel wird von dieſen Rieſen erſtürmt, und die Himmelsbrücke ſtürzt zuſammen, wenn dieſe darüber reiten. Deshalb iſt Heimdall als Wächter dahin geſtellt, und deshalb freuen ſich die Götter der zahlloſen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber iſt alle Vorſicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, ſelbſt der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere ſteigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menſchenpaar, Lift und Liftraſor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menſchengeſchlecht. Für Gerechte und Ungerechte gibt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Gimle, — ein gegen Mittag am Ende des Himmels befindlicher herrlicher Aufenthalt, — und Naſtrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer be-

wohnen, wenn Surturs Flamme verloſchen iſt. Mode (Geiſteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, geſtorben iſt; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. Ueberlieferer dieſer Sagen ſind, außer der Edda, Prokopius von Cäſarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ueber den hiſtoriſchen Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter und Rühs ſehr verſchiedne, zum Theil widerſprechende Meinungen (ſ. Edda); die Unterſuchung kann aber noch nicht als geſchloſſen angeſehen werden. Ob dieſe nordiſche Mythologie auch germaniſche ſei, iſt eine andre Streitfrage geweſen. Auf jeden Fall ſind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Urſprungs, und es dürfte wenigſtens nicht zu leugnen ſein, daß, ſo wie mehrere germaniſche Völker über den Rhein gingen, von Norden und Oſten her andre Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachſen dieſe Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germaniſche Mythologie würde freilich noch viel mehr umfaſſen müſſen als dieſe nordiſche, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. Die neueſten und vorzüglichſten Schriften über die nordiſche Mythologie ſind Nyerup's Wörterbuch der ſkandinaviſchen Mythologie, aus der däniſchen Handſchrift von Sander, Kopenhagen 1816, 8.; und die treffliche Abhandlung von Münter, die Religion des Nordens vor den Zeiten des Odin, in Stäudlin's Archiv für alte und neue Kirchengeſchichte, 3. Band 2. Stück 1816. dd.

Nordlicht, Nordſchein. Dieſes merkwürdige Meteor (ſ. d. Art.) beſteht in einem ſtarken, hochrothen oder feuerfarbnen Lichte, welches ſich am nördlichen Himmel ſehen läßt, und aus welchem helle Lichtſäulen gegen den Scheitelpunkt emporſteigen. Seine Erſcheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht faſt noch nie Statt gefunden. Am häufigſten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche beobachtet. Portugal iſt das ſüdlichſte Land, wo man bis jetzt dieſe Erſcheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt iſt. Je mehr man ſich dem Norden nähert, deſto häufigre und ſtärkere Nordlichter kann man ſehen. Celſius beobachtete deren von 1716 bis 1732 zu Upſala in Schweden 224. Schon die Alten ſind aufmerkſame Beobachter dieſer Erſcheinung geweſen. Ariſtoteles beſchreibt ein Meteor, welches unſer Nordlicht geweſen zu ſein ſcheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserſcheinungen, die unſern Nordlichtern gleichen. Indeſſen hat man erſt ſeit dem 5. Jahrh. nach Chr. Geb. genaue Beobachtungen über dieſelben. Unter den neuern Phyſikern erklären einige das Nordlicht für eine magnetiſche Materie, die dem Nordpol der Erde entſtröme, und ſtützen ſich dabei auf die Abweichung der Magnetnadel während dieſer Erſcheinung. Einige wollen auch eine ähnliche Bewegung aller meſſingnen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben, was von Andern geleugnet wird. Nach Euler's Meinung entſteht das Nordlicht, gleich dem glänzenden Schweif der Kometen, durch die Wirkungen der Sonnenſtrahlen auf die Lufttheilchen unſrer Atmoſphäre. Andern Anſichten zufolge beſteht es aus phosphorescirenden Dünſten in derjenigen Atmoſphäre, wo eine ſehr verdünnte Luft die Entſtehung wäſſriger Dünſte unmöglich macht. Auch erklärt man das Nordlicht als ein bloßes optiſches Meteor daher, daß der Wiederſchein des um den Nordpol angehäuften und von der Sonne beleuchteten Eiſes und

Schnees aus dem dortigen Dunſtkreis durch einen zweiten Wiederſchein unſern Augen zugeführt werde. Noch Andre endlich haben das Nordlicht mit der Elektricität in Verbindung geſetzt. Dieſe letztre Meinung iſt in den neueſten Zeiten die gewöhnliche und von Franklin beſonders unterſtützt worden. Da nach ſeiner Anſicht die in einem beſtändigen Strömen von Süden nach Norden begriffne und durch Wolken dahin geführte elektriſche Materie wegen der dicken Eisrinde in den Gegenden des Nordpols ſich hier nicht in die Erde entladen kann, ſo wird ſie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu ſteigen und ſich durch den an beiden Polen ſehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den luftleeren Raum zu bahnen. Indeſſen hat bis jetzt keine einzige dieſer Hypotheſen alle Eigenthümlichkeiten des Nordlichts genügend erklären können.

Nördlingen, ehemalige freie Reichsſtadt in Schwaben, mit einem Gebiete von 1½ Q. M. und 7000 Einw., kam 1802 an Baiern und liegt im baierſchen Rezatkreiſe, am Bach Eger, mitten im Rieß. Sie iſt der Sitz eines Landgerichts und hat gute Woll-, Lein- und Zeugmanufakturen, Färbereien und ſtarken Kornhandel. Der größte Theil der Einwohner iſt evangeliſch. Hier fiel 1634 die Schlacht vor, in welcher die ſiegreichen Schweden zum erſtenmal auf deutſchem Boden geſchlagen wurden ſ. **Dreißigjähriger Krieg**. Auch die Schlachten von 1645, 1796 und 1800 haben die Stadt merkwürdig gemacht.

Nordpol, ſ. **Pol**.

Nordpol-Expedition. Schon vor beinahe 50 Jahren ſuchte **Barrington** (ſ. deſſen Schrift: the Possibility of approaching the North Pole asserted. With an appendix, by Col. Beaufoy, Lond. 1818.) zu beweiſen, daß in gewiſſen Jahreszeiten die arktiſchen Meere vom Eiſe hinreichend frei wären, um ſich dem Pole nähern zu können. Die engliſche Regierung ſchickte daher 1773 den Kapitän Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ nördl. Br. hinderten ihn Eisfelder weiter vorzudringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsſtraße bis 70° 44′ nördl. Br. oder bis zum Eiskap, der nördlichſten Spitze der Weſtküſte von Nordamerika, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Dieſe und andre Verſuche der Engländer, Ruſſen und Holländer haben ziemlich zuverläſſig gezeigt, daß ſich die nordöſtliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen Meere in das ſtille, oder ein ſchiffbarer Weg um Aſiens Nordküſte in die Beringsſtraße nicht ausfindig machen laſſe. *) Dagegen hoffte man, und die Poliſten, wie Barrow (in ſeiner Chronological History of Voyages into the polar regions, Lond. 1818.) u. A. hoffen noch jetzt, daß der viel kürzere nordweſtliche Weg, aus der ſogenannten Baffinsbai **),

*) Zwar ſoll der Koſake Simôn Deſchnew im J. 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsſtraße) geſchifft ſein; auch verſichert der ruſſiſche Hiſtoriograph Müller, den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakutzk entdeckt zu haben, allein deſſen ungeachtet wird dieſe Seereiſe bezweifelt.

**) Bekanntlich entdeckte Davis im J. 1587 den Eingang (die Davisſtraße) in die große Bai zwiſchen der Weſtküſte von Grönland und der Oſtküſte von Nordamerika. Forbiſher hatte bereits 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudſonsbai durchſchifft. Baffin unterſuchte (1616) die nördlichen und öſtlichen Gegenden des nach ihm genannten Golfs, in welchen die Davisſtraße den Weg gezeigt hatte. Auf der Weſtſeite deſſelben fand er unter 74° 30′ nördl. B. eine Einfahrt, die er Lancaſters-Sund nannte, die er aber nicht weiter unterſuchen

um Amerika's Nordküſte, da wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer (was aber noch bezweifelt wird) fallen (ſ. d. Art. Nordamerika), herum bis zum Eiskap und der Beringsſtraße, und daß der kürzeſte, der Polarweg ſelbſt, wahrſcheinlich nicht ganz vom Eiſe verſchloſſen ſeien. Man habe nämlich bisher immer zu nahe an den mit Eismaſſen umlagerten Küſten hingeſteuert; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 engliſche Meilen im Durchmeſſer habe und zwiſchen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, ſo wie in ſteter Bewegung ſei, und deshalb nicht ganz gefrieren könne, eine offne Straße finden. Sie berufen ſich auf folgende Thatſachen: das Polarmeer iſt an Spitzbergens nördlicher Küſte offen; die Ruſſen überwintern auf Spitzbergen, unter dem 80° nördl. Br., wo auch Damhirſche ſich vermehren. Beides iſt nicht der Fall auf Nowaja Semla (75° nördl. Br.), daraus ſchließt man, daß dort die Witterung gelinder ſei, als hier. Uebrigens iſt die Kälte an der öſtlichen Küſte ſchärfer als an der weſtlichen. Nun haben ſich ſeit etwa fünf Jahren (gleichzeitig mit dem Zeitpunkte, als die Abweichung der Magnetnadel nach Weſten dauernd war) ungeheure Eismaſſen in der Gegend von Grönland aufgelöſt; vielleicht die Folge ihrer wachſenden Schwere, oder von Erderſchütterungen, oder von mehrern auf einander gefolgten gelinden Wintern; daher die ſeit 1815 bis an den 40° nördl. Br. herabſchwimmenden Eisberge und Eisinſeln von weitem Umfange. Ueberdies haben mehrere Wallfiſchfänger ausgeſagt, daß ſeit Kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Oſtküſte von Grönland wieder ſichtbar geworden ſei. Endlich machen ſowol die Strömungen, welche von Norden der durch die Davis- und die Beringsſtraße nach Süden ihre Richtung nehmen, wodurch eine ſtete kreisförmige Bewegung und Abwechſelung der Gewäſſer zwiſchen dem ſtillen und atlantiſchen Meere in der nördlichen Hemiſphäre erhalten wird, ſo wie das viele Treibholz, welches vom hohen Norden herab den Küſten von Island und Grönland zugeführt wird, als auch mehrere Beiſpiele von Wallfiſchen, die nach der Bezeichnung der in ihnen ſtecken gebliebnen Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeſchloſſen worden waren, und die man ſüdlich von der Beringsſtraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisſtraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher ſogenannte Baffinsbai oder durch das Polarbecken ſehr wahrſcheinlich. *) Hiſtoriſchen Nachrichten zufolge iſt das Polarmeer an der Oſtküſte von Altgrönland erſt ſeit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Denn die daſelbſt ſchon im J. 983 von Erich dem Rothen angelegte däniſche Kolonie hatte den beſten Fortgang gehabt, allein die Küſte ſelbſt war ſeit 1406 durch das Eis, welches ſich dort feſtgeſetzt hatte, ſo unzugänglich geworden, daß die Gemeinſchaft mit jener wahrſcheinlich vernichteten Anſiedelung bis jetzt nicht wieder hergeſtellt werden konnte.

konnte. Hudſon (1610), Jones, Middleton (1742) u. A. beſtimmten die weſtlichen, ſüdlichen und nördlichen Grenzen der Hudſonsbai. Später drangen Hearne (1771) von der nordweſtlichen Niederlaſſung der Hudſonsbai-Compagnie, und Mackenzie (1780) von denen der Nordweſt-Compagnie aus, beide zu Lande, gegen Norden vor. Hier fanden ſie unter 69 bis 71° nördl. Br. ein Meer, in das ſich zwei Flüſſe ausmündeten, und Letztrer entdeckte daſelbſt die Wallfiſchinſel. Man glaubt, daß dieſes Meer das Eismeer des Nordpols ſei.

*) Nach Kruſenſtern iſt im J. 1817 das Schiff Neptun bis 83° 20′ nördl. Br. gekommen; allein es hat keine Kunde gebracht von dem Lande, das nördlich von Spitzbergen unter dem 82° liegen ſoll.

Seit dieſer Zeit hat auch der Boden Islands, der einſt mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft ſeiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, deſſen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zuſammenſtoßen des Polareiſes abhängen, ſich zuerſt etwa ein Jahrhundert nach der Feſtſetzung des Eiſes längs der Küſte von Grönland, in den letzten Jahren aber (ſeit der Abnahme des Polareiſes) ſehr ſelten gezeigt hat. Auf die Thatſachen und Beobachtungen gründet ſich nicht nur die Meinung, daß das Polareis eben ſo, wie es allmälig ſich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, ſondern auch die Vermuthung, daß Grönland, deſſen Oſtküſte man bis 80° nördl. Br. kennt, und deſſen Weſtküſte bisher nur bis 77° 30′ unterſucht war, eine Inſel ſei, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß Amerika jenſeit des Eiskaps mit Neuſibirien und mit Nordaſien zuſammenhänge. Dies Alles bewog die engliſche Regierung im Sommer 1818 eine doppelte Fahrt nach dem Nordpol zu veranſtalten. Es ſollte nämlich Kapitän Buchan mit den Schiffen Trent und Dorothea zwiſchen Spitzbergen und Nowaja Semla die Durchfahrt über den Pol in das ſtille Meer, und Kapitän Roß mit den Schiffen Iſabella und Alexander die nordweſtliche Durchfahrt aus der Davisſtraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das ſtille Meer durch die Beringsſtraße aufſuchen. Jede Expedition zählte 100 Mann. Befehlshaber und Mannſchaft waren auf das ſorgfältigſte ausgewählt und mit allem Nöthigen reichlich verſehen. Kapitän Buchan kam aber nur (29. Juli 1818) über Spitzbergen bis 80° 32′; hier blieb er drei Wochen lang im Eiſe ſtecken und erreichte endlich (10. Okt.) die engliſche Küſte wieder. Kapitän Roß, der vorzüglich die Weſtküſte der Baffinsbai genau unterſuchen ſollte, drang (9. Aug. 1818) nur bis 75° 55′ nördl. B. (65° 32′ weſtl. L.) vor. Hier entdeckte er das von ihm ſo benannte arktiſche Hochland, arctic Highlands, im nordöſtlichen Winkel der Baffinsbai zwiſchen 76° und 77° nördl. B. und 60° bis 72° weſtl. L. Es iſt ein 120 engl. Meilen weit in nordweſtlicher Richtung ſich ausdehnendes Küſtenland mit vielen eisbedeckten Bergen. Er fand daſelbſt Moos, Heide und großes Gras, Wild und Haſen, auch ein großes Stück gediegnes Eiſen. Das einzige Hausthier der Bewohner, die den Grönländern gleichen, iſt der Hund, den ſie zum Ziehen ihrer aus Robbenknochen verfertigten Schlitten gebrauchen. Ihre Sprache iſt eine Mundart von der eskimoiſchen. Sie ſind von einer ſchmutzigen Kupferfarbe, fünf Fuß groß, ganz mit ranzigem Thran und Schmutz überzogen. Das Fleiſch eſſen ſie roh und gekocht. Ihr König wohnt in der Nähe einer großen Inſel in einem ſteinernen Hauſe. (?) Sie haben keine Vorſtellung von Gott, glauben aber an Zauberer. Die Weiber, welche Kinder haben, werden ſehr geachtet. Ihre Tänze und Geſänge ſind von konvulſiviſchen Verzerrungen begleitet. Von der übrigen Welt hatten ſie durchaus keine Kenntniß. Kapitän Roß fand die meiſten Angaben Baffins richtig; ſeine Entdeckungen fingen eigentlich erſt jenſeit 74° 30′ nördl. B. an; er erreichte unter 77° 40′ die nördlichſte Gränze der Baffinsbai, und das Hauptergebniß ſeiner Fahrt für die Geographie war die genauere Beſtimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach Oſten ausgedehnt ſich vorſtellte. Auch ihn hinderte das Eis, ſich der Nordküſte ganz zu nähern; und das Wetter war ſo neblicht, daß ſie nach zwölf Wochen (30. Aug.) den erſten Stern erblickten, die Capella.

Uebrigens hielt ſich Kapitän Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisſtraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hatte er den Lancaſterſund (74° 30′) und, wie aus ſeinem eignen Berichte erhellt, eine Strecke von 200 engl. Meilen, namentlich die Cumberlandsſtraße (63° N. B.), wo ſich wirklich eine Strömung zeigte, und Middleton's Repulſebai im Nordweſten der Baffinsbai nicht genau unterſucht; denn er kam in dieſe Gegend erſt ſpät, den 1. Okt., und mußte jetzt nach ſeiner Vorſchrift die eiſige Küſte verlaſſen, um die Schiffe ſicher zurückzuführen. Die brittiſche Regierung übertrug daher 1819 ſeinem Begleiter, dem Lieut. Parry, die Ausführung einer zweiten Fahrt in die Baffinsbai. Dieſer drang aus dem Lancaſterſunde (der folglich kein Sund iſt) in das Polarmeer ein, überwinterte in dem Hafen einer unbewohnten Inſel, die er Melville's Inſel nannte, (74° 26′ 25″ N. B. 113° 46′ W. L. von Greenwich), und kehrte 1820 nach England zurück. Seinen Entdeckungen zufolge erſtreckt ſich eine fortlaufende Küſte längs der Nordſeite vom Lancaſterſund und Barrowsſtraße bis 93° W. L.; darüber hinaus, nach der Melville's Inſel zu, ſind nur einzelne Inſeln zu ſehen; während auf der Südſeite, in weſtlicher Richtung, zuſammenhängendes Land iſt, das ſich jenſeits der Prinz-Regents-Einfahrt nach Weſten weit ausdehnt und ſodann an eine Eisfläche ſtößt, die ſich bis zu dem, im S. W. der Melville's Inſel ſichtbaren Hochlande ausbreitet. Das nordwärts von der Barrow'sſtraße und Melville's J. aus erblickte Land ſcheint eine Inſelgruppe zu ſein, darunter eine von Parry Nord-Devon genannt worden iſt. Dieſe Entdeckungen ließen das endliche Gelingen des großen Unternehmens hoffen, und der muthige Kap. Parry trat mit den auf mehrere Jahre mit Vorräthen aller Art verſorgten Schiffen Hekla und Fury im Mai 1821 eine dritte Reiſe (die zweite unter ſeinem Oberbefehl) nach dem Nordpol an. Da man aber bis zum Sept. 1823 nichts von dem Erfolge ſeiner Fahrt gehört hatte, ſo ſandte die brittiſche Regierung ein Schiff ab, um ihn in den Gewäſſern der Baffinsbai aufzuſuchen. Ganz unerwartet und von ſeinen Freunden ſchon als verloren betrachtet, langte indeß Kapitän Parry am 18. Okt. 1823 in England wieder mit ſeinen zwei Schiffen an, ohne aber ſeinen Zweck, eine nordweſtliche Durchfahrt zu finden, erreicht zu haben. So viel uns jetzt (Anf. November 1823) von ſeiner Reiſe bekannt geworden iſt, unterſuchte er im Sommer d. J. 1821 zuerſt die Küſten der Bai Repulſe und die eiſige Meerenge, welche den Namen ihres Entdeckers Middleton führt. Da ſich in keiner dieſer Gegenden weder nach Norden noch nach Weſten eine Durchfahrt eröfnete: ſo überwinterten die Schiffe an der Winter-Inſel in einer an der Südſeite, unter 66° 11′ N. B. und 83° W. L. vorhandenen Bay. Während des Winter-Aufenthalts hatte Parry mit den eingebornen Esquimaux in gutem Einverſtändniß gelebt und unterhielt, nach dem was er von ihnen erfahren, die Hoffnung, daß er von hier aus, die erſehnte nordweſtliche Durchfahrt auffinden werde. Nach dieſer Richtung hin ließ er alſo von allen dort vorhandenen Einbuchten keine undurchſucht, gelangte aber zuletzt doch nicht weiter als an eine Meerenge, welche oſtwärts von der Küſte des Kontinents von Nordamerika, nordwärts von der nördlichen Inſelgruppe, bei welcher Kapitän Parry auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe überwintert hatte, begränzt wird, und die jetzt durch feſtſtehendes Eis geſperrt war. Parry hielt ſich nun für überzeugt, daß er hier die äußerſte Weſtküſte des Feſtlandes erreicht habe, und

hoffte von hier aus in die weſtliche Durchfahrt zu gelangen, allein nachdem er in dieſer Richtung zwei (engliſche) Meilen weit bis zu einem verengerten Theil der Meerenge vorgedrungen war, überzeugte er ſich, daß das hier feſtſtehende Eis ſeiner Beſchaffenheit und ſeinem Anſtemmen an die Küſte nach, zu dem ſogenannten „ewigen Eiſe" gehöre, welches zu keiner Jahreszeit und unter keinen Umſtänden ſich ablöſet oder nur im mindeſten ſeine Stelle verändert. Mit dieſer Ueberzeugung überwinterte Kapitän Parry unter 69° 20′ N. B. und 81° 50′ W. L. Bei der Wiederkehr der günſtigen Jahreszeit (im Sommer 1823) fand er das Eis durchaus unverrückt und unbeweglich, ſo daß nach keiner Richtung hin an weitres Vordringen zu denken war, und nun trat er den Rückweg nach England an. Parry hält es übrigens auf keine Weiſe für unwahrſcheinlich, daß Sommer eintreten können, wo die Eisſchranke, die ſeine Fahrt diesmal hemmte, bräche, und iſt auf jeden Fall der Meinung, daß durchaus kein Land im Wege ſei. Um dieſelbe Zeit als die Kapitäne Roß und Parry eine nordweſtliche Durchfahrt in Amerika's Polarmeere ſuchten, erhielt der Seekapitän Franklin von der brittiſchen Regierung den Auftrag zu Lande längſt der Hudſonbai und des Kupferminenfluſſes, bis an die Nordküſte von Amerika vorzudringen. Er nebſt drei Seeleuten, darunter der Naturforſcher und Wundarzt Richardſon, langte d. 30. Aug. 1819 in der Faktorei York an der Hudſonsbai an, und durchwanderte nun dem Laufe der Flüſſe folgend, eine öde Wildniß, und Schneeſteppe von mehrern tauſend geogr. Q. M. die von höchſtens 120 Familien, aus dem Stamme der gaſtfreundlichen Crees beſucht wird. Von Providenz, dem nördlichſten Poſten der Pelzhändler (unter 62° 17′ 19″ N. B.) drang Franklin, von Canadiern als Dolmetſcher begleitet, durch noch unbeſuchte Einöden vor, mußte aber hier vom Sept. 1820 an zehn Monate lang überwintern. Im Sommer 1821 erreichte er den Kupferminenfluß, und beſchiffte zu Ende des Julius die Küſte des hyperboreiſchen Meeres. Seinen Beobachtungen zu Folge, iſt dieſes Meer ſchiffbar und hängt öſtlich und weſtlich mit dem Weltmeere zuſammen. Mangel an Lebensmitteln nöthigte ihn zurückzukehren, und in der größten Erſchöpfung erreichte er d. 17. Dec. einen Poſten der Hudſonsbai-Geſellſchaft auf der Inſel Mooſe Dear, und am 14. Juli 1822 die Faktorei York, nachdem er überhaupt einen Weg von 5550 engl. Meilen zurückgelegt hatte. Seine Beobachtungen und Zeichnungen enthält die Narrative of a journey to the shores of the polar Sea. Lond. 1823. 4. Eine doppelte Entdeckungsreiſe nach dem Nord- und nach dem Südpole hat 1819 auch der ruſſiſche Kaiſer veranſtaltet. Kap. Ricord von der ruſſiſchen Marine drang im Juli 1820 im Norden der Behringsſtraße vor, und Kap. Weangel ſollte die genaue Lage des Nordoſtkap unterſuchen. Der Erfolg dieſer Entdeckungsreiſe iſt noch nicht bekannt gemacht worden. Die franzöſiſche Regierung übertrug im J. 1818 eine ähnliche Unternehmung nach dem Südpole dem Kap. Freycinet, deren Erfolg unter dem Art. Freycinet in der 3. Lief. des N. C. L. berichtet worden iſt. Die Aufgabe, eine nordweſtliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen in das ſtille Meer zu finden, iſt für die brittiſche See- und Handelspolitik, eben ſo wichtig, als für die Geographie und für die Wiſſenſchaft überhaupt *) Darum hat eine Parlaments-

*) Für den Handelsweg nach Indien aber dürfte ſie keinen Nutzen haben, wie von Zach in ſeiner Corresp. astronom. aus Le Gentil's Berechnung der Zeit der Paſſatwinde und des Mouſſon beweiſen will.

akte ſchon vor längrer Zeit dem erſten Schiffe, das durch die nordweſtliche Durchfahrt in das ſtille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pf, Sterl., und 5000 Pfund dem erſten Schiffe zugeſichert, das den Nordpol erreicht oder überſchreitet. Im J. 1819 ſetzte der Prinz-Regent noch beſondre Preiſe von 5—15,000 Pfund für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewiſſen Punkten im arktiſchen Polarmeere vordringen würden. Sollten jedoch die antipoliſtiſchen Gegner des Herrn Barrow, an deren Spitze der Prof. Leſſlie ſteht (ſ. die Gründe der Poliſten und den Antipoliſten im 1. St. des Hermes, S. XXXVI.), welche das Losreißen der Eismaſſen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuſchreiben und aus chemiſch-phyſikaliſchen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismaſſen des Polarmeeres je durchzubringen, Recht behalten: ſo werden dieſe nautiſchen Verſuche wenigſtens den Nutzen haben, daß ſie die Beſchreibung der Nordküſte von Amerika und der Weſtküſte von Grönland berichtigen, und daß ſie die Tiefe, Temperatur, Salzhaltigkeit und ſpecifiſche Schwere des Polar-Seewaſſers, die Schnelligkeit der Strömungen, ſo wie den Zuſtand der atmoſphäriſchen Elektricität und deren Zuſammenhang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktiſchen Regionen vergewiſſern. Von des Kap. John Roß Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin's Bay and enquiring into the probability of a North West Passage, (Lond. 1819, S. 495 4.) wie auch von Parry's Reiſe (Lond. 1821 reich an naturhiſtoriſchen u. a. Nachrichten) ſind in Weimar und in Leipzig Ueberſetzungen erſchienen. Vgl. Lapie's Abh. über die Reiſen im arktiſchen Eismeere von Nordamerika, von Maldonado an bis auf Parry. Allg. Geogr. Eph. X. 2. St. 1822. und den Quart. Rev. N. 49. June 1821; ſo wie des edinburger Grönlandsfahrer Scoresby Schrift über die Fahrt nach dem Nordpol. K.

Nordpunkt, ſ. **Mitternacht**.

Nordſchein, ſ. **Nordlicht**.

Nordſee, **Nordmeer**, ſ. **Deutſches Meer**.

Nordſtern, **Polarſtern**, iſt derjenige Stern, welcher dem Nordpol am nächſten ſteht. Es iſt ein Fixſtern von der zweiten Größe, am äußerſten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären befindlich, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden. Daher wird er auch Leitſtern genannt.

Nordwind, ſ. **Winde** und **Boreas**.

Noricum hieß bei den Römern der Theil von Süddeutſchland zwiſchen der Save, dem Pelſoſee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Grenzen nicht zu allen Zeiten dieſelben. Celtiſche Völker waren die Bewohner dieſer Länder.

Normaljahr heißt das J. 1624, da der Artikel 5. des weſtphäliſchen Friedens den erweislichen Beſitzſtand der kirchlichen Rechte, wie er am erſten Tage dieſes Jahrs geweſen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältniſſe in Deutſchland geordnet werden ſollten. Beſonders wurde durch dieſe Beſtimmung das Schickſal der geiſtlichen Güter und Stiftungen entſchieden, und die kirchliche Gerichtsbarkeit über katholiſche Unterthanen evangeliſcher Reichsſtände, ſo wie die Duldung evangeliſcher Unterthanen katholiſcher Reichsſtände nach jenem Status quo feſtgeſetzt. Auf die innern Verhältniſſe der Verwandten einer und derſelben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht

zweier Fürſten in Religionsſachen entſtand, und die Landeshoheit ſtreitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche ſchon vorher evangeliſch, 1624 aber in den Händen der Katholiſchen war, nicht angenommen, ſondern entſchied hier nach dem Beſitzſtande vor der Wahl des Kurfürſten Friedrich V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutſchen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutſchen Fürſten in europäiſche Souveräns hat Manches in den Beſtimmungen des Normeljahrs geändert, und jene kirchlichen Rechte mehr als ſonſt von der Willkür der Fürſten abhängig gemacht. E.

Normalſchulen ſind Muſterſchulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen ſoll. Von dieſer Art waren die auf Befehl der Kaiſerin Maria Thereſia vom Abt Felbiger in Schleſien und Böhmen eingerichteten deutſchen Schulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat (ſ. d. Art. Schulen.) Jetzt gibt es in Preußen, Würtemberg und mehrern deutſchen Staaten Normalſchulen nach der Idee der peſtalozziſchen Methode, von denen ſich, weil ſie erſt im Entſtehen ſind, noch nichts Befriedigendes ſagen läßt. Die von Napoleon errichtete und von Ludwig XVIII. im Febr. 1815 neu organiſirte Normalſchule in Paris iſt eine Bildungsanſtalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Univerſität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Kandidaten auf drei Jahre ſendet. Sie unterſcheidet ſich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München u. ſ. w. beſtehenden philologiſchen Seminaren beſonders dadurch, daß die Zöglinge unter klöſterlicher Zucht zuſammenwohnen. E.

Normänner, Normannen (d. i. Männer aus Norden), hießen die Bewohner des alten Skandinavien, oder der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Jenen Namen gab man ihnen in den Niederlanden, Deutſchland und Frankreich; in England nannte man ſie Dänen. Sie waren Abenteurer, die ſich unter einem Haupte vereinigten, um auf Beute auszugehen. Die Armuth ihres Landes nöthigte ſie dazu, und ihre Religion begeiſterte ſie in ihren kühnen Unternehmungen. Denn nach den Lehren ihres Odin's (ſ. Nordiſche Mythologie) wurden die im Kriege Gefallnen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen, wo die größte Glückſeligkeit ihrer wartete. Die Normänner fingen ihre erſten Streifzüge gegen das Ende der Regierung Carls des Großen an, bald bedeckten ſie mit ihren Barken die Meere und verheerten nach einander die Küſten von England, Deutſchland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen nicht genug Widerſtand entgegenſetzte, wurden ſie kühner, und unter den kraftloſen Regierungen Carls des Kahlen und des Dicken drangen ſie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes und plünderten ſelbſt Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Ihre Einfälle in Frankreich wurden in in der Folge öfter wiederholt, und Carl der Einfältige war genöthigt (912), ihnen einen Theil von Neuſtrien (die nachmalige Normandie) in Beſitz, und ihrem Anführer, Rollo, ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben. Rollo nahm die chriſtliche Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erſte Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner wurden ebenfalls Chriſten, und ihre Streifzüge hörten nunmehr auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien ſtellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die chriſtliche Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England ward noch von ihnen heimgeſucht;

Alfred der Große (ſ. d. Art.) befreite zwar ſein Land von ihnen, aber nur auf kurze Zeit, und Kanut der Große von Dänemark ward (1017) König von ganz England. Einer von Roberts (Rollo's) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte 1066 ganz England (ſ. d. Art.); eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden iſt, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieſes Landes. Auch in Neapel (ſ. d. Art.) gründeten Normänner von 1016 an ein neues Reich. Nach dem Zeugniſſe des ruſſiſchen Geſchichtſchreibers Neſtor waren auch die Wareger (Waräger, Waringer), welche unter Rurik (862) ein neues Reich in Rußland ſtifteten, Normänner. Die auswärtigen Unternehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geſchwächt. Um ſo weniger konnten ſie bei der nachmaligen Umgeſtaltung Europa's weitere Eroberungen wagen. Ihr Name verlor ſich allmälig aus der Geſchichte, und er wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausſchließlich beigelegt.

Nornen, ſ. Nordiſche Mythologie.

North (Lord Frederic), Graf von Guilford, geb. 1732, britiſcher Staatsminiſter von 1767 bis 1782. Das öffentliche Leben dieſes Staatsmannes, ſeine Talente, Fehler und Leidenſchaften, ſeine Verbindungen und Streitigkeiten mit Lord Chatam, Burke, Fox, Pitt u. A. hängen mit der Geſchichte des amerikaniſchen Freiheitskrieges weſentlich zuſammen. Er gab das erſte Beiſpiel in der britiſchen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg unter den größten Anſtrengungen bis zur gänzlichen Erſchöpfung des Staates beharrlich fortzuſetzen, in der Ueberzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt ſiegen müſſe. Pitt folgte dieſem Beiſpiele in dem franzöſiſchen Revolutionskriege mit mehr Einſicht, Kraft und folgerechter Feſtigkeit. Kein britiſcher Staatsminiſter iſt ſo gehaßt worden, und keiner hat ſich ſo lange behauptet, als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente beſaß. Durch perſönlichen Ehrgeiz unterſchied er ſich gänzlich von Pitt, dem das Vaterland über Alles ging. Indeß darf ihm der unglückliche Gang des amerikaniſchen Krieges nicht zur Laſt gelegt werden. Es war der erſte Verſuch, den Großbritanien machte, in Amerika's Wäldern einen Krieg mit ungeheuern Koſten gegen Jäger und Republikaner zu führen. Auch darf man die erſte Urſache des Abfalls der amerikaniſchen Kolonien dem Lord North nicht beimeſſen; denn Bute hatte zuerſt den König zur willkürlichen Beſteurung der Amerikaner überredet. Doch widerſetzte ſich Jener in der Folge den beſſern Vorſchlägen zur Ausſöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich und dehnte, um ſich in ſeinem Poſten zu behaupten, das Beſtechungsſyſtem mehr als irgend einer ſeiner Vorgänger aus. Lord North ward nach Charles Townsend's Tode im J. 1767 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er gehörte zu den Tories, oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt; allein er dachte gemäßigt uud hatte gefällige Formen. Er beſaß viel Geſchäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, oft ſogar unentſchloſſen und ſchwach, fehlte es ihm doch nicht an Beharrlichkeit. Indeß herrſchte in allen ſeinen Anſichten eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Verworrenheit der Ideen; und ob er wol in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben ſchien: ſo ward er dennoch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. (S. Belsham Memoirs of the Reign of George III., London 1795, 2. Edit.) Eine ſeiner erſten Miniſte-

rialhandlungen war zwar der Vorſchlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den amerikaniſchen Kolonien aufzuheben, jedoch mit Ausnahme des Theezolls, den man beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten, und dies hatte zur Folge den Kampf mit den Kolonien und Amerika's Freiheit! Vor dieſem Kriege erwarb ſich Lord North durch ſeine Verwaltung das öffentliche Zutrauen. Er bewirkte unter andern die Ernennung eines geheimen Ausſchuſſes zur Unterſuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der oſtindiſchen Compagnie, welche die Entdeckung abſcheulicher Gewaltmißbräuche und eine Beſchränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Der Staat wurde jetzt Oberaufſeher und Mitregent der oſtindiſchen Compagnie, indem die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zuſtimmung verſagen konnte, und ein oberſter Gerichtshof in Indien ausſchließend von der Krone errichtet und beſetzt würde. Auch erhielt die Präſidentſchaft von Bengalen die politiſche Obergewalt über die übrigen Präſidentſchaften. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verſchuldeten Erpreſſungen aber ward nicht gedacht. Um ſo kräftiger erhob ſich die Oppoſition (Chatam und Burke), als Lord North im März 1774, in Folge des zu Boſton über den Theezoll entſtandnen Tumults, die Boſton-Port-Bill, welche allen Handel nach Boſton unterſagte und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, ſo wie die Aufhebung der Verfaſſung in Maſſachuſett durchgeſetzt hatte, und hierauf vorſchlug, daß die Krone Kanada uneingeſchränkt verwalten ſollte. Chatam ſprach für die Rechte der Kolonien und warnte die Miniſter, durch Maßregeln der Willkür nicht einen Bürgerkrieg zu entzünden. Denn ſchon hatte North's Hafenbill die Sache Boſtons zur Sache der amerikaniſchen Kolonien gemacht. Dieſe verſammelten einen Generalcongreß zu Philadelphia (4. Sept. 1774), proteſtirten gegen die brittiſchen Parlamentsakten und beſchloſſen unter ſich allen Handel mit Großbritannien aufzuheben. Lord North aber hielt den Krieg für unmöglich, oder für ſo leicht, daß die Regierung jede ernſtliche Vorbereitung auf denſelben unterließ. Und das Parlament erklärte 1775, auf Lord North's Vorſchlag, die Provinz Maſſachuſett ſei in Aufruhr. Als darauf Mehrere, namentlich Fox, zu gütlichen Mitteln riethen, ſo trat der Miniſter mit einem ſogenannten Verſöhnungsplane auf, dem Zufolge England die Ausübung ſeines Beſteurungsrechts ſo lange aufſchieben ſollte, als die Amerikaner ſich ſelbſt den Abſichten des Parlaments gemäß beſteuern würden! und behauptete gegen Burke, der bei dieſer Gelegenheit eine ſeiner berühmteſten Reden hielt, die Stimmenmehrheit. Unterdeſſen hatte man die friedlichen Anträge der Kolonien zurückgewieſen, und der brittiſche General Gage die Feindſeligkeiten bei Lexington (19. Apr. 1775) zuerſt begonnen. Einmüthig erhob ſich jetzt Amerika unter Waſhington. Vergebens proteſtirten mehrere Lords gegen ein ſo „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren, durch welches die Miniſter den Verluſt der Kolonien bewirken würden. Die Regierung mochte keinen Schritt zurückthun. Lord North trieb vielmehr die Sache auf's äußerſte, indem er durch die Capturakte alles Eigenthum der Amerikaner für gute Priſe erklären ließ, und um den Widerſtand der öffentlichen Meinung in England zu lähmen, die Suſpenſion der Habeas Corpus-Akte vorſchlug. Allein nur um ſo nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in ganz England geſprochen und geſchrieben; den tiefſten Eindruck auf die Nation machten des Dr. Rich. Price Observations on the Justice and Policy of the War with

America. So ermuthigten Georg III. und ſein Miniſter wider ihren Willen den Freiheitsſinn der Völker. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brittiſche Regierung ihren amerikaniſchen Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilung Polens im J. 1773 ohne Widerſpruch von Seiten Englands erfolgen konnte. Indeß behauptete der Miniſter die Stimmenmehrheit im Parlamente. Doch als er die Geldhülfe des Hauſes zur Bezahlung der Kronſchulden und Vermehrung des Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieſes Bedürfniß eine Folge des Beſtechungsweſens und des Mißbrauchs in Ertheilungen von Penſionen ſei. Unter den Parlamentsgliedern, welche ſtets zur Ausſöhnung mit Amerika riethen, zeichnete ſich vorzüglich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht abhielt, „die Unmöglichkeit, Amerika zu erobern, ſelbſt wenn man Söldner in den Fleiſchbänken jedes deutſchen Despoten erhandle," zu beweiſen, und gegen die Abſcheulichkeit, daß Großbritanniens Miniſter den Tomahawk und das Skalpeiſen der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung ſeiner Brüder brauchten, ſeine Stimme zu erheben. Auch Burke rief den Fluch der Nachwelt auf gegen dieſe ſchändliche Verbindung mit Kanibalen. Als nun die Kunde kam von dem Tage bei Saratoga, wo ein brittiſches Heer unter Bourgoyne (16. Okt. 1777) die Waffen ſtreckte, da brach der Zorn des Hauſes gegen den Miniſter los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte Lord North, ſeine Abſicht ſei gut geweſen; er wollte gern ſeine Stelle niederlegen, wenn er dadurch eine Ausſöhnung bewirken könne. Doch die Tories ſtimmten für die Fortſetzung des Krieges. Endlich, nachdem Frankreich ſich mit Amerika verbunden hatte, ſchlug Lord North ſelbſt (17. Febr. 1778) Unterhandlungen mit den Amerikanern vor; und wollte ihnen mehr einräumen, als ſie früher verlangt hatten; er habe, geſtand er, ſtets eingeſehen, die Beſteurung Amerika's würde nie die Staatseinkünfte vermehren; doch habe er nicht argwöhnen können, daß die von ihm in Anſehung des Theezolls genommene Maßregel ſo unglückliche Folgen haben werde u. ſ. w. Allein es war zu ſpät. Der Congreß beſtand auf die Unabhängigkeit der Staaten. Die Unterhandlung zerſchlug ſich, und die Erbitterung war größer, als je. Die brittiſchen Befehlshaber geſtatteten das wildeſte Verfahren; alles übertraf an Abſcheulichkeit die Zerſtörung von Wyoming. Zugleich beſtürmte Fox die Miniſter mit Anklagen, und Lord North ſelbſt war uneins mit dem königlichen Kabinet; indem er mit dem amerikaniſchen Congreß, wie mit einer unabhängigen Macht einen Waffenſtillſtand einzugehen, bereit ſchien, und dennoch auf die Dauer des Waffenſtillſtandes die Unabhängigkeit Amerika's nicht anerkennen wollte. Indeß gab die Feſtigkeit, mit welcher die Regierung den von Lord Gordon gegen die Katholiken und die tolerant geſinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, dem Miniſter ein neues Gewicht. Denn als Großbritannien, obgleich 1779 auch Spanien für Amerika aufgetreten war, den vereinigten Niederlanden, welche Amerika, Frankreich und Spanien heimlich unterſtützt hatten, und der im J. 1780 von Rußland geſchloſſenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg erklärte, weil die Generalſtaaten die verlangte Genugthuung nicht gegeben hatten, ſo tadelten nur wenige Stimmen den Miniſter wegen dieſes ſtolzen Schrittes. Das Glück ſchien damals den brittiſchen Waffen günſtig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um dieſe Zeit (31. Okt. 1780) ſprach zuerſt William Pitt,

Lord Chatam's zweiter Sohn, gegen den Miniſter und für die von Burke vorgeſchlagene Beſchränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einfluſſes der Krone. Am heftigſten griff Fox den Anleiheplan des Lords North an; ſein Benehmen gegen Irland, das von ihm bei mehrern Anläſſen begünſtigt, immer zuverſichtlicher nach einer Art von Unabhängigkeit von dem brittiſchen Parlamente ſtrebte. Dazu kam noch, die gegen Haſtings (S. d. A.) den Generalgouverneur in Oſtindien, erhobene Anklage. Endlich gab das Unglück des Generals Cornwallis, welcher bei Yorktown in Virginien (19. Okt. 1781) mit 7000 Mann kriegsgefangen wurde, der Oppoſition ein ſolches Uebergewicht, daß die Majorität der Miniſter bis auf eine Stimme herab fiel. Hierauf erklärte ſich die Kammer d. 27. Febr. 1782, gegen die Fortſetzung des amerikaniſchen Krieges, und erinnerte den Lord North an ſeine Aeußerung, daß er, wenn das Parlament ihm ſein Vertrauen entzöge, ſeine Stelle niederlegen wolle. Dieß bewog den König, am 19. März ſeine ſämmtlichen Miniſter, bis auf Lord Thurlow, zu entlaſſen. Alſo ward, nach Belsham's Ausdruck, „dieſe infame Adminiſtration, die ſo lange der Fluch des brittiſchen Reichs geweſen, zur unausſprechlichen Freude aller Stände des Volks, gänzlich aufgelöſt.“ Doch der Tod des Marquis von Rockingham (1. Juli 1782) und die Ernennung des Lords Shelburne löſte den Verein der Whigs wieder auf. Fox, Burke u. ſ. w. legten ihre Stellen nieder. Unter den neuen Miniſtern befand ſich William Pitt. Das neue Miniſterium mußte ſich zum Frieden und zur Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn Vereinigten Staaten entſchließen, da der Krieg die Nationalſchuld um 121 Millionen Pfund Sterlinge vermehrt hatte. Allein gegen die am 21. Jan. 1783 unterzeichneten, vorläufigen Friedensartikel zwiſchen Großbrittannien, Frankreich und Spanien erhob ſich im Unterhauſe Lord North: er betrachtete dieſen Frieden als nachtheilig und der brittiſchen Ehre zuwider. Man erſtaunte über die Kühnheit, mit welcher er ſich gegen einen Frieden erklärte, deſſen Nachtheile er ſelbſt verſchuldet hatte. Noch mehr erſtaunte man, als Fox ſich mit ihm verſöhnte. Fox, der Vertheidiger der Volksrechte, und North, der ſtolze Anwalt der königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinſtimmen. Allein es war ſo, und ſie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihn reue ſein Verhalten als Miniſter auf keine Weiſe; ſeiner Unſchuld ſich bewußt, fürchte er keine Anklage; da er übrigens zu dieſer Verbindung eingeladen worden, ſo könne man wol vermuthen, daß er keinen ſeiner öffentlichen Grundſätze aufzugeben Willens ſei.“ Der König ſah ſich endlich durch den Einfluß dieſer monſtröſen Coalition (wie man ſie nannte) im Unterhauſe bewogen, ein andres Miniſterium zu bilden; Pitt legte ſeine Stelle nieder, der Herzog von Portland kam an die Spitze der Verwaltung; Lord North aber und Fox wurden zu Staatsſekretären, jener für das Innere, dieſer für die auswärtigen Verhältniſſe, ernannt. Auch Burke ward wieder angeſtellt. Die Mehrheit dieſes Miniſteriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont, Lord North und Lord Carlisle aber waren Tories. Dieſe ſonderbare Zuſammenſetzung ward bitter getadelt, ſo wie die von dem neuen Miniſterium durchgeſetzte Entſagung des brittiſchen Parlaments auf die geſetzgebende Gewalt in Anſehung Irlands. Nun erhob ſich Pitt im Unterhauſe gegen die Finanzplane der Miniſter, und trug auf eine Parlamentsreform an. Doch ſiegte diesmal noch Lord North's Beredtſamkeit. Aber Foxens Indiabill, welche die Compagnie aller

ihrer Rechte beraubte, und die ſchon vom Unterhauſe angenommen war, ward im Oberhauſe verworfen. Der König ſelbſt erklärte: „er ſei damit hintergangen und getäuſcht worden," und ſandte (19. Dec. 1783) den beiden Staatsſekretären ihre Entlaſſung; worauf Pitt zum erſten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt ward. Indeſſen war die Oppoſition, zu der nun Lord North wieder gehörte, noch immer mächtig genug. Der König löſte daher das Parlament auf. In dem neuen gewann Pitt die Mehrheit, und vergebens wandte ſein unverſöhnlicher Feind North ſein Rednertalent an, um der Regierung entgegen zu arbeiten. Einige Jahre vor ſeinem Tode verlor Lord North, der ſeit dem Tode ſeines Vaters auch Graf von Guildford hieß, das Geſicht. Er ſtarb den 17. Aug. 1792 im 61. Jahre ſeines Alters, ohne große Reichthümer zu hinterlaſſen, indem er ſeine langjährigen bedeutenden Dienſteinnahmen größtentheils auf Beſtechungen verwandt hatte, um ſich in ſeinem Poſten zu behaupten. Ueber die Geſchichte der Verwaltung des Lords North, vergl. man Histoire de l'administration de Lord North. P. I. II. London 1794, 8. K.

Northcote (James) Esquire. Dieſer treffliche engliſche Maler wurde 1746 zu Plymouth, wo ſein Vater Uhrmacher war, geboren, und zur Erlernung eben dieſes Gewerbes beſtimmt. Aber ein unbeſiegbarer Hang zu den ſchönen Künſten vereitelte die Wünſche ſeines Vaters. Der freundſchaftlichen Vermittelung des Doktors Mudge verdankte es unſer Künſtler, daß Joſua Reynolds ihn 1771 als ſeinen Schüler aufnahm. 1776 verließ er ſeinen Lehrer, mit dem er in den angenehmſten Verhältniſſen gelebt hatte, um ſeine Kunſt für ſich zu betreiben. Nachdem er einige Zeit auf dem Lande zugebracht hatte, ließ er ſich in London nieder, und erlangte dort einen bedeutenden Ruhm. Auch ſchrieb er mehrere ſchätzbare Beiträge zu dem Artist, und die Biographical Memoirs of Sir Joshua Reynolds, welche reich an Anekdoten von verſtorbenen und noch lebenden merkwürdigen Engländern ſind, und eine kurze Analyſe von Reynolds bekannten Discourses enthalten. Dieſem Werke ließ Northcote 1813 ſeine Varieties on Art, 4. und 1815 ein Supplement to the Memoirs, 4. folgen.

Norwegen, Schwediſch, Norrige, Däniſch, Norge, ein Königreich auf der ſkandinaviſchen Halbinſel, das mit Schweden gemeinſchaftlich einen König hat, grenzt im Weſten und Norden an das Nordmeer, im Oſten an Rußland und Schweden, im Süden an Schweden und den Kattegat. Die Geſchichte Norwegens ward, ſo wie die Geſchichte der nordiſchen Reiche überhaupt, nicht eher etwas bekannter, als ſeit dem Ende des 10. Jahrh., da die chriſtliche Religion daſelbſt von Olaf I., nicht ohne Gewaltthätigkeit, eingeführt wurde. Olaf II. ſetzte dieſe gezwungene Bekehrung (1020) fort, und brauchte die Religion als Mittel, mehrere kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, zu unterdrücken. Canut der Große, König von Dänemark, eroberte Norwegen (1028), behauptete es aber nicht lange, und das Land hatte von 1034 an, wieder einheimiſche Könige, die ſelbſt eine Zeit lang Dänemark beherrſchten. Als mit Hakon VII. (1319) der Mannsſtamm der norwegiſchen Könige ausſtarb, wählten die Stände den jungen ſchwediſchen König Magnus VIII., Hakons Tochterſohn, deſſen Enkel Olaf IV., 1376 zum Könige von Dänemark erwählt, nach Abſterben ſeines Vaters, 1380, beide Länder gemeinſchaftlich regierte, und ſie, nach ſeinem kinderloſen Tode (1387) ſeiner Mutter Margaretha (ſ. d.) der

Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark, hinterließ, von welcher Zeit an Norwegen mit Dänemark vereinigt blieb, aber doch einige ſpätere Unterbrechungen ausgenommen, ſeine eigne Verfaſſung behielt. Dieſe Vereinigung beider Reiche dauerte bis 1814. Als Preis des Beitritts zur Verbindung gegen Frankreich war nämlich ſchon im J. 1812 von einigen der verbündeten Mächte das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundnen Dänemark entriſſen werden ſollte, der Krone Schweden zugeſichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig (Okt. 1813) wandte ſich nun der Kronprinz von Schweden mit ſeinem Heere gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Auftritten im Holſteiniſchen ward (14. Jan. 1814) der Friede zu Kiel geſchloſſen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch unterdeſſen der däniſche Prinz Chriſtian, (ſ. d. A.) Statthalter von Norwegen, von den Ständen dieſes Landes, welche die im Kieler Frieden geſchehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war: ſo drang der Kronprinz von Schweden (Juli. 1814) in Norwegen ein, welches in 14 Tagen, nach einigen nicht ſehr bedeutenden Gefechten, nicht ganz ohne Verdacht eines geheimen Einverſtändniſſes, in die Hände der Schweden fiel, obgleich das Volk (ſich in allen Kirchen einige Monate vorher) durch den feierlichſten Eid verpflichtet hatte, Blut und Leben für ſeine Selbſtſtändigkeit zu laſſen. (S. die merkwürdige Geſchichte des Feldzugs 1814, von einem norweg. Officier geſchrieben, überſ. im 1. H. der europ. Annalen 1817). Hierauf wurde zu Moſt (14. Aug. 1814) ein Waffenſtillſtand und eine Uebereinkunft geſchloſſen, vermöge welcher Norwegen als ſelbſtſtändiges Königreich mit einer beſondern Verfaſſung mit Schweden vereinigt werden ſollte. Die Verfaſſungsurkunde, welche der zu Eidswold verſammelte Reichstag (Storthing) für Norwegen (17. Mai 1814) entworfen hatte, wurde vom König von Schweden angenommen. Zwar entſtanden in verſchiednen Theilen Norwegens Unruhen, aber ohne weitern Erfolg, und der zu Chriſtiania verſammelte Storthing, beſchloß am 20. Okt. 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Nach der, unterm 4. Nov. 1814 in etwas abgeänderten Verfaſſungsurkunde blieb Norwegen als Königreich frei, unabhängig und ungetheilt. Auf den norwegiſchen Münzen wird der königl. Titel inſofern abgeändert, daß Norwegen vor Schweden genannt wird; ſo ſteht er auch auf der am 10. Apr. 1819 für bürgerliche Verdienſte geſtifteten Ehrenmedaille. Ein Vicekönig oder Statthalter ſoll zu Chriſtiania reſidiren, und die Nation durch eine Deputation von drei Normännern in Stockholm vertreten werden. Vicekönig kann nur der Kronprinz, oder ſein älteſter Sohn ſein. Zum Statthalter wird ein Normann oder Schwede ernannt. Der König hat die ausübende Gewalt, die geſetzgebende aber der Storthing, der aus den Abgeordneten der Nation beſteht, die in zwei Kammern, Odelsthing und Lagthing genannt, verhandeln und abſtimmen. Norwegen iſt das eigentliche Vaterland der Normänner (ſ. d. Art.). Es enthält auf 7558 □ M. nur 910,000 Einw., welche ſehr geringe Bevölkerung, ihren Grund in dem rauhen Klima hat. In einigen Gegenden (in den Norrlanden mit Finnmarken) rechnet man nur 24 Menſchen, in andern 190 bis 196 Menſchen auf eine □. M. Das Klima iſt beſonders im öſtlichen Theile äußerſt rauh, und bloß an der Küſte etwas gemäßigter. Die Luft iſt indeſſen ſehr geſund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Das Land iſt durchgehends

voll Moräſte, Wälder und Wüſteneien. Ein Aſt des Kjölen-Gebirgs, Dovrefield genannt, theilt Norwegen in das ſüdliche und nördliche. Die ausgezackte Küſte (vom Nordkap, 71° 10′ B., bis Kap Lindenäs) iſt mit vielen Inſeln und Holmen umgeben. In einigen Gegenden iſt gute Rindviehzucht, aber Getreide wird bei weitem nicht hinlänglich gebaut, und in den nördl. Gegenden muß nicht ſelten ein großer Theil des Volks ſich bloß mit getrockneten Fiſchen und Brot aus der Rinde der Kiefer (Pinus silventris) ernähren. Der Haupthandel Norwegens beſteht in Holz zum Schiffbau, vorzüglich nach England. Die übrigen Ausfuhrartikel ſind: Eiſen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Aſche, trockne Fiſche und vorzüglich Heringe. Alle übrige Bedürfniſſe müſſen eingeführt werden. Die dermalige Lage Norwegens iſt keineswegs günſtig. Die inländiſchen Erzeugniſſe finden weniger Abſatz im Auslande als ſonſt, und der Handel iſt ſehr geſunken, beſonders der ehemals ſo einträgliche im mittelländiſchen Meere. Die Bergwerke liegen größtentheils unbearbeitet, und es wird jetzt ſogar Eiſen aus Schweden eingeführt. Der Verfall des Geldweſens war ſehr fühlbar. Die Einnahme betrug nach dem Budget vom 1. Jul. 1818 — 1821, auf 3 Jahre 1,495,800 Species; die Ausgabe eben ſo viel. Zur Tilgung der Staatsſchuld, die 24 Mill. Species, darunter 21 Mill. in Bankzetteln, betrug, ſind gute Vorkehrungen getroffen, beſonders zur Abzahlung der Schuld an Dänemark. Die Landmacht iſt auf 12,000 Mann feſtgeſetzt, wovon aber in Friedenszeiten nur 2000 Mann unterhalten werden. Die Seemacht zählte 1821, 2 Fregatten, 6 Briggs, 8 Schooner, 46 Kanonenböte und 51 Kanonenjöllen, mit 560 Kanonen und 5500 Matroſen. Die Einwohner, eigentliche Norweger und Finnlappen, ſind durchgängig lutheriſcher Religion, und ihre Sprache iſt von der däniſchen wenig verſchieden. Das Volk theilt ſich in Adel (deſſen Fortdauer aber 1821 von Storthing abgelehnt wurde; (vgl. d. A. Adel in der 1. Lief. des N. C. L.) Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern. Das Land wird in 5 Biſthümer und 4 Stiftsämter eingetheilt: Chriſtiania, oder Aggerthuus, (in welchem Chriſtiania, die Hauptſtadt ſ. d. A.), Chriſtianſand, Bergen, und Drontheim (worin Drontheim, die Krönungsſtadt mit einer kön. Geſellſch. der Wiſſ. und einer Geſellſch. für Norwegens Wohl) mit Norrland nebſt Finnmarken (oder Norwegiſch Lappland).

Norwich, Hauptſtadt der engliſchen Shire Norfolk, und der Sitz eines Biſchofs, an der hier ſchiffbaren Yare. Die Stadt hat ſchlechte, unregelmäßige Straßen, 8800 Häuſer und 37,000 Einwohner. Unter 45 Kirchen iſt die Kathedrale die vorzüglichſte. Das ehemalige Schloß iſt verfallen und dient als Gefängniß. Die Stadt hat eine ökonomiſche Geſellſchaft und ein Blindeninſtitut. Norwich war ſchon gegen Anfang des 14. Jahrhunderts wegen ſeiner wollenen Zeuge, die Worſted Stuffs hießen, berühmt. Holländiſche Flüchtlinge ließen ſich hier zu verſchiednen Zeiten nieder, und legten den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeugen und Strümpfen in England. Von dieſen Worſtedſtuffs (unter Worſted verſteht man Langwolle, die gekämmt und geſponnen zu wollenen Zeugen und Strümpfen angewandt wird), wohin feine Kamelotte, wollene Damaſte, wollene Atlaſſe, Kalmanke, Laſtings und Bombaſins gehörten, ging faſt alles in's Ausland. Durch die zunehmende Nachfrage von allen Theilen des Auslandes waren die Weberſtühle dermaßen in Arbeit, daß das inländiſche Garn nicht mehr hinreichen wollte, ſondern überdies noch große Maſſen Wollen-

garn aus Irland geholt werden mußten. Aber ſeitdem die baumwollenen Zeuge wohlfeiler und beliebter wurden, und in verſchiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichſtoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren; daher hat auch die Zahl der Einwohner gegen die frühern Zeiten ſich vermindert. Indeß verfertigt man beſonders Shawls, die den indiſchen nachgeahmt werden und jetzt ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt geworden ſind. Ferner haben ſich jetzt Baumwollenfabriken hier erhoben, und ſeit einiger Zeit wird auch Hanf- und Flachsleinwand gewebt. Auch verfertigt man eine überaus ſchwere Art von Kalmuck, wozu man den Abfall andrer Fabrikate benutzt, der ſonſt verloren gehen müßte.

Noſairier heißt eine mohammedaniſche Sekte von der Partei der Schiiten, die ſich um 270 der Hedſchra bildete, und ihren Namen von Nosraya im Gebiete Kufa, dem Geburtsorte ihres erſten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Noſairier in Syrien und Meſopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden ſie jedoch auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Semmack beſchränkt, den ſie jetzt noch als eine den Türken zinsbare, ſonſt aber ſelbſtſtändige Völkerſchaft innehaben. Ihr Hauptort Saſita, acht Stunden von Tripolis (Tarablûs), iſt eine alte Feſtung mit einem Flecken von 250 Häuſern und der Wohnſitz ihres weltlichen Sheiks, der ſie als erblicher Fürſt und Vaſall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre ſtarke Bevölkerung unter den Statthalterſchaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, iſt wenig fruchtbar, aber ſehr fleißig mit Getreide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den ſie ſelbſt trinken dürfen, angebaut. Auch erzeugen ſie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andre Droguereiwaaren und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten ſind roh und durch Ueberreſte heidniſcher Gebräuche, die an den Lingamdienſt erinnern, verderbt; denn ob ſie wol die Vielweiberei für unerlaubt halten, geſtatten ſie doch an gewiſſen Feſttagen willkürliche Vermiſchung der Geſchlechter, und theilen ſich nach Art der Hindu in mehrere Kaſten, von denen eine die andre drückt. Die Türken, denen ſie tapfern Widerſtand leiſten, und die Ismaeliten, ihre nächſten Nachbarn, verabſcheuen ſie, obgleich ihr Glaube von der Religionsanſicht der Letztern wenig abweicht. Sie ſind, wie dieſe (ſ. d. Art. Ismaeliten), Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Chriſten lieben ſie und beobachten auch chriſtliche Feſte und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Uebrigens zeigen ſich in ihrem Gottesdienſt noch viele Spuren des Naturdienſtes der alten Vorder-Aſiaten. Gewiſſe Thiere und Pflanzen ſind ihnen heilig, und die weiblichen Geſchlechtstheile, als Bild aller Zeugung, ein Gegenſtand der Verehrung. Mit den Türken haben ſie aber eine Menge von Wallfahrtsörtern und Kapellen gemein, in denen ihr Gottesdienſt mit großem Geräuſche geübt wird. Ein geiſtliches Oberhaupt, Scheikh Khalil, führt die Aufſicht darüber, und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Noſairier die ſyriſchen Sabier oder Johanneschriſten wären, iſt durch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des franzöſiſchen Konſuls Rouſſeau in Aleppo vollkommen widerlegt. E.

Noſologie (aus dem Griechiſchen), nennt man in der Me-

dicin die Wiſſenſchaft, welche ſich mit den Krankheiten an ſich, beſonders ihren Benennungen und ihrer Eintheilung beſchäftigt. Einige gebrauchen dieſen Namen gleichbedeutend mit Pathologie, Andre ſehen ſie für einen Theil derſelben an. Man vergl. d. Art. Medicin und Pathologie.

Noſſa, ſ. Nordiſche Mythologie.

Nöſſelt (Joh. Aug.). Dieſer um die Univerſität Halle und um die theoligiſchen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte war zu Halle 1734 geboren, machte ſeit 1755 eine Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und Frankreich, fing dann bei ſeiner Rückkunft 1757 als Magiſter an, philologiſche und theologiſche Vorleſungen zu halten, und hatte ſchon als außerordentlicher Profeſſor 1762 einen ſolchen Beifall, daß er den großen Hörſal der Univerſität zu ſeinem Auditorium wählen mußte. Er blieb trotz mehrerer ehrenvollen Anträge auf dieſer Univerſität, wurde 1764 ordentlicher Profeſſor der Theologie und 1779 Direktor des theologiſchen Seminars. Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Ordnung, verbunden mit tiefer Gelehrſamkeit, zeichneten ſeinen Vortrag aus, auch ſchrit er mit der Aufklärung des Zeitalters fort, und blieb noch in ſeinem hohen Alter für neue Anſichten empfänglich. Ihm war das theologiſche Syſtem kein geſchloßnes Ganze, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig wiederſetzte er ſich allen Eingriffen, die man in Glaubens- und Gewiſſensfreiheit zu thun verſuchte, wie er beſonders gegen die Glaubenscommiſſion unter Friedrich Wilhelm II. bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienſtvollen Greiſe den Charakter eines geheimen Raths bei, und zeichnete ihn bei ſeiner Anweſenheit in Halle perſönlich als denjenigen Mann aus, dem die meiſten und vorzüglichſten Theologen in ſeinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um ſo ſchmerzlicher traf ihn das Schickſal Preußens im J. 1806, das er nur kurze Zeit überlebte. Er ſtarb als Senior der Univerſität am 11. März 1807. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten ſeine Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion, Halle, 1766; 5. Ausg. 1783, 8. Ueber den Werth der Moral ꝛc. Halle 1777 und 1783 8. Anweiſung zur Bildung angehender Theologen, Halle, 3 Bde. 1785 — 1789, und ſeine Anweiſung zur Kenntniß der beſten theologiſchen Bücher, Leipzig 1779, 4. Ausg. 1800, (fortgeſetzt von Simon). Die übrigen ſind exegetiſchen, moraliſchen und religiöſen Inhalts. Niemeyer hat ſeine Biographie geſchrieben. Halle 1809, 8.

Noſtradamus, eigentlich Michel Notre Dame, geb. 1503 zu St. Remy in Provence, ſtammte aus einer ehemals jüdiſchen Familie, ſtudirte Medicin, legte ſich etwas auf Quackſalberei, und fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit ſeiner Zeit, die Aſtrologie. Die Prophezeihungen, die er aus ſeiner Abgeſchiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten unter dem Titel Centurien der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit ſelbſt großes Aufſehn. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfaſſer zu ſich kommen und beſchenkte ihn königlich. Als dieſer Monarch in einem Turnier durch Ungeſchicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeihung dieſes Todesfalls in dem 35. Quatrain der erſten Centurie des Noſtradamus zu finden, welches folgendermaßen lautete:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel,

Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angeſehnſten Perſonen ſeiner Zeit beſuchten ihn zu Salon. Carl IX. ernannte ihn zu ſeinem Leibarzt. Indeſſen fehlte es doch auch nicht an Leuten, die ſeiner Prophezeihungen ſpotteten. Noſtradamus, deſſen Prophezeihungen noch im J. 1781 von dem päpſtlichen Hofe verboten wurden, weil der Untergang des Papſtthums darin verkündet wurde, ſtarb zu Salon 1566.

Notabeln (les notables), überhaupt die bedeutendſten Männer aller Stände in einem Staate. In Frankreich, wo dieſer Ausdruck allein gebräuchlich war, verſtand man darunter eine Art von Ausſchluß der geſammten Reichsſtände, den jedoch der König mit freier Willkür ernannte, und zuſammen berief. In der ältern Geſchichte dieſes Staats geſchieht den Notabeln mehrmals, der erſten Zuſammenkunft derſelben aber, die von einiger Bedeutung war, im J. 1558 Erwähnung. Seit 1626 war keine ſolche Zuſammenkunft wieder veranſtaltet worden, bis im J. 1786 der Miniſter und General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehrern Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notabeln zu verſammeln, und die vom 29. December 1786 datirten Berufungsſchreiben waren an 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzoge und Pärs von Frankreich, 8 Feldmarſchälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Requetenmeiſter, 11 Erzbiſchöfe, 37 Oberrichter, 12 Abgeordnete der Pays d'Etats, den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Perſonen aus den verſchiednen Städten des Königreichs zuſammen 144 Perſonen gerichtet. Nachdem die Verſammlung vom 22. Febr. bis zum 25. Mai 1787 ihre Sitzungen gehalten hatte, trennte ſie ſich wieder, und als beſtimmte Ergebniſſe ihrer Arbeiten ließen ſich folgende anſehen: 1. Die Provinzialverſammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeſchlagnen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde ſo, wie ſie es gewünſcht hatten, eingerichtet, und folglich ſollten die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe ſo wie die Anſchläge der Gnadenbezeugungen und Penſionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Abſchaffung der Frohndienſte. 4. Abſchaffung der Landzölle und Sperrungen im Innern. 5. Aufhebung der Salzſteuer, die nach und nach geſchehen ſollte, wie der Ertrag durch Erſparungen u. ſ. w. zu erſetzen ſein werde. 6. Freiheit des Getreidehandels, und des innern Handels überhaupt. 7. Bonificationen in allen Departements und ſorgfältige, jährlich wenigſtens vier Millionen betragende Erſparungen. 8. Erſparungen im Hofſtaate der Königin und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Millionen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf ſolche Gegenſtände, die dem Volke am wenigſten zur Laſt fallen würden. 11. Die Provinzialverſammlungen ſollten in keine neue Auflage willigen, ehe die Erſparungen bis auf 40 Millionen gebracht ſeien. So endigte ſich die Verſammlung von Männern, denen man einen guten Willen ſo wenig als den Geiſt und die Kraft, manche treffliche Ideen auszuführen, abſprechen kann. Sie macht in der neuern Geſchichte Frankreichs Epoche. Eine zweite Verſammlung der Notabeln wurde im Nov. 1788 berufen, um über die Form der zu verſammelnden Etats généraux zu berathſchlagen. DH.

Notarien, Notarii, (von nota das Zeichen) hießen anfangs bei den Römern diejenigen Sklaven oder Freigelaßnen, welche als Geſchwindſchreiber (die ſich gewiſſer Abkürzungen, Zeichen, bedienten) vorzüglich bei den Senatsverſammlungen gebraucht wurden.

In der ſpätern Zeit des römiſchen Reichs nannte man notarii die Schreiber oder Sekretäre der öffentlichen Behörden. In der neuern Zeit hießen Notarien die von Staat beſtellten öffentlichen Zeugen, deren ſich Privatperſonen in ihren Verhandlungen zu größerer Beglaubigung bedienen können und in gewiſſen Fällen bedienen mußten, und die in größerer oder geringerer Beziehung auf die Juſtizverfaſſung ſtanden und noch ſtehen. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutſchland gehörte das Notariat zu den kaiſerlichen Vorbehalten, und konnte ſchon deswegen nie bedeutend werden, da die Juſtizverfaſſung jedes Landes die Wirkſamkeit eines kaiſerlichen Notars (Notarius publicus S. Caeſareae Majestatis) zu beſchränken ſuchte. Ihre Rechte und Pflichten beſtimmte Kaiſer Maximilian I. durch die Notariatsordnung von 1512. Bei uns iſt daher ein Notarius eine unter landesherrlicher Autorität beſtellte und vereidete Perſon, welche gewiſſe rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und darüber eine glaubwürdige Urkunde aufzunehmen die Befugniß hat. Letztere heißt das Notariatsinſtrument. In dem ehemaligen deutſchen Reiche ſtand nur dem Kaiſer oder den Reichsvicarien das Recht zu, entweder unmittelbar oder durch Pfalzgrafen Notarien zu ernennen; ſeit Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes beſtellt ſie ein jeder deutſcher Landesherr durch ſeine Kollegien. Ihre Rechte ſind jedoch in einzelnen Ländern (wie in Sachſen durch die Verordnung von 1804) ſehr eingeſchränkt worden. Am bedeutendſten waren die Notarien in Frankreich ſchon vor der Revolution. Dieſe Wirkſamkeit haben ſie auch in der neuen franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung unter genau beſtimmten Abänderungen behalten. Die Organiſation der neuen franzöſiſchen Civilrechts-Verwaltung beruht theils auf nicht rechtſprechenden, theils auf rechtſprechenden Anſtalten. Unter den nicht rechtſprechenden Anſtalten ſteht das Notariat oben an. Der franzöſiſche Notar iſt ein öffentlicher Zeuge in ſubjektivem und objektivem Sinn. Durch ihn bezeugt der Staat, und ſein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Geſellſchaft geführt und verwahrt. Er ſetzt Kontrakte, Schuldverſchreibungen und Vergleiche und alle andern die willkürliche Gerichtsbarkeit betreffende Akten auf, die die Summe von 150 Fr. überſteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen ſie zugelaſſen. Ihr Inhalt iſt der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommene Handlungen eine Regiſtratur, und iſt für die Verwahrung derſelben den Parteien und dem Publikum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Ausfertigung ſeiner Schuldverſchreibung verloren, ſo findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich ſie nach einem Sterbefall die Verſiegelung des Nachlaſſes nicht vornehmen, indem dieſe dem Friedensrichter obliegt: ſo verfertigen ſie doch die Inventarien, leiten das Erbtheilungsgeſchäft ein und berichtigen es. Die Notarien in dem Bezirk eines Gerichtshofes erſter Inſtanz machen ein Corps aus, welches ein Kollegium (chambre des Notaires) erwählt, das aus 1 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) beſteht und einen Präſidenten, einen Syndikus, einen Berichterſtatter, einen Sekretär und einen Einnehmer hat. Dieſes Kollegium beſorgt nicht nur die innere Polizei, ſondern ſchlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Perſonen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten, in der Muſik die Tonzeichen (notae musicae). Man

bediente ſich als ſolcher ſchon im höchſten Alterthum gewiſſer Buchſtaben des Alphabets. Die Hebräer ſollen ſich, nach der Behauptung Einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Akzente als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Noten genannt werden, ſo iſt dieſes vielleicht nur aus dem in der Geſchichte der alten Künſte ſo gewöhnlichen Irrthum geſchehen, daß man denjenigen, der eine Erfindung zuerſt aus einem Lande in das andre verpflanzte, ſie verbeſſerte, oder aus der Verborgenheit des Geheimniſſes, worin ſich die Künſte anfangs fortpflanzten, an's Licht zog, für den erſten Erfinder derſelben anſah. Da die Griechen für die Töne der Vokalmuſik andre Zeichen wählten als für die Töne der Inſtrumentalmuſik, und da ſie noch nicht auf die Idee gekommen waren, ſich der Oktave zu bedienen, um mittelſt der vorgeſetzten Schlüſſel eine Menge der verſchiedenartigſten Töne auf eine analoge Weiſe zu bezeichnen, ſo ſieht man leicht ein, daß ſie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief ſich die Anzahl derſelben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vokal-, die andre für die Inſtrumentalmuſik beſtimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchſtaben des Alphabets zur Bezeichnung einer ſolchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieſes dadurch, daß man den Buchſtaben eine verſchiedne Stellung und Form gab, ſie bald liegend, bald ſtehend, bald verkehrt u. ſ. w. vorſtellte. So diente allein das Γ durch verſchiedne Lage und Geſtaltung dazu, ſieben verſchiedne Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Akzente zu Hülfe, indem man ſie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derſelben zu den Buchſtaben neue Noten bildete. War ein Lied beſtimmt, mit Begleitung von Inſtrumentalmuſik geſungen zu werden: ſo ſtanden zuerſt die Noten der Vokalmuſik, unter dieſen die Noten der Inſtrumentalmuſik und dann der erſt der Text ſelbſt. Da die Sylben der griechiſchen Sprache größtentheils auf einer feſt beſtimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinſicht der Zeit) beruhen: ſo brauchten die griechiſchen Noten nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von ſelbſt gegeben war, und ſie konnten ſich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einſchränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Geſetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Muſiker hätte mißverſtehen können, bediente man ſich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die funfzehn Haupttöne des griechiſchen Tonſyſtems (die ſich von unſerm großen A bis zum eingeſtrichnen a erſtreckten) wurden zuerſt durch Papſt Gregor I. am Ende des 6. Jahrh. auf ſieben zurückgebracht und mit den ſieben erſten Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets bezeichnet, ſo daß die Initialbuchſtaben für die erſte Stimme, die kleinen Buchſtaben für die überſchlagende Stimme und die doppelten Buchſtaben für die doppelt überſchlagende Stimme gebraucht wurden. Dieſes zwar vereinfachte, jedoch immer noch ſehr unvollkommne Notenſyſtem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo), ein Benediktinerabt, im J. 1022 auf die Idee gerieth, ſtatt der Buchſtaben ſich der Punkte mit fünf Linien (auch Notenſyſtem, Liniensyſtem genannt) zu bedienen, indem er die Punkte ſowol zwiſchen die Linien als auf dieſelben ſetzte. Die Buchſtaben, deren man ſich vorher ſtatt der Noten ſelbſt bedient hatte, wurden nun Schlüſ-

ſel, claves (ſ. d. Art. Schlüſſel). Da indeſſen dieſe neuerfundenen Linienpunkte noch nicht die Verſchiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten: ſo blieb noch die Erſindung übrig, ihnen durch beſondre Geſtaltung auch dieſe Bedeutung beizulegen. Dieſe Erfindung wird von Einigen einem Deutſchen aus Köln, Namens Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11. Jahrh. lebte. Andre ſchreiben ſie, oder wenigſtens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Moeurs oder Meurs) zu, der zwiſchen 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald ſchwarz, bald nicht ſchwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) verſehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in zwei Achtel oder vier Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten iſt zuerſt von Jean Mouton, Kapellmeiſter Königs Franz I. von Frankreich, im 16. Jahrh. erfunden worden.

Notendruck. Man muß in der Geſchichte des Notendrucks zwei Perioden unterſcheiden: die erſte, in welcher man ſich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf ähnliche Weiſe, wie Schriften mit beweglichen Lettern ſetzte. In der erſten Zeit bediente man ſich dazu der Holztafeln. Die älteſten, wahrſcheinlich mit ſolchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, ſind von 1473. Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht ganz vervollkommnet war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet zu ſein ſcheinen. Hierauf folgte der Notenſtich auf Kupferplatten. Der wohlfeilere Notendruck auf Zinnplatten, wobei die Noten mit Stahlſtempeln in das Zinn eingeſchlagen werden, ward erſt gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſehr gewöhnlich. Was die zweite Periode dieſer Kunſt betrifft, ſo iſt man ungewiß über den Erfinder der gegoſſenen Muſiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanlecque (geboren zu Caulen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daſelbſt 1648 ſtarb. Die Kunſt, mit ſolchen Noten zu drucken, blieb indeſſen ſehr unvollkommen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunſt, ſich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, ſeit 1755 auf einen ſolchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den erſten Erfinder derſelben gehalten werden kann. Gegenwärtig wendet man auch den Steindruck auf Noten an.

Notenſetzer, Notenſetzmaſchine, auch Phantaſirmaſchine. Da es Muſiker gibt, welche in gewiſſen Augenblicken der Begeiſterung oft glücklicher auf dem Pianoforte phantaſiren, als ſie mit Abſicht und Bewußtſein zu komponiren im Stande ſind: ſo hatte man ſchon längſt gewünſcht, eine Maſchine erfunden zu ſehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantaſien des Künſtlers ſogleich auf Noten ſetzte und ſo feſt hielte. Die erſte Idee eines ſolchen Inſtruments wurde der Welt in den Philosophical Transactions der londner Akademie der Wiſſenſchaften vom J. 1747 (No. 483.) als Erfindung eines engliſchen Geiſtlichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die nähere Angabe der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewieſen war. Um das J. 1748 gerieth Unger, damals Landſyndikus und Bürgermeiſter zu Eimbeck, nachher braunſchweig-lüneburgiſcher Hofrath und erſter Geheimſe-

kretär, ohne von Creed's Abhandlung Kenntniß zu haben, auf dieſelbe Idee; und ſeine Vorſchläge zur Ausführung wurden 1752 von der berliner Akademie der Wiſſenſchaften gebilligt, jedoch nicht bekannt gemacht. Ein Mitglied dieſer Akademie, Sulzer, veranlaßte durch die Mittheilung einer unvollſtändigen Beſchreibung dieſer ungerſchen Idee den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachſen (geb. zu Hennersdorf 1711, geſt. 1771), ſogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den Nouveaux Mémoires de l'Académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin vom J. 1771 findet ſich eine vollſtändige und mit zwei Kupfertafeln verſehene Beſchreibung der von Hohlfeld erfundnen Maſchine, von Sulzer. Auch Unger gab 1774 eine Beſchreibung eines Notenſetzers, wie er nach ſeiner Idee gemacht werden ſollte, heraus, ohne daß jedoch dieſer Vorſchlag von irgend einem Künſtler ausgeführt worden wäre. Die hohlfeld'ſche Maſchine enthält zwei Cylinder: um den einen dieſer Cylinder iſt das mit Notenlinien bezogne Papier gerollt, welcher ſich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle löſt, durch die angebrachten kleinen Bleiſtifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angibt, bezeichnet wird und ſich ſo beſchrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat dieſe hohlfeld'ſche Maſchine durch Kauf an ſich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein ſo nützliches Inſtrument ſeit jener Zeit nicht vervielfacht und von allen großen Künſtlern benutzt worden iſt.

Notenſtich, ſ. **Notendruck**.

Notenſyſtem, ſ. **Noten**.

Nothrecht heißt die Befugniß, aus Noth unrecht zu handeln. So widerſprechend das klingt, ſo iſt doch der Begriff in der philoſophiſchen Rechtslehre gegründet. Der oberſte Rechtsgrundſatz: Enthalte dich jeder Handlung, (jeden Gebrauchs deiner äußeren Freiheit), neben welcher der Gebrauch der äußern Freiheit andrer Menſchen nicht würde beſtehen können, drückte die logiſche Bedingung aus, ohne welche unter Menſchen im Zuſtande der Wechſelwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar iſt. Hierbei wird als phyſiſche Bedingung vorausgeſetzt, daß die in Wechſelwirkung ſtehenden Menſchen in einer Sinnenwelt ſich befinden, in welcher es möglich iſt, dem Rechtsgeſetz gemäß ſich zu verhalten, und bei dieſem Verhalten zugleich als Perſon (als Vernunftweſen mit innerer und äußerer Freiheit) fort zu beſtehen. In einer Sinnenwelt, wo das überhaupt nicht möglich wäre, würde der Begriff des Rechts ohne praktiſche Realität ſein, weil er lediglich aus dem Vernunftgeſetze entſpringt, daß die Menſchen unbeſchadet ihrer Perſönlichkeit mit einander in Wechſelwirkung ſtehen ſollen. Jene phyſiſche Bedingung nun beſteht auf Erden im Allgemeinen; kann aber im Beſondern bisweilen mangeln. Zwei Menſchen können in eine ſolche Lage gerathen, daß der Eine die Rechte des Andern verletzen, oder aufhören muß, als Perſon fort zu beſtehen. Cicero führt als Beiſpiel zwei Schiffbrüchige auf einem Brete an, welches nur Einen tragen kann. Obwol in ſolchen Fällen die Tugendlehre die Wahl zwiſchen Selbſtaufopferung und Tödtung des Andern frei läßt, ſo fällt doch der Rechtsgrundſatz als unanwendbar weg, und es kann für Keinen von Beiden unrecht genannt werden, daß er den Andern herunter ſtoße, um ſich zu retten. Dieſe Einrede gegen den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit heißt Nothrecht. Im Kriminalrecht kommt dieſer Begriff unter dem Namen vor: moderamen inculpatae tutelae. Wer beweiſen

kann, daß er einen Menſchen getödtet habe, weil außerdem er ſelbſt von ihm würde umgebracht worden ſein, iſt ſtraflos. Den übelſten Gebrauch von der Berufung auf das Nothrecht macht gewöhnlich der Staat, ſowol in ſeinen völkerrechtlichen, als in ſeinen innern Verhältniſſen. Anſtatt es auf den Fall zu beſchränken, wo er ſelbſt als intellektuelle Perſon zu beſtehen aufhören müßte, ſchiebt er dem Begriffe des rechtlichen Beſtehens den ſchwankenden des ſogenannten Gemeinwohls unter, und verletzt häufig die Rechte andrer Perſonen, vor allen ſeiner einzelnen Bürger, um angeblich das Geſammtwohl zu fördern. Die philoſophiſche Rechtswiſſenſchaft iſt in ununterbrochenern, fruchtloſern Widerſpruch gegen dieſe Staatspraxis begriffen, und Ernſt Plattner pflegte in ſeinen Vorleſungen ſcherzweiſe zu bemerken, daß dieſer Widerſpruch nöthig wäre, weil ſonſt die rechtsgelehrten Staatsmänner den poſitiven Begriff einer Verjährung des Unrechts herauskünſteln würden. Mnr.

Nothlüge, ſ. Lüge.

Nothtaufe iſt diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können ſcheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen chriſtlichen Perſon mit Ausſprechung der Tauſformel und des chriſtlichen Glaubens verrichtet werden kann. Dieſe Erlaubniß hat die Kirche ſchon im 2. Jahrh. in der Meinung gegeben, daß ungetauft verſtorbne Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schickſal ungetaufter Kinder freiſinniger denken gelernt hat: ſo iſt doch in den Kirchenordnungen, zur Beruhigung der Aeltern, die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten, und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hauſe von dem ordinirten Pfarrer zur Beſtätigung ſeiner Taufe abermals eingeſegnet werden ſoll. Die katholiſche Kirche beſiehlt auch Kindern, die noch nicht völlig geboren ſind, wenn zu fürchten ſteht, daß ſie nicht lebendig an's Licht der Welt kommen möchten, ſobald nur ihr Körper mit Waſſer erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. E.

Nothwehr iſt die Abwendung dringender, einen unerſetzlichen Schaden drohender Gefahr, in welche Jemanden der ungerechte Angriff eines Andern ſetzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie iſt als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgeſetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß ſie dem Angriff angemeſſen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewirken geweſen ſein. Denn Jeder hat ein Recht, ſeine Perſon und ſein Leben zu vertheidigen, ſobald der Staat ihn vor der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann.

Nôtre (Andre' le), ſ. Lenôtre (Andre').

Notre-Dame (der alte, franzöſiſche Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutſchen unſre liebe Frau) und daher der Name mehrer, der heil. Jungfrau gewidmeten Kirchen u. ſ. w. in Frankreich, namentlich der großen Hauptkirche von Paris, deren zwei hohe viereckige Thürme ohne Spitzen berühmt ſind wegen der vortrefflichen Ausſicht, die man daſelbſt hat, und wegen ihrer großen Glocken. Die Kirche ſelbſt enthält vier Reihen von Pfeilern, 54 Kapellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge ausgezeichnetſter Denkmäler und Gemälde.

Nottingham, die Hauptſtadt von Nottinghamſhire, einer der angenehmſten und fruchtbarſten Grafſchaften des eigentlichen Eng-

lands, liegt am Trent, auf einer Anhöhe, und hat ein Schloß, einen der größten Marktplätze in England, enge und unreinliche Straßen, 5000 Häuſer und 34,000 Einw. Sie iſt der Hauptſitz der engliſchen Strumpfmanufakturen. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu ½ Guinee verfertigen. Auch webt man Handſchuhe und Pantalons. Das Gewebe der Strümpfe wird durch Maſchinen hervorgebracht, die man in neuern Zeiten auch auf das Weben von ſeidenen Spitzen angewandt hat. Ferner hat man angefangen aus dem feinſten Garn bauwollene Kanten zu weben. Noch beſitzt Nottingham eine Bleiweißfabrik, welche eine vortreffliche Waare liefert, die beſonders von Malern geſucht wird; ferner eine Peitſchenſchnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien.

Notturno ſ. Serenade.

Novalis, ſ. Hardenberg.

Nova-Zembla, oder Nowaja-Semlja (Neuland) ein 4255 Q. M. großes Land, (70—95° O. L. u. 69—78° N. B.) beſteht aus zwei Inſeln, welche durch die Straße Matotſchnoi getrennt werden, und zu dem ruſſiſchen Gouvernement Archangel gehören. Die ſüdliche Inſel iſt größer als die nördliche. Südlich von Nova-Zembla ſind die durch die Waigatzſtraße vom feſten Lande getrennten Waigatz-Inſeln. Bloß im Sommer wird dieſes Land von ruſſiſchen Jägern und Fiſchern beſucht, welche hier Schwäne, Gänſe, Fiſche, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchſe und Wallroſſe fangen. Das Land iſt faſt immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate langen Nacht umhüllt, welche nur durch die häufigen Nordlichter zuweilen erhellt wird. Auf der Nordküſte finden ſich ſehr hohe Berge. Das Innere iſt noch ſehr unbekannt. Da unbeſtimmte Nachrichten und Ueberlieferungen die Meinung verbreitet hatten, als wenn Nowogorod, dieſer mächtige altruſſiſche Handelsſtaat, in frühern Zeiten auf Nova-Zembla ergiebige Silberbergwerke habe bearbeiten laſſen, ſo ſchickte der Reichskanzler, Graf Romanzow, auf ſeine Koſten im J. 1807 mehrere Bergwerksverſtändige nach Nova-Zembla, unter denen ſich ein Deutſcher, Namens Ludloff, befand. Sie fuhren in die Straße Matotſchnoi, welche beide Inſeln trennt, und Ludloff machte von hier aus mit ſeinen Bergarbeitern eine Streiferei in das Land hinein. Der Boden war mit Moos bewachſen, und nur ſelten blickte zwiſchendurch ein dünnes und niedriges Gras. Ueberall fand ſich eine Menge verſteinertes Holz. Sie unterſuchten hernach die, ſechs Meilen von der Nordſeite dieſer Straße entfernte Silberbucht, von wo aus ehemals die ruſſiſchen Silberflotten ausgegangen ſein ſollten. Sie fanden aber nicht das geringſte Merkmal, daß hier jemals irgend ein Bergbau betrieben worden ſei, auch durchaus keine Anzeige ſilberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht beſtehen meiſtentheils aus Talkſchiefer, Glimmerſchiefer und Katzenſilber, woher dieſe Meinung von reichhaltigen Silbergruben in Nova-Zembla entſtanden zu ſein ſcheint. Nach Ludloff's Meinung iſt die ſüdliche Küſte der Straße Matotſchnoi die beſte und nahrungsreichſte Gegend von ganz Nova-Zembla; denn außer mehrern fiſchhaltigen Flüſſen trifft man dort eine Menge Wallroſſe, Steinfüchſe, Eisbäre und Rennthiere an, auf den Felſenſpitzen aber halten ſich eine unglaubliche Menge verſchiedner Vögel auf.

Novatianer hießen die Anhänger des römiſchen Presbyters Novatianus, der während der Chriſtenverfolgung unter dem Kaiſer Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Uebeln vom

Chriſtenthume Abgefallenen auch dann, wenn ſie bußfertig zur Chriſtengemeine zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürſten. Er ſonderte ſich darum von der nachſichtigeren orthodoxen Kirche ab, und ſeine Anhänger bildeten ſeit 252 eigene Gemeinen, die ſich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, beſonders in Italien und Afrika bis in das 6. Jahrh. erhielten. E.

Novation (Neuerung, Umſchaffung), heißt juriſtiſch im weitern Sinne jede Veränderung, die mit einer vorhandenen Verbindlichkeit vorgeht, im engern Sinne die Verwandlung einer alten Verbindlichkeit, welche dadurch vernichtet wird, in eine neue. Heutiges Tages wird eine Novation angenommen, wenn der ganze Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben wird, oder doch ſolche zufällige Stücke derſelben verändert werden, die auf ſie einen weſentlichen Einfluß haben. Eine ſtillſchweigende Novation nimt der Gerichtsgebrauch nur an, wenn entweder zu erweiſen iſt, daß die Parteien eine Novation beabſichtigt haben, oder wenn die alte Verbindlichkeit bei Feſtſetzung der neuen erwähnt worden iſt, ſollte ſie auch nicht ausdrücklich für aufgehoben erklärt worden ſein.

Novellen nennt man im römiſchen Recht die neueren oder nachträglichen Geſetze, welche dem juſtinianiſchen Codex angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. Civilrecht und Corpus juris). Im Fache der redenden Künſte bedeuten Novellen kleine einfache Erzählungen oder Romane, größtentheils erotiſchen und ſcherzhaften Inhalts.

Noverre (Jean Georges), ein berühmter Balletmeiſter und Schöpfer des neuern franzöſiſchen Tanzes, wurde zu Paris 1727 geboren. Sein Vater, welcher Adjutant Carls XII. geweſen war, beſtimmte ihn für die militäriſche Laufbahn; allein die entſchiedene Neigung des Sohns zu den Künſten, insbeſondere für Muſik und Tanz, führte ihn zu einer andern Beſtimmung. Im Tanz bildete er ſich unter dem großen Dupré, und konnte ſchon 1740 mit dem größten Beifall ſich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen. Bald darauf ging er nach Berlin, wo er von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Heinrich ſehr geſchätzt wurde. Nachdem er ſich, von 1749 an, abwechſelnd zu Paris und Lyon aufgehalten, und mehrere berühmte Ballets erfunden hatte, gab er 1760 die berühmten Lettres sur la danse et sur les ballets (Lyon, 2 Bde.; auch 1768. 8., deutſch, Hamb. und Leipz. 1769, 8.) heraus, welche auch ſein Anſehen als Schriftſteller in der Kunſt, in deren Ausübung er ſo groß war, begründeten und von Voltaire ſehr gerühmt wurden. In ihnen lehrte er, daß der Tanz mehr als eine mechaniſche Bewegung, daß er ein Kunſtwerk ſey, welches Ausdruck und Charakter verlange. Hierauf ward er an den würtembergiſchen Hof berufen, und verſchönerte durch ſeine Ballets einige Jahre lang die Feſte, die zu den ausgeſuchteſten und feinſten gehörten, welche man an europäiſchen Höfen ſehen konnte. Sein Ruf veranlaßte eine Einladung nach Wien, wo ihn die Kaiſerin Maria Thereſia mit Gunſtbezeugungen überhäufte. Von Wien aus machte er eine Reiſe nach Mailand, zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand. Einen Antrag, nach London zu gehen, ſchlug er aus und nahm dagegen in Paris die Stelle des erſten Balletmeiſters bei der Académie Royale de Musique an. Während der ſtürmiſchen Zeit der Revolution, die ihm den größten Theil ſeines Vermögens raubte, hielt er ſich in London auf. 1807 gab er die Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier heraus, die er der damaligen Kai-

ſerin zueignete. Seine ſämmlichen Werke erſchienen zu Petersburg in 4 Bänden 1803, 4. Noch kurz vor ſeinem Tode, der erſt 1810 zu St. Germain=en=Laye erfolgte (ſein Vater ſtarb 105 Jahr alt, und ſein Bruder, auch Tänzer, wurde über 80 Jahr), arbeitete er an einem Dictionnaire de la danse. Seine pantomimiſchen Ballette zeichneten ſich durch treffliche Gemälde und Handlungen aus und bewährten ſeinen feinen Kunſtſinn. Seine berühmteſten Schüler ſind Gardel, Gollet und Veſtris.

Noviziat iſt der Zuſtand, in dem ſich die Kandidaten geiſtlicher Orden während des Probejahres befinden, das ſie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde beſtehen müſſen, und während deſſen ſie noch zurücktreten können. Es wird nach der Regel in Mönchs= und Nonnenklöſtern beobachtet, und pflegt für die Novizen (ſo heißen die im Noviziat ſtehenden Neulinge) ſehr beſchwerlich zu ſein. Sie müſſen die geiſtlichen Uebungen und den Kirchendienſt ihres Ordens erlernen, die niedrigſten Hausarbeiten für das Kloſter verrichten, ſich außer gewiſſen dazu feſtgeſetzten Stunden des Sprechens enthalten, dem Novizenmeiſter, einem Ordensgeiſtlichen, unter deſſen beſonderer Aufſicht ſie ſtehen, von den unbedeutendſten Handlungen Rechenſchaft geben und ſich bei dem geringſten Verſehen harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöſter ſind ſich in Rückſicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Beſorgniß, ſie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeſchreckt werden, oder gewiſſe Familienrückſichten eintreten, hat man ihnen das Probejahr ſchmackhafter zu machen gewußt. E.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, ſ. d. Art. Nacht.

Nubien, ein großes Land in Afrika zwiſchen 45.—55.° Oe. L. und 13.—24.° N. Br., wird gegen Oſten von dem arabiſchen Meerbuſen und die Küſte Abex oder Habeſch, gegen Norden von Aegypten, gegen Weſten von Darfur, gegen Süden von Abyſſinien begrenzt und ſoll über 12,000 Q. M. enthalten. Es wird vom Nil durchſtrömt, der hier den Takaze aufnimt. Im Norden des Landes befinden ſich ungeheure Sandwüſten, in welchen räuberiſche Nomaden den Karawanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächſt an Aegypten grenzt, mit der Küſte Habeſch oder Neuarabien, iſt dem türkiſchen Paſchalik Dſchidda in Arabien unterworfen. Im Innern des Landes befinden ſich eigne Reiche, unter denen Dongola und Sennaar die beträchtlichſten ſind. In Dongola oder Dungala liegt die Hauptſtadt gl. Namens am Nil und ſoll über 10,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar wird von einem Negerſtamm beherrſcht, und hat ſich die benachbarten arabiſchen Horden tributpflichtig gemacht; der König ſoll ein ſtehendes Heer von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptſtadt, welche ebenfalls Sennaar heißt, treibt einen lebhaften Handelsverkehr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu 100,000 angegeben. Im Allgemeinen iſt das Klima von Nubien unerträglich heiß und bloß in den öſtlichen Gebirgen etwas gemäßigt. Unter der Fülle von Produkten ſind Elephanten, Kameele, Pferde, Zibetkatzen, Sklaven, Papageien, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Krokodille, Sennesbläter, Eben= und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Getreide, Tabak, Zucker, Reiß, Tef oder Toof, eine Art Hirſe, woraus häufig Brot gebacken wird, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüſſen) die vorzüglichſten. Die Nubier ſind ein Negerſtamm und meiſt Jacobschriſten.

Nugent (Graf), ein ausgezeichneter öſterreichiſcher Feldherr,

der 1817 als Generalkapitän der neapolitaniſchen Landmacht in die Dienſte des Königs Ferdinand I. trat. Seine Familie ſtammt aus Schottland; ſein Vater iſt als Gouverneur von Prag und als Geſandter Joſephs II. am berliner Hofe bekannt geworden. 1813 leitete Nugent die Kriegsunternehmungen gegen den Vicekönig Eugen mit vieler Umſicht. Murat hatte ſich nach ſeiner Zurückkunft aus der Schlacht von Leipzig den verbündeten Mächten zu nähern geſucht. Nachdem er förmlich zum Bunde gegen Frankreich überzugehen erklärt hatte, ſchloß Nugent am 7. Febr. 1814 mit deſſen Bevollmächtigtem, dem General Livron, eine Uebereinkunft über die Stellung ab, welche beide Heere, die ſich nicht mehr als feindliche betrachteten, einnehmen ſollten. Als nunmehr Nugent dem Grafen Bellegarde zu Hülfe eilen wollte, widerſetzte ſich der neapolitaniſche General, der in Reggio befehligte, ſeinem Uebergang über die Enza. Nur durch die Drohung, ſich den Weg mit dem Degen in der Fauſt bahnen zu wollen, errang Nugent den freien Durchzug. Dieſe Umſtände ſetzte er in einer Denkſchrift aus einander, die er Lord Caſtlereagh während des wiener Congreſſes als Antwort auf eine andre des Geſchäftsführers Murats, des Herzogs von Campo Chiaro, zuſtellte, und die auf die Entſchlüſſe des wiener Congreſſes, in Beziehung auf Murat, großen Einfluß hatte, da ſie deſſen doppelzüngiges Betragen an's Licht brachte. In jenem Feldzuge blieben jedoch die öſterreichiſchen Truppen mit den neapolitaniſchen vereint, und beide lieferten dem franz. Heere das glorreiche Gefecht bei Reggio, deſſen Ehre ſich Murat zueignete, ob ſie gleich dem Grafen Nugent gebührte. Als Murat 1815, nach Napoleons Entweichung von Elba die Maske abgelegt hatte, befehligte Nugent den rechten Flügel des öſterreich. Heers, das ſich Toscana's bemächtigte. Während Bianchi Murat auf den Ferſen folgte, drang Nugent bis Rom vor, wo er am 4. Mai eintraf. Durch eine Bekanntmachung vom 12. foderte er das neapolitaniſche Volk auf, den Thronräuber zu verlaſſen, ſetzte ſich darauf in Bewegung, erfocht bei Leprano und St. Germano glänzende Vortheile und erreichte Neapel zugleich mit Bianchi. In Neapel ſchiffte er ſich mit einer öſterreich. Truppenabtheilung nach Frankreich ein, wo er im Departement der Rhonemündungen den Befehl übernahm. Im Aug. 1815 kehrte er nach Neapel zurück und übernahm den Oberbefehl über das neapolitaniſche Heer. In der Folge veranlaßte er durch die Abſchaffung des franzöſ. Dienſtreglements und die Einführung des öſterreichiſchen bei dem Heere große Unzufriedenheit. Als die Inſurrection zu Monteforte den 2. Juli 1820 ausgebrochen war, rieth er, ſo auch der Miniſter Medici, am 5. dem Könige, ſich aus dem Reiche zu entfernen. Dies reizte das Volk gegen beide ſo auf, daß ſie ſich nur mit Mühe durch die Flucht in's Ausland retten konnten. Späterhin nahm General Nugent vom Könige Ferdinand ſeine Entlaſſung und trat in die öſterreich. Armee zurück, ohne jedoch an dem Zuge gegen Neapel Theil zu nehmen.

Nukahiwa, auch Madiſonsinſel, die größte unter den nördlich von den Marqueſas-Inſeln belegnen Waſhingtons-Inſeln in Auſtralien, welche 1791 der nordamerikaniſche Schiffskapitän Ingraham entdeckte. Indeſſen lernten wir die Inſelgruppe und beſonders Nukahiwa erſt durch Kruſenſtern vollkommen kennen, der im Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Nukahiwa wurde von Ingraham: Federal-Island, dann von Marchand: Isle Baux, von Hergeſt: Sir-Henry-Martins-Island, und von Roberts, einem amerikaniſchen Schiffskapitän: Adams-Island genannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geſchätzt, von welchen 5000 Krieger ſind.

Die größte Länge der Inſel von der Südoſt- bis zur Weſtſpitze beträgt 17 Meilen. Das Klima iſt zwar ſehr heiß, aber doch nicht ungeſund. Da der Mangel an Bewäſſerung, welche hier nur durch die tropiſchen Regen bewirkt wird, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Ueberfluß an Lebensmitteln verhindert, ſo entſteht, wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, große Hungersnoth. Fiſche, Schweine, Kokosnüſſe, Brotfrucht, Wurzeln und Zuckerohr ſind Haupterzeugniſſe und Nahrungsmittel. Die Nukahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südſeeinſulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie ſind die ſchönſten unter allen Auſtraliern. Kein Volk ſcheint die Kunſt des Tattowirens weiter gebracht zu haben, als dieſes. So gutmüthig ſie ſcheinen, ſo heimtückiſch und grauſam zeigen ſie ſich. Sie führen oft Kriege, bloß um Menſchenfleiſch zu freſſen, wonach ſie ſehr lüſtern ſind. Die Könige haben hier nicht ſo großes Anſehn als anderwärts. Die Prieſter ſind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man faſt nichts. Eigentliche Vielweiberei findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch iſt ſo gewöhnlich, daß er die Stelle derſelben vertrit. Im J. 1813 nahm Nordamerika die Inſel in Beſitz; im J. 1815 unterwarf ſie ſich den Engländern. Im Süden iſt der ſchöne Hafen Tſchitſchagoff.

Nullität (latein.), die Nichtigkeit. So nennt man Nullitätsklage, Nichtigkeitsklage, die Klage, die man gegen die Gültigkeit einer Rechtshandlung anſtellt. Sie bezieht ſich auf die geſetzwidrige Handlung eines Privaten oder auf die Handlung (Urtheil) eines Gerichts, welche den Geſetzen zuwider oder gegen ein ſchon vorhandenes rechtskräftiges Urtheil vorgenommen, oder von einem unbefugten Gericht vollzogen worden iſt, und hat zum Zweck, daß eine ſolche Handlung für ungültig erklärt werde. In dem neuern franz. Rechte iſt der Begriff der Nullität überaus ſcharf gefaßt, und es ſind eine Menge von Formen vorgeſchrieben, deren Nichtbeobachtung ſogleich die Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach ſich zieht. Den Begriff der Nullität einer Prozeßhandlung hat von Almendingen in der Metaphyſik des Civilprozeſſes mit philoſophiſcher Schärfe aus dem allgemeinen Begriffe der Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit entwickelt. In Bezug auf Urtheilsſprüche findet man ihn in Müllner's Elementarlehre der richterlichen Entſcheidungskunde §. 70 aus eben jenem Grundſatze erklärt. Es iſt die Eigenſchaft eines Spruches, vermöge deren er wegen gänzlicher Untauglichkeit zu dem Zweck des Staats, die Idee des ewigen Rechtsfriedens möglichſt zu verwirklichen, keine Rechtskraft erlangen kann. Die Eintheilungen in relative und abſolute Nullität, in poſitive und natürliche u. ſ. f., findet man dort ebenfalls von einer minder gewöhnlichen Seite beleuchtet.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, ſoll vom Jahr vor Chriſto 714—672 (oder nach Erbauung der Stadt 39—81) regiert haben. Er war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners, und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 Jahre mit ihr in ſeinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er ſich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einſames Leben führte, dem ihn ſeine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegeriſchen Charakter des Romulus, beſaß aber alle Eigenſchaften eines großen Geſetzgebers und eines gerechten und weiſen Regenten. Er befeſtigte die entſtehende Verfaſſung von Rom vorzüglich dadurch, daß er ſie mit religiöſen Einrichtungen in genauern Zuſammenhang brachte. Ihm wird die Errichtung des Kollegiums der Pontifices, der Flamines, der Ve-

ſtalen, die Verbeſſerung des Kalenders (ſ. Monate), die Beſtimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Grenzſteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abſchaffung der Menſchenopfer zugeſchrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum erſtenmal geſchloſſen. Die Sage machte die Nymphe Egeria (ſ. d. Art.) im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. Einige haben ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigſtens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt ſind. Er hinterließ eine einzige Tochter, Pompilia, die den Numa Marcius heirathete, und Mutter des Ancus Marcius, vierten Königs von Rom wurde.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile Spaniens, welcher von den Römern Hispania Tarraconenſis genannt wurde, und deren Einwohner ſich durch ihren hartnäckigen Widerſtand gegen die römiſche Macht einen unſterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerſtand, welchen die Römer in Spanien, von ihrem erſten Auftreten in dieſem Lande an, gefunden hatten, dauerte ſelbſt nach dem Falle Karthago's, welches dieſe Stimmung der Einwohner unterhalten hatte, fort. Viriathus hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufſtand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieſer Plan verunglückte indeſſen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, beſchloſſen die zum Stamm der celtiberiſchen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia, ſich ſtandhaft zu vertheidigen. Die Lage dieſer Stadt auf einer ſteilen Anhöhe am Duero, da wo ein andrer Fluß (der Punto) ſich in dieſen ergießt, erlaubte den Angriff nur auf einer Seite, welche durch die Kunſt befeſtigt war. Die erſten Verſuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im Jahre Roms 616, waren eben ſo vergeblich als mit großem Verluſte verknüpft. Noch ſchimpflicher endigte ſich, 617, der Angriff des Konſuls Hoſtilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat dieſe nicht beſtätigte, den Numantinern ausgeliefert, von dieſen aber wieder freigelaſſen wurde. Einige folgende Feldherren der Römer vermieden es lieber, ſich mit dieſem Volke, das nur 8000 ſtreitbare Männer aufſtellen konnte, in einen Kampf einzulaſſen. Endlich wurde der zweite Scipio Africanus, der ſich dieſen Beinamen durch die Zerſtörung von Karthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Numantia geſchickt. Er beſchloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam, und auf einen Entſatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeſchnitten, und ſie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert, theils zur äußerſten Verzweiflung gebracht hatte, übergab ſich endlich der Ueberreſt dem Sieger. Viele tödteten vor der Uebergabe ſich und die Ihrigen, oder ſtürzten ſich freiwillig in die Flammen. So fiel Numantia, (Jahr Roms 621, vor Chr. Geb. 133) nach einer 14monatlichen Belagerung nachdem es 14 Jahre lang der ganzen römiſchen Macht widerſtanden hatte. Die Stadt wurde zerſtört, und diejenige, welche ſpäter an deren Stelle erbaut wurde, iſt nie bedeutend geworden.

Numerus in der Rede, ſ. Proſa.

Numidien, in Afrika ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich. Es begriff das Land zwiſchen den Flüſſen Tusca (Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia); als Reich aber die Gegenden vom Fluſſe Ampſage bis Molochath. Letztere, auch Maſſäſylia genannt, waren das eigentliche Land des Syphax (ſ. d.)

Späterhin kam es zu Mauritanien und war das ſehr fruchtbare Mauritania Cäſarienſis. Das Land Numidien hieß eigentlich Maſſylia und gehörte dem Maſiniſſa (ſ. d. A.), welcher ihm zuerſt eine hiſtoriſche Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipſa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieſer hinterließ das Reich ſeinen Söhnen Adherbal und Hiempſal und dem Jugurtha (ſ. d. A.), einem natürlichen Sohne ſeines Bruders. Der letztere ermordete ſeine Miterben und bemächtigte ſich wider Willen der Römer des ganzen Reiches, entging aber der Kriegserklärung durch Beſtechung der römiſchen Großen bis 112 und ſeiner Niederlage bis 106. Cäſar machte ganz Mauritanien zur römiſchen Provinz, doch behielt es anfangs noch ſeine Könige. (S. Mauritanien). Die Numidier waren gefürchtete Krieger, und beſonders für den Dienſt der leichten Reiterei ſehr brauchbar. Sie liebten die nächtlichen Ueberfälle. Die Römer gaben ihnen den Namen infraeni, Zügelloſe, weil ſie ohne Sattel und Zaum reiten.

Numismatik, ſ. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Geſandten des Papſtes. Seit dem 4. Jahrh. hatten die römiſchen Biſchöfe am kaiſerl. Hofe Geſchäftsführer unter dem Namen von Apokriſiarien und Reſponſalen, doch konnten ſie ihnen noch nicht unmittelbar Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reiches verſchaffen. Erſt im 9. Jahrh. gab die zunehmende Macht des röm. Stuhles Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialſynoden und an die Höfe, wenn etwas Beſonderes zu verhandeln war. Im 11. Jahrh. ſchickten Nicolaus II. und Alexander II. dergleichen Stellvertreter der päpſtlichen Gewalt ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeſchränkter Vollmacht in die chriſtlichen Staaten; eine Maßregel, die Gregor VII. und ſeine Nachfolger mit Nachdruck und Beharrlichkeit zur Begründung der päpſtlichen Macht anwendeten. Dieſe Legaten führten auf den Synoden, die ſie ſelbſt zuſammenberiefen, den Vorſitz, und entſchieden nicht nur in Appellationsſachen, ſondern zogen auch Dispenſationsgeſuche und geiſtliche Streitigkeiten aller Art in erſter und letzter Inſtanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo ſie ihren Sitz hatten, vor ihr Tribunal. Um ſich vor dieſen immer weiter ſchreitenden Eingriffen in ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ſchützen und die Sendung päpſtlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen ſich mehrere Biſchöfe und Erzbiſchöfe ſelbſt zu dieſer Würde ernennen. Doch weder dieſer Mittelweg, noch der offne Widerſtand der deutſchen Biſchöfe, die im 11. Jahrh. einigen Leganten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortſchritte hemmen, durch die der Papſt ſich allmälig zum einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Chriſtenheit machte. Unter neuen Vorwänden fanden ſich ſeine Bevollmächtigten ſelbſt wieder in ſolchen Provinzen ein, deren Biſchöfe ſich die Legatenwürde erkauft hatten, übten, wohin ſie kamen, die wichtigſten erzbiſchöflichen Rechte aus und erlaubten ſich unter dem Namen von Diäten und Procurationen Gelderpreſſungen, einige beraubten ſogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meiſt waren es ſeine Günſtlinge und Hofprälaten, denen der Papſt durch ſolche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, ſich zu bereichern. Die Könige bemühten ſich aber, dieſe Beſuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte ſich im 12. Jahrh. davon frei, indem es den Erzbiſchof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es ſogar im Anfange des 14. Jahrh., einen

päpſtlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papſt die Perſonen dieſer Geſandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie ſeine eigne. In Deutſchland hatten die Erzbiſchöfe zwar die Anlegung beſtändiger päpſtlicher Tribunale bis in das 16. Jahrh. verhindert, und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreiſende Viſitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchſen, durfte der Papſt ſich endlich auch dieſen Schritt als eine zur Aufrechthaltung der Beſchlüſſe des tridentiniſchen Conciliums und zur Gegenwirkung gegen den Proteſtantismus nothwendige Maßregel erlauben. So entſtanden vier bleibende päpſtliche Geſandtſchaften unter dem Titel von Nuntiaturen, 1583 zu Wien für das öſtliche Deutſchland, zu Köln für die Niederlande, 1586 zu Luzern für die Schweiz, und 1588 zu Brüſſel für die Niederlande. Die daſelbſt aufgeſtellten Nuntien wurden geiſtliche Oberrichter in ihren Bezirken, und übten in päpſtlicher Machtvollkommenheit, den deutſchen Erzbiſchöfen zum Trotz, beſonders in Dispenſationsſachen, erzbiſchöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beſchwerden der Reichsbehörden und Erzbiſchöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabſchieden und Wahlcapitulationen deshalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten, etwas in dieſer die Freiheit der deutſchen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. ſogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joſeph II. ſprach dagegen in einem Reſkripte an die deutſchen Erzbiſchöfe, vom 12. Okt. 1785, den päpſtlichen Nuntien alle und jede Gerichtsbarkeit in kirchlichen Sachen ab, und erklärte ſie für bloße politiſche Geſandte des Papſtes; und der in Folge dieſes kaiſerl. Ausſpruchs von den Erzbiſchöfen zu Mainz, Trier, Köln und Salzburg im Auguſt 1786 unternommene emſer Congreß beſchloß in ſeinen Punctationen das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutſchland, und, obwol mit Anerkennung des Primats der Päpſte, die Beſchränkung ihrer Gewalt auf die Rechte, die ſie in den erſten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwiſchen fing der neue Nuntius, Zoglio, zu München, unter Begünſtigung des Kurfürſten von Pfalzbaiern an, ſein Amt auszuüben, der Nuntius Pacca zu Köln verwahrte ſich förmlich gegen den Verluſt ſeiner Dispenſationsrechte, die Partei des anfangs vertriebenen Nuntius zu Brüſſel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joſeph II. den Sieg davon, und in Deutſchland ſelbſt bildeten die päpſtlich geſinnten Biſchöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich eine Gegenpartei, die die emſer Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joſeph II. konnte die Erzbiſchöfe, wegen der Unzufriedenheit ſeiner eignen Unterthanen, nicht mehr unterſtützen; und da nach ſeinem Tode 1790 der Papſt eine förmliche Rectificationsſchrift an die Theilnehmer des emſer Vertrages erließ, und Trier ſelbſt davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in Nichts, und die Nuntien blieben im Beſitze ihrer Gewalt, bis die franz. Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Köln und Brüſſel ein Ende machte. Die Nuntien zu Wien und München vermögen jetzt nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der, in der ſchweizeriſchen Revolution zwar vertriebene, aber 1803 zurückgerufene Nuntius zu Luzern genießt noch die meiſten Ueberreſte einer Macht, die gegen die Fortſchritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbiſchöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner Legaten des Papſtes, ohne darum weſentliche Vorrechte vor andern Erzbiſchöfen zu haben. Uebrigens

ſind die Legaten, die der Papſt von Zeit zu Zeit an fremde Höfe ſchickt, nichts mehr als politiſche Agenten. E.

Nürnberg, dieſe vormals durch ihren vorzüglichen Gewerbfleiß und ihren ausgebreiteten Handel berühmte Reichsſtadt im fränkiſchen Kreiſe behielt ſelbſt bei den Veränderungen, die der Reichfriedensdeputationsſchluß von 1803 in Deutſchland hervorbrachte, ihre alte Freiheit, gerieht aber mit den die Stadt ſchützenden Burggrafen aus dem hohenzollerſchen Hauſe, den nachherigen Königen von Preußen, zuweilen in Zwiſtigkeiten, welche durch die preuß. Beſitzergreifung eines Theils des nürnberger Stadtgebiets in der neueſten Zeit immer drückender werden mußten, bis ſie endlich durch die Rhein-Bundesakte, nebſt ihrem ganzen Gebiete, mit voller Souveränität und Eigenthum dem Könige von Baiern übergeben, und von dieſem am 15 Sept. in Beſitz genommen wurde. Anfangs war ſie die Hauptſtadt des Pegnitzkreiſes; jetzt gehört ſie zum Rezatkreiſe des Königreichs Baiern und iſt der Sitz eines Landgerichts. Nürnberg liegt in einer, wenn gleich ſandigen, doch durch Bildung fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend; ſie wird durch die Pegnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche zu St. Sebald, die ſebalder Seite, die ſüdliche größre von der Kirche zu St. Lorenz die lorenzer Seite genannt wird. Der Umfang der Stadt innerhalb der Mauern, in welchen viele öffentliche Plätze und Gärten eingeſchloſſen ſind, beträgt 1½ Stunde, und in den 200 meiſtens winklichten Gaſſen ſind 3284 Häuſer mit 30,000 Einw. Die Zahl der außer der Mauer, innerhalb der Linien, in den Vorſtädten und einzeln befindlichen Häuſer iſt 843, mit 5770 Einw. Die Mehrzahl der Einwohner iſt lutheriſch. Die Täuſchung, als ob man in frühere Jahrhunderte verſetzt ſei, wird in Nürnberg öfter hervorgebracht, als an einem andern Orte. Beſonders findet man hier Wohnhäuſer, deren äußrer Bau noch ganz unverändert gothiſch iſt, und deren Innres ſelbſt noch die Spuren des Privatlebens unſrer Väter zeigt. Dazu gehört auch das alte Schloß, die Reichsfeſte genannt, welches ſeinem Aeußern nach noch ganz erhalten iſt, und zwar Theile aus verſchiednen Jahrhunderten, aber doch alle aus der ältern Zeit, und gar keine Ruinen zeigt. Es liegt auf einem Berge und gewährt die ausgebreiteſte Anſicht. In demſelben iſt eine öffentliche Gemäldeſammlung nebſt vielen Glasmalereien aufgeſtellt. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerkt man das 275 Fuß lange Rathhaus, als eines der anſehnlichſten in Deuſchland, von zwei Stockwerken, jedes zu 30 Fenſtern, und mit vielen ſeltnen Gemälden, beſonders von Albrecht Dürer; ferner die von 1711 bis 1718 nach italien. Geſchmack wieder aufgebaute Aegidienkirche, die ſchöne gothiſche St. Lorenzkirche, die ſchöngebaute Sebaldskirche, das Zeughaus u. a. m. Bei der Prediger- oder Dominikanerkirche befindet ſich die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und bei der Aegidienkirche das Gymnaſium. Der Wohlthätigkeits- und Unterſtützungsanſtalten gibt es ſehr viele. Ehe der oſtindiſche Handel durch die Entdeckung eines Seeweges eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutſchland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten oſtindiſchen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlſtand und der Kunſtfleiß der Stadt waren damals außerordentlich, und die Kunſtgeſchichte Nürnbergs iſt zur Geſchichte der Kunſt im Allgemeinen ſehr wichtig. Der veränderte Weg des oſtindiſchen Handels, die Aufmerkſamkeit andrer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des 30jährigen Krieges und das Zurückbleiben der innern Verfaſſung der Stadt

gegen die Fortſchritte des Zeitalters haben ſie nach und nach von jener Höhe heruntergebracht. Indeſſen iſt der Handel von Nürnberg auch jetzt noch, vorzüglich mit den einheimiſchen Manufakturwaaren, nicht unwichtig. Die Arbeiten, welche hier verfertigt werden, ſind von Meſſing, Stahl und Eiſendraht, Rothſchmiedearbeiten aller Art, Drechslerwaaren, Spiegel, Saiten, muſikaliſche und andre Inſtrumente, Landkarten (ſ. Homann) und Kupferſtiche ꝛc. Der wohlfeile Preis der nürnberger Waaren, welche nicht allein durch ganz Europa ſondern ſelbſt nach Amerika und Indien verſandt werden, rührt von der frugalen Lebensart der nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem thüringer Walde her; deren Kinder während des Winters ſich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielſachen beſchäftigen. Außer dieſem Handel mit eignen Fabrikaten macht Nürnberg nicht unbedeutende Speditions- und Wechſelgeſchäfte. Die jährliche Einnahme der ehemaligen Reichsſtadt Nürnberg ſchätzt man auf 800,000 Fl. Die Stadt beſaß ein größtentheils gut angebautes, mit 40,000 Menſchen bevölkertes Gebiet von 23 Q. M., in welchem ſich auch der ſogenannte große Reichswald befand. Doch betrugen die Schulden der Stadt im J. 1797 gegen 9 Millionen Fl., welche ſie größtentheils ihren eignen Bürgern ſchuldig war, und die Einkünfte reichten nicht hin, die Zinſen davon zu zahlen. Sehr anziehende Nachrichten über Nürnbergs frühere Geſchichte und ſeine Kunſtmerkwürdigkeiten gibt das Nürnbergiſche Taſchenbuch. (2 Thle. 12. 1821—22.)

Nuß heißt in der Botanik jeder Samenkern, der mit einer harten Schale umgeben vorkommt; im gemeinen Leben aber verſteht man unter Nüſſen vorzugsweiſe die Steinfrüchte des Wallnußbaumes, Juglans regia (Wall- oder welſche Nüſſe), und die kleinern Haſelnüſſe, von Corylus avellana. Mit Wallnüſſen insbeſondre treiben mehrere Länder bedeutenden Handel. Man unterſcheidet ſie in gemeine, in doppelte, in hart- und weichſchälige oder Grübelnüſſe, in Blutnüſſe mit rothem Fleiſch, in ſehr große Pferde, oder Polternüſſe. Mähren und Böhmen führen viel nach Preußen, die Wallachei viel nach Rußland; Frankreich, Spanien und Italien befrachten ganze Schiffe mit Nüſſen nach nördlichen Ländern. Aus den Kernen wird ein wohlſchmeckendes Oel gepreßt, das wegen ſeiner austrocknenden Eigenſchaft zum Malen benutzt wird, auch zum Verſpeiſen dient. Unreife Nüſſe werden mit Zucker eingelegt und ſind wegen ihres bittern gewürzhaften Geſchmackes ſehr beliebt. Außerdem kennt man noch folgende Nüſſe: Stachel- oder Waſſernüſſe der Trapa natans, mit ſtachliger Schale und mehligem Kern, Erdnüſſe, die knolligen Wurzeln des Bunium Bulbocastanum, einer Schirmpflanze oder des Cyperus esculentus, einer Grasart. Zirbelnüſſe, die öligen Früchte der Pinus Pinea; Muskatnüſſe, die gewürzhaft öligen Kerne von der Frucht des Muskatnußbaumes, Myristica; Pumpernüſſe, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unſern Gärten wächſt; Kokosnüſſe. F.

Nutkaſund, eine Bai auf der Nordweſtküſte von Nordamerika (49° 35′ N. B.) bei der Inſel Quadra Vancouver, wichtig wegen des Seeotterfanges. Hier hatten 1790 die Engländer eine neuerdings aufgegebne Niederlaſſung.

Nutznießung, ſ. Nießbrauch.

Nyerup (Rasmus), ein gelehrter däniſcher Literator, geb. auf Fühnen, 1759. Nachdem er zu Kopenhagen ſtudirt hatte, ward er bei der königl. Bibliothek dieſer Stadt angeſtellt. Bald darauf gab er eine Sammlung lateiniſcher Abhandlungen über die ſeltnen Werke

und Ausgaben, welche dieſe Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art iſt ſeine Librorum, qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur, notitia. 1784, 8. mit einem Nachtrage: Mantissa ex museo Hielmsterniano, 1785. Außerdem hat Nyerup herausgegeben eine Beſchreibung von Kopenhagen, eine Reiſebeſchreibung, eine Sammlung alter Poeſien (gemeinſchaftlich mit Rahbeck), ein hiſtoriſches Werk über Chriſtian IV., ein Wörterbuch der alten nordiſchen Mythologie, eine Statiſtik Dänemarks für das Mittelalter und eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien. Alle dieſe Werke gereichen ihrem Verfaſſer zur Ehre. Gegenwärtig iſt Nyerup Profeſſor der Literargeſchichte und Bibliothekar an der Univerſität zu Kopenhagen.

Nymphe (in der Naturgeſchichte), ſ. Inſekten.

Nymphen bei den Griechen gewiſſe jugendliche Halbgöttinnen, erzeugt vom Okeanos oder vom Zeus und Andern, mit Töchtern desſelben (Oceaninen), ſind ſie ſelbſt eigentlich landwäſſernde Oceaninen, welche Wälder, Flüſſe, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verſchiedenheit dieſer Gegenſtände rührt die Verſchiedenheit der Nymphen ſelbſt her. Leimoniaden z. B. waren Wieſennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Oreaden oder Oreſtiaden Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana, die als Jägerinnen leicht aufgeſchürzt vorgeſtellt werden; Najaden Quellnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Nereiden Meernymphen, Napäen, Nymphen der Waldthäler u. ſ. w. (Siehe die genauere Beſtimmung mehrerer dieſer Untergattungen an ihrem Orte). So werden ſie ebenfalls wieder beſonders benannt von den Orten, wo ſie ſich aufhalten, z. B. dodoniſche, koryciſche, nyſäiſche, diktäiſche Nymphen, Nyſeiden u. a. Sie alle bilden eine Gattung weiblicher Mittelweſen zwiſchen den Göttern und den Sterblichen, und, ohne ſelbſt unſterblich zu ſein, iſt ihr Leben doch länger als das irgend eines Menſchen. Denn neunmal länger als der Menſch, ſagt Heſiodus, lebt die Krähe, viermal länger als die Krähe der Hirſch, dreimal länger als dieſer der Rabe, neunmal länger als der Rabe der Phönix und zehnmal länger als dieſer die Nymphen. Mit ihnen zugleich ſtirbt das Weſen, dem ſie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieſer erſte Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, ſcheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß ſie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargeſtellt werden. So erzogen ſie den Bacchus, den Aeneas und ſelbſt den Zeus. Ihre Beſchäftigungen und Beluſtigungen ſind Jagd, Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen ſie ſich zuweilen in Höhlen verſammeln. Gleich andern Elementargeiſtern beſitzen ſie die Gabe der Weiſſagung. Die Quellen gewiſſer Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeiſterung. Dichter und Künſtler des Alterthums ſtellen ſie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Geſellſchaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Waſſernymphen erſcheinen oft bloß mit einer Urne oder einem Waſſerkrug. Bei dem großen Anſehn, das die Nymphen als örtliche Gottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Oel, Milch, Schafe, Lämmer, Ziegen, Wein und Blumen. Auch waren ihnen die Nympheen oder Nymphäen (prachtvolle Häuſer neben Bädern) heilig.

Nymphenburg, ſ. München.

Verzeichniß

der in dieſem Bande enthaltenen Artikel.

M.

M Seite 1
M' —
Mäander, Meinder —
Maas (Fluß) —
Maaß (Maß) —
Maaßſtab (Maßſtab) Transverſalmaßſtab 2
Mab —
Mabillon (Jean) —
Mably (Gabr. Bonnet de) 3
Mabuſe (Joh. v.) oder Maubeuge 4
Mac, ſ. M' 5
Macao —
Macartney (Georg Earl of) —
Macbeth 6
Maccabäer, ſ. Juden 7
Maccaroni, Maccheroni —
Maccaroniſche (Maccheroniſche) Gedichte —
Mac-Carthy Reagh, Graf —
Macchiavelli (Niccolò) 8
Macdonald, Marſchall u. Pär v. Frankr., Herz. v. Tarent 11
Macedonien 12
Macedonius, Macedonianer, ſ. Geiſt (heil.) 13
Mäcenas (C. Cilnius) 14
Maceration 15
Machara, ſ. Aesculap —
Mächtig —
Mack (Carl, Freiherr von) —
Mackintoſh od. Macintoſh (Sir James) 17
Macpherſon (James) 18
Madagaskar 19
Madame (Mademoiſelle) 20
Madera, Madeira —
Madiſon (James) 21
Madonna 22
Madras —
Madrid Seite 23
Madrigal 24
Maffei (Alexander [Marcheſe] Bernardino — Franz Scipio [Marcheſe] — Joh. Peter — Paul Alexander — Raphael) —
Magdalena od. Maria v. Magdala 26
Magdeburg 27
Magellan (Fernando — Joh. Hyacinth de) eigentl. Magelhaens 28
Magen 29
Magie, Magier, Magismus 31
Magie (natürliche) 34
Magier (Magi) 35
Magiſche Quadrate 36
Magiſter —
Magiſter equitum —
Magister matheseos, ſ. Pythagoras —
Magiſtratus, Magiſtrat —
Magliabecchi (Antonio) 38
Magna Charta, ſ. Charta magna —
Magnaten —
Magne, ſ. Nordiſche Mythologie 39
Magneſia, Maganeſe —
Magnet —
Magnetismus, thieriſcher od. animaliſcher, auch Lebensmagnetismus 42
Magnetnadel 49
Magnifical 51
Magnificenz —
Magus, ſ. Magie —
Magyaren (Madjaren) —
Mahagoni, Mahoni —
Mahlmann (Siegfr. Aug.) 52
Mahlerei od. Malerkunſt —
Mahlerfarben 62
Mahlergold, ſ. Muſivgold 63

Mahomet, eigentl. Mohammed S. 63
Mahomet II. (od. Mohammed II.) türk. Kaiſer 69
Mahomet IV. (od. Mohammed IV.) türk. Kaiſer 70
Mährchen, ſ. Feenmärchen 71
Mähren (Markgrafſchaft) —
Mähriſche Brüder, ſ. Böhmiſche Brüder u. Brüdergemeine 73
Maifeld, ſ. März- u. Maifeld —
Mailand (Herzogthum) —
Mailand (Stadt) 74
Maimon (Moſes Ben) 75
Maimon (Salomon) 76
Main —
Mainotten —
Maintenon (Françoiſe d'Aubigné, Marquiſe de) 77
Mainz (Erzſtift) 79
Mainz (Stadt) 80
Maittaire (Michel) 81
Maja 82
Majeſtät, Majeſtätsrechte, Majeſtätsverbrechen —
Majeſtätsbrief, ſ. Calixtiner —
Majo (Angelo) —
Majolika, ſ. Fayence 83
Major —
Major Domus —
Majorano (Gaetano) Caffarelli —
Majorat —
Majorennität, ſ. Minorennität 84
Majorka (Mallorka) —
Makler, ſ. Senſal 85
Makrobiotik —
Makkrele, Makrele —
Makuba 86
Makulatur —
Malabar —
Malachias, ſ. Maleachi 87
Malaga —
Malagrida (Gabriel) —
Malaien —
Malakka 89
Malchus (Carl Auguſt) —
Maleachi od. Malachias 90
Malebranche (Nicolas) 91
Malesherbes, ſ. Lamoignon —
Malfilâtre (Jacques Charles Louis) —
Malherbe (François de) 92
Mallet du Pan (Jacques) —
Malone (Edmund) 93
Malpighi (Marcello) —
Malplaquet (Schlacht bei) 94
Malta Seite 94
Malter 95
Malteſerritter, ſ. Johanniterritter 96
Malz —
Mälzl od. Mälzel (J.) —
Mameluken —
Mammuth, ſ. Organiſche Ueberreſte 97
Mänaden —
Mancando —
Mancheſter —
Mandarin 98
Mandat —
Mandeln 99
Mandeville (Bernard de) —
Mandoline —
Mandſchu, Mandſchuren oder Bogdier —
Manelli (Pietro) 100
Manes, ſ. Mani —
Manen (Manes) —
Manichäer, ſ. Mani 101
Mani, Manichäer —
Manier u. Manierirt 104
Manifeſt —
Manilius (Marc) 105
Manipel, manipulus, ſ. Legion —
Manipulation, magnetiſche, ſ. Magnetismus —
Manko-Kapak —
Manlius (Marcus) —
Manlius (Titus) 106
Mann, ſ. Geſchlecht —
Manna —
Mannbarkeit, ſ. Pubertät —
Manngericht, Mannengericht, ſ. Mannrecht 107
Mannheim —
Mannrecht 108
Manus —
Manometer, ſ. Daſymeter 109
Manhard (François) —
Mansfeld (Hoyer — Albrecht — Volrath — Peter Ernſt I. — Carl — Peter Ernſt II. — Wolfgang — Heinr. Franz — Heinr. Paul Franz, Grafen u. Fürſten von) —
Mansfield (William Murray) 110
Manſo (Joh. Caſp. Friedr.) 111
Manſon (Marie Françoiſe Clariſſe), ſ. Fualdès —
Mantegna (Andrea—Franceſco) —

Mantinea Seite 112
Mantua —
Manufakturen 113
Manumiſſion —
Manuſcripte —
Manutius (Aldus I. — Paul — Aldus II.) eigentl. Manuzio od. Manuzzi 115
Mäonide, ſ. Homer 116
Mappiren, Mappirungskunſt, ſ. Landkarten —
Mara (Gert. Eliſab.) geb. Schmehling —
Marat (Jean Paul) 117
Marathon 118
Maratten (Mahratten) 118
Maratti (Carlo) 121
Maravedi (Maravedi de Vellon) 122
Marbod, ſ. Markomannen —
Marburg —
Marc Aurel, ſ. Antonius —
Marcard (Heinr. Matthias) —
Marcaſit 123
Marcellinus (Ammianus), ſ. Ammianus Marcellinus —
Marcello (Benedetto) —
Marcellus (M. Claudius) —
Marcheſi (Luigi) od. Marcheſini 125
Marcion, Marcioniten, ſ. Gnoſis —
Marcolini (Camillo, Graf) —
Marcus, der Evangeliſt, 127
Marcus (Adalb. Friedr.) —
Marcusplatz, ſ. Venedig —
Mardonius, ſ. Platäa u. Xerxes —
Marengo —
Maret (Hugues Bernard) 128
Marforio 130
Margarethe, Königin von Norwegen —
Margarethe von Oeſterreich 131
Margarethe von Anjou, Königin von England —
Margarethe von Frankreich 133
Margarethe von Valois, Königin von Navarra 134
Marggraf (Andr. Sigism.) 135
Maria, die Mutter Jeſu —
Maria I., Königin v. England 138
Maria Stuart, Königin von Schottland 139
Maria von Medicis, Königin von Frankreich 142
Maria Thereſia, ſ. Thereſia (Maria) Seite 143
Maria Antoinette, ſ. Antoinette (Maria) —
Mariana (Juan) —
Maria Louiſe Leopoldine Caroline, Kaiſerin v. Frankreich 144
Maria Louiſe, Königin von Spanien 145
Marienbad in Böhmen 146
Marienburg 147
Mariette (Jean) —
Marine —
Marini oder Marino (Giambattiſta) 148
Marino (San), Republik, 150
Marionetten, Marionetten-Theater —
Mariotte (Edme) 151
Marius (Cajus) —
Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de) 155
Mark (linguiſt. u. hiſtor.) 156
Mark (phyſiol.) 157
Mark (barolog. u. numismat.) —
Markbriefe 158
Marketerie, ſ. Marqueterie —
Markgraf —
Markig —
Markland (Jeremiah) —
Markomannen —
Markſcheide, Markſcheidekunſt 159
Marlborough (John Churchill, nachm. Herzog von) 160
Marly 162
Marmont, Herz. v. Raguſa —
Marmontel (Jean François) —
Marmor 164
Marmorchronik (arundelianiſche od. pariſche) —
Maro, ſ. Virgil 165
Marokko —
Maroniten 167
Maroquin, marokkaniſches Leder 168
Marot (Clement) —
Marpurg (Friedr. Wilh.) —
Marqueterie —
Marquis 169
Mars, Mavors —
Mars (Demoiſelle) 170
Marſch —
Marſchall, alt Marſchalk — Marſchallstafel 171
Marſchländer —

Marſeille (Marsilia) Seite 171
Marſer 173
Marsfeld, ſ. Märzfeld u. Rom —
Marſh (Herbert) —
Marſigli (Lodovico Fernando, Graf von) 174
Marſyas 175
Martens (Georg Friedr. von) —
Martialis (Marcus Valerius) 176
Martin (der heilige) —
Martin I. u. V., Päpſte 177
Martin (Louis Claude St.) 178
Martin, ſ. Franz. Schauſpielkunſt u. Pariſer Theater —
Martin (Vincenzo) 179
Martin (San), ſ. Südamerikaniſche Revolution —
Martini (Giambattiſta) —
Martinique 180
Martinifeſt —
Marum (Martin von) —
Märtyrer 181
Märtyrerfeſte, Martyria, Martyrologium —
März- oder Maifeld —
Maſaniello, eigentl. Tommaſo Aniello 183
Maſcheroni (Lorenzo) 184
Maſchine —
Maſchinen in Fabriken —
Maſchinen (poet.) 186
Maſcov (Joh. Jac.) —
Maſern 187
Maſiniſſa, König der Maſſylier 188
Maske (die eiſerne) 189
Maskeline (Nevil) 191
Masken od. Larven —
Maſon (William) 198
Maſora 199
Maſſageten —
Maſſalianer, ſ. Meſſalianer —
Maſſe —
Maſſena, Herzog v. Rivoli, Marſch. v. Frankr. 200
Maſſenbach (Carl Aug. v.) 201
Maſſillon (Jean Baptiſte) 203
Maſſinger (Phil.) 204
Maſt, Maſten —
Maſtix 205
Maſtricht (Trajectum ad Mosam) —
Maſuriſch, Maſure —
Matador 206
Matelot (Tanz), ſ. Hornpfeife —
Mater, ſ. Filial u. Matrize S. 206
Materia medica, Heilmittellehre, ſ. Medicin —
Materie, Materiell —
Materialismus 207
Mathematik, Matheſis, Größenlehre 208
Mathematiſche Geographie 210
Mathilde, Margräfin v. Toscana —
Mathuriner, ſ. Trinitarier 211
Matrikel —
Matrize —
Matthäi (Friedr.) —
Matthäus, Evangeliſt u. Apoſtel 212
Mattheſon (Joh.) —
Matthias Corvinus, König von Ungarn —
Matthias Johann von Harlem, ſ. Wiedertäufer 209
Matthiſſon (Friedr. von) —
Maubeuge, ſ. Mabuſe 210
Mauerbrecher (Sturmbock) —
Maulbeerbaum, Morus —
Mauleſel, Maulthier —
Maupertuis (Pierre Louis Morau de) —
Mauren 212
Maurepas (Phelipeaux, Graf von) 213
Maury (Jean Siffrein) —
Mäuſethurm bei Bingen 215
Mauſoleum, ſ. Artemiſia —
Mauth, ſ. Zoll —
Mauvillon (Jacob) —
Maxen 216
Maximilian I., röm. Kaiſer —
Maximilian II., röm. Kaiſer 218
Maximilian I. der Große, Kurfürſt von Baiern —
Maximilian Maria Emanuel, Kurfürſt von Baiern 219
Maximilian Joſeph III., Kurfürſt von Baiern —
Maximilian Franz Xaver Joſeph, Kurfürſt von Köln 220
Maximilian I. (Joſeph), König von Baiern 221
Maximum 223
Mayer (Tobias) —
Mayer (Simon) —
Maynard (François) 224
Mazeppa (Johann) Hetman der Koſaken —

Mazarin (Jules) Kardinal S. 225
Mazzola (Franceſco) od. Mazuola, gen. il Parmegiano 228
Mazzuchelli (Giovanni Maria) 229
Mecca (Mekka) 230
Mechain (Pierre François André) 231
Mechanik —
Mechaniſch, Mechaniſche Künſte, Mechaniſche Werkzeuge oder Inſtrumente 233
Mecheln, Malines —
Mecheln (Israel von) oder von Mecker 234
Mecheln (Chriſtian von) —
Medaille, Medailleur, Medaillon 235
Medea 236
Mediateur 237
Mediatiſirte deutſche Fürſten 238
Mediceer, Medici 241
Medicin 247
Medicin (gerichtliche), Medicina forensis 255
Mediciniſche Geographie 256
Mediciniſche Topographie 259
Medicinalverfaſſung —
Medien 260
Medinah, Medina al Nabi 261
Meduſa —
Meer —
Meergötter 265
Meereslänge, ſ. Länge —
Meermann (Joh.) Herr von Dalem u. Buren —
Meerſchaum 266
Megalanthropogeneſie 267
Megära —
Mehl —
Mehlthau 268
Mehul —
Meibom (Joh. Heinr.) lat. Meibomius 269
Meier —
Meil (Joh. Wilhelm) 270
Meile —
Meiler —
Meiners (Chriſtoph) —
Meinhard (Joh. Nic.) eig. Gemeinhard 271
Meiningen (Sachſen-) od. Meinungen 272
Meißen 273
Meißner (Aug. Gottlieb) 274
Meiſter (Leonh.) —
Meiſterſänger Seite 275
Meklenburg (Großherzogthum) 277
Melampus 279
Melancholie 280
Melanchthon (Philipp) 281
Melchiſedek (Melchi-zedek) 285
Melchiten 286
Melchthal (Arnold von) —
Meleager —
Meletianer 287
Melicertes —
Meliſmatiſch —
Meliſſus —
Melodie 288
Melodrama 291
Melone, Cucurbita Melo 293
Melos —
Melpomene —
Meluſine —
Memel 294
Memnon —
Mémoire, Mémoiren —
Memphis 299
Menage (Gilles) —
Menander —
Mendelsſohn, ſ. Moſes Mendelsſohn —
Mendoza (Don Diego Hurtado de) 300
Menelaus 301
Meneſtrels, Menetriers, ſ. Provençalen u. Troubadour 303
Mengs (Anton Raphael — Thereſe Concordia) —
Meninski (Franz a Mesgnien) 305
Mennige —
Menologium —
Menno (Simonis) —
Menou (Baron von) 306
Menſch 307
Menſchenbildung 310
Menſchendarſtellung 312
Menſchenkenntniß —
Menſchheit u. deren Geſchichte 314
Menſur, Maß 315
Menſuralgeſang 316
Mentor —
Menuet (muſik. — chorет.) —
Menzel (Friedr. Wilh.) —
Menzikoff (Alexander) 318
Mephitiſch 319
Merkantilſyſtem, kaufmänniſches Syſtem, Handelsſyſtem 320
Mercator (Gerhard) 321
Mercier (Louis Sebaſtian) 322

Mercur Seite 322
Mercurialmittel, Mercurialſalze, Mercuria, ſ. Queckſilber u. Queckſilbermittel 325
Mercy (Franz de) —
Mergel (Marga) 326
Merian (Matthäus — Caspar — Johann Matthäus — Maria Sibylla) 327
Merian (Jean Bernard) —
Meridian, ſ. Mittagskreis 328
Merinos —
Merk, ſ. Göthe 329
Merlin —
Merope —
Merovinger, ſ. Frankreich 330
Mersch (Van der) —
Merſeburg an der Saale 331
Mesmer (Anton Friedr.) —
Meſopotamien 336
Messa di voce 337
Meſſalianer od. Eucheten —
Meſſalina (Valeria — Statilia) 338
Meſſe —
Meßgewand 339
Meſſen (Handels-) 340
Meſſenia, Meſſenien —
Meſſias 341
Meſſier (Charles) —
Meſſina 342
Meſſing —
Meßkatalog (Leipziger) 343
Meſſungen, Meßinſtrumente, Meßkunſt 344
Meſtizen 346
Metalle —
Metalliques, ſ. Staatspapiere 348
Metallkalk, ſ. Calcination und Metalle —
Metallnadeln, ſ. Perkinismus —
Metallreiz, ſ. Galvanismus —
Metallſpiegel, ſ. Brennſpiegel —
Metallurgie —
Metapher —
Metaphraſe 349
Metaphyſik —
Metaſtaſe 350
Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Buonaventura) —
Metellus (Quint. Cäcil. [Macedonicus] — Q. Cäcil. [Numidicus] — Q. Cäcil. [Pius]) 351
Metempſychoſis, Metempſychoſe, Metenſomatoſis, ſ. Seelenwanderung Seite 352
Metcor, Meteore —
Metrorologie 353
Meteorſteine auch Meteorolithen, Aerolithen, Uranolithen —
Meth oder Meht 354
Methode —
Methodiſten 356
Methodologie, Methodenlehre 360
Metonyme —
Metopen —
Metre, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem —
Metrik —
Metrologie 361
Metronom, ſ. Taktmeſſer —
Metropolit od. Metropoliten —
Metrum, Metromanie —
Mette —
Metternich (Fürſt Georg — Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius Fürſt von [k. k. öſtr. Staats- u. Conferenzminiſter]) —
Metz 364
Metzu (Gabriel) —
Meudon (Schloß u. Flecken) —
Meulen (Anton Franz van der) 366
Meuſel (Joh. Georg) —
Mexiko 367
Mey 368
Mezeray (François Eudes de) 369
Mezzotinto 370
Micha —
Michaelis (Joh. Benjamin) —
Michaelis (Joh. David) 371
Michaux (André) 373
Michel Angelo, ſ. Angelo 375
Midas —
Middelburg 375
Middleton (Conyers) —
Miene, ſ. Geberde 376
Mienenſpiel, ſ. Mimik —
Mieris (Franz) —
Miethe, Miethvertrag 377
Mignard (Pierre) —
Migräne 378
Mikrokosmos —
Mikrometer —
Mikroſkop —
Milch 379
Milchſaft, ſ. Chylus 380

Milchſäure Seite 380
Milchſtein, ſ. Galaktit —
Milchſtraße —
Milchzucker 381
Mileagh, Mile, Mileadh auch Mileas-Espain —
Milet 383
Militärgrenze —
Militärſchulen 385
Militärverfaſſung 388
Militärwiſſenſchaften, Kriegswiſſenſchaften 389
Miller (Joh. Mart. 391
Millin (Aubin Louis) 393
Millot (Claude François Xavier) —
Milo von Krotona 395
Miltiades —
Milton (John) 396
Milz 397
Mimen 399
Mimik —
Mimiſche Darſtellungen 402
Mimoſa Senſitiva —
Minden —
Mine 403
Mine, Minirkunſt —
Mineralien, Mineralogie 404
Mineralwaſſer 408
Mineralwaſſer (Künſtliche) 409
Minerva 411
Mingotti (Catharina) 413
Miniaturmalerei 414
Minimen —
Miniſter, Miniſterium 415
Miniſterialen, ſ. Lehnsweſen —
Miniſterialparthei 416
Minne —
Minnegerichte, ſ. Gerichtshöfe der Liebe —
Minneſinger —
Minorat 419
Minorca —
Minorennität —
Minoriten, ſ. Franciscaner 420
Minos I. König von Kreta —
Minotaurus 421
Minſtrels, ſ. Troubadour —
Minute —
Miosma —
Miquelets —
Mirabeau (Honoré Gabr. Victor Riquetti, Graf von) —
Miranda (Don Francisco) 427
Mirandola (Joh. Pico, Fürſt von) Seite 428
Mirkhond od. Mirchond, ſ. Perſiſche Literatur 429
Miſchna, Miſchnah, ſ. Talmud —
Miſerere —
Miſericordia — Miſericordiä — Miſericordias Domini —
Miſſa, Miſſe, ſ. Meſſe 430
Miſſalen, Miſſalbuchſtaben — Miſſalia —
Miſſionen —
Miſſiſſippi 431
Miſtel, ſ. Druiden —
Mitau —
Mitbelehnſchaft, ſ. Geſammte Hand —
Mithra —
Mithridates —
Mitlauter, ſ. Conſonanten 435
Mitra, ſ. Biſchofsmütze —
Mittag — Mittagsfläche — Mittagshöhe — Mittagskreis oder Meridian — Mittagslinie — Mittagspunkt oder Südpunkt —
Mittelalter 436
Mittelländiſches Meer 445
Mittelſalze od. Neutralſalze 446
Mittelſtimme —
Mitteltinten od. Mittelfarben, ſ. Halbſchatten u. Mezzotinto —
Mitternacht —
Mitylene, ſ. Lesbos 447
Mnemonik —
Mnemoſyne 448
Mobilien, Mobiliarvermögen —
Mocca, Mokka, Moka oder Mocha 449
Modalität —
Mode 450
Modell 451
Modena und das Haus Oeſterreich-Eſte 452
Modern 453
Modulation 455
Mogul, ſ. Mongolen 456
Mohacs od. Mohatſch —
Mohammed, ſ. Mahomed 457
Mohn, Mohnſaft, Mohnſamen auch Magſamen —
Mola (Pietro Franceſco — Giovanni Battiſta) —
Molay (Jakob Bernhard von) —
Moldau 458

Molé (Fr. René), ſ. Pariſer Theater u. franz. Lit.: 11—12 Abth. Dramatiſche Poeſie u. Schauſpielkunſt Seite 460
Molé (Mathieu — Mathieu François) —
Molière (Jean Baptiſte Poquelin de) 461
Molina (Ludwig de) Moliniſten ſ. Gnade und Janſen 465
Molinos, ſ. Quietisten —
Moll —
Molla, Mallah —
Möllendorf (Wichard Joach. Heinr. v.) —
Mollusken 466
Molo 467
Moloch —
Moloſſus, ſ. Rhythmus —
Moltke (Adam Glob — F. L. — Joachim Godske, Grafen v.) —
Molucken, ſ. Gewürzinſeln 468
Molwitz —
Molyn (Peter), ſ. Tempeſta —
Molza (Franceſco Maria — Tarquinio) —
Momus —
Monaco, Mourgues —
Monaden 469
Monaldeſchi, ſ. Chriſtine, Königin von Schweden —
Monarchie —
Monaſterium 470
Monat —
Monboddo 471
Mönchslatein, ſ. Philologie 472
Mönchsſchrift —
Mönchsweſen —
Moncrif (François Auguſtin Paradis de) 473
Mond 474
Mondcirkel, Mondcyklus, ſ. Cyklus 47[illegible]
Mondenjahr, ſ. Jahr —
Mondfinſterniß —
Mondflecken, ſ. Mond —
Mondgöttin —
Mondkalb 477
Mondphaſen, oder Mond- und Lichtgeſtalten —
Mondſteine, ſ. Meteorſteine 478
Mondſüchtig —
Mondsviertel, ſ. Mondphaſen —
Mondtafeln —
Mondwechſel, ſ. Mondphaſen —
Monge (Gasp.) Graf von Pelouſe Seite 478
Mongolen 479
Moniteur 481
Monk (Georg, ſpäter Herz. v. Albemarle) 482
Monnier (Pierre-Charles-Le) 484
Monochord —
Monochromen, monochromatiſche Bilder —
Monodrama, ſ. Melodrama 485
Monogamie, ſ. Ehe —
Monogramm —
Monographie 485
Monokratie —
Monolog 486
Monomanie 487
Monophyſiten —
Monopole 489
Monotheismus —
Monotonie 490
Mons oder Bergen 491
Monſieur —
Monſigny (Pierre-Alexandre) —
Monſoons oder Mouſſons —
Monſtranz —
Monſtrum —
Montague (Marie Wortley — Eduard Wortley) 492
Montaigne (Michel de) 494
Montalembert (Marc-René, Marquis de) 497
Montanus 498
Montblanc —
Monte Caſino —
Montecuculi (Raimund von) 499
Montemajor (Jorge de) 500
Montenegriner —
Montereau, ſ. Chatillon 501
Monte Santo, ſ. Athos —
Monteſpan, ſ. Rochechouart —
Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de) —
Montezuma, Kaiſer v. Mexiko 503
Montfaucon (Bernard de) 504
Montgelas (Maximil. Joſeph Graf v.) —
Montgolfier (Jacques Etienne — Joſeph Michael) 505
Montgomery (Gabriel, Gr. v.) 507
Monti (Vincenzo) —
Montmartre 508
Montmorency (Anne de) Connetable von Frankr. 509

Montmorency (Henri II., Herzog von) Seite 510
Montpellier —
Montpenſier (Anne Marie Louiſe v. Orleans, bekannter u. d. Namen Mademoiſelle de) 511
Montroß od. Montroſe (James Graham, Graf u. Herz. v.) 512
Montſerrat —
Monument, ſ. Denkmale —
Moor 513
Moore (Sir John) —
Mooſe 514
Morabiten —
Moral, Moralphiloſophie 515
Morales (Criſtobal Perez oder Luis de) 516
Moraliſch —
Moraſpiel 517
Moraſt, Moräſte —
Moratorium 518
Mord —
Mordant oder Mordent 520
Mordſchlag —
Morea ſonſt Peloponneſos —
Moreau der Jüngere 522
Moreau (Jean Victor) —
Morellet (André) 527
Morelli (Jakob) 529
Mören, Moiren, ſ. Parzen 531
Moreri (Louis) —
Moreſken, Arabesken, ſ. Grotesken 532
Moreto (Auguſtin) y Cavana —
Morgagni (Giambattiſta) 533
Morgana, ſ. Fata Morgana 534
Morganatiſche Ehe —
Morgarten —
Morgen od. Morgengegend —
Morgen (geom.) 535
Morgengabe —
Morgenröthe —
Morgenſtern, ſ. Lucifer, Planeten u. Streitkolben 536
Morgenweite —
Morghen (Raphael) —
Morhof (Dan. Georg) 537
Möris, ſ. Aegypten —
Moriskos, ſ. Mauren —
Moritz, Kurfürſt v. Sachſen —
Moritz, Graf v. Sachſen (Marſchall v. Sachſen) 538
Moritz v. Naſſau, Prinz von Oranien 540
Moritz (Carl Phil.) 541
Moritzburg Seite 542
Morlachen, ſ. Dalmatien 543
Mornay (Philippe de), Herr von Pleſſis-Morly —
Morpheus 544
Morphologie —
Morriſon (Robert) 545
Mörſer (milit.) —
Mortier (Eduard Adolf Caſimir Joſeph), Herzog v. Treviſo —
Mortificiren 546
Mortuarium od. manus mortua, ſ. Todte Hand —
Morus (Th.) Kanzler v. England —
Morus (Samuel Friedr. Nathanael) 547
Moſaik, moſaiſche, muſaiſche, muſiviſche Arbeit 548
Maſaiſche Religion, ſ. Moſes 549
Moſaiſches Recht, Moſaiſche Geſetzgebung —
Moſaisk od. Moshaisk —
Moſchee 550
Moſcheroſch (Joh. Michael) —
Moſchus 551
Moſchus od. Biſam —
Moſcovade, ſ. Zucker —
Moſel (Moselle) —
Moſer (Joh. Jacob) 552
Möſer (Juſtus) 553
Moſes 555
Moſes Mendelssohn 560
Mosheim (Johann Lorenz) 561
Moskau (Moskwa) 562
Moskwa, die Schlacht an der, 567
Moſt 569
Moſtowski (Graf Thaddäus) —
Motette 570
Motiv, motiviren, Motivirung —
Motte (Anton Houdar de la) —
Motte (Gräfin de la) ſ. Lamothe 571
Motto —
Motu proprio —
Mounier (Jean Joſeph) —
Mouradgea d'Ohſſon 573
Moxa 574
Mozambik —
Mozaraber 575
Mozart (Leopold) —
Mozart (Joh. Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus) —
Mucius Scävola 579
Mücken 580
Mufti, Großmufti —
Muggendorf 581

Muhammed, Muhammedaner, ſ. Mahomet Seite 581
Mühlberg, die Schlacht bei, —
Mühlen, Mühlenregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung 582
Mulatten 584
Müller (Carl Wilh.) —
Müller (Johannes von) 585
Müller (Joh. Gottwerth) 595
Müller (Joh. Gotth. v.) —
Müller (Joh. Friedr. Wilh.) 596
Müller (Friedr.) 597
Müller (Adam) 598
Müllner (Adolph) 600
Mumien —
München 601
Münchhauſen (Gerlach Adolph, Freih. von) 603
Mund 604
Mündigkeit, ſ. Majorennität und Minorennität —
Municipal, Municipalitäten —
Municipien, municipia —
Münnich (Burkhard Chriſtoph Graf v.) ruſſ. Staatsminiſter —
Muñoz (Juan Baptiſta) 606
Münſter (Monasterium) —
Münſter-Meinhövel (Hermann — Edgard — Friedr. Herbert, Reichsgraf zu) 607
Münſter (Straßburger) —
Münſterſcher Friede, ſ. Friedensſchlüſſe 609
Münter (Balthaſar) —
Münzbedarf 610
Münze, Metallmünze 611
Münzen, antike, moderne, griechiſche, römiſche, conſulariſche, Kaiſermünzen, ſ. Münzkunde 613
Münzer (Thomas) 614
Münzfuß 615
Münzkunde, Numismatik 617
Münzreduction 621
Münzregal —
Münzſtätte —
Münzumlauf —
Münzwardein (Guardein) 623
Murat (Joachim) —
Muratori (Lodovico Antonio) 625
Muret od. Muretus (Marc Antoine) 626
Murias, muriate —
Murillos (Bartolomeo Eſteban) —
Murky Seite 627
Murner (Thomas) —
Murphy (Arthur) 628
Murr (Chriſtoph Glieb von) —
Murrhiniſche od. Murrheniſche Gefäße 629
Murten —
Muſagetes 630
Muſaiſche Malerei, ſ. Moſaik —
Muſäos, Muſäus —
Muſäus (Joh. Carl Aug.) 631
Muſchelmünze, ſ. Kauris —
Muſcheln, ſ. Schalthiere —
Muſchenbroek (Peter von) oder Muſſchenbroek —
Muſen 632
Muſette 633
Muſeum —
Muſik 636
Muſik (Geſchichte der) 639
Muſik (Einfluß derſelben auf die Geſundheit) 645
Muſikaliſche Automate, ſ. Automate und Kaufmann (J. G. und F.) 646
Muſikaliſche Malerei —
Muſivgold —
Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik 647
Muskateller od. Muskatweine —
Muskatennuß —
Muskeln —
Muskete 649
Muthen —
Mutiren —
Mutis (Don Joſeph Coeleſtin) —
Muttermahle 650
Mylitta 651
Myologie, Muskellehre, ſ. Anatomie —
Myops, ſ. Kurzſichtig —
Myriade —
Myriagramm, Myrialitre, Myriameter, ſ. Franzöſiſches Decimalſyſtem —
Myrmidonen —
Myron —
Myrrha —
Myrte (myrtus) 652
Myſore (Mayſur) —
Myſtagog —
Myſterien —
Myſticismus 653
Myſtificiren 656
Mythen, griechiſche Mythologie —

N.

N, n Seite 660
Nabis —
Nabob —
Nabonaſſar —
Nachahmung —
Nachdruck (äſthet.) 661
Nachdruck, Nachdrucker 662
Nachſchlag 665
Nachſteuer —
Nacht (aſtron.) —
Nacht (mythol.) —
Nacht (Heilige) 666
Nachtfalter, Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge —
Nachtgleiche, ſ. Aequinoctium —
Nachtgleichepunkte, ſ. Aſtronomie —
Nachtmahlsbulle, Bulla in Coena Domini —
Nachtrab, ſ. Arrieregarde 667
Nachtſtück —
Nachtvögel, ſ. Schmetterlinge —
Nachtwandler, ſ. Mondſüchtig —
Nacktes —
Nadel (kalte), ſ. Kupferſtecherkunſt 668
Nadelholz —
Nadeln —
Nadir 669
Nadir Schah, ſ. Kulichan —
Nägelein, ſ. Gewürznelken —
Nagelfluhe —
Näherrecht, ſ. Retractrecht —
Nahl (Joh. Aug.) —
Nahrungsmittel —
Nahum 672
Najaden, Najades —
Naiv, Naivetät 673
Namur 675
Nancy —
Nangaſaki 676
Nänie, Nänia (lyriſch = mythol.) 677
Nanking od. Nanquin —
Nanking od. Kiangeing = fou —
Nannini (Agnolo) Firenzuola —
Nantes —
Napäen, ſ. Nymphen 678
Naphta od. Bergbalſam —
Napier od. Naper (John) 679
Napoleon, ſ. Buonaparte (Napoleon) —
Narciſſus —
Nardini (Pietro) —
Narkotiſch Seite 680
Narr —
Narrenfeſt —
Narrenkappe, Narrenkolben, } ſ. Hofnarren 681
Narrenſchiff, ſ. Brant (Sebaſtian) 682
Narſes —
Naruszewicz (Adam Staniſl.) —
Narwa 683
Narziſſe —
Naſe, ſ. Geruch —
Naſo, ſ. Ovid —
Naſſau —
Naſſau = Siegen (Carl Heinr. Nicol. Otto, Fürſt von) 686
Nation, Nationalität, Nationalcharakter 687
Nationalbewaffnung, ſ. Landwehr 691
Nationalbildung —
Nationalconvent, ſ. Frankreich 692
Nationalfeſte —
Nationalgarden 693
Nationalgeld 695
Nationalgüter —
Nationalhypothekenbank 697
Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut 699
National = od. Volkskapital —
Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze —
Nationalökonomie, Nationalwirthſchaftslehre od. Volksbereicherungskunde 700
Nationalreichthum, ſ. Nationalkapital 708
Nationalſchuld —
Nationaltheater 710
Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum —
Nationalverſammlung, ſ. Frankreich —
Nativitätſtellen, ſ. Horoſkop —
Natrum —
Natter (Joh. Lorenz) 711
Natur —
Naturalien, Naturalienkabinet (Naturalienkammer, Naturalienſammlung), Naturerzeugniſſe 718
Naturaliſiren 719
Naturalismus 720
Naturdichter, Naturpoeſie 721

Naturell Seite 723
Naturforſchung, ſ. Naturgeſetze 724
Naturgeſchichte —
Naturgeſetze 729
Naturlehre od. Phyſik 733
Natürliche Magie, ſ. Magie 734
Natürliches Recht, ſ. Naturrecht —
Natürliche Religion, natürliche Theologie, ſ. Religion, Religionsphiloſophie und Phyſikotheologie —
Naturphiloſophie —
Naturrecht 735
Naturreiche, ſ. Naturgeſchichte 736
Naturſtand —
Naturſyſtem 738
Naturwiſſenſchaften 740
Naubert (Benedikte) 747
Naumachie —
Naumann (Joh. Glieb od. Amadeus) 748
Naumburg an der Saale 750
Nautik, ſ. Schiffahrtskunde —
Navarra (Königreich) —
Navigationsakte 751
Naxos 752
Nazarener 753
Nazareth —
Neapel (Königreich), ſ. Sicilien (Königreich beider) —
Neapel, Napoli —
Nebel 759
Nebelſterne, Nebelflecke —
Nebenſonnen, Nebenmonde —
Nebucadnezar, König von Babylon —
Neckar 760
Necker (Jacques) franz. Finanzminiſter —
Necker (Suſanne) 763
Neefs (Peter) 764
Neer, van der, (Arthur) —
Negativ —
Neger 765
Nehemiah 766
Neigung 767
Neigung (mathem.), ſ. Inclination 768
Neïth, Neïtha —
Nekrolog, Nekrologie —
Nekromantie —
Nektar 769
Nelken —
Nelſon (Horatio) Lord Viscount —
Nemeiſcher Löwe, ſ. Herkules u. Nemeiſche Spiele Seite 773
Nemeiſche Spiele —
Nemeſis 774
Nenndorf 775
Nenner —
Nennwerth, ſ. Nominalwerth —
Neologie —
Neoptolemus, ſ. Pyrrhus 776
Nepaul od. Nepal —
Nepenthe 777
Nephele, ſ. Athamas —
Nephthys —
Nepomuk (Joh. von) —
Nepos, ſ. Cornelius Nepos 778
Nepotismus —
Neptun —
Neptuniſten 779
Nereus —
Nereiden 780
Nero (Lucius Domitius Ahenobarbus, ſpäter: Claudius Druſus) —
Nerva 781
Nerven, Nervenſyſtem, —
Nervenkrankheiten 785
Neſſeln, Neſſeltuch, Netteltuch, Neſſelzwirn, Neſſelgarn 787
Neſtel, Neſtelknüpfen —
Neſter, indianiſche Vogelneſter —
Neſtor von Pylos —
Neſtor von Kiew 788
Neſtorius, Neſtorianer, ſ. Sekten, Syriſche Chriſten und Thomaschriſten 789
Netſcher (Johann u. Caspar) —
Nettelbeck (Joachim) —
Netz 792
Netzhaut, ſ. Netz, Auge und Nerven —
Neubeck (Valerius Wilh.) —
Neuber (Friederike Caroline) —
Neu-Dietendorf 793
Neufchatel od. Neuchatel —
Neu-Foundland, Terreneuve 794
Neu-Granada, ſ. Südamerika 795
Neugriechiſche Sprache —
Neu-Guinea 796
Neuhof (Theodor, Baron von) König von Corſika 797
Neu-Holland 798
Neujahrsgeſchenke 799
Neu-Kaledonien 800
Neukomm (Sigismund) 801
Neumark (Georg) —

Neu-Mexiko, ſ. Mexiko Seite 802
Neumond, ſ. Mondphaſen —
Neunaugen, Bricken od. Steinſauger —
Neuplatoniker —
Neu-Schottland 803
Neu-Seeland 805
Neuſüdwales, ſ. Neu-Holland 806
Neutraliſiren, Neutraliſirung —
Neutralität —
Neutralſalze, ſ. Mittelſalze 807
Neuwied —
Neu-York 808
Nevrologie, Nervenlehre, ſ. Anatomie 809
Newa —
Newcaſtle —
Newmarket 810
Newton (Iſaak) —
Ney (Michel) Herzog von Elchingen 818
Niagara-Waſſerfall 820
Niebelungenlied —
Nicäa (Isnik) 822
Nichols (John) 823
Nichtigkeitsklage, ſ. Nullität —
Nichtleiter, ſ. Elektricität —
Nickel od. Nickelmetall —
Nicolai (Chriſtoph Friedr.) 824
Nicolay (Ludwig Heinr. v.) 827
Nicolo od. Nicolo Iſouard —
Nicot (Jean), ſ. Tabak 828
Niebuhr (Carſtens) —
Niebuhr (B. G.) 829
Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch —
Niederlande (Königreich der) —
Niederländiſche Schule 851
Niederländiſche Sprache, Literatur und Poeſie 854
Niederrhein 860
Niederſchlag, Präcipitat 861
Niemcewicz (Julius Urſinus) —
Niemen 862
Niemeyer (Aug. Herm.) —
Nieren 863
Nierenſteiner, ſ. Rheinweine 864
Nieswurz, Nieswurzel —
Nießbrauch od. Nutznießung 865
Nieſen —
Niethammer (Friedr. Immanuel) —
Nilfheim, ſ. Nordiſche Mythologie 866
Niger —
Nikander 868
Nike, ſ. Victoria Seite 868
Nikolaiten —
Nikomedes —
Nikopolis 869
Nil —
Nimbus 871
Nimes, Nismes —
Nimrod 872
Nimwegen, Nimmegen —
Ninive, ſ. Ninus 873
Ninon, ſ. Lenclos —
Ninus —
Niobe —
Niſche, Bilderblinde 875
Nitrum, ſ. Salpeter —
Nivelliren —
Nixen —
Nizza, Nice —
Noah 876
Noailles (Antoine de — Anne Jules Duc de — Louis Antoine de — Adrien Maurice Duc de) —
Noetianer, ſ. Secten 878
Nollet (Jean Antoine) —
Nomaden —
Nomenclator —
Nominaldefinition —
Nominaliſten 879
Nominalwerth 880
Non (Jean Claude Richard de Saint) —
Nonä, ſ. Kalender —
Nonconformiſten —
None —
Nonjurors, Nichtſchwörer, ſ. Jacobiten —
Nonne, ſ. Klöſter —
Nonnus —
Nonotte (Claude Adrian) 881
Nonpareille —
Noot (Heinr. van der) —
Nordamerika 882
Nordamerikaniſche Freiſtaaten, Nordamerikaniſcher Krieg, ſ. Vereinigte Staaten v. Nordamerika 886
Norden (Friedr. Ludw.) —
Norderneier Seebad —
Nordhauſen 887
Nordiſche Mythologie —
Nordlicht, Nordſchein 893
Nördlingen 894
Nordpol, ſ. Pol —
Nordpol-Expedition —

Nordpunkt, ſ. Mitternacht S. 899
Nordſchein, ſ. Nordlicht —
Nordſee, Nordmeer, ſ. Deutſches Meer —
Nordſtern, Polarſtern —
Nordwind, ſ. Winde u. Boreas —
Noricum —
Normaljahr —
Normalſchulen 900
Normänner, Normannen —
Nornen, ſ. Nordiſche Mythologie 901
North (Lord Frederic) —
Northcote (James) 905
Norwegen, (Königreich) —
Norwich 907
Noſairier 908
Noſologie —
Noſſa, ſ. Nordiſche Mythologie 909
Nöſſelt (Joh. Aug.) —
Noſtradamus eigentl. Michel Notre Dame —
Notabeln 910
Notarien —
Noten 911
Notendruck 913
Notenſetzer, Notenmaſchine, auch Phantaſirmaſchine —
Notenſtich, ſ. Notendruck 914
Notenſyſtem, ſ. Noten —
Nothrecht —
Nothlüge, ſ. Lüge 915
Nothtaufe —
Nothwehr —
Nôtre (André le), ſ. Lenôtre (André) Seite 915
Notre-Dame —
Nottingham —
Notturno, ſ. Serenade 916
Novalis, ſ. Hardenberg —
Nova-Zembla oder Nowaja-Semlja —
Novatianer —
Novation 917
Novellen —
Noverre (Jean Georges) —
Noviziat 918
Nox —
Nubien —
Nugent (Graf) —
Nukahiwa 919
Nullität 920
Numa Pompilius, König von Rom —
Numantia 921
Numerus in der Rede, ſ. Proſa —
Numidien —
Numismatik, ſ. Münzkunde 922
Nuntien —
Nürnberg 924
Nuß 925
Nutkaſund —
Nutznießung, ſ. Nießbrauch —
Nyerup (Rasmus) —
Nymphe (naturhiſt.), ſ. Inſekten 926
Nymphen (mythol.) —
Nymphenburg, ſ. München —

Der Verleger des Converſations-Lexikons empfiehlt den Beſitzern deſſelben auch folgende in ſeinem Verlage erſchienene Schriften, die zu den beigeſetzten Preiſen ſowol bei ihm ſelbſt, als auch in allen andern Buchhandlungen zu erhalten ſind:

Antiromanus oder die Kirchengeſchichte; eine Warnungstafel für Fürſten und Völker vor Begünſtigung des römiſchen Katholicismus; nachdenkenden Katholiken und Proteſtanten gewidmet von **Chriſtianus Sincerus**. gr. 8. 1 Thlr.

Arnoldi (Joh. von), hiſtoriſche Denkwürdigkeiten. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Behr (Dr. W. J.), die Lehre von der Wirthſchaft des Staats oder pragmatiſche Theorie der Finanzgeſetzgebung und Finanzverwaltung. Mit Rückſicht auf den Gebrauch bei academiſchen Vorleſungen. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Benzenberg (Dr. J. F.), über Preußens Geldhaushalt und neues Steuerſyſtem. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Briefe aus Columbien von einem hannöverſchen Offizier an ſeine Freunde. (Geſchrieben im Jahre 1820.) 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe von Joſeph dem Zweiten, als charakteriſtiſche Beiträge zur Lebens- und Staatsgeſchichte dieſes unvergeßlichen Selbſtherrſchers. (Bisher ungedruckt.) Zweite mit einer Einleitung: „Beiträge zur Würdigung Kaiſer **Joſeph** II.“ vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Casper (Dr. J. L.), Charakteriſtik der franzöſ. Medicin, mit vergleichenden Hinblicken auf die engliſche. Mit einem Kupfer. gr. 8. 3 Thlr.

Conſtitutionen, die, der europäiſchen Staaten ſeit den letzten 25 Jahren. gr. 8. Erſter Theil 2 Thlr. Zweiter Theil 2 Thlr. 12 Gr. Dritter Theil 2 Thlr. 12 Gr.

Coxe (W.), Geſchichte des Hauſes Oeſterreich ſeit der Gründung dieſer Monarchie von Rudolph von Habsburg bis zum Tode Leopolds des Zweiten. (1213 — 1792.) Aus dem Engliſchen von **Dippold** und **Wagner**. Mit berichtigenden Anmerkungen der Ueberſetzer. 4 Bände. gr. 8. 10 Thlr.

Ebert (Friedr. Adolf), Geſchichte und Beſchreibung der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. gr. 8. 2 Thlr.

Encyclopädie der gesammten Freimaurerei nebst Nachrichten über die damit in wirklicher oder vergeblicher Beziehung stehenden geheimen Verbindungen. In alphabetischer Ordnung. Von **Lenning**. Durchgesehen, und, mit Zusätzen vermehrt, herausgeg. von einem Sachkundigen. Erster Theil: A—G. gr. 8. Auf ord. Druckpap. 2 Thlr. 12 Gr.; auf feinem franz. Druckpapier 2 Thlr. 20 Gr.

Ersch (Joh. Sam.), Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Zweite bis auf die neueste Zeit fortgeführte, berichtigte und ergänzte Ausgabe. In 4 Bänden oder 7 Abtheilungen. gr. 8. Auf Druckpap. 12 Thlr.; auf Schreibpap. 16 Thlr.; auf Schreibpap. in 4. 24 Thlr.

Europa oder Ueberſicht der Lage der europäiſchen Hauptmächte im Jahre 1821. Von einem Amerikaniſchen Diplomaten (A. H. **Everett**). Aus dem Engliſchen mit (im Sinne der **monarchiſchen**

Grundſätze) erläuternden und berichtigenden Anmerkungen des Ueberſetzers. 2 Bände. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Ewald (Dr. J. L.), Briefe über die alte Myſtik und den neuen Myſticismus. 8. 2 Thlr.

Friedländer (Dr. Hermann), Anſichten von Italien während einer Reiſe in den Jahren von 1815 und 1816. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Furchau (Friedrich), Hans Sachs. In 2 Abtheilungen. Erſte Abtheilung: Die Wanderſchaft. Zweite Abtheilung: Der Eheſtand. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

Gellert (Chriſtian Fürchtegott), Briefwechſel mit Demoiſelle Lucius. Nebſt einem Anhange, enthaltend: 1) Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürſten (Sr. Majeſtät dem jetzigen König) in Leipzig. 2) Ein Gedicht Gellert's an den Churfürſten (Sr. Majeſtät dem jetzigen König). 3) Ein Brief Rabener's an Gellert, und deſſen Antwort. 4) Das Geſpräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5) Ein Brief Gellert's an Cramer. Sämmtlich aus den bisher meiſt noch ungedruckten Originalen herausgegeben von Friedrich Adolf Ebert. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Gerſtäcker (Dr. Karl Fr. Wilh.), Anweiſung zur zweckmäßigen Abfaſſung der gerichtlichen Vertheidigungsſchriften, theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptſächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bei Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich geweſener, die gewöhnlichſten Verbrechen und Vergehen betreffender Schutzſchriften. 2 Theile. gr. 8. 4 Thlr. 18 Gr.

Gervais (Ludw.), kleine Mittheilungen aus dem ſtaatswiſſenſchaftlichen Gebiete. Zur Orientirung über verſchiedene Gegenſtände und Angelegenheiten des innern Staatslebens. 2 Theile. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr.

Grävell (Dr. M. C. F. W.), das Wiederſehen nach dem Tode. Daß es ſein müſſe und wie es nur ſein könne. In Beziehung auf das Werk: Der Menſch näher entwickelt. gr. 8. 10 Gr.

— — Briefe an Emilien über die Fortdauer unſerer Gefühle nach dem Tode. Weitere Ausführung der frühern Schrift des Verfaſſers: Der Menſch; und auf Veranlaſſung der Wiſer'ſchen Schrift: Der Menſch in der Ewigkeit. 8. 1 Thlr. 18 Gr.

Greiner (Dr. Fr. G. Chr.), der Traum und das fieberhafte Irreſein. Ein phyſiologiſch-pſychologiſcher Verſuch. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Haupt (Joachim Leopold), Landsmannſchaften und Burſchenſchaft. Ein freies Wort über die geſelligen Verhältniſſe der Studirenden auf den deutſchen Hochſchulen. (Mit Beilagen, enthaltend 6 Actenſtücke, nämlich Verfaſſungs-Urkunden.) gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Henke (Adolf), Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin. Zweite verbeſſerte Auflage. 4 Bände. gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Hippocratis Coi, Opera quae exstant, in sectiones VII divisa. Ex interpretatione Anutii Foesii recudi curavit, prolegomena de conditione artis medicae ante Hippocratem, Hippocratis vita, scriptis et meritis, nec non cuique libro praefatiunculam praemisit, verborumque difficilium minusque cognitorum indicem explicantem adjecit Jo. Frid. Pierer M. D. 3 tomi. gr. 8. Auf Druckp. 4 Thlr. 12 Gr.; auf Schreibp. 5 Thlr.

Hufeland (Dr. C. W.), Anleitung zur phyſiſchen und moraliſchen Erziehung des weiblichen Geſchlechts. Nach Darwin bearbeitet und mit vielen Zuſätzen u. ſ. w. verſehen. gr. 8. 18 Gr.

John (Prof. Dr. J. F.), Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. In alphabetischer Ordnung. 4 Bände in 5 Theilen, mit Kupfern. 8. 11 Thlr.

Körte (Wilhelm), das Leben L. N. M. Carnot's. Aus den beſten gedruckten, ſo wie aus handſchriftlichen Nachrichten dargeſtellt. Mit einem Anhange, enthaltend die ungedruckten Poeſien Carnot's. 8. 2 Thlr. 6 Gr.

Köthe (Dr. F. A.), Für häusliche Erbauung. Erſter Band. gr. 8. Auf gutem weißen Papiere 2 Thlr. 8 Gr.; auf beſſerem Papiere 2 Thlr. 18 Gr.; auf ganz feinem franz. Papiere 3 Thlr.

— — Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Chriſten. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Kotzebue (Auguſt von), Leben. Nach ſeinen Schriften und nach authentiſchen Mittheilungen dargeſtellt. (Von Dr. Fr. Cramer.) 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Kreyſig (Dr. Friedrich Ludwig), Syſtem der praktiſchen Heilkunde, aus Erfahrung und daraus hergeleitete Geſetze der thieriſchen Natur gegründet. Erſter Band, Heilgrundſätze. Erſter und zweiter Theil, angewandte oder praktiſche Krankheitslehre. gr. 8. Erſter Theil 2 Thlr. Zweiter Theil 2 Thlr. 16 Gr.

Krug (Wilh. Traug.), geſchichtliche Darſtellung des Liberalismus alter und neuerer Zeit. Ein hiſtoriſcher Verſuch. gr. 8. 20 Gr.

— — Handbuch der Philoſophie und der philoſophiſchen Literatur. In 2 Bänden. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.

— — Entwurf zur deutſchen und Darſtellung der engliſchen Geſetzgebung über die Preßfreiheit. Der hohen deutſchen Bundes-Verſammlung gewidmet. gr. 8. 20 Gr.

Lieber (Dr. Franz), Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März, im Jahre 1822. 8. 1 Thlr.

Löbenstein-Löbel (Dr. und Prof.), die Anwendung und Wirkung der Weine in lebensgefährlichen Krankheiten, und über deren Verfälschung, nach eignen Ansichten und Erfahrungen. 8. 20 Gr.

Lucheſini (Marcheſe), hiſtoriſche Entwickelung der Urſachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italieniſchen von B. J. F. von Halem. 2 Theile. gr. 8. 4 Thlr. 8 Gr.

Minnehöfe, die, des Mittelalters und ihre Entſcheidungen oder Ausſprüche. Ein Beitrag zur Geſchichte des Ritterweſens und der romantiſchen Rechtswiſſenſchaft. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Morgan (der Lady) Reiſen. I. Frankreich. 2 Theile. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

— — II. Italien. 4 Theile. 8. 8 Thlr. 16 Gr.

Müller (Adam), Verſuch einer neuen Theorie des Geldes. Mit beſonderer Rückſicht auf Großbritannien. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Müller (Dr. Chriſtian), Reiſe durch Griechenland und die joniſchen Inſeln. In den Monaten Junius, Julius und Auguſt 1821. 12. 1 Thlr. 16 Gr.

Murhard (Dr. Carl), Theorie des Geldes und der Münze. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

Oken, Naturgeſchichte für Schulen. Mit 4 Kupfern. gr. 8. Auf ordin. Druckp. 3 Thlr.; auf feinem franzöſiſchen Papier 4 Thlr.

Raumer (Friedrich von), Vorleſungen über die alte Geſchichte. 2 Theile. gr. 8. 6 Thlr.

Roſenmüller (Dr. J. G.), Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach ſeinem chriſtlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr. Erſter Band: Chriſtliche Glaubenslehre. Zweiter Band: Chriſtliche Sittenlehre.

Rudolphi (Prof. K. Asm.), Entozoorum, sive vermium intestinalium historia naturalis. Cum 6 Tab. aeneis. gr. 8. 3 vol. 7 Thlr. 12 Gr.

Sarſena oder der vollkommene Baumeiſter, enthaltend die Geſchichte und Entſtehung des Freimaurer-Ordens und die verſchiedenen Meinungen darüber, was er in unſern Zeiten ſein könnte, was eine Loge iſt, die Art der Aufnahme, Oeffnung und Schließung derſelben in dem erſten, und die Beförderung in dem zweiten und dritten der St. Johannes-Grade; ſo auch die höhern Schotten-Grade und Andreas-Ritter. Treu und wahr niedergeſchrieben von einem Freimaurer. Vierte Aufl. 1 Thlr. 12 Gr.

Schubert (Dr. G. H.), die Symbolik des Traumes. Neue mit Zuſätzen vermehrte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Schopenhauer (Johanna), Ausflucht an den Rhein und deſſen nächſte Umgebungen im Sommer des erſten friedlichen Jahres. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Reiſe durch England und Schottland. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. 2 Bände. 8. 4 Thlr.

Sprengel (Prof. C.), Geſchichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jetzige Zeit fortgeführt. In 2 Theilen. gr. 8. Erſter Theil mit 8 illuminirten Kupfern 2 Thlr. 16 Gr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Stael (Frau von), Zehn Jahre meiner Verbannung. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Steffens (Henrich), Caricaturen des Heiligſten. 2 Theile. gr. 8. 6 Thlr. 12 Gr.

Taſchen-Encyclopädie, deutſche, oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphabetiſcher Ordnung. (Herausgegeben von Prof. F. Ch. A. Haſſe in Dresden.) In 4 Theilen mit 50 Kupfern. 12. 8 Thlr.

Vico (Giambattiſta), Grundzüge einer neuen Wiſſenſchaft über die gemeinſchaftliche Natur der Völker. Aus dem Italieniſchen von Dr. W. Weber. gr. 8. 4 Thlr.

Walther (Dr. J. A.), über das Weſen der phthyſiſchen Conſtitution und der Phthyſis in ihren verſchiedenen Modificationen, nebſt der aus dieſem fließenden Curmethode. In 2 Bänden oder 4 Abtheilungen. gr. 8. 6 Thlr.

Winckell (Georg Fr. Dietr. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 3 Theile. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. gr. 8. Auf Druckpap. 11 Thlr.; auf Schreibpap. 15 Thlr. 4 Gr.

Witte (Dr. Karl, der ältere), Karl Witte der jüngere, oder: Erziehungs- und Bildungsgeſchichte deſſelben; ein Buch für Eltern und Erziehende. In 2 Bänden. 8. 3 Thlr.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände (
Conversations-Lexicon)

Bd.: 6. M u. N. - 1824

Leipzig 1824

Bibl.Mont. 10-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10710725-1